



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

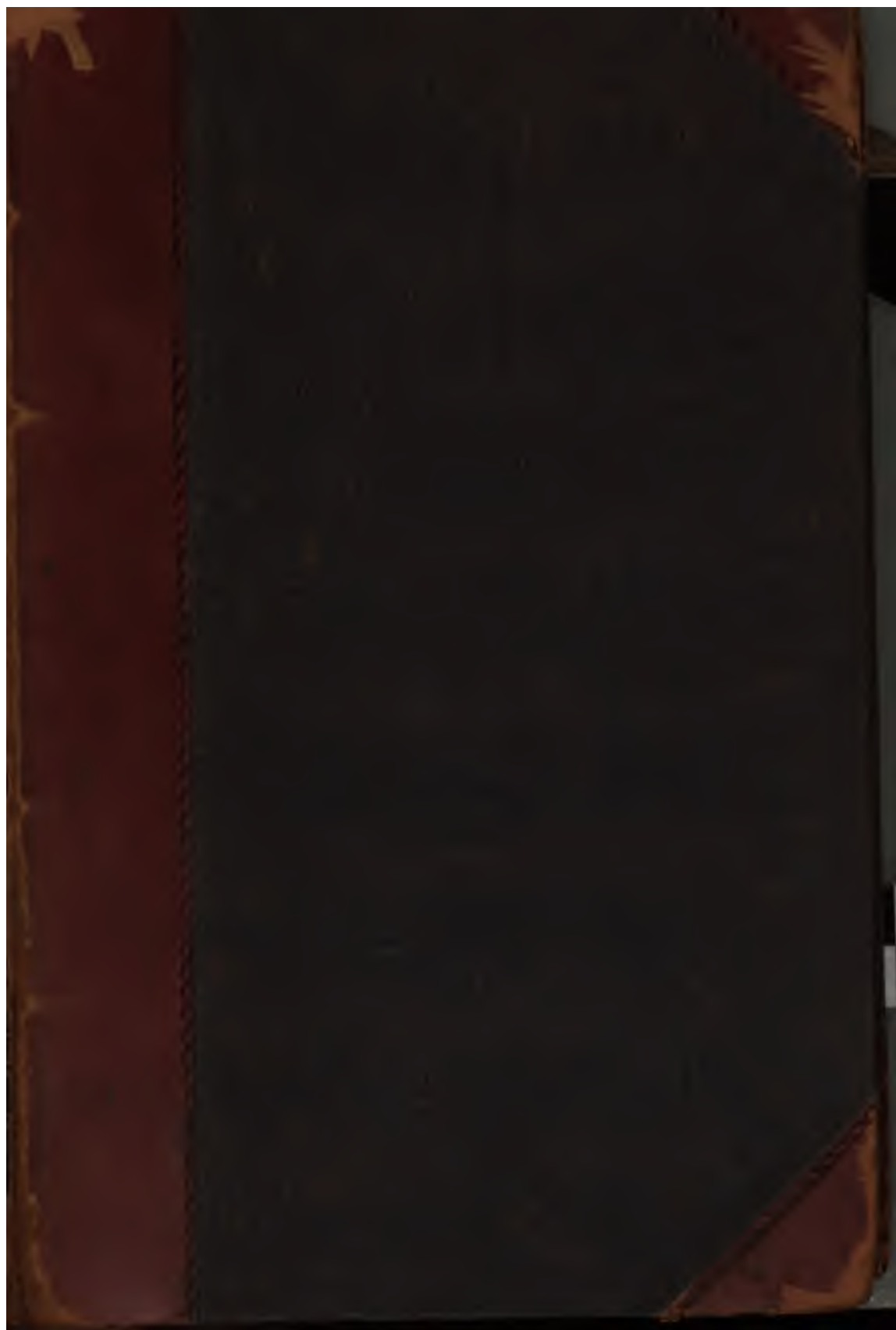
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>





600035766X





•

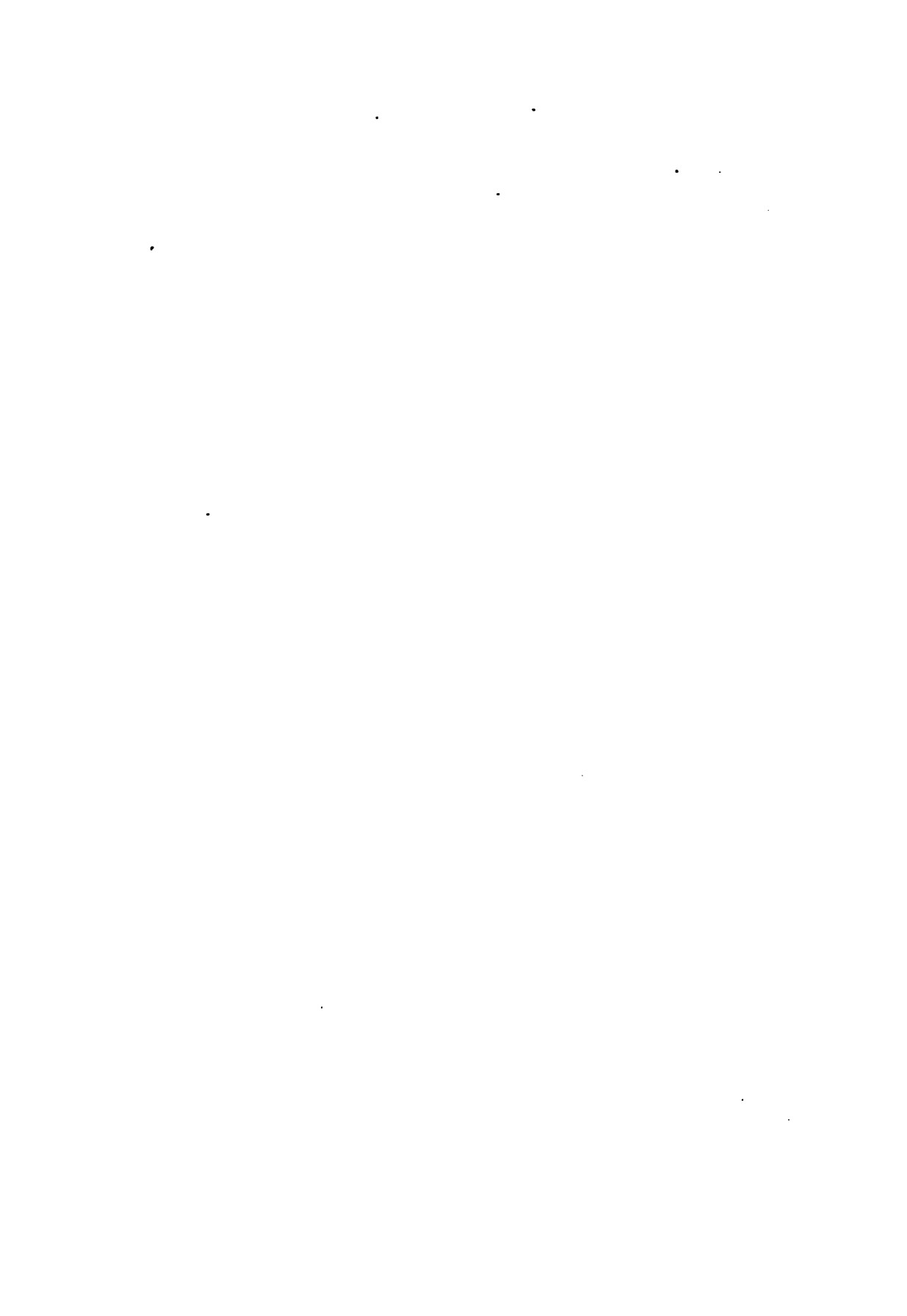
•

•

•

•

•





29

1881

Geschichte

des

Ersten schlesischen Krieges

nach archivalischen Quellen

dargestellt von

Dr. G. Grünhagen,

Königl. Historik und Professor an der Universität Breslau.

Erster Band:

Bis zum Abkommen von Klein-Schnellendorf.

Mit einem Plane der Gegend von Mollath.



Gotha.

Friedrich Andreas Perthes.

1881.



Der erste schlesische Krieg.

I.



Geschichte des Ersten schlesischen Krieges

nach archivalischen Quellen

dargestellt von

Dr. C. Grünhagen,

Königl. Archivrat und Professor an der Universität Breslau.

Erster Band:

Bis zum Abkommen von Klein-Schnellendorf.

Mit einem Plan der Umgegend von Mollwitz.



Gotha.

Friedrich Andreas Perthes.

1881.

240 e 1077

☞ Alle Rechte vorbehalten. ☜

Vorwort.

Aus einer Monographie über den Kleinschnellendorfer Vertrag, an die ich vor nunmehr fast acht Jahren heranging, ist nach mancherlei Durchgangspunkten mir eine zweibändige Geschichte des ersten schlesischen Krieges unter den Händen erwachsen, und es wäre wohl möglich, daß die Form dieses Krystallisationsprozesses sich noch in dem Buche hier und da wahrnehmbar zeigte. Mir hat der Gegenstand in seiner erweiterten Fassung wenigstens die Beruhigung verschafft, daß ich nun die sich mir bietende Fülle des Materials getrost verarbeiten konnte, ohne eine allzu schwere Betrachtung des Werkes fürchten zu müssen. Denn darüber schien mir kein Zweifel obwalten zu können, daß eine wirklich ins einzelne gehende Forschung und eine ausführliche Darstellung wohl beansprucht werden könnten für einen Krieg von solcher Bedeutung, wie sie der erste schlesische hat, einen Krieg, der die Stellung Preußens als europäische Großmacht begründet, in dem Herzen Europas wirklich zwei Herzkammern hergestellt hat, welche dann allerdings sich auf einen Schlag nicht einzurichten vermocht haben, und der über das Schicksal eines der größten Helden der Weltgeschichte das Los geworfen.

Und ein solcher Stoff schien mir dann auch nach dem allen, was für seine Bearbeitung in neuerer Zeit bereits geschehen ist, immer noch einer Monographie Raum zu lassen. Denn wie fern es mir auch sonst gelegen haben würde, mit Historikern wie Ranke und Droßfen in Konkurrenz zu treten, so durfte ich mir doch immer sagen, daß eine Monographie, welche die Ereignisse weniger Jahre spezieller Forschung unterwirft, für diese manches zu bieten vermag, was bei umfassenden größere Zeiträume umspannenden Werken der Plan und die Anlage unter allen Umständen ausschließt, nämlich eine weit ausgebehnte Fundamentierung

hinsichtlich der Quellen vornehmlich der handschriftlichen, archivalischen und daneben eine eingehende Erörterung der einzelnen Punkte, welche bei der allgemeinen Bedeutung des Stoffes auch in ihren Einzelheiten immer noch ein Interesse beanspruchen können.

Von dieser Seite habe ich das Werk anzufassen versucht, und da für meine ganzen Studien auf diesem Felde thatsächlich der eigentliche Ausgangspunkt das Interesse war, welches mir die für die Gestaltung dieses Krieges so bedeutungsvolle und dabei doch im einzelnen so merkwürdig widerspruchsvolle englische Politik einflößte, so habe ich deren Studium eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, habe die Korrespondenzen der englischen Gesandten an den verschiedenen Höfen im Record office zu London durchgesehen und wertvolle Ergänzungen dazu in dem Staatsarchive zu Hannover gefunden, bin dann den Rundgebungen der sächsischen Politik im Dresdner Archive aufmerksam gefolgt und habe die Meinungen der Gegner Preußens auf dem Wiener Hof- und Staatsarchive kennen gelernt, zugleich aber auch aus dem Berliner geheimen Staatsarchive noch eine ansehnliche Nachlese von Einzelheiten, die bei meinen Vorgängern keine Aufnahme gefunden hatten, zu gewinnen vermocht. Manches, was ich dort einst mühsam excerpiert, ist dann im Laufe meiner Studien in bequemer Vollständigkeit und durch sachkundige Anmerkungen geziert, publici juris geworden in den neuen, trefflichen Editionen zur Geschichte Friedrichs des Großen, den beiden ersten Bänden von dessen politischer Korrespondenz od. Koser, den von demselben herausgegebenen preussischen Staatschriften, Bd. I und der älteren Bearbeitung von Friedrichs Histoire de mon temps od. Posner. Auch die Analecten, welche Ranke der neuen Ausgabe seiner preussischen Geschichte angefügt, boten willkommene Ergänzungen aus französischen Archiven.

Für die eigentlichen Kriegsoperationen sind auf unserer Seite die wichtigsten Zeugnisse, die Berichte der Befehlshaber und des Königs Weisungen an dieselben im Berliner geheimen Staatsarchive vereinigt, zu deren Ergänzung dann namentlich für die zweite Hälfte des Krieges auch das herzoglich anhaltische Archiv zu Zerbst in höherem Grade, als man wohl erwarten sollte, in Betracht kommt. Osterreichischerseits finden sich dieselben im Wiener Kriegsministerialarchive, das zu benutzen mir auch vergönnt war. Die von dem Könige selbst verfaßten, hier und da in den Zeitungen zerstreuten Kriegsberichte hat inzwischen Droyen zum un-
 vor r Gewinne für die Forschung gesammelt veröffentlicht (Bel-

heft zum Militär-Wochenbl. 1875, Hft. 10). Für die Kriegsbereignisse in Schlesien vermochte dann doch auch manches an lokalen, handschriftlichen Aufzeichnungen und Tagebüchern die Heimat zu bieten, am wenigsten eigentlich das nach anderen Seiten so reiche Archiv, dem ich selbst vorzustehen die Ehre habe.

Jener wiederholten archivalischen Studienreisen, auf welchen ich nach und nach mein Material zu sammeln mich bemühte, läßt mich die Erinnerung an viele dabei empfangene Freundlichkeiten immer mit Freuden gedenken, und gern vertraue ich den Ausdruck meiner Dankbarkeit diesen Jelen an. Aufrichtigen Dank schulde ich an erster Stelle dem großen Historiker, der unsere Archive so ersprießlich leitet und mit so preisenswerter Liberalität ihre Benutzung erleichtert. Was mir einst schon sein hochverehrter Vorgänger gewährt hatte, die Zusendung von archivalischem Materiale aus Berlin und Hannover an das Breslauer Staatsarchiv, ist mir auch unter Herrn v. Sybels Verwaltung in vollstem Maße und in freiester Form gestattet und dadurch erst eine Quellenforschung in so ausgedehntem Maße ermöglicht worden. Und auch auf anderen Archiven hat mich freundliches Entgegenkommen vielfach zu Dank verpflichtet. In Wien hat Herr Hofrat v. Arneth mir nicht nur die Schätze des Hof- und Staatsarchivs mit gewohnter Liberalität geöffnet und mir brieflich mannigfache Nachträge zukommen lassen, er hat mir sogar, mit nicht genug zu rühmender Güte einer Bitte zuvorkommend, den Zugang zu dem dortigen Kriegsministerialarchive ausgewirkt, und wie glänzend hat nicht mir gegenüber der nun heimgegangene Geheimrat v. Weber den allerdings längst nicht mehr zutreffenden Vorwurf der Unzugänglichkeit, den einst Ranke gegen das Dresdner Archiv erhoben, zu widerlegen vermocht, sogar gerade inbezug auf die Akten, welche einst der große Historiker dort nicht erlangen konnte. — In London stand mir die ganze diplomatische Korrespondenz der damaligen Zeit zur bequemsten Verfügung, und der im Arbeitszimmer die Aufsicht führende Kollege Mr. Walford D. Selby hat auch nachträgliche Anfragen mit größter Liebenswürdigkeit beantwortet, Vergessenes ergänzt, ganze Abschriften für mich genommen. Die unerwartet reichen Schätze des herzoglich anhaltischen Archives zu Zerbst hat mir die Freundlichkeit des Geheimrat Siebigt bereitwilligst erschlossen, und hier in Breslau auf dem Stadtarchive resp. der Stadtbibliothek hat deren Leiter Dr. Markgraf mein Interesse so freundlich im Auge behalten, daß er mir selbst von den ihm anvertrauten Schätzen

einiges entgegengetragen hat, was mir sonst ohne Zweifel entgangen sein würde. Auch einigen Herren, die mich durch briefliche Mittheilungen freundlich unterstützt haben, möchte ich an dieser Stelle herzlich zu danken nicht unterlassen. Es sind dies die Herren Kollegen Dr. Großmann vom königlichen Hausarchive, Dr. Harlez in Düsseldorf (ehemals in Berlin), Dr. Hegert, Dr. Friedländer in Berlin und Dr. Ermisch in Dresden, Schrauff in Wien und Herr Dr. Koser in Berlin.

Auch Herrn Professor Droysens müßte ich an dieser Stelle gedenken, an dessen Güte ich mehrmals und nie ohne Erfolg brieflich appelliert habe; aber wie sehr mir auch die freundlichen Auskünfte des verehrten Mannes wohlgethan und mich gefördert haben, so möchte ich doch nicht den Anschein erregen, als könne in dem Hinweise auf diese Einzelheiten meine Dankbarkeit gegen den Verfasser der Geschichte der preussischen Politik ein Genügen finden. Wer nach Männern wie Ranke und Droysen zu schreiben unternimmt, wird unvermeidlich deren Schuldner, und zwar in viel höherem Maße, als auch die peinlichste Gewissenhaftigkeit durch Citate zur Anerkennung zu bringen vermag, und gerade das Droysensche Werk ist durch die bewundernswürdige Sorgfalt in dem quellenmäßigen Belegen aller Einzelheiten so geeignet, einem Nachstrebenden die Wege zu weisen.

Von den Resultaten meiner archivalischen Forschungen und gerade von dem, was ich Neues bieten zu können hoffe, gehört ein recht ansehnlicher Theil der diplomatischen Geschichte dieses Krieges an, der dann auch ein entsprechender Raum in meinem Werke hat eingeräumt werden müssen. Es ist mir nun sehr wohl bewußt, daß eine Begünstigung gerade dieser Seite der Geschichte eines Krieges in den Augen der Mehrzahl seiner Leser nicht eben zur Empfehlung dient, insofern diese die Darstellung der spannenden und aufregenden Schicksale des Waffenkampfes nicht gern durch die Vorführung weitläufiger diplomatischer Verhandlungen, selbst wenn denselben eine gewisse Wichtigkeit beizubringen ist, unterbrochen sehen; indessen vermag man vielleicht bei dem ersten schlesischen Kriege eine Ausnahme zu machen.

Wenn man z. B. den 7jährigen Krieg recht wohl mit nur leiser Andeutung der diplomatischen Verhandlungen schildern und mit dem ergreifenden Bilde dieses Helbenkampfes die Seele des Lesers mächtig zu ergreifen und zu erschüttern vermag, so ist ein Gleiches bei den russischen und nur wie zur Ergänzung und Wieder-in-Fluß-Bringung der

diplomatischen Verhandlungen erfolgenden Kriegsoperationen des ersten schlesischen Krieges kaum thunlich, und während sonst die Diplomatie in gewisser Weise während des Waffenkampfes schweigt, beherrscht sie in diesem Kriege mit sehr kurzen Unterbrechungen fort und fort die Situation, die militärischen Operationen bedingend, einschränkend, unterbrechend und dann wieder einmal entfesselnd.

Schon deshalb dürfen die diplomatischen Verhandlungen in dieser Zeit eine gesteigerte Beachtung beanspruchen. Ein zweiter Grund hängt hiermit eng zusammen. Wer wollte leugnen, daß bei der Geschichte dieses Krieges unser Interesse in allererster Linie sich der so mächtig anziehenden Gestalt des jungen Königs zuwendet, den wir hier ein überaus kühnes Unternehmen, das er als seinen eigensten Gedanken ansehen durfte, auf das glänzendste durchführen sehen? Aber gerade von ihm läßt sich behaupten, daß, wenn bereits im zweiten schlesischen Kriege wir wohl in Friedrich vornehmlich den großen Feldherrn bewundern, im ersten dieser Kriege er uns mehr als der geniale Politiker imponiert. Denn ohne den großen Zug, der auch hier schon durch seine Kriegführung geht, irgendwie verkennen zu wollen, müssen wir doch bezüglich dieses Krieges zu dem Urtheile kommen, daß er die Vorbeeren, die er auf dem Schlachtfelde damals noch sehr zu teilen genötigt ist, auf dem Felde der Politik für sich allein pflückt, um dann vielleicht einen Zweig davon auf dem Altare der Glücksgöttin niederzulegen, die ja dem Kühnen so gern zulächelt.

Und wenn wir in den Schlachten dieses Krieges den König noch nicht die geniale Originalität zeigen sehen, durch welche er in späteren Kämpfen die Bewunderung der Welt gewinnt, so zeigt er diese dagegen schon in vollem Maße eben auf dem Gebiete der Staatskunst. Hier bezeichnet sein Auftreten einen Umschwung der Diplomatie. Er lehrt dieselbe eine Sprache, die bis dahin unerhört war, welche häufig eine scheinbar rücksichtslose Offenheit mit der berechnenden Klugheit eines überlegenen Geistes paart. Nicht selten werden die Audienzen, die er erteilt, zu Szenen von fast dramatischer Lebendigkeit, denen wir mit dem gespanntesten Interesse folgen. Ich habe von solchen meinen Lesern nichts vorenthalten zu dürfen geglaubt, und der Aussicht auf solche Glanzpunkte sicher, werden mir dieselben dann hoffentlich mit geringerer Unlust auch durch die verschlungenen Wege der diplomatischen Verhand-

Der Umfang des Manuscriptes nötigte zu einer Theilung in zwei Bände, und die eigentümliche Cäsur der Kleinschnellenborfer Übereinkunft bot einen sehr geeigneten Scheidungspunkt. Der voraussichtlich geringere Umfang des zweiten Bandes empfahl es denn auch, das Wenige, was von archivalischen Beilagen mitzutheilen in Aussicht steht, diesem aufzusparen, dem dann auch alphabetische Register für beide Bände angehängt werden sollen.

Breslau, im August 1880.

Grünhagen.

Inhalt des ersten Bandes.

| Einführung. | Seite |
|---|--------------|
| I. Rückblick auf Friedrich Wilhelm I. | 3 |
| II. Der junge König | 9 |
| III. Die Politik Friedrichs bis zum Tode des Kaisers | 17 |
| Erstes Buch. Der Entschluß und die fruchtlosen Versuche einer Verständigung. | |
| 1. Friedrich am Rubicon | 45 |
| 2. Verhältnis zu England und Frankreich | 59 |
| 3. Die ersten Unterhandlungen mit Osterreich | 73 |
| Zweites Buch. Von Schlesien. | |
| 1. Die Entwicklung der Dinge in Schlesien | 105 |
| 2. Die preussischen Ansprüche auf Schlesien | 119 |
| 3. Die Lage Schlesiens beim Ausbruch des Krieges | 142 |
| Drittes Buch. Der Krieg in Schlesien 1741. | |
| 1. Besetzung Schlesiens, Eroberung von Glogau | 151 |
| 2. Schlacht bei Mollwitz | 170 |
| 3. Einnahme von Brieg, Vormarsch gegen Neiße, Lager von Strebsen | 197 |
| 4. Beginn des osterreichischen Erbfolgekrieges. Neippergs Flankenmarsch | 214 |
| 5. Die Haltung der Schlesier während des Krieges und die Besetzung Breslaus | 220 |
| 6. Erneuter Kampf um Neiße. Vom Kriegsschauplatz der Alliierten | 245 |
| 7. Das Corps des Fürsten von Anhalt | 254 |
| Viertes Buch. Diplomatische Verhandlungen. | |
| 1. Englands Bemühungen für einen Bund gegen Preußen bei Holland und Rußland | 271 |
| 2. Der Dresdner Plan einer Teilung Preußens | 297 |
| 3. Die preussische Diplomatie in den ersten Monaten des Jahres 1741 | 321 |
| 4. Die englische Diplomatie in Wien zur Zeit der Dresdner Konferenzen | 386 |

| | Seite |
|--|-------|
| 5. Die Wendung der englischen Politik | 346 |
| 6. Welfische Begehrlichkeiten | 361 |
| 7. Das Bündnis mit Frankreich | 381 |
| 8. Pragmatische und antipragmatische Verabredungen | 400 |
| 9. Robinsons schlesische Reisen | 416 |
| 10. Die Neutralität Hannovers | 448 |

Einleitung.

I.

Rückblick auf Friedrich Wilhelm I.

Wer es unternimmt, die erste Großthat des jungen Königs Friedrich, die Erwerbung Schlesiens, eingehender zu schildern, der muß zuvörderst des Herrschers gedenken, der seinem Sohne und Erben so vielfach vorgearbeitet, ihm die Wege bereitet, den Schatz gesammelt, die Waffen geschmiedet hat, mit denen er zu kämpfen und zu siegen vermocht hat. Wer wollte es leugnen, daß Friedrich Wilhelm I. auch seinen Anteil hat an der Eroberung Schlesiens?

Es giebt im ganzen Laufe der Weltgeschichte wenig Fürsten, die so viel für ihr Land gethan, demselben in solchem Maße zum Segen geworden sind, wie dieser vielgeschmähte König. In einem Hofleben der unerquicklichsten Art voll Palastintriguen und nichtigem Prunk war dieser wundersame Charakter erwachsen. Und als er die Regierung übernahm, war sein Erbe ein kleines zerrüttetes Land, eine Krone, deren Glanz verblaßt, und ein Staat, dessen Kredit vermindert war. Da tritt er ein, ein Fürst, der, so ganz verschieden von den übrigen Herrschern Europas, es wagt, mit der allgemein herrschenden Mode des Königtums à la Louis XIV. vollkommen zu brechen, der unbekümmert um Hofsitte und Konvenienz sich ein Königtum einrichtet auf eigene Art. Und den fargen, sparsamen Haushalt, in den er den einst so üppigen Berliner Hof hineinzwängte, den nöthigte er auch der ganzen Staatsverwaltung auf, jene strenge Pflichterfüllung, in der er lebte, die verlangte er mit unerbittlicher Strenge von jedem einzelnen seiner Beamten, und sein Eifer für die Wehrhaftmachung seines Volkes blieb doch nicht ohne Einfluß auf seine Unterthanen, zunächst allerdings nicht auf die große Menge, der vor allen die Härten der Militärverfassung sich fühlbar machten, wohl aber auf den Adel, dessen Söhne fast ausnahmslos zu den preußischen Fahnen drängten, um die Gunst des Königs, die hier nicht, wie anderwärts, durch bloße Teilnahme an den Hofgesellschaften zu gewinnen war, durch strengen Dienst unter den Waffen zu erringen. Aber auch der Bürger und Bauer gewann, wie hart auch das Regiment war, doch ein gewisses Vertrauen zu der Solidität der Zustände, er hatte ein Gefühl der Sicherheit in seinen Schranken, des Schutzes vor gesetzloser Willkür.

So wuchs ein neues Preußen heran, ein merkwürdiger Militärstaat, wo in harter Arbeit jeder, vom Bauer bis zum König hinauf, seine Schuldigkeit zu thun hatte. In den alten preußischen Provinzen, wo die Natur eine farge Mutter gewesen und der Boden nur dem beharrlichen Fleiße nicht eben reich-

lichen Ertrag gewährt, war die Erziehung zu sparsamer Wirtschaft wohl angebracht; man arbeitete in Preußen mehr als sonstwo, und es entwickelte sich eben unter diesem eisernen Könige das, was wir den preußischen Geist nennen, jene auswärts laut ebenso oft verspottete als im stillen bewunderte harte und spröde, aber innerlich tüchtige Art; das spezifische Preußentum mit seinem strammen, immer soldatisch gefärbten Wesen datiert in Wahrheit von König Friedrich Wilhelm, es trägt den Stempel dieser mächtigen Persönlichkeit breit aufgedrückt.

Daß ein solches System ohne Härte nicht durchzuführen war, liegt auf der Hand, und daß eine so eiserne Natur im Besitze unumschränkter Gewalt auch wohl einmal fehlgreifen, Handlungen der Unbilligkeit, ja der Ungerechtigkeit begehen konnte, ist leicht erklärlich. Uns kann der Gedanke daran in unserem Urteile über den König um so weniger irre machen, als wir uns doch immer sagen müssen, daß selbst jene Handlungen nicht Äußerungen einer Herrscherlaune, sondern Konsequenzen eines mit Strenge durchgeführten, für die Entwicklung des Staates im höchsten Maße förderlichen Regierungssystems waren. Und wenn die Einseitigkeit dieses Wesens, die für so vieles, was nach unseren Anschauungen erst das Leben lebenswert macht, jeden Sinn verleugnete, uns abstößt, mögen wir uns doch immer bewußt bleiben, daß diese Einseitigkeit doch den höchsten Interessen des Staates zugute gekommen ist, daß es hier zunächst darauf ankam, für diesen das wirkliche Selbstbestimmungsrecht zu erobern, die unerläßliche Voraussetzung gedeihlicher nationaler Entwicklung. Erst wenn das Haus fest und sichergefügt ist, hat man ein Recht, daran zu denken, es freundlich und behaglich einzurichten und zu schmücken.

Die greifbaren Resultate dieser Regierung sind wahrhaft staunenswert. Die Staatseinkünfte seines im Grunde armen und unter der Regierung seines Vaters zurückgekommenen Landes, welche sich bei seiner Thronbesteigung auf etwa 4 Millionen Thaler jährlich bezifferten, hat er durch seinen, von Anfang an vorgezeichneten Plan, der, wie er sich ausdrückte ¹⁾, auf „Ökonomie und Menage“ beruhen sollte, beinahe verdoppelt, auf 7 Millionen gebracht, wovon dann allerdings nahezu $\frac{6}{7}$ auf militärische Zwecke verwandt wurden ²⁾, und dabei noch einen Schatz gesammelt, der bei seinem Tode nahe an 10 Millionen betrug ³⁾. Die Militärmacht, welche Friedrich Wilhelm bei seinem Regierungsantritte in der Höhe von 38,000 Mann vorgefunden hatte, wuchs unter seiner Regierung um mehr als das Doppelte, auf 83,400 Mann, so daß, wenn Preußen 1713 mit den Mächten zweiten Ranges, wie etwa Sardinien oder Sachsen-Polen gleichstand, es jetzt nach dieser Seite hin unter den Großmächten mitzählte. Von den kontinentalen Mächten jener Zeit rechnete man das stehende Heer Oesterreichs auch nur auf 80,000 Mann, das Rußlands auf dem Papiere zwar zu 130,000 Mann, in Wahrheit aber mindestens ein Drittel niedriger, und von dem französischen Heere, das die allerdings imposante Ziffer von 160,000 Mann führte, kamen für den Fall eines Krieges zur Be-

¹⁾ Angeführt bei Mantel, Preussische Geschichte III, 245.

²⁾ Kiebel, Der brandenburgisch-preussische Staatshaushalt, S. 71.

³⁾ Kiebel, S. 80. Zu dem eigentlichen Schatze (8,700,000 Thlr.) kamen noch 1 1/2 Millionen Bestände in den beiden Generalkassen.

setzung der zahllosen Festungen dieses Landes doch nahezu die Hälfte in Abzug ¹⁾).

Und das Heer Friedrich Wilhelms I. hatte dann noch besondere Vorzüge. Es war einmal besser ausgerüstet als die meisten übrigen Heere. Während nämlich sonst bei jeder Kriegsrüstung einer europäischen Macht sich fast immer heranstellte, wie sehr viel von den unzähligen Bedürfnissen eines großen Heereskörpers noch fehlte, was dann mit vielen Anstrengungen und Zeitverlust erst nachträglich beschafft werden mußte, war in Preußen das ganze Heerwesen in musterhafter Ordnung, und Friedrich Wilhelm hielt bei aller Sparsamkeit doch mit peinlicher Strenge darauf, daß an dem Handwerkszeug des Krieges nichts fehle, ja er zeigte ein lebhaftes Interesse für alle etwaigen Verbesserungen und Fortschritte auf dem Gebiete der kriegerischen Ausrüstung und Bewaffnung, wie ja z. B. der in der preussischen Armee zuerst eingeführte eiserne Ladestock dem Feuergefechte dieses Heeres von vornherein eine gewisse Überlegenheit verlieh. Außerdem ist es ein Verdienst Friedrich Wilhelms I., in seinem Heere eine Übung in den Waffen, eine Methode des Drillens eingeführt zu haben in einer Ausdehnung und in einem Umfange, wie dies noch niemand vorher unternommen hatte. Die Wirkung davon konnte nicht ausbleiben, diese bestand nicht nur in dem vollen Vertrautwerden des Mannes mit seiner Waffe und in der gesteigerten Manövrierfähigkeit, sondern die unablässige Übung mußte den Soldaten die Ausführung der gegebenen Commandos so zur anderen Natur machen, daß man hoffen durfte, es werde auch in dem verwirrenden Getümmel der Schlacht die Truppe der wohlbekannten Stimme ihrer Führer treu und willig folgen. Und dabei bildeten dieses wohlgedrillte Heer doch keineswegs bloße Fußsoldaten für die Paraden und Reuen dressiert. Aus tapferem Material gebildet, bewahrten sie einen kriegerischen Sinn, pfl egten treu die Traditionen früherer großer Kriegsthaten, der Schlachten von Warschau, Jochbüllin, Turin, Malplaquet, die Offiziere dürsteten nach einer Gelegenheit, neuen Ruhm zu erwerben, und in der ganzen Armee lebte ein Gefühl von der gewaltigen Bedeutung dieser großen Gemeinschaft, welcher ja der König selbst, der nie anders als in Uniform gesehen ward, mit Leib und Seele angehörte. Es war Friedrich Wilhelms Ideal, an der Spitze einer Armee zu stehen, deren Offiziere lauter Landesfinder seien, wie solche kein Potentat bis jetzt habe ²⁾. Und in der That ward mit der Durchführung dieses Prinzips dem Heere, bei dem zu den ausgehobenen Landesfindern doch nahezu ebenso viel anderwärts im Reiche geworbene Mannschaften hinzutreten mußten, der nationale Charakter in hohem Grade gesichert.

So befanden sich denn die beiden Grundpfeiler eines Staatswesens, Finanzen und Heer, in musterhafter Verfassung. Rechnet man dazu noch, daß die Herrschaft in allen preussischen Provinzen so sicher und fest gegründet war, wie kaum irgendwo, daß das Volk nirgends von konfessionellem Hader entzweit, noch von irgendwelchen Antipathieen erfüllt, überall von warmer Treue und Anhänglichkeit an das Königtum durchdrungen war, daß die Provinzen einer Nationalität angehörend, bereits zu einem festen Ganzen zusammenge-

¹⁾ Vgl. Rante, Preussische Geschichte III, 147.

²⁾ Ausführung bei Rante a. a. O., S. 159.

schweift waren, daß nirgends korporative Privilegien der Herrschergewalt entgegenstanden, und daß das Volk selbst durchweg mannhaft und tüchtig war, so wird man einräumen, daß trotz der Kleinheit des Landes und trotz der Ungunst der auseinandergerissenen preußischen Provinzen die Erbschaft, welche der junge König antrat, eine der schönsten war, welche einem Herrscher zuteil werden konnte.

Mit ungleich geringerer Gunst pflegt die äußere Politik Friedrich Wilhelms I. beurteilt zu werden. Nicht ohne eine gewisse Verwunderung nimmt man wahr, daß derselbe Herrscher, der in seiner inneren Politik so eisenfest und sicher vorgeht, so energisch und rücksichtslos durchgreift, nach außen hin unsicher und schwankend auftritt, leicht zu täuschen und von seinem Wege abzulenken sich zeigt, und fast noch wunderbarer erscheint es, daß der König, der eigentlich Soldat ist vom Scheitel bis zur Sohle und in dem Streben nach militärischer Machtentfaltung für seinen Staat ganz aufzugehen scheint, dann doch eine ernstliche Scheu zeigt, diese militärischen Kräfte in die Wagtschale zu werfen zur Erreichung politischer Zwecke und den mehrhaftesten Staat Europas in die Lage bringt, selbst Unbilden ungestraft hinzunehmen. Allerdings hat Friedrich Wilhelm in der ersten Hälfte seiner Regierung eine Erwerbung von der allergrößten Bedeutung zu machen vermocht, jenes Vorpommern, für dessen Besitz der große Kurfürst so viele immer erneute und immer vergebliche Anstrengungen gemacht, das Mündungsland eines der deutschen Stämme endlich nun und zwar ohne allzu große Opfer in seine Gewalt gebracht; dagegen ist die größere zweite Hälfte seiner Regierung eigentlich nur eine Kette von Mißerfolgen und Enttäuschungen. Friedrich Wilhelm läßt sich 1725 auf die Seite der gegen den Kaiser verbundenen Westmächte herüberziehen, um dann im folgenden Jahre schon wieder diesem Bündnisse den Rücken zu kehren, ohne doch einen reellen Gewinn von diesem jähen Wechsel davonzutragen. In der Frage der polnischen Succession schmählich getäuscht, vermag er auch in der Sache, die ihm am allermeisten am Herzen lag, in der Sicherung der preußischen Anwartschaft auf Jülich-Berg, deren Erledigung bei dem Tode des greisen und männlicher Erben entbehrenden Kurfürsten von der Pfalz nahe bevorzustehen schien, keine Erfolge zu erzielen. Vonseiten des Kaisers wird ihm zwar 1728 Berg und Ravensstein zugesichert und damit die preußische Garantie der pragmatischen Sanktion erkaufte; doch muß der König erfahren, daß inzwischen im schroffen Widerspruche mit diesen Versprechungen der Kaiser die ganze Erbschaft dem Pfalzgrafen von Sulzbach versprochen habe, und 1738 überreichen Osterreich, Frankreich, England und Holland dem preußischen Hofe identische Noten, das Verlangen enthaltend, Preußen solle seine jülich-bergischen Ansprüche der Entscheidung der vier Mächte überlassen, worauf dann der König sich schließlich mit einem geheimen Vertrage begnügt, durch welchen ihm Frankreich 1739 wenigstens einen Streifen von Berg ohne Düsseldorf zusagte. Es waren das allerdings schlechte Erfolge, und wenn gleich einerseits Friedrich Wilhelm das große Verdienst gebührt, gerade durch seine Haltung mehrmals in dem letzten Jahrzehnte seiner Regierung den bedrohten europäischen Frieden erhalten zu haben, und wenn es auch anderseits fraglich erscheinen kann, ob eine energischere Politik, die es auf einen Krieg hätte ankommen lassen, ganz und gar im Interesse Preußens gelegen hätte, ob der zu er-

ringende Preis so hohem Einflusse entsprochen haben würde, so litt doch das Ansehen Preußens unter dieser allzu nachgiebigen und friedfertigen Politik. Sehr lebhaft hat das schon damals der Kronprinz Friedrich empfunden; als auf jene identischen Notizen von 1738 der König eine nur ausweichende Antwort gab, war er sehr wenig davon befriedigt, und trotz der Reserve, welche ihm seine damalige Stellung auferlegte, sprach er unter dem 4. März 1738 in einem an den Feldmarschall Grumkow gerichteten Briefe es offen aus, daß er wenig mit jener Antwort übereinstimme, welche allzu sehr der eines Mannes gleiche, der nicht Lust habe zu schlagen, wohl aber das glauben machen wolle ¹⁾.

Ja er schrieb sogar unter dem Einbruche dieser Ereignisse eine besondere Flugschrift: „*Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe*“ ²⁾, die er ursprünglich anonym in England erscheinen lassen wollte, und welche dann auch hauptsächlich an die Adresse der Seemächte gerichtet ist. Diese letzteren sollen daran erinnert werden, welche Gefahren für das europäische Gleichgewicht aus dem immer steigenden Übergewicht Frankreichs erwachsen müßten, das nun ja auch bereits Oesterreich, den alten Verbündeten Englands, im Schlepptau habe (bei den identischen Notizen erscheinen ja Oesterreich und Frankreich vereinigt). Der preussischen Angelegenheiten geschieht in der Denkschrift keine Erwähnung, aber es liegt auf der Hand, wie sehr eine Entzweiigung unter den Großmächten, welche damals (1738) in den identischen Notizen geeinigt sich den Ansprüchen Preußens entgegenstellten, diesem letzteren förderlich sein mußte.

Bitter klagt nachmals König Friedrich in seinen Memoiren ³⁾ über das Sinken des Ansehens Preußens in den letzten Jahren Friedrich Wilhelms I., wie die Großmächte ihm mit Rücksichtslosigkeit und Mißachtung begegnet seien und selbst die kleinsten deutschen Fürsten z. B. in den durch die preussischen Werber veranlaßten Händeln es gewagt hätten, die Preußen zu insultieren. „Allen guten Preußen“, schreibt er, „blutete das Herz wegen der Mißerfolge, welche der König in den letzten Jahren seiner Regierung hatte, und über die Schmach, die an dem preussischen Namen haftete.“ Friedrich motiviert durch den Hinweis hierauf die Notwendigkeit für ihn selbst, gleich vom Anfang an Beweise von Energie und Festigkeit zu geben, und er hat unzweifelhaft recht in dem, was er über die damalige Geltung des preussischen Staates ausspricht. Auf der andern Seite aber werden wir doch immer behaupten müssen, daß das allgemeine Resultat auch der auswärtigen Politik Friedrich Wilhelms I. für das Land ein segensreiches und ganz besonders für seinen Nachfolger höchst vorteilhaft gewesen ist.

Ein wie großes Glück war es nicht, daß Friedrich Wilhelm seinem Nachfolger so ganz und gar freie Hand gewahrt hat, daß keine Allianzen ihn banden, abgesehen von jener nichtsagenden Verabredung von 1739 mit Frankreich; zum wahren Glück für Preußen war seine Verpflichtung für die Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanction durch die Hinterlist des Wiener

¹⁾ Der Brief bei Dunder, Aus der Zeit Friedrichs d. Gr. 2c., S. 41.

²⁾ Diese Schrift in ihrem richtigen Zusammenhang gerückt zu haben, ist das Verdienst Dunders a. a. O. („Eine Flugschrift des Kronprinzen Friedrich“), S. 3 ff.

³⁾ Histoire de mon temps (1746) ed. Posner, p. 212. 213.

Hofes hinfällig geworden. Wie ungünstig wäre es gewesen, wenn Friedrich Wilhelm energischer die Erlangung von Allianzen für den jülich-bergischen Erbfall betrieben, wenn er mit lästigen Verpflichtungen die Zusage des Weistandes für diese Anwartschaft erlaßt und für diesen Zweck sogar zum Schwerte gegriffen, Opfer an Blut und Gut für eine Sache gebracht hätte, die nach dem Laufe der Dinge dann sehr in den Hintergrund getreten ist. Nicht allein, daß wir es als ein Glück zu preisen haben, wenn wir einem Fürsten, dem doch der rechte Sinn für äußere Politik mangelte, der nimmermehr eine große Unternehmung kühn und energisch durchzuführen vermocht hätte, in Erkenntnis seines Wesens sich nun lieber ganz zurückhalten sehen, es muß doch auch gesagt werden, daß jedes festere Engagement nach der Seite von Jülich-Berg hin dem Nachfolger in gewisser Weise die Hände gebunden haben würde, für das größere Unternehmen, das derselbe dann mit so unvergleichlicher Kühnheit und Selbständigkeit hat beginnen können. Ja selbst die Geringschätzung, mit der eben infolge von Friedrich Wilhelms friedliebender Nachgiebigkeit die übrigen Mächte auf Preußen blickten, ist zu Friedrichs Vorteil ausgeschlagen. Sie hat viel zu der hochmütigen Verblenzung beigetragen, mit welcher Maria Theresia die günstigen Anerbietungen Friedrichs ausschlug und so dem letzteren statt des Stückes von Schlessien, mit welchem er sich im Anfang begnügt haben würde, dann das ganze Land in die Hände gespielt hat.

Bereits im Jahre 1722 hatte es Friedrich Wilhelm ausgesprochen, „nachdem er das Land und die Armee instand gesetzt“, werde es „an seinem lieben Successor sein“, „die Präensionen und Länder herbeizuschaffen“, die seinem Hause von Gott und Rechts wegen zugehörten ¹⁾. In seinen letzten Jahren, wo, während er selbst durch zunehmende Kränklichkeit mehr und mehr von jedem Gedanken an eine große Unternehmung zurückgeschreckt wurde, gerade damals die Mißgunst der europäischen Mächte den preussischen Hoffnungen auf die ersehnte Erbschaft am Rhein so schroff entgegentrat, hat er dann zu seinem Sohne, dem er nach den Entzweigungen früherer Zeit erst jetzt mehr und mehr vertrauensvoll nahe trat, oftmals gesagt: „An dir wird es einst sein, unsere Ansprüche auf Jülich-Berg geltend zu machen“ ²⁾, und bekannt genug ist jene Äußerung des so arg getäuschten Monarchen: „da steht einer, der mich rächen wird“, eine Erwartung, die dann in so vollem Maße erfüllt werden sollte.

¹⁾ Angef. bei Ranke, Preuß. Gesch. III, 246.

²⁾ Davon schreibt der König noch unter dem 5. August 1775 an seinen Bruder Heinrich. Oeuvres de Fr. XXVI, 370.

II.

Der junge König.

Wir sahen, wie reich die Erbschaft war, die Friedrich antrat, als ihn der Tod seines Vaters am 31. Mai 1740 auf den Thron berief. Ein gefüllter Schatz, geordnete Finanzen, ein zahlreiches und wohlgeübtes Heer, diese beiden Haupthebel einer kühnen vorwärtstrebenden Politik waren gegeben; doch konnte es wohl scheinen, als müsse eine solche Politik gewisse Schranken finden in der Beschaffenheit des Landes, das der König von Preußen regierte. Es war nicht so sehr die Kleinheit des weder dichtbevölkerten noch an Hilfsquellen besonders reichen Landes (2275 □ Meilen mit 2,240,000 Einw.), das allerdings mit den Gebieten der anderen europäischen Großmächte nicht verglichen werden konnte, als vielmehr die Zersplitterung dieses Landgebietes, welche einer selbständigen kühnen Politik entgegenzustehen schien. Bildeten doch von jenen 2200 □ Meilen nur etwa $\frac{3}{5}$, die Marken und Pommern, ein zusammenhängendes Ganze; zwei Fünftelle dagegen lagen sehr weit von dem Hauptlande getrennt, im Osten das größere Stück Preußen mit 672 □ Meilen und im Westen die ganz zerstückten rheinisch-weißfälischen Besitzungen Minden, Ravensberg, dann Cleve und Mark und die Bruchteile der oranischen Erbschaft. Das Ganze ergab eine Gestaltung von Landesgebieten, die im Falle eines Krieges sehr schwer sämtlich zu behaupten und zu verteidigen waren.

Der König selbst charakterisiert in der höchst merkwürdigen Einleitung zu der älteren Bearbeitung seiner Memoiren (vom Jahre 1746) sein Preußen in treffender Weise ¹⁾. Nachdem er hier als die eigentlichen Großmächte Europas England und Frankreich bezeichnet, zählt er dann Preußen zu den Mächten zweiten Ranges neben Spanien, Holland und Osterreich. „Preußen“, schreibt er, „scheint mir die vierte dieser Mächte, weniger formidabel als das Haus Osterreich, aber stark genug ²⁾, um in sich die Mittel für einen Krieg zu finden, der nicht allzu schwer und lang ist. Bei der Ausdehnung seiner Provinzen vom Osten Europas bis in den Südwesten immer mit Unterbrechungen, vervielfältigt sich die Zahl seiner Nachbarn ins Ungemeßene. Seine Politik hinsichtlich der Finanzen und der Industrie ermöglicht es ihm, eine Konjunktur zu erfassen und schnell aus derselben Vorteil zu ziehen, aber seine

¹⁾ Ed. Posner, p. 209.

²⁾ „assez forte de rein“.

Klugheit muß daselbe zurückhalten, wenn es sich zu weit fortreißen lassen will. Um der zu zahlreichen Nachbarschaft und der Zerstückelung seiner Provinzen willen kann es nicht agieren ohne die Bundesgenossenschaft Frankreichs oder Englands.“

Man sieht, er ist sich der aus der Konfiguration des preussischen Staates folgenden Schwäche wohl bewußt, rechnet aber darauf, die Ungunst dieser Umstände durch klug gewählte Allianzen und eine geschickte Benutzung einer sich darbietenden günstigen Gelegenheit ausgleichen zu können, und das Gefühl für die Unfertigkeit seines Staates enthält für ihn nur die Mahnung derselben ein Ende zu machen. „Diesem Zwitterdinge“, schreibt er in seinen Memoiren, „das mehr von einem Kurfürstentume als einem Königreiche an sich hatte, einen wirklichen Charakter zu geben, schien mir ein Werk, wert mein ganzes Streben daran zu setzen“²⁾.

Und nicht seine Art wäre es gewesen, sich auf dieser Bahn von Hindernissen und Schwierigkeiten abschrecken zu lassen. Noch als Kronprinz unter dem 9. November 1737 schreibt er an Grumbkow: „Gott weiß, daß ich dem König ein langes Leben wünsche; sollte er aber, wenn der (jülich-bergische) Erbfall eintritt, nicht mehr unter den Lebenden sein, dann wird man sehen, daß ich dem Vorwurfe, meine Interessen fremden Mächten zu opfern, zu entgegen weiß. Ich fürchte eher, daß man mir ein Übermaß von Verwegenheit und Energie wird vorwerfen können.“ Es scheint ihm etwas Providentielles darin zu liegen, daß sein Vater immer nur Vorbereitungen für einen künftigen Krieg macht. „Wer weiß“, fährt er fort, „ob die Vorsehung nicht mich dafür aufspart, ruhmvollen Gebrauch von diesen Vorbereitungen zu machen und sie für die Vollendung der Pläne anzuwenden, für die sie die Voraussicht des Königs bestimmt hat?“¹⁾

Friedrich war, als er den Thron bestieg, 28 Jahr alt. Die Berliner Galerie besitzt sein Porträt, im Jahre 1739 von Antoine Pesne gemalt, und wir thun wohl, einen Blick auf dasselbe zu werfen, schon um das traditionelle Bild des alten Fritz nicht auf den Eroberer Schlesiens zu übertragen. Er ist dargestellt in dem konventionellen fürstlichen Kostüm des Rococo, Purpur- und Hermelinmantel über dem Panzer. Gepuderte reiche Toupés rahmen ein längliches Gesicht ein, das, von blühender Farbe³⁾, mit seinen feinen Zügen den Ausdruck der Bornehmheit und Hoheit macht. Zurück tritt bei näherem Beschauen der untere Teil, den man ja häufig als den Sitz der Sinnlichkeit bezeichnet, das feine Kinn mit dem Grübchen drin und der wohlgeformte kleine Mund; der Nachdruck liegt in dem obern Teile, der hohen, breiten Stirne, der starken, wenn auch proportionierten Nase und jenen unter schön gewölbten Augenbrauen mächtig hervorleuchtenden dunkelbraunen Augen. Von diesen Augen schreibt ein dem Könige sonst wenig wohlwollender Diplomat (1741)⁴⁾: „Aus ihrer durchdringenden Lebhaftigkeit urteilt man sofort, daß kein anderer als ein erhabener und munterer Geist diesen Leib be-

1) *Histoire de mon temps* (1746) ed. Posner, p. 214.

2) Bei Duncker, *Aus der Zeit Friedrichs d. Gr. und Fr. Wilhelms III.*, S. 39.

3) Der hannoversche Gesandte Schwichekelt (Berichte von ihm, von mir herausgegeben in *d. Zeitschr. f. preuß. Gesch.* 1875, S. 611 ff.) findet es stark gebräunt.

4) Schwichekelt a. a. D.

seelen müsse“ — dem Blicke dieser Augen wohnte eine durchdringende Gewalt bei ¹⁾. Und weiter: „Seine ganze Gesichtsbildung ist gefällig; das schwarzbraune Haar, welches er gemeinlich in einen Zopf zu binden, allezeit aber mit vieler Sorgfalt nach französischer Manier gekräuselt und mehrertheils stark gepudert zu tragen pflegt, steht ihm über die Maßen wohl. Wenn er lachet, so nimmt sein Mund eine Freundlichkeit an, die auch dem schüchternsten Menschen ein Herz machet, sich freimüthig mit ihm zu unterreden.“

Der König war von nicht eben hoher, aber schlanker und wohlgebildeter Gestalt. Sein Gang und seine Kopfhaltung waren leicht, fast nachlässig, verriethen aber die vollständige Herrschaft über seine Glieder, und die Gewandtheit in Leibesübungen; wenn er lebhaftere Bewegungen liebte, so entbehrten dieselben doch nicht der Grazie, er zeigte im ganzen die französischen Mäximen in solcher Vollkommenheit, daß man ihn nicht für einen Deutschen gehalten haben würde. Wie sein Vater erschien er immer in Uniform und zwar in der seines Leibregiments ²⁾.

In hohem Maße beredt, liebte er es, die Unterhaltung durch Sarkasmen und geistreiche Vergleiche zu beleben; seine mit Eifer vorgebrachten Reden waren wohl geeignet zu überreden, ja auch zu überzeugen, und wenn er gleich im diplomatischen Verkehr wohl auch die Sprache dazu anzuwenden verstanden hat, seine Gedanken zu verhüllen, so war der Fall doch noch häufiger, daß er, von seinem lebhaften Temperamente fortgerissen, offener seine Gedanken aussprach, als es vielleicht in seinen Interessen liegen mochte. In diplomatischen Kreisen war die Meinung verbreitet, daß er von niemandem Rat anzunehmen geneigt sei, sondern immer nur seinem Kopfe folge. In dieser Ausdehnung kann das nun nicht zugegeben werden. Friedrich holte auch in den entscheidendsten Angelegenheiten den Rat der wenigen ein, die er mit seinem vollen Vertrauen beehrte, und wir würden mehrere thatächliche Beispiele anführen können, wo er in politischen Dingen seinem Minister Bodensils, in militärischen dem Fürsten von Dessau oder Schwerin die eigene Meinung opferte; aber gewiß ist, daß er gerade die folgenschwersten Entschlüsse seines Lebens mit einem ganz außergewöhnlichen Grade von Selbständigkeit vielfach gegen den Rat seiner Minister oder Generale gefaßt hat, wovon die Ereignisse, die hier im Folgenden zu schildern sind, ein sprechendes Beispiel abgeben, und ebenso gewiß ist, daß auch die Höchststehenden seiner Umgebung zuweilen nicht ohne Härte daran erinnert worden sind, daß er der Herr und nicht der Diener seien. Denn an erster Stelle war er eben ein Herrscher im vollsten Sinne des Wortes, dazu veranlagt vor allem durch die außergewöhnliche, felsensfeste, ausgiebige und ausdauernde Willenskraft. Nie hat die Hand eines Regenten vom ersten Augenblick an so fest und sicher die Zügel des Staates gehalten und geführt.

Und diese gewaltige Willenskraft stand im Dienste eines ihr ebenbürtigen,

¹⁾ „Sanftmut und Liebe lacht ihm aus den Augen; allein wenn ein Funken Feuer sich darinnen entzündet, so können sie einen zittern machen.“ So ein Zeitgenosse, Herr v. Poen, der Oheim Goethes, Kleine Schriften II, 265. Schwüchelt dagegen (a. a. D.) findet ihren Ausdruck nicht eben viel Leutseligkeit und Güte ausstrahlend, es leuchtete wie ein trübes Feuer aus ihnen.

²⁾ Schwüchelt a. a. D.

wahrhaften großen Geistes. Denn so erscheint er uns, mögen wir nun auf die Stärke seines kritischen Vermögens, auf die Wucht seiner Dialektik, oder auf die Gabe schneller Erfassung von Verhältnissen und Zusammenhängen blicken. Und auch das, was wir gern als Eigentümlichkeiten eines genialen Menschen ansehen, fehlte nicht, der Reichtum an eigenen und eigenartigen Gedanken, eine gewisse große Auffassung der Dinge und der kühne Schwung des Geistes, der über das Maß der gewöhnlichen Verhältnisse höheren Zielen zuführt.

Bei solcher Veranlagung trat naturgemäß hinter dem Geistesleben das Gemüt mehr zurück, doch fehlte dem jungen König ein warmes und fühlendes Herz nicht. An der sittlichen Entrüstung, dem ungestümen Pathos, mit welchem er in dem Anti-Machiavell die schlimmen Ratschläge des Stalieners bekämpfte, haben die Regungen des empörten Gemütes offenbar einen bedeutungsvollen Anteil, und aus aufrichtigem Herzen quollen die Klagen, welche ihm die Schrecken des Krieges und z. B. das Blutvergießen von Mollwitz expressen. Friedrich hat an seinem Vater mit einer durch frühere Entzweigungen nicht getrübbten Verehrung gehangen, hat seiner Mutter bis an deren Tod eine rührende Pietät gezeigt, ist seinen Geschwistern mit großer Bärtlichkeit zugethan gewesen; vor allem aber hat er ein lebhaftes Gefühl für Freundschaft an den Tag gelegt. Als er den Thron bestieg, lag alles, was sinnliche Leidenschaft, Neigung für das andere Geschlecht hieß, hinter ihm, zu seiner nicht geliebten Gemahlin stand er eigentlich nur in einem konventionellen Verhältnisse. Dagegen fühlte er lebhaft das Bedürfnis der Unterhaltung mit geistvollen und bedeutenden Männern, und der Verkehr mit solchen war eigentlich der einzige Genuß, den dieser nur seiner Regentenpflicht lebende König sich gönnte. Freundlich und bequem gab er sich diesem Verkehr hin; eine muntere, durch den Zwang der Etikette nicht verchränkte Fröhlichkeit herrschte in der Tafelrunde von Rheinsberg, und war der König auf Reisen oder im Felde, so setzte sich der freundliche Verkehr durch Briefe fort, die nicht selten auch vonseiten Friedrichs zu poetischen Episteln werden, voll warmer Empfindungen herzlichster Freundschaft, ausgesprochen zuweilen in jenem Pathos, das zum Geschmack jener Zeit gehörte und uns leicht als überschwenglich erscheinen kann.

Aber es wäre unmöglich gewesen, daß einer dieser vertrauten Freunde je die Rolle eines Günstlings im eigentlichen Sinne des Wortes hätte spielen können. Sehr bestimmt hielt doch der König die Sphäre des Staatslebens von der des privaten Verkehrs getrennt. Wohl war die Politik keineswegs ausgeschlossen aus den Unterhaltungen seiner Tafelrunde. Politische Maximen wurden dort gern erörtert, und auch über politische Persönlichkeiten ward gesprochen, und namentlich aus dem Munde des Königs ist nach dieser Seite hin manches geistreiche und witzige, zuweilen auch beißende Wort gefallen. Aber Ratschläge für sein politisches Thun und Lassen verlangte er von diesem Kreise nicht und nahm sie, wenn sie unaufgefordert gegeben wurden, nicht immer freundlich auf. Hat es sich doch der begünstigteste dieser Freunde, Kaysersling oder Casarion, wie ihn Friedrich nannte, gefallen lassen müssen, daß ihm sein königlicher Gönner einst sagte: „Mein lieber Kaysersling, du bist ein sehr artiger Mann, hast viel Geist und Belesenheit, singst

und schwächest angenehm und du bist ein Ehrenmann, doch deine Ratschläge sind die eines dummen Kerls ¹⁾.“

Nichts desto weniger hat auf das Geistesleben des Königs diese Rheinsberger Tafelrunde einen bedeutsamen Einfluß geübt. War es doch dieser Kreis, in welchem ja bald Voltaire eine hervorragende Rolle spielte, der den jungen Fürsten in jene gewaltige geistige Strömung hineinzog, die damals, wie man es wohl ausgedrückt hat, auf intellektuellem Gebiete den großen Umwälzungen, welche das Ende des Jahrhunderts brachte, vorarbeitete, dadurch, daß sie das Bestehende einer voraussetzungslosen Kritik unterzog und seine Berechtigung einfach vor dem Richterstuhle der Vernunft prüfte.

Wesentlich in demselben Geiste geschrieben erscheint doch auch die Hauptarbeit des Kronprinzen Friedrich, die Widerlegung des „Fürsten“ von Machiavelli ²⁾, bei welcher ihm die Kritik des italienischen Politikers Gelegenheit gab, im Gegensatz dazu Beruf und Pflichten eines Regenten nach rationalen Prinzipien zu entwickeln und darzustellen. Wohl war es ein hohes und schönes Ideal, welches unser Autor für einen Regenten aufstellt, wenn er gleich im Eingange seiner Schrift die Gerechtigkeit als das höchste Ziel des Strebens für einen Souverän, das Glück seiner Unterthanen als sein vornehmstes Interesse bezeichnet ³⁾, aber es durfte jener Zeit wohl als revolutionär erscheinen, wenn er in weiterer Ausführung jenes Ideals das für ihn so charakterische Wort ausspricht, der Souverän sei, weit entfernt, sich für den absoluten Herrn der von ihm beherrschten Völker halten zu dürfen, vielmehr nur deren erster Diener ⁴⁾. Und als revolutionär durfte die ganze Methode gelten, welche ja eigentlich schon ganz im Geiste des *contrat social* die fürstliche Gewalt davon herleitete, daß die Völker um ihrer Sicherheit willen die Besten, Weisesten und Stärksten unter ihnen zu ihren Oberhäuptern gewählt hätten ⁵⁾.

Es hätte überhaupt den Anschauungen, welche in jener Zeit an den Höfen Europas herrschten, unendlich fern gelegen, die Rechte und Pflichten eines Fürsten aus Vernunftsprinzipien abzuleiten; dieselben erscheinen vielmehr als etwas historisch Gewordenes, als das Produkt einer geschichtlichen Entwicklung. Ein Fürst des 18. Jahrhunderts hätte bei dem übelsten Willen nicht den kleinsten Teil des Schlimmen, das der Italiener einem Fürsten anrät, thun können, aber es würde kaum einem Herrscher des damaligen Europas eingefallen sein, sein politisches Thun und Lassen nach Erwägungen zu regeln, wie sie hier der Kronprinz von Preußen darbot. Das historisch Gewordene bedingte doch allzu sehr alles Wollen und Können, alle Rechte und Pflichten eines Fürsten, die Politik bewegte sich in so tiefen Gleisen, daß dem freien Willen nicht allzu viel Spielraum blieb.

¹⁾ „d'un sot“ — Manteuffel an Brühl, den 20. August 1740; Dresdner St.-A. für die wörtlich getreue Fassung der Äußerung giebt allerdings die Persönlichkeit des Berichtstatters nicht hinreichende Garantien.

²⁾ Der 8. Band der Oeuvres de Fr. enthält neben dem von Voltaire redigierten „Anti-Machiavelli“ auch unter dem angeführten Titel die ursprüngliche Arbeit Friedrichs.

³⁾ Réfutation, p. 167.

⁴⁾ Ib. p. 168.

⁵⁾ Ib. p. 167.

Es war etwas eigentlich ganz Unerhörtes, daß sich ein Fürst ein politisches Staats- oder Regentenideal nach innen und nach außen gleichsam aus freier Hand konstruierte auf rationellen Prinzipien; doppelt auffallend aber mußte es erscheinen, wenn so etwas ein künftiger Reichsfürst unternahm, ein Fürst, der von seinem Staate nur den bei weitem kleineren Teil (nämlich die Provinz Preußen) mit voller Souveränität besaß, während er für das Übrige als Reichsfürst durch eine höchst verwickelte Verfassung gebunden war, das Glied eines Körpers, dessen Bewegungen zu bestimmen nicht in seiner Macht stand.

Auf das lebhafteste war sich Friedrichs Vater immer dieser Gebundenheit bewußt gewesen, und hatte trotz aller Eigenart seines Wesens es eigentlich nie ernstlich versucht, aus dem engeren Rahmen der Reichsfürstlichkeit herauszutreten. In ihm erscheint noch einmal der bei den Hohenzollern alter Zeit traditionelle ghibellinische Gedanke, die Idee von Reichs- und Kaisertrere verkörpert. Er ist im Grunde immer der Markgraf von Brandenburg, des Kaisers streitbarster Lehnsmann. Diese Gebundenheit hat seine Politik auf das wesentlichste bedingt und beschränkt.

So gut wie nichts von dieser Empfindung hatte der Sohn geerbt. Für die wunderbaren Bildungen, welche das heilige römische Reich deutscher Nation aufwies, hatte derselbe weder Verständnis noch Sympathie. Er hätte nimmermehr einen jener Reichsreformer, welche Deutschland aufzuweisen hatte, abgeben können und sich ebenso wenig zum deutschen Kaiser geeignet, obwohl von mancher Seite ihm nach dem Tode Karls VI. diese Würde zugedacht worden ist. Mit den zahllosen Besonderheiten dieses seltsamen Konglomerates, das sich damals Deutsches Reich nannte, mit den widerspruchsvollen Bestimmungen der Reichsverfassung, ängstlich und vorsichtig zu rechnen, wäre ihm unerträglich gewesen. Er hat für diese Reichsverfassung nur die geringschätzbare, 1741 vielfach kolportierte Bezeichnung gefunden: Schlagfahne (*crème souvée*)¹⁾, das Unsolideste von der Welt.

Was wir von politischen Äußerungen aus seinen früheren Jahren haben, zeigt immer nur die Auffassung Preußens als einer europäischen Macht, welche die Impulse ihrer Politik aus sich selbst und aus ihren Interessen empfängt; die bereits erwähnte Stelle aus seinen Memoiren und ihrer ersten Bearbeitung, in welcher er Preußen unter den Mächten seine Stelle antweist, bringt diesen Gesichtspunkt zu scharfem Ausdrucke, und wenn er dort als ein seines ganzen Strebens würdiges Ziel es hinstellt, dem Zwitterzustande zwischen Kurfürstentum und Königreich, in dem sich Preußen bisher befunden habe, ein Ende zu machen, so bedeutet das doch eben nur den Versuch, seinen Staat von aller reichsfürstlichen Gebundenheit zu lösen. Wer wollte leugnen, daß ein solcher Entschluß, wie wohl er auch die in der ganzen Lage der Dinge begründet war, doch auch jenen Charakter der Voraussetzungslosigkeit an sich trägt, die wir als eine Eigentümlichkeit seiner Geistesrichtung bezeichneten?

¹⁾ Der hannoversche Gesandte v. d. Busche berichtet unter dem 11. Februar 1741, diese Äußerung des Königs von Böhmen, dem sächsischen Gesandten in Berlin resp. Breslau, gehört zu haben (St.-A. zu Hannover). Doch habe ich den Ausdruck sonst citirt gefunden.

Als nachmals das kühne Unternehmen König Friedrichs die Welt in Aufregung setzte, wurde manche Stimme laut, welche in dem Handeln des jungen Königs einen Abfall von den Grundsätzen erblickte, zu denen er sich in dem Anti-Machiavell bekannt habe ¹⁾. Schwerlich mit Recht; denn wie entschieden auch in dieser Schrift der Herrscher verurteilt wird, der bloß um seines Ehrgeizes willen die Kriegsfackel entzündet, so wird doch anderseits ein Krieg, den ein Fürst unternimmt, um gerechte Ansprüche aufrechtzuhalten, gebilligt ²⁾, und ebenso findet sich jener Grundsatz, durch welchen dann Friedrich in seinen Memoiren seinen Rücktritt von dem mit Frankreich geschlossenen Verträge rechtfertigt, daß nämlich ein Fürst das Recht und die Pflicht habe, ein Bündnis zu brechen, wenn die Fortdauer desselben die Interessen seines Volkes schädige, bereits im Anti-Machiavell angedeutet ³⁾. Daß nach anderer Seite hin der König jenem Ideale eines Regenten, das der Kronprinz Friedrich aufgestellt, und welches in dem großen Satze gipfelt, der Herrscher sei nur der erste Diener seines Staates, eifrig und mit Aufopferung nachgestrebt hat, wer wollte es leugnen?

Die Erfahrung lehrt ja sonst, daß von kronprinzlichen Vorsätzen und Entwürfen immer nur ein sehr bescheidener Teil zur Reife kommt. Unter der Last der Verantwortlichkeit und unter den Frictionen der gegebenen realen und personalen Verhältnisse pflegt gar vieles zu verkümmern und der beste Wille unerwartete Schranken zu finden. Dem großen Könige aber ist es geworden, mit seltener Freiheit die Ideale seiner kronprinzlichen Zeit zur Ausführung zu bringen, und was er als das höchste Ziel eines Fürsten immer angesehen hatte, etwas wirklich Großes für sein Land zu thun ⁴⁾, dazu bot ihm gleich sein erstes Regierungsjahr eine in hohem Maße günstige Gelegenheit, die er dann mit dem vollen durch die harten Prüfungen der Vergangenheit nicht gebrochenen Muths der Jugend erfaßte. Sicherlich würde er in späteren Jahren nicht mit dem Maße von Kühnheit, von sicherem Vertrauen auf die eigene Kraft und das Zutreffende seiner Kombinationen an das große Unternehmen gegangen sein, welches über sein ganzes Leben entscheiden sollte. Fast mit einer Regung von Reid blickte er in späterer Zeit auf seine erste Zeit zurück, wo ihn die glückliche Mitgift der Jugend, der kühne Mut, unbeirrt durch ängstliches Abwägen, frisch nach den höchsten Kränzen greifen ließ. „Ich war übermütig (étourdi) in meiner Jugend wie ein Füllen, das

¹⁾ So z. B. das im Anfange des Jahres 1741 in Paris gedruckte Gedicht:

„Que pensez vous de ce nouveau monarque,
Qui s'escrimant contre Machiavel
De ses égaux veut être l'Aristarque
Est-ce un molen de se rendre immortel?
Conciliez, s'il se peut, sa morale
Et les motifs de son invasion.
C'est la catin, qui pense être Vestale
Par un discours sur la tentation.
A force ouverte envahir l'héritage
D'un souverain, dont on se dit ami,
Parler en père, agir en ennemi,
Machiavel n'en veut pas d'avantage.“

Das Gedicht fand ich im Dresdner Staatsarchiv in einem Berichte des Agenten Siepmann vom 3. April 1741.

²⁾ Réfutation, p. 297.

³⁾ Ib. p. 249.

⁴⁾ Ib. p. 221.

sich zaunlos auf der Weide tummelt“, schreibt er 1762 ¹⁾, und von der Eroberung Schlesiens urteilt er, es habe großen Anteil daran, „ein gewisses Glück“, welches, wie er wehmütig hinzufügt, oft die Jugend begleitet und sich dem vorgerückten Alter versagt ²⁾.

Es war auf keine Weise zu vermeiden, daß gerade die letztgenannte Eigenschaft, der rasche Jugendmut, auch ihre Kehrseite hatte, daß der schnelle Entschluß doch nicht immer das Rechte traf, der Ungestüm auch wohl über das Ziel hinauschoß, ein kühn aufgebauter Kalkül infolge eines außeracht gelassenen Faktors sich als nicht zutreffend herausstellte. Und es ist geradezu Pflicht einer objektiven Geschichtsschreibung, auch diese Schwächen zu kennzeichnen. Denn auch die großen Geister haben ihren Werdeprozeß durchzumachen, dessen Entwicklung uns ein um so lebhafteres Interesse einflößt wegen der Schnelligkeit ihres Wachstums, der Rapidität ihrer Fortschritte. Und wer, wie wir es hier vorhaben, nur einen kleinen Zeitraum aus dem Leben eines Helden der Weltgeschichte darzustellen hat, dem erwächst einer zusammenfassenden Biographie gegenüber noch besonders die Pflicht, durch die getreue und genaue Schilderung des Helden gerade auf dieser bestimmten Stufe, möglichst feste Merksteine seiner Entwicklung aufzurichten.

Wir mögen an die Ereignisse, die wir zu schildern haben werden, mit der Überzeugung herantreten, daß wir weder den Kriegshelden von Rossbach und Leuthen, noch den vollendeten Staatsmann der späteren Zeit vor uns haben, sondern einen nach allen Seiten hin aufs höchste veranlagten, aber jungen und heißblütigen Fürsten, der nach langer Zurückhaltung von den Staatsgeschäften ins öffentliche Leben hinaustritt und gleich in seinem ersten Regierungsjahre kühn an ein Unternehmen herangeht, das mit seinen Konsequenzen ganz Europa in Flammen zu setzen droht. Die Art, wie er dabei vorgeht, ist höchst merkwürdig und eigenartig, und es darf bezweifelt werden, ob der Friedrich von 1763 in derselben Weise vorgegangen sein würde — er entgeht auch Irrtümern und Fehlgriffen dabei nicht —; aber das Ganze trägt den Stempel eines großen Geistes unverkennbar aufgeprägt und unsere Bewunderung muß um so größer werden, je mehr wir uns eben bewußt bleiben, daß der Urheber ein junger, in der Diplomatie wie in der Kriegsführung der Erfahrung entbehrender Fürst ist.

¹⁾ An d'Argens, Oeuvres de Fréd. XIX, 285.

²⁾ Hist. de mon temps, 1776; Oeuvres de Fréd. II, 129.

III.

Die Politik Friedrichs bis zum Tode des Kaisers.

Als Friedrich nach dem Tode seines Vaters die Zügel der Regierung ergriff, erwarteten die, welche ihn näher kannten und des gewaltigen Gegen-satzes, der sein ganzes Wesen, seine Gesinnungen und Lebensanschauungen von denen seines Vorgängers trennten, eingedenk waren, eine durchgreifende Veränderung aller Verhältnisse und waren erstaunt, wie wenig davon that-sächlich eintrat. Aber der junge König hatte gerade in den letzten Jahren vor seiner Thronbesteigung mehr und mehr die ungemeinen Verdienste, welche sein Vater sich um das Wohl des Landes und Volkes erworben, erkannt, und nichts hätte ihm ferner gelegen, als an den bewährten Einrichtungen desselben zu rüt-teln. Die sparsame Art, wie derselbe die finanziellen Kräfte des kleinen, an Hilfsquellen keineswegs allzu reichen Landes zusammenhielt, hatte um so mehr seinen Beifall, als er sich keinen Augenblick darüber täuschte, daß darauf die Möglichkeit des Besitzes einer Kriegsmacht beruhte, die relativ, d. h. im Ver-hältnis zum Landbesitz, der Einwohnerzahl und der Höhe der Staatseinkünfte größer war, als bei einem Staate der damaligen Welt. Daß er gleich in den ersten Tagen seiner Regierung die Armee noch um 16 Bataillone ver-mehrte ¹⁾, war vielleicht die bedeutendste seiner ersten Regierungshandlungen; sie zeigte aufs deutlichste, wie sehr die den jungen König verkannten, welche von ihm ein stilles, der Pflege der Künste und Wissenschaften gewidmetes Regiment erwartet hatten. Diese „Augmentation“ durfte eigentlich als ein Programm der neuen Regierung angesehen werden, als die Ankündigung des Entschlusses die Interessen des Landes nach außenhin energisch geltend zu machen. Daß sie in diesem Sinne wohl auch nach außenhin erscheinen konnte, darüber täuschte sich auch Friedrich selbst nicht, und wiederholt werden seine Gesandten angewiesen, hierüber beruhigende Erklärungen zu geben.

Übrigens erschienen gerade nach der Seite des Auswärtigen hin die Gleise auch für die künftige preußische Politik sehr fest vorgezeichnet. Es lagen bestimmte Anwartschaften vor, von denen der Anfall ansehnlicher Land-schaften zu erwarten stand, so die auf Ostfriesland, in anderer Linie die mecklenburgische, in noch weiterer die auf Schlesien, und in erster Reihe die von Jülich-Berg. Dieser Anteil der einst 1609 zur Erledigung gekommenen

¹⁾ Nach der offiziellen Aufzeichnung der Liste der königl. preuß. Armee vom 1. Januar 1743, angeführt bei Droysen, Preuß. Pol. V, 1. S. 47, Anm. 1.

jülich-cleveschen Erbschaft, welche damals Brandenburg mit Pfalz-Neuburg hatte teilen müssen, durfte nun, wenn der greise Kurfürst von der Pfalz aus jenem Hause Neuburg starb, ohne Söhne zu hinterlassen, nach dem Wortlaute des Vertrages von 1666 mit Zug und Recht von Preußen in Anspruch genommen werden, ohne daß der Vetter des Kurfürsten aus der pfälzischen Seitenlinie von Sulzbach, der Erbe der Kurwürde, rechtlich einen Einspruch erheben konnte, und Friedrich Wilhelm I. hatte in den letzten Jahrzehnten seiner Regierung fast ausschließlich seine auswärtige Politik auf das eine Ziel gerichtet, eine Anerkennung dieser Ansprüche seitens der Mächte sich zu sichern.

Allerdings lohnte das zu Ererbende gewisse Anstrengungen; es handelte sich um ein Gebiet von 150 □ Meilen, das die preußischen Besitzungen in dieser Gegend, dieselben nahezu verdoppelnd, erst zu einem geschlossenen Ganzen gestaltete mit dem schönen Düsseldorf als Hauptstadt. Aber König Friedrich Wilhelm hatte eigentlich alle Mächte gegen sich vereint gefunden in dem Bestreben, eine Vergrößerung Preußens in jener Gegend zu hindern. Der Kaiser, dem gegenüber er die Garantie der pragmatischen Sanction von der Zusicherung der Anwartschaft, wenigstens auf Berg, abhängig gemacht, hatte, wie sich herausstellte, ihn geradezu getäuscht, eine entgegengesetzte Zusage bereits früher an Sulzbach erteilt; die übrigen Mächte hatten sich in identischen Noten 1738 gegen die preußischen Ansprüche erklärt, und der König hatte endlich sich begnügt, 1739 in einer geheimen Abkunft von Frankreich statt jener beiden Herzogtümer ein Stück davon, einen Streifen von Berg ohne Düsseldorf, sich versprechen zu lassen.

So lag diese Frage bei der Thronbesteigung Friedrichs, sie war brennend genug; jeden Augenblick konnte der Erbfall eintreten, der Kurfürst war über 80 Jahr alt. In der That wissen wir es auch nicht anders, als daß diese Angelegenheit damals ganz ausschließlich die Gedanken des jungen Königs füllte ¹⁾, nur daß derselbe sehr entschieden gemeint war, sie in anderer Art anzufassen, als sein Vater es gethan. Und in keinem Falle würde sich Friedrich mit dem dürftigen Streifen von Berg zu begnügen gemeint haben, den schließlich sein Vater sich hatte von Frankreich zusagen lassen; trotz aller Abneigung der Mächte gegen eine Vergrößerung Preußens nach dieser Seite hin hoffte er unter günstigen Zeitverhältnissen bei einem Kampfe der Interessen von einer derselben als Preis seiner Allianz größere Konzessionen nach dieser Seite hin erlangen zu können und rechnete schließlich noch darauf, daß im entscheidenden Augenblick ein kühnes Vorgehen größere Resultate werde gewinnen können.

Allerdings hoffte er dann nicht allein zu stehen, sondern durch Allierte unterstützt zu werden. Solche zu gewinnen, war er eifrig bemüht und war von vornherein entschlossen, seine Freundschaft gegen andere Mächte von dem Maße abhängig zu machen, in welchem dieselben sich geneigt zeigten, ernstlich auf seine Interessen einzugehen.

¹⁾ „La succession des duchés de Juliers et de Berg faisait alors l'objet le plus intéressant de la politique de la maison de Brandebourg.“ *Histoire de mon temps, Oeuvres de Fr. II*, 48, und ebenso auch in der älteren Bearbeitung von 1746, ed. Posner 1879, p. 210 und noch einmal 211.

In einem eigentümlichen Gegensatz zu dieser klar erkannten und sehr bestimmt festgehaltenen Interessenpolitik, wie sie eigentlich aus jeder Zeile der politischen Korrespondenz Friedrichs schon in seiner ersten Zeit hervorblüht, stand der erste Annäherungsversuch einer fremden Macht. Es ging von seinem Oheim Georg II. von England aus und lief in Wahrheit darauf hinaus, den jungen König einfach in das Schlepptau der welfischen Familienpolitik zu nehmen.

Friedrich Wilhelm I. hatte in dem wenige Tage vor seinem Tode dem Sohne gehaltenen Diskurse über die auswärtigen Beziehungen Preußens eine solche Sendung bereits vorausgesehen. Georg II., sagt er hier, sehe eine Regierungsveränderung im Hause Brandenburg voraus, derselbe sei ohne Zweifel nur deshalb aus England nach Hannover herübergekommen, um den Prinzen im ersten Augenblicke nach seiner Thronbesteigung auf seine Seite zu ziehen.

Der sterbende König hatte den berechnenden Eifer seines Schwagers richtig gewürdigt. In der That legte Georg II. solches Gewicht darauf, bei einem Thronwechsel das Vorrecht der Blutsverwandtschaft schleunig zum Ausdruck zu bringen, daß von langer Hand hier alles vorbereitet war, um für solchen Fall sofort einen Gesandten schicken zu können. Bereits im Herbst 1734, als Friedrich Wilhelm schwer krank darniedergelegen, hatte man einen Gesandten designiert, damals den Geheimrat Diebe zum Türkenstein ¹⁾, und nur das Datum in dem Kondolenzschreiben offen gelassen.

Hierauf ging dann mehr als ein Vierteljahr vor des Königs Tode das hannöversche Ministerium zurück, es stellte seinem Herrn vor, die Konjunkturen seien jetzt in viel höherem Grade mißlich und gefährlich, als 1734, und die Freundschaft des neuen Königs zu gewinnen um so wünschenswerter; es müsse eiligst jemand nach Berlin gesandt werden, um dort dem französischen Minister, der voraussichtlich auch nicht feiern werde, entgegenzuarbeiten ²⁾.

Georg war natürlich gern bereit, und dem nun auersesehenen Gesandten, Geheimrat Baron Gerlach Adolf von Münchhausen, schon damals der angesehensten Persönlichkeit des hannöverschen Ministeriums, ward einfach die Instruktion von 1734 erteilt. Nach dieser sollte der Gesandte zunächst eifrig betonen, wie den König von England die nahe Blutsverwandtschaft, sowie ein Gefühl aufrichtiger Hochachtung und Freundschaft bewogen habe, ohne die amtliche Notifikation abzuwarten, seine Teilnahme und zugleich seinen Glückwunsch zu übersenden, auch in der Absicht, so vielfach bestehende Gemeinsamkeit der Interessen durch ein aufrichtiges gutes Vernehmen immer mehr zu befestigen und unauflöslich zu machen, dann vor allem die französischen Intriguen abzuwehren, um den jungen König bei der gemeinsamen Sache des Reiches festzuhalten, und den letztern begreifen zu machen, „daß er nie eine so wesentliche Figur machen noch insonderheit das beste und die Wohlfahrt der evangelischen Religion besser und kräftiger unterstützen und

¹⁾ Angeführt bei Ranke, Ges. Werke, S. 27. 275 aus Podewils Nachlasse.

²⁾ Staatsarchiv zu Hannover.

³⁾ Vom 16. Februar 1740, St.-A. zu Hannover.

aufrechterhalten helfen könne, als wenn er mit Hannover in genauer Union lebe und gemeinsame Ratschläge führe“¹⁾).

Diese letzte Phrase schien so bedeutungsvoll, daß sie dann in den Zusatz aufgenommen ward, welcher nun unterm 16. Februar 1740 jener alten Instruktion noch einige Punkte beifügte; der Gesandte solle darauf hindeuten, wie beide Mächte imstande sein würden, sich gegenseitig Vorteile zu verschaffen, „unsere reciproque Konvenienz zu machen, wenn er sich zu uns so setzen werde, daß wir es Ursache haben zu thun“. Weiter hieß es, falls der neue König seine Gemahlin zur Königin erkläre, dürfe Münchhausen auch ihr ein konvenables Kompliment in seines Herrn Namen machen; falls Friedrich aber vielleicht sich von seiner Gemahlin auf legale Weise separieren ließe, „so werdet Ihr auf eine der Delikatesse der Sache gemäße Weise die vormalige Disposition für unsere Tochter der Prinzessin Amalie Liebden zu unterbauen Euch bestens angelegen sein lassen“.

Nach diesen Dispositionen blieb der Sendung Münchhausens im wesentlichen der Charakter eines Aktes der Höflichkeit und Aufmerksamkeit gewahrt, und wenn gleich die Hoffnung, eben dadurch auch zu gewinnen und zu verpflichten, genährt wurde, so war doch dem Gesandten die Erzielung eines besonderen Abkommens, der Abschluß eines Traktats nicht vorgeschrieben. Und dies mochte den Umständen nach durchaus angemessen erscheinen, denn je mehr man sich beeilte, recht früh zu kommen (am 31. Mai starb Friedrich Wilhelm, am 5. Juni reiste Münchhausen ab), desto weniger konnte man füglich in solcher Übergangszeit den Boden für diplomatische Abmachungen geeignet erachten.

Aber den hannöverschen Ministern war noch in der letzten Stunde vor der Abreise Münchhausens ein Einfall gekommen. Sie erwogen, wie vielversprechend eigentlich die Gesandtschaft sei an einen jungen Fürsten, der mit seinem königlichen Oheim längst in freundlichem Verkehr gestanden, von diesem insgeheim Vorschüsse empfangen, der wegen seiner Hinneigung zu England von dem harten Vater Schwereß zu dulden gehabt hatte. Wenn diesem jetzt mit der Freiheit eigener Entscheidung auch die Verantwortlichkeit derselben vor die Seele trat, wenn er noch unerfahren in der Kunst diplomatischen Steuerns doppelt die Anlehnung an eine andere Macht ersehnen mußte, wie hätte er nicht in die Arme seines nächsten Blutsverwandten, seines Oheims, die sich ihm so entgegenkommend ausbreiteten, sinken, und die naturgemäße Allianz, die des mächtigsten protestantischen Fürsten, mit Freuden ergreifen sollen? Und verhielt sich dies so, dann mochte man auch versuchen, der günstigen Disposition in raschem Anlauf ein sicheres Unterpfand abzugewinnen. Es bot sich gleichsam von selbst dar.

In jenem sogenannten ewigen Bündnisse vom 24. Juni 1693, durch welches einst Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg und der neue Kurfürst von Hannover, Ernst August, ihre beiderseitigen Häuser verknüpfen hatten, war bei jedem Thronwechsel eine besondere Erneuerung desselben in Aussicht genommen worden, eventuell verbunden mit kleinen Modifikationen und Meinungsaustauschen über die allgemeine Lage. Da das Bündnis in seiner Eigenschaft als ewiges ohnedies weiter lief, so war das Ganze eine

1) Vom 19. Oktober 1734, St.-A. zu Hannover.

bloße Formalität, die man ohne Schwierigkeit erlangen zu können hoffen durfte.

Die Sache schien so einfach, daß das hannöversche Ministerium in Voraussicht der Zustimmung seines Herrn, der gerade um dieselbe Zeit von London zu längerem Aufenthalt nach Hannover übersiedelte, auf eigene Hand den Auftrag, diese Erneuerung herbeizuführen, dem Gesandten mitgab und nachträglich König Georg vorstellte, es sei dies ein geeignetes Mittel, den jungen König von Preußen gleich von vornherein an das „vinculum, in welchem er zu Hannover stehe“, zu erinnern und denselben dadurch um so wirksamer von anderen Engagements zurückzuhalten. Zugleich aber böte die Fassung des Traktates Gelegenheit, falls preussischerseits, wie zu vermuten stehe, von der jülich-bergischen Successionsfrage angefangen werde, dieser unangenehmen und schwierigen Angelegenheit in der Weise auszuweichen, daß man dies der in dem Bündnis vorgesehenen Deliberation über die jetzigen Konjunkturen vorbehalte, um daraus dann eventuell einen später anzufügenden Separatartikel zu machen ¹⁾.

So war die Meinung Hannovers einfach darauf hinauslaufend, Preußen ohne alle eigenen Unkosten im Schlepptau der eigenen Politik zu haben. Man könnte nicht sagen, daß Münchhausen am Hof von Potsdam ungünstige Dispositionen getroffen. Es hatte die Wendung, welche der verstorbene König in seinen letzten Lebensjahren nach Frankreich hin gemacht und welche ihm die Garantie eines Streifens des Herzogtums Berg seitens dieser Macht eingetragen, in seiner Umgebung wenig Sympathie gefunden, und nach Münchhausens Berichten hätten mehrere einflussreiche Personen am Hofe, wie z. B. der greise Minister Thulemeyer, der bei dem jungen König vielgeltende General-Auditeur v. Hake, Graf Schulenburg, ein ganz unzweifelhaftes Interesse für das Gelingen von Münchhausens Unterhandlungen an den Tag gelegt, und von manchen anderen hochgestellten Persönlichkeiten, wie z. B. dem alten Fürsten von Dessau mit seinen Söhnen, von Gotter, von Graf Truchseß, erfahren wir bei anderen Gelegenheiten, daß sie als nach England hinneigend angesehen wurden, und selbst bei dem sonst sehr vorsichtig sich zurückhaltenden Minister Podewils können wir es mit Bestimmtheit aussprechen, daß er, vor die Alternative eines englischen oder französischen Bündnisses gestellt, das erstere vorgezogen haben würde. „Die Freude, welche bei groß und klein über die zu hoffende Einigkeit der beiden Höfe herrscht, ist nicht zu beschreiben“, berichtet Münchhausen ²⁾, und der französische Gesandte Valori klagt bitter über die Hinneigung zu Hannover, der er hier allgemein begegne ³⁾. Vor allen anderen aber war es die Königin-Mutter, welche trotz der früheren Differenzen wegen des väterlichen Testamentes mit ihrem Bruder, und obwohl dieser vielleicht aus demselben Grunde 1734 wie jetzt durch ein eigenhändiges Schreiben an seine Schwester die Bemühungen seines Gesandten zu unterstützen abgelehnt oder wenigstens verschoben hatte, dennoch den letzteren mit der allergrößten Freundlichkeit aufnahm, ihm un-

¹⁾ Promemoria vom 8. Juni, St.-A. zu Hannover.

²⁾ Den 12. Juni, St.-A. zu Hannover.

³⁾ „Tout ce pays est Hanovrien à bruler“; Valori, den 2. Juli bei Rante, Analekten 27, S. 570.

beschränkten Zutritt zu ihr gestatten zu wollen erklärte und in jeder Weise durch That und That seine auf das Zusammengeh'n der beiden Häuser gerichteten Bestrebungen zu fördern sich bereit zeigte.

Doch alles das konnte nicht allzu viel bedeuten, so lange man weder wußte, wie der junge König selbst gesonnen war, noch auf weissen Rat zu hören er sich geneigt zeigen würde. Nicht umsonst klagt Münchhausen, man könne hier nicht negoziieren, weil man nicht wisse, wer Koch wer Kellner sei. Man müsse, meint er, dem Könige Zeit lassen, sich selbst zu fassen und erst eine Idee von den Affairs zu erhalten ¹⁾. Gewiß aber soviel, daß der junge Fürst sich über seine eigentlichen Absichten in Schweigen hüllte, es vermied, selbst mit seinen Ministern über große Politik zu sprechen und von dieser nur schriftliche Relationen forderte, ohne daß dieselben erfahren, inwieweit sie damit ihres Herrschers Meinung getroffen hätten.

Und für den König war in der That die ganze Sendung Münchhausens sehr wenig nach seinem Geschmacke. Was die Freundschaftsversicherungen seines Oheims betraf, so gab er, obwohl er die entschiedene Abneigung seines Vaters nicht geerbt hatte, nicht allzu viel darauf; wir werden noch verschiedene Äußerungen zu verzeichnen haben, dahingehend, Fürsten könnten sich in ihrer Politik nicht von Gefühlsregungen der Blutsfreundschaft leiten lassen, sondern ausschließlich von den Interessen der ihnen anvertrauten Bande, und man hätte in der That ebenso gut einen Löwen an einem seidenen Bande zu leiten, als diesen mächtig aufstrebenden jungen Politiker an Verwandtschaftsbrüchlingen zu gängeln unternehmen können. Auch die Solidarität der protestantischen Interessen verfiel wenig bei ihm. „Die verschiedenen in Deutschland geduldeten Religionen“, sagt er in seinen Memoiren ²⁾, „verursachten hier nicht mehr heftige Zudrungen wie vormals; die Parteien bestehen, aber der Eifer hat nachgelassen.“

Und auch das ewige Bündnis von 1693, dessen Erneuerung der Gesandte betreiben sollte, konnte ihn nicht sehr anmuten. Als er zuerst davon hörte, gestand er seinen Ministern, er habe keine Idee davon ³⁾, und noch später hat er einmal zu des hannoverschen Gesandten Entsetzen von jenem Vertrage als von einem gesprochen, den seine Vorfahren vor 300 Jahren geschlossen hätten. Überhaupt zeigt er sich Bündnissen abhold, welche für lange Zeiten gelten sollten, da, wie er geltend zu machen pflegte, die Umstände sich in kurzer Zeit manchemal so ändern könnten, daß, was heute zuträglich erachtet werde, morgen zu Schaden und Verhänglichkeit gereiche. Um Allianzen, deren man zur Ausführung eines Vorhabens bedürfe, müsse man sich nicht eher bewerben, als in dem Augenblicke, wo man solche gleich anwenden könne ⁴⁾. Jedenfalls aber hielt er, wie sehr er auch in der Sache entschlossen war, sich zu verjagen, es für geboten, seinem Oheim gegenüber, der außerdem König von England war, die freundlichsten Formen anzuwenden. Seine

¹⁾ Den 12. Juni, St.-A. zu Hannover.

²⁾ Histoire de mon temps, p. 29.

³⁾ Angeführt bei Droysen, Preuß. Politik V, 1. S. 62, Num. 2.

⁴⁾ Schwiebel bezeichnet die mitgetheilten Maximen als Favoritsätze des Königs. Aufzeichnungen desselben von mir mitgeteilt in der Zeitschr. f. preuß. Gesch. 1875, S. 614.

Minister wies er an, Münchhausen aufs freundlichste zu behandeln und ihm die ausgiebigsten Freundschaftsversicherungen zu machen ¹⁾, und wenn er selbst lange vermied, dem hannöverschen Minister direkte Gelegenheit zu geben, mit ihm persönlich den eigentlichen Gegenstand seiner Sendung zu verhandeln, so entschuldigte er sich damit, daß er dasselbe auch dem Gesandten Hollands und Frankreichs abgeschlagen habe ²⁾, entschädigte aber jenen durch vielfache Beweise von Huld, ließ ihm durch die Königin-Mutter Freundlichkeiten sagen, erfreute ihn mehrfach durch eigenhändige Billets, und bei der letzten Audienz am 20. Juni zog er denselben zu sich in eine Fensternische und sprach ihm aus, wie lebhaft er bedauere, ihn nicht länger bei sich behalten zu können, die Ärzte hätten ihm eine sogleich zu beginnende Kur von Pyramonter Brunnen verordnet, während welcher er sich aller Geschäfte enthalten solle; er sei bereit, „alle erdenkliche Reconnaissance“ König Georg zu erzeigen, und wiederholte das, wie Münchhausen berichtet, mit solchem Empressment, daß man den wahren Ernst und die Aufrichtigkeit darunter verspüren konnte ³⁾. Selbst imbezug auf die Erneuerung des ewigen Bündnisses durfte Münchhausen die besten Hoffnungen hegen. Die preussischen Minister hatten ihm eröffnet, es habe nicht passend geschienen, so lange des verstorbenen Königs Leiche noch über der Erde stünde, solche Pacta vorzunehmen; doch werde man bald darauf zurückkommen, und an einem guten Erfolge sei nicht zu zweifeln ⁴⁾. Graf Hade hatte dann noch den bestimmten Auftrag vom König, Münchhausen zu sagen, derselbe solle jetzt nicht weiter in ihn drängen, er möge sicher sein, alles werde gut gehen und König Georg sehr zufrieden sein ⁵⁾. Der König selbst schrieb ihm unter dem 19. Juni, die Sache wegen des foedus perpetuum sei sehr wichtig; dasselbe möge bei den damaligen Zeiten gut und nützlich gewesen sein, jetzt aber sei nötig, alles nach den dermaligen Umständen und Konjunkturen aufs gründlichste zu überlegen und beider Häuser Interesse zu verbinden; Münchhausen werde einsehen, daß dazu mehr Zeit und Ruhe gehöre. Und an König Georg unter dem 20. Juni nach vielfachen Freundschaftsversicherungen, wegen gewisser zu erneuernder Bündnisse sei es, „um der gar zu kurz gefallenen Zeit willen noch nicht zustande gebracht“ ⁶⁾. Am 21. Juni schreibt er dann noch einmal an Münchhausen, versichert seinem Gesandten, Grafen Truchseß, Vollmacht zur Erneuerung des ewigen Bündnisses Auftrag geben zu wollen.

Der hannöversche Minister war übrigens mit dem Erfolge seiner Mission keineswegs unzufrieden, um so weniger, als er selbst, wie man aus seinen Berichten deutlich herausliest, die Hast, mit der man ihn von Hannover aus zum wirklichen Abschlusse des Bündnisses gedrängt hatte, mißbilligte; für ihn war es genug, daß er auf Pflicht und Gewissen versichern zu können glaubte, er könne nicht anders urteilen, als daß der Grund zu einem künftigen er-

¹⁾ „Il faut beaucoup caresser M., faire mille protestations d'amitié“, Marginal-Verfügung vom 14. Juni, Politische Korresp. I, 7.

²⁾ Bericht Münchhausens vom 18. Juni, St.-A. zu Hannover.

³⁾ Bericht vom 20. Juni, St.-A. zu Hannover.

⁴⁾ 18. Juni, St.-A. zu Hannover.

⁵⁾ 22. Juni, St.-A. zu Hannover.

⁶⁾ St.-A. zu Hannover.

wünschten guten Vernehmen sicher und zuverlässig gelegt sei ¹⁾. Es war gut, daß er nicht die Randbemerkung kannte, mit welcher der König den Antrag seiner Minister, dem hannoverschen Gesandten den Schwarzen Adlerorden zu verleihen, abgewiesen hatte: er werde ihm einen Teppich schenken; „der schwarze Adler ist nicht ein Orden für . . . wie Münchhausen“ ²⁾.

Münchhausen versichert dem König von Hannover aus, es wäre ihm unmöglich, auszudrücken, welche Freude und Befriedigung sein königlicher Herr über die günstigen Gesinnungen des Königs von Preußen gezeigt habe ³⁾. Es geschah nach einer Verabredung mit dem Minister von Thulemeyer, daß Münchhausen gleich von Hannover aus noch einmal in einem ostensibeln Briefe die Lage des Bündnisses anregte ⁴⁾, in der Hoffnung, dieselbe noch vor der Abreise des Königs zur Huldigung nach Preußen gelöst zu sehen. Der alte Herr, der seinem jungen Monarchen gegenüber noch nicht recht Stellung zu nehmen vermochte, hatte damals vorsichtig hinzugefügt, allerdings beruhe sonst, was Gott und große Könige thun wollten, immer in einiger Ungewißheit, und in der That fand die Sache von neuem Verzögerungen, was der König selbst unter dem 3. Juli Münchhausen anzeigt, allerdings mit dem hoffnungsvollen Zusätze, er solle nicht vergessen, die Angelegenheit nach des Königs Rückkehr aus Ostpreußen aufs neue anzuregen.

Wirklich vorwärts kommen konnte die Sache nicht wohl, und den eigentlichen Grund davon berührt Münchhausen, wenn er in einem seiner Berichte bemerkt, er würde ja in keinem Falle das Bündnis haben erneuern können, da der König von Preußen darin ganz entschieden sei, sich in keinem Falle an den bloßen Inhalt des Traktats von 1693 zu binden, sondern denselben auf allgemeinen Grundlagen einzurichten gedente, wo dann doch verschiedene Punkte vorkommen würden, über welche erst König Georgs Willensmeinung einzuholen sein würde ⁵⁾. Und ein ander Mal berichtet er, als von der bevorstehenden Krisis eines Konflikts mit Frankreich die Rede gewesen, habe der König gefragt, was denn England dann werde einzusetzen vermögen, ob es bereits einer andern größern Macht sicher sei; es schiene ihm, fügt er hinzu, die Bundesgenossenschaft Preußens werde viel leichter zu haben sein, wenn man erst mit Rußland im reinen sei ⁶⁾.

Solche Erwägungen gingen nun schon eigentlich weit über die Grenzen hinaus, welche ursprünglich bei der Sendung Münchhausens maßgebend gewesen waren. Dieselbe war ausschließlich von Hannover und dem dortigen Ministerium ausgegangen und hatte mit England und dessen politischen Interessen nichts zu thun. Die erstrebte Erneuerung des ewigen Bündnisses sollte prinzipiell doch nur eine gewisse Gemeinsamkeit des Vorgehens in Reichsangelegenheiten herbeiführen, wenn auch bei Georg der Hintergedanke

1) 20. Juni, St.-A. zu Hannover.

2) Politische Korresp. I, 9. Wir dürfen davon absehen, die nicht schmeicheilhafte Bezeichnung, welche der Herausgeber unterdrückt hat, zu restituieren.

3) 26. Juni, St.-A. zu Hannover.

4) Ein Brief Thulemeyers vom 19. Juni (St.-A. zu Hannover) läßt darüber keinen Zweifel, und damit erlebigt sich Droyßens Vorwurf gegen Münchhausen (Preuß. Politit V, 64).

5) Bericht vom 22. Juni, St.-A. zu Hannover.

6) Bericht vom 12. Juni, St.-A. zu Hannover.

vorhanden sein mochte, dieses „vinculum“ dann auch weiter für die große Politik zu verwerthen. Er verhandelte um dieselbe Zeit auch mit Sachsen, um das mit dieser Macht 1734 auf 6 Jahre geschlossene Defensivbündnis, welches nun eben 1740 ablief, zu erneuern; schon drängte Sachsen, in den projektierten Bund mit Preußen hineingezogen zu werden ¹⁾, eine Einigung zunächst der drei norddeutschen Kurfürsten, Besprechungen über die Lage des Reiches und die Eventualität einer Kaiserwahl, kurz immer Gesichtspunkte, die innerhalb des Rahmens der deutschen Reichsverfassung lagen, herrschten in Hannover vor. Wie aber hätte es gelingen sollen, den jungen aufstrebenden Fürsten in diese engen Kreise zu bannen? Ohne sich einen Augenblick aufhalten zu lassen in den Irrgängen der deutschen Reichsverhältnisse, hatte er von vornherein die Verhältnisse der europäischen Staaten mit scharfem Blicke ins Auge gefaßt, entschlossen, darin seine Stellung zu nehmen. Er erkannte ganz klar, daß der sich immermehr zuspizende Konflikt zwischen England und Frankreich Europa in zwei große Heerlager teilen werde, und er seinerseits rechnete nicht darauf, bei einem solchen neutral zu bleiben. In Bezug auf Neutralität theilte er die Meinung seines Ahnherrn, des großen Kurfürsten, der bekanntlich es ausgesprochen hat, er habe es geschworen, niemals neutral zu bleiben; auch von Friedrich berichtet man uns von einer im Jahre 1741 gethanen Äußerung, sein Grundsatz sei, bei einem Konflikt, namentlich in seiner Nachbarschaft, niemals neutral zu bleiben, sondern sich allzeit zu einer Partei zu schlagen, und zwar müsse man es wie der liebe Gott machen, der sich immer auf die Seite des Stärksten stelle ²⁾.

Seiner Gegensatz zwischen Frankreich und England erscheint ihm als der bedeutungsvollste in seiner Zeit, wie er denn diesen beiden Mächten überhaupt den ersten Rang in Europa einräumt.

„Die beiden Hauptmächte“, sagt er in der älteren Fassung seiner Memoiren ³⁾, „sind England und Frankreich. Ich gebe Frankreich die erste Stelle, weil es in sich fast alle Elemente der Macht im höchsten Grade der Vollkommenheit vereinigt, es ist den anderen überlegen durch die Zahl wehrfähiger Menschen und durch die unermesslichen Hilfsmittel, die es vermöge einer klugen Handhabung seiner Finanzen, seines Handels und der Reichthümer seiner Privatnen sich schaffen kann. England steht ihm vielleicht nicht an Reichthum nach, aber die geographische Lage, die es stark zur See macht, macht es schwach zu Lande, wo es auf Söldnerheere ohne einheitliche Zusammensetzung angewiesen ist. Was die Rivalität zwischen diesen beiden Großmächten verursacht, ist nicht nur einfach der Nationalhaß; der wahre Grund ist beider Streben nach der Rolle der in den allgemeinen Angelegenheiten ausschlaggebenden Macht ⁴⁾ und dann in ihrer erzeffiven

¹⁾ Montecuffel an Münchhausen 26. Juni, St.-A. zu Hannover.

²⁾ Vgl. meine Mittheilungen aus Schwickelets Relationen, Zeitschr. f. preuss. Geschichte 1875, S. 615.

³⁾ ed. Posner, p. 206 sqq. Frappant ist die Übereinstimmung dieser Gegenüberstellung Englands und Frankreichs mit einer anderen, in anderer Zeit und unter anderen Verhältnissen geschriebenen, nämlich in Schillers Gedicht der Antritt des neuen Jahrhunderts.

⁴⁾ „L'arbitrage universel.“ Dropsen zieht den Ausdruck vor: das Schiedsrichteramte der Welt.

gegenseitigen Handelsseifersucht. Mit einem Worte, Frankreich will Erdkreis durch seine Intriguen beherrschen, und auch da begegnet der Konkurrenz Englands, dessen Prätentionen und Absichten die slichen sind.

Eine der beiden Mächte hat in der That fast regelmäßig abwechselnd Politik Europas beherrscht. Man hat beobachten können, daß die der welche nach langen Kriegen den größten Einfluß auf den allgemeinen Frieden hatte, dann bis zu einem neuen Kriege dieses Ansehen zu bewahren gethat. England hat es nicht auf ein Anwachsen durch Eroberungen abgesehen, es strebt seinem Ziele auf einem anderen Wege zu, sucht den Handel derer zu vermindern, um ihn selbst allein zu absorbieren, es will den Handel als Monopol besitzen, um seine Hilfsquellen und die unermesslichen Schätze zu vermehren, welche seinem Ehrgeize und seiner Politik als Werkzeug dienen.

Die Franzosen wollen ihre Feinde besiegen, um ihnen ihre stolzen Krone aufzulegen; die Engländer wollen Sklaven kaufen und Europa durch Reichthümer korrumpieren und so sich unterthänig machen.

Neben diesen beiden, die allein Großmächte sind, weil sie die Krone haben, selbständig Politik zu machen, stehen vier andere da, unter sich ungefähr gleich, von jenen beiden in gewissem Maße abhängig, es sind Spanien, Holland, Oesterreich, Preußen, unter denen Oesterreich, obwohl an Einwohnerzahl den anderen überlegen, doch den erstgenannten darin nachsteht, da keine Marine besitzt und durch seine schlechten Finanzen leicht von ihm abhängig wird. Die Feindschaft zwischen dem Hause Oesterreich und dem Bourbonischen ist ewig, weil die schönsten Eroberungen der Bourbonen dem Oesterreich entriessene Provinzen sind, weil Frankreich unaufhörlich an der Niedrigung des Hauses Oesterreich arbeitet, und weil Frankreich die Freiheit gegen den Kaiser aufrechterhält, so lange es nicht stark genug selbst das Diadem des Kaisers an sich zu reißen."

Wir führten schon oben an, wie er dann Preußen seine Stelle an als einer Macht, die immerhin eine eigene Politik treiben könne, wenn gleich wegen der ungünstigen Gestaltung seines Landgebietes der Allianz mit England oder Frankreich bedürfe.

Die übrigen Mächte des dritten Ranges, urtheilt der König, könnten mit Hilfe fremder Subsidien in Aktion treten, es seien gleichsam Masken welche Frankreich und England, wenn sie es nötig haben, in Bewegung setzen.

Kann es uns befremden, daß hier Oesterreich nicht mit unter die eigentlichen Großmächte gezählt wird, so müssen wir zur Erklärung dessen an schweren Niederlagen denken, welche die österreichische Politik in dem russischen Erbfolge-, wie in dem Türkenkriege erlitten hatte, und wir mögen auch schon aus dem Jahre 1740 ein recht evidentes Zeugnis dazu anzuführen, daß der junge König von der Macht Oesterreichs keine allzu hohe Vorstellung hatte. Von seinen Ministern unter dem 16. Juni in der Fallbacher Sache auf die Gefahr einer Verwicklung mit dem Kaiser aufmerksam gemacht, schreibt er auf den Rand des Berichtes: „der Kaiser das ist das alte Gespenst eines Idols, das einst eine Bedeutung hatte mächtig war, aber es jetzt nicht mehr ist, es war ein kräftiger Mann,

die Franzosen und die Türken haben ihn krank gemacht, und jetzt ist er entsetzt“¹⁾.

Jedenfalls hat auch Friedrich 1740 ganz im Geiste jener angeführten Ermägungen den Kalkül der eigenen Interessen wesentlich auf jenen Gegensatz zwischen England und Frankreich gestellt.

Ein aus diesem Gegensatz sich ableitender Konflikt sollte ihm nun zu einer der Gelegenheiten werden, deren geschichte Benutzung dann nach seiner Ausföhrung auch einer der vier Mächte zweiten Ranges, zu welchen er Preußen zählt, es ermöglichen konnte, eine maßgebende Rolle zu spielen und die eigenen Interessen wirksam zu fördern. Ein solcher Konflikt schien nun in naher Aussicht zu stehen. Als England über die Praxis des Durchsuchungsrechtes, welches die spanischen Behörden in Amerika gegenüber englischen Schiffen zur Verhütung des Schmuggels ausübten, mit Spanien in Streitigkeiten geriet und das Ministerium widerwillig, aber von der Nation gebrängt, am 30. Oktober 1739 den Krieg an jene Macht erklärte, sah man dies in Paris „als eine Bravade gegen Frankreich an“, und der sonst so friedliebende französische Minister Fleury machte kein Hehl daraus, daß die erste Eroberung der Engländer auf dem amerikanischen Kontinente für Frankreich das Signal zum Kriege sein würde. Aber die Handelsinteressen Englands waren an diesen Fragen zu lebhaft beteiligt, die Rüstungen in seinen Häfen waren so umfassend, daß man erkannte, es sei hier selbst ein Krieg mit Frankreich mit in den Kreis der Ermägungen gezogen. Französische maritime Rüstungen folgten bald nach. Noch hatte diese Macht den Krieg an England nicht erklärt, aber derselbe drohte, und kam er zum Ausbruch, so war zu vermuten, daß Frankreich die Übermacht seiner Streitkräfte zu Lande zu verwerten streben, daß es den britischen König auch in seinen hannöverschen Erblanden zu treffen suchen werde. In solchem Falle war England auf das Werben von Bundesgenossen angewiesen, und eine so kriegstüchtige Macht wie Preußen durfte erwarten, von beiden Parteien gesucht zu werden und dann doch auch, wie billig, einen Preis für seine Bundesgenossenschaft stellen können.

Um nach dieser Seite hin das Terrain zu sondieren und eventuelle Anerbietungen entgegenzunehmen, wurden gerade um die Zeit, als Münchhausen den Berliner Hof verließ, gegen Ende Juni, die Obersten Graf Truchseß von Waldburg und Camas, der eine nach Hannover, wohin damals der englische Hof übersiedelte, der andere nach Paris entsendet, gleichzeitig auch ein dritter Oberst, v. Münchow, nach Wien; doch scheint des letzteren Mission mehr konventioneller Natur gewesen zu sein und ihr Hauptzweck die Notifikation des stattgefundenen Thronwechsels; aber sonst waren ihm eben nur Besprechungen über Dinge von geringer Bedeutung aufgetragen; allerdings führte er auch ein Kreditiv als „Ambassadeur“ bei sich und durfte auch andeuten, daß er ein solches besitze, doch es nur dann vorbringen, wenn er dessen wirklich bedürfte²⁾; mit anderen Worten, der König erwartete von dieser Botschaft nichts, wie sehr er auch bereit war, sich nicht zu versagen, falls wider Vermuten Verjuche einer ernstern Annäherung gemacht würden. Allerdings fehlte es auch von dieser Seite nicht an Freundschaftsver sicherungen, und der ständige Ge-

¹⁾ Politische Korresp. I, 7.

²⁾ Instruktion vom 7. Juni, Politische Korresp. I, 2.

Gesandte in Wien, Geheimrat von Bork, erhielt den Auftrag, zu erklären, daß die jülich-bergische Succession der Prüssen sein werde, um den König die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen gegen ihn erkennen zu lassen. Einer Anwendung dieses Prüssens gingen die österreichischen Minister dann allerdings vorsichtig aus dem Wege.

Von wirklich politischer Bedeutung waren aber nur die Sendungen nach England und Frankreich. Dieselben beginnen eine bestimmte Phase der politisch-diplomatischen Thätigkeit König Friedrichs, welche dann bis zu seiner Zusammenkunft mit Camas in Wesel Ende August reicht. Ihre Signatur ist das Streben des Königs unter Benützung der Rivalität Englands und Frankreichs von einer der beiden Mächte bestimmte und ausgiebige Zusicherungen bezüglich des großen Zieles der preussischen Politik der jülich-bergischen Succession zu erlangen. Wie wir aus der geheimen Instruktion für Camas sehen ¹⁾, ist er bereit, sich mit dem Herzogtum Berg zu begnügen, und es scheint nur darauf anzukommen, von welcher Seite das beste Angebot ihm entgegengebracht wird, um seine Allianz zu bestimmen. Und in diesem Streben läßt er sich nicht irren durch die Beobachtung, Frankreichs Politik ziele darauf, bei dem Tode des Kaisers irgendwelche Vorteile zu gewinnen. Diese Beobachtung ist ihm natürlich sehr wichtig, sie eröffnet weite Perspektiven, und der Gesandte erhält den Auftrag, jenen Plänen Frankreichs eifrig nachzuspüren und herauszubekommen, ob man für jenen Fall es selbst auf einen Krieg antommen lassen wolle; aber die Hauptsache für den Gesandten bleibt doch immer „die große Succession“ in Jülich-Berg und das Bestreben, nach dieser Seite hin positive Zusagen zu erlangen ²⁾. Hierfür empfängt der Gesandte genaue und positive Instruktionen, und ebenso Truchseß in England. Beide sollen die Rivalität der beiden Mächte für ihren Zweck benutzen und namentlich durch Erweckung der Befürchtung, daß der Gegner bessere Chancen habe, Preußen zu gewinnen, gesteigerte Anerbietungen zu erzielen suchen. Truchseß war angewiesen, eine gewisse Eifersucht auf Camas zu

¹⁾ Vom 11. Juni 1740, Politische Korresp. I, 3.

²⁾ Dies hervorzuheben schien um so notwendiger, als man aus jener Stelle der Instruktion, welche von Frankreichs Absichten bei dem eventuellen Tode des Kaisers spricht, Folgerungen auf einen schon damals in der Seele des Königs schlummernden Plan auf Schlessien gemacht hat. Hier möchte ich gegen Droysen („Über Friedrichs Stellung im Anfange des schlesischen Krieges“, Abhandlungen zur neuen Geschichte, S. 278, an welcher letzteren Stelle übrigens zwei Sätze, die in der Instruktion einen ganz anderen Zusammenhang haben, nicht ohne Willkür aneinander gereiht sind) doch die Überzeugung aussprechen, daß Friedrich, als er jene Instruktion aufsetzte, den schlesischen Plan nicht im Auge gehabt hat, sondern zunächst nur eben den auf Jülich-Berg. Gegen Droysens Ansicht spricht vor allem die Wahrnehmung, daß der König in der Zeit, die wir hier zunächst im Auge haben, wetteifernd und gleichzeitig in England und Frankreich auf die Gewährung von Zusagen in der jülich-bergischen Angelegenheit hindrängt, immer bereit, dafür nach der einer oder anderen Seite hin eine Allianz einzugehen. Eine Allianz mit England, wie sie doch damals und noch einige Monate später Friedrich auf annehmbare Bedingungen eingegangen bereit war (vgl. oben im Texte) wäre doch keine günstige Vorarbeit für ein Unternehmen auf Schlessien gewesen. Daß Friedrich damals bereits an Schlessien gedacht habe, braucht dabei gar nicht geleugnet zu werden, aber wohl, daß eine Rücksicht auf solchen weitausehenden Gedanken seine Politik damals bestimmt habe. Einige Monate später sah die Sache, wie wir noch im Texte sagen werden, schon etwas anders aus.

zeigen, der als Vertrauter des Königs nach Frankreich nicht geschickt werde, um dort Perlen zu sädeln. Er sollte vor dem französischen Gesandten oder französischen Kreaturen viel Intimität mit den englischen Ministern bilden lassen, wenn selbst deren in Wahrheit wenig vorhanden wäre ¹⁾. Frankreich sei die Macht gewesen, welche sich seiner Interessen angenommen habe; um Preußen von ihr loszumachen, müsse man mehr zu bieten vermögen ²⁾. Umgekehrt sollte Camas über Truchseß sich so äußern, als gelte dieser dafür, die geheimsten Gedanken des Königs zu kennen, überhaupt so viel er vermöge, den Haß gegen England schüren ³⁾, er sollte von den Anerbietungen Englands sprechen, welche die Frankreichs bei weitem überträfen ⁴⁾. Friedrich ließ an die Bande des Blutes erinnern, die ihn mit dem englischen Herrscherhause verknüpften ⁵⁾, Camas war selbst autorisiert, wenn das Gespräch auf die Vermehrung des Heeres käme, etwas wie Furcht davor zu zeigen, daß der unternehmende Sinn des jungen Königs und gewisse Ideen von Heroismus den Frieden Europas stören könnten ⁶⁾.

Waren nun aber gleich beide Hände den beiden Mächten gleich weit entgegengestreckt, so daß es bloß darauf anzufommen schien, welche von beiden den meisten Eifer zeigte sie zu erfassen, so ist doch kein Zweifel darüber, von welcher Seite Friedrich selbst gewonnen zu werden wünschte.

Jene oben erwähnten politischen Betrachtungen über die Lage Europas schließen mit der Bemerkung, daß die Fürsten, welche sich vergrößern wollen, sich bei gegebener Gelegenheit an Frankreich anschließen, diejenigen, welche mehr Wohlstand und Behagen als Ruhm suchen, sich zu England halten werden ⁷⁾, und im Einklange damit bezeichnet er am Schlusse der geheimen Instruktion für Camas, dessen Sendung als die wichtigste, die unter den gegenwärtigen Konjunkturen hätte erfolgen können ⁸⁾, und im Verlaufe der Unterhandlungen schreibt er dann demselben, wenn alles fruchtlos bliebe, würde man sich zurückziehen und nach anderer Seite hin Partei nehmen müssen; „aber ich gestehe“, fügt er hinzu, „daß, wenn wir in Versailles reussieren können, dies besser sein wird als in London“ ⁹⁾.

Allerdings schien gerade England die allerdringendste Veranlassung zu haben, Preußen zu gewinnen. Denn wenn wirklich ein Krieg mit Frankreich in Aussicht stand und die Befürchtung vorhanden war, daselbe könne seine Überlegenheit zu Lande geltend machen und namentlich die hannoverschen Erblande des Königs bedrohen, so gab es dagegen in der That kaum einen anderen Schutz, als einen Bund streitbarer Kontinentalmächte, unter denen natürlich dann Preußen obenanstehen mußte, einen Bund, wie ihn in der That auch Horaz Walpole, der Bruder des leitenden Ministers, mit allem Eifer fort und fort befürwortete.

¹⁾ Instruktion für Truchseß vom 18. Juni, Politische Korresp. I, 8.

²⁾ Instruktion für denselben vom 18. Juli, ebd. S. 19.

³⁾ Instruktion für Camas vom 11. Juni, ebd. S. 7.

⁴⁾ An Camas 26. Juli, ebd. S. 24.

⁵⁾ An Chambrier (den ständigen preuß. Gesandten in Paris), 14. Juli, ebd. S. 18.

⁶⁾ In der Instruktion vom 11. Juni.

⁷⁾ Histoire de mon temps (1746) ed. Posner, p. 210.

⁸⁾ Politische Korresp. I, 5.

⁹⁾ Den 3. August 1740, ebd. S. 29.

In der That ward der Wunsch, die preussische Allianz zu erlangen, allgemein empfunden; auf einem andern Blatte aber stand es, ob man den Entschluß finden würde, den Preis dafür zu zahlen oder vielmehr, was noch etwas mehr bedeutete, gleich selbst mit einem ansehnlichen Angebote herauszukommen, wie es König Friedrich erwartete und verlangte. Nach welcher Seite dieses Angebot erfolgen sollte, darüber konnte kein Zweifel obwalten; Truchseß hatte den Auftrag, Erklärungen zu verlangen bezüglich der preussischen Anwartschaften auf Jülich-Berg, Ostfriesland und Mecklenburg ¹⁾, und daß das erstere vor allem in Frage kam, lag auf der Hand. Hier standen nun aber manche Bedenken entgegen. Was den König Georg II. anbetraf, so war dieser bekanntlich in erster Linie Welfe und als solcher mit einer hinreichenden Dosis Eiferjucht auf Preußen begabt, um jede Vergrößerung dieser Macht in hohem Maße ungern zu sehen. Dagegen hatte sein hannöversches Ministerium sein Gutachten dahin abgegeben, daß eine Vergrößerung Preußens am Rhein für Hannover unbedenklich sei und andererseits den Vorteil habe, Preußen auf einen gespannteren Fuß mit Frankreich zu bringen und gegen dieses für Deutschland eine festere Barrière zu schaffen; doch empfehle es sich, die gewünschte Garantie nicht für Jülich und Berg, was zu viel sei, sondern nur für das letztere Herzogtum zu bewilligen, jedoch (um ein höheres Gebot als Frankreich zu thun) einschließlich der Stadt Düsseldorf. Bezüglich Ostfrieslands, wo Hannover eigene Ansprüche aufrechterhielt, hofft man auf eine billige Abfindung; die Diskussion über Mecklenburg meint man noch aufschieben zu können ²⁾.

Es darf hervorgehoben werden, daß es das englische Ministerium in der That niemals so weit gebracht hat. Hier wirkten andere Umstände lähmend ein. Der leitende Minister Sir Robert Walpole war, obwohl eigentlich mit seinem Souverän dauernd im besten Einvernehmen, doch im direkten Gegensatz zu dem so ausschließlich hannöversch gesinnten Könige ein Stock-Engländer, und als solcher mit nicht großem Verständnis noch Neigung für die Verhältnisse fremder Nationen begabt. Von den auswärtigen Angelegenheiten hörte er am liebsten gar nichts, und wenn es sein mußte, dann noch lieber von atlantischer Politik, als von kontinentaler. Schon den Krieg mit Spanien hatte man ihm eigentlich über den Kopf genommen, ihn in denselben wider seinen Willen hineingedrängt, noch schwerer aber wollte ihm der Gedanke an einen Kontinentalkrieg, in den England verwickelt werden sollte, in den Kopf; und nach dieser Seite hin Bündnisse zu schließen und daher Verbindlichkeiten zu übernehmen, wäre wenig nach seinem Geschmack gewesen, er würde geglaubt haben, das Gefürchtete so noch schneller herbeizuführen. Nicht große Pläne, sondern kleine Auskunftsmittel waren seine Sache, weit entfernt, in die Zukunft hinauszudenken, war die Kunst dieses Ministeriums immer gewesen, von der Hand in den Mund zu leben, und wenn er jetzt sein 25jähriges Ministerjubiläum feiern konnte, so verdankte er das an erster Stelle der Kunst des vorsichtigen Lavierens, die er gut verstand.

Von diesen Grundsätzen hatte der Unterstaatssekretär des Außern für den Norden, Lord Harrington, sich doch genug angeeignet, um auch seinerseits mit

¹⁾ Instruktion vom 18. Juni 1740, Politische Korresp. I, 8.

²⁾ Vom 22. August 1740, St.-A. zu Hannover.

jähem Feilschen, soweit es irgend anging, großen Entschlüssen, schweren Verpflichtungen aus dem Wege zu gehen. Sich hier für Preußen stark zu engagieren, mahnte schon die Rücksicht auf den nächsten Verbündeten Englands, die Generalstaaten, ab, die eine Vergrößerung der preussischen Macht am Niederrhein um keinen Preis wünschten. „Preußen in Jülich und Berg ist ein Messer in unserem Leibe“, hatte einer der Hochmögenden gesagt ¹⁾. Die herrschende Partei fürchtete hier von einer Ausbreitung der preussischen Macht an der Grenze Hollands sofort eine Kräftigung der monarchisch oder oranisch Gesinnten.

Auch in Rußland besorgte England durch eine zu ausgesprochene Begünstigung der preussischen Ansprüche auf Jülich-Berg anzustoßen, bei der damaligen Intimität dieser Macht mit dem König von Polen, der selbst die alten Ansprüche auf jene Lande immer aufrecht hielt ²⁾.

Kurz die Unterhandlungen kamen sehr wenig vorwärts. Wohl fand der außerordentliche Gesandte Graf Truchseß, ein lebenswürdiger Offizier und Kavaliere von den feinsten Formen und offenem frischen Wesen (letzteres vielleicht mehr als einem Diplomaten gut war), in allen Kreisen ein geradezu herzliches Entgegenkommen und überall die größten Sympathieen auch für seinen König; aber die positiven Zusicherungen, welche der letztere erwartete, blieben doch aus, und Friedrich, dem immer die Möglichkeit eines schnellen Todes des greisen Kurfürsten von der Pfalz vor schwebte, und der vorher die Verhandlungen doch zu einem gewissen Abschluß gebracht haben wollte ³⁾, wurde schnell ungeduldig. „Ihr müßt alles anwenden, um die Minister sich bestimmt und präcise aussprechen zu lassen, denn bis jetzt wollen sie nur *reconnoscieren*“ ⁴⁾. Dann, am 18. Juli: „Auf allgemeine Versicherungen und leere Komplimente kann man nichts aufbauen. Sie sollen offen sagen, was sie in der Angelegenheit von Jülich-Berg, Ostfriesland und Mecklenburg für Preußen thun wollen und was sie ihrerseits beanspruchen“ ⁵⁾. Das wird dann unter dem 26. Juli von neuem eingeschärft ⁶⁾, bald folgt ein ernstlicher Verweis darüber, daß Truchseß, den dringenden Witten der englischen Minister nachgebend, des Königs Forderungen schriftlich aufgesetzt habe, dazu habe der Gesandte keine Vollmacht gehabt; wenn England Preußens Bundesgenossenschaft wünsche, sei es auch dessen Sache, ihm zuerst Propositionen zu machen, nicht umgekehrt ⁷⁾. In den Antworten, die dann Lord Harrington erteilt, findet der König auch wieder nur ganz unbestimmte und allgemeine Versicherungen, auf die man nicht bauen könne. Der Gesandte soll kein Hehl daraus machen, daß der König bei größerem Entgegenkommen zu der Huldigungsreise nach den westlichen Provinzen die Route über Hannover gewählt haben würde,

¹⁾ Angeführt bei Dunder: „Eine Flugschrift des Kronprinzen Friedrich“, *Aus der Zeit Friedrichs d. Gr. 1c.*, S. 9.

²⁾ Man erfuhr, daß der englische Gesandte im Haag das Gewicht der sächsischen Ansprüche auf Jülich-Berg anerkannt hatte. Angeführt bei Droysen, *Preussische Politik V.*, 1. S. 77.

³⁾ „Car il est absolument nécessaire de terminer cette negociation avant la mort du vieux bonhomme,“ *An Camas*, 3. August 1740; *Politische Korresp.* I, 29.

⁴⁾ 9. Juli. *Ebd.* S. 17.

⁵⁾ *Ebd.* S. 19.

⁶⁾ *Ebd.* S. 24.

⁷⁾ 2. August 1740. *Ebd.* S. 27.

und daß die von König Georg so gewünschte persönliche Zusammenkunft noch mit der Rückreise sich kombinieren ließe, aber nur, wenn man sich zu ernstlichen Zusicherungen englischerseits herbeiließe ¹⁾.

Dieselben Vorstellungen machte dann der König auch noch dem englischen Gesandten vom Berliner Hofe in einer längeren Audienz am 14. August kurz vor seiner Abreise nach Kleve. Dieser Gesandte war der Hauptmann Guy Dickens, ein Diplomat, der schon über ein Decennium an diesem Hofe accreditiert war, ohne daß jedoch dieser Umstand der Sache, die er vertrat, irgendwie förderlich gewesen wäre. Es war im Gegenteile für das Zustandekommen eines englisch-preussischen Bündnisses sehr ungünstig, daß Guy Dickens sich noch sehr wohl der Zeiten erinnerte, wo er vor der Flucht des Kronprinzen mit diesem letzteren vermunmt und nächstlicher Weile unter freiem Himmel heimliche Zusammenkünfte gehabt, demselben Geld in die Hand gedrückt und über die Mittel, dessen Schulden zu bezahlen, Rat gepflogen hatte. Aus diesen Erinnerungen entwickelten sich bei dem Engländer, dem ohnehin eine süßsante Selbstüberschätzung nicht fremd war, eine gewisse Neigung, in Friedrich fort und fort einen talentvollen, aber unbesonnenen jungen Mann zu erblicken, dem der Rat erfahrener Männer dringend nötig sei, um ihn vor Übereilungen zu schützen, und seine Manier, den Mentor zu spielen und in seine unerbetenen Ratschläge etwas von der vermeintlichen Überlegenheit, welche ihm die Erfahrung in politischen Dingen verleihe, einfließen zu lassen, entfremdete ihm einerseits den doch immer reizbaren jungen Monarchen und hinderte ihn selbst andererseits, dessen Eröffnungen das rechte Maß zu Bedeutung zuzuschreiben. Etwas von diesem Gegensatz trat auch bei dieser Audienz zutage. Als ihm der König seine Beschwerden über die englischen Minister vortrug, die ihn trotz seiner wiederholten Mahnungen immer wieder mit allgemeinen Versicherungen abspeisen wollten und daran die Bemerkung knüpfte, daß die Fürsten sich nur durch die Interessen ihrer Länder leiten lassen dürften, er in den Fall kommen könne, trotz der aufrichtigen Freundschaft, die er für den König von England hege, günstigere Anerbietungen, die er von anderer Seite erhalte, vorzuziehen, nahm der Gesandte es sich heraus, ihn darauf aufmerksam zu machen, wie wichtig es für einen jungen Fürsten sei, nicht gleich am Anfang seiner Regierung einen Schritt zu thun, der verhängnisvolle Folgen haben könne, wie andererseits die Versprechungen Frankreichs sich immer als trügerisch gezeigt hätten, und debitierte gleichzeitig die beliebte Redensart von der Gemeinsamkeit der protestantischen Interessen und dem Gleichgewicht der europäischen Mächte; Friedrich aber begnügte sich, über den etwas Hofmeisterlichen Eifer des Engländers zu lächeln und zu erwidern, er sehe nicht ein, wer ihn tadeln könne, wenn er durch Frankreichs Vermittelung, ohne sich in einen Krieg einlassen zu müssen, Befriedigung seiner gerechten Ansprüche finde, vornehmlich, wenn andere Mächte ihm ihren Beistand zu gewähren keine Lust zeigten. Er wiederholte bestimmt, er verlange von England eine positive Garantie für Jülich-Berg einer- und für Ostfriesenland andererseits zugleich mit einer bestimmten Erklärung darüber, wie man im Falle einer Erledigung der Erbschaft die Garantie wirksam zu machen gedenke; über den dritten Punkt, Mecklenburg werde man sich leicht

1) Vom 8. August. Politische Korresp. I, 32.

verständigen können. Im übrigen möge England die Gegenvorteile, die er selbst begehre, mit derselben Offenheit wie er namhaft machen, über die Unterhandlungen selbst aber strenges Geheimniß bewahren. Die alte Defensivallianz zu erneuern, sei nicht praktisch, er ziehe vor, hier auf einen ganz neuen Boden zu treten ¹⁾. Man habe bisher allzu sehr gezügert, jetzt möge man sich entscheiden, am 24. August gedenke er in Wesel zu sein, dort möge man ihn die gefaßten Entschlüsse wissen lassen ²⁾.

Auf den Gesandten hatte die Audienz übrigens einen gewissen Eindruck gemacht, in seinem Berichte legt er es seiner Regierung ans Herz, „nun wirklich einmal die Axt an die Wurzel aller Zalousie zwischen den beiden Höfen zu legen“, die Propositionen des Königs mit einer Offenheit, die jedem weiteren Mißtrauen den Boden entzöge, zu beantworten. Einen durchschlagenden Erfolg aber erzielte er damit nicht. Und obwohl ja in England eigentlich alle Welt die Allianz mit Preußen wünschte und verschiedene Journale und Flugschriften immer aufs neue darauf hindrängten ³⁾, so blieb es doch bei dem Temporisiren und den allgemeinen Versicherungen, und der preussische Gesandte in London berichtet, als im August sich die erste Kunde von der Anwerbung von 6000. Hessen verbreitete, habe man aller Orten ganz laut über die Verblendung des Ministeriums geklagt, welches über solchen Kleinigkeiten, der Gewinnung einer kleinen Schar, die doch wesentliche Dienste nicht zu leisten vermöge, die natürliche und bedeutungsvolle Allianz Preußens vernachlässige, die man ja mit einer Garantie der jülich-bergischen Succession haben könne, und ernstliche Anklagen deshalb seien vor dem Parlamente zu erwarten ⁴⁾.

Jedenfalls ist die vom König wiederholt gestellte Frist bis gegen Ende August vorübergegangen, ohne daß er von England ein ernstliches Angebot erhalten hätte. Die Folge war, daß, als es sich um Friedrichs Rückreise von Wesel handelte, er von einer Zusammenkunft mit seinem Oheim von England Abstand nahm; er erklärte das Fieber zu haben. Trotz des Fiebers aber hat er in jenen Tagen einen Besuch in Salzdahlen bei Wolfenbüttel machen können, um dort seinen Bruder, den Prinzen von Preußen, einer braunschweigischen Prinzessin, der Schwester der Königin, zu verloben, auch hierin Erwartungen König Georgs täuschend, welcher seine Tochter, die Prinzessin Luise, dem Prinzen zugedacht hatte.

Selbst in Frankreich hat man beides, den vermiedenen Besuch in Hannover und die Verlobung des Prinzen, als politische Demonstrationen aufgefaßt; am Hoflager zu Herrenhausen zeigte man den Vertretern Preußens auf jene Nachrichten hin mit einem Male verlegene Gesichter und eine eisige Kälte ⁵⁾. In London hatte man in den ersten Tagen des September mit großer

¹⁾ „proceed entirely on a new bottom.“

²⁾ Bericht vom 17. August im Record Office zu London, Prussia. Auszug bei Kaumer, Beiträge zur neueren Geschichte II, 32.

³⁾ Die Berichte des kändigen Gesandten in London Andrie im Berliner geh. Staats-Archiv vom 24., 26. Juni und vom 22. Juli enthalten mannigfache Belege dafür.

⁴⁾ Bericht Andrieß vom 30. August, Berliner geh. St.-A.

⁵⁾ So berichtet Diesfeld als Augenzeuge (Mem. I, 116).

Spannung auf die Nachricht von jener Zusammenkunft gewartet und die besten Hoffnungen daran geknüpft ¹⁾.

Freilich war zu ernsthafter Empfindlichkeit die Zeit ungünstig. Anfang September ging eine französische Flotte nach den westindischen Gewässern ab, und die Frage, ob nicht am Ende doch Frankreich zum Schutze des spanisch-amerikanischen Handels eintreten werde, ward brennender; aber mochte Lord Harrington jetzt auch bereuen, bezüglich der preussischen Bundesgenossenschaft nicht doch etwas mehr „Empressement“ gezeigt zu haben, und jetzt die frühere Zögerung mit der Erinnerung an die übeln Erfahrungen von 1725 entschuldigend, er mußte wahrnehmen, daß der Moment versäumt war. Im hannöverschen Archive schließt nach dem erwähnten Promemoria des geheimen Rates das Aktenstück mit der melancholischen Bemerkung, es seien zwar noch Kommunikationen mit Mylord Harrington gepflogen und Sr. Majestät ein umständliches Gutachten vom Ministerio erstattet worden; damit aber sei die Sache zu Ende gewesen.

Aber die reservirtere Stellung gegen England bedeutete noch keineswegs den Anschluß an Frankreich. Nach dieser Seite hin zeigten sich die Schwierigkeiten kaum weniger groß. Das Haus Wittelsbach, dem der Kurfürst von der Pfalz entstammte, war der alte Verbündete Frankreichs; wie hätte der leitende Staatsmann dieser Macht, der Cardinal Fleury, denselben preisgeben können? Und den wichtigen Rheinübergang von Düsseldorf in den Händen eines Pfalzgrafen zu sehen, mußte doch ungleich mehr in französischem Interesse liegen, als wenn derselbe einem Fürsten gehörte, den in solcher Abhängigkeit wie das pfälzische Haus zu erhalten man nicht wohl hoffen durfte. So kam es denn, daß auch aus Paris die positiven Zusicherungen ausblieben. Fleury dachte eine Zeit lang an eine Vermählung eines pfälzischen Prinzen, des Herzogs von Zweibrücken, mit einer von Friedrichs Schwestern, aber Friedrich wies den Gedanken auf das bestimmteste zurück ²⁾, und auf des Cardinals große Bereitwilligkeit, ihm die Erwerbung von Ostfriesland zu garantieren, hatte er nicht allzu viel Gewicht gelegt.

Hinsichtlich Bergs aber schien man den König einfach an dem dürftigen Vertrage festhalten zu wollen, den sein Vater 1739 mit Frankreich geschlossen hatte, und der ein kleines Stück von Berg, ohne Düsseldorf, Preußen zusprach. Die Verhandlungen, die der französische Gesandte Valori im August 1740 mit Podewils pflog, ließen darüber kaum mehr Zweifel, und als Friedrich am 29. August zu Wesel mit seinem Pariser Gesandten Camas zusammentraf, bestätigte dieser die geringe Neigung des Cardinals Fleury, für die Interessen Preußens in der jülich-bergischen Sache etwas zu thun.

Diese Weseler Zusammenkunft darf als ein Wendepunkt in der Politik Friedrichs betrachtet werden. Es ist das der Moment, wo der König erkannte, daß es fruchtlos sein werde, noch weiter sich um Allianzen in jener Sache bei den europäischen Höfen zu bemühen, und er infolge dessen an die Stelle des bisherigen diplomatischen Drängens eine reservirte Haltung, eine Politik der freien Hand treten läßt.

Wir vermögen für die Chronologie dieser Wandlung auch noch einen

¹⁾ Andrie, 9. September; Berliner geh. St. A.

²⁾ An Vatori, 27. Juli; Politische Korresp. I, 26.

sehr bestimmten Beleg aus den diplomatischen Verhandlungen mit England beizubringen. Wir sahen bereits, wie der König dem englischen Gesandten in Berlin den 24. August gleichsam als Präklusivtermin gesetzt für Einbringung annehmbarer Propositionen zu einer näheren Verbindung und auch, daß der König gerade in diesem Monate stärker als je in Truchseß dringt, um endlich von den Ministern an Stelle allgemeiner Freundschaftsver Versicherungen positive Anerbietungen zu erlangen ¹⁾.

Unter dem 14. August, also kurz vor seiner Abreise nach Cleve, schreibt nun der König von Potsdam aus einen bitterbösen Brief an Truchseß, trotz der wiederholten Aufforderungen habe er ihm eine positive und klare Antwort seitens des Wiener Hofes noch immer nicht verschafft; er fülle seine Berichte nur mit unnützen Neuigkeiten, ohne seine Aufträge zu erfüllen, der König habe allen Grund, mit seinem Benehmen unzufrieden zu sein, und er befehle ihm noch ein- für allemal, seine Befehle pünktlich auszuführen, wenn er nicht den Verlust seiner Gnade riskieren wolle ²⁾. Und darauf folgt dann unter dem 1. September aus Wesel ein Brief gleich beginnend: „Mein lieber Graf Truchseß“ — (lieb war er am 14. August nicht) —, „ich bin zufrieden mit Euch und Eurem Berichte über die günstige Disposition des englischen Hofes und die Erklärungen der englischen Minister darüber zc., obgleich sie immer in allgemeinen Ausdrücken bleiben“ ³⁾. Von Jülich-Berg und den Garantien zc. von denen sonst in jedem Briefe des Königs an Truchseß nachdrücklich die Rede ist, kein Wort.

Zwischen diesen beiden zuletzt angeführten Briefen, behaupten wir nun, liegt die große Wandlung. Der König hat sich entschlossen, auf die früher so sehr begehrten Zusicherungen der Minister zu verzichten, und Truchseß, wieder zu Gnaden angenommen, kann den englischen Ministern die überraschende Kunde bringen, daß der König mehr Wert lege auf die Freundschaft König Georgs, als auf feierliche Verträge ⁴⁾.

Der König selbst schildert in seinen Memoiren diesen Prozeß in folgender Weise. Er habe, erzählt er, den kaiserlichen Hof ebenso wie Frankreich und England gleich kühl für sein Interesse bezüglich der jülich-bergischen Succession gefunden, so daß er sich gezwungen gesehen habe, sich an jene vorläufige Übereinkunft seines Vaters mit Frankreich zu halten, die ihm eine Lisière von Berg zusprach. Er habe also zu wählen gehabt zwischen den zwei Möglichkeiten, sich entweder mit diesem Wenigen zu begnügen oder es auf die Entscheidung der Waffen ankommen zu lassen. „Diese Gründe“, fährt er fort, „bestimmten mich zu einer Vermehrung des Heeres, für welche ich mir die Mittel durch die Arrangements einer guten Ökonomie verschaffte, — und welche die Armee um 13 Bataillone stärker machte, als sie bei dem Tode des seligen Königs gewesen war. In dieser Situation habe ich den Ereignissen entgegengesehen, welche die Vorsehung mir zu schicken geneigt sein würde und welche auch nicht lange haben auf sich warten lassen.“ ⁵⁾

¹⁾ Politische Korresp. I, 31. 32.

²⁾ Ebd. S. 35.

³⁾ Ebd. S. 38.

⁴⁾ So heißt es ausdrücklich in dem Schreiben.

⁵⁾ Ältere Redaktion, ed. Posner, p. 210.

Wenn wir nun auch dieser Darstellung berichtigend hinzufügen müssen, daß die Vermehrung des Heeres in den Anfang von Friedrichs Regierung fällt, ehe er noch von den Dispositionen der Mächte sich genauer unterrichtet hatte, so konstatiert doch die Darstellung des Königs die von uns im Vorstehenden geschilderte Wendung seiner Politik ganz deutlich, sowie den nunmehr gefaßten Entschluß, sich nur auf sich selbst und sein Heer zu verlassen.

Unter den Ereignissen, auf die sich nun der König gefaßt machen mußte, stand unzweifelhaft der Tod des Kurfürsten von der Pfalz obenan. Derselbe war über 80 Jahr alt, litt an der Wassersucht und war wiederholt schon dem Erstickungstode nahe gewesen. Die Nachricht von seinem Tode konnte alle Tage eintreffen, und der König zögerte nicht, sich auf diesen Fall vorzubereiten.

Noch als Kronprinz hatte er in einem Briefe einmal die Meinung ausgesprochen, wenn der Kurfürst sterbe, empfehle es sich preussischerseits, ohne Zögern beide Herzogtümer, Jülich und Berg, zu besetzen, wo dann diplomatische Intervention höchstens zur Herausgabe von Jülich zwingen könnte, während, wenn man bloß Berg besetzte, man fürchten müßte, auch hiervon noch die Hälfte wieder herausgeben zu müssen ¹⁾.

Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß er diese Maxime des schnellen Zugreifens, die wir ihn ja dann auch bei Schlessien zur Anwendung bringen sehen, für diesen Fall sich zurechtgelegt hat. Eben bei jenem Besuche in Wesel (Ende August) ließ er unweit dieser Festung auf der linken Rheinseite die Stelle zu einem verschanzten Lager für 40,000 Mann abstecken und berief seinen erfahrensten Feldherrn, den alten Fürsten von Dessau, zu sich ²⁾.

Eben jetzt aber bot sich eine Gelegenheit, der Welt zu zeigen, wie sehr es dem Könige Ernst war mit dem Entschlusse aus eigener Kraft sich sein Recht selbst zu nehmen, wo es ihm fremde Mißgunst verkümmern wollte, in der Angelegenheit der Herrschaft Herstal, welche aus der oranischen Erbschaft 1732 an Preußen gekommen war, ohne daß es jedoch bisher gelungen wäre, in dieser neuen, so sehr entlegenen Erwerbung dem preussischen Regimente vollkommene Anerkennung zu sichern, hauptsächlich deswegen, weil der Bischof von Lüttich ein Lehensrecht auf die Herrschaft beanspruchte und in Folge davon es unternahm, dort Akte der Landeshoheit auszuüben und die Befehle der preussischen Regierung zu annullieren, so daß ein Zustand vollkommener Anarchie hier schließlich eingerissen war, dessen Beseitigung die preussischen Beschwerden beim Reichstage bisher nicht vermocht hatten. Der junge König hatte wohl Neigung gezeigt, hier ernstlich durchzugreifen, aber aufs eindringlichste hatten die Minister Vorstellungen dagegen erhoben. Jetzt in Wesel faßte derselbe die entscheidenden Entschlüsse. Hier war das Billet verfaßt, durch welches der König den Bischof von Lüttich aufforderte, binnen zwei Tagen eine kategorische Erklärung abzugeben, ob er noch weiter seine angebliche Souveränität über Herstal aufrechtzuhalten und die dortigen Aufständigen in ihrem Ungehorsam zu bestärken und zu schützen gedächte ³⁾. Hier

¹⁾ An Grumbow, den 14. Februar 1737. Dunder, Aus der Zeit Friedrichs d. Gr. II., S. 31. 32.

²⁾ Angeführt bei Droysen, Preussische Politik V., 1. S. 95.

³⁾ Vom 4. September, Politische Korresp. I., 39.

wurden die Ordres zum eventuellen Einrücken der preussischen Truppen in die Grafschaft Horn erlassen, hier das Manifest aufgesetzt, welches vor dem Reichstage und den Höfen Europas die Maßregel gegen den Bischof rechtfertigen sollte ¹⁾. Der beste Erfolg krönte das kühne Vorgehen. Der Bischof gab nach, und ein Verkauf der Herrschaft, zu dem Preußen immer bereit gewesen war, brachte die ganze Sache zu definitivem Abschlusse.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ward die ganze Sache. An einer für die europäische Politik besonders empfindlichen Stelle in einer Gegend, wo die Interessen einer großen Anzahl von Mächten, Frankreichs, Osterreichs, Hollands, Englands zusammentrafen, hatte der junge König furchtloses durch bewaffnetes Auftreten ein lange verweigertes Recht sich selbst genommen, hatte den durch die ängstlich behutsame Politik seines Vaters gesunkenen Kredit der preussischen Politik wieder zu Ehren gebracht und den entschiedensten Erfolg davongetragen. Keine der Mächte war ihm entgegengetreten, ein verurteilendes Reskript des Reichshofrates erschien erst lange nachdem der Bischof nachgegeben hatte, und hatte nur die Wirkung, dem König zu zeigen, wessen er sich von der Freundschaft Osterreichs zu versehen hatte.

Die Lehre, die aus dem Ganzen zu ziehen war, daß mit einem kühnen Wagnis und einem tüchtigen gerüsteten Kriegsheere viel zu erreichen sei, war für den jungen Monarchen nicht verloren, und die Welt mochte sich darauf gefaßt machen, bei dem Tode des pfälzischen Kurfürsten durch eine kühne That des Königs von Preußen überrascht zu werden. Die verschiedenen Befehlshaber der preussischen Truppen in den westfälischen Provinzen hatten bestimmte eventuelle Ordres auszuführen in dem Augenblick, wo sie die Nachricht von dem Tode des Kurfürsten empfangen würden, und der preussische Resident in Mannheim erhielt unter dem 17. Oktober die Weisung, sowie dieser Fall eintrat, sofort dem Generalleutenant v. Doffow, sowie den Generalmajors v. Deps und Prinz Dietrich von Anhalt und auch dem Obersten Beaufort schnelle Nachricht zukommen zu lassen ²⁾. An einer Feldverschanzung bei Biberich, in welcher einige Regimente Infanterie und Kavallerie vorläufig aufgestellt waren und das Herankommen des eigentlichen Heeres abwarten konnten, ward im Oktober eifrig gearbeitet ³⁾.

Dagegen trat auf dem diplomatischen Gebiete jetzt eine gewisse Windstille ein, nur mit Rußland wurden über eine den Rücken deckende Defensivallianz, für welche die Garantie von Kurland der Preis sein sollte, erfolgreiche Unterhandlungen gepflogen ⁴⁾. Mit England beschränkten sich die Verhandlungen, obwohl man in London jetzt eher Ernst zu zeigen bereit war, doch immer noch auf den Austausch leerer Freundschaftsversicherungen. Aber auch Frankreich gegenüber ward das Verhältnis kühler. Von dem Projekte einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kardinal, von der Friedrich sich früher etwas zu versprechen schien, war jetzt keine Rede mehr. In der jülich-bergischen Sache nahm der König die Wiene an, als wolle er sich mit der Lisière von 1739

¹⁾ Preussische Staatschriften, ed. Roser I, 15.

²⁾ Politische Korresp. I, 67.

³⁾ Angeführt bei Ranke, Ges. Werke XXVII, 315. Statt Biberich ist wohl Biberich zu lesen.

⁴⁾ Politische Korresp. I, 62.

und dem Versprechen der guten Dienste des Kardinals um den pfälzischen Kurfürsten zu einer Vergrößerung des preußischen Anteiles zu bewegen begnügen. Im übrigen aber billigte er Podewils Rat, sich Frankreich gegenüber sehr in Reserve zu halten, vollkommen ¹⁾ und lehnt schließlich es geradezu ab, eine Allianz mit Frankreich zu schließen ²⁾. Sonst aber vermied er es, selbst mit Podewils über die allgemeine Situation und seine besonderen Pläne zu sprechen, und wenn letzterer seine Befürchtungen aussprach, daß im Falle einer europäischen Krise Preußen isoliert stehen werde, begegnete er nur einem entmutigenden Schweigen ³⁾.

Es wurde politisch immer stiller am Berliner Hofe. Der König, nach Rheinsberg zurückgezogen, ließ seinen Anti-Machiavell erscheinen, berief Voltaire, den er am 11. September zum ersten Male sah, schrieb französische Verse, engagierte für Rheinsberg eine französische Schauspielertruppe, kurz, er schien vorzugsweise seinen schönwissenschaftlichen Neigungen leben zu wollen.

Aus dieser Stille riß ihn nun nicht die erwartete Nachricht vom Tode des Kurfürsten, sondern die sehr unerwartete Kunde, daß der letzte männliche Sprosse aus dem Hause der Habsburger ins Grab gestiegen sei.

Wohl hatte auch diese Eventualität bereits den König beschäftigt; schon in der erwähnten Flugschrift von 1738 hat der damalige Kronprinz diesen Fall und seine mögliche Ausnutzung durch Frankreich ins Auge gefaßt, und wir sahen oben, wie schon bei der Sendung des Obersten Camas nach Paris derselbe den Auftrag erhielt, etwaigen Spekulationen, welche man dort auf den Tod des Kaisers bauen wollte, nachzuforschen. Als sich dann die Nachricht verbreitete, daß der verschuldete Kurfürst von Köln, auch ein Wittelsbacher, bedeutende Summen von Frankreich erhalten habe, erklärte der König es sogleich für eine Sache von der allergrößten Wichtigkeit, zu ergründen, welche Verpflichtungen wohl der Kurfürst bei dieser Gelegenheit übernommen habe ⁴⁾. Bald nachher hatte man denn von Frankreich aus Preußen ganz direkt auf jene Eventualität verwiesen und am 19. August durch Valori an Podewils erklären lassen, mit Frankreich sich verstehend könne der König beim Tode des Kaisers auf mehr als eine Weise seinen Vorteil finden ⁵⁾. Und zu derselben Zeit riet der Kardinal dem Obersten Camas gegenüber, der König möge dem Pfälzer Hause einen kleinen Vorteil gönnen, eine Allianz mit diesem Hause werde ihm seiner Zeit von außerordentlichem Nutzen sein können ⁶⁾.

Camas mochte bei der Zusammenkunft in Wesel dem Könige mündlich noch Näheres von diesen Plänen und den Intentionen des Kardinals mitgeteilt haben, und das Ganze hat wohl zu dem damals gefaßten Entschlusse, sich für alle Fälle freie Hand zu behalten, erheblich mitgewirkt. Wie sehr diese Kombinationen ihn gerade damals beschäftigt haben, mögen wir daraus er-

1) An Podewils, den 10. September; Politische Korresp. I, 44.

2) An Podewils, den 22. September; Politische Korresp. I, 49.

3) Aufzeichnungen des dänischen Gesandten Prätorius, Neue Berliner Monatschrift XII, 18.

4) An Cambrier in Paris, 23. Juli 1740; Politische Korresp. I, 22.

5) Angeführt bei Droysen V, 1. S. 93.

6) Ebd. S. 85.

kennen, daß er noch von Wesel aus seinen Gesandten in Dresden beauftragt, zu erforschen, welche Pläne der Kurfürst, der ja als Gemahl einer Tochter Kaiser Josephs I. auch eventuelle Ansprüche erheben konnte, für den Fall des Todes Karls VI. gefaßt habe ¹⁾, und gleichzeitig auch seinem Minister Podewils aufträgt, den bayerischen Gesandten Grafen Törring durch Freundschaften zu gewinnen und ihm zu sagen, der König werde einen besonderen Gesandten nach München schicken ²⁾.

Zum September glaubt man in Berlin bereits genaue Kunde von einem zwischen Frankreich und Bayern geschlossenen Subsidienvertrage zu haben, der die pragmatische Sanction, jenen Vertrag, durch welchen Karl VI. seiner Tochter Maria Theresia die Erbfolge in allen seinen Landen zugesichert hatte, dann ernstlich alterieren müsse, und der preussische Gesandte in Wien erhielt den Auftrag, nachzuforschen, ob man dort davon wisse, und was man dem gegenüber zu thun gedenke ³⁾.

Dem König konnte, wenn er diese Eventualität ins Auge faßte und bedachte, daß er auf diese hin von Frankreich vertröstet werden sollte, nicht wohl entgehen, daß dies ein Wechsel sei, der möglicherweise noch recht lange laufen könnte; der Kaiser war 55 Jahre alt und erfreute sich guter Gesundheit. Andererseits bot diese Eventualität und der europäische Konflikt, der sich daraus entspinnen sollte, ihm offenbar manche Chancen. Nur war für ihn dabei der Kurs seiner Politik nicht leicht zu steuern. Auf der einen Seite trieb ihn die neue Hoffnung ganz unvermeidlich in gewisser Weise in Frankreichs Fahrwasser. War es doch diese Macht allein, von der er hoffen konnte, daß sie jene Frage aufwarf, die ihm Chancen eröffnen sollte, die große Karte auszuspielen, die auch ihm Gewinn verhieß, das Wasser trübe, in dem er dann fischen wollte. Es konnte ihm nicht entgehen, daß ohnehin bei der so sehr vorsichtig berechnenden, fast zaghaft zu nennenden Sinnesart des Kardinals Fleury es zu einem kühnen Vorgehen Frankreichs nur schwer würde kommen können; um so mehr mußte es geboten scheinen, zu einem solchen anzulocken, Hoffnungen auf Beistand zu erwecken, ein Interesse an jenen Plänen zu zeigen.

Aber aus dem Locken durfte keine vollständige Hingabe werden, daß nicht vielleicht der Kardinal mit Preußen und den Wittelsbachern sich eine deutsche Klientel zu bilden versuchte, die er dann im geeigneten Momente in den Krieg hegte und für ihn die Kastanien aus dem Feuer holen ließe. Um die Chancen des vorausgesetzten Konfliktes recht auszunutzen zu können, mußte Preußen noch nicht thatsächlich gebunden sein, noch die Freiheit haben, im Augenblicke der Krise sich nach der Seite zu wenden, wo ihm die größten Vorteile winkten. So handelt nun auch der König, zeigt ein gewisses Interesse für die französischen Pläne, entzieht sich aber sorgfältig jedem ersten Engagement mit dieser Macht, behält sich vielmehr durchaus freie Hand vor.

So wie sich nun der Blick des Königs auf jene Eventualität richtete und den Anteil ins Auge faßte, den Preußen aus der Erbschaft Karls VI. begehren könnte, so konnte kaum etwas anderes in Frage kommen, als Schlesien, das der Mark benachbart, das Quellland einer der Hauptströme des preussischen

¹⁾ Den 3. September, Politische Korresp. I, 38.

²⁾ Den 31. August, ebd. S. 37.

³⁾ An den Gesandten v. Borde in Wien, 24. September 1740; ebd. S. 50.

Staates war, eine reich gesegnete Provinz, auf die das hohenzollernsche Haus alte Ansprüche hatte.

Es war dem König wohl bekannt ¹⁾, daß bereits sein Ahne, der große Kurfürst, als zu seiner Zeit schon einmal der Ausgang des habsburgischen Mannstammes bevorzustehen schien, für diesen Fall eine schnelle Besitznahme Schlesiens und Geltendmachung seiner Ansprüche in Aussicht genommen hatte ²⁾, und Friedrich war ganz der Mann dazu, den Plan seines großen Vorfahren mit all der erforderlichen Kühnheit zur Ausführung zu bringen.

Der König soll nachmals 1741 geäußert haben, „obwohl er schon seit langen Jahren auf Schlesien gezielt, habe er dennoch behufs dieses Augenmerkes zum Voraus nicht das geringste Verständniß mit einiger anderer Macht getroffen, sondern vielmehr die stracks nach dem Antritte seiner Regierung von allen Orten ihm angetragenen Allianzen abgelehnt und ehender keine eingegangen, als bis er es nötig ermessen“ ³⁾, und unmittelbar nach des Kaisers Tode schreibt er an seinen Freund Algarotti: „Ich werde nicht nach Berlin gehen. Eine Bagatelle, wie es der Tod des Kaisers ist, verlangt keine großen Anstrengungen; alles war vorgeesehen, alles war arrangiert. Also handelt es sich nur darum, Pläne zur Ausführung zu bringen, die ich seit langer Zeit in meinem Kopfe gewälzt habe.“ ⁴⁾ Allerdings sind das Worte, die man nicht allzu ernsthaft nehmen darf, wofern man nicht geneigt ist zu glauben, daß der König den Tod des Kaisers wirklich für eine Bagatelle angesehen habe. Es ist doch mehr ein übermüthiger Scherz, wie ein solcher dem König namentlich in jener Zeit gar nicht fern gelegen hat.

Es ist nicht unmöglich, daß der König seit Jahren im stillen daran gedacht habe, bei dem Tode des Kaisers die Ansprüche seines Hauses auf Schlesien geltend zu machen; aber gewiß ist auch, daß diese Gedanken ihm erst näher gerückt worden sind durch die Kunde von den Intentionen Frankreichs für denselben Fall, und daß er seitdem erst sich den früher von ihm selbst gesuchten ⁵⁾ Allianzen entzogen und freie Hand sich zu bewahren beschloßen hat. Er hat sich auch nachmals für jene Eventualität gerüstet gezeigt, insofern ein Fürst, der ein ansehnliches Kriegsheer auf den Beinen und einen gefüllten Schatz sein nennt, für alle Eventualitäten gerüstet ist; daß er aber speziell für den Anschlag auf Schlesien alles vorgeesehen und vorbereitet habe, läßt sich wohl kaum im Ernste jenem Briefe an Algarotti entsprechend behaupten.

Es fällt doch auf, daß wir auch nicht die kleinste Andeutung aus der Zeit vor dem Tode des Kaisers dafür anzuführen vermögen, daß der König sich näher mit dem Gedanken einer Besetzung Schlesiens beschäftigt habe. Auch wenn wir dabei nicht an Erörterungen mit seinen Ratgebern denken, die er

¹⁾ Der König an Nochow, 12. November 1740; Politische Korresp. I, 100.

²⁾ Wir kommen in dem Abschnitte über die preussischen Ansprüche auf Schlesien noch einmal darauf zurück.

³⁾ So versichert der hannöversche Gesandte aus dem eigenen Munde des Königs gehört zu haben. Mitteilungen aus seinen Berichten ed. Grünhagen, Zeitschr. f. preuß. Gesch. 1875, S. 614.

⁴⁾ Oeuvres de Fr. XVIII, 20.

⁵⁾ Daran ist doch im Widerspruche mit jener von Schwicheit gehörten Äußerung festzuhalten.

vielleicht prinzipiell meiden wollte, so hätte es doch wenigstens nahe gelegen, in irgendwelcher Form Erkundigungen einzuziehen über die Verhältnisse, denen er bei einer Unternehmung nach der schlesischen Seite hin begegnen mußte, aber es ist auch nicht das Geringste nach dieser Richtung hin bekannt geworden. Die einzige Erwähnung Schlesiens erfolgt in dem Zusammenhang, daß, als im September 1740 ein jüdischer Emisär im Auftrage der österreichischen Regierung nach Berlin kommt um dort eine Anleihe zu vermitteln, für welche ein Stück Schlesien an den brandenburgischen Grenzen verpfändet werden sollte, der König gegen seinen Minister Podewils seine eventuelle Geneigtheit dazu ausspricht¹⁾.

Es war dies im Grunde sehr erklärlich; man mag eine Eventualität, welche im natürlichen Laufe der Dinge noch ebenso gut zwanzig Jahre auf sich warten lassen kann, wohl ins Auge fassen, auch mit Rücksicht auf eine solche mit der Eingehung dauernder Verpflichtungen doppelt vorsichtig sein, aber man kann sich nicht ernstlich auf solche Eventualität stützen, die vielleicht erst in fernrer Zeit und unter ganz abweichenden Konstellationen eintreten kann.

Wie könnte man es unternehmen zu berechnen, wie alles gekommen wäre, wenn nach dem sonst vorauszu sehenden natürlichen Laufe der Dinge nicht der Kaiser, sondern der Kurfürst von der Pfalz 1740 das Zeitliche gesegnet hätte? Wer wollte es dem ungeduldrigen, ehrgeizigen Sinne des jungen Königs zutrauen, daß er dann stillgesehen, sich mit der von Frankreich 1739 koncedierten Visière begnügt und eventuell eine geheime Zusicherung des Kardinals über eine spätere Entschädigung bei dem Tode des Kaisers als Zahlung angenommen hätte? Oder hätte dann Frankreich, wenn Friedrich damals Berg und ein Stück von Jülich an sich gerissen, sich mit der Erklärung Friedrichs begnügen lassen sollen, er habe das Stück Land nur „als Tauschobjekt“ in Besitz genommen und gedenke es bei dem Tode des Kaisers gegen ein mehr oder minder großes Stück von Schlesien wieder herauszugeben? Das eine wie das andere ist kaum zu denken. Derartige Verfügungen auf unbestimmte Zeit hinaus über das Eigentum eines dritten haben so viel Mißliches, daß beide Teile ihnen aus dem Wege gegangen wären. Gewiß scheint uns das eine, daß, wäre der Tod des Kurfürsten früher erfolgt, König Friedrich kühn zugegriffen hätte, wir dürfen das aus seiner Sinnesart schließen ebenso wie aus den Vorbereitungen, die er bereits getroffen hatte. Ein solches kühnes, selbständiges Vorgehen mochte unzweifelhaft einen großen bedingungslosen Erfolg versprechen, aber die letzten Konsequenzen davon, die politische Konjunktur, die daraus entstehen konnte, hätte menschlicher Scharfsinn doch wohl kaum im voraus berechnen und nicht abmessen können, ob nicht dieses Vorgehen schließlich späteren Plänen auf Schlesien präjudizierlich sein könnte. Und ein so rasch entschlossener, heißblütiger Politiker, wie Friedrich damals war, hätte auch sehr wahrscheinlich wenig darnach gefragt. Er hätte sich bestrebt, den gegebenen Moment auszunützen, von der Gunst der Konjunktur seinen Vorteil zu ziehen, ohne sich in seinem Handeln durch den Gedanken an eine andere, möglicherweise noch sehr fernliegende Eventualität hemmen zu lassen.

Alles in allem betrachtet, war es für die schlesischen Pläne Friedrichs

¹⁾ Der Bericht des Ministers datiert vom 10. September, die Antwort des Königs vom 22.; Politische Korresp. I, 50.

ein Glücksfall, daß Karl VI. vor dem Kurfürsten gestorben ist. Kam es anders, so war der Kampfplatz ein viel ungünstigerer, die Verhältnisse vertere, das zu erreichende Ziel unvergleichlich geringer, und alles Genie Königs hätte die Ungunst der Umstände nicht ausgleichen könne, ja wesentlichste Eigenschaft, die thatendurstige kühne Entschlossenheit, würde Wahrscheinlichkeit nach ihn hier weiter getrieben haben, als sonst rätlich wesen wäre. Zum Heile Preußens und Deutschlands fand der junge König gleich an der Schwelle seiner Regierung auch die Bahn eröffnet, auf ihm ein Ziel winkte, wert, alles dafür einzusetzen.

•

Erstes Buch.

Der Entschluß und die fruchtlosen Versuche einer
Verständigung.



Erstes Buch.

Der Entschluß und die fruchtlosen Versuche einer
Verständigung.

stillen Musensitz von Rheinsberg, wo der junge König damals in tiefer Zurückgezogenheit Hof hielt, sich französische Schauspiele aufführen ließ, mit Voltaire korrespondierte, an eine Umarbeitung seines Antimachiavells dachte und den Kreis litterarischer Freunde, den er hier um sich versammelte, noch zu erweitern beabsichtigte. Noch am 24. Oktober schreibt er in dieser Absicht an den witzigen Verfasser des Vort-Vort Gresset, dessen Verse ihn entzückten, verspricht ihm volle Freiheit für seine litterarische Arbeit: „Wir haben Städte, aber wir haben auch Landhäuser, und man kennt trotz des Drangs der Geschäfte den ganzen Wert eines ruhigen und fleißigen Lebens, vielleicht des einzig glücklichen in dieser Welt“ ¹⁾.

Aus dieser friedlichen Zurückgezogenheit rief nun die große Nachricht den König in ein Leben voll Sturm und Drang. Als sie eintraf, zögerte man, sie ihn wissen zu lassen, er litt gerade an einem Anfälle des Wechselfiebers, das er von seiner Rheinreise mitgebracht und das ihn noch nicht verlassen hatte, da die Ärzte, obwohl er es selbst wünschte, das Heilmittel der Chinarinde, welches damals noch für ein bedenkliches Mittel galt, anzuwenden Anstand genommen hatten. Erst als der Anfall vorüber war, ließ man den Kurier vor.

Es kommt nicht viel darauf an, ob er die Nachricht ohne ein äußeres Zeichen von Bewegung empfangen hat, oder ob er, wie von anderer Seite versichert wird, erblaßt ist ²⁾. Gefühlt hat er es sicher, daß ihn sein Schicksal rief, daß die Stunde des Handelns gekommen sei. Der junge König war ein Mann der schnellen Entschlüsse, und daß er damals erst den großen Entschluß gefaßt hat, der über sein Leben entscheiden sollte, ist kaum zu bezweifeln, wenn er gleich wohl bereits früher die Eventualität ins Auge gefaßt haben mochte. Denn daß der König auf ein Ereignis, welches ganz ebenso gut erst vielleicht 20 Jahre später eintreten konnte, seine ganze Rechnung sollte gestellt, sich darauf gerüstet und gleichsam darauf gewartet haben, kann süglich nicht angenommen werden ³⁾. Dem ungeduldigen Temperamente des jugendlichen Herrschers würde eine solche Politik wenig zugesagt haben. Aber nun das Unerwartete geschehen war, entschied er sich schnell, mit allem Nachdruck einzutreten, um die Chancen, die sich ihm hier bieten konnten, zu benutzen.

Jetzt hatte er keine Zeit mehr krank zu sein; ohne die Ärzte zu fragen, griff er zum Chinin, das denn auch, wenngleich erst nach einigen Tagen, seine Wirkung that, und sein Kabinetssrat Sichel erhielt den Auftrag, den Feldmarschall Schwerin und den Minister Podewils schleunigst nach Rheinsberg zu beschei-

¹⁾ Oeuvres de Fr. XX, 3. Der Brief erscheint um so bedeutamer, wenn man erwägt, daß damals der König bereits durch seinen Wiener Gesandten Nachricht von der ersten Natur der Erkrankung des Kaisers hatte (vgl. die Ausführungen bei Droyfen V, 1. S. 136).

²⁾ Das erstere berichtet der allerdings sonst wenig zuverlässige Bielefeld, der aber damals selbst in Rheinsberg war, in seinen Memoiren I, 128; das zweite Kante, Gef. Werte XXVII, 325 Anm., aus einem Berichte Baloris, der aber auch wieder nur von Hörensagen Kunde haben konnte.

³⁾ Droyfen hat einen besonderen Aufsatz anscheinend wesentlich zu dem Zwecke geschrieben, die Darstellung Kantes, welcher den König den großen Entschluß erst auf die Nachricht von des Kaisers Tode fassen läßt, zu bekämpfen unter dem Titel: „Friedrichs d. Gr. politische Stellung im Anfang des schlesischen Krieges“, Abhandlungen S. 265.

den. Wir mögen der beiden Männer, denen in den folgenden Ereignissen so bedeutungsvolle Rollen beschieden waren, noch mit einigen Worten gedenken. Beide stammten aus alten pommerschen Adelsgeschlechtern. Kurt Christoph v. Schwerin war damals 55 Jahre alt; von früher Jugend an im Kriegshandwerk aufgewachsen, hatte er zuerst unter holländischer Fahne bei Ramillies und Malplaquet mitgekämpft, war dann in die Dienste des mecklenburgischen Herzogs Carl Leopold getreten und hatte als Führer von dessen Truppen 1718 einen Sieg über die hannoverschen Exekutionstruppen errufen. Als dann 1720 Vorpommern, wo seine väterlichen Güter lagen, an Preußen kam, trat er in die Dienste dieser Macht und avancierte unter Friedrich Wilhelm I., der ihn auch zu diplomatischen Sendungen gebrauchte, schnell bis zum Generalleutnant. Auch Friedrich fand Gefallen an Schwerin, der, obwohl Kriegsmann durch und durch und von größter persönlicher Bravour, wie denn die ersten 20 Schlachten und 12 Belagerungen, die er durchgemacht zu haben sich rühmte, seinem Körper zahlreiche Andenken zurückgelassen hatten, dabei doch eine höhere, auf verschiedenen Universitäten erlangte Bildung und vielseitigere Interessen an den Tag legte, überhaupt auch die militärischen Dinge von größeren Gesichtspunkten aufzufassen vermochte, für kühne Unternehmungen Sinn und Verständnis hatte, lauter Eigenschaften, die der junge König gerade bei dem Manne, der sonst am Hofe seines Vaters als die höchste Autorität in militärischen Dingen galt, dem alten Fürsten von Dessau, nicht in dem gewünschten Maße finden mochte. Es hatte daher bereits eine gewisse demonstrative Bedeutung, als der junge König im Juli 1740 den Generalleutnant Schwerin, dem er bereits die Grafenwürde verliehen, zum Feldmarschall ernannte. Die nunmehrige Berufung nach Rheinsberg war dann eine weitere Konsequenz der Wahl, die der König getroffen hatte.

Der Zweite der Berufenen, Heinrich v. Podewils, war ein Diplomat, der langsam am Hofe Friedrich Wilhelms emporgekommen war, wesentlich gefördert durch den mächtigen Einfluß seines Schwiegervaters Grumbkow, des Günstlings Friedrich Wilhelms I. Als im Sommer 1740 der greise Minister der auswärtigen Angelegenheiten, v. Thulemeyer, gestorben war, fielen seine Geschäfte den beiden Räten des Departements, Podewils und Borcke, zu, doch konnte keiner von beiden sich eigentlich rühmen, ein vertrauter Ratgeber des jungen Königs zu sein. Derselbe vermied eigentliche Diskussionen, forderte eventuell schriftliche Gutachten ein und überließ seinen Räten nur die Ausführung der aus dem Cabinet kommenden Weisungen; erst eben jene Berufung nach Rheinsberg sollte den Anfang eines näheren Verhältnisses bilden ¹⁾.

Die beiden Ratgeber vertraten im Grunde zwei sehr entgegengesetzte Prinzipien. Während Schwerin für eine Art von militärischem Heißsporn, einen kühnen Draufgänger galt ²⁾, war Podewils' Eigentümlichkeit eine sehr

¹⁾ Zur Beurteilung beider Persönlichkeiten mag auf die Berichte des hannoverschen Gesandten Schwichelz verwiesen werden, welche ich in der Zeitschrift für preussische Geschichte 1875, S. 617 ff., herausgegeben, und die allerdings bei der argen Amosität des Berichterstatters nur mit großer Vorsicht benutzt werden können, aber doch manches Körnchen Wahrheit enthalten dürften.

²⁾ Schwichelz's Aufzeichnungen a. a. O. S. 617.

vorsichtig abwägende Bedächtigkeit ¹⁾. Vielleicht gerade deswegen hat der junge König gerade diese beiden zu sich beschieden. Im Augenblick der großen Entscheidung stellte er neben sich auf die eine Seite die kühne Tapferkeit, auf die andere die weise Vorsicht.

Am 27. Oktober reiste Podewils von Berlin ab. Neugierige erfuhren, er solle der Abschiedsaudienz des Baron Horion, Gesandten des Bischofs von Lüttich, in der Herstaller Angelegenheit beiwohnen ²⁾. Er selbst wußte es besser und hat es sicherlich sehr in der Ordnung gefunden, daß jene wichtige Nachricht der von ihm selbst beklagten diplomatischen Unthätigkeit Preußens ein Ziel setzen zu sollen schien. Auf das aber, was er in Rheinsberg erfuhr, ist er schwerlich gefaßt gewesen.

Am 28. Oktober eröffnete der König den beiden berufenen Ratgebern seine Absicht, die günstige Lage, in der er sich befände, zur Erwerbung von Schlesien zu benützen, es würde dies die ansehnlichste Vergrößerung sein, welche sich seit langer Zeit geboten habe, im höchsten Maße solid und seinem Ruhme wie der Größe seines Hauses höchst förderlich, selbst wenn man dafür die Succession von Jülich und Berg preisgeben müßte, welches doch von geringerer Bedeutung sei als ganz Schlesien, das bei der Nachbarschaft seiner anderen Staaten und den großen Hilfsquellen des reichen, blühenden und wohlbevölkerten Landes seine Macht wesentlich vermehren würde ³⁾.

Zur Erreichung dieses Zieles schienen sich nach des Königs Meinung zwei Wege darzubieten, entweder nämlich so, daß Oesterreich sich gutwillig bewegen ließ, als Preis der thatkräftigen Unterstützung Preußens in den schweren Gefahren, welche nach dem Tode Karls VI. die österreichische Monarchie bedrohten, eine ansehnliche Landabtretung in Schlesien zu gewähren, oder aber, daß, im Falle Oesterreich auf keine Weise zu solchem Schritte bewogen werden könne, Preußen sich mit den Mächten, welche, wie vorauszusetzen war, die pragmatische Sanction anfechten würden, Baiern, Sachsen und Frankreich, verbände. In jedem Falle aber hielt der König es für geboten, sich in den Besitz Schlesiens zu setzen, weil man, im Besitze eines Landes, über dessen Abtretung mit viel größerer Aussicht auf Erfolg verhandeln könne, als wenn man dieselbe nur im Wege einer gewöhnlichen Unterhandlung erlangen sollte ⁴⁾.

Es hat sich nun an diese Eröffnungen am 28. Oktober eine lange und lebhaftete Debatte geknüpft, welche den König so in Anspruch genommen hat, daß er, sonstiger Gewohnheit entgegen, bei der Tafel der Königin nicht erschien, sondern sich in seinem Arbeitszimmer mit seinen beiden Vertrauten konfieren ließ ⁵⁾.

¹⁾ „Einen Zitterer von Natur“ nennt ihn der französische Gesandte Valori (Mémoires II, 78).

²⁾ Des dänischen Gesandten Prätorius Gesandtschaftsbericht (Neue Berl. Monatschrift XII, 19).

³⁾ Anführung der von Podewils und Schwerin hierüber entworfenen Denkschrift, abgedr. Polit. Korresp. I, 74. Zur Interpretation derselben möchte ich dann noch auf meinen Aufsatz: „Friedrich der Große am Rubicon“ (Sybels Hist. Zeitschr. XXXVI, 107 ff.) verweisen.

⁴⁾ Worte, welche die erwähnte Denkschrift gebraucht. Daß die Absicht des Königs, mit der Besetzung Schlesiens zu beginnen, bereits am 28. Oktober den beiden Ratgebern kundgethan worden, glaube ich in dem angeführten Aufsätze (S. 110, Anm. 3) wahrscheinlich gemacht zu haben.

⁵⁾ Prätorius a. a. O. S. 21.

So viel wir aus einigen Andeutungen schließen können, hat namentlich Podewils es für seine Pflicht gehalten, Bedenken gegen den Plan des Königs geltend zu machen ¹⁾, und gegen die Absicht, jene wohlbegründeten, eigentlich von aller Welt anerkannten jülich-bergischen Ansprüche anderen ungleich mehr bestreitbaren zu opfern.

Doch was am allermeisten bedenklich erschien und auch auf die beiden Ratgeber geradezu alarmierend wirkte, war jener angekündigte Entschluß des Königs, sofort in Schlesien einrücken, die beanspruchte Provinz sogleich militärisch besetzen zu wollen. Diese schnelle Hinüberführung eines Entwurfes auf das Gebiet der Thatfachen schien eine ganz unübersehbare Tragweite haben zu können. Fast unvermeidlich schien diese Maßregel zu einem Angriffskriege führen zu müssen, und sobald die Frage auftrat, ob man sich um des neuen Planes willen schleunigst in einen Angriffskrieg stürzen solle, dessen Ausdehnung so wenig wie seinen Ausgang irgendjemand hätte vorher bestimmen können, verlor jede andere Erwägung ihre Bedeutung.

Inmitten der matten Atmosphäre, die damals über ganz Europa lagerte, hatte man ein Gefühl der Schwüle, wie vor einem großen Unwetter; allerorten glaubte man Brennstoffe sich anhäufen zu sehen, so daß, wenn irgendwo das Feuer ausbreche, ein allgemeiner Brand zu befürchten sei. Wenn in staatsmännischen Kreisen die Möglichkeit besprochen wurde, daß Frankreich in dem Kampfe zwischen England und Spanien für das letztere Partei ergreifen könne, dann fand auch die Meinung keinen Widerspruch, daß dies das Signal zu einem allgemeinen europäischen Kriege werden müsse ²⁾. Ebenso verknüpften sich in den Herzen der Zeitgenossen Befürchtungen großer Umwälzungen und Kämpfe mit dem Gedanken an ein Hinscheiden des Kaisers ³⁾.

Unter solchen Umständen den Funken zu werfen, der Europa in Brand stecken konnte, zeigt sich nun der junge König von Preußen entschlossen, nicht durch eine widrige Verkettung von Umständen zum Kampfe gedrängt, sondern aus eigenem, freien Antriebe, um seinem Hause eine Vergrößerung, sich selbst Ruhm zu verschaffen, nicht nach Erschöpfung aller friedlichen Mittel zu Thätlichkeiten greifend, sondern mit diesen beginnend, um der Vorteile einer gelungenen Überraschung theilhaftig zu werden, nicht gestützt auf mächtige Allianzen, sondern allein und isoliert vorgehend.

Man braucht nicht gering von den beiden Ratgebern zu denken, um es erklärlich zu finden, wenn sie vor der Verantwortung, solchen Plan durch Mithraten gefördert zu haben, erschrakten, wenn sie in dem Entschlusse der sofortigen Besetzung Schlesiens einen Ausfluß jugendlicher „Hize“ zu erkennen glaubten, den energisch zu bekämpfen ihre Pflicht sei, und zugleich der beste Dienst, welchen sie dem jungen Herrscher erweisen könnten. Podewils versichert, alles gesagt zu haben, was sich hätte geltend machen lassen ⁴⁾. Was Schwerin anbetrifft, so scheint dieser sich von vornherein, indem er vermut-

¹⁾ Ein Brief von Podewils an Schwerin vom 3. Mai in deutscher Übersetzung mitgeteilt in meinem mehrfach citierten Aufsätze „Friedrich am Rubicon“ (S. 123).

²⁾ Ein solches Gespräch, wo sich auch Podewils in ähnlichem Sinne geäußert, führt Brätorius a. a. O. S. 18 an.

³⁾ Rablert, Breslau vor 100 Jahren; Auszüge aus dem Steinbergerschen Tagebuche (Breslau 1840), S. 9. Viefelst I, 128.

⁴⁾ In dem erwähnten Briefe an Schwerin vom 3. November.

vorsichtig abwägende Bedächtigkeit ¹⁾. Vielleicht gerade deswegen hat der junge König gerade diese beiden zu sich beschieden. Im Augenblick der großen Entscheidung stellte er neben sich auf die eine Seite die kühne Tapferkeit, auf die andere die weiße Vorsicht.

Am 27. Oktober reiste Pobewils von Berlin ab. Neugierige erfuhren, er solle der Abschiedsaudienz des Baron Gorion, Gesandten des Bischofs von Lüttich, in der Herstaller Angelegenheit beizohnen ²⁾. Er selbst mußte es besser und hat es sicherlich sehr in der Ordnung gefunden, daß jene wichtige Nachricht der von ihm selbst beklagten diplomatischen Unthätigkeit Preußens ein Ziel setzen zu sollen schien. Auf das aber, was er in Rheinsberg erfuhr, ist er schwerlich gefaßt gewesen.

Am 28. Oktober eröffnete der König den beiden berufenen Ratgebern seine Absicht, die günstige Lage, in der er sich befände, zur Erwerbung von Schlesien zu benützen, es würde dies die ansehnlichste Vergrößerung sein, welche sich seit langer Zeit geboten habe, im höchsten Maße solid und seinem Ruhme wie der Größe seines Hauses höchst förderlich, selbst wenn man dafür die Succession von Jülich und Berg preisgeben müßte, welches doch von geringerer Bedeutung sei als ganz Schlesien, das bei der Nachbarschaft seiner anderen Staaten und den großen Hilfsquellen des reichen, blühenden und wohlbevölkerten Landes seine Macht wesentlich vermehren würde ³⁾.

Zur Erreichung dieses Zieles schienen sich nach des Königs Meinung zwei Wege darzubieten, entweder nämlich so, daß Osterreich sich gutwillig bewegen ließ, als Preis der thatkräftigen Unterstützung Preußens in den schweren Gefahren, welche nach dem Tode Karls VI. die österreichische Monarchie bedrohten, eine ansehnliche Landabtretung in Schlesien zu gewähren, oder aber, daß, im Falle Osterreich auf keine Weise zu solchem Schritte bewogen werden könne, Preußen sich mit den Mächten, welche, wie vorauszusetzen war, die pragmatische Sanktion anfechten würden, Baiern, Sachsen und Frankreich, verbände. In jedem Falle aber hielt der König es für geboten, sich in den Besitz Schlesiens zu setzen, weil man, im Besitze eines Landes, über dessen Abtretung mit viel größerer Aussicht auf Erfolg verhandeln könne, als wenn man dieselbe nur im Wege einer gewöhnlichen Unterhandlung erlangen solle ⁴⁾.

Es hat sich nun an diese Eröffnungen am 28. Oktober eine lange und lebhafteste Debatte geknüpft, welche den König so in Anspruch genommen hat, daß er, sonstiger Gewohnheit entgegen, bei der Tafel der Königin nicht erschien, sondern sich in seinem Arbeitszimmer mit seinen beiden Vertrauten unterreden ließ ⁵⁾.

¹⁾ „Einen Zitterer von] Natur“ nennt ihn der französische Gesandte Balori (Mémoires II, 78).

²⁾ Des dänischen Gesandten Prätorius Gesandtschaftsbericht (Neue Berl. Monatschrift XII, 19).

³⁾ Anführung der von Pobewils und Schwerin hierüber entworfenen Denkschrift, abgedr. Polit. Korresp. I, 74. Zur Interpretation derselben möchte ich dann noch auf meinen Aufsatz: „Friedrich der Große am Rubicon“ (Sybels Hist. Zeitschr. XXXVI, 107 ff.) verweisen.

⁴⁾ Worte, welche die erwähnte Denkschrift gebraucht. Daß die Absicht des Königs, mit der Besetzung Schlesiens zu beginnen, bereits am 28. Oktober den beiden Ratgebern kundgethan worden, glaube ich in dem angeführten Aufsätze (S. 110, Anm. 3) wahrscheinlich gemacht zu haben.

⁵⁾ Prätorius a. a. O. S. 21.

Wenn aber nun auf diesem Wege durchaus nichts zu erreichen wäre, sei es wegen einer unüberwindlichen Hartnäckigkeit oder der Vagotterie Oesterreichs, sei es wegen widriger Dispositionen der Seemächte oder sonstiger nicht voraussehender Schwierigkeiten, werde man einen ganz entgegengesetzten Weg einschlagen und sich mit den Höfen von Sachsen und Baiern verbinden müssen, um von diesen als Preis des zu leistenden Beistandes den Besitz Schlesiens sich garantieren zu lassen in einem unter der Garantie von Frankreich abzuschließenden Teilungsvertrage. Von diesem letzteren müsse man dann die Sicherheit erlangen, daß daselbe mit aller seiner Macht für die Erwerbung Schlesiens durch Preußen einträte, wogegen man ihm die preussischen Ansprüche auf Jülich-Berg zugunsten des pfälzischen Hauses abtreten und sich auch zur Kaiserwahl des Kurfürsten von Baiern verpflichten könne; um Rußland im Schach zu halten, werde Frankreich dann Schweden, vielleicht auch Dänemark und die ottomanische Pforte gegen jene Macht aufzureizen müssen.

Man kann sich nun kaum darüber täuschen, was der eigentliche Endzweck dieser Denkschrift war, nämlich offenbar kein anderer als der, dem jungen Könige das Schwert, welches derselbe bereits aus der Scheide zu ziehen gewagt schien, auf gute Manier zu entwenden, indem man ihm anderweitige Vorschläge zur Erreichung des ins Auge gefaßten Zieles vorlegte und zwar solcher Art, daß bei Ausführung derselben der Beginn von Thätlichkeiten in sehr weite und unbestimmte Ferne gerückt erscheinen mußte. Der Weg war so genau genug vorgezeichnet, prinzipiell und zunächst Unterhandlungen mit Oesterreich mit allmählich gesteigertem Angebote, vielleicht sogar, wie einmal angedeutet wird, Abwarten einer zunehmenden Verlegenheit dieser Macht, und, wenn diese ohne Erfolg blieben, Bemühungen um eine von den Seemächten in Wien anzukündigende PreSSION, dabei Eröffnung der glänzenden Perspektive, Berlin zum Mittelpunkt der europäischen diplomatischen Verhandlungen, den jungen König als Schiedsrichter der großen Welthandel genächt zu sehen. Eventualissime wenn auf diesem Wege absolut nichts zu erreichen, Sicherung mächtiger Allianzen mit Frankreich, Bayern, Sachsen, vielleicht noch mit Schweden und der Pforte und dann erst als ultima ratio der Appell an die Waffen. Die Meinung der Ratgeber wird dann am Schlusse in der Weise zusammengefaßt, daß sie erklären, in demselben Maße, wie der erstere Weg naturgemäß solide und ohne Gefahren bezüglich der Folgen erscheine, zeige sich der zweite als sehr uneben ¹⁾, großen Übelständen und Wechselfällen unterworfen, um so mehr da Frankreich doch zu entfernt sei, um alle die Hilfe leisten zu können, welche man im Falle unvorhergesehener Wendungen der Dinge beanspruchen müsse.

Podewils und Schwerin kommen also in ihrer Denkschrift schließlich darauf hinaus, daß sie zu des Königs Plane nur in dem Falle raten zu können glauben, wenn es gelänge, Oesterreich gutwillig zu der fraglichen Abtretung zu vermögen. Es konnte ihnen selbst nicht wohl entgehen, wie wenig sie damit des Königs Ansicht entsprochen hatten, und wir sehen sie auch am Schlusse in gewisser Weise einlenken. Es heißt hier in der Denkschrift:

¹⁾ Ich möchte hier im Texte raboteuse statt rabatteuse konjizieren.

„Nur von diesen beiden Plänen hat Ew. Majestät uns gestern Mitteilung zu machen geruht. Wir sprachen noch von einem dritten, dahin gehend, daß für den Fall, wenn Sachsen eine Schilderhebung versuchte, um, sei es in Böhmen oder Schlesiens, mit bewaffneter Hand einzudringen, in der Absicht, sich dessen ganz oder zum Teil zu bemächtigen, Ew. Majestät dann autorisiert sein würde, bezüglich Schlesiens ein gleiches zu thun, um nicht zu dulden, daß man Ew. Majestät so in Ihren Staaten von allen Seiten den Weg verlege ¹⁾, oder daß man das Kriegstheater auf deren Grenzen verlege.“

Uns will diese Hinzufügung nicht recht logisch erscheinen, denn das hier Vorgeschlagene kann doch nicht wohl als ein dritter Plan zur Erwerbung Schlesiens mit den beiden früher bezeichneten Fragen auf gleiche Stufe gestellt werden, insofern dasselbe doch nur eine für einen vorausgesetzten Fall zu ergreifende einzelne Maßregel in Vorschlag bringt, ohne die sonst dabei einzunehmende politische Haltung in Betracht zu ziehen. Offenbar fanden die beiden Ratgeber es doch schließlich bedenklich, die von dem König ausgesprochene Absicht, gleich mit einer Besetzung Schlesiens zu beginnen, in ihrer Denkschrift ganz und gar zu ignorieren, und so haben sie denn am Schlusse noch ein Wort über diese Absicht angefügt und dabei anerkannt, daß man, wenn man sich einmal im Besitze eines Landes befinde, leichter über dessen Abtretung zu unterhandeln vermöge, aber zugleich, indem sie bemerken, daß in dem vorausgesetzten Falle, d. h. nachdem Sachsen kriegerisch vorgegangen, dann auch eine preussische Besetzung Schlesiens in gewisser Weise sich werde rechtfertigen lassen, ihre Ueberzeugung *implicitly* angedeutet, daß ohne ein solches *praecodens* diese Maßregel kaum zu rechtfertigen sei.

Wir wissen nun nicht, ob nach Übergabe der Denkschrift noch weitere mündliche Verhandlungen zwischen dem Könige und seinen Ratgebern stattgefunden haben. Daß aber des ersteren Überzeugung durch der letzteren Vorstellungen nicht erschüttert worden ist, zeigen einige Zeilen, welche er dem nach Berlin zurückgekehrten Minister auf eine Anfrage wegen der Hoftrauer für Kaiser Karl VI. eigenhändig unter das Kabinettschreiben vom 1. November setzte:

„Ich gebe Ihnen ein Problem zu lösen. Wenn man im Vorteil ist, soll man sich desselben bedienen oder nicht? Ich bin bereit, mit meinen Truppen und allem; wenn ich mir das zunutze mache, wird man sagen, daß ich das Geschick habe, mich der Überlegenheit zu bedienen, welche ich meinen Nachbarn gegenüber besitze.“ ²⁾

Darauf antwortet Bodewils durch Übersendung einiger „Reflexionen“: „Auf die Frage“, heißt es hier, „ob ein Fürst, der große Streitkräfte bereit hat und seinen Nachbarn überlegen ist, eine sich ihm anbietende gute Gelegenheit benutzen soll, wird man ohne Zögern bejahend antworten und sagen müssen, er verkenne seine Interessen, wenn er seinen Vorteil nicht benutze. Doch die Hypothese verlangt eine Analyse, und da wird der betreffende Fürst zunächst gut thun, zu fragen, ob seine Macht, seine Überlegenheit auch wirklich hinreichend sind für den Zweck, den er vorhat, und ob er, um nicht früher oder später zu unterliegen, nicht auch Allianzen brauche, wie dies Ludwig XIV.

¹⁾ „qu'on la barre ainsi dans ses états de tout côté“.

²⁾ Politische Korresp. I, 84.

der mächtigste Fürst seiner Zeit erfahren hat. Hat doch Frankreich 1733, wie sehr es auch dem Kaiser überlegen war, nicht unterlassen, sich die Allianzen von Spanien und Sardinien zu sichern. Ferner wird für den Fürsten in dem vorausgesetzten Falle viel auf die Beschaffenheit seiner eigenen Lande ankommen. Eine isolierte Macht wie England oder das Schweden Gustav Adolfs, die höchstens das zu der Unternehmung bestimmte Heer aufs Spiel setzt und im Falle eines unglücklichen Ausgangs in ihr Schneckenhorn zurückzieht, ein arrondierter und in sich konzentrierter Staat wie etwa Frankreich oder Spanien, sie mögen leichter eine große Unternehmung beginnen als eine Macht, deren auseinandergerissene Besitzungen die militärische Kraft zersplittern und schwächen, deren Rücken, Flanken und Herz an mehr als einer Stelle exponiert sind.“

„Aber auch was die Gelegenheit anbetrifft, so erscheint diese häufig wohl auf den ersten Blick so günstig, als brauchte man sich nur zu bücken und zuzulangen; indes die Rehrseite der Medaille sieht oft sehr anders aus. Einem Schwachen, den ein Stärkerer über den Haufen rennt, fehlt es fast nie an einem Helfer, der dann freilich nicht aus Edelmut und Schwärmerei für ein paar schöne Augen hilft, wohl aber aus Neid und Eifersucht, um jenen anderen nicht zu mächtig werden zu lassen. Hatte nicht Karl Gustav im nordischen Kriege ganz Polen, Ludwig XIV. 1672 ganz Holland erobert? Und doch hat beiden die Eifersucht der anderen Mächte ihre Eroberungen wieder entziffen. Um so mehr wird es notwendig, sich überhaupt bei solchem Unternehmen umzusehen, ob nicht unter den Nachbarn Stärkere und Furchtbarere sind als wir selbst, ob nicht einer von diesen ein Interesse haben kann, sich der Ausführung unserer Pläne oder der Behauptung unserer Eroberungen zu widersetzen.“

„Indessen alle diese allgemeinen Regeln sind nicht ohne Ausnahme, und die kleinsten Umstände ändern die Sache. Oft können ja auch ein Zusammenreffen von Konjunkturen, ein unvorhergesehener Glücksfall und günstige Ereignisse eine Unternehmung gelingen und einen kühnen, unternehmenden Fürsten über alle Erwägungen, die einen andern aufhalten könnten, sich hinweggehen lassen.“¹⁾

„Aber wie geschieht und unerschrocken hier der Minister seine abweichende Meinung seinem königlichen Herrn gegenüber vertritt, dessen Pläne er doch eigentlich nur unter der Voraussetzung eines unvorhergesehenen Glücksfalls gelten lassen will, so befand er sich doch thatächlich damals schon auf dem vollen Rückzuge. An demselben Tage schreibt er an Schwerin, wie er aus des Königs Briefen bemerke, nähme bei diesem „die Hitze“ zu, anstatt nachzulassen, d. h. des Königs Interesse für seinen Plan einer schleunigen Besetzung Schlesiens, und ihnen beiden würde, nachdem alle Vorstellungen fruchtlos geblieben seien, nur die gloria obsequii übrig gelassen werden. Das Schlimmste sei dabei noch, daß die Nachrichten aus Wien und Dresden sehr ungünstig lauteten. In Wien täusche man sich über den Ernst der Lage und glaube, auch ohne Beistand sich halten zu können, und in Dresden scheine man fürs erste sich

¹⁾ Bem 3. November 1740. Berl. geh. St.-A.

„Nur von diesen beiden Plänen hat Ew. Majestät uns gestern Mitteilung zu machen geruht. Wir sprachen noch von einem dritten, dahin gehend, daß für den Fall, wenn Sachsen eine Silberhebung versuchte, um, sei es in Böhmen oder Schlesiens, mit bewaffneter Hand einzudringen, in der Absicht, sich dessen ganz oder zum Teil zu bemächtigen, Ew. Majestät dann autorisiert sein würde, bezüglich Schlesiens ein gleiches zu thun, um nicht zu dulden, daß man Ew. Majestät so in Ihren Staaten von allen Seiten den Weg verlege¹⁾, oder daß man das Kriegstheater auf deren Grenzen verlege.“

Uns will diese Hinzufügung nicht recht logisch erscheinen, denn das hier Vorgeschlagene kann doch nicht wohl als ein dritter Plan zur Erwerbung Schlesiens mit den beiden früher bezeichneten Fragen auf gleiche Stufe gestellt werden, insofern dasselbe doch nur eine für einen vorausgesetzten Fall zu ergreifende einzelne Maßregel in Vorschlag bringt, ohne die sonst dabei einzunehmende politische Haltung in Betracht zu ziehen. Offenbar fanden die beiden Ratgeber es doch schließlich bedenklich, die von dem König ausgesprochene Absicht, gleich mit einer Besetzung Schlesiens zu beginnen, in ihrer Denkschrift ganz und gar zu ignorieren, und so haben sie denn am Schlusse noch ein Wort über diese Absicht angefügt und dabei anerkannt, daß man, wenn man sich einmal im Besitze eines Landes befinde, leichter über dessen Abtretung zu unterhandeln vermöge, aber zugleich, indem sie bemerken, daß in dem vorausgesetzten Falle, d. h. nachdem Sachsen kriegerisch vorgegangen, dann auch eine preußische Besetzung Schlesiens in gewisser Weise sich werde rechtfertigen lassen, ihre Ueberzeugung *implicito* angedeutet, daß ohne ein solches *praecedens* diese Maßregel kaum zu rechtfertigen sei.

Wir wissen nun nicht, ob nach Übergabe der Denkschrift noch weitere mündliche Verhandlungen zwischen dem Könige und seinen Ratgebern stattgefunden haben. Daß aber des ersteren Ueberzeugung durch der letzteren Vorstellungen nicht erschüttert worden ist, zeigen einige Zeilen, welche er dem nach Berlin zurückgekehrten Minister auf eine Anfrage wegen der Hoftrauer für Kaiser Karl VI. eigenhändig unter das Kabinettschreiben vom 1. November setzte:

„Ich gebe Ihnen ein Problem zu lösen. Wenn man im Vorteil ist, soll man sich desselben bedienen oder nicht? Ich bin bereit, mit meinen Truppen und allem; wenn ich mir das zunutze mache, wird man sagen, daß ich das Geschick habe, mich der Überlegenheit zu bedienen, welche ich meinen Nachbarn gegenüber besitze.“²⁾

Darauf antwortet Bodewils durch Übersendung einiger „Reflexionen“: „Auf die Frage“, heißt es hier, „ob ein Fürst, der große Streitkräfte bereit hat und seinen Nachbarn überlegen ist, eine sich ihm darbietende gute Gelegenheit benutzen soll, wird man ohne Zögern bejahend antworten und sagen müssen, er erkenne seine Interessen, wenn er seinen Vorteil nicht benutze. Doch die Hypothese verlangt eine Analyse, und da wird der betreffende Fürst zunächst gut thun, zu fragen, ob seine Macht, seine Überlegenheit auch wirklich hinreichend sind für den Zweck, den er vorhat, und ob er, um nicht früher oder später zu unterliegen, nicht auch Allianzen brauche, wie dies Ludwig XIV.

¹⁾ „qu'on la barre ainsi dans ses états de tout côté“.

²⁾ Politische Korresp. I, 84.

nicht rühren zu wollen, um so mehr da der König von Polen noch gar nicht aus Warschau zurückgekehrt sei ¹⁾.

In dem Begleitbriebe der „Reflexionen“ erklärt nun Podewils seinem Herrn nach einem „dixi et salvavi animam meam“, derselbe werde gut thun, seiner hohen Einsicht zu folgen, ihm, dem Minister, bleibe, nachdem er offen seine Bedenken ausgesprochen, nur noch der Ruhm des Gehorsams und die Pünktlichkeit in der Ausführung der empfangenen Befehle. Zum Zeichen, daß er bereits Hand ans Werk gelegt, übersende er den Entwurf einer Erklärung, welchen man zur Rechtfertigung des Einmarsches in Schlesien den fremden Ministern abgeben könne. Derselbe lautet:

„Zudem der König seine Truppen in Schlesien einrücken läßt, wird er zu diesem Schritte durch keine böse Absicht gegen den Wiener Hof getrieben. Vielmehr hat Sr. Majestät, abgesehen von mehreren anderen sehr gewichtigen Gründen, die Sie seiner Zeit kundzugeben Sich vorbehält, es für unabweislich erachtet, zu diesem Mittel zu greifen, damit verhindert werde, daß andere in den gegenwärtigen Konjunkturen sich einer Provinz bemächtigen, welche die Barriere und die Sicherheit von Sr. Majestät Staaten bildet, — damit von Ihren Grenzen das Kriegsfeuer fern gehalten werde, welches sich wegen der Succession in den Staaten des Hauses Oesterreich entzünden könnte: eines Hauses, dessen Interessen Sr. Majestät sich immer zu Herzen nehmen und dessen Erhaltung und Freundschaft Ihr nicht minder wert sein wird, als dies Ihren erlauchten Vorgängern gewesen ist.“

Die hierin vorkommende Hinweisung auf noch näher kundzugebende „gewichtige Gründe“ erläutert der Minister dann durch die beigefügte Bemerkung, er habe dabei an die alten schlesischen Ansprüche Preußens gedacht, mit denen man vortreten müsse, falls Oesterreich sich absolut unwillfährig zeige.

Auch dieser Entwurf sucht, wie wir wahrnehmen, in einer gewissen Übereinstimmung mit den am Schlusse der Denkschrift vom 29. Oktober gegebenen Andeutungen die Rechtfertigung der Besetzung Schlesiens in der Rücksicht auf gewalthätige Schritte anderer Nachbarn; doch während nach jener solche Schritte abgewartet werden sollen, schreitet man hier schon, um ihnen vorzubeugen, zu Thätlichkeiten.

Der König seinerseits greift nun auch zur Feder, und mit Bezugnahme auf Podewils' Ansichten, wongleich ohne dieselben formell Punkt für Punkt zu widerlegen, arbeitet auch er eine Denkschrift aus unter dem Titel: „Ideen über die bei Gelegenheit von des Kaisers Tode zu formierenden politischen Projekte“, die er unter dem 6. November dem Minister übersendet mit der Aufforderung, seine Einwendungen mit möglichster Freimütigkeit auszusprechen. Das Schriftstück ist weniger allgemein gehalten, als der Titel vermuten lassen könnte; im Gegensatz zu der Podewils'schen Ansicht, daß man nur auf Grund einer Verständigung mit Oesterreich, oder wenigstens auf starke Allianzen gestützt vorgehen dürfe, vertritt dasselbe die kühne Überzeugung des Königs, das einzig Zweckmäßige sei: selbständig zu handeln, während des Winters Schlesien in Besitz zu nehmen und dann im übrigen je nach den Umständen eine Anlehnung auf der einen oder der anderen Seite zu suchen.

¹⁾ Der Brief in deutscher Übersetzung in meinem bereits erwähnten Aufsätze „Friedrich am Rubicon“, S. 122.

Einleitend sagt der König: „Schlesien ist von der ganzen österreichischen Succession das Gebiet, auf welches wir das meiste Recht haben, und das dem Hause Brandenburg am besten gelegen ist; es ist in der Ordnung, daß wir unser Recht behaupten und den Tod des Kaisers benutzen, um uns in Besitz zu setzen. Die Überlegenheit unserer Truppen, die Schnelligkeit, mit welcher wir dieselben zur Aktion bringen können, die Gunst der ganzen Lage, die wir vor unsern Nachbarn voraus haben, giebt uns in einem so undorhergesehenen Falle ein außerordentliches Übergewicht.“

Darauf weist er Podewils' eventuelles Projekt schlagend zurück: „Wollen wir warten, bis Bayern und Sachsen die Feindseligkeiten beginnen, so können wir Sachsen nicht hindern, sich zu vergrößern — was ganz gegen unser Interesse ist —, und wir haben dann keinen guten Vorwand. Aber wenn wir jetzt handeln, so halten wir Sachsen nieder, hindern es, Pferde anzuschaffen, setzen es außerstand, etwas zu unternehmen.“

Dann zeigt er, daß das ganze Unternehmen weniger gefährlich sei, als es wohl dem Minister scheine. Man werde nicht allein stehen. England und Frankreich seien im Zerwürfniß; England könne nicht dulden, daß sich Frankreich in die Angelegenheiten des Reiches mische; mit einer von beiden Mächten werde man unter allen Umständen eine gute Allianz haben.

„Finden wir unsere Rechnung nicht bei den Seemächten, so finden wir sie sicher bei Frankreich, das unser Unternehmen nie würde durchkreuzen können, und eine Schwächung des Kaiserhauses gern sehen wird.“

„Aber es ist überhaupt keine Gefahr, daß wir eine Macht vor nächstem Frühling auf unserm Wege finden. Wollte Rußland angreifen, würde es sicherlich sofort Schweden auf dem Halse haben und so zwischen Hammer und Amboss kommen. Bleibt die Kaiserin am Leben, so wird der Herzog von Kurland schon um seiner schlesischen Besitzungen willen uns nicht Verdrießlichkeiten machen; und in jedem Falle ist es nicht unmöglich, einen goldbeladenen Sack nach Petersburg hineinzubringen, die übrigen Minister sind für Gold feil. Stirbt die Kaiserin, so werden die Russen mit ihren inneren Angelegenheiten so viel zu thun haben, daß sie an fremde nicht denken können, und weiter wird man unter die Häupter des Konseils den Regen der Danae fallen lassen, was sie ganz gefügig machen wird.“

„Ich schließe aus diesem ganzen Raisonement, daß wir vor dem Winter uns in den Besitz von Schlesien setzen müssen, dann können wir immer noch wählen, mit wem wir gehen wollen, und wir werden mit Vorteil unterhandeln, wenn wir im Besitze sind, während, wenn wir anders handeln, wir uns aus unserem Vorteil setzen. Wir werden nie etwas durch bloße Unterhandlungen erhalten; höchstens wird man uns sehr beschwerliche Bedingungen machen, um uns Kleinigkeiten dafür zu bewilligen.“¹⁾

Des Königs Ausführung kam am Abend des 6. November in Podewils' Hände, und derselbe verwandte die Nacht dazu, um die ihm aufgetragene Kritik auszuarbeiten. Am Morgen ist dieselbe beendet und gelangt noch an demselben Tage nach Rheinsberg in die Hände des Königs.

Des Königs Ideen erklärt er für solide, im einzelnen wohl auseinander-

¹⁾ Politische Korresp. I, 90.

nicht führen zu wollen, um so mehr da der König von Polen noch gar nicht aus Warschau zurückgekehrt sei ¹⁾).

In dem Begleitbriebe der „Reflexionen“ erklärt nun Bodewils seinem Herrn nach einem „dixi et salvavi animam moam“, derselbe werde gut thun, seiner hohen Einsicht zu folgen, ihm, dem Minister, bleibe, nachdem er offen seine Bedenken ausgesprochen, nur noch der Ruhm des Gehorsams und die Pünktlichkeit in der Ausführung der empfangenen Befehle. Zum Zeichen, daß er bereits Hand ans Werk gelegt, übersende er den Entwurf einer Erklärung, welchen man zur Rechtfertigung des Einmarsches in Schlesien den fremden Ministern abgeben könne. Derselbe lautet:

„Indem der König seine Truppen in Schlesien einrücken läßt, wird er zu diesem Schritte durch keine böse Absicht gegen den Wiener Hof getrieben. Vielmehr hat Se. Majestät, abgesehen von mehreren anderen sehr gewichtigen Gründen, die Sie seiner Zeit kundzugeben Sich vorbehält, es für unabweislich erachtet, zu diesem Mittel zu greifen, damit verhindert werde, daß andere in den gegenwärtigen Konjunkturen sich einer Provinz bemächtigen, welche die Barriere und die Sicherheit von Sr. Majestät Staaten bildet, — damit von Ihren Grenzen das Kriegsfeuer fern gehalten werde, welches sich wegen der Succession in den Staaten des Hauses Oesterreich entzünden könnte: eines Hauses, dessen Interessen Se. Majestät sich immer zu Herzen nehmen und dessen Erhaltung und Freundschaft Ihr nicht minder wert sein wird, als dies Ihren erlauchten Vorgängern gewesen ist.“

Die hierin vorkommende Hinweisung auf noch näher kundzugebende „gewichtige Gründe“ erläutert der Minister dann durch die beigefügte Bemerkung, er habe dabei an die alten schlesischen Ansprüche Preußens gedacht, mit denen man vortreten müsse, falls Oesterreich sich absolut unwillfährig zeige.

Auch dieser Entwurf sucht, wie wir wahrnehmen, in einer gewissen Übereinstimmung mit den am Schlusse der Denkschrift vom 29. Oktober gegebenen Andeutungen die Rechtfertigung der Befehle Schlesiens in der Rücksicht auf gewaltthätige Schritte anderer Nachbarn; doch während nach jener solche Schritte abgewartet werden sollen, schreitet man hier schon, um ihnen vorzubeugen, zu Thätlichkeiten.

Der König seinerseits greift nun auch zur Feder, und mit Bezugnahme auf Bodewils' Ansichten, wenngleich ohne dieselben formell Punkt für Punkt zu widerlegen, arbeitet auch er eine Denkschrift aus unter dem Titel: „Ideen über die bei Gelegenheit von des Kaisers Tode zu formierenden politischen Projekte“, die er unter dem 6. November dem Minister übersendet mit der Aufforderung, seine Einwendungen mit möglichster Freimütigkeit auszusprechen. Das Schriftstück ist weniger allgemein gehalten, als der Titel vermuten lassen könnte; im Gegensatz zu der Bodewils'schen Ansicht, daß man nur auf Grund einer Verständigung mit Oesterreich oder wenigstens auf starke Allianzen gestützt vorgehen dürfe, vertritt daselbe die kühne Überzeugung des Königs, das einzig Zweckmäßige sei: selbständig zu handeln, während des Winters Schlesien in Besitz zu nehmen und dann im übrigen je nach den Umständen eine Anlehnung auf der einen oder der anderen Seite zu suchen.

¹⁾ Der Brief in deutscher Übersetzung in meinem bereits erwähnten Aufsatze „Friedrich am Rubicon“, S. 122.

gesetzt und so überzeugend, daß er in Verlegenheit sein würde, dagegen zu opponieren, wenn ihn nicht der ausdrückliche Befehl veranlaßte, anzuführen, was sich noch dagegen sagen ließe. Jetzt gewähre die Schilderhebung Bayerns, welchem Sachsen unmittelbar folgen werde, einen höchst plausiblen Vorwand zur Besetzung Schlesiens, als der Abwehr eines für die eigene Sicherheit bedenklichen Präjudizes; und im Besitze des Landes werde man dann wohl mit der Königin unterhandeln und dieser für das Opfer der einen Provinz die Rettung der übrigen versprechen können.

Einen glücklichen Ausgang für das Unternehmen hofft er von dem göttlichen Segen, von der Tapferkeit und Weisheit des Königs, von den Konjunkturen, die jetzt auch ihm sehr günstig scheinen, und endlich auch von dem glücklichen Stern, der bisher über den meisten Unternehmungen des Hauses Brandenburg gewaltet habe.

Was er vorbringen wolle, könne nicht geeignet sein, den König in seinen Plänen aufzuhalten. Es solle nur dessen Blick auf Eventualitäten lenken, welche eintreten könnten, und auf die man sich eben gefaßt machen möge.

Was die Rechtsfrage anbetrifft, so müsse er es mit allem Respekt aussprechen, daß, welche gut begründeten Ansprüche auf die Herzogtümer Liegnitz-Brieg-Wohlau, auf Oppeln-Ratibor, auf das Fürstentum Sägerndorf und den Schwiebuser Kreis das Haus Brandenburg auch immer gehabt habe, doch feierliche Verträge vorhanden seien, durch welche dieses Haus gegen Kleinigkeiten auf so ansehnliche Ansprüche zu verzichten sich habe, wiewgleich auf betrügerische Weise, verleiten lassen. Auf diese Verträge werde sich das Haus Österreich berufen. Freilich werde es nicht schwer sein, die Ansprüche wieder aufleben zu lassen, und eine *laesio enormis* (d. h. eine früher erfolgte arge Übervorteilung) geltend zu machen, besonders da man obenein noch große Geldforderungen zu erheben ein Recht habe.

Der König, der diese letzten Einwendungen umgehend, noch am 7. November, beantwortet, bemerkt hierzu bloß: den Rechtspunkt zu bearbeiten überlasse er den Ministern, und es sei Zeit, im geheimen daran zu denken; denn die Befehle an die Truppen seien gegeben.

Ferner, sagt Podewils, könne der Zufall wollen, daß gerade, während der König in das schlesische Unternehmen verwickelt sei, der Kurfürst von der Pfalz sterbe und die jülich-bergische Erbschaft zur Erledigung komme. Werde man dann beide Ansprüche zu verfolgen imstande sein? Allerdings sei der König geneigt, diese Anwartschaft zugunsten der schlesischen Pläne abzutreten. Aber es könne sich doch fragen, ob man recht thue, eine Anwartschaft, die eigentlich von ganz Europa anerkannt sei, ohne weiteres aufzugeben zugunsten eines Unternehmens, in welchem andere Mächte eine bloße Occupation erblicken dürften, und wo schließlich der allgemeine Friede möglicherweise eine Rückgabe des Besetzten aufzwingen könnte. — Falls der Kurfürst stürbe, erklärt der König hierauf, werde er sich genau an die mit Frankreich abgeschlossene Konvention von 1739 halten und die verfügbaren Truppen einrücken lassen.

Aber wenn nun, erörtert Podewils weiter, Österreich in der Verzweiflung sich bereit erklärt, die Niederlande an Frankreich abzutreten, wird nicht dieses sich dadurch gewinnen lassen? — Friedrich erwidert, unmöglich könnten das die Seemächte zugeben, das wäre ihrer Politik ganz zuwiderlaufend, und auch

die Österreicher, nun von Bayern und Sardinien angegriffen, würden sich hüten, noch obenein ganze Provinzen abzutreten.

Als eine weitere Möglichkeit zieht der Minister in Betracht, daß, wenn Preußen jetzt in Schlesien einrücke, der Wiener Hof, ehe es noch zum Losbrechen Bayerns komme, dieser Macht durch einige Abtretungen den Mund stopfen könne; Sachsen werde nur, um nicht Schlesien in Preußens Hände kommen zu lassen, auch ohne eigenen Gewinn, sich mit Oesterreich verbünden, und das eifersüchtige Hannover könne doch auch mit den dänischen und hessischen Soldtruppen leicht 30,000 Mann unter Waffen bringen. — Doch der König glaubt nicht an diese Gefahren. Oesterreich würde sich sehr schwächen, wollte es Bayern befriedigen, und dabei bliebe immer noch Sardinien. Was Sachsen anbelangt, so werde dieses, ungerüstet wie es sei, im Falle einer Erklärung gegen Preußen, vernichtet werden, ehe es etwas thun könne; bei Hannover werde die Not die Eifersucht schweigen machen: es brauche Preußen gegen Frankreich.

Endlich bemerkt Podewils noch, daß Oesterreich nach den Verträgen ein Recht habe, von Rußland ein Hilfscorps von 3000 Mann zu fordern; auch von Polen werde es Unterstützung erlangen können. — Der König erwidert entschieden: lasse es Rußland dazu kommen, so werde man Mittel haben, es zu bekämpfen; um Polen brauche man sich nicht zu kümmern.

Friedrich schließt seine Repliken mit der Benachrichtigung, daß er — in Erwägung der Nachrichten von dem Proteste Bayerns in Wien, von kriegerischen Vorbereitungen in Hannover, von den Rüstungen Sardinien's — keine Zeit mehr verlieren zu dürfen glaubte; deshalb habe er die betreffenden Befehle an seine Truppen gegeben. Anfang Dezember würden dieselben hoffentlich auf dem Marsche sein. ¹⁾ — Es war also nicht, wie der König in seinen Memoiren sagt ²⁾, die Nachricht von dem Tode der Kaiserin Anna von Rußland, welche die letzten Bedenken hob. Schon drei Tage vor dem Eintreffen dieser Kunde hat er den entscheidenden Entschluß gefaßt, den Entschluß zu einem Unternehmen, welches er mit vollem Rechte als das kühnste bezeichnen durfte, das je ein Fürst seines Hauses unternommen ³⁾.

So waren denn die Würfel gefallen, und Podewils fand sich leichter darein, an dem kühnen Plane mitzuarbeiten, seitdem die Nachricht eingetroffen war, daß nun doch wenigstens Bayern Anfang November mit einem direkten und unumwundenen Proteste gegen die Nachfolge Maria Theresias in den österreichischen Erblanden hervorgetreten war, und auf Grund eines Testamentes weisland Kaiser Ferdinands V., welches den Nachkommen von dessen ältester Tochter, zu denen sich der Kurfürst von Bayern zählte, beim Aussterben des habsburgischen Mannsstammes ein gewisses Successionsrecht zugesprochen habe, Ansprüche auf die Erbschaft des Kaisers erhoben hatte, insofern nun Preußen bei seinem Vorgehen nicht mehr so ganz allein stehend erschien.

Auch haben Podewils' Vorstellungen anscheinend den König zu einer etwas mehr entgegenkommenden Haltung gegen Oesterreich bestimmt. Freilich als der

¹⁾ Politische Korresp. I, 91.

²⁾ Histoire de mon temps, p. 55. Die ältere Bearbeitung ed. Posner, p. 215 brücht übrigens die Sache ungleich milder aus.

³⁾ Friedrich an Podewils, 15. Nov.; Politische Korresp. I, 157.

Minister im Interesse einer möglichst „Menagierung“ Oesterreichs den Vorschlag machte, die Besitzergreifung Schlesiens zu vollziehen ohne eigentliche Feindseligkeiten zu begehren und deshalb von einer Gewinnung der festen Plätze abzusehen, opponiert selbst Schwerin, auf solche Art werde man nichts ausrichten; nur der habe ein Land inne, der die Festungen besitze; in der Unterhandlung möge man sich so gelind zeigen, wie man wolle; in demselben Maße aber müßten die Kriegsoperationen feurig und entschieden geführt werden, so als wenn niemals eine Abkunft zu erwarten wäre ¹⁾. Es war dies ganz im Geiste des Königs gesprochen, der ebenso wenig nach Podewils' ursprünglichen Ideen die Besetzung Schlesiens irgendwie von dem Erfolge der in Wien angeknüpften Unterhandlungen hätte abhängig machen mögen, ein Punkt, auf den wir noch zurückkommen werden.

Es kann eigentlich kaum auffallen, daß in den eben geschilderten Verhandlungen der Rechtsstandpunkt, die rechtliche Natur der preussischen Ansprüche auf Schlesien, so wenig zur Geltung kommt. Wenn der König, wie wir angeführt, auf eine Erörterung dieser Frage nicht eingehen mag, sondern dieselbe den Ministern überlassen will, so werden wir sehen, daß er sich später doch noch selbst näher damit beschäftigt hat und von seinem Rechte überzeugt ist. Wir werden auch noch jene Ansprüche selbst eingehend zu besprechen haben und dann auch darlegen, wie man am preussischen Hofe fort und fort dieselben festgehalten und bei jeder sich darbietenden Gelegenheit geltend gemacht hat. Es war daher sehr natürlich, daß über das Vorhandensein dieser Ansprüche zwischen dem König und seinem Minister keine Erörterung notwendig war, daß die rechtliche Existenz derselben stillschweigend vorausgesetzt ward, und daß nur darüber debattiert wurde, ob es sich empfehle, jene Ansprüche bei dieser Gelegenheit, und zwar mit dem ganz ungewöhnlichen Grade von Energie geltend zu machen, wie es der König vorhatte.

Thatsächlich fiel auch für den zunächst in Aussicht genommenen Versuch einer gütlichen Auseinandersetzung mit dem Wiener Hofe, bei der ja noch dazu die geforderten Landabtretungen mehr als Preis des zu leistenden Beistandes verlangt wurden, die rechtliche Geltung der preussischen Ansprüche nicht allzu schwer ins Gewicht. Auch die überzeugendste Darlegung der letzteren hätte Oesterreich nicht eine Abtretung in Schlesien abzurufen vermocht, wie sie eben nur der Zwang der politischen Konstellation herbeiführen konnte. Erst als die gütlichen Unterhandlungen zu scheitern drohten, suchten die Parteien durch Staatschriften den Gegner vor der öffentlichen Meinung ins Unrecht zu setzen.

Wir folgen daher nur dem wirklichen Verlaufe der Dinge, wenn wir die Erörterung der preussischen Ansprüche erst einem späteren Kapitel vorbehalten, zunächst aber den Verlauf der Verhandlungen mit Oesterreich schildern, nachdem wir vorher als Ergänzung dieses Abschnittes die politische Konstellation, unter welcher und mit Rücksicht auf welche Friedrichs großer Entschluß gefaßt wurde, darzustellen versucht haben.

¹⁾ Angeführt bei Ranke, Werke XXVII, 337, aus Schwerins Papiere. Daß nur eben Podewils es wagen konnte, den betreffenden Vorschlag zu machen, scheint mir unzweifelhaft, und ebenso, daß ein solcher ganz in seinem Sinne gelegen hätte.

Zweites Kapitel. Verhältnis zu England und Frankreich.

Es war erklärlich, wenn am preussischen Hofe nach des Kaisers Tode aller Augen und vornehmlich die der fremden Gesandten sich auf den jungen König richteten, seine nächsten Schritte zu erspähen, was freilich dadurch sehr erschwert wurde, daß sich derselbe beharrlich in der Einsamkeit von Rheinsberg barg. Zunächst transpirierte ein Gerücht, er wolle selbst nach der Kaiserkrone greifen. Manteuffel, der treue Berichterstatter des Grafen Brühl, berichtete davon und rühmte sich, die Prinzessin Wilhelmine, des Königs Schwester, habe ihn um seine Ansicht über diese Sache gefragt, auch sollte der alte Fürst von Dessau dem Könige ganz direkt geschrieben haben, er wünsche ihm die Kaiserkrone; niemand lebe in Europa, der sie mehr verdiene und besser imstande sei sie aufrecht zu erhalten ¹⁾, und gewiß ist, daß auch der österreichische Resident v. Demerad unter dem 29. Oktober berichtet, es werde von derlei Plänen hier gemurmelt ²⁾, und Ähnliches der englische Gesandte ³⁾. In keinem Falle ist des Königs Ehrgeiz auch nur einen Augenblick nach dieser Seite hin gerichtet gewesen.

Bedeutamer ist es, wenn jener Demerad in demselben Briefe, also unter dem 29. Oktober, d. h. zu einer Zeit, wo eben erst in Rheinsberg die ersten Eröffnungen an Podewils und Schwerin gemacht worden waren, von Gerüchten über „gefährliche Absichten des Königs auf ein Stück von Schlessien zu erzählen weiß, während unter demselben Tage der englische Gesandte nachhause berichtet, das Lieblingslied an diesem Hofe sei: *gaudeant bene armati* ⁴⁾; doch meint er, der König, der sich noch immer in Rheinsberg zurückhalte, scheine mit großer Gleichgültigkeit auf die Ereignisse zu blicken. Aber am 5. November meldet er dann schon von kriegerischen Maßregeln, man scheine die Ansprüche Preußens auf Jägerndorf geltend machen zu wollen ⁵⁾.

¹⁾ Aus dem Briefwechsel Manteuffels mit Brühl im Dresdener Archiv vgl. bei Droysen, Preuß. Polit. V, 1. S. 141. Bei allem, was aus dieser Quelle stammt, scheint große mißtrauische Vorsicht geboten. Man schmückte die Dinge aus und spitzte sie vifant zu. Die authentische Antwort des Königs auf den betreffenden Brief des alten Fürsten (Polit. Korresp. I, 80), die mit dem, was Manteuffel darüber berichtet, keineswegs zusammenstimmt, läßt es auch sehr zweifelhaft, ob der Fürst wirklich so, wie Manteuffel angiebt, geschrieben habe.

²⁾ Angeführt bei Arneht, Maria Theresia I, 373 Num. 1.

³⁾ Gleichfalls unter dem 29. Oktober (Londoner Record office).

⁴⁾ „is their favorite song“ (Londoner Record office).

⁵⁾ Ebendas.

Ungleich genauer zeigt sich um diese Zeit bereits der französische Gesandte Beauveau unterrichtet. Ihm hatte Algarotti Eröffnungen gemacht, die sich allerdings nicht allzu streng an die Wahrheit gehalten zu haben scheinen. Algarotti hatte unmittelbar, nachdem die Nachricht von des Kaisers Tode eingetroffen war, dem König geraten, sich Schlesiens zu bemächtigen, und dieser hatte darauf unter dem 21. November geantwortet, sein Brief sei ähnlich dem, welchen einst Antonius dem Cäsar geschrieben zu der Zeit, als dieser England eroberte ¹⁾. Was in dem Briefe hierauf folgt, ist nur eine anscheinend von dem Vorigen ganz unabhängige Anspielung auf bevorstehende große Ereignisse, und wenn nach Beauveaus Depesche Algarotti berichtet hat, der König habe ihm bezüglich jenes Planes geschrieben, er sei demselben schon lange in seinem Geiste zuvorgekommen ²⁾ so ist dies keineswegs korrekt, sondern Algarotti hat hier eine Äußerung des Königs aus einem früheren Briefe (vom 28. Oktober) entlehnt, wo der König auf die Frage, ob er nicht nach Berlin kommen werde, dies verneint, der Tod des Kaisers verlange keine besonderen Anstalten, da er bereits alles Nötige im voraus arrangiert habe.

Im übrigen erfährt Beauveau, der König habe ihm geraten, alle militärischen Kräfte gegen den eigentlichen Feind Frankreichs, England und das diesem verbündete Holland zu konzentrieren und den Krieg in Deutschland nur durch Geld zu unterstützen.

Der Gesandte des Kurierkanzlers, Baron Großschlag, den der König ausnahmsweise selbst empfangen hatte, ging sehr befriedigt von dessen reichspatriotischen Absichten, die derselbe auszuführen gedente, wenn man in Wien ihm etwas entgegenzukommen geneigt sei, von dannen ³⁾, obwohl ihm Podewils angedeutet hatte, sein König werde, wenn sich Händel über die österreichische Thronfolge entspinnen sollten, kein teilnahmsloser Zuschauer bleiben, sondern dann auch auf seinen Vorteil bedacht sein ⁴⁾.

Am kühnsten hatte sich der russische Gesandte, Baron Brackel, vorgewagt, hatte kurz nach des Kaisers Tode gegen Podewils geäußert, seine Kaiserin schmeichle sich, daß der König in keinem Falle etwas Gewaltthätiges vornehmen werde, worauf Podewils den Auftrag erhielt, dem Gesandten mit Rücksicht darauf, daß derselbe zu seiner Äußerung unmöglich von seinem Hofe autorisiert sein könne (insofern, seitdem der Tod des Kaisers in Petersburg bekannt war, noch keine Instruktion von da in Berlin angelangt sein konnte), bemerkbar zu machen, derselbe möge sich nicht in Dinge mischen, die ihn nichts angingen ⁵⁾.

Im übrigen hatte jene dreiste Äußerung Brackels auch noch die Folge, daß Graf Manteuffel, der Freund und Korrespondent Brühls, in welchem der König den Anstifter des Gesandten voraussetzte, die Weisung erhielt, sich für die nächste Zeit auf seine Güter zurückzuziehen ⁶⁾. Brackel selbst mußte die Zurechtweisung, die übrigens Podewils jedenfalls zu mildern gewußt hat, um

¹⁾ Der Brief in den Oeuvres XVIII, 21.

²⁾ „qu'il l'avait déjà prévenu longtems dans sa tête“. Die Depesche, mitgeteilt von Nante in seinen Analecten, Anhang zu Bd. XXVII, S. 570.

³⁾ Manteuffel an Brühl, 14. November (Dresd. Arch.). Doch glaubt Manteuffel sehr irrtümlich an einen Großschlag für Wien mitgegebenen Auftrag.

⁴⁾ Prätorius a. a. O. S. 22.

⁵⁾ Weisung des Königs vom 3. November (Posit. Korresp. I, 85).

⁶⁾ Weisung an Podewils, vom 5. November (Posit. Korresp. I, 87).

so ruhiger hinnehmen, als er bald darauf die Nachricht von dem Tode seiner Kaiserin erhielt. Kaiserin Anna war am 28. Oktober entschlafen, ihr letzter Wille bestimmte zu ihrem Nachfolger den noch unmündigen Ivan IV., Sohn ihrer Nichte Anna und des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig, eines Bruders von Friedrichs Gemahlin, zum vormundschaftlichen Regenten aber den Herzog Biron von Kurland. Von dem letzteren, dem ein eben jetzt verhandelter Allianzvertrag die Garantie Preußens wegen Kurland gewähren sollte, schienen ernstliche Feindseligkeiten um so weniger zu befürchten, als er voraussichtlich mit mannigfachen Schwierigkeiten im Innern zu kämpfen hatte. So begrüßte denn der König die Nachricht von der Kaiserin Tode mit den Worten: „Der Himmel begünstigt uns, und das Geschick steht uns bei.“¹⁾

Er hatte, wie wir uns erinnern, bei den Verhandlungen mit Podewils Rußland als die einzige Macht bezeichnet, die seinem Unternehmen in der nächsten Zeit Schwierigkeiten in den Weg legen könne; jetzt glaubte er den Rücken gedeckt zu haben und ging um so zuversichtlicher vor, ohne zunächst eine Allianz zu suchen oder auch nur anzunehmen.

Über seine eigentlichen Ziele suchte er zunächst noch die Mächte in ungewisser Spannung zu erhalten, und seitdem die kriegerischen Vorbereitungen, der Anlauf von Pferden, die Mobilisierung mehrerer Regimenter nicht mehr wohl verheimlicht werden konnten, sollten die Vermutungen mehr nach der Seite von Jülich-Berg hin gelenkt werden; Podewils sollte in diesem Sinne sich äußern, von Nachrichten über wiederholte Dhmachten des Kurfürsten von der Pfalz sprechen, welche den König zwingen, auf alle Eventualitäten hin sich zu rüsten²⁾. Mitte November erließ dann der König eine Ordre, welche die Marschrouten der Berliner Regimenter auf Halberstadt festsetzte, in der ausgesprochenen Absicht, die öffentliche Meinung irre zu führen³⁾. Der englische Gesandte berichtet jetzt, man wisse gar nicht mehr, was man von der Sache denken solle, am Ende wolle der König nach zwei Seiten hin operieren, gegen Schlesien und Cleve⁴⁾.

Es war dies in der That der allgemeine Eindruck: man wußte nicht, was man von dem Ganzen denken sollte. Denn daß eine Macht zweiten Ranges, wie Preußen, in einer großen europäischen Krise so ganz auf eigene Hand Politik zu machen sich unterfangen könne, wollte niemandem recht in den Kopf, es schien eine geheime Verabredung dahinter stecken zu müssen; der englische Gesandte witterte ein stilles Einverständnis mit Frankreich, der französische hielt lange an der Überzeugung fest, daß die ganze Sache ein mit dem Wiener Hofe abgekartetes Spiel sei, und an dem großen Kopfscherbrechen nahm das gesamte diplomatische Corps, das Berlin aufzuweisen hatte, den regsten Anteil.

In seinem bereits erwähnten Berichte vom 5. November urteilt Beauveau über den König: „Die Politik dieses Fürsten ist, zu glauben, man vermöge mit einem ansehnlichen Heere und Geld ohne Allianzen durchzukommen, und

¹⁾ An Podewils, 9. November (Polit. Korresp. I, 96).

²⁾ Weisungen vom 8. und 9. November (ebd. S. 94. 95).

³⁾ Ebd. S. 102.

⁴⁾ Guy Didenß am 18. an das hannöversche Ministerium (Staatsarchiv zu Hannover), am 22. nach London (Londoner Record office).

als dann Valori dazu kam“, berichtet derselbe (unter dem 3. Dezember) „wie Voltaire, der damals in Berlin eingetroffen auch etwas in Diplomatie zu pfuschen versuchte, gespottet habe, dieser roi des lisidros meine auf eigene Hand Politik treiben zu können, er werde sein Glück versuchen, und da er sich fürs erste gewisser Erfolge sicher glaube, nicht eher innehalten, bis er Widerstand finde und so zum Nachdenken gebracht würde.“¹⁾

In der That war es, wie wir ja bereits aus den Verhandlungen mit Podewils erfahren haben, nicht des Königs Absicht, sich vorerst durch eine Allianz die Hände zu binden. Worauf es ihm vor allem ankam, war eben nur, daß der europäische Konflikt, auf welchen er ja seine ganze Rechnung gestellt hatte, auch wirklich zum Ausbruch käme. In dieser Absicht ermuntert er einerseits Sachsen zu einer Geltendmachung seiner Ansprüche²⁾, und warnt andererseits in Wien vor den ehrgeizigen Absichten dieser Macht, vor allem aber erwartet er von Frankreich ein Eintreten für die bayerischen Ansprüche, und im Zusammenhange damit den Bruch mit England, der sich ja schon während des Sommers wegen der amerikanischen Handel vorbereitete hatte, und ist sehr unangenehm überrascht, als ihm seine beiden Gesandten in Paris berichten, der Kardinal Fleury wie der König selbst führten die friedfertigste Sprache von der Welt, gäben den Österreichern die beruhigendsten Versicherungen, und es schiene in der That, als wolle der Kardinal überhaupt nichts Ernstliches unternehmen, sondern sich auf Unterhandlungen beschränken und seinen Ehrgeiz darin setzen, diese eben in seiner Hand zu haben und sich zum Mittelpunkt derselben zu machen. Der König argwöhnte bereits, Oesterreich habe durch ein ansehnliches Opfer Frankreich zu gewinnen und zu einem geheimen Einverständnis zu bringen vermocht³⁾, aber gab diesen Verdacht doch bald wieder auf. Es sprach zu vieles dagegen.

Am 29. Oktober, des Abends, hatte der Kardinal Camas zu sich eingeladen und ihm eröffnet, der Kaiser liege im Sterben, im Reiche seien große Wirren zu besorgen, auf vier Fürsten werde es hier ankommen, Bayern, Sachsen, Hannover, vor allem aber auf den König von Preußen, den Mächtigsten von allen, der allein für sich bestehen, handeln und eine schöne Rolle bei der Verwandlung der Scene spielen könne. „Ich wünsche“, sagte er, „von ganzem Herzen, daß der Edelmut und die Gerechtigkeit alle seine Schritte begleite, denn ich interessiere mich wahrhaft für seinen Ruhm.“ Camas lachte nicht über diese schönen Redensarten, brachte aber das Gespräch auf die pragmatische Sanktion. „Wir sind ihr in dem letzten Artikel des Friedens von 1735 beigetreten“, bemerkte der Kardinal, „aber mit der Klausel vorbehaltlich der Rechte dritter.“ „Damit“, meinte Camas, „liegt der ganze Vertrag am Boden.“ Darauf Fleury: „Aber das versteht sich von selbst bei solcher Gelegenheit.“ Der Gesandte bemerkte: „Sie können darauf rechnen, Monseigneur, daß das, was Frankreich bei dieser Gelegenheit thun wird, andern zur Regel

1) Kantes Analecten a. a. D. S. 571.

2) An den Gesandten Annon in Dresden, 31. Oktober. (Polit. Korresp. I, 83).

3) Die Stelle aus Chambriers Bericht vom 6. November, auf welche sich des Königs Instruktion für denselben vom 19. November bezieht (Polit. Korresp. I, 608), teilt Droysen S. 158, Anm. 2 mit.

4) In dem erwähnten Schreiben vom 9. November. (Polit. Korresp. I, 108).

und zum Verwande dienen wird.“ Aber Fleury unterbrach ihn: „Was uns anbetrifft, wir werden in dieser Sache die größte Uneigennützigkeit an den Tag legen und zum Zeichen davon unsere Truppen nicht um einen Mann vermehren.“ Man interessierte sich für Bayern, werde aber auch den Wünschen des Königs von Preußen entgegenkommen, der jetzt Gelegenheit habe, „seine schönen Ansichten über Gerechtigkeit und Würde ins helle Licht zu setzen“. Aber auch seine Rechte und die ihm nur zu lange mit größter Härte bestrittenen legitimen Ansprüche zur Geltung bringen“, fügt Camas bei, und der Kardinal erklärt, das sei in der Ordnung, und er könne seinem Könige versichern, daß Se. Allerchristlichste Majestät sich ein Vergnügen daraus machen würde, zu seiner Befriedigung beizutragen in allem, was möglich und rationabel sei ¹⁾.

Aber auf den König macht das keinen großen Eindruck; an demselben Tage, wo er diesen Bericht empfängt (den 11. November), drängt er den bereits abberufenen außerordentlichen Gesandten Camas zu baldiger Rückkehr und schließt das Kabinetsschreiben durch einen eigenhändigen Zusatz: mit den Leuten sei nichts zu machen ²⁾.

Podewils urteilte über die Eröffnungen des Kardinals, derselbe wünsche nämlich Preußen zur Unterstützung Bayerns zu gewinnen, und es empfehle sich, ihm für alle Fälle Hoffnungen zu erwecken, ohne sich positiv zu verpflichten.

Der König war ganz damit einverstanden, und als Podewils, die Erklärungen vorbereitend, welche beim Einmarsch der preussischen Truppen in Schlesien an die verschiedenen Mächte gegeben werden sollen, vorschlägt, in Paris andeuten zu lassen, diese Unternehmung könne zum größten Vorteil für Frankreich ausschlagen, da man, wie der Minister meint, sich hier eine Hintertüre offen halten müsse, billigt er auch das, schreibt aber zu seinem „bon“ eigenhändig die Worte: „Man muß diesen Burschen gegenüber Sammetbötschen machen.“ ³⁾

Nach des Königs Meinung wäre es die Absicht der Franzosen, da sie noch nicht gerüstet seien, Preußen zunächst in Sicherheit einzuwiegen, bis sie alle ihre Maßregeln ergriffen hätten, um ihre Pläne auszuführen; „aber“, setzt er hinzu, „sie sollen sich verrechnet haben.“ ⁴⁾

Zunächst verzagte er sich ganz und gar den französischen Gesandten. Weder Beauveau noch Valori vermochten Audienz zu erhalten; das Fieber, das den König immer wieder plagte, gab erwünschten Vorwand, und als man sich brieflich an ihn wandte, vertröstete er zunächst auf Camas' Ankunft ⁵⁾ und dann auf die Eröffnungen, welche Chambrier in Paris machen sollte ⁶⁾. Als dann der Zeitpunkt herankam, wo es unerlässlich wurde, über das schlesische Unternehmen Erklärungen zu geben, erhielt der Gesandte in Paris Weisung,

¹⁾ Anführung bei Droysen, S. 155, Anm. 2. 3. 4.

²⁾ Polit. Korresp. I, 98.

³⁾ „il faut faire la patte de velours avec ces bougres“ (Polit. Korresp. I, 99).

⁴⁾ Marginale zu einem Schreiben Podewils' vom 19. November (Polit. Korresp. I, 109).

⁵⁾ An Valori, 21. November (Polit. Korresp. I, 110).

⁶⁾ An Valori, 13. Dezember (Mémoires de Valory II, 225).

zu der kurzgefaßten Erklärung, welche der König damals den verschiedenen Höfen mittheilte (wir kommen auf sie noch zurück), nähere Erläuterungen zu geben und besonders bezüglich der von Frankreich übernommenen Garantie der pragmatischen Sanction hervorzuheben, daß die von dem Kardinal selbst angeführte Klausel „unschädlich den Rechten dritter“ den preussischen Ansprüchen auf Schlesien ebenso zugute kommen müsse wie den Anrechten Bayerns auf die Erbschaft Karls VI. ¹⁾

Die damalige Gesinnung Friedrichs gegen Frankreich spricht sich besonders charakteristisch in einer Bemerkung aus, die er zu einem Berichte seines Ministers vom 22. November macht, in welchem dieser der Ungebuld des französischen Gesandten, Antwort auf seine Anträge zu erhalten, gedenkt: „Es ist sehr gut, Valori zahm zu machen (lourrer), ich bin gegen den Kardinal zu nichts verpflichtet, und kann thun, was ich will. Übrigens können sie nichts gegen mich machen, denn vor dem Frühlinge muß ich mit dem Lothringer im reinen sein. Ferner haben sie keinen Vorwand, mit mir zu brechen, und ich werde immer Mittel finden, mich mit England und dem Reiche zu verständigen, so daß das uns nicht in Verlegenheit setzt.“ ²⁾

Es ist dies eine um so bemerkenswertere Äußerung, als sie zugleich den Höhenpunkt der Zuversicht auf eine Verständigung mit dem Wiener Hofe bezeichnet. Wie wir noch sehen werden, hielt diese Zuversicht nicht lange an, und damit wendete sich auch sein Verhältnis zu Frankreich. Daß der König aber in jenem Stadium sich der anderen Seite, den Seemächten, viel entgegenkommender zeigte, war sehr erklärlich.

Den Generalstaaten hatte er auf die erste Anfrage nach dem Tode des Kaisers erklärt, sie müßten zunächst einen soliden Bundesvertrag mit England schließen und an einer hinreichenden Vermehrung ihrer Kriegsmacht arbeiten, dann werde er sich weiter äußern ³⁾, dann, als es sich um die Notifikation des schlesischen Unternehmens handelte, sie wegen der Sicherheit des Kapitals, welches sie auf Schlesien hypothekiert hatten, beruhigen lassen, sie auch daran erinnert, wie einst sein Ahn, der große Kurfürst, von Kaiser Leopold für alle geleisteten Dienste nur mit Undank belohnt worden sei, so daß man es ihm nicht verdenken könne, wenn er sich erst seinen Lohn sichere, ehe er Dienste leiste ⁴⁾, und dann auseinandersetzen lassen, daß, wenn Frankreich jetzt sich sehr friedfertig äußere, dies nur Heuchelei sei, daß es sicher die pragmatische Sanction anfechten werde, wenn ihm nicht Oesterreich ansehnliche Opfer bringe. Opfer werde freilich jeder verlangen, der Oesterreich in seiner gegenwärtigen Bedrängnis unterstütze, aber die Seemächte möchten doch in Erwägung ziehen, ob es in ihrem Interesse liege, daß Frankreich solchen Gewinn ziehe und zwischen den Häusern Bourbon und Oesterreich eine neue Allianz sich bilde ⁵⁾. Ja, der König ging schließlich nach dieser Seite hin so weit, dem Großpensionar im tiefsten Geheimnis versichern zu lassen, er gedenke seine Kurstimme nur dem Herzog von Lothringen zu geben; dagegen sollte der Gesandte,

¹⁾ Vom 13. Dezember (Polit. Korresp. I, 143).

²⁾ Ebd. S. 111.

³⁾ An Raesfeld im Haag, 9. November (ebd. S. 95).

⁴⁾ Ebd. S. 99.

⁵⁾ An Raesfeld, 19. November (ebd. I, 109).

wenn die Rede auf die pragmatische Sanktion käme, sich auf allgemeine Rechtsarten beschränken ¹⁾. Die Staaten werden dann unterrichtet von den vorteilhaften Auerbietungen, die er nach Wien geschickt habe, und ersucht, im Verein mit England auf deren Annahme in Wien zu dringen; es sei dies die für Europa vorteilhafteste Lösung der jetzigen Krise. Er wolle dafür den Interessen der Republik bezüglich der süllich-bergischen Succession sich gefällig eigen und im Verein mit ihr und England alle für die Sicherheit Europas erforderlichen Maßregeln treffen ²⁾.

Indessen Holland bewegte sich ja nur im Schlepptau Englands, und von dessen Haltung hing schließlich das meiste ab. Bei dieser Macht war der leitende Gesichtspunkt, der traditionelle Gegensatz gegen Frankreich verschärft noch durch die augenblickliche Situation, in welcher man jeden Augenblick fürchten mußte, in dem Kampfe um den amerikanischen Handel an der Seite Spaniens auch Frankreich auftreten zu sehen, und schon vor dem Tode Karls VI. hatte man sich um ein Bündnis mit Preußen bemüht, um, im Falle es zum Kriege mit Frankreich käme, an dieser Macht einen Rückhalt zu haben, falls die Franzosen einen Angriff auf die hannoverschen Erblande des Königs planten. Als dann Gerüchte von einer Gefährdung der pragmatischen Sanktion durch Frankreich auftauchten, waren in England eigentlich alle Parteien darin einig, daß man den alten Verbündeten auf dem Kontinente, das Haus Habsburg, gegen den Erbfeind Frankreich unterstützen müsse, und ebenso in dem Wunsche, das kriegsstüchtige Preußen für diesen Zweck zu gewinnen. Schon war von London die Ernennung eines Mannes von Rang angekündigt, der an Stelle von Guy Dickens die Verhandlungen führen sollte, und man wußte auch in Berlin, daß dies der schottische Lord Hyndford, der für einen warmen Freund der preussischen Allianz galt, sein werde.

Sowie dann die Nachricht von dem Tode des Kaisers eintraf (Ende Oktober), ward von London wie von Hannover aus der Wunsch kundgegeben, mit Preußen Hand in Hand zu gehen ³⁾, und König Georg erklärte sogar am 15. November dem preussischen Gesandten, wenn bisher zwischen ihm und seinem Neffen noch einige Meinungsverschiedenheiten obgewaltet hätten, wünschte er jetzt lebhaft, dieselben auszugleichen. König Friedrich möge ihm nur seine Intentionen mitteilen, mit den seinigen werde er zufrieden sein ⁴⁾.

Freilich ging man in London von der Voraussetzung aus, im Verein mit Preußen die pragmatische Sanktion strikt aufrechtzuerhalten; den Entschluß, die übernommenen Verpflichtungen — im Einklange mit solchen Mächten, welche dieselben Verpflichtungen übernommen hätten, zu erfüllen, sprach die Thronrede, mit welcher Georg II. am 29. November die Sitzung des Parlamentes eröffnete, deutlich aus, und in diesem Punkte begegneten sich Regierung und Opposition, wie heftig auch die letztere gerade damals gegen jene anstürmte. So erklärte Lord Carteret, eins der einflußreichsten Mitglieder der Opposition, dem preussischen Gesandten, er sei ein warmer Anhänger des

¹⁾ An denselben, 3. Dezember (Posit. Korresp. I, 117).

²⁾ An denselben, 6. Dezember (ebd. S. 128).

³⁾ Bericht Andriés vom 4. November (Verl. Staats-Arch.).

⁴⁾ Andriés, 18. November.

Bundes mit Preußen. Möge dieses nur diesmal alle kleinlichen Streitigkeiten vergessend in der Verteidigung der pragmatischen Sanction voraushen, ewiges Ruhm, einen gewaltigen Einfluß werde es erringen. So, schreibt der Gesandte, denkt der ganze Hof ¹⁾. In diesem Sinne wurde auch der englische Gesandte in Berlin gleich von vornherein instruiert ²⁾, und der Staatssekretär Lord Harrington zeigte sich betroffen, als Andrié gegenüber dieser Voraussetzung sich ohne Instruktionen zu befinden erklärte ³⁾.

Friedrich versicherte zunächst seine Bereitwilligkeit, mit England zu gehen, und drängte nur auf ernstliche Maßregeln, förmlichen Bund mit den Generalstaaten und Kriegsrüstungen derselben, fügte aber dem betreffenden Cabinetschreiben an den englischen Gesandten eine eigenhändige Bemerkung bei, des Inhaltes, jetzt könne England noch von allem, was er thue, Vorteil ziehen, in höherem Maße vielleicht, als wenn man sich bereits gegenseitig durch eine Allianz gebunden habe ⁴⁾, eine Andeutung, die in London kaum verstanden worden sein dürfte.

Überhaupt war man hier trotz aller Bedrängnis der Zeit nicht geneigt, von den gewohnten diplomatischen Kunstgriffen zu lassen. Wir sahen, daß Georg II. dem preussischen Gesandten von seiner Geneigtheit sprach, ihm Konzessionen zu machen, aber Preußen sollte ihm erst kommen; zu einem lockenden Angebote mochte man sich selbst nicht verstehen, und der russische Gesandte Fürst Tscherbatoff sagte dem englischen Minister ganz offen, in so kritischen Zeiten müsse man schnell dazu thun; wenn man sich nicht Preußens versichere, werde England auch mit Rußland keine gute Allianz zustande bringen ⁵⁾. Aber in London fand man sogar noch Zeit für sorgsame Erwägung der Mangelverhältnisse, und als man hörte, daß Friedrich zum außerordentlichen Gesandten Klinggräff ausersehen habe, meinte man dann von der beabsichtigten Sendung eines Lords wieder Abstand nehmen zu müssen, bis man endlich durch die Designierung des Reichsgrafen Truchseß von Waldburg sich befriedigen ließ ⁶⁾.

Die ersten Nachrichten von den Absichten Friedrichs auf Schlesien alarmierten nun in London auf das äußerste. „Der König Georg“, schreibt Lord Harrington, „hat eine so günstige Meinung von seinem Neffen, daß er nur mit dem größten Widerstreben daran geht, zu glauben, daß derselbe ernstlich willens sei, ein Projekt zur Ausführung zu bringen, das so ganz entgegengelezt ist den feierlichsten Verpflichtungen und seiner eigenen, wiederholt abgegebenen Erklärung, nichts als die Erhaltung des europäischen Gleichgewichtes im Sinne zu haben“ ⁷⁾.

Ganz besonders dienten dann die Berichte des englischen Gesandten dazu, des Königs Pläne im ungünstigsten Lichte zu zeigen. „Wir wünschen nur“,

¹⁾ Den 25. November, Berliner St.-A.

²⁾ Den 31. October, Londener Record office.

³⁾ Andrié den 8. November, Berliner St.-A.

⁴⁾ Den 10. November, Londener Record office. Der Brief fehlt in der Politischen Korrespondenz.

⁵⁾ Andriés Bericht vom 8. November, Berliner St.-A.

⁶⁾ Harrington an Geo. Dickens den 4. November und 18. November, Londener Record office.

⁷⁾ Den 5. Dezember, Londener Record office

schreibt dieser am 19. November ¹⁾, „daß das viele Lesen insbesondere der Geschichte des Altertums von Kollin nicht den Kopf dieses Fürsten mit dem Gedanken erfüllt habe, Cyrus oder Alexander nachzuahmen“ — und am 3. Dezember ²⁾: „Ein Fürst, der die geringste Rücksicht nähme auf Ehre, Wahrheit und Gerechtigkeit, könnte die Rolle nicht übernehmen, auf welche er losgeht, aber es ist klar, seine einzige Absicht war, uns zu betrügen und eine Zeit lang seine ehrgeizigen und heillosen Pläne zu verbergen.“

Der Gesandte, dem es an Selbstgefühl keineswegs mangelte, fühlte in sich die Neigung, diesem jungen verwegenen Fürsten gegenüber den Mentor zu spielen und ihm die Korrektur angedeihen zu lassen, deren, wie er bemerkt, dessen politische Grundsätze noch sehr bedürftig seien ³⁾. Und nachdem im vergangenen August Friedrich einige lehrhafte Vorstellungen über das Verhältnis der europäischen Mächte mit leidlich gutem Humor aufgenommen hatte, schloß Dickens daraus, daß es diesem Fürsten gegenüber das Beste sei, offen mit der Sprache herauszusprechen, und beschloß auch jetzt, in der schlesischen Angelegenheit ihm ernstliche Vorstellungen zu machen. Er erbittet, so wie der König aus Rheinsberg nach Berlin zurückgekehrt ist (2. November nachmittags), eine Audienz, erhält dieselbe sogleich bewilligt und hat nur am 3. November gegen Abend eine lange Unterredung mit dem Könige, die nach allen Seiten hin zu charakteristisch ist, um nicht in ihrem ganzen Verlaufe, nach des Gesandten Berichte, der allerdings nicht in allen Einzelheiten korrekt sein dürfte, mitgeteilt zu werden.

Der Gesandte knüpft an die Erklärungen an, die Friedrich den Seemächten gegeben, bezüglich der Bereitwilligkeit zur Erhaltung des Gleichgewichtes von Europa mitzuwirken; kommt dann auf den eigentlichen Prüfstein seiner wirklichen Ansichten und Absichten, daß nämlich das Wohl Europas und vornehmlich Deutschlands wesentlich abhängt von der Aufrechterhaltung der Festsetzungen über die Unteilbarkeit der österreichischen Succession, und spricht die Hoffnung aus, der König werde über die geeigneten Maßregeln dazu baldigst Eröffnung machen. — „Ich hielt dabei“, schreibt der Gesandte, „meine Augen fest auf den König geheftet, dem das Gesagte augenscheinlich nicht angenehm war.“

Der König (mit einiger Lebhaftigkeit): „Was meinen Sie damit?“

Der Gesandte: „Die pragmatische Sanktion.“

Der König: „Wollt ihr diese aufrecht erhalten? Ich hoffe nein, meine Absicht ist das wenigstens nicht.“

Der Gesandte: „England ist dazu verpflichtet und Ew. Majestät auch.“

Der König: „Ich habe keine solche Verpflichtung übernommen, und wenn mein Vater es that, so bin ich nicht daran gebunden und will nicht an etwas Leben bleiben, was ich nicht selbst einging und vollzog.“

Der Gesandte bemüht sich, aus Friedrichs eigenen Erklärungen an die Seemächte und dem an ihn gerichteten Briefe das Gegenteil zu erweisen, und bemerkt dazu: „England und Holland werden sich über die militärischen

¹⁾ Kaumer, Beiträge zur neuen Geschichte II, 74, aus dem Londoner Record office.

²⁾ Kaumer a. a. O., S. 76.

³⁾ Den 15. Oktober, bei Kaumer, S. 34.

Mafregeln wundern, welche Ew. Majestät ohne jede Mitteilung an sie in dem Augenblicke ergreift, wo dieselbe sich mit ihnen zu verbinden die Absicht zeigt und ihnen freundschaftliche Anträge macht; und obwohl ich keine Befehle haben kann, hierüber zu sprechen, werde ich doch sehr glücklich sein, wenn Ew. Majestät mir sagen wollen, was ich hierüber nach England schreiben soll."

Da wird der König rot im Gesichte und sagt: „Ich weiß, Sie können keine Anweisung erhalten haben, mir diese Frage vorzulegen. Sollte es aber auf Befehl geschehen sein, so habe ich eine Antwort für Sie bereit: daß nämlich England kein Recht zusteht, nach meinen Plänen mich zu inquiren, ebenso wenig wie ich euch nach euren Seerüstungen frage, sondern mich mit dem Wunsche begnüge, daß ihr euch nicht von den Spaniern mögt schlagen lassen."

Der Gesandte fährt mit seinem unverwüßlichen Selbstgeföhle fort: „Ich stillte bald diesen kleinen Sturm dadurch, daß ich sagte, ich hätte nicht aus Neugier oder Vorwitz gefragt, sondern aus aufrichtiger Teilnahme an des Königs Wohle, und weil es mich besorgt mache, zu sehen, wie er sich in ein Unternehmen einlasse, welches er später zu bereuen Ursache haben möchte."

Hierauf eröffnete sich der König in etwas und sagte: „Ich habe nichts im Auge als die allgemeine Wohlfahrt. Meine Pläne prüfte ich mit der größten Aufmerksamkeit, wog alle Vorteile und Nachteile ab, welche für mich und das Allgemeine daraus entstehen könnten, und kam zu der Überzeugung, daß ich nicht anders thun könne, als sie mit Energie durchzuführen. Ich bin für den Großherzog als Kaiser, kann aber nie zustimmen, daß er König von Böhmen würde, denn dies wäre gegen die pragmatische Sanktion. Wenn es das Schicksal wollte, daß die Königin, seine Gemahlin, ohne Nachkommen stirbe, würde die zweite Erzherzogin das einbüßen, was ihr von Rechts wegen zukommt."

Der Gesandte bemerkte hierzu, es liege doch ein Widerspruch darin, wenn der König sich hier auf die pragmatische Sanktion berufe, die er vorher nicht anerkennen zu wollen erklärt habe, und schließt aus der ganzen Äußerung, der König habe es anscheinend auch auf Böhmen abgesehen und darauf, dies im Interesse der zweiten Erzherzogin zu besetzen, wie ihm denn auch Truchseß auf die Frage, was die Kriegsrüstungen bedeuten sollten, erwidert habe, um gewisse Landschaften vor anderen Leuten sicher zu stellen.

Nach dieser Abschweifung in seinem Berichte fortfahrend, läßt der Gesandte den König sagen: „Österreich ist als Macht notwendig gegen die Türken und insolge davon auch für den Kaiser der Besitz jener Lande, doch sollte er auf einen solchen Umfang beschränkt werden, daß drei Kurfürsten ihm die Spitze bieten könnten für den Fall, daß er etwas zum Schaden der Freiheiten und Verfassung des Reiches unternähme. Meine Absichten sind übrigens nur auf das allgemeine Wohl gerichtet, und ich hoffe, England werde sich klug verhalten, sonst sehe ich einen neuen dreißigjährigen Krieg voraus (eine Andeutung, in welcher der Gesandte eine direkte Kriegsdrohung gegen England erblickt). Ich habe einen langen Brief an Ihren König geschrieben mit neuen Eröffnungen und Propositionen, von denen ich allerdings nicht weiß, ob sie gebilligt werden werden. Ich finde, England hat ebensowohl wie Frankreich eine Neigung, andere Fürsten unter seine Vormundschaft zu nehmen; ich

aber habe keine Lust, mich weder von dem einen, noch von dem andern leiten zu lassen.“

Guy Dickens versichert nun, warnend gesagt zu haben, schon mancher ehrgeizige Fürst habe sich in Fehlgriffe verwickelt, die dann für sein Landgebiet verhängnisvoll geworden seien, und zugleich gefragt zu haben, ob er sich nicht mit der pfälzischen Succession genügen lassen wolle, in welchem Falle ein aufrichtiger und mächtiger Freund ihm lieber beistehen wolle, als bei einem Plane, der ganz Europa in Alarm bringe.

Der König: „Truchseß hat mir davon gesprochen, aber ich kann von diesem Anerbieten keinen Gebrauch machen, meine Ansprüche nach der Seite des Rheines hin liegen mir weniger am Herzen, da ich weiß, daß jede Vergrößerung nach dieser Seite hin die Eifersucht der Holländer erregen wird, während weder diese noch England irgendeinen Anstoß daran nehmen könnten, wenn ich nach einer andern Seite hin eine Erwerbung machte.“ Ich beklage die Langsamkeit eurer Entschlüsse; ihr gleicht den Athenern, die ihre Zeit mit Reden hinbrachten, als Philipp von Macedonien auf dem Punkte stand, sie anzugreifen. Übrigens wird man zunächst Ihres Königs Antwort auf meinen Brief abwarten müssen, dann wird man klarer sehen.“

Der Gesandte berichtet dann noch, daß tags vorher der Feldmarschall Schwerin sich in ganz ähnlichem Sinne gegen den holländischen Gesandten General Sindel geäußert habe: da es doch für England unmöglich sei, zu verhindern, daß die pragmatische Sanction von einem oder dem andern Fürsten über den Haufen geworfen werde, liege es in dessen Interesse, Preußen eine Vergrößerung zu gönnen, in deren Besitze es dann viel leichter imstande sein würde, im Bunde mit den Seemächten Frankreich im Zaume und von Angriffen auf die Freiheit Europas abzuhalten. Andererseits stehe es jeden Augenblick in Preußens Hand, sich mit Frankreich zu verbünden, wo dann England in Gefahr kommen könne, da ohnehin manche Differenzen noch nicht ausgeglichen seien, wie z. B. über Mecklenburg, Ostfriesland, von den preussischen Ansprüchen auf Hannover ganz zu geschweigen.

„Das hieß also“, ruft Guy Dickens aus, „wenn der König von England einen Anlaß giebt, will dieser junge König sich auf seine kurfürstlichen Besitzungen stürzen — zu dieser exorbitanten Höhe und Vermessenheit im Denken und Sprechen ist man hier gegenwärtig gekommen.“

Er faßt alles zusammen in folgende Sätze:

1. Der König von Preußen will die pragmatische Sanction nicht aufrecht erhalten, sondern einen Teil davon angreifen.
2. Er will nichts von der pfälzischen Succession hören und weist englische Hilfe als unnötig und unzulänglich zurück.
3. Er ist so veressen in seine Eroberungsprojekte nach dieser Seite hin, daß er, ehe er davon absteht, es lieber auf einen Krieg mit allen seinen Nachbarn antommen lassen will.

„Demnach“, schließt der Bericht, „werden die Mächte, welche ein Herz für die allgemeine Wohlfahrt haben, sich schnell in die Lage bringen müssen, ihre Politik bei diesen unerwarteten Konjunkturen mit Energie zu verfolgen“¹⁾.

¹⁾ Bericht vom 6. Dezember, im Londoner Record office. Auszüge bei Raumer a. a. O., S. 82.

Obwohl nun dieser Bericht ganz augenscheinlich von dem dunkelbollen Autor gefärbt und vielfach zugespitzt worden ist, so sind doch namentlich die darin enthaltenen Äußerungen des Königs recht geeignet, unser Interesse zu erregen, und die ganze Audienz muß in der Geschichte der europäischen Diplomatie Epoche machen, insofern eine solche Art der Unterhaltung zwischen einem Souverän und einem fremden Gesandten in der That bis dahin un- erhört war. In der Geschichte dieses Krieges steht sie dann nicht vereinzelt da; die dreiste Art gerade der englischen Unterhändler hat dann noch meh- mals zu Äußerungen provoziert, wie sie sonst der vorsichtig abgewogenen Sprechweise der Diplomatie fern zu bleiben pflegen.

Mit einer gewissen patriotischen Genugthuung aber lesen wir die ener- gischen Worte, mit denen der junge Fürst jene Vormundschaft, in welcher die europäischen Mächte die Herrscher des zerplitterten Deutschlands zu halten sich anmaßten, nun aufkündigt, ebenso wie die geharnischte Zurückweisung dreister Einmischung des Auslandes. Es hat etwas Erfreuliches, wahrzu- nehmen, wie dieser Fürst, der so gern französische Verse machte, doch auch es versteht, mit einem anmaßenden fremden Gesandten deutsch zu sprechen, so wie es die Fürsten des damaligen römischen Reiches seit lange ganz und gar verlernt hatten.

Eine sehr andere Frage ist es, ob es zweckmäßig war, gerade in jenem Momente eine so offene, rücksichtslose Sprache zu führen gegenüber dem Ge- sandten einer Macht, mit der sich der König verbündet, und der er ein kühnes und immerhin gewaltfames Unternehmen plausibel machen wollte. Dieser große König hat seine Lehrjahre auch in der Diplomatie durchzumachen ge- habt; seine Vertrauten wußten es sehr wohl, daß er, wenn er in Erregung kam, leicht sich zu heftigeren Äußerungen hinreißen ließ, und er tadelt sich selbst bei einer anderen Gelegenheit, daß er im Gespräche mit einem auswärtigen Unterhändler statt diesen mehr sprechen zu machen, selbst zu viel mit der Sprache herausgegangen sei ¹⁾.

Vielleicht eben nur in der Absicht, den Eindruck des Berichtes, welchen der Gesandte über jene Audienz erstatten mußte, zu paralyssieren, beeilte sich der König am Morgen nach jener Unterhaltung ein längeres Kabinettschreiben an König Georg abgehen zu lassen, welches Podewils bereits seit Wochen vorbereitet hatte. Er gab hierin zunächst Erklärungen über seinen Plan: da das Haus Oesterreich nach dem Tode seines Hauptes und bei dem totalen Verfall seiner Angelegenheiten seinen Feinden preisgegeben und auf dem Punkte sei den Anstrengungen derer, welche offen seine Succession zu beanspruchen oder im geheimen ein Stück davon an sich zu reißen denken, zu unterliegen, habe er sich entschlossen, sich Schlesiens zu bemächtigen und seine Truppen in dieses Land einrücken zu lassen, um zu verhindern, daß andere diese seine Nachbar- provinz occupierten zum großen Präjudiz für ihn und die unbestreitbaren Rechte, welche sein Haus schon immer auf den größten Teil jenes Landes ge- habt habe.

Eine solche Befehung sei zugleich das einzige wirkfame Mittel, um den übelberathenen Wiener Hof zu hindern, sich in die Arme Frankreichs zu werfen, zum sichern Verderben für das Reich und die Freiheit Europas.

¹⁾ Gegenüber dem Baron Pfützner im Frühling 1742, Hist. d. m. temps, p. 109.

Wenn er nun bereit sei, im Bunde mit Rußland und den Seemächten Österreich zu schützen und zu retten, müsse er sich doch bewußt bleiben, daß der größte Teil der Anstrengungen auf ihn fallen würde, und hoffe von der Willigkeit des Königs von England, daß derselbe es in der Ordnung finden werde, wenn er eine Entschädigung suche, die ihm konveniere und die im Verhältnis stehe zu den Ausgaben, die er mache, der Gefahr, die er laufe, und den Diensten, die er dem Hause Österreich leiste, welches letztere sich glücklich preisen könne, wenn es so mit dem Opfer einer Provinz die Rettung aller übrigen erkaufe. Hierzu den Wiener Hof so schnell als möglich zu bewegen, sei von einer Wichtigkeit, die der Einsicht des Königs von England nicht entgegen werde. Wegen der jülich-bergischen Succession werde er sich allen Arrangements fügen, welche im Interesse der Republik Holland oder selbst des Hauses Österreich geeignet erscheinen könnten. Schließlich bittet er noch um strenge Geheimhaltung dieser Eröffnungen. ¹⁾

Seinen Gesandten in London weist er dann noch besonders an, seine Geneigtheit zu entschiedenem Eintreten für die Aufrechterhaltung „des Systemes des Reiches und des Gleichgewichtes von Europa auf das bestimmteste zu beteuern, nur dürfe man von ihm nicht verlangen, daß er sich der Feindschaft Frankreichs und aller seiner Alliierten im Reiche wie im Norden ansetze, ohne einen Vorteil davon zu haben, und zu gleicher Zeit die unbestreitbaren Rechte seines Hauses zur Geltung zu bringen. Wenn man aber seiner sich glaube bedienen zu können, bloß um die Kastanien aus dem Feuer zu holen, so werde man sich fürchterlich täuschen.“ ²⁾

Zu gleicher Zeit wurde eine kurze Erklärung den fremdem Gesandten mitgeteilt, des Inhaltes, daß der König seine Truppen in Schlesien einrücken lasse, um die Rechte seines Hauses auf Schlesien zu revindizieren. Um sich nicht andere, welche auf die Succession des verstorbenen Kaisers Ansprüche erhöhen, zuvorkommen zu lassen, sei er genötigt, dieses Unternehmen so schnell ins Werk zu setzen, daß eine vorherige Verständigung mit der Königin von Ungarn und Böhmen unthunlich geworden sei; doch liege deren Wohl ihm sehr am Herzen und er wünsche ihr bei allen Gelegenheiten, die sich darbieten würden, der sicherste Schutz und Schirm zu sein ³⁾.

Es war bezeichnend genug, daß diese Erklärung am 6. Dezember den Gesandtschaften im Haag, in London und in Petersburg, den übrigen Mächten aber erst eine Woche später, d. h. kurz vor der Abreise des Königs zur Armee, mitgeteilt wurde.

Wir sahen bereits, wie feindlich der englische Gesandte in Berlin sich Friedrichs Plänen entgegenstellte; noch schroffer schreibt er etwas später: wenn England die Anschläge Preußens begünstige, werde sich Frankreich auf Österreichs Seite stellen und für alle seine Absichten den schönsten Vorwand haben, die Verteidigung feierlicher von ganz Europa garantierter Verträge zu führen, während England dann die Rolle zufallen würde, sich von Preußen mißbrauchen zu lassen und für die Usurpationen eines Fürsten einzutreten, „der sich gar nicht bedenken wird, seine Waffen gegen uns zu kehren, wenn wir es

¹⁾ Den 4. Dezember; Posit. Korresp. I, 121.

²⁾ Den 6. Dezember; ebd., S. 124.

³⁾ Preuß. Staatschriften, ed. Roser (Berlin 1877), S. 62.

müde würden, seine ehrgeizigen Pläne zu unterstützen, welche vielleicht auf die Eroberung von halb Deutschland hinauslaufen“¹⁾).

Und nicht viel günstiger sah man in London die Sache an. Für König Georgs welfische Mißgunst war der Gedanke einer so ansehnlichen Vergrößerung, welche der ohnehin schon zu mächtige Nachbar davontragen sollte, schwer erträglich, und für das Ministerium Walpole konnte es kaum etwas Unerwünschteres geben, als sich zum Teilnehmer einen kühnen Politik machen zu sollen, welche das mühsam zusammengehaltene System Europas auf das dreifache zu erschüttern unternahm. Hätten damals die französischen Heere an den Grenzen Deutschlands oder der Niederlande gestanden, man hätte die Manier der Rettung, welche Preußen vorschlug, mit dem größten Widerstreben angenommen. Damals aber, wo der Kardinal von friedlichen Versicherungen überfloß, und das englische Ministerium immer noch an dem Strohhalm von Hoffnung festhielt, den drohenden europäischen Konflikt durch die gewohnten kleinen Auskunfts Mittel abwenden zu können, war es das Allerfatalste, daß hier der junge König von Preußen im eigenen Interesse die Losung zum Kriege geben wollte. Dieses nach englischer Auffassung so leichtsinnig entzündete Kriegsf Feuer möglichst schnell wieder zu löschen, ward hier die Losung; ob dies dadurch geschehen konnte, daß man den dreifachen Forderer durch eine kleine Konzession zufrieden stellte, das mußte nun an erster Stelle von den Anschauungen des Wiener Hofes abhängen.

1) Bericht vom 17. Dezember, Londoner Record office.

Die erste Bedingung war die, daß die junge Kaiserin sich nicht in irgend einer Hinsicht durch ihre Thronbesteigung in irgend eine politische Verpflichtung einzulassen sollte, die sie nicht selbst zu erfüllen im Stande wäre. Sie wollte nicht, daß man sie als eine Marionette in die Handen irgend eines auswärtigen Potentaten überließe, und sie wollte nicht, daß man sie als eine Puppe in die Handen irgend eines heimischen Potentaten überließe. Sie wollte, daß sie selbst die Herrin über ihr Schicksal wäre, und daß sie selbst die Verantwortung für ihr Handeln übernehme.

Die zweite Bedingung war die, daß die junge Kaiserin sich nicht in irgend einer Hinsicht durch ihre Thronbesteigung in irgend eine politische Verpflichtung einzulassen sollte, die sie nicht selbst zu erfüllen im Stande wäre.

Drittes Kapitel.

Die ersten Unterhandlungen mit Oesterreich.

Der 23jährigen Fürstin, welche der Tod Karls VI. auf einen bestrittenen Thron und zur Herrschaft über ein zerrüttetes, aus vielen Wunden blutendes Reich brachte, legte nun das Verlangen König Friedrichs eine große Entscheidung auf die Seele, die um so schwieriger war, da sie an erster Stelle auf den Meinungen beruhen mußte, die man sich von dem künftigen Verhalten der europäischen Mächte, vornehmlich Frankreichs, zu bilden vermochte. Maria Theresia hat später in einem Maße, wie es sehr selten einer Frau auf dem Throne beschieden ist, die Staatsgeschäfte in ihrem ganzen Umfange übersehen und auch für die auswärtigen Verhältnisse einen klaren und scharfen Blick gezeigt. Woher aber hätte sie jetzt, wo sie eben erst in die Geschäfte eintrat, die diplomatischen Erfahrungen nehmen sollen, um die Wahrheitscheinlichkeitsrechnung, auf die es hier ankam, zu stützen? Und doch war gerade diese Frage von so schwerwiegender Bedeutung, als daß sie die Sache hätte einfach ihren Ministern überlassen können. An sie heftete sich die ganze Verantwortlichkeit, sie mußte hier den Ausschlag geben, und sie hat ihn gegeben, aber sie hat die Entscheidung, nach der sich ihre ganze Zukunft bestimmen sollte, getroffen nicht auf Grund eines diplomatisch-politischen Kalküls, sondern mehr ihrem Herzen folgend, den Impulsen ihres eigensten Wesens, wie daselbe die Natur veranlagt und die Erziehung entwickelt hatte. Auf diesem Boden drängte alles nach einer Seite hin. Die starke Seele Maria Theresias scheute nicht vor einem Kampfe zurück zur Verteidigung ihres väterlichen Erbes, und die Möglichkeiten künftiger Gefahren schreckten sie nicht, ihrer lebhaften Empfindung erschien die Art von Friedrichs Vorgehen nur wie ein arglistiger Überfall, ein Versuch von Raub und Erpressung, dem gegenüber sie das gute Recht auf ihrer Seite habe, der Gedanke, daß ihr Gegner aus der Übervorteilung, der ungerechten und arglistigen Behandlung, die sein Vater von dem ihrigen erfahren, ein Recht herleiten könne, rücksichtslos ihr gegenüber seinen Vorteil wahrzunehmen, wird sie wenig beschäftigt haben; solche retropektive historische Erwägungen lagen der jungen Fürstin doch noch fern, und eine objektive Anerkennung eines fremden Standpunktes pflegt das zu sein, was dem weiblichen Sinne am allerschwersten fällt. Und was die preussischen Ansprüche betraf, so war es ja so leicht formell zu beweisen, daß dieselben abgethan seien. Das Gegenteil der Königin klar machen, hätte am Wiener Hofe kaum jemand gekonnt, geschweige denn gewollt.

Kurz, die junge Königin sah ihrer innersten Überzeugung nach in ihrem Bedränger zugleich einen Verächter göttlichen und menschlichen Rechtes, und in dem Haße, von dem sie gegen ihn entflammte, erstarb selbst der Wunsch, überhaupt ihn zum Bundesgenossen zu gewinnen, so daß für eine Neigung, diese Bundesgenossenschaft mit schwerem Opfer zu erkaufen, kein Platz mehr blieb. Wochten, selbst wenn Opfer notwendig würden, diese lieber auf anderer Seite gebracht werden.

Und nach derselben Seite hin drängten dann auch die Ergebnisse, welche in der Seele der jungen Königin ihre Erziehung herausgebildet hatte. Der am Hofe Karls VI. wohlgepflegte habsburgische Stolz empörte sich dagegen, daß die Kaisertochter der drohenden Forderung eines Kurfürsten sich fügen sollte, und ihr bis zur Bigotterie gesteigerter kirchlicher Eifer fand Gewissensbedenken darin, viele Tausende ihrer Untertanen einem keiserlichen Fürsten überantworten zu sollen.

Um solchen Anschauungen an maßgebender Stelle entgegenzutreten, hätte nur ein Minister wagen können, der in ganz besonderem Maße das Vertrauen seiner Fürstin besaß und die Überzeugung von der Notwendigkeit der entgegengesetzten Entscheidung in eindringlichster Weise hätte geltend machen können, ein Mann, dessen überlegener politischer Einsicht die Königin die eigene Überzeugung opfern zu wissen geglaubt haben würde, wie sie es wohl in späterer Zeit kaumiß gegenüber gethan hat. Solch einen Minister gab es aber damals nicht und vor allem keinen, der die Notwendigkeit einer Nachgiebigkeit wirklich mit Ernst und Energie zu vertreten Mut oder Neigung gehabt hätte.

Maria Theresia hatte bei dem Tode ihres Vaters auch dessen Minister mit überkommen, jene gorusia, welche seit dem Tode des Prinzen Eugen den österreichischen Staat und zwar, wie man wohl sagen darf, nicht eben glücklich geleitet hatte, bestehend aus Männern der hohen Aristokratie, den Grafen Sinzendorf, Starhemberg, Harrach, Kinsky, sämtlich hochbejahrt. Neben ihnen war dann aus niederem Kreise ein Mann zu einer Bedeutung emporgekommen, die bald die der eigentlichen Minister überragte. Es war dies Joh. Christoph Wartenstein, geboren 1689 als der Sohn eines Professors zu Straßburg im Elsaß. Derselbe war als Jüngling nach Frankreich gegangen, dort trotz seines protestantischen Bekenntnisses mit den gelehrten Benedictinern von St. Maur in Verbindung getreten und mit Empfehlungen derselben nach Wien gekommen, wo er, nachdem er durch ein scharfsinniges Rechtsgutachten in einem verwickelten Prozesse sich einen Namen gemacht und zum Katholicismus übergetreten war, durch Graf Gundacker von Starhemberg in den Staatsdienst eingeführt, nach und nach die einflußreiche Stellung eines Protokollführers der geheimen Konferenz und in dieser Stellung bald das Vertrauen Kaiser Karls VI. in ganz hervorragendem Maße erlangte und zu behaupten wußte, trotz aller Anfeindungen seitens der österreichischen Aristokratie, welche in ihm immer einen nicht ebenbürtigen Eindringling erblickte. Er war in den letzten Jahren der Regierung Karls VI. dessen leitende Hand gewesen.

Seine Politik ward beeinflusst durch eine immer bewahrte Anhänglichkeit an Frankreich, der eine hartnäckige Abneigung gegen England entsprach. Auch der religiöse Eifer des Konvertiten wirkte mit bei dem Bestreben, den Kaiserhof allmählich aus dem von Prinz Eugen einst geschlossenen Bunde mit den

Seemächten zu lösen und ihn dagegen dem rechtgläubigen Frankreich zu nähern. Wesentlich Bartensteins Werk war jener Friede zu Wien von 1735, in welchem Karl VI. Frankreichs Anerkennung der pragmatischen Sanction durch die Abtretung des alten Reichslandes Lothringen erkaufte hatte. Nicht ohne Schroffheit hatte er damals gegenüber dem Herzog Franz von Lothringen, welcher in den Tausch seines Stammlandes gegen Toscana nicht willigen wollte, diese Einwilligung zur Bedingung seiner Vermählung mit Maria Theresia gemacht, und Franz hat Bartenstein seinen Zurschuss von damals: „keine Abtretung, keine Erzherzogin“, nie ganz vergeben.

Es konnte zweifelhaft erscheinen, ob Bartenstein das fast unbeschränkte Vertrauen, welches ihm Kaiser Karl geschenkt hatte, auch bei dessen Nachfolgerin würde zu behaupten vermögen. Indessen fand Bartensteins Scharfsinn schnell die Mittel heraus, um sich auch dieser unentbehrlich zu machen. Einen gewissen Einfluß übte hier schon der Umstand, daß Maria Theresia, wie sehr auch sonst an Geist und politischem Scharfblick und auch an Charakter ihrem Vater überlegen, doch schon als Weib den religiösen Impulsen sehr zugänglich war und deshalb für den Grundgedanken von Bartensteins Politik, die Solidarität der katholischen Interessen, gewisse Sympathien empfand. Dazu kam dann noch etwas anderes. Die greisen Minister im Bewußtsein eben ihrer langen Geschäftserfahrung und zugleich in dem stolzen Unabhängigkeitsgefühl, das ihnen ihre aristokratische Herkunft verlieh, hatten sich zu Anfang wenig geneigt gezeigt, mit ihrer jungen unerfahrenen Herrscherin allzu viel Umstände zu machen, ihr vielmehr die meisten Sachen über den Kopf genommen, ihre Zustimmung als selbstverständlich angesehen. Maria Theresia, die ohnehin nicht allzu großen Respekt vor diesen Ministern hatte, vielmehr deren Altersschwäche und Geistesarmut schnell durchschaute, mochte solche Behandlung nicht ertragen, sie erhob Einwendungen in dem Konseil, suchte eine selbständige Meinung zu äußern, unterlag aber dann doch wieder aus Mangel an Sachkenntnis den Argumenten der Minister. Kaum aber hatte das der scharfsinnige Bartenstein wahrgenommen, als er sich beeilte, ihr zu Hilfe zu kommen, sie auf die Konferenzsitzungen vorbereitete und ihr so den Triumph verschaffte, die alten Minister dann doch aus dem Felde zu schlagen, und dieselben zu zwingen, sich ihren wohlmotivierten Entscheidungen zu fügen ¹⁾. Indem Bartenstein so die Königin sich zu lebhaftem Danke verpflichtete, vermochte er es, seinen beherrschenden Einfluß auch unter der neuen Regierung zu befestigen. Die alten Herren vom Ministerium mußten sich grollend fügen.

Unter den Gegnern Bartensteins obenan stand der Gemahl Maria Theresias, Großherzog Franz. Wir sahen bereits, welchen Grund seine Abneigung hatte; derselbe liebte ebenso wenig Frankreich wie Bartensteins dieser Macht zugeneigte Politik und hätte ungleich lieber an die Traditionen des Prinzen Eugen angeknüpft. Jener Zeiten gedenkend, erinnerte er sich dann auch der tapferen Scharen, welche damals das verbündete Preußen gestellt, und die bei Höchstädt, bei Malplaquet und Turin soviel zum Siege beigetragen hatten. Er vor allem wußte das preussische Bündnis zu schätzen. 1732 hatte er eine Zeit lang am Berliner Hofe verweilt und mit dem damaligen Kronprinzen

¹⁾ So berichtet der englische Gesandte Robinson unter dem 30. Juli 1741, Londoner Record office.

eine nähere Freundschaft geschlossen. Franz war ein aufrichtiger Freund der preussischen Allianz und hätte wohl dafür gestimmt, dieselbe selbst durch gewisse Opfer zu erkaufen. Man wußte das auch in Berlin, und wir sahen bereits, wie bei den Rheinsberger Verhandlungen König wie Minister so gleich diese Adresse in Aussicht nahmen. Aber auf der anderen Seite war bei aller Bärtlichkeit, mit welcher Maria Theresia an ihrem Gemahl hing, doch kaum eine Aussicht vorhanden, daß diese wohlwollende, aber immerhin etwas indolente Natur einen beherrschenden Einfluß auf die Leitung der österreichischen Politik hätte erlangen können. Großherzog Franz hat unmittelbar nach dem Tode des Kaisers an den König geschrieben und denselben gebeten, ihm unter den jetzigen Umständen einen Beweis seiner Freundschaft zu geben durch die Hilfe, die er ihm zuteil werden lasse, und dieser Brief hat sicher dazu beigetragen, den König entgegen seinen ursprünglichen Absichten ¹⁾, aber im Einklange mit Podewils, dringenden Vorstellungen zur Anknüpfung von Unterhandlungen in Wien vor Einmarsch seiner Truppen in Schlessien zu bewegen.

Die freundliche Antwort, welche der König hierauf dem Großherzog sandte, erregte bei diesem die allergrößte Freude; in den lebhaftesten Ausdrücken versicherte er dem Gesandten dies zu wiederholten Malen. „Der ganze Hof“, schreibt Yorcke, „hätte bald von der frohen Botschaft wieder, die sich so gar in der Stadt schnell verbreitete.“ ²⁾

Übrigens hatte der König gleichzeitig mit jenem freundlichen Schreiben seinem Gesandten den Auftrag erteilt, vorzustellen, daß, so bereit der König wäre, dem Wiener Hofe in seiner bedrängten Lage beizustehen, er doch für das Risiko, das er damit übernehme, einen Preis haben, daß man sich nach dieser Seite hin schnell erklären und die Gelegenheit bei den Haaren ergreifen müßte, wenn man nicht zu spät kommen und ohne Hilfe bleiben wolle. Die Gefahr sei groß und schlimme Anschläge vonseiten Bayerns und Sachsens, „deren Flöten dem Anscheine nach bereits gestimmt seien“, ernstlich zu besorgen und man laufe Gefahr, auch vonseiten Ungarns und Italiens bedroht zu werden, und kaum sei abzusehen, woher man die Streitkräfte zum Kampfe nehmen wolle. Die Zukunft sei durchaus fraglich, gesetzt die Großherzogin von Toskana, die dem Vernehmen nach schwanger sei, sterbe im Kindbette, ohne männlichen Erben zu hinterlassen, so werde der Großherzog notwendig sich aller Ehren und Würden, die man ihm jetzt zugebacht zu haben scheine, wieder berauben lassen müssen. — Und wie denke man es sich möglich, für die Wahl des Großherzogs zum Kaiser die Stimmen von Köln, Bayern, Pfalz und Sachsen zu gewinnen? Der Gesandte soll auch eifrig darüber wachen, wie man sich in Wien zu Frankreich zu stellen versuche, und ob man nicht durch Opfer nach dieser Seite hin Rettung suchen werde. Der König glaube solche Ratschläge, die dem Hause Oesterreich nur höchst verderblich werden könnten, den Männern, welche bisher dort die Geschäfte geleitet hätten, wohl zutrauen zu dürfen ³⁾.

¹⁾ Vgl. oben S. 57.

²⁾ Bericht vom 9. November, Berliner St.-A. Der Brief selbst hat sich weder in Berlin noch in Wien auffinden lassen.

³⁾ Den 31. Oktober, Polit. Korresp. I, 81.

Aber wenn in den ersten Tagen nach dem Tode des Kaisers am Wiener Hofe ein Gefühl der Unsicherheit und Beunruhigung geherrscht hatte, welches denselben fast ängstlich nach fremder Hilfe umschauen ließ, so hatte man bald wieder mehr Zutrauen gewonnen. Im Lande schien doch die Herrschaft ohne besondere Schwierigkeiten auf die junge Fürstin übergehen zu können, und die einzige Macht, welche bisher Wiene gemacht hatte, die pragmatische Sanction anzufechten, Bayern, schien bereits diplomatisch aus dem Felde geschlagen durch die am 3. November vor dem versammelten diplomatischen Corps erfolgte Vorlegung des Testaments Ferdinands I., welches dann zur Evidenz herausgestellt hatte, daß die Ansprüche Bayerns nicht, wie dieses behauptet, bei Abgang der männlichen Linie des Hauses Oesterreich, sondern erst nach dem Aussterben der ehelichen Leibeserben der Söhne Ferdinands und Karls V. in Kraft treten sollen¹⁾. Aus Dresden kamen die freundlichsten und beruhigendsten Versicherungen²⁾. Was Preußen anbetraf, so schienen die Andeutungen Borkes über den Preis, den die Allianz dieser Macht haben müßte, zwar wohl verstanden worden zu sein, wie denn die Königin bald darauf zu Graf Nstein über eine den preussischen Erbietungen angehängte „bedenkliche Klausel, welche auf Überkommung eines Stückes unserer Erblande abziele“, schreibt³⁾, aber nur eine größere Zurückhaltung nach dieser Seite hin zur Folge zu haben.

So schrieb denn der König (unter dem 5. November) schon in schärferem Tone an seinen Wiener Gesandten, nachdem er aufs neue die Gefahren, die Oesterreich drohten, hervorgehoben, vor den sächsischen Plänen gewarnt und gezeigt, wie wenig man wirkliche Hilfe von anderen Bundesgenossen erwarten dürfe:

„Das Schlimmste an der ganzen Sache ist, daß man in Wien fort und fort an der falschen Voraussetzung festhält, man müsse sich unter allen Umständen gratis für ihre Erhaltung interessiren oder meint mit Komplimenten oder wohlfeilen Perspektiven künftiger Gunst davonzukommen. In beidem wird man sich schrecklich täuschen, und wenn man nicht ohne Zögern daran geht, sehr solide und reelle ‚Convenancen‘ denen zu machen, welche am meisten imstande sind, sie von dem Rande des Abgrundes zurückzuziehen, an dem sie sich befinden, wird man in Wien Gefahr laufen, selbst den Schaden zu tragen und die, welche es mit ihnen gutmeinten, sich nach einer anderen Seite wenden zu sehen, wo sie ihren Vorteil finden.“

Ich habe es für notwendig gehalten, diese Erwägungen anzuregen, weil ich wahrnehme, daß der Eifer, mit dem man, wie Sie voraussetzten, mich suchen würde, sehr nachgelassen zu haben scheint, so daß ich anfangs zu glauben, man werde auf andere Mittel sinnen müssen, um von den gegenwärtigen Konjunkturen Vorteil zu ziehen, anstatt ängstlich auf Leute zu warten, die noch sehr unentschlossen scheinen, ob sie die ersten Schritte thun sollen oder nicht.“⁴⁾

1) Heigel, Der österreichische Erbfolgestreit, S. 28.

2) Die Nachricht von der Anwesenheit des vielvermögenden Reichswaters der Königin von Polen, Guarini, in Wien, von welcher auch der König (Polit. Korresp. I, 87) schreibt, hat sich dann doch nicht bestätigt, sondern als auf einer Verwechslung beruhend herausgestellt.

3) Den 19. November, bei Arneth I, 374.

4) Polit. Korresp. I, 88.

Indessen sandte gleichzeitig der König an Börde, dessen Abberufung ja ursprünglich beabsichtigt war, eine neue Beglaubigung als Gesandter bei der jetzigen Herrscherin, und deren Adresse ging an die Königin von Ungarn und Böhmen zur größten Freude des Wiener Hofes, der hierin eine Anerkennung der pragmatischen Sanktion erblickte ¹⁾. Um so weniger nahm man Anstand, nun von Friedrich auch die Kurstimme zur Kaiserwahl zu erbitten, was der Großherzog in einem sehr herzlich gehaltenen Briefe und auch Maria Theresia in einem besonderen Handschreiben mit der Perspektive auf größte Erkenntlichkeit ihrerseits that ²⁾. Man war in Wien um so zuversichtlicher, als inzwischen auch der Fürst Lichtenstein aus Paris einen Brief des Kardinals eingekendet hatte, in welchem dieser eine treue Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten in Aussicht stellte ³⁾. Friedrich aber hatte inzwischen seinen Wiener Gesandten beauftragt, dem Großherzog offen darzulegen, was er biete, und was er dafür verlange ⁴⁾.

Diesen Auftrag sollte nun aber der Gesandte erst dann ausführen, wenn er die Nachricht von dem Einmarsche der preussischen Truppen in Schlesien erhalten haben würde. Inzwischen versuchte aber auch der Wiener Hof nähere Kunde über die eigentlichen Absichten des Nachbarfürsten, von dessen Kriegsrüstungen doch bereits beunruhigende Nachrichten einliefen, einzuziehen. Mit dem ostensibeln Auftrage, die Thronbesteigung Maria Theresias anzuzeigen, ward der Feldmarschalllieutenant, Marchese Votta d'Adorno, abgesendet. Seine Ernennung erfolgte bereits in den ersten Tagen des November, in den Tagen, wo der Großherzog von „seinem einzigen, wahren Freunde“, dem Könige von Preußen, noch alles hoffte; der letztere sollte darin, daß der erste Gesandte, den man zur Notifikation des Thronwechsels aussandte, nach Berlin ging, einen neuen Beweis auszeichnenden Vertrauens erblicken ⁵⁾. Auf das bereits erwähnte verbindliche Handschreiben Friedrichs an den Großherzog, das dem letzteren so große Freude machte, erhielt Votta den Befehl, seine Abreise zu beschleunigen; als aber inzwischen jene Andeutungen Bordes über die von Friedrich begehrten „Konditionen“ gefallen waren, hatte man Votta noch zurückgehalten, um ihm erst nähere Instruktionen über diesen Punkt mitzugeben. Auf sie ward dann der preussische Gesandte verwiesen. Indessen enthielten dieselben nichts von positiven Anerbietungen, Votta sollte eigentlich nur hören, was Preußen denn verlange, und höchstens bezüglich der jülich-bergischen Erbschaft Hoffnungen erregen. Bei der Langsamkeit des Wiener Geschäftsganges verzögerte sich nun seine Abreise so lange, daß er noch die weitere Kommission mit auf den Weg bekommen konnte, zu erforschen, was die preussischen Kriegsrüstungen zu bedeuten hätten.

Vor seiner Abreise wandte er sich an Börde, um diesen noch etwas anzuhören, empfing aber dort nur den guten Rat, wenn er irgendetwas andrücken wolle, dem König bestimmt und ohne Winkelzüge die eigentlichen

¹⁾ In der erwähnten Instruktion an Börde vom 31. Oktober war Maria Theresia noch nur als Großherzogin von Toscana bezeichnet worden.

²⁾ Vom 9. November bei Arnetb I, 373, Anm. 4.

³⁾ Angeführt bei Arnetb I, 371, Anm. 20.

⁴⁾ Unter dem 15. November, Polit. Korresp. I, 102.

⁵⁾ Bordes Bericht vom 9. November, Berliner St. A.

entionen seines Hofes zu eröffnen, worauf er mit den schönsten Versichungen antwortete, ohne jedoch sich irgendwie näher zu eröffnen ¹⁾.

Am 29. November traf der Marquis in Berlin ein, nachdem er auf seiner Reise von der Grenze an die ganz unverkennbaren kriegerischen Vorbereitungen für eine gegen Schlesien gerichtete Unternehmung mit eigenen Augen angesehen hatte. Er beehrte sofort Audienz bei dem König, um ihm eigenhändigen Schreiben seiner Souveränin und ihres Gemahls zu überreichen, doch zeigten schon die Vorbesprechungen mit Podewils, daß er zu irgendwelchen reellen Anerbietungen nicht bevollmächtigt war; er zeigte sich emsig besorgt wegen der preussischen Kriegsvorbereitungen und erklärte die Versicherungen, welche ihm Podewils von den guten Absichten seines Königs gab, die Methode, mit welchem dieser dieselbe ins Werk zu setzen wünschte, für höchst bedenklich.

Als er auch die übrigen auswärtigen Gesandten von den Kriegsvorbereitungen aufgeregt fand, bemühte er sich das ganze diplomatische Corps zum kollektiven Schritte zu bewegen und Erklärungen über jene Maßnahmen dem Könige zu fordern. Als das nicht gelang, wiederholte er, nachdem derselbe (am 2. Dezember) der König selbst nach Berlin zurückgekehrt war, die Bitte um eine Audienz, die er nun auch am 8. Dezember erhielt. Die Resultate hatte dieselbe freilich nicht; Friedrich empfing aufs freundliche die überreichten Schreiben, begünstigte sich aber im übrigen, wie er bereits an Borcke geschrieben hatte ²⁾, die leeren Komplimente und schönen Versicherungen mit doppelter Münze zu bezahlen, und die brennende Frage ward nicht weiter berührt, als indem Votta mit gewisser Betonung bemerkte, er würde die Wege durch Schlesien infolge der Uberschwemmungen sehr schlecht finden, worauf der König erwiderte, die, welche dorthin müßten, riskierten Ende nicht mehr, als etwas beschmutzt anzukommen.

Als dann der König ihm anzeigen ließ, er gedenke seine Antwort auf die eingegangenen Schreiben in Wien selbst überreichen zu lassen und als außerordentlichen Gesandten den Oberhofmarschall v. Gotter, eine von früheren Anwartschaften in Wien her dort wohlbeliebte Persönlichkeit dorthin zu senden, so blieb Votta kaum noch etwas anderes übrig, als seine Abschiedsaudienz nachzusuchen, die dann am 9. Dezember stattfand, bei der es nun dann auch zu einer entschiedenen Aussprache kam.

Der König ließ sich, bevor er seine Eröffnungen begann, das Versprechen geben, von dem Gehörten nur dem Großherzoge von Toscana Mitteilung zu machen und andererseits seine Eröffnung bis zu Ende anzuhören, ohne ihn zu unterbrechen. Darauf folgten die uns bereits aus der Instruktion Borckes bekannten Propositionen mit der Ankündigung des Entschlusses, Schlesien zu erheben; diese Anerbietungen selbst mündlich auszusprechen, habe er den Baron v. Mevius beauftragt, da er mit Borcke wegen der Schulden, die derselbe in Wien gemacht, weniger zufrieden sei. Die Antwort Vottas ist von näherem Interesse schon als die erste Äußerung des Wiener Hofes auf die preussischen Vorschläge.

Derselbe bemühte sich, die Voraussetzungen, auf welchen jene Vorschläge

¹⁾ Aus dem Berichte Borckes vom 16. November, Berliner St. A.

²⁾ Polit. Korresp. I, 112.

füßten, zu bekämpfen. Für jetzt, erklärte er, dächten weder Bayern, noch Sachsen daran, Oesterreich zu beunruhigen, und wenn der König nur Zuschauer zu bleiben sich entschloße, würde er sehen, wie die Königin sich eventuell beider erwehre, selbst wenn dieselben wider Erwarten unter einander einig werden sollten. Im Falle eine wirkliche Bedrängnis die Königin nöthigen sollte, seinen Beistand an Truppen und Geld in Anspruch zu nehmen, würde sie dies in keinem Falle umsonst verlangen, doch möge der König geneigtest in Erwägung ziehen, daß, wenn er wirklich, ohne darum gebeten zu sein, mit bewaffneter Macht in eins der Erbländer einmarschiere, dies ein Bruch der pragmatischen Sanction sein würde und ein Schritt, für dessen Folgen er vor ganz Europa verantwortlich wäre. Das Haus Oesterreich habe ein solches Verfahren noch nie kennen gelernt und noch nie geduldet, und sein eigenes System, mit der Königin in gutem Vernehmen zu leben, werde durch einen solchen Schritt vollständig über den Haufen geworfen ¹⁾. Die Folgen könnten die allerschlimmsten sein, der Ruin des Hauses Oesterreich, aber gleichzeitig auch der Preußens. Der König blieb dabei, es hänge ja nur von der Königin ab, sein Anerbieten anzunehmen. Als dann der Gesandte noch auf die Unsicherheit der Chancen eines Krieges zwischen beiden Mächten aufmerksam zu machen wagte und bemerkte, die preußischen Truppen sähen schöner aus, als die österreichischen, aber diese hätten Pulver gerochen, erwiderte der König mit einiger Erregung, er hoffe den Beweis zu liefern, daß seine Truppen ebenso tapfer als schön seien. Vergebens beschwor ihn Votta, wenigstens den entscheidenden Schritt noch aufzuschieben; Friedrich antwortete, es sei zu spät, der Rubicon sei überschritten ²⁾.

Votta hatte sich beeilt, schon unmittelbar nach seiner Ankunft in Berlin (den 29. November) von den kriegerischen Anstalten, die er auf seiner Reise wahrgenommen, nachhause zu melden, und seine fortgesetzten Berichte zwangen nun wirklich den Wiener Hof, an den Ernst der preußischen Absichten zu glauben. Gegen diesen Glauben hatte man sich lange gesträubt, den alten Herren vom Ministerium schien solche Kühnheit undenkbar, und der englische Gesandte Robinson in Wien hatte ebenso wie sein hannoverscher Kollege Lenthe bis zum letzten Augenblicke den unläufigen Gerüchten Glauben verweigert ³⁾. Und die Königin selbst schrieb noch den 8. Dezember an Votta: „Wir melden wohlbedächtlich, daß wir solches weder glauben können noch wollen.“ ⁴⁾

Am schwersten fiel es dem Großherzog, sich in die Situation zu finden, welche das kühne Unternehmen des Königs herbeiführte. Wie wir wissen, hatte Vorda die Weisung, die ihm aufgetragenen Propositionen erst dann zu machen, wenn er von dem erfolgten Einmarsche der preußischen Truppen in Schlessien erführe; der Gesandte wendete dagegen ein, wenn erst eine solche Nachricht nach Wien gelangt sei, würde man überhaupt keine Audienz mehr geben, sondern ihn einfach nöthigen, das Land zu verlassen. Da der Gesandte stand

¹⁾ Vottas Bericht an den Großherzog bei Arnetz I, 375, Anm. 13.

²⁾ Histoire de mon temps, p. 37.

³⁾ Vgl. die Ausführungen aus Robinsons Bericht vom 5. Dezember, bei Kaumer a. a. O., S. 79, und den Bericht Lenthes vom 7. Dezember in der Schlessischen Zeitschr. XIII, 488.

⁴⁾ Bei Arnetz I, 377.

so weit unter dem Einflusse der in Wien sich mehr und mehr erhitzenden Stimmung, daß er seinem Könige riet, doch lieber den Angriff der Bayern zu erwarten, da sonst sich alle österreichischen Truppen aus Mähren gegen Schlesien wenden würden.

Aber der König zeigte sich wenig beunruhigt von der großen mährischen Armee der Oesterreicher und wies Vorde an, nun angeichts dieses Briefes, also noch bevor der Einmarsch bekannt werde, seine Eröffnungen zu machen ¹⁾, indessen Vorde zögerte auch jetzt noch, und begnügte sich in der Audienz, die er am 14ten hatte, das Handschreiben des Königs dem Großherzoge zu überreichen, die Propositionen aber erklärte er noch nicht erhalten zu haben; er meinte, mit ihrer Überreichung nun doch noch warten zu sollen, bis die Nachricht von dem Einmarsche in Schlesien wirklich da sei. Das Geschäft, das er hier auszuführen hatte, war ihm im Grunde so wenig erwünscht, daß er, wie er selbst eingesteht, immer noch wartete, ob nicht vielleicht ein Gegenbefehl ihn jener peinlichen Eröffnungen überhöbe ²⁾.

Der Großherzog Franz blieb noch nach Empfang des erwähnten Berichtes von Votta über seine Abschiedsaudienz dabei, den König eines solchen Schrittes absolut für unfähig zu halten, und erwartete, daß erneute Vorstellungen des Gesandten, die namentlich nachweisen sollten, daß in der That Oesterreich gegenwärtig von keiner Seite bedroht werde, den König von dem Einmarsche in Schlesien abhalten würden ³⁾.

Aber als er das schrieb, war der Rubicon in der That bereits überschritten, preussische Truppen in Schlesien eingerückt, der König selbst im Begriff, sein Hauptquartier auf schlesischen Boden zu verlegen. Und als der neue preussische Gesandte, Hofmarschall v. Gotter, den 18. Dezember, am Tage nach seiner Ankunft seine erste Audienz hatte, hatte er schon den Ernst und die Spannung der Situation zu erfahren.

Der König hielt auch jetzt noch an der Hoffnung fest, daß der Großherzog noch am leichtesten für seinen Plan zu gewinnen sein werde, und in dem Handschreiben, welches Gotter zu überbringen hatte, beschwört er denselben, sein Urtheil nicht zu übereilen, sondern reiflich die Gründe, welche des Königs Handlungsweise bestimmt hätten, zu erwägen ⁴⁾, und Gotter hatte auch wiederum den Auftrag, sich zunächst an den Großherzog zu wenden und von dessen Meinung es dann erst abhängig zu machen, wem er sich weiter zu eröffnen habe. Was den Inhalt dieser Eröffnungen betrifft, so tritt hier zu den uns bereits bekannten Vorschlägen und Darlegungen als ein neues Moment die Hinweisung auf die arge Täuschung, welcher der verstorbene König von Preußen hinsichtlich seiner jülich-bergischen Erbansprüche zum Opfer geworden sei, insofern Kaiser Karl VI. demselben als Preis der Anerkennung der pragmatischen Sanction jene Ansprüche garantierte, zwei Jahre später aber im direkten Widerspruche damit dieselben Lande dem Sulzbacher Prinzen zugesagt habe ⁵⁾.

¹⁾ Weisung vom 7. Dezember, Polit. Korresp. S. 129.

²⁾ In dem noch näher anzuführenden Berichte vom 17. Dezember, Berliner St.-A.

³⁾ An Votta den 15. Dezember, bei Arnetz I, 376, Ann. 16.

⁴⁾ Vom 6. Dezember, Polit. Korresp. I, 124.

⁵⁾ Instruktion vom 8. Dezember, ebd. S. 131.

füßten, zu bekämpfen. Für jetzt, erklärte er, dächten weder Bayern, noch Sachsen daran, Oesterreich zu beunruhigen; und wenn der König nur Burschauer zu bleiben sich entschloesse, würde er sehen, wie die Königin sich eventuell beider erwehre, selbst wenn dieselben wider Erwarten unter einander enig werden sollten. Im Falle eine wirkliche Bedrängnis die Königin nötigen sollte, seinen Beistand an Truppen und Geld in Anspruch zu nehmen, würde sie dies in keinem Falle umsonst verlangen, doch möge der König geneigtest in Erwägung ziehen, daß, wenn er wirklich, ohne darum gebeten zu sein, mit bewaffneter Macht in eins der Erbländer einmarschiere, dies ein Bruch der pragmatischen Sanction sein würde und ein Schritt, für dessen Folgen er vor ganz Europa verantwortlich wäre. Das Haus Oesterreich habe ein solches Verfahren noch nie kennen gelernt und noch nie geduldet, und sein eigenes System, mit der Königin in gutem Vernehmen zu leben, werde durch einen solchen Schritt vollständig über den Haufen geworfen ¹⁾. Die Folgen könnten die aller schlimmsten sein, der Ruin des Hauses Oesterreich, aber gleichzeitig auch der Preußens. Der König blieb dabei, es hänge ja nur von der Königin ab, sein Anerbieten anzunehmen. Als dann der Gesandte noch auf die Unsicherheit der Chancen eines Krieges zwischen beiden Mächten aufmerksam zu machen wagte und bemerkte, die preußischen Truppen sähen schöner aus, als die österreichischen, aber diese hätten Pulver gerochen, erwiderte der König mit einiger Erregung, er hoffe den Beweis zu liefern, daß seine Truppen ebenso tapfer als schön seien. Vergebens beschwor ihn Botta, wenigstens den entscheidenden Schritt noch aufzuschieben; Friedrich antwortete, es sei zu spät, der Kubicon sei überschritten ²⁾.

Botta hatte sich beeilt, schon unmittelbar nach seiner Ankunft in Berlin (den 29. November) von den kriegerischen Anstalten, die er auf seiner Reise wahrgenommen, nachhause zu melden, und seine fortgesetzten Berichte zwangen nun wirklich den Wiener Hof, an den Ernst der preußischen Absichten zu glauben. Gegen diesen Glauben hatte man sich lange gestraubt, den alten Herren vom Ministerium schien solche Kühnheit undenkbar, und der englische Gesandte Robinson in Wien hatte ebenso wie sein hannoverscher Kollege Lenthe bis zum letzten Augenblicke den unlaufenden Gerüchten Glauben verweigert ³⁾. Und die Königin selbst schrieb noch den 8. Dezember an Botta: „Wir melden wohlbedächtlich, daß wir solches weder glauben können noch wollen.“ ⁴⁾

Am schwersten fiel es dem Großherzog, sich in die Situation zu finden, welche das kühne Unternehmen des Königs herbeiführte. Wie wir wissen, hatte Borde die Weisung, die ihm aufgetragenen Propositionen erst dann zu machen, wenn er von dem erfolgten Einmarsche der preußischen Truppen in Schlessien erführe; der Gesandte wendete dagegen ein, wenn erst eine solche Nachricht nach Wien gelangt sei, würde man überhaupt keine Audienz mehr geben, sondern ihn einfach nötigen, das Land zu verlassen. Ja der Gesandte stand

1) Bottas Bericht an den Großherzog bei Arnetz I, 375, Anm. 13.

2) Histoire de mon temps, p. 37.

3) Vgl. die Ausführungen aus Robinsons Bericht vom 5. Dezember, bei Kaumer a. a. O., S. 79, und den Bericht Lenthes vom 7. Dezember in der Schlessischen Zeitschr. XIII, 488.

4) Bei Arnetz I, 377.

so weit unter dem Einflusse der in Wien sich mehr und mehr erhigenden Stimmung, daß er seinem Könige riet, doch lieber den Angriff der Bayern zu erwarten, da sonst sich alle österreichischen Truppen aus Mähren gegen Schlesien wenden würden.

Aber der König zeigte sich wenig beunruhigt von der großen mährischen Armee der Oesterreicher und wies Borcke an, nun angesichts dieses Briefes, also noch bevor der Einmarsch bekannt werde, seine Eröffnungen zu machen ¹⁾, indessen Borcke zögerte auch jetzt noch, und begnügte sich in der Audienz, die er am 14ten hatte, das Handschreiben des Königs dem Großherzoge zu überreichen, die Propositionen aber erklärte er noch nicht erhalten zu haben; er meinte, mit ihrer Überreichung nun doch noch warten zu sollen, bis die Nachricht von dem Einmarsche in Schlesien wirklich da sei. Das Geschäft, das er hier auszuführen hatte, war ihm im Grunde so wenig erwünscht, daß er, wie er selbst eingesteht, immer noch wartete, ob nicht vielleicht ein Gegenbefehl ihn jener peinlichen Eröffnungen überhöbe ²⁾.

Der Großherzog Franz blieb noch nach Empfang des erwähnten Berichtes von Votta über seine Abschiedsaudienz dabei, den König eines solchen Schrittes absolut für unfähig zu halten, und erwartete, daß erneute Vorstellungen des Gesandten, die namentlich nachweisen sollten, daß in der That Oesterreich gegenwärtig von keiner Seite bedroht werde, den König von dem Einmarsche in Schlesien abhalten würden ³⁾.

Aber als er das schrieb, war der Rubicon in der That bereits überschritten, preussische Truppen in Schlesien eingerückt, der König selbst im Begriff, sein Hauptquartier auf schlesischen Boden zu verlegen. Und als der neue preussische Gesandte, Hofmarschall v. Gotter, den 18. Dezember, am Tage nach seiner Ankunft seine erste Audienz hatte, hatte er schon den Ernst und die Spannung der Situation zu erfahren.

Der König hielt auch jetzt noch an der Hoffnung fest, daß der Großherzog noch am leichtesten für seinen Plan zu gewinnen sein werde, und in dem Handschreiben, welches Gotter zu überbringen hatte, beschwört er denselben, sein Urtheil nicht zu übereilen, sondern reiflich die Gründe, welche des Königs handlungsweise bestimmt hätten, zu erwägen ⁴⁾, und Gotter hatte auch wiederum den Auftrag, sich zunächst an den Großherzog zu wenden und von dessen Meinung es dann erst abhängig zu machen, wem er sich weiter zu eröffnen habe. Was den Inhalt dieser Eröffnungen betrifft, so tritt hier zu den uns bereits bekannten Vorschlägen und Darlegungen als ein neues Moment die Hinweisung auf die arge Täuschung, welcher der verstorbene König von Preußen hinsichtlich seiner jülich-bergischen Erbansprüche zum Opfer geworden sei, insofern Kaiser Karl VI. demselben als Preis der Anerkennung der pragmatischen Sanction jene Ansprüche garantiert, zwei Jahre später aber im direkten Widerspruche damit dieselben Lande dem Sulzbacher Prinzen zugesagt habe ⁵⁾.

1) Weisung vom 7. Dezember, Polit. Korresp. S. 129.

2) In dem noch näher anzuführenden Berichte vom 17. Dezember, Berliner St.-A.

3) An Votta den 15. Dezember, bei Arnetz I, 376, Anm. 16.

4) Vom 6. Dezember, Polit. Korresp. I, 124.

5) Instruktion vom 8. Dezember, ebd. S. 131.

Der König überschätzte bei den Verhandlungen vielleicht doch den Einfluß und die Macht des Großherzogs. Die große Frage über die den preussischen Zumutungen gegenüber einzunehmende Haltung war schon lange ernstlich erwogen worden. Bereits am 23. November war die Ministerkonferenz zu dem Schlusse gekommen, es drohten Feindseligkeiten eher von Preußen, als von Frankreich; des ersteren Vorgehen drohe die Schmälerung eines der treuesten Erblande, die Schädigung der katholischen Religion und die Entzündung eines allgemeinen Kriegsfeuers, und man müsse gegen dasselbe sich möglichst in Verteidigungszustand setzen.

Augenscheinlich trafen zwei verschiedene Fragen zusammen, die der Kaiserwahl und dann die der Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanktion. Für die erstere war, wie man sich kaum verhehlen konnte, wenn man Preußen nicht für sich hatte, eine Gewinnung der Majorität der Kurfürsten äußerst schwierig, und der Großherzog war auf das unmittelbarste bei der Sache interessiert, aber es war doch auch erklärlich, wenn er Anstand nahm, für den bloßen Zweck seiner Erhebung auf den Kaiserthron seinem Adoptivlande Oesterreich allzu schwere Opfer zuzumuten, wenigstens spitzte sich alles auf die Frage zu, ob diese Opfer überhaupt nicht abzuwenden wären, d. h. auf die Schätzung der sonst die Erbschaft des Kaisers bedrohenden Gefahren, und hierbei war der entscheidende Punkt die Haltung Frankreichs. blieb dieses ruhig, so meinte man in Wien der sonstigen Feinde auch ohne Preußens Hilfe, ja schlimmstenfalls sogar im Kampfe mit dieser Macht sich erwehren zu können; trat dasselbe aber auf Bayerns Seite, so konnte die Lage doch kritisch genug werden, um die jetzt zur Entscheidung kommende Frage, ob man das Kriegsheer Preußens für oder gegen sich haben wolle, ernster Erwägung wert scheinen zu lassen.

Nun schrieb zwar noch am 15. Dezember der als entschiedener Gegner Frankreichs bekannte Großherzog Franz an Votta: „Frankreich fährt fort, in zufriedenstellendster Weise zu versichern, daß es seine Verpflichtungen nach allen Richtungen erfüllen werde und nur die Erhaltung des Friedens im Sinne habe“¹⁾; aber wir wissen nicht, ob er dies nicht ernstlich selbst glaubte, wenigstens hatte der österreichische Gesandte in Paris seinen Hof gewarnt, auf die Freundschaft des Kardinals allzu viel zu bauen, da dieser, wie er überzeugt sei, doch darauf ausgehe, die österreichischen Pläne, namentlich bezüglich der Kaiserwahl zu vereiteln²⁾. Rechten Glauben fand er nun allerdings nicht, gegen solche Annahmen stemmte sich vor allem mit großer Macht der vielvermögende Bartenstein, der hier selbst sehr entschieden engagiert war. War er es doch gewesen, der nicht eben im Einklange mit der öffentlichen Meinung 1735 den Kaiser bewogen hatte, Frankreichs Anerkennung der pragmatischen Sanktion mit der Abtretung Lothringens zu erkaufen. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo die Politik von 1735 ihre Probe zu bestehen hatte, wo es sich zeigen mußte, ob das schwere Opfer von damals nicht vergebens gebracht war. Es war sehr natürlich, daß der Urheber jener Politik

¹⁾ Arneth I, 377.

²⁾ Basner hat davon mit dem englischen Gesandten Thompson selbst gesprochen. Bericht des letzteren vom 7. Dezember, angeführt bei Raumer a. a. D., S. 81; vgl. auch Arneth, S. 126.

von 1735 hartnäckig an dem Glauben festhielt, ein feindliches Auftreten Frankreichs sei nicht zu befürchten.

Wochte auch Bartenstein nicht allzu viel auf die Vertragstreue des Cardinals Fleury bauen, so durfte er doch auf die vorsichtige, allen kühnen Unternehmungen abgewendete Sinnesart des alten Politikers an der Seine rechnen und schlimmstenfalls eine kleine Abfindung Frankreichs in den Niederlanden als ungleich weniger bedenklich ansehen, als eine Abtretung in Schlesien. Die Königin ließ sich von seinen Argumenten um so lieber überzeugen, als bei ihr gekränkter Stolz, Unwille über das gewaltsame Vorgehen des Königs von Preußen, religiöse Skrupel zusammenwirkten, ihr jede Konzeßion nach dieser Seite hin aufs äußerste verhaßt zu machen. So waren denn die Aspekten sehr ungünstig, unter denen Borcke am 17. Dezember seine so lange aufgeschobenen Verhandlungen mit dem Großherzoge begann.

Der Großherzog entsprach seiner Bitte um Audienz auf der Stelle. „Nun was bringen Sie Neues?“ rief er und zog ihn an das Fenster. Der Gesandte tat, ihn bis zu Ende anhören zu wollen; der Großherzog versprach es, vermochte es aber nicht zu halten, vielmehr entwickelte sich aus seinen beständigen Unterbrechungen und Einwürfen ein äußerst lebhaftes Zwiegespräch, das der Gesandte in seinem Berichte möglichst Wort für Wort wiederzugeben sich bemüht.

Borcke: „Die Lage Europas ist gegenwärtig derart, daß jeder bestimmt Partei ergreifen muß, wofern man nicht die Dinge in einen verzweifelten Zustand kommen lassen will, aus dem alle menschliche Klugheit und die größten Anstrengungen sie in der Folge nicht mehr herauszubringen vermöchten. Infolge davon hat der König sich genöthigt gesehen zu Mitteln zu greifen, die, wie gewaltsam sie auch auf den ersten Blick scheinen, doch — nur das öffentliche Wohl, das Gleichgewicht Europas, die Konservirung der Reichsverfassung, die Freiheit des deutschen Vaterlandes und das Wohl des Hauses Oesterreich zum Zwecke haben.“

Großherzog: „Das ist ein schöner Prolog! weiter, fahren Sie fort!“

Borcke: „In dieser Absicht und aus anderen sehr gewichtigen Gründen, welche der König seiner Zeit kundthun wird —“

Großherzog: „Warten Sie, welches sind diese Gründe, wenn es Ihnen beliebt?“

Borcke: „Noch bin ich über dieselben nicht unterrichtet.“

Großherzog: „Ich ahne sie ungefähr, aber fahren Sie fort!“

Borcke: „Aus diesen Gründen hat der König sich entschlossen, ein Heer-corps in Schlesien einrücken zu lassen, nicht nur um zu hindern, daß andere sich einer Provinz bemächtigen, welche die Barrière und die Sicherung seiner Staaten bildet —“

Großherzog: „Um deshalben will er sich selbst ihrer bemächtigen. Wer wer würde gewagt haben, sie wegzunehmen ohne Zustimmung des Königs? Aber nehmen Sie es nicht übel, daß ich Sie unterbreche. Weiter!“

Borcke: „— sondern auch, um zur Hand zu sein, um dem Hause Oesterreich Hilfe zu bringen und dasselbe vor den ihm drohenden Gefahren zu retten.“

Großherzog: „O, die Königin hätte unzweifelhaft seinen Beistand vor dem jedes anderen angerufen, wenn sie angegriffen worden wäre; aber der

Fall ist noch nicht eingetreten, und diese nicht erbetene Hilfe bedrängt uns. Das heißt uns die Eingeweide zerreißen aus Besorgnis, daß der Brand dazu trete."

Borcke: „Wenn man hier geneigt ist, darin die Kleinheit der Gefinnungen und die Absichten des Königs anzuerkennen und die betrübliche Lage zu erwägen, in der man sich befindet —“

Großherzog: „Böge sie der König in Erwägung, er würde nicht diesen Schritt thun, um sie noch betrüblicher und elender zu machen.“

Borcke: „— und welche keinen anderen Ausweg läßt, als zu wählen zwischen dem verzweifelsten Entschlusse —“

Großherzog: „Still, erklären Sie mir das — was meinen Sie mit dem verzweifelsten Entschlusse?“

Borcke: „Das, was folgt, wird es erklären, gnädiger Herr — nämlich dem, sich in die Arme Frankreichs zu werfen, und dem, sich dem Könige anzuvertrauen, wird man leicht einräumen, daß man im Anschlusse an Se. Majestät besser seine Rechnung findet. Dieselbe bietet Folgendes an zum Wohle der Königin und im Interesse der Größe Ev. Königl. Hoheit.“

Großherzog: „Nur in der äußersten Verzweiflung werden wir zu jenem verzweifelsten Entschlusse greifen, und unserer Neigung folgend würden wir uns niemals an jemand anderes als an den König von Preußen gewendet haben — sehen wir nun das Weitere!“

Borcke (lesend): „1) Der König ist bereit, mit seiner ganzen Macht dem Hause Oesterreich alle Staaten, welche dasselbe in Deutschland besitzet, gegen jedermann, der sie bedrohen wollte, zu garantieren.“

Großherzog: „Sehr schön, bei diesem Artikel ist nichts zu bemerken.“
Borcke: „2) Der König wird zu dem Zwecke eine enge Allianz schließen mit dem hiesigen Hofe, dem von Rußland und den Seestaaten.“

Großherzog: „Das ist das wahre System, um die gute alte Zeit in Europa wiederzubringen und für immer die Sicherheit, das Gleichgewicht, die Freiheit und die öffentliche Ruhe zu befestigen, und dieser Plan ist würdig des Königs von Preußen, der allein fähig ist, ihn zu fassen, und allein imstande, ihn auszuführen. Das wird die ruhmreichste Leistung seiner Klugheit und seiner hohen Weisheit sein. Ich wollte sehen, welche Verwegenheit dann solch einer formidablen Allianz zu nah zu treten wagen würde. — Lassen Sie uns die anderen Artikel sehen!“

Borcke: „3) Der König wird seinen ganzen Kredit anwenden, um Ev. Königl. Hoheit zur Kaiserwürde gelangen zu lassen und seine Wahl contra quoscumque aufrechtzuerhalten. Der König wird sogar sagen können, ohne zu wagen zu riskieren, daß er sich für den Erfolg verbürgt.“

Großherzog: „Ich bin dem König unendlich verpflichtet, daß er für mich etwas thun will, was meine Erwartung übersteigt. Wenn er mich für würdig hält, so darf er darauf rechnen, daß er niemanden finden wird, der ihm mehr Dankbarkeit zeigen wird; denn ich meine es so ehrlich, daß ich es auf jede Probe ankommen lassen laun, und hege persönlich gegen den König eine von ganzen Herzen kommende Zuneigung. Das ist nicht ein Kompliment, das ich Ihnen als seinem Minister mache, es ist die Wahrheit. Lassen Sie uns das Ubrige wissen!“

Borcke: „4) Um den hiesigen Hof in guten Vertheidigungsstand zu

ehen, wird der König ihm zunächst in klingendem Silber zwei Millionen Gulden liefern.“

Großherzog: „Alle diese Propositionen sind zu schön, um nicht einen Nachsatz zu haben, der vielleicht ebenso bitter sein wird, als die Vordersätze endend sind: fahren Sie nur fort.“

Borcke: „Für so wesentliche Dienste, wie die sind, zu welchen der König sich durch diese sehr beschwerlichen Bedingungen verpflichtet, ist es billig, ihm eine angemessene Belohnung zu geben und eine angemessene Sicherheit für alle Gefahren, die er läuft, und die Rolle, die er übernehmen will.“

Großherzog: „Aber wenn er die von ihm vorgeschlagene Allianz schließt, möchte ich wissen, wo das Risiko ist, dem er sich aussetzt, und wo die Gefahren sind, die er läuft. Ich sehe keine außer denen, die er selbst heraufbeschwört. Also, welche Entschädigung wünscht er?“

Borcke: „Kurz gesagt, die vollständige Abtretung von ganz Schlesien verlangt der König als Preis seiner Bemühungen und der Gefahren, welche er auf dem von ihm im Interesse der Erhaltung des Hauses Oesterreich einschlagenden Wege laufen wird.“

Großherzog: „Zu der That — ich gestehe es — darauf war ich nicht gefaßt — ich meinte, er würde sich mit weniger begnügen. — Er will die deutschen Besitzungen der Königin garantieren und will ihr die beste Provinz, die ihr bleibt, entreißen? Nimmer, nimmermehr wird die Königin einen Zoll breit Land von allen ihren Erblanden abtreten und müßte sie mit allem, was ihr bliebe, zugrunde gehen. Nein, die Ungerechtigkeit ist zu groß. Sachsen wird Böhmen beanspruchen können, Bayern Oesterreich, Frankreich die Niederlande, Spanien Italien und die Türken Ungarn. Deren Anrechte würden die gleichen sein und vielleicht besser begründet.“

Borcke: „Nachdem die wichtigen Dienste, welche die Vorfahren des Königs dem österreichischen Hause geleistet haben, nicht belohnt worden sind und selbst in Vergeßtheit geraten, hat es der König für absolut geboten erachtet, sich von vornherein eines Pfandes der Erkenntlichkeit zu versichern vonseiten eines Hofes, welchem er bereit ist alle Opfer zu bringen und die Succession mit allen seinen Kräften zu garantieren.“

Großherzog: „Sie vergessen die Königswürde und soviel andere Vortheile und Vergrößerungen des Hauses Brandenburg, welche dasselbe durch den Beistand und die guten Dienste des Hauses Oesterreich erlangt hat. Aber der König will, wie er sagt, einem Kriege vorbeugen und er entzündet ihn. Man hätte Mittel gefunden, ihn zufriedenzustellen, und man wäre genötigt gewesen, Vortheile für ihn ausfindig zu machen ganz im Wege Rechts, wenn er hätte Geduld haben wollen. Aber ein Einfall mit gewaffneter Hand in die Provinzen seiner Nachbarn macht kein gutes Blut; durch solches Verfahren gewinnt man nicht die Herzen. So gefährliche Prinzipien kommen in der Folge dem Feuer zu stehen, der sie zur Ausführung bringt. Was heut der Königin widerfährt, kann morgen einen andern treffen. Doch ich werde hören, was Sie noch zu sagen haben.“

Borcke: „Die Absicht meines königlichen Herrn ist, daß ich Ew. Königl. Hoheit mündlich dies darlege, und vonseiten Sr. Majestät versichere, daß er, weil er aus den Erfahrungen, welche seine Vorgänger gemacht haben, die Langsamkeit und Unentschlossenheit der Minister dieses Hofes kennen gelernt

hat, er sich genötigt gesehen hat, ohne denselben vorher zu benachrichtigen, diesen Weg einzuschlagen, in eigenen Interesse und vornehmlich in dem Ev. Königl. Hoheit, den der König aufs höchste achtet und liebt, und aus Liebe zu dem er sich zu diesem Vorgehen entschlossen hat, um alle Verzögerungen einer langen und unfruchtbaren Unterhandlung kurz abzuschneiden in einer Sache, bei der es sich um nichts geringeres handelt, als das Wohl Europas, das Schicksal des Hauses Oesterreich und die Erhöhung Ev. Königl. Hoheit.“

Großherzog: „Danach müßte man den Ministern ihre Güter nehmen, aber nicht der Königin. Ich wenigstens, ihr Gemahl, wäre der elendeste, der schlechteste der Menschen, wenn ich mein Glück auf ihre Kosten machen und meine Erhöhung auf ihren Ruin gründen wollte. Nein, man soll von mir nicht sagen, daß ich einen Augenblick geschwanzt hätte, mich zu entscheiden, was immer geschehen mag, und sollte ich unter dem Einsturze der Welt zermalmt werden.“

Borcke: „Wenn man des Königs Allianz um diesen Preis will, darf man sich ehrlich versichert halten, daß derselbe die größten Anstrengungen machen wird, um das Haus Oesterreich zu retten und die Kaiserkrone auf das Haupt Ev. Königl. Hoheit zu setzen.“

Großherzog: „Wie ehrenvoll es auch für mich wäre, die Stimme eines so großen Königs zu haben, um diesen Preis kann ich sie nimmermehr annehmen, und wenn selbst das ganze Reich von Grund aus zerrüttet werden sollte. Mir blutet das Herz schon bei dem Gedanken, den liebsten Freund, den ich hatte, verlieren zu sollen. Haben Sie noch etwas zu sagen?“

Borcke: „Aber wenn wider alles Erwarten man dem König seine Forderung nicht puro zu erfüllen geneigt wäre, dann wird er sich genötigt sehen, wenn auch mit Bedauern und gegen seine Neigung sich anderswohin zu wenden und diesem Hofe zu überlassen sich allein aus der Affaire zu ziehen. Es wird demselben nicht möglich sein, sich zu retten, noch weniger aber sein Ziel zu erreichen ohne den Beistand des Königs. Nach welcher Seite man sich wende, ohne Opfer wird man nicht davonkommen. Und wollte dieser Hof den verzweifelten Entschluß fassen, sich in die Arme Frankreichs zu werfen auf Kosten der Freiheit Europas, so darf man sicher sein, daß bereits ein Plan entworfen ist, um denselben zu hindern und zwar auf eine Art, welche seinen vollständigen Untergang herbeiführen wird.“

Großherzog: „Der König bringt uns auf Gedanken, welche uns noch nicht in den Sinn gekommen sind. Sicherlich wird die Königin, wenn sie, von dem König angegriffen, sonst keine Hilfe findet, sich an Frankreich und die Pforte wenden. Lieber die Türken vor Wien, lieber Abtretung der Niederlande an Frankreich, lieber jedes Zugeständnis an Bayern und Sachsen, als der Verzicht auf Schlesien. Wohl steht es in des Königs Hand, dasselbe zu erobern, wir können die nächsten sechs Monate nichts thun, haben ihm nichts entgegenzusetzen — er kann uns inzwischen niederwerfen, wir werden mit Ruhm unterliegen. Aber auch an ihn wird die Reihe kommen, wir werden noch Freunde in der Welt haben, welche das Unrecht, das er an uns thut, mißbilligen und rächen.“

Borcke: „Ist Ev. Königl. Hoheit einverstanden, daß ich von dieser Sache mit den Konferenzministern spreche?“

Großherzog: „Sie können es thun, doch glaube ich nicht, daß es unter

ihnen einen Verräther giebt, der anders denkt, als ich. Sie haben meine Antwort, meine Entscheidung gehört. Sie besonders thum mir leid. — Unser Hof hat noch keine Verpflichtung gegen Frankreich, das Abkommen mit dieser Krone, betreffend die Succession von Jülich-Berg, würde den nächsten 8. Januar ablaufen ¹⁾. Man hätte Mittel gehabt, bei dem Tode des Kurfürsten von der Pfalz den König zufriedenzustellen über seine Ansprüche hinaus, wenn die Dinge in ihrer natürlichen Lage geblieben wären. Das Geringste, was in Schlesien vorfällt, wird als Bruch angesehen werden. Ich begreife wohl, daß es für den König ein Ehrenpunkt ist, nicht zurückzuweichen — aber das Eingeständnis einer Übereilung ist doch besser als ein ungerechter Krieg. Ich bin in Verzweiflung, aber ich sehe kein gütliches Mittel, doch sind wir zu einer Unterhandlung bereit, wofern die preussischen Truppen keine Feindseligkeiten begehen.“

(Hier öffnet die Königin die Thür und fragt, ob der Herzog da wäre.)

Großherzog: „Ich komme im Augenblick.“ — Borcke zeigt ihm noch die bevorstehende Ankunft Gotters an, den der Großherzog zu empfangen bereit ist und dessen Eintreffen ihm Borcke sogleich melden soll.

Gotter kam noch denselben Abend in Wien an und hatte bereits am nächsten Tage eine Audienz bei dem Großherzoge, die 1½ Stunde dauerte, im übrigen aber denselben Verlauf nahm wie die oben geschilderte Borckes, nur daß in den Äußerungen von Franz der Schmerz ungleich mehr zurücktrat gegen Gefühle des Unwillens und der Enttäuschung, die schroffer als gegen Borcke ausgesprochen wurden. Und wenn diesem gegenüber der Großherzog die Möglichkeit angedeutet hatte, in Unterhandlungen einzutreten, auch ohne daß die preussischen Truppen Schlesien räumten, wofern dieselben nur keinerlei Gewaltthätigkeiten begönnten, so schien er mit diesem Zugeständnisse seine Bollmachten überschritten zu haben; wie wir sehen, ward er in dem Augenblicke, wo er davon zu reden begonnen hatte, von seiner Gemahlin, die, wie es scheint, der ganzen Unterredung hinter einer angelehnten Thür zugehört hatte, abgerufen worden, und so war denn auch tags darauf bei der Audienz Gotters von dieser Konzession nicht mehr die Rede, vielmehr ward die Zurückziehung der preussischen Truppen aus Schlesien in entschiedenster Form zur Bedingung der Unterhandlung gemacht, nur daß sich der Großherzog herbeiließ, dem Könige als plausiblem Vorwand zu jener Zurückziehung eine Erklärung vorzuschlagen, er habe jenen Einmarsch vorgenommen auf die Nachricht von feindseligen Absichten Sachsens gegen Oesterreich und ginge jetzt, nachdem sich diese Nachricht als falsch herausgestellt, wieder zurück. Außerdem verdient aus den Äußerungen des Großherzogs noch die hervorgehoben zu werden, man werde außer Rußland, dessen militärischer Hilfe man unter allen Umständen sicher sei, auch noch andere Mächte zum Beistande bereit finden und daß derselbe ferner auch den hingeworfenen Gedanken Gotters, für die schlesische Abtretung die Form einer Verpfändung zu wählen, kurz von der Hand weist. Es ist dies das erste Austausch eines Gedankens, auf den man doch später noch mehrmals zurückkommt.

¹⁾ Wie unrichtig diese Angabe war, werden wir noch sehen; der Vertrag von 1798 sollte nicht nach zwei Jahren ablaufen, sondern zwei Jahre nach dem Tode des Kurfürsten von der Pfalz.

Im übrigen berichtet Gotter wenig von dem, was er selbst vorgebracht, und fast ausschließlich von den Antworten des Großherzogs ¹⁾. Dagegen scheint es nach dem, was der letztere über diese Audienz an den englischen Gesandten Robinson mitgeteilt hat ²⁾, als habe Gotter durch ein anmaßendes, fast drohendes Auftreten, durch eine lärmende und polternde Art und Weise noch besonders eine schärfere Zurückweisung herausgefordert. Wenn Gotter das gethan hat, so hat er eine Zuversicht geheuchelt, die ihm eigentlich fremd war. Im Grunde setzte auch er kein rechtes Vertrauen in das Kühne Unternehmen und hat angeblich Robinson erzählt, wie er auf das freimütigste vor seiner Abreise seinem jungen König abgeraten habe ³⁾. In einem Briefe an Bodewils preist er sich glücklich, daß er ebenso wenig wie dieser letztere dazu beigetragen hätte, das Rad vorwärts zu schieben, und ist bedenklich, ob der König sich mit Ehren aus der Sache werden ziehen können ⁴⁾. Gewiß ist auch, daß sein erster Bericht aus Wien ⁵⁾ den Stand der Dinge in sehr düsteren Farben schildert. Nachdem die Schritte, die der König gethan, einmal bekannt worden, sei alles gegen ihn eingenommen und auf der Hut, die Geister voller Erregung und Rachegebanten und alle Thüren für seine Unterhandlung verschlossen, falls sich nicht etwa der König entschliesse, den von hier aus geltend gemachten Gründen nachgebend, durch ein vorläufiges Zurückziehen seiner Truppen aus Schlessien die unüberwindlichen Schranken, welche hier jedem Erfolge einer Unterhandlung entgegenständen, hinwegzuräumen. Der Wiener Hof zeige, wie er eingestehen müsse, in Worten und Handlungen viel Resignation, Festigkeit, Energie ja ein Maß von stolzer Zuversicht, auf das er nicht gefaßt gewesen sei, so daß kaum eine Hoffnung auf eine baldige Sinnesänderung bleiben könne.

Die Königin habe erklärt, sie wolle alle ihre Kostbarkeiten verkaufen, ja das Gold von den Altären nehmen, um Mittel zur Verteidigung zu gewinnen. „Man läutet Sturm“, schreibt Gotter, „man ruft Alarm, man schreit Feuer, man ruft alle Garanten der pragmatischen Sanktion auf zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen, man schmeichelt und rühmt sich schneller Hilfe und der Bildung einer großen und gewaltigen Armee, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und das in weniger als sechs Monaten.“

Die hiesigen fremden Gesandten seien gerade ebenso wie die in Berlin alle übereinstimmend der Ansicht, daß die Eroberung Schlessiens nicht haltbar sein würde, und der sonst noch am meisten wohlgesinnte, der Gesandte Englands, Robinson, habe ihm offen erklärt, wenn der König von Preußen wirklich in Schlessien einrückte, exkommuniziere er sich ipso facto von dem Verste aller Fürsten — niemand würde ihm mehr irgendwie trauen wollen. Dabei sei er selbst (Gotter) fortwährend unverständigen und insolenten Fragen und

¹⁾ Die letzteren finden sich im Berliner St.-A. in einer besonderen Beilage zu seinem Bericht vom 19^{ten}, auf den wir noch zurückkommen werden, zusammengefaßt.

²⁾ Mitteilungen aus dessen Bericht vom 21. Dezember, bei Raumer, *Beitrag* II, 89 und bei Coxe, *History of Austria* III, 245.

³⁾ Bei Raumer a. a. O., S. 94; auch in seinem Berichte vom 19^{ten} befaßt sich Gotter darauf, den Mißerfolg seiner Gesandtschaft vorausgesetzt zu haben.

⁴⁾ Angef. bei Droysen, S. 180.

⁵⁾ Vom 12. Dezember, Berliner St.-A.

Steden ausgelegt, wie man ja bereits seine Mission in gehässiger Weise mit der Rambonets vergleiche. Er habe deshalb den Entschluß gefaßt, um weiteren unliebsamen Begegnungen auszuweichen und ohne erst den fruchtlosen Versuch einer Audienz bei der Königin selbst zu machen, sich nach dem nahegelegenen Baden zu begeben, dessen Schwefelquellen er ja auch sonst alljährlich zu besuchen gepflegt habe, und dort die Rückkehr des Kuriers abzuwarten, den er in der Person des Kriegsrates Kirchheim mit diesen Berichten eiligst zum König sandte. Beigelegt war ein Projekt des erfindungsreichen Robinjon, das derselbe allerdings auf eigene Faust und ohne besondere Autorisation seines Hofes formiert hatte, dahingehend: es sollten die Gesandten der Seemächte sich zu dem Könige begeben, um ihn vereint zu bitten, von der schlesischen Unternehmung abzustehen unter dem formellen Versprechen dieser Mächte, so wie die schlesischen Truppen Schlesien verlassen hätten, Unterhandlungen zu beginnen zu dem Zwecke, ihm Erwerbungen, wie sie ihm anstünden, zu verschaffen, er sei selbst bereit, sich zu König Friedrich zu begeben. Derselbe würde so, ohne sich mit allgemein anerkannten Prinzipien in Widerspruch zu setzen, reelle, gerechte und sichere Erwerbungen haben (nämlich auf der Seite von Jülich-Berg) und in den Augen des Publikums wegen des Aufgebens der begonnenen Unternehmungen hinlänglich gerechtfertigt erscheinen ¹⁾.

Im großen und ganzen mußte das alles die Festigkeit des jungen Monarchen immerhin auf eine ernste Probe setzen. Was einem Fürsten selten genug widerfährt, nämlich für einen eigenen, mit vollem Eifer gefaßten Plan in seiner ganzen Umgebung nirgends ein Wort freudiger Zustimmung zu finden, das war ihm beschieden. Vom ersten Augenblicke hatten die Ratgeber, die er selbst gewählt, und zwar der kühne Kriegsmann Schwerin ebenso wie der treue und umsichtige Diplomat Podewils, aufs eindringlichste von dem Projekte abgemahnt, und die Stimmung am Hofe hatte sich eigentlich kaum gebessert; der alte Fürst von Dessau, der damals doch für die erste Autorität galt in militärischen Dingen, gefiel sich fortwährend in den trübsten Prophezeiungen, wohl geeignet, die Geister bange zu machen ²⁾. Der König mußte sich wohl selbst sagen, daß die Voraussetzungen, von denen er ausgegangen war, nicht eingetroffen waren, daß die Konstellation, die ihm zuhülfe kommen sollte, nicht recht sich bilden, der Zwang der Umstände, dem die Gegner sich zu beugen haben würden, nicht eintreten wollte, daß der europäische Konflikt, in dem er zugleich die Rechtfertigung und die Gewähr für das Gelingen seines Unternehmens zu finden gedachte, auf sich warten ließ, und daß sein isolirtes, gewaltames Vorgehen zunächst ziemlich allgemein die Geister gegen ihn eingenommen und feindlich gestimmt hatte.

Während der König auf ein entschiedenes Vorgehen Frankreichs gegen die pragmatische Sanktion gerechnet hatte, sprach man in Wien nur von fremdlichen Versicherungen des Kardinals, und die französische Idee eines nach Nürnberg zu berufenden europäischen Kongresses, auf welchem die ver-

¹⁾ Nach den Berichten Götters und Bordes vom 10. Dezember, Berliner St.-A.

²⁾ „Il sémait la défiance et l'épouvante dans tous les esprits, il auroit voulu intimiter le Droi, si cela avait été faisable“: Histoire de mon temps, p. 58; vgl. dazu die Briefe des Königs vom 24. November und 2. Dezember, Polit. Korresp. I, 111 u. 117.

schiedenen Ansprüche auf die österreichische Erbschaft näher geprüft werden sollten¹⁾, konnte Preußen kaum viel Gutes versprechen.

Jetzt mußte der König inne werden, daß auch die Diplomaten, die er für die Wiener Unterhandlungen ausgesucht hatte, kleinmütig seine Part aufgaben und im Grunde selbst nichts lebhafter wünschten, als daß er den Drängen des Wiener Hofes nachgebend seine Truppen zurückzöge.

Aber dem allen gegenüber wankte des Königs Festigkeit nicht einen Augenblick. Wir wußten kein Wort anzuführen, welches einen Zweifel an seiner Unternehmung und dessen Gelingen ausgedrückt hätte, und der in jenen Tagen ihm so dringend ans Herz gelegte Gedanke, einen Schritt zurückzuthun, Schlessien zu räumen und seine Konvenienzen auf der Seite von Süllich-Ber zu suchen, ist, wie es scheint, von ihm gar nicht einmal näher in Berücksichtigung gezogen worden.

Diese Idee wurde genau um die Zeit, wo Kirchheisen mit jenem Bericht Götters und Bordes im Hauptquartier zu Herrendorf (vor Glogau) eintraf, auch von einer anderen Seite angeregt, durch eine Depesche Podewils' vom 23. Dezember, an welchem Tage der österreichische Gesandte Botta auf eine erneute Aufforderung des Großherzogs dem Minister noch einmal die eindringlichsten Vorstellungen machte; wir kennen die Argumente bereits, die er vorbrachte, und wollen hier nur konstatieren, daß diese Eröffnungen Botta eigentlich noch den Moment des größten Entgegenkommens bezeichnen, da bei den damaligen Unterhandlungen mit Wien die preussischen Propositionen gefunden haben.

Wohl beschwört auch er den König, seine Truppen aus Schlessien zurückzuziehen; aber er fügt doch hinzu, dieselben könnten ja bereit stehen bleiben um, wenn der König fände, daß man nicht ehrliches Spiel mit ihm treiben sofort von neuem einzurücken; andererseits läßt er auch durchblicken, daß man vielleicht von einer sofortigen Zurückziehung der Truppen absehen könnte, falls dieselben sich aller Gewaltthatigkeiten enthielten; allerdings würde, wie er meint, der erste abgefeuerte Flintenschuß einer Kriegserklärung gleich kommen²⁾. Und schließlich ließ das Interesse, welches der Gesandte zeigte zu erfahren, auf welche Teile Schlessiens Friedrich weitere Ansprüche zu haben glaube, hoffen, daß man in Wien auf die Abtretung von einem Teil Schlessiens eingehen würde. Podewils findet den Gesandten im Grunde wohlgesinnt und glaubt, derselbe wünsche selbst lebhaft in den nächsten Tagen ehe er nach Petersburg abgehen müsse, noch weitere Vollmachten zu Unterhandlungen zu erhalten³⁾. „Man muß diese (nämlich die Vollmachten) abwarten“, schreibt der König lakonisch auf den Rand der Depesche⁴⁾.

1) Erwähnt in einem Berichte Bordes am 24. Dezember, Berliner St.-A. Robinson meinte, wenn Frankreich so den Schiedsrichter Europas spielen wollte, müsse England einen anderen Kongreß, etwa nach Braunschweig, berufen, um zu sehen, zu welchen der beiden Tribunale man mehr Vertrauen haben werde.

2) Wir sahen bereits, wie dasselbe auch der Großherzog in der Audienz Bordes am 18. Dezember ausspricht, allerdings anscheinend gegen den Willen der Königin.

3) Die Audienz fand am 23. Dezember statt. Am 16ten sollte er abreisen.

4) v. Podewils Bericht vom 23. Dezember, Berliner St.-A. (der Schluß mit der Marginalverfügung auch in der Polit. Korresp. I, 161). — Droysens Wiedergabe dieser Stelle (S. 181): „man muß sie kommen lassen“, zwingt an die

Und auch als dann Kircheisen mit den düsteren Berichten aus Wien einward seine Zuversicht nicht im mindesten erschüttert. Als er dieselben Podewils sendet, fügt er nur ganz kurz hinzu, man sei halbstarrig in Wien mache sich große Hoffnungen daselbst, ob mit irgendwelchem Grunde, werde sich erst zeigen, wenn man genauere Nachrichten über die Gesinnung der fremden Höfe haben werde ¹⁾. Daß es für ihn Mittel gebe, diese sich zu gewinnen, zweifelte er im Grunde nicht. Noch einige Tage vorher e er an Podewils geschrieben, das Beste wäre, wenn man zugleich sich mit England und Frankreich gut stellen könne; ginge das durchaus nicht an, so solle man sich für die Macht entscheiden, welche auf Preußens Vandalenverbe wenigstens eifersüchtig sei. Frankreich könne man haben, wenn man Bayerns Größere Pläne und dessen Absichten auf die Kaiserwürde unterstützte Berg fahren lasse. Für die ostpreussische Anwartschaft und einige Mecklenburger Ämter werde man England gewinnen können; lasse man Rußland in England gewähren und Sachsen in Böhmen, würden diese beiden wohl auch zufrieden sein ²⁾. Jetzt nach den letzten Wiener Berichten schien es ihm, man solle sich doch wohl an Frankreich halten müssen, Podewils solle mit Balorichien. Er selbst hat auch eine Ausführung seiner Ansprüche auf Schlesiens gearbeitet, welche an den preussischen Gesandten nach Paris gesendet werden soll ³⁾.

Wenn er dann durch Kircheisen eine weitere Instruktion an Götter sendet, welche insoweit eine Ermäßigung seiner Forderungen enthält, als sie seine Reue erklärt, sich mit einem guten Teil von Schlesiens begnügen zu wollen ⁴⁾, so kann das doch nicht wohl für eine durch die Haltung Oesterreichs abgerungene Konzession gelten, denn er hatte bereits lange vorher Anfang Dezember durch Danfelmann an den Kurfürsten von Mainz Vorschläge gemacht, welche seine Forderung auf die ihm vermög alter Erbansprüche zuzehenden Fürstentümer Liegnitz, Brieg, Wohlau beschränkten.

Die Hauptsache aber blieb doch, daß er, weit entfernt auf eine Räumung Schlesiens einzugehen, welche Zumutung er für eine unwürdige erklärt, seinen Versuch in Schlesiens weiter fortsetzt, wenn er gleich noch immer Akte direkter Abfälligkeit vermeidet und zu gütlicher Übereinkunft sich jeden Augenblick eut erklärt.

In Wien dominierte inzwischen noch der Einfluß Bartensteins, obwohl beginnende Verstimmung mit Sachsen, welches gegen die Ernennung des Herzogs zum Mitregenten protestiert hatte, den Ministern bedenklich erschienen war, und auch aus dem Reiche Nachrichten eingelaufen waren, die zeigten, daß Bayern zu einer Geltendmachung seiner Ansprüche Truppen abbe.

Am 29. Dezember hatte man eine große Konferenzsitzung bei dem Hofkanzler Grafen Sinzendorf abgehalten, zu welcher auch die Gesandten von

österreich zu denken, welcher der König „sich kommen lassen“ wolle, während in *il faut les attendre* das les unzweifelhaft nur auf die nouvelles instructions *en* bezogen werden kann.

¹⁾ Den 26. Dezember, Polit. Korresp. I, 158.

²⁾ Den 22. Dezember, ebd. S. 153.

³⁾ Den 26. Dezember, ebd. S. 159.

⁴⁾ Den 26. Dezember, ebd. S. 157.

Rußland, England, Holland, Sachsen und Hannover Einladungen erhalten hatten, welchen letzteren man die Eröffnung machte, daß bereits Schreiben an die europäischen Höfe aufgesetzt seien, um die vertragsmäßige Unterstützung zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction in Anspruch zu nehmen. Dagegen hatte nun der englische Gesandte Robinson Einspruch erhoben und verlangt zunächst doch wenigstens die Antwort des Königs von Preußen, die jeden Tag eintreffen könne, abzuwarten und überhaupt in dieser delikaten Sache recht vorsichtig zu Werke zu gehen; im großen und ganzen, hatte er geäußert, werde man doch wohl thun, darauf zu denken, den König von Preußen nicht auf die andere Seite zu treiben.

Mit Eifer hatte Bartenstein widersprochen, man dürfe nicht die Zeit verträdeln, mit jedem Tage verliere die Königin Terrain, jeder Aufschub schade ihrer Sache, indessen nach längerer Debatte hatten sich doch schließlich Sindenborj und Starhemberg auf Robinsons Seite gestellt und die Absendung der Kuriere aufzuschieben beschlossen ¹⁾.

Am letzten Tage des Jahres 1740 traf Kircheisen wiederum in Wien ein, wurde aber gleich nach Baden zu Gotter weitergeschickt, während Borde dem Hofkanzler Mitteilung machte, der ihm eingestand, wie gern er diese Sache gütlich beigelegt sähe, wenn er gleich noch nicht recht wisse, wie das gelingen solle ²⁾.

Am 1. Januar des Abends erhielten dann beide Gesandten bei dem Großherzog Audienz, und an die üblichen Neujahrsgratulationen schloß sich ein denkwürdiges Zwiegespräch, welches charakteristisch genug ist, um in der dialogischen Form, wie es die Gesandtschaftsberichte enthalten, wenngleich mit einigen Kürzungen wiedergegeben zu werden.

Gotter: „Der König bedauert lebhaft, daß die von ihm getroffenen Maßregeln hier so schlechte Aufnahme gefunden haben, während doch seine Absichten nur gut sind und auf die Erhaltung des Hauses Osterreich wie auf die Vergrößerungen Ew. Hoheit abzielen.“

Großherzog: „Wie sanft Ihre Worte klingen, während die Operationen des Königs für uns so bitter sind. Mit 30000 Mann einrücken, den Herrn spielen, die Landesbehörden zusammencrufen, um von ihnen Kontributionen zu erlangen, das Land fouragieren — sind das Beweise guter Freundschaft und Mittel, das Haus Osterreich zu erhalten? Vermögen Sie so unerhörten Dingen ein Mäntelchen umzuhängen? Macht man sich Fremde, wenn man mit Knüppeln dareinschlägt? Urteilen Sie selbst!“

Gotter: „Ew. Königl. Hoheit möge doch die ansehnlichen Anerbietungen, welche der König gemacht hat, in Betracht ziehen und die Gefahren, die er läuft, dazu noch die Erhebung Ew. Königl. Hoheit zur Kaisermürde. Bei dem Einrücken in Schlesien sucht sich der König nur eines Landes zu versichern, welches ihm, wie er glaubt, mit Recht zukommt, und zugleich als Belohnung für die großen in Aussicht gestellten Dienste.“

Großherzog: „Sagen Sie lieber — er wollte Schlesien und fand die Gelegenheit gut, sich dessen zu bemächtigen. Hätte er nicht seine Propositionen

¹⁾ Borde's Bericht vom 31. Dezember nach Mitteilungen Robinsons; Berliner St.-A.

²⁾ Borde, den 31. Dezember 1740; Berliner St.-A.

machen können vor dem Losschlagen — zu uns vorher sprechen statt uns zu überraschen, wenn wir es am wenigsten vermuteten? Man hätte ihm mit Freuden seine Konvenienzen gewährt; während jetzt alles vom Lose der Waffen abhängt. Während er es in seiner Hand hatte, die schönste, ruhmreichste Rolle zu spielen, hat er jetzt alle Welt mit Mißtrauen erfüllt, so daß keiner mehr weiß, wessen er sich von ihm zu versehen hat.“

Götter: „Ich habe den Befehl, gnädiger Herr, trotz Ihrer früheren Weigerung mich anzuhören und mit mir zu verhandeln, noch einmal Ihnen zu versichern, wie viel dem König daran liegt, sich mit Ihnen zu verständigen. Es giebt Mittel für alles, außer für den Tod. Des Königs Freundschaft für Sie wird ihn zu einer Ermäßigung seiner Forderungen bewegen. Und wenn das Vorgehen des Königs etwas Eigentümliches hat, wenn er zu rasch sein Spiel begonnen hat, so schieben Sie es auf seinen Eifer, Ihnen zu nützen, ehe offene oder geheime Feinde den vorbereiteten Coup ausführen können.“

Großherzog: „Der König denkt gewiß gut, aber er handelt übel, wenn ich das sagen darf. Herr, wenn einer in Ihr Zimmer steigt, den bloßen Degen in der Hand und dort drohend umherfährt, würden Sie es dulden — ihn für einen Ihrer Freunde halten?“

Götter: „Ich würde ihn fragen, was er hier wolle, und wenn er mir sagte, er wolle sich in einem Winkel des Zimmers aufstellen, um mich gegen die zu verteidigen, welche mich morden wollten, würde ich ihn gern da lassen und mich selbst seiner Gegenwart freuen.“

Großherzog: „Aber wie ich die Sache ansehe, findet vielleicht der König selbst, daß er einen falschen Weg eingeschlagen, und würde sich selbst gern aus dem üblen Handel herauswickeln.“

Götter: „Wenn ein falscher Schritt ohne böse Absicht gethan ist, ist es Pflicht eines wahren Freundes, den andern zurückzuführen, ihm den richtigen Weg zu zeigen.“

Großherzog: „Der sieht doch so aus, wie wenn man einem eine Ohrfeige giebt und dann sagt: ‚sei nicht böse, ich habe es nicht in böser Absicht gethan‘. Nicht wahr?“

[Götter schweigt, bei sich denkend: *omne simile claudicat.*]

Großherzog: „Aber welche Propositionen haben Sie zu machen? Auf welche Art wollen Sie die Sache vertuschen und wieder gutmachen? Sie verlangen von uns ganz Schlesien und wir wollen nichts davon hergeben. Zwischen allem und nichts ist meiner Treu die Kluft zu groß.“

Götter: „Wie schon bemerkt, will der König, um die Sache zu erleichtern, von dem Ganzen absehen und sich mit einem guten Teile begnügen. An Ihnen, gnädiger Herr, läge es nun, zu sehen, wie man ihn zufriedenstellen könnte.“

Großherzog: „O nein, mein Herr! Nehmen Sie einmal Ihren gelben Kordon ab, seien Sie einen Augenblick nicht preußischer Gesandter, setzen Sie sich an unsere Stelle und Sie werden zugeben, daß es nicht an uns ist, Propositionen zu machen. Der König will sich auf unsere Kosten vergrößern, und für uns ist das leitende Prinzip, an niemanden, wer es auch sei, etwas von den Besitzungen der Königin abzutreten. Jeder würde sonst die gleiche Forderung stellen, und wir kämen nie zur Ruhe. Lieber ruhmvoll untergehen, das Schwert in der Hand, als sich in Stücke reißen lassen ohne Gegenwehr.“

Gotter: „Aber, gnädiger Herr, lohnt es sich, mit Ihrem besten Freunde, meinem König, sich zu entzweien, um der Kleinigkeit willen, die er beansprucht?“

Großherzog: „Eine Kleinigkeit? Nennen Sie Schlesien eine Kleinigkeit? Gehorsamer Diener — das wissen wir besser.“

Gotter: „Der König beansprucht nicht ganz Schlesien, und was er verlangt, ist in der That ein so kleines Objekt, daß es weder den König von Preußen reicher, noch das Haus Oesterreich ärmer machen wird. Es wird ohne das sehr gut leben können.“

Großherzog: „Soll ich also, um ihm gefällig zu sein, meinen Rockärmel in Stücke reißen?“

Gotter: „Es handelt sich nicht um einen Ärmel, sondern, genau betrachtet, vielleicht um einen Knopf an Ihrem Rocke.“

Großherzog: „Und doch würde ich lächerlich erscheinen, wenn mir der Knopf fehlte.“

Gotter: „Legen Sie die Hand darauf, gnädiger Herr, und niemand wird das Fehlen des Knopfes bemerken. — Geben Sie der Sache, welche Wendung Sie wollen, nehmen Sie jeden beliebigen Vorwand, und sagen Sie mir, was Sie zu thun gedenken, und was Sie dem Könige bieten können, um zu einem Einverständnis zu gelangen.“

Großherzog: „Wie soll ich etwas proponieren? Ich habe nichts anzubieten. Aber angenommen, ich könnte es und böte Ihnen halb Schlesien — Sie würden sagen, das ist zu viel — nicht wahr, gestehen Sie es — und wenn ich den Schwiebuser Kreis anböte, würden Sie sagen, das ist zu wenig. Kurz, es ist nutzlos, davon zu sprechen, und unmöglich, zu einer Verständigung zu gelangen. Sagen Sie also bestimmt, was Sie verlangen und bis wie weit Sie heruntergehen dürfen.“

Gotter: „Ich habe nach dieser Seite keine Ermächtigung, aber ich werde Ihnen eine Idee mittheilen, von der ich allerdings nicht weiß, ob sie der König gutheißen wird, welche mir aber von mehreren als ein mezzo terminum an die Hand gegeben worden ist. Könnten Sie nicht, um die Totalität Ihrer Provinzen und den Tenor der pragmatischen Sanction zu retten, eine gute Summe Geldes von dem König leihen und ihm einen Teil Schlesiens zur Hypothek anweisen. Eine Hypothek ist keine Zerstückelung. Der König ließe seine Truppen in Garnison, über die Zahl würde man sich verständigen. Wenn Sie durch den Beistand und die guten Dienste des Königs Kaiser geworden sind, werden Sie ihm einen Revers ausstellen, diese Hypothek niemals einzulösen zu wollen, woraus dann später eine vollständige Abtretung werden wird. Sie brauchen Geld, wer kann Sie tadeln, wenn Sie Anleihen machen? Sie können sich auch andere Bedingungen machen. Ich habe den Auftrag, Geld, Truppen, Allianzen, Hilfe und die schöne Hoffnung auf die kaiserliche Würde zu bieten. Vergleichen Sie das und erwägen, ob es nicht der Mühe lohnt, den König in etwas zufriedenzustellen. Glauben Sie, daß der König Ihnen in allem diesen wirksamen Beistand wird leisten können, oder meinen Sie, ihn beiseite liegen lassen zu können, als bedürften Sie seiner nicht? Entscheiden Sie sich — wollen Sie mit uns in Unterhandlungen treten oder sollen wir abreißen und die Dinge in den schrecklichsten Wirrwarr geraten lassen?“

Großherzog: „Haben Sie also Befehl abzureisen oder zu bleiben?“

Gortze: „Noch nicht ganz positiv, gnädiger Herr, es wird dies von der Entschliessung abhängen, die man hier fassen wird.“

Gortze zeigt dem Großherzog den letzten Brief aus Berlin und speziell die von dem König eigenhändig zugefügten Worte: „Wenn der Herzog von Lothringen sich zugrunde richten will, möge er es thun“, worauf der Großherzog erwidert: „Wahrlich, meine Schuld ist es nicht.“

Großherzog: „Bis jetzt hatten des Königs Truppen noch nicht Exzesse in Schlesien begangen, doch die heut eingelaufenen Nachrichten melden, daß man schon anfängt, Gewaltthätigkeiten zu begehen, und daß man Lebensmittel mit Gewalt nimmt, wo man sie findet.“

Gortze: „Natürlich muß man für die Subsistenz des Heeres sorgen und das herbeischaffen, was dasselbe bedarf.“

Großherzog: „Alles wäre gut, wenn nur der König nicht in Schlesien eingedrungen wäre. Hätte ich ihn nur einen Augenblick selbst sprechen können, ich kenne ihn zu gut und bin sicher, daß er es nicht gethan hätte — oder er müßte sich ganz geändert haben, seit er auf den Thron gekommen. Sagen Sie mir doch, wenn Sie es irgend wissen, wer ihm diesen gefährlichen Rath gegeben hat. Er hätte in Frieden bleiben können und uns in Ruhe lassen. Wir standen gut mit aller Welt. Weshalb kommt er, die Kriegsfackel zu entzünden, die sich dann nicht so leicht wieder löschen läßt?“

Gortze: „Gerade diese Sicherheit, gnädiger Herr, in welcher der König diesen Hof erblickt, hatte ihn zu seinem Schritte gezwungen. Er fürchtete mit Grund, man werde sich einschläfern lassen durch die freundlichen Reden derer, die sich Freunde nennen, aber Ihre geschworenen Feinde sind, und man werde entweder zu spät erwachen oder beim Erwachen einen unheilvollen Entschluß fassen.“

Großherzog: „Sie wissen, mein Herr, was ich Ihnen über diesen Punkt gesagt habe bei Lebzeiten des Kaisers und nach seinem Tode. Sie sollten die Gefühle der Achtung und Anhänglichkeit kennen, welche ich für den König hege, und daß ich selbst sein bester Minister bin.“

Gortze: „Ich kann das bezeugen, gnädiger Herr, und habe gewiß den König, meinen Herrn, treulich davon in Kenntniß gesetzt, und Erw. Königl. Hoheit wird davon überzeugt sein.“

Großherzog: „Hätte der König nur Geduld gehabt, nur uns zur Zeit gesprochen, man hätte ihn ganz und gar anderweitig zufrieden stellen können mit größerer Leichtigkeit und auf bessere Gründe gestützt¹⁾. Alles wäre ruhig geblieben und wir hätten vielleicht gar keinen Beistand nötig gehabt.“

Gortze: „Wenn Sie keiner Hilfe bedurft hätten, würde der König überhaupt kein Stück von dem Kuchen erhalten haben. Es ist schließlich wirklich billig, daß der König für die Verluste, welche der hiesige Hof seinem Vater zugefügt hat, entschädigt werde. Man hat ihm alle seine besitzbegründeten Ansprüche zunichte gemacht, ihn von der hannöverschen Allianz abgezogen und durch leere Versprechungen hingehalten, hat dasselbe zu seinem Schaden seinen Feinden und Raidern zugesagt. — Dies bezeugt die dem König von Preußen

1) „à meilleurs enseignes“.

und die dem Hause Sulzbach gegebene Garantie von Jülich und Berg. Dies beweisen die Renten von der Maas, die Anrechte auf Schlesien selbst und die Verpflichtungen des Throntraktates bezüglich der Subsidien. Für das alles hat der König einen gerechten Anspruch auf ein Äquivalent.“

Großherzog: „Was hat Jülich-Berg mit Schlesien zu thun? Das Äquivalent ist zu exorbitant. Wenn der König diese Ansprüche auseinander gesetzt hätte, würde die Königin bei ihrer Gerechtigkeitsliebe und ihrer Freundschaft für ihn sich sehr bereit haben finden lassen, ihm Recht zu verschaffen. Vorde kennt unsere Engagements mit Frankreich, weiß, daß die Konvention wegen Jülich-Berg mit dem 8. d. M. abläuft. Also, diese Beschwerden hören von selbst auf. Aber was gedenkt der König zu thun? Wird er seine Truppen zurückziehen, wenn man mit Ihnen in Unterhandlung tritt, und worauf wird er seine Forderungen beschränken?“

Gotter: „Wenn Sie ihm rationale Anerbietungen machen, wird er ohne Zweifel seine Truppen zurückziehen und alles Menschenmögliche thun, um sich gut mit Ihnen zu stellen. Er wird Truppen nur in dem Teile Schlesiens lassen, den Sie ihm abtreten. Aber wenn man hier Winkelzüge macht, wird er immer weiter vordringen, und die Sache wird schwieriger werden.“

Großherzog: „Aber, mein Herr, Sie müssen nicht glauben, daß wir ohne Freunde sind. Wir werden Hilfe bei unseren Alliierten finden.“

Gotter: „Schwerlich werden sie ihre Truppen zu Ihrer Hilfe marschieren lassen, ohne ihre Rechnung zu finden, denn die Prinzipien der großen Herren sind ziemlich dieselben; sie thun nichts, ohne ihre Schritte nach dem Kompaß ihrer Interessen zu regeln. Frankreich wird ihnen vielleicht Geld leihen, wenn Sie ihm das Land Luxemburg verpfänden, aber es wird nicht einen Mann marschieren lassen; darüber hat sich Mr. Camas, der eben aus Paris zurückgekehrt, sehr genau unterrichtet. Sachsen ist weder in der Lage noch des Willens, Ihnen zu helfen. Rußland ist zu entfernt und hinreichend mit sich selbst beschäftigt, und der König hat vielleicht dort mehr Kredit, als Sie denken. Die Seemächte werden sich auf gute Dienste beschränken.“

Großherzog: „Das ist alles schön und gut, aber die facti —“

[Gotter verbessert im stillen *facta — decet etenim imperatorem facturum latino loqui.*]

Großherzog: „Die facti sind schlimm, sind schrecklich, sind nicht zu verdauen.“

Gotter: „Die facta werden aufhören, sobald man zu einer gültigen Unterhandlung kommen wird. Ew. Königl. Hoheit sprechen heute schon mit gefeßterem Blute und nicht mehr mit jener Vereiztheit, mit der Sie mich das erste Mal anfaßten. Alles läßt sich zum guten wenden und alles wird, wie ich hoffe, gut gehen.“

Großherzog: „Man muß immer mit Ruhe von solchen Angelegenheiten sprechen. Welchen Lauf immer die Sachen nehmen mögen, ich werde immer die gleiche Hochachtung und aufrichtige Freundschaft für den König hegen, der mich seiner Stimme würdig finden wird. Aber ich will nicht mein Glück pouffieren auf Kosten der Königin.“

Gotter: „An welche Minister sollen wir uns also nun wenden, gnädiger Herr? Sie haben mir verboten, mit irgendeinem zu sprechen. Ich werde uns ganz nach Ihrem Befehle richten.“

Großherzog: „Sie können sich wenden an wen Sie wollen — an Sinzendorf, Starhemberg, an wen sie es für geeignet halten.“

Borcke: „Das ist ein gutes Zeichen, gnädiger Herr, dafür, daß noch nicht alle Hoffnung verloren ist, und daß man zu beiderseitigem Vortheile und um Wohle des Reiches das große Ziel wird erreichen können.“

Großherzog: „Schwer wird es sein, doch sage ich nicht, daß alle Hoffnung verloren sei.“

Bei diesen Worten klopfte die Königin, welche hinter einer halbgeöffneten Thüre zugehört hatte, sanft an dieselbe, da es bereits 8 Uhr abends geworden war; der Großherzog entließ uns und zog sich zurück ¹⁾.

Am nächsten Morgen folgte dann ein Besuch bei dem Hofkanzler, Grafen Sinzendorf, welcher als unerläßliche Vorbedingung jeder Unterhandlung eine schriftliche Formulierung der preussischen Forderungen verlangte. Gotter wendete ein, man müsse vorher sicher sein, daß der Wiener Hof überhaupt sich ernstlich auf Unterhandlungen einzulassen bereit sei, sonst müsse man fürchten, daß mit dem gewünschten Schriftstücke nur eben Mißbrauch getrieben werde, um Preußen bei anderen Mächten zu schaden. — Indessen Sinzendorf beharrte bei seiner Forderung, und Borcke schlug endlich vor, man wolle die Propositionen des Königs lesen, wo dann die österreichischen Minister sich nach Begeben Notizen machen könnten. Dabei blieb man stehen, doch nahm der Kanzler auch den Vorschlag Gotters, der Großherzog möge als Zeichen der eröffneten Unterhandlung einen Brief an den König schreiben ad referendum. Als Gotter darauf drang, daß Bartenstein in der Unterhandlung nicht seine Hand haben sollte, erwiderte der Kanzler: „Daß sollten Sie uns nicht sagen.“ Übrigens erschien er den Gesandten gedrückter und weit entfernt von dem hochmüthigen Wesen, welches er sonst zur Schau getragen hatte. Als Gotter ihm im Laufe des Gespräches einmal zurief, man thue hier unrecht, sich aufs hohe Pferd zu setzen, antwortete er ruhig: „Wir haben keine hohen Pferde; was wir jetzt hier von Pferden haben, ist sehr klein.“ ²⁾

Dieser Verabredung entsprechend wurden nun die beiden Gesandten am 1. Januar zu dem Hofkanzler eingeladen, wo sie dann nur noch Herrn v. Bartenstein fanden, der, wie man ihnen ankündigte, als Staatssekretär die preussischen Forderungen zu Protokoll zu nehmen hatte. Es blieb nun in dieser Konferenz nicht bei den ursprünglich in Aussicht genommenen Aufzeichnungen, welche die österreichischen Minister nach den mündlich vorzutragenden Propositionen der preussischen Diplomaten machen wollten, sondern die letzteren setzten sich bewegen, jene Anerbietungen, welche der König unter dem 15. November Borcke zugesendet hatte, um sie zunächst im Vertrauen dem Großherzog zu eröffnen, ganz offiziell zu diktieren und als Protokoll zu unterzeichnen, unter Hinzufügung der letzten aus Ferrendorf durch Kirchheim überbrachten Erklärung, betreffend die Herabminderung der preussischen Forderung auf einen Teil Schlesiens ³⁾. Die Gesandten mochten wohl schon in der gegen ihren ausdrücklichen Wunsch erfolgten Zuziehung Bartensteins einen

¹⁾ Bericht vom 1. Januar, ansgearbeitet von Gotter und Borcke zusammen, Berliner St.-A.

²⁾ Gemeinsamer Bericht vom 2. Januar, ebd.

³⁾ Beides abgedruckt in den preuß. Staatschriften, ed. Roser I, 81.

Schluß auf den ungünstigen Stand ihrer Angelegenheiten machen. Vorde berichtet von ihm bei dieser Gelegenheit: „Da er nur zu schreiben und nicht die Erlaubnis hatte, seine Galle auszuschütten, wechselte er fortwährend die Farbe, biß sich auf die Lippen, warf das Papier hin und her, schnitt Gesichter zc.“¹⁾

Jedenfalls hat Bartenstein sonst Gelegenheit gefunden, seinem Grimme Luft zu machen, als über das Schicksal der preussischen Propositionen entschieden wurde. Es scheint, daß der Hofkanzler Singendorf außer dem Großherzoge noch für eine Verständigung mit Preußen sprach; aber Kinsky, Starhemberg und vor allem Bartenstein erhoben sich mit großem Eifer gegen jede Nachgiebigkeit, und für die Königin war und blieb jede Abtretung an Preußen ein fürchterlicher Gedanke. Bartenstein konnte sich auch auf die Meinung berufen, welche die in Wien accreditierten fremden Gesandten über das Vorgehen Preußens geäußert hatten, und welche allerdings fast ohne Ausnahme sehr ungünstig lauteten. Die einzige Ausnahme machten die Gesandten von England und Hannover, obwohl auch Robinson vorsichtig sich reservierte, er habe allerdings noch keine Nachricht, wie sein König über die schlesischen Angelegenheiten dächte. Eifrig arbeitete begreiflicherweise Sachsen gegen jede Verständigung mit Preußen, überzeugt, daß, im Falle eine solche gelänge, für die eigenen Pläne eines Landwerbes, auf die wir noch zurückkommen werden, wenig Aussicht vorhanden sei, und ebenso war es sehr erklärlich, wenn man vonseiten Frankreichs zum entschiedenen Bruche mit Preußen drängte²⁾, und durch das Maß geheuchelter Teilnahme Bartenstein zu dem kühnen Ausspruche brachte, Frankreich, gegen welches Preußen zum Kriege dränge, sei vielmehr die einzige Macht, auf die man sich wirklich verlassen könne³⁾.

Als jene protokollarische Aufzeichnung der preussischen Anerbietungen am Abend des 3. Januars stattfand, war aller Wahrscheinlichkeit nach vonseiten der österreichischen Regierung bereits die Entscheidung getroffen. Dieselbe war anscheinend nach am Morgen dieses Tages in einer dreistündigen Konferenz vorbereitet worden, zu welcher sich der Großherzog mit dem Hofkanzler Singendorf und Graf Starhemberg in seinem Kabinette eingeschlossen hatte. Der erstere hat nachmals dem englischen Gesandten als die Gründe, welche für die Ablehnung der preussischen Propositionen maßgebend gewesen seien, angeführt, die preussischen Gesandten wüßten nicht einmal zu sagen, was ihr Herr unter „dem guten Teile Schlesiens“, dessen Abtretung er verlange, verstände, der Vermittelungsvorschlag einer Hypothek gehe eingeständlich nur von Gotter aus; es sei ferner nicht würdig, mit Preußen zu unterhandeln, so lange dessen Truppen innerhalb der österreichischen Lande ständen, und schließlich löse jede Abtretung die pragmatische Sanktion auf und rufe andere Ansprüche hervor⁴⁾.

1) Aus dem ersten Entwurfe des Vordereschen Berichtes, angeführt in den Staatschriften I, 79. Anm. 2.

2) Über alle die vorerwähnten Nachrichten vgl. den Bericht Gotters vom 4. Januar 1741, Berliner St.-A.

3) Allerdings berichtet von diesem Ausspruche nur Bartensteins ausgesprochener Feind, Robinson, zum 4. Januar 1741; bei Raumer, Beiträge II, 102.

4) Bei Raumer a. a. O., S. 102, aus einem Berichte Robinsons vom 7. Januar 1741.

Am 5. Januar des Abends wurden die beiden Gesandten zu dem Hofkanzler eingeladen, wo sie außer Graf Starhemberg noch Bartenstein fanden, und Gotter erhielt hier die schriftliche Antwort der Königin mit der Aufforderung, dieselbe seinem Herrn baldmöglichst zu überbringen, so daß darin zugleich die Verabschiedung der Gesandten als das Zeichen des Abbruchs der diplomatischen Beziehungen lag, was Gotter dann noch besonders konstatierte.

Die Antwort so zu gestalten, daß sie jede Fortführung der Verhandlungen abschneide, hatte sich der Staatssekretär Bartenstein angelegen sein lassen, sie war hochmütig abweisend in solchem Grade, daß sie nicht die kleinste Aussicht einer Verständigung etwa auf anderer Grundlage übrig ließ, und ging dabei von Voraussetzungen aus, welche der wirklichen Lage der Dinge im Grunde sehr wenig entsprachen.

Bereits die goldene Bulle verpflichtete jeden der Reichsfürsten zum Weistande, falls ein anderer in den Landen des Reiches angegriffen werde, und außerdem hätten die Reichsfürsten mit der Garantie der pragmatischen Sanktion Verpflichtungen übernommen, welche weiter gingen, als die preussischen Anerbietungen, die man mit so schweren Opfern erkaufen sollte. Die Allianz der Seemächte und Rußlands habe man vor dem Einmarsch der Preußen gehabt, und dieselbe bestehe fort, und daß, um diese Allianzen zu befestigen, die Königin einen Teil ihrer Lande opfere, könne unmöglich in den Absichten jener Staaten liegen, da dieselben sich ja vielmehr verbunden hätten, eben diese Lande der Königin ganz zu erhalten. Bezüglich der Kaiserwahl und Brandenburgs Kurstimme wird Preußen belehrt, daß die Wahl frei sein solle und nach der in der goldenen Bulle vorgeschriebenen Form vor sich gehen. Ferner versteigt man sich zu der Bemerkung, es sei unerhört, jemanden mit Krieg zu überziehen, um ihn zu nötigen, angebotenes Geld anzunehmen. Ubrigens hätten die Lieferungen und der durch den Einmarsch verursachte Schaden bereits einen höheren Betrag, als die angebotenen zwei Millionen. Die Königin sei nicht willens, ihre Regierung mit einer Zerstückelung ihrer Staaten zu beginnen, Ehre und Gewissen nötige sie, die pragmatische Sanktion vor jeder direkten oder indirekten Verletzung zu bewahren; sie könne daher nicht in die Abtretung Schlesiens, noch auch eines Teiles davon willigen, sei aber noch bereit, die aufrichtige Freundschaft mit dem Könige von Preußen zu erneuern, wofür dies ohne einen solchen Bruch (der pragmatischen Sanktion) und ohne Verletzung der Rechte dritter möglich sei und unter der Voraussetzung, daß die preussischen Truppen ohne Verzug Schlesien räumen.

Wenn die Bartensteinsche Note durch die hochmütig schroffe, an einigen Stellen geradezu höhnische Abweichung verlesen und erbittern mußte, und dabei doch wieder durch die naive und den obwaltenden Verhältnissen so wenig entsprechende Art, wie sie aus der goldenen Bulle die Wichtigkeit der preussischen Anerbietungen zu erweisen unternahm, den Spott heraufsforderte, so war das Schlimmste doch der üble Gebrauch, den man von jenen Anerbietungen machte, indem man sie der Publicität preisgab, sie abschriftlich den verschiedenen Höfen mittheilte ¹⁾ und ihnen den Weg in die Zeitungen er-

¹⁾ Noch im Laufe des Januar ist sie bei den verschiedensten Höfen verbreitet (Staatschriften I, 80. Anm. 1), sie soll in authentischer Form aus dem Berliner St.-A. in den Beilagen zu diesem Buche mitgeteilt werden.

öffnete ¹⁾, noch dazu mit einer Einleitung, welche unmöglich für korrekt gelten konnte, insofern hier gesagt war, den Eingang hätten die Gesandten zwar vorgelesen, aber verweigert zu diktieren, „derselbe gründe sich auf besorgenden Anfall von Frankreich und Kursachsen“, während in der jetzt gedruckt vorliegenden Depesche vom 18. November 1740 Kursachsen gar nicht erwähnt wird und Frankreich nur in dem Zusammenhange, daß sich Oesterreich genötigt sehen werde, sich jenem in die Arme zu werfen ²⁾.

Podewils bemerkt auf die erste Nachricht von dem Protokolle sehr richtig: „Es ist der böshafte Streich, den man uns hätte spielen können, und ich wünschte, man hätte dem ausweichen können, weil der Wiener Hof davon den übelsten Gebrauch bei Frankreich machen wird, indem man dieser Krone durch eine solche Veröffentlichung zeigt, daß Erw. Majestät eine enge Allianz mit Rußland und den Seemächten in Vorschlag gebracht hat, was Frankreich als eine Bigue gegen sich ansehen und uns nie vergeben wird. Es ist ein Kunstgriff von Bartensteins Art, uns bei Frankreich verdächtig zu machen, was ihm wohl gelingen wird, wenn der Kardinal das Konferenzprotokoll und die damit erteilte Antwort zu sehen bekommen wird.“ ³⁾

Wenn die preussischen Gesandten der Vorwurf trifft, daß sie sich haben dupieren lassen und in die ihnen gestellte Falle hineingegangen sind, so trägt allerdings wohl die Hauptschuld der Kleinmut, mit welchem sie im Grunde doch den Stand der preussischen Angelegenheiten ansahen, so daß sie eben im Interesse ihres Herrn alles an ein gütliches Arrangement mit dem Wiener Hofe daransetzen zu müssen glaubten. Auf der anderen Seite aber wird man zugeben können, daß der Verlauf der letzten Audienz bei dem Großherzog sie nicht einen so brüskten Abbruch der Verhandlungen voraussetzen lassen konnte.

Natürlich reklamierte man preussischerseits gegen die Darstellung der Gegner. Podewils hatte bereits auf Grund der Eröffnungen des Großherzogs an Bordes und Gotter bezüglich der in Aussicht gestellten Entschuldigung auf der Seite von Jülich-Berg Veranlassung genommen, den preussischen Gesandten in London, dem Haag und Petersburg darzuthun, mit wie wenig Wahrheitsliebe man in Wien unterhandle, der Großherzog berufe sich darauf, daß im Januar das mit Frankreich getroffene Abkommen von 1738, welches die Jülich-Bergsche Erbschaft dem Hause Pfalz-Sulzbach zuspreche, ablaufe, während doch nach dem Wortlaute des Vertrages die zweijährige Gültigkeit nicht vom Datum des geschlossenen Vertrages, sondern vom Tode des Kurfürsten von der Pfalz an zu rechnen sei ⁴⁾.

¹⁾ Druckorte Staatschriften I, 80. Anm. 1.

²⁾ Nach dem Simultanberichte Gotters und Bordes vom 3. Januar wurden in der Konferenz diktirt: 1) Die vier Punkte des preussischen Anerbietens aus der Depesche vom 15. November 1740 (Polit. Korresp. I, 103, nur daß bei Nr. 4 die eventuelle Steigerung auf 3 Millionen Gulden wegließ) und der darauffolgende Absatz beginnend mit Vous sentez bien. 2) Aus der Instruktion vom 26. Dezember 1740 die ersten zwei Absätze bis intérêts réciproques (Polit. Korresp. I, 157). Außerdem wurde vorgelesen, aber nicht diktirt, der Eingang der erst erwähnten Depesche vom 15. November (Polit. Korresp. I, 102) bis zum Beginne der vier Punkte.

³⁾ Angeführt Staatschriften I, 79.

⁴⁾ Podewils' Bericht vom 29. Dezember, Berliner St.-A.

Als dann vonseiten Oesterreichs jene Veröffentlichungen der preussischen Anerbietungen erfolgten, antwortete die preussische Regierung mit einem äußerst scharfen Zirkularreskripte (vom 4. Februar), in welchem z. B. jene österreichischerseits zugesetzte Einleitung als ein Gewebe von Lügen bezeichnet und hervorgehoben wird, daß in jener Veröffentlichung von der eigentlichen Hauptsache, von den Rechten und Ansprüchen Schlesiens, gar keine Rede sei, und daß das ganze Verfahren eine Verletzung des Anstandes in sich schließe, dessen Bewahrung man unter gesitteten Höfen auch auf dem Höhenpunkte von Bertwürfnissen hätte voraussetzen dürfen ¹⁾.

Jedenfalls war der Krieg nun entschieden. Im Angesichte desselben aber tauschten König Friedrich und Großherzog Franz noch einmal freundliche Versicherungen persönlicher Hochschätzung und Anhänglichkeit an einander aus ²⁾. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Großherzog sehr unzufrieden war mit dem Laufe, den die Dinge genommen, und nicht im entferntesten die hochmüthige Zuversicht theilte, welche die Bartensteinsche Antwort wiederspiegelt. Der ihm näher stehende hannoversche Gesandte v. Lenthe spricht das aus und schreibt noch am 4. Januar, als ja die Entscheidung in Wahrheit schon getroffen war: „Wenn der dann mit Leib und Seele französisch gesinnte und gehässige Bartenstein nebst dem von ihm als an einem Leitbände geführt werdende Graf Kinsky durchdringen, so ist es um das Haus Oesterreich gethan, das Reich in der allergrößten Gefahr, Frankreich kriegt die völlige Oberhand und wächst mit einer nicht leicht zu zäumenden Macht gegen England; denn wer kann glauben, daß Frankreich stillstehen und nicht Bayern helfen, auch sich selbst bei einer solchen Gelegenheit vergessen werde? Wer aber soll solches sodann hindern? hier ist man zu ohnmächtig, auch zu uneinig, in wenig Monaten gewiß parterre; Rußland hat die Schweden zu fürchten, ist inwendig noch nicht ruhig; Sachsen weiß nicht, was es will, heßt den hiesigen Hof gegen die Preußen auf, erklärt sich nicht, möchte ganz gern, daß die pragmatische Sanction ein Loch bekäme, sodann Böhmen acquirieren und Kaiser werden, läßt aber alles dieses nur aus seinem Betragen urtheilen und führt überhaupt eine so unbegreifliche Conduite, daß man nicht trauen, noch weniger sich verlassen kann.“ ³⁾

Die preussischen Gesandten scheinen noch einen letzten Versuch gemacht zu haben, die Unterhandlungen weiterzuspinnen, allerdings ohne jeden Erfolg; Gotter gedachte deshalb am 7. Januar abzureisen, doch hinderte ihn ein schwerer Anfall von Kolik, der ihn zwang, sich ärztlicher Behandlung zu unterwerfen ⁴⁾. Kaum weniger schlimm war Vorde daran, ihn quälten mehr noch vielleicht als die Anfälle eines Fiebers die seiner zahlreichen Wiener

¹⁾ Vgl. Staatschriften I, 80. Anm. 2 u. 3.

²⁾ Der Brief Friedrichs vom 12. Januar und die Antwort des Großherzogs bei Arneth II, 380.

³⁾ Lenthes Berichte ed. Grünhagen, Zeitschr. f. schles. Gesch. XIII, 504.

⁴⁾ Ebb. S. 505.

⁵⁾ Wenn sie wirklich, wie Arneth (I, 133) berichtet, sich an Bartenstein und, als dieser von nichts hören wollte, an Reichshofrat v. Knorr gewendet haben, so muß es damit wohl eine ganz besondere Bewandnis gehabt haben — die beiden mußten doch sehr gut, wie Bartenstein ihnen gesinnt war —; wohl aber berichten die Gesandten noch unter dem 6. Januar 1741: „nous ferons encore une tentative“, *Verstmer* S. 1.

Gläubiger; dazu drängte der österreichische Kanzler, „bei gegenwärtigem Zustande der Sachen mit dem preußischen Hofe müsse er begreifen, daß sein Aufenthalt bei hiesigem Hofe sich nicht wohl schicke“ ¹⁾. Als dann endlich sein Schiff wieder flott und Götter wiederhergestellt war, ward das preußische Legationsarchiv der holländischen Gesandtschaft anvertraut; die preußischen Diplomaten verließen die Stadt, und der König blieb bezüglich weiterer Berichte aus Wien auf seinen bisherigen Agenten am Reichshofgerichte, einen Herrn v. Graeve, angewiesen, der dann den Auftrag erhielt, auf dem Umwege über Regensburg wöchentlich Nachrichten zu geben. Wenn man seinen Aufenthalt in Wien noch eine Zeit lang sich gefallen ließ, hatte er dies dem Umstande zu danken, daß er zugleich auch für den dänischen Hof Aufträge hatte. Anfang März zwang man auch ihn, Wien zu verlassen.

Podewils erzielte mit seinen Darstellungen der Sachlage und der Preußen früher widerfahrenen Behandlung einen gewissen Erfolg; der holländische Gesandte zeigte sich über die von Osterreich in der jülich-bergischen Sache bewiesene Zweizüngigkeit sehr überrascht — er habe so etwas dem Wiener Hofe nie zugetraut ²⁾. Der König, darüber hocherfreut, wünschte nur, der Minister möge auch dem englischen Hofe diese Dinge einleuchtend machen ³⁾. Vor allem aber kam es nun darauf an, die preußischen Ansprüche auf Schlesien in helles Licht zu setzen, und auch wir werden der Auseinandersetzung dieser Verhältnisse einen besonderen Abschnitt widmen müssen, vorher aber zu besserem Verständnis eine kurze Darlegung der Entwicklung der Dinge in Schlesien voranschicken müssen.

¹⁾ Schreiben Sinzendorfs vom 8. Januar bei Vorderes Bericht, von gleichem Datum.

²⁾ Angeführt bei Droysen, S. 188, Anm. 1.

³⁾ An Podewils, den 31. Dezember; Polit. Korresp. I, 167.

Zweites Buch.
Von Schlesien.



Erstes Kapitel.

Die Entwicklung der Dinge in Schlesien.

Das Land, auf welches nun König Friedrich Ansprüche erhob, war ein altes Kronland von Böhmen. Einst zu Polen gehörig, war das fruchtbare Gebiet zu beiden Seiten des oberen Oderlaufes durch Friedrich Barbarossas Vermittelung 1163 an zwei polnische Prinzen abgetreten worden; mit dem Anfange des 13. Jahrhunderts hatte auch der letzte Rest von Abhängigkeit von dem Polenreiche aufgehört, abgesehen von der kirchlichen Verbindung mit dem Erzstuhle Gnesen, und die piastischen Herzoge hatten namentlich in Nieder- und Mittelschlesien durch sehr zahlreiche Gründungen von deutschen Städten, Dörfern und Klöstern noch im Laufe jenes Jahrhunderts das Land im großen und ganzen germanisirt. Ohne zum Deutschen Reiche rechtlich zu gehören und regiert von Fürsten des altslavischen Piastenstammes, hatte Schlesien thatsächlich dem Reiche die Dienste einer der Marken gethan, welche man zum Schutze der östlichen Grenzen sonst errichtet hatte. In dem tapferen Widerstande der Schlesier hat sich 1241 der die ganze abendländische Christenheit bedrohende Einfall der Mongolen gebrochen, und im Vereine mit dem gleichfalls im 13. Jahrhunderte schnell emporkommenden deutschen Ordenslande Preußen hielt die Macht der deutschen Schlesierfürsten, deren einige wie Heinrich I., II. und Heinrich IV., hohes Ansehen und großen Kriegsrühm erwarben, gerade in einer Zeit, wo das Deutsche Reich mindere Widerstandskraft zeigte, die Slavenfürsten erfolgreich im Schach.

Die infolge der Erbteilungen zunehmende Zerplitterung drängte dann in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts die schlesischen Fürsten, vor dem damals zu größerer Macht geeinten Polen Schutz zu suchen bei der Krone Böhmen, dessen deutschem Herrscher Johann von Luxemburg sie ihre Lande als Lehn austrugen. Es ward damals jene Verbindung geschlossen, welche dann erst vier Jahrhunderte später die Zeit, die wir hier näher betrachten, lösen sollte. Hatte die Weisheit und Regierungskunst Karls IV. eine Zeit des Gedeihens und allseitigen Aufschwunges für das Land herausbeschworen, so brachte dann die hussitische Bewegung, indem sie in Böhmen einer slavischen Reaktion den Weg bahnte, den Gegensatz dieses Landes zu dem deutschen Schlesien zu lebhaftem und immer weiterwirkenden Ausdrücke, während andererseits die gemeinsame Gefahr in dem zeitweise in einige zwanzig Fürsten-

tümer zersplitterten Lande doch ein Gefühl der Zusammengehörigkeit fort und fort lebendig erhielt, so daß in allen den Stürmen des 15. Jahrhunderts, wo die Herrschaft bald polnischen, bald czechischen, bald ungarischen Fürsten zufiel, das Land ohne wesentliche, erhebliche Gebietsverluste als ein für sich bestehendes und mit besonderen Rechten und Freiheiten versehenes Ganze bestehen blieb, regiert durch einen eigenen, aus dem Kreise der schlesischen Fürsten zu wählenden Hauptmann, und als solches dann auch 1527 an den Erben des bei Mohacz gefallenen Jagellonenkönigs Ludwig, den Habsburger Ferdinand I., heimfiel. Dieser Fürst nun, offenbar unter allen Habsburgern, welche über das Land geherrscht haben, mit dem größten Organisationstalente begabt, hat es dann vermocht, in Schlesien gewisse Anfänge staatlicher Ordnung einheitlicher Verwaltung einzubürgern, welche die alte Zeit nicht kannte. Man kann wohl behaupten, daß eben dieser erste Habsburger den politischen Einrichtungen des Landes den Stempel aufgedrückt hat, den sie noch tragen, als die preussischen Waffen den Doppeladler stürzten.

Diese Einrichtungen Ferdinands waren nicht so leicht durchzuführen gewesen. Allerdings waren allmählich ein großer Teil der alten piastischen Fürstenhäuser ausgestorben, so daß Ferdinand gegen das Ende seiner Regierung acht Herzogtümer, die größere Hälfte des ganzen Landes, in unmittelbarem Besiz hatte. Über die andere Hälfte aber hatte er im Grunde nur die Gewalt eines Oberlehnsherrn, die ihrer Natur nach eigentlich nur in Kriegzeiten oder bei Todesfällen zur Geltung kamen, zu Einwirkungen auf die Regierung aber kaum eine Handhabe boten. Außerdem setzten ja auch in den Erbfürstentümern die Sonderprivilegien der Ritterschaften, der Städte und die Exemtionen der zahlreichen geistlichen Korporationen der landesfürstlichen Macht engere Schranken.

Und doch hatte es Ferdinand vermocht, gewisse moderne Staatseinrichtungen durchzuführen. Unter dem Eindrucke der von den Türken drohenden Gefahren hatte er gleich in seinem ersten Regierungsjahre auf Grund einer mit großer Schnelligkeit angenommenen Katastrirung eine Steuer von ganz Schlesien erlangt, die, allerdings ursprünglich nur als ein einmaliges Hilfgeld gefordert, dann doch stehend wurde, wenn sie gleich jedes Jahr von den Ständen neu bewilligt werden mußte. Gleichfalls die Türkennot rief dann bereits 1529 eine schlesische Defensionsordnung ins Leben, welche hinweggreifend über die Grenzen der Fürstentümer Schlesien für die Zwecke der Landesverteidigung in vier Kreise teilte.

Von tiefeinschneidender Bedeutung ward es dann, daß er als Attribut seiner oberlandesherrlichen Würde auch die oberste Gerichtshoheit in Anspruch nahm und die Appellationen von schlesischen Gerichten, welche bisher nach alter Sitte an berühmte Schöffenstühle, vornehmlich den zu Magdeburg, gegangen waren, fortan ausschließlich an sein Obergericht nach Prag wies. Endlich schuf er 1557 in der sogenannten schlesischen Kammer eine neue schlesische Verwaltungsbehörde, welche, obwohl zunächst nur zur Finanzverwaltung für die unmittelbaren Fürstentümer bestimmt, doch auch, insofern sie manche allgemeine Angelegenheiten, wie z. B. die Zoll- und Münzsachen, in ihrer Hand hatte, bald einen durch ganz Schlesien bemerkbaren Einfluß übte.

Es wird kaum geleugnet werden können, daß die Einrichtungen König Ferdinands im Interesse einer wirklichen staatlichen Ordnung lagen, wie sie

Schlesien lange entbehrt hatte; aber gedankt haben es ihm die Schlesier weder damals, noch später; für deren Ansicht fiel schwerer als alles Übrige in die Bagischeale die feindliche Stellung, welche er von vornherein gegen die neue Lehre der Reformation einnahm. Diese hatte hier schnell Eingang gefunden. Die Mißbräuche des alten Kirchenwesens waren offenkundig, die Entartung es Mönchtums groß, der Drang nach einer Reform allgemein empfunden; der mächtigste Fürst Schlesiens, der Herzog von Liegnitz, Brieg, Wohlau, ebenso wie sein Schwager Markgraf Georg, der Herzog von Jägerndorf, neigten der neuen Lehre zu, die Magistrate der größeren Städte, wie Breslau, Liegnitz, Brieg, Neiße, erblickten in ihr ein Mittel, Zucht und Ordnung neu zu befestigen; selbst die Breslauer Bischöfe zeigten sich geneigt, die Nothwendigkeit einer Reform anzuerkennen. Weit entfernt, an eine Kirchentrennung zu denken, besetzte man einfach erledigte Pfarrstellen mit Anhängern der neuen Lehre als mit Vertretern einer theologischen Richtung, die den Gesinnungen der Mehrzahl der Einwohner konform war. Ohne Gewaltthaten, ohne Umwälzungen vollzog sich allerorten die Einführung des neuen Bekenntnisses.

Daß man dabei der päpstlichen Gewalt Eintrag thue, ward kaum recht bedacht und fiel im Grunde nicht schwer ins Gewicht; die erst seitdem und wesentlich im Gegensatz zum Protestantismus ausgebildete Theorie von der Nothwendigkeit einer streng monarchisch aufgebauten Hierarchie lebte damals ganz und gar nicht im Bewußtsein des Volkes. Wohl aber hatte die habsburgische Politik schon um ihrer Rivalität mit Frankreich willen mit dem Papste zu rechnen, und so wenig es Kaiser Karl V. hätte einfallen können, mit dem römischen Stuhle ganz zu brechen, denselben ganz in Frankreichs Arme zu treiben, um einer religiösen Bewegung willen, für die ihm im Grunde jedes Verständnis fehlte, ebenso wenig hat sein Bruder, obwohl deutscher Art ungleich näher stehend, jemals ernstliche Versuchung gefühlt, durch eine Begünstigung der neuen Lehre sich zu der habsburgischen Familienpolitik, die ihre Impulse doch fort und fort aus Spanien empfing, in scharfen Gegensatz zu bringen.

Auch in Schlesien hat er von Anfang an scharfe Mandate gegen die religiösen Neuerungen erlassen; die der Reformation zugewendeten Fürsten mußten bei manchen Anlässen seine Ungnade empfinden, und nach der Niederlage, welche die protestantische Sache im Schmalkaldischen Kriege erlitt, schien er einen Anlauf nehmen zu wollen, auch hier eine volle Reaktion durchzuführen, doch mahnten finanzielle Bedrängnisse und die fortdauernden Bedrängnisse durch die Türken ab, den Bogen allzu straff zu spannen, und was er auf kirchlichem Gebiete wirklich erreicht hat, war nur das, daß bei den evangelischen Schlesiern sich die Überzeugung festsetzte, ihre Landesherren gingen darauf aus, ihnen ihren Glauben zu nehmen, so wie sie die Macht dazu fänden, und daß infolge davon eine tiefe Kluft mißtrauischer Abneigung die habsburgischen Herrscher von der Mehrzahl ihrer Unterthanen schied.

Es hat eine Zeit gegeben, wo man gar nicht mehr von Mehrheit und Minderheit sprechen konnte, wo die neue Lehre in Wahrheit die allein herrschende gewesen ist. Mit ganz überraschender Schnelle hatte sie sich ausgebreitet, von den Grenzen der Niederlausitz bis an den Jablunkapafz und die Quellen der Weichsel war die Predigt des neuen Wortes ziemlich allerorten eingeführt, ohne irgendwie ernstern Widerstand zu finden. In ohnmächtigem

Borne großten die wenigen treugebliebenen Domkapitulare selbst von ihren Bischöfen im Stich gelassen, die mehrfach alle die Neuerungen des Gottesdienstes das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ja selbst die Priesterehe schweigend duldeten; von den Klöstern rettete sich, während die Mehrzahl sich selbst auflöste, nur eine kleine Zahl zum Teil unter schweren Bedrängnissen durch die schlimmste Zeit, auch im Innern der Klostermauern nicht vor Abfall sicher, wie denn selbst in den Nonnenklöstern an mehreren Orten Abtissinnen den Schleier abzulegen und Ehen einzugehen Neigung zeigten.

So günstig blieben nun allerdings die Dinge nicht. Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an zeigte sich ein gewisser Niedergang. Während die alte Kirche in Folge des Tridentinums sichtlich erstarke und alle die geistlichen Gewalten neue Widerstandskräfte fanden, büßte die neue Lehre unter den traurigen Zänkereien der beiden Konfessionen den besten Teil ihrer Kraft ein und entfremdete sich viele Gemüter. Schon gegen das Ende des 16. Jahrhunderts war von einigen vornehmlich geistlichen Obrigkeiten, so in Troppau durch die Bischöfe von Olmütz, auf den Malteserkommenden und verschiedenen Stifts- und Klostergütern der alte Glaube wiederhergestellt. Indessen blieb doch noch immer die bei weitem größte Mehrheit der Reformation zugewandt. Maximilian II. bezeichnete 1564 dem Breslauer Bischofe gegenüber den Umstand, daß „fast das ganze Schlesien der Augsburgischen Konfession verwandt und anhängig“ sei, als eine Thatfache, mit der man rechnen müsse¹⁾, und noch 1611 klagt ein Breslauer Bischof, es gäbe in Schlesien viele tausend Flecken, Städte und Dörfer, wo kein einziger Mensch katholisch sei²⁾. Und der Majestätsbrief, den die Schlesier 1609 nach dem Vorgange der Böhmen von Rudolf II. erlangten, verbürgte aufs neue in der feierlichsten Form die Freiheit des Bekenntnisses. Aber bald wandte sich das Blatt, nachdem der böhmische Aufstand, welchen die Schlesier thätlich durch eine Union mit den Böhmen, wenngleich ohne rechte Energie unterstützt hatten, durch die Niederlage am Weißen Berge gebrochen war.

Obwohl danach für die Schlesier unter Vermittelung des Kurfürsten von Sachsen 1621 in dem sogen. sächsischen Accorde eine volle Amnestie gewährt worden war, so fanden sich doch leicht Vorwände, von demselben abzugehen, und noch während des 30jährigen Krieges wurde in einzelnen Landesteilen Schlesiens der Katholicismus mit rücksichtsloser Strenge wiederum eingeführt. So z. B. in der Grafschaft Glatz, welche man eigentlich noch zu Böhmen rechnete, ward bereits 1628 ebenso wie in Böhmen überhaupt der Protestantismus geradezu ausgerottet, an sechzig evangelische Geistliche verjagt, alle evangelischen Kirchen eingezogen und den Katholiken übergeben. Ebenso verfolgte man in den Landen des wegen seiner dem pfälzischen Winterkönig bewahrten Treue geächteten Markgrafen Johann Georg, Jägerndorf und Bentzen-Oberberg, ebenso auch in Troppau, Pleß und in den Fürstentümern Oypeln-Ratibor, unter dem Vorwande, daß man den Mannsfeldischen Truppen Vorschub geleistet habe, so daß fast ganz Oberschlesien noch im Laufe des Krieges für den alten Glauben zurückgewonnen wurde. Aber auch in Niederschlesien versuchten einzelne fanatische Heerführer, vor allem der berüchtigte

¹⁾ Angeführt bei Stenzel, Geschichte des preuß. Staats I, 353 Anm.

²⁾ Angeführt bei Fuchs, Reformationsgeschichte von Meiß, S. 65.

Hannibal von Dohna an den Orten, die sie mit kaiserlichen Truppen besetzten, auch die Einwohner durch alle Mittel der raffiniertesten Grausamkeit, welche der lange Krieg hatte erfinden lassen, zur alleinseeligmachenden Kirche zu belehren. Von den Greueln der Lichtensteinschen Dragoner, „der Seligmacher“, 1629 erzählt noch heut das Volk in den niederschlesischen Städten am Fuße des Gebirges.

Zu großem Stile aber ward die Gegenreformation in Aussicht genommen nach Wiederherstellung des Friedens. Bei den Osnabrücker Friedensunterhandlungen hatten alle Bemühungen der evangelischen Stände, besonders Sachsens und Brandenburgs nicht mehr durchzusetzen vermocht, als daß den noch in Schlesien herrschenden, der Augsburgerischen Konfession zugethanen Fürsten, nämlich den Herzögen von Brieg, Liegnitz-Münsterberg und Ols, und außerdem der Stadt Breslau das freie Exercitium der gedachten Konfession zugesichert wurde, während dagegen für alle übrigen Lande, die unmittlbar unter dem kaiserlichen Scepter standen, der Kaiser sich das Reformationrecht nach den Grundsätze: „Cujus regio, ejus religio“ vorbehielt und nur noch drei sogen. Friedenskirchen in den drei Hauptorten der niederschlesischen unmittelbaren Fürstentümer, also Schweidnitz, Jauer und Glogau, zugestand.

Eine eigene Reduktionskommission durchzog dann in dem Jahre 1653 bis 1654 die Erbfürstentümer, um die evangelischen Kirchen zurückzufordern und katholischen Priestern zu überantworten, ein Geschäft, welches sich doch nicht überall ganz glatt vollziehen ließ. An gar manchen Orten rotteten sich die Bauern zusammen, ihr Gotteshaus zu verteidigen, häufig mußte militärische Hilfe requiriert werden; aber die Ausbeute war groß, etwa 628 Kirchen wurden hier eingezogen, und die Zahl der im ganzen in Schlesien während des 30jährigen Krieges und nach demselben den Protestanten weggenommenen Kirchen beziffert sich auf über 1340. Und wenn in dieser Bedrängnis die Fürstentümer Liegnitz-Brieg mit ihren noch glücklich geretteten Kirchen die letzte Zukunft der Evangelischen bildeten, so schien auch diese dahinschwimmen zu sollen, als im Jahre 1675 der letzte männliche Sprosse der Pfaffen ins Grab sank und diese Fürstentümer nun auch der Krone Böhmen heimfielen. Und in der That ging man hier eifrig vorwärts, und wenn man gleich eine summarische Wegnahme der zahlreichen evangelischen Kirchen vermied, so suchte man doch das immer im Auge behaltene Ziel dadurch zu erreichen, daß man bei der Vakanz einer evangelischen Pfarre die Stelle zunächst unbesetzt ließ und nach Ablauf einiger Zeit einen katholischen Geistlichen einschob. Und wieviel sich doch auch auf diesem Wege erreichen ließ, zeigt die Thatsache, daß, als nachmals 1709 die Intervention des siegreichen Schwedenkönigs bei der Regierung die Herausgabe der in den drei bis 1675 mittelbaren Fürstentümern den Protestanten weggenommenen Kirchen durchsetzte, es sich herausstellte, daß allein in diesen drei Fürstentümern 108 Kirchen in Frage kamen, wozu dann aus Münsterberg-Ols nebst den Breslauer Landkirchen noch 18 traten.

Natürlich wurde auch sonst in Gesetzgebung und Verwaltung darauf gehalten, die herrschenden Grundsätze in kirchlichen Fragen zu deutlichem Ausdrucke zu bringen. Daß von jedem, der von der kaiserlichen Behörde eine Gunst oder eine Anstellung wünschte, das katholische Bekenntnis gefordert

wurde, verstand sich von selbst, seit dem 30jährigen Kriege wurde dasselbe auch mit alleiniger Ausnahme von Breslau bei den Magistraten der Städte zur Bedingung gemacht. Die katholischen Ebehindernisse, die katholischen Feiertage galten für die ganze Bevölkerung. Für die Fortsetzung der Befehungen waren die eigentlichen Streiter des Katholicismus, die Jesuiten, mit unermüdllichem Eifer thätig, denen jede Förderung angedeihen zu lassen man eifrig bemüht war, sie fanden Zugang in die Gefängnisse und an die Sterbebetten, sie beeinflussten die Zensur; ihre Bestrebungen im Punkte der gemischten Ehen durften auf die Unterstützung der kaiserlichen Behörden rechnen, mehr als einmal haben sie bei Waisen, namentlich adeligen Standes, wenn solche gleich aus protestantischen Familien stammten, die Erziehung unter Begünstigung der Behörden an sich zu reißen gewußt, ja es ist ihnen sogar gelungen, in der Landeshauptstadt, der ihre Privilegien sonst eine fast republikanische Selbstständigkeit gaben, 1695 eine jesuitische Universität zu errichten, welche abzuwenden die Breslauer vergebens alle Mittel der Bestechung anwendeten. Im Kampfe gegen den Protestantismus war natürlich eine Freiheit der Bewegung auf Seite der Jesuiten, welche die von schweren Strafen immer bedrohten Gegner nicht kannten; ja diese letzteren durften gar nicht einmal wagen im Wettstreit mit ihnen Proselyten zu machen, denn der Übertritt vom Katholicismus zum Protestantismus ward als Apostasie mit ewiger Landesverweisung und Vermögenskonfiskation bedroht und ward auch noch an den Kindern gehandelt.

Alle diese Anstrengungen entbehrten nun keineswegs des Erfolges.

In fast ganz Oberschlesien, einschließlich des Neiße-Grottkauer Landes, aber ausschließlich des zum Fürstentum Brieg gerechneten Gebietes von Kreuzburg ward das protestantische Bekenntnis fast ganz verdrängt, desgleichen in der Grafschaft Glatz. Dagegen ist in Nieder- und Mittelschlesien dieses Bekenntnis allen Verfolgungen zum Troste das herrschende geblieben, und namentlich in den Erbherzogtümern, die ja doch ziemlich hundert Jahre hindurch fast aller ihrer Kirchen beraubt blieben, ist mit rührender Treue der Glaube der Väter bewahrt worden. In ganzen Karavananen zogen damals die Landesbewohner oft mehrere Tage lang zu der nächsten evangelischen Kirche; mutige Priester fanden, nicht geschreckt durch die angedrohten Strafen, wohl auch den Weg ins Land, zu häuslichen Andachten und Zuspruch für Kranke, häufig genug haben namentlich im Gebirge die sogenannten Buschprediger im stillen Wald- oder Bergverstecke ihren Gemeinden gepredigt.

Das Gesamtergebnis der historischen Entwicklung nach dieser Seite hin war nun doch das, daß in dem größeren, am meisten bevölkerten, am vollständigsten germanisierten, in der Kultur am meisten vorgeschrittenen Teile Schlesiens der Protestantismus das herrschende Bekenntnis geblieben war.

Wir haben in dem Vorstehenden wenigstens andeutend von den gewaltsamen und energischen Maßregeln gesprochen, durch welche die österreichische Regierung die Gegenreformation in Schlesien einzuführen versucht hatte. Wir müssen dem notwendig hinzufügen, daß sich darauf auch im wesentlichen das Maß von Energie beschränkt, welches man den habsburgischen Herrschern nachrühmen darf. Die Reduktionskommission von 1653 war ihre energischste That, und eben nur auf dem Gebiete der religiösen Verfolgungen haben die aufeinanderfolgenden Herrscher dieses Hauses ihre Macht durchgreifend zur

zu bringen vermocht, und selbst auf diesem Gebiete hat sich namentlich in der letzten Zeit vor 1740 der Eifer etwas abgeschwächt, und mancher Adel, die man im Prinzipie sehr gewünscht haben würde, hat die Furcht vor einem großem öffentlichen Uergerniß, zu großer Aufregung im Publikum, sich abgedrückt, ganz abgesehen davon, daß von der chronischen Fieber des Wiener Hofes doch mit Geld vieles zu erlangen war.

Gründe durfte diese Regierung mit vollem Rechte für eine sehr gelte. Wie wenig die österreichischen Herrscher es verstanden haben, die verschiedenen Lande, aus denen ihre Monarchie bestand, zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen, die Idee des Staates in ihnen lebendig zu lassen, davon ist unser Schlesien ein redendes Beispiel. Was das Kapitel der Finanzen anbetrifft, so war man im wesentlichen bei der alten Einrichtung stehen geblieben, welche einst Ferdinand I. erzielt hatte, der die Steuer, hatte sich alle Jahre ein bestimmtes Pauschquantum bezahlen lassen, die Umlage und Eintreibung der Steuern aber dem Lande überlassen, d. h. den Ständen, überlassen. Dadurch waren die Stände bei ihren eingeschränkten Befugnissen, da ihnen jede anderweitige Initiative gegenüber verboten war, in den Besitz eines äußerst wichtigen Instrumentes gekommen, dessen Wirkungen aber entschieden mehr schädlich, als nützlich waren. Die Regierung hatte sich dadurch die Möglichkeit abgeschnitten, eine vernünftige Finanzpolitik zu treiben, die Besteuerung nach den Umständen der Zeit einzurichten, und den Ständen konnte jene Umlage nach keiner Seite hin Segen bringen. Während bei solchen Versammlungen gar nicht genug alles hervorgesucht werden kann, was sie einigt, lag die eigentliche Bestimmung weit mehr auf der Seite des Trennenden als des Einzelinteresses. Jedes Ständemitglied empfand es als seine nächste Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß er resp. seine Kommitenten wenig zu kontribuieren hätten, und in diesem Kampfe aller gegen alle eine Vereinbarung schwer zu treffen und, einmal getroffen, noch schwer zu ändern, so daß auf der einen Seite eine engherzige Stabilität der Finanzwirtschaft, auf der anderen eine ungemaine Märgheit gegenüber dem Wohle des Landes zu treffenden Maßregeln, die, wenn auch teilweise gemeinnützig, doch nicht jedem Stande in gleicher Weise zum Vortheile rechneten, die notwendige Folge war. Daher ein Zurückbleiben der allgemeinen, provinzieller Anstalten, eine Vernachlässigung der Verwaltung und in weiterer Folge davon eine geringschätzige Gleichgültigkeit der Stände gegen die Stände, von deren Treiben diese wenig erfuhr und noch etwas zu erfahren wünschte. Um die Versammlung vollends zu debilitieren, kam noch die allgemeine Meinung hinzu, daß sie in ihrer aristokratischen Zusammensetzung — 3 Kurien: 1) Fürsten und Herren, 2) Ritterchaft der Erbfürstentümer und aus besonderer Gunst Breslau, 3) Deputierte der Städte — die Neigung habe, bei der Umlage Steuern die Hauptlast von sich ab auf die Schultern des gemeinen Mannes zu wälzen¹⁾.

So viel ist gewiß, daß der Eindruck, den man bei näherem Zusehen

¹⁾ Vgl. K. A. Menzel, Geschichtl. Entwicklung der am 29. Juni aufgehobenen Landesverfassung; Schles. Provinzialbl. 1817, Juni/Juli.

von der Wirkjamkeit dieser Stände, im 18. Jahrhundert wenigstens, empfängt, ein höchst klägliches ist. Es fehlt ihnen doch selbst das Maß von Haltung, welches anderwärts das korporative Bewußtsein solchen Versammlungen zu geben vermag; da ist keine Spur von jener steifnackigen Entschlossenheit in der Behauptung der Landesprivilegien, nichts von dem ständischen Troste, der so manchen Landesfürsten viel zu schaffen gemacht. Ihre Hauptthätigkeit beschränkt sich darauf, gegenüber der vom Kaiser aufgestellten Forderung des jährlichen Steuerquantums, möglichst kläglich die Unvermögenheit des Landes auseinanderzusetzen und womöglich irgendetwas von der Forderung abzuhandeln, meistens noch dazu ohne Erfolg. Von einer Vertretung der Landesinteressen und deren Wahrnehmung ist eigentlich kaum jemals die Rede, ja selbst ihre Privilegien wissen sie nicht zu wahren, eine so günstige Gelegenheit, wie ihnen z. B. 1720 die vom Kaiser geforderte Annahme der pragmatischen Sanktion bot, nicht zu benutzen, um als Preis ihrer willkürigen Annahme der die vielhundertjährige Praxis umgestaltenden Erbfolgeordnung wenigstens das zu erlangen, daß ihnen zum Landeshauptmann und Präsidenten des Fürstentags ihren Privilegien entsprechend ein schlesischer Fürst gesetzt werde, während damals die Willkür Karls VI. sie unter den Vorsitzenden der kaiserlichen Behörde, des Oberamtes, stellte. Aber sie begnügen sich schwächlich mit einem Reverse des Kaisers, dahingehend, daß die diesmalige Rechtsverletzung den schlesischen Ständepri vilegien im großen und ganzen nicht präjudizierlich sein sollte ¹⁾. Solcher Gefügigkeit gegenüber durfte es dann der Kaiser wagen, 1726 den Ständen überhaupt zu verbieten, irgendwelche Initiative zu ergreifen und etwas vorzubringen, was nicht mit dem vom Kaiser ihnen vorgelegten Postulaten zusammenhinge, oder höchstens etwaige Wünsche beim königlichen Governato, dem Oberamte, anzubringen ²⁾, welches so zu einer den Ständen übergeordneten Behörde gemacht wurde. Es war in der That kein Wunder, daß, als dann die Versammlung auf den Wink Friedrich des Großen ganz vom Schauplatz abtrat, keine Thräne ihr nachgeweint, ja ihr Hinscheiden kaum bemerkt wurde.

Infolge jener Abhängigkeit der gesamten Steuerverfassung von den Ständen war es nun möglich geworden, daß man hier bis ins 18. Jahrhundert hinein die Steuern auf Grund einer im Jahre 1527 gemachten Schätzung weiter erhob, ob schon man allgemein anerkannte, daß eine schreiende Ungerechtigkeit darin lag, wenn man jene in großer Eile und nur für eine einmalige Bewilligung gemachte Anlage, bei der man noch dazu das Privatvermögen der damaligen Besitzer mit veranschlagt hatte, allen durch die Zeit und die Kriegsereignisse herbeigeführten Veränderungen zum Troste als ewige Norm immer weiter schleppte. Die Regierung ließ es an Aufforderungen zu einer Reform nicht fehlen; aber da eine solche ohne gewisse Opfer nicht möglich war, hatte sich nie eine Vereinbarung über dieselbe erzielen lassen. Freilich konnte nur eine arge Kurzsichtigkeit verkennen, daß man sich selbst den größten Schaden zufügte, indem man auf der einen Seite bei einer Menge von Gütern höchste bedeutende Steuerkräfte ganz unbenutzt liegen ließ, auf der an-

¹⁾ Vgl. über die Angelegenheit Doves Aufsatz: „Die pragmatische Sanktion in Schlesien“, Schles. Zeitschr. XIV, 299 ff.

²⁾ Brachvogel'sche Sittenfamml. II, 587.

deren Seite viele Besitztümer durch eine unverhältnismäßig hochgegriffene Schätzung einer Reihe von Bankrotten aussetzte, dieselben ganz herunterkommen und schließlich in die Klasse der *non entia*, d. h. der Objekte eintreten ließ, von denen keine Steuer einzutreiben war. Die so verschuldeten Ausfälle, die eine ganz ungeheure Summe darstellten, mußten natürlich von den Übrigen mit getragen werden, und nur so wird es erklärlich, daß eine Steuer-summe von etwa 2½ Millionen Thaler jährlich, die von einer Bevölkerung von nahezu 1½ Millionen wohl aufzubringen gewesen wäre, dieser als ganz unerträglich erschien.

Die Regierung ergriff endlich einen Zwiespalt zwischen den Ständen von Ober- und Niederschlesien, zu dessen Festigkeit wohl auch konfessionelle Momente mitgewirkt haben mögen, als Vorwand, um selbst die Reform in die Hand zu nehmen und 1705 als Hauptsteuer die Generalaccise, also eine allgemeine Konsumtionsabgabe einzuführen, wie solche schon seit längerer Zeit in vielen europäischen Staaten bestand. Vielleicht hätte sie auch hier günstige Erfolge gehabt, wenn man, dem Beispiele des großen Kurfürsten folgend, sie auf die Städte beschränkt hätte. So aber mißglückte das Experiment vollständig; die Erhebungskosten zeigten sich als unerwartet hoch, der Ertrag unerwartet niedrig, der Widerwille der Bevölkerung unüberwindlich. Dieser mußte man geradezu versprechen, zu der alten Steuer zurückzukehren, so wie das seit 1721 ernstlich in Angriff genommene Werk der Umarbeitung der Schätzung vollendet sein würde. Davon war es aber noch weit entfernt, als die Preußen einrückten. Neben den regulären Steuern gingen dann noch andere her, so z. B. die beliebten sogen. *dona gratuita*, d. h. freiwilligen Geschenke, deren Freiwilligkeit das Patent vom 15. Juli 1705 schön illustriert, wenn es einschärft, dieselben von den Honoratioren und anderen wohlhabenden Personen „durch ersinnlichen Exekutionszwang“ einzutreiben; 1733, 1738, 1739 hat es dann Zwangsanleihen gegeben, deren Papiere, *al pari* ausgegeben, sofort auf 80 resp. 78 zurückgingen.

Diese Verhältnisse machten sich um so mehr geltend, als ohnehin der Wohlstand Schlesiens gerade im 18. Jahrhundert sehr zurückging. Dieses Land hatte das seltene Glück gehabt, wenig gestört von den Umwälzungen, welche für die südlichen und westlichen Staaten Europas und deren Handel die großen Entdeckungen, die die Wende der neueren Zeit bezeichnen, bereitet hatten, die altüberkommenen Wege ruhig weitergehen zu können. Schlesiens Bestimmung auf dem kommerziellen Gebiete war seit den ältesten Zeiten die gewesen, den Umtausch der Rohprodukte des slawischen Ostens, Leder, Wachs, Insekt, Vieh u. dgl. gegen die Kolonialwaaren und die Kultur-erzeugnisse des Westens zu vermitteln. Dieses Geschäft war immer sehr lohnend gewesen, und ihm zur Seite hatte sich schon früh eine lebhaftere Industrie, vornehmlich in Tuch und Leinwand, entwickelt, die bald nicht bloß nach Osten hin Absatz fand, wie denn z. B., gefördert durch die dynastischen Beziehungen, eine bedeutende Ausfuhr nach Spanien stattgefunden hatte, auch viel Woll nach Holland giug ¹⁾.

¹⁾ Über den schlesischen Handel vgl. die Mitteilungen, welche *Cauer* in der Schlef. Zeitschr. V, 63 ff. aus *Sala v. Grossas* Denkschrift gemacht hat. Sonst liegt hier zu Grunde *Grünhagen*: „Der materielle Zustand Schlesiens vor der preussischen Besitzergreifung“, Zeitschr. f. preuss. Geschichte 1873.

Über das alles brach nun mit einem Male eine schwere Krisis herein. Dem schlesischen Handel wurden seine besten Kunden in Polen und Rußland untreu. Was Polen anbetrifft, so hatte hier den ersten Schlag gethan die Thronbesteigung Augusts von Sachsen 1697. Zu den sehr spärlichen Vorteilen, welche dem letzteren Lande diese Verbindung gebracht, gehörten doch die neueren günstigeren Handelsvorträge, welche einen Teil des polnischen Handels von Breslau nach dem mächtig aufblühenden Leipzig lenkten. Dann kam der lange nordische Krieg, welcher nicht nur direkten schweren Schaden durch Verwüstungen u. dgl. brachte, sondern in welchem auch die energischen Maßregeln Karls XII., um den polnischen Handel den Ostseestädten zuzuführen, doch einen die Occupationszeit überdauernden Erfolg hatten, der z. B. Schlessien den bedeutenden polnischen Viehhandel kostete. Den gleichfalls bedeutenden galizischen Salzhandel zerstörte das kaiserliche Monopol. Das russische Kommerzium aber empfing einen nie verwundenen Stoß durch die Reformen Peters des Großen, der etwa vom Jahre 1714 an, um seiner Vorliebe für den Seehandel willen, allen russischen Export unter Androhung schwerer Strafen nach den Hafenstädten Archangel und Petersburg wies. Auch die 1725 in Berlin gegründete russische Handelscompagnie bereitete eine schwere Konkurrenz; kurz der schlesische Handel war in dem ganzen 18. Säkulum, wie ein kundiger Berichterstatter um 1740 schreibt, nicht die Hälfte mehr von dem, was er früher gewesen.

Natürlich wirkte das Sinken des Handels auf die Industrie zurück, die aber außerdem auch ihre besonderen Unfälle erlebte. So machten sich mehr und mehr die verderblichen Folgen geltend, welche jene Gewaltmaßregeln gegen die Protestanten im 17. Jahrhundert gehabt hatten. Viele Tausende fleißiger Leinweber und Tuchmacher waren damals ausgewandert nach den großpolnischen Grenzstädten und vor allem nach der sächsischen Lausitz und hatten dorthin ihre Industrie verpflanzt, welche dann der Heimat eine um so empfindlichere Konkurrenz bereitete, als die Auswanderer in ihrem neuen Vaterlande viel weniger von Steuern gedrückt waren, als in dem alten. Ebenso raubte das gewaltige Emporkommen der französischen Industrie unter Colbert den Schlesiern das spanische Absatzgebiet. Kurz, es ging auch hier rückwärts, ums Jahr 1720 hatte Schlessien z. B. nur noch den dritten Teil der Tuchmacher, die es früher ernährt hatte.

Die österreichische Regierung war für diese Verhältnisse keineswegs blind. Schlessien galt in Wien für das in Handel und Industrie am meisten entwickelte unter den Kronländern, und der sichtliche Verfall beschäftigte die österreichischen Staatsmänner lebhaft. Das bedeutendste Mittel zur Besserung, welches man anwendete, war die Errichtung eines besonderen Kommerzienkollegs zu Breslau 1716, welches dann nun in der damals herrschenden volkswirtschaftlichen Richtung des sogen. Merkantilsystems seine Verjüngung machte. Aber so gutgemeint sein Wirken war, so erregte doch die Einführung des neuen Systems mit seinem schwerfälligen Apparat von Zollmaßregeln, mit seiner Bevormundung und Beaufsichtigung aller industriellen Thätigkeit, zunächst viel mehr Widerwillen als Befriedigung, und erst sehr allmählich hat sich ein ertäglicherer Zustand herbeiführen lassen, hauptsächlich dadurch, daß das Kommerzienkolleg sich eifrig um Beseitigung wenigstens der provinziellen Zollschranken gegen die übrigen Kronländer bemühte und nach

dieser Seite hin einen größeren Absatz ermöglichte. Am Ende dieses Zeitraumes hat z. B. die schlesische Wollindustrie wiederum einen gewissen Aufschwung genommen, der nur in den beiden Hungerjahren 1736—1737 einen erheblichen Rückschlag zeigt.

Großes, Hervorragendes ist allerdings auf dem ganzen Gebiete nicht geleistet worden, und davon liegt die Schuld doch zu nicht geringem Teile auch an dem Mangel an Rührigkeit und Betriebsamkeit, der der ganzen Zeit anhaftet, die einen gewissen Charakterzug von träger Mattigkeit nicht verleugnet. So war doch auch die oft beklagte Verschuldung der Güter nicht ohne einen gewissen Zusammenhang mit der mangelnden Arbeitslust der Besitzer, welche eine wirkliche ernstliche Beschäftigung mit der Landwirtschaft zum großen Teile als ihrer nicht würdig ansahen und es vorzogen, als Kavaliere zu leben und Schulden zu machen. Und auf derselben Linie steht es, wenn wir noch 1742 darüber klagen hören, daß die vornehmsten Breslauer Kaufmannsfamilien gern Güter kauften, unter den Adel gehen und ihr Geld dem *Commercio* entziehen ¹⁾. Diese häufig wirklich in den Adelsstand erhobenen oder mit dem Titel „kaiserlicher Rat“ gezierten Ratsherren waren dann von dem einfachen Breslauer Bürger durch eine tiefe Kluft entfernt, und fanden das Vertrauen der Bürgerschaft ebenso wenig, wie in den übrigen schlesischen Städten die katholischen Magistrate. Die immer schroffer hervortretende Kluft, die auf dem Lande den kavaliermäßigen Gutsbesitzer von dem niedergetretenen, von Lasten erdrückten Bauer trennte, durchsetzte nun auch mehr und mehr die bürgerlichen Kreise und wirkte in sehr unerwünschter Weise der Bildung eines kräftigen und intelligenten Mittelstandes, der besten Bürgerschaft einer gesunden allgemeinen Entwicklung, entgegen.

In dem letzten Jahrzehnt österreichischer Herrschaft hatten dann mannigfache Unglücksfälle das Land getroffen; große Überschwemmungen, Mißwachs, Hungersnot, namentlich in den Jahren 1736 und 1737, hatten Schlesien schwer heimgesucht, und zu der Unzufriedenheit, welche die protestantische Bevölkerung gegenüber dem herrschenden Systeme empfand, trat so auch noch der Druck ungünstiger materieller Verhältnisse.

Und wenn sonst wohl eine lebhaft empfundene patriotische Anhänglichkeit an den Staat oder wenigstens an das Herrscherhaus ein gewisses Gegengewicht abzugeben vermocht hätte, so fehlten hier auch dafür die rechten Vorbedingungen. Die Schlesier haben dem habsburgischen Herrscherhause fort und fort sehr fern gestanden: seit dem Jahre 1611, wo man Kaiser Mathias in Breslaus Mauern gehuldigt, hatte keiner der habsburgischen Herrscher Schlesien gesehen; verschanzt hinter ihrer spanischen Etikette saßen sie in ihrer Wiener Hofburg, unnahbar wie die olympischen Götter; nur der Mund der Priester fand den Weg zu ihrem Ohr, nur durch Opfer sprach man zu ihnen. Die Schlesier feierten wohl konventionell die Familienfeste des Herrscherhauses mit; aber von einem Bande persönlicher Anhänglichkeit konnte nicht die Rede sein, bei den katholischen Schlesiern so wenig wie bei den protestantischen. Bei den letzteren allerdings trat noch ein besonderes Moment der Entfremdung hinzu. Was sie resp. ihren Glauben am meisten bedrohte, war ja doch eben die persönliche religiöse Anschauung des Landesfürsten, der

¹⁾ Cauer a. a. O., S. 74.

Grundsatz *cujus regio ejus religio* hatte jener massenhaften Wegnahme evangelischer Kirchen zum Rechtstitel dienen müssen; bei jedem Thronwechsel mußten die Schlesier davor zittern, ob nicht vielleicht ein neuer Regent noch mehr als seine Vorgänger geistlichem Einflusse zugänglich, noch weitere Verfolgungen noch größeren Druck über sie verhängen würde. Zu wiederholten Malen und immer von neuem hatten sie gegen ihren Landesherrn fremde Fürsten angerufen; Sachsens Vermittelung hatte ihnen einst den Dresdner Accord verschafft und dann im Prager Frieden sich um sie bemüht; zu unterschiedlichen Malen hatte man nach dem westfälischen Frieden sächsische und brandenburgische Fürsprache angerufen zugunsten der bedrückten schlesischen Protestanten, und die größte Errungenschaft, welche ihnen beschieden war, hatte der Schwedenkönig Karl XII. ihnen verschafft, nachdem auf seinem siegreichen Durchzuge durch Schlesien Männer aus dem Volke ihn, den fremden Fürsten, um Rettung und Hilfe eindringlich angefleht hatten.

Schon im 30jährigen Kriege waren, als Sachsen und Schweden zuerst hier eindringen, sie als Befreier aufgenommen worden, während umgekehrt, seit Truppen des Landesherrn wie die berüchtigten Lichtensteiner in schlesischen Städten als Werkzeuge schändester, grausamster Unterdrückung benützt worden waren, man allen kaiserlichen Truppen das größte Mißtrauen und die schwersten Besorgnisse entgegenbrachte und kein Opfer scheute, um den Einmarsch solcher Truppen abzuwenden. In Breslau blieb viele Generationen hindurch die Erinnerung sehr lebendig, wie die Stadt im 30jährigen Kriege dem gänzlichen Ruine nur dadurch entgangen sei, daß sie eine strikte Neutralität bewahrt und z. B. 1632 trotz alles Drängens ihre Thore den kaiserlichen Truppen ebenso wenig geöffnet hätte wie den Schweden resp. Sachsen. Es war dies die Erinnerung, auf welche man 1740 angesichts des preussischen Einmarsches zurückgriff.

Wie hätte unter solchen Umständen eine patriotische Anhänglichkeit an den Kaiserstaat in Schlesien vorausgesetzt werden können? Wir dürfen in der That konstatieren, daß von einer solchen nirgends eine Spur sich findet, auch nicht in den katholischen Kreisen. Als die preussischen Truppen Schlesien bedrohen und dort einrücken, sieht die ganze Bevölkerung mit apathischer Verwunderung zu, von einem Interesse der Bevölkerung an den zur Verteidigung ergriffenen Maßregeln oder gar von einer opferwilligen Unterstützung finden sich nur ganz schwache Spuren wie etwa bei der Bürgerschaft Reises, des schlesischen Roms. Das Breslauer Domkapitel sucht für seine Dominsel die Einnahme kaiserlicher Besatzung mit kaum geringerem Eifer abzuwenden, wie die protestantische Bürgerschaft der eigentlichen Stadt. Erst im Laufe des Krieges, als die Gefahr, unter das Scepter eines protestantischen Herrschers zu kommen, dem katholischen Klerus lebhafter zum Bewußtsein kam, zeigen diese Kreise wenigstens ein gewisses Interesse für die österreichische Sache.

Soviel wird man eben sagen können: die Bande, welche Schlesien mit dem österreichischen Kaiserstaate verbanden, waren mit nichten so stark, daß der Versuch einer Lostrennung vonseiten der Einwohnerschaft auf lebhaften Widerstand hätte stoßen müssen, und es fiel dabei unzweifelhaft schwer ins Gewicht, daß hier in Schlesien die katholische Reaktion bei weitem nicht so radikal durchgeführt worden war wie in den anderen österreichischen Erb-

landen. Sehr wesentlich hat dieser Umstand die Eroberung Schlesiens durch die preussischen Waffen erleichtert.

Es ist aber nicht gerechtfertigt, einen Schritt weiter zu gehen und etwa zu behaupten, die Schlesier hätten die preussische Besitznahme erwartet, ersehnt oder gar irgendwie herbeigerufen. Wenn sogar das letztere ausgesprochen worden ist ¹⁾, so gehört das in die Reihe tendenziöser Erfindungen, wie sie wohl der Unwille des Merus mehrfach ausgestreut hat; aber nicht einmal das erstere ist wahr. Jene unglaublich mattherzige und resignierte Zeit hat etwas so Außerordentliches wie einen Angriff Preußens auf eine der Provinzen des mächtigen Kaiserstaates nicht im entferntesten voraussehen können, und wir finden nirgends eine Spur davon, daß sich die schlesischen Protestanten auf eine Befreiung von dem religiösen Drucke durch einen auswärtigen Fürsten irgendwelche Hoffnung gemacht hätten; und es muß schließlich selbst noch fraglich bleiben, ob selbst eben die schlesischen Protestanten sich 1740 darnach gesehnt haben würden, dem preussischen Staate einverleibt zu werden; wenigstens galten die Zustände unter Friedrich Wilhelm I. den Nachbarn keineswegs als beneidenswert. Die strenge Zucht dieses Königs, der, wie ein vielverbreitetes Flugblatt jener Zeit bemerkt, „den Unterthanen die Groschen in die Tasche zählte“, die strenge Heranziehung zu einem als äußerst streng verrufenen Waffendienst und zu den sonstigen Staatslasten, hätte die an Bequemlichkeit gewöhnten, im Grunde leichtlebigen Schlesier wenig anzulocken vermocht.

Im Grunde waren die Fäden, welche die Schlesier bis 1740 mit Brandenburg und dem preussischen Königshause verknüpft haben, nicht allzu zahlreich, der Handelsverkehr Schlesiens mit den preussischen Landen war nicht eben rege. Am meisten hatte noch der protestantische Adel Schlesiens Verbindungen nach dieser Seite hin. Die Kriegstüchtigkeit, die Ordnung im Militärwesen und das Ansehen, welches der Offizier genoß, lockten doch manchen schlesischen Edelmann, den die Neigung in den Soldatenstand trieb und das protestantische Bekenntnis von dem österreichischen Dienst zurückhielt, in den preussischen, wenngleich die Kargheit des Soldes und die Strenge der Kriegszucht abschrecken mochten. Es haben doch nicht wenige schlesische Adelige im preussischen Heere gedient. „Es ist keinem Schlesier jemals verboten gewesen“, schreibt einer derselben ²⁾, „an auswärtigen Höfen Dienste zu suchen. Die Protestanten haben es gezwungen thun müssen, indem sie keine Gelegenheit gefunden, in ihrem Vaterlande anzukommen.“ Wenn dann nun auch manche derselben später nach der Heimat zurückkamen und das väterliche Gut übernahmen, so brachten sie doch eine gewisse Anhänglichkeit an den Staat mit, in dessen Dienst sie gestanden hatten. Im Zusammenhange hiermit hatte sich nun auch ein *connubium* zwischen dem Adel Preußens und dem protestantischen Teile des schlesischen Adels herausgebildet. Als dann kurz nach der Thronbesteigung des jungen Königs, an welche sich natürlich viele Hoffnungen auf ein mildereres und weniger karges Regiment knüpften, eine Vermehrung des Heeres vorgenommen wurde, wandten sich auch aus Schlesien zahlreiche Edelleute hierher, und von den mehr als 100 Offizieren, die damals in

¹⁾ In dem Klofertagebuche *Ars et Mars* bei Stenzel, Ss. rer. Sil. V, 393. 400

²⁾ Dem 29. Dezember 1740 bei Stenzel, Ss. rer. Sil. V, 399.

preussische Dienste traten, waren die Mehrzahl Schlesier oder Sachsen ¹⁾. Hier waren in der That nähere Beziehungen vorhanden, deren Traditionen noch heut in manchem unserer schlesischen Adelsgeschlechter lebendig sind.

Dagegen wissen wir auch aus diesen Kreisen nichts davon, daß irgendwelche geheime Verbindungen zwischen den Schlesiern und dem preussischen Hofe angeknüpft worden wären. Dazu kam doch auch der Tod des Kaisers, der ja die schlesischen Pläne erst in den Vordergrund rückte, allzu überraschend. Nur eben von dem religiösen Drucke, unter dem die Schlesier seufzten, wußte der König, und wie er dieses Moment z. B. England gegenüber wiederholt geltend gemacht hat, so ist es sehr wahrscheinlich, daß es auch bei seinen Entschlüssen in die Waagschale gefallen ist.

Bevor wir aber nun den Verlauf der preussischen Besetzung Schlesiens schildern, werden wir einen Blick zu werfen haben auf die preussischen Ansprüche und deren Berechtigung.

¹⁾ Angeführt bei Stenzel, Preuß. Geschichte IV, 51.

Zweites Kapitel. Die preussischen Ansprüche auf Schlesien.

Die schlesischen Ansprüche Preußens zählen nicht zu den mannigfachen, bereits im Mittelalter erheirateten oder sonst erworbenen Anwartschaften, wie etwa die pommerische oder mecklenburgische, sondern sie datieren aus der Reformationszeit und sind mit den Gegensätzen, welche diese hervorrief, eng verknüpft.

Wie einst der erste Hohenzoller in Brandenburg, Friedrich, unzufrieden mit der Enge des fränkischen Erbes, gegen das Ende des 15. Jahrhunderts bei dem ungarischen Könige Sigismund in den Hofdienst getreten war und dort den Weg zu höheren Ehren gefunden hatte, so war ein Jahrhundert später einer der Söhne des mehr mit Kindern als mit Glücksgütern gesegneten sächsischen Markgrafen Friedrich des Älteren, namens Georg, an den Hof des guten Königs Wladyslaw von Ungarn und Böhmen gekommen, hatte dort als Verwandter, Sohn einer Jagellonischen Prinzessin, freundliche Aufnahme gefunden, Reichthümer durch seine Vermählung mit der Witwe Johannis Corvin, des Sohnes des Königs Mathias, und schnell ein solches Ansehen, daß er nach des Königs Tode einer der Vormünder von dessen unmündigem Sohne wird. Bald richtet er sein Augenmerk auf das zersplitterte Schlesien und beschließt, sich dort festzusetzen, bewegt durch Geld die piastischen Brüder Johann und Valentin von Oppeln-Ratibor, ihn in ihren Erbverbrüderungsvertrag mit aufzunehmen; nach dem Tode des letzteren 1521 nimmt er den Titel eines Herzogs von Ratibor an und erhält auch bereits Schloß Oberberg von Herzog Johann eingeräumt; König Ludwig fügt dazu noch die Stadt Beuthen in Oberschlesien; 1523 kauft Georg dann unter Zustimmung des Königs Ludwig von Georg v. Schellenberg das Herzogtum Jägerndorf. Da nun Johann von Oppeln-Ratibor der Nachkommen entbehrt, so scheint dem Hohenzollern der Besitz von ganz Oberschlesien zu fallen zu sollen.

Wer er ist zugleich ein eifriger Anhänger der neuen Lehre; er war es ja, der 1530 auf dem Augsburger Reichstage dem Kaiser Karl V. erklärte, lieber seinen Kopf auf den Block legen zu wollen, als von der Predigt des neuen Wortes zu lassen. In diesem warmen Interesse für die reformatorischen Ideen findet er sich zusammen mit seinem Bruder, dem deutschen Hoch-

meister Albrecht, und dem Gemahl seiner Schwester, Herzog Friedrich II. von Liegnitz-Brieg-Wohlau, der gleichfalls mit Entschiedenheit, wenn auch mit Mäßigung, die neue Lehre in seinen Landen einführte. Innige Freundschaft verband die drei. Friedrich und Georg führten vornehmlich jene Unterhandlungen mit dem Könige von Polen, welche den so unendlich folgenreich gewordenen Schritt, die Verwandlung des Ordensstaates Preußen in ein weltliches Herzogtum, herbeiführten. In Georgs Stadt Beuthen wartete Albrecht den Erfolg derselben ab.

Grollend wandte sich der damalige Kurfürst von Brandenburg, Joachim, ein erbitterter Feind der neuen Lehre, von den Vettern ab; er ahnte nicht, daß deren Thun recht eigentlich den Grundstein legte zu der künftigen Größe seines Hauses. Aber auch für König Ferdinand war der evangelische Eifer Markgraf Georgs Grund genug, der Ausbreitung seiner Macht entgegenzutreten; dem Erbvertrage mit dem letzten Herzoge von Oppeln-Ratibor weigerte er seine Zustimmung, nach dem Tode des Herzogs ihm nur den Pfandbesitz vorläufig lassend; Beuthen und Oberberg sollte auf bestimmte Zeitdauer ihm bleiben, nur das Herzogtum Jägerndorf ward ihm gesichert.

Jene Feindschaft König Ferdinands gegen die neue Lehre und deren Anhänger rief nun bei Georg und seinem Schwager von Liegnitz den Plan hervor, für alle Fälle den Heimfall der schlesischen Herzogtümer des letzteren an ein protestantisches Fürstenhaus zu sichern. Hierzu hatte man das verwandte Kurhaus Brandenburg ausersehen, nachdem 1535 hier Joachim II. gefolgt war, der im Gegensatze zu seinem Vater der Reformation zuneigte. Dem ging der junge Kurfürst auf einen Plan ein, der seinem Hause ansehnliche Aussichten eröffnete, und so entstand, auf eine Doppelheirat der Thronerben beider Familien gestützt, jene Erbverbrüderung von 1537 zwischen dem Kurhause Hohenzollern und dem der Piasten von Liegnitz-Brieg, dahingehend, daß nach dem Aussterben des Mannsstammes der Herzoge von Liegnitz-Brieg deren gesamte Lande an die Kurlinie der Hohenzollern in Brandenburg fallen sollten, eventuell an einen der fränkischen Markgrafen, falls ein solcher zur Regierung in Brandenburg käme, unbeschadet der Oberlehns-hoheit der Könige von Böhmen. Dagegen sollten, falls die direkten Nachkommen des Kurfürsten Joachim und seines Bruders Johann ohne Mannserben zu hinterlassen ausstirben, von deren Landen die schlesisch-lausitzischen Besitzungen Crossen, Züllichau, Sommerfeld, Bobersberg, Kottbus, Peitz, Possen &c. an die Herzoge von Liegnitz fallen. Insofern diese Besitzungen Lehen der Krone Böhmen waren, ward zur Gültigkeit dieser letzteren Abmachung ein Konsens des böhmischen Königs erforderlich; doch erklärte Herzog Friedrich von Liegnitz in einem Zusatzartikel des Vertrages ausdrücklich, es solle selbst für den Fall, daß die Erlangung dieses Konsenses Schwierigkeiten mache und also die von brandenburgischer Seite zu machende Gegenkonzeßion zweifelhaft würde, die Verschreibung der schlesischen Herzogtümer dennoch in Gültigkeit bleiben.

Schon hieraus war zu erkennen, daß der Hauptzweck des ganzen Aktes vonseiten Herzog Friedrichs der war, den eventuellen Heimfall seiner Lande an ein mächtiges protestantisches Reichsfürstenhaus zu sichern und dadurch der Einziehung dieser Lande als erledigter Lehen durch die Krone Böhmen vorzubeugen. Es war sehr erklärlich, daß eine solche Absicht den Interessen des habsburgischen Hauses direkt zuwiderlaufend erschien, aber ebenso sicher

es, daß der Herzog zu einem derartigen Akte durch das besondere Privileg, auf welches er sich berief, vollkommen legitimiert war.

Unter dem 14. April 1514 hatte König Wladyslaw demselben Herzoge förmlich verbrieft, daß er seine Städte, Land und Leute — „auf dem Tode oder in Testamentes Weise vergeben, verkaufen, versetzen u. d. d. dürfe, an wen er wolle, vor uns unseren Erben und nachkommenden Königen zu Böhmen und sonst jedermänniglich ungehindert“ nur unter der Bedingung, daß er Betreffende die Lehnspflichten gegenüber den Königen von Böhmen übernehme¹⁾. Diesen Gunstbrief hatte dann wiederholt unter dem 20. Mai 1522 und dem 3. Juli 1524 König Ludwig dem Herzoge und seinen Erben denselben Ausdrücken bestätigt, und auch König Ferdinand hatte unter dem 7. Juli 1529 ihm und seinen Nachkommen alle Privilegien u. d. d. „damit er und seine Erben über sein Land und Leute vormals von unsern Vorfahren Königen und uns begnadet und befreiet, aufs neue konfirmiert und bestätigt u. d.“

Was hier vorlag, war eine im Wege einer besonderen Gnadenerweisung erfolgte Erweiterung der Dispositionsfähigkeit des Herzogs über seine Lande. Eine solche war nach den früheren Vorgängen gerade in diesem Fürstenhause nicht allzu auffallend. Denn wenn ursprünglich bei der Lehnsauftragung der schlesischen Herzoge im 14. Jahrhundert die Meinung geherrscht hatte, daß schon bei dem Erlöschen der direkten männlichen Nachfolge die Erledigung der Lehen und der Heimfall an die Krone Böhmen erfolgen sollte, wie dies z. B. in der Lehnsauftragung des Stammvaters der Liegnitz-Brieger Linie L. d. 1329, den 13. Dezember direkt ausgesprochen war, so hatte doch schon 1379 König Wenzel „aus besonderer Gnade“ eine Belehnung zu gesamter Hand für das ganze Geschlecht erteilt, und im 15. Jahrhundert waren die Lande herüber- und hinübergetommen von einem Seitenzweige des Geschlechtes auf den anderen.

Und von der allerdings sehr umfassenden Erweiterung, welche das erwähnte Privileg König Wladyslaws von 1511 Herzog Friedrich erteilte, machte dieser einen im Grunde sehr bescheidenen Gebrauch; angesichts der Doppelheirat mit dem Hause Hohenzollern gab er dem Hause, in welches seine Tochter heiratete, und deren voraussichtlichen Nachkommen ein eventuelles Erbrecht beim Erlöschen seines Mannstammes und zwar einem Fürstenhause, welches als Herzog von Croffen bereits unter den schlesischen Fürsten mitzählte. Es war im Prinzipie eigentlich nur eine in bestimmtere Formen gefaßte Ausdehnung der Erbfähigkeit auch auf die weibliche Linie, wie eine solche allmählich bei den fürstlichen Lehen eigentlich allerorten schon zur Regel geworden und auch bei den Pfaffen keineswegs unerhört war.

Und ganz unbestreitbar ist es, daß Friedrich II. bei dem Abschlusse der Erbverbrüderung nur etwas gethan hat, wozu er vollkommen befugt war, denn die einzige Klausel, welche jenem Privilege angehängt war, ward in keiner Weise verletzt. Es verstand sich ganz von selbst, daß, wenn der Erbfall ein-

¹⁾ Es mag ein- für allemal inbetreff der hier citierten Urkunden auf das unter der Presse befindliche Werk: „Lehns- und Besitzurkunden Schlesiens, edd. Grünhagen und Martzara“ verwiesen sein, in welchem die Urkunden wenigstens bis zum Jahre 1527 in möglichst authentischem Texte mitgeteilt werden sollen.

trat und der bisherige Herzog von Crossen nun auch noch Liegnitz-Brieg-Wohlau dazu erhielt, derselbe für diese Lande ganz ebenso gut seine Lehns-pflichten übernahm, wie für Crossen, und der Oberlehns herr hatte es ganz in der Hand, ehe er die Lehen erteilte, sich hierüber Sicherheit zu verschaffen.

Rechtlich war die Erbverbrüderung von 1537 kaum anzufechten. Ferdinand aber, für den, wie einleuchten muß, im eigenen politischen wie religiösen Interesse an der Beseitigung jenes Vertrages viel lag, schlug zu diesem Zweck einen ganz besonderen Weg ein.

Seit den Hussitenzeiten hatte sich ein starker Gegensatz zwischen Böhmen und Schlesiern herausgebildet, und die letzteren hatten sich aus allen Kräften bemüht, sich auf eigene Füße zu stellen und von dem Nachbarlande möglichst unabhängig zu machen. Sie hatten es ja oft schon schwer genug empfunden, daß sie als der Krone Böhmen inkorporiert dem Herrn huldigen mußten, der in dem ihnen seit seiner Czechisierung wenig sympathischen Hauptlande auf den Schild gehoben wurde. Das große Landesprivilegium König Wladyslaw's für Schlesien hatte nun im wesentlichen die Wünsche der Schlesiern befriedigt, aber die Czechen glaubten eben durch die verschiedenen schlesischen Privilegien Wladyslaw's ihr Interesse resp. das der Wenzelskrone verletzt und erhoben Beschwerde dagegen.

Diese Beschwerden waren nun der Natur der Sache nach eine interne Sache zwischen dem böhmischen Könige und den böhmischen Ständen. Wenn diese letzteren meinten, daß durch Privilegien, die böhmische Könige den Schlesiern erteilt, ihre eigenen Landesinteressen geschädigt seien, so mochten sie sich darüber bei ihrem Könige beschweren, und wenn dieser sich davon überzeugen ließ, war es seine Sache, wie er sich dann mit den Schlesiern auseinandersetzte.

Die schlesischen Fürsten aber standen in gar keinem Verhältnisse zu den böhmischen Ständen. Das Band, welches sie an Böhmen fesselte, war der Natur des Lehnverhältnisses entsprechend eben nur ein persönliches, die Abhängigkeit von dem Oberlehns herrn, dem Träger der böhmischen Krone; diesem hatten ihre Vorfahren ihre Lande als Lehen aufgetragen, der böhmischen Krone hatte Karl IV. Schlesien inkorporiert.

Ferdinand sah eine gewisse Spannung zwischen Schlesien und Böhmen vielleicht nicht gar so ungern, um so weniger konnten dann die Protestanten in beiden Ländern sich gegen ihn zu gemeinsamer Abwehr verbünden; aber er würde schwerlich jene Beschwerden der Böhmen ernstlich weiter verfolgt haben, hätte nicht eine derselben sich speziell gegen die Erbverbrüderung gewendet, als gleichfalls die Privilegien der böhmischen Krone verletzend, und so ihm eine Handhabe geboten, auch gegen diese vorzugehen.

So aber wurden die böhmischen Stände im Frühling 1546 nach Breslau geladen, um dort vor dem Könige und den schlesischen Fürsten und Ständen ihre Beschwerden vorzubringen, und auch Herzog Friedrich erhielt eine Ladung in die kaiserliche Burg nach Breslau für den 4. Mai, um sich wegen der von ihm geschlossenen Erbverbrüderung gegenüber der Klage der Böhmen zu verantworten.

Wäre etwas Energie in den Schlesiern gewesen, sie hätten mit einem entschiedenen Proteste antworten müssen, mit einer Weigerung, sich in Sachen, die ihre speziellen Landesangelegenheiten betrafen, von den Ständen des Nach-

darlandes konstituieren zu lassen, und speziell Herzog Friedrich hätte erklären müssen, wie sehr er auch bereit sei, sich seinem Oberlehns Herrn gegenüber zu verantworten, wenn ihm eine Verletzung seiner Lehnspflichten schuldgegeben werde, so müsse er sich doch weigern, durch eine Antwort auf eine Klage der böhmischen Stände indirekt eine Befugnis der letzteren einzuräumen, sich in die Hausverträge der schlesischen Fürsten zu mischen.

Auch sonst hätte wohl noch anderes geschehen können. Der am meisten bei der ganzen Sache Interessirte, der Kurfürst von Brandenburg, Joachim II., für den eine wichtige Anwartschaft auf dem Spiele stand, hätte wohl zum Schutze derselben eintreten können — die Zeitumstände waren keineswegs ungünstig: Kaiser Karl V. bereitete den entscheidenden Schlag gegen den Schmalkaldener Bund vor; die Neutralität Joachims, mit der die von Moritz von Sachsen im engen Zusammenhange stand, war von nicht geringer Bedeutung, und als Preis für dieselbe wäre die Erbverbrüderung wohl durchzusetzen gewesen, wenn Joachim auch nur Miene gemacht hätte, eventuell sich zu den Schmalkaldnern zu schlagen —; doch der schwache Kurfürst that nichts dergleichen. Markgraf Georg von Jägerndorf war einige Jahre vorher gestorben, in dem zersplitterten Schlesien war ein Zusammenschluß zu energischem Thun nicht zu erzielen. Und so erfolgte denn am 18. Mai 1546 in der Burg zu Breslau (an der Stelle des heutigen Universitätsgebäudes) das, was Ferdinand einen Urteilspruch nannte.

Die Gesandten der Böhmen hatten ein Privileg König Wladyslaws produziert, datirt vom 11. Januar 1510, in welchem derselbe, um zu verhüten, daß von den durch Karl IV. der Krone Böhmen inkorporierten Landen derselben etwas entfremdet würde, sich verpflichtete, „daß wir weder unsere künftige Könige zu Böhme in den schlesischen Landen keine Fürstentümer, so wir jezo haben oder künftiglich haben werden, so durch Anfall oder in ander Weg an uns kommen, niemandem von dieser Kron Böhme zuteil oder in allem nit hinweg geben sollen, sunder die und dieselben alle Fürstentümer und Anfallen gänzlich und unzerteilt zu der Kron Böhme, zu unser und künftiger Königen zu Böhme eigenen Inhabung hinzuthun, verbleiben und zuerzigen; und wo wir einigerlei Anfallen hinweggaben derselben Fürstentümer, so uns noch nicht heimgefallen wären oder künftigt hinweggeben würden, daß wir solches alles hier mit diesem unsern Brief aus böhmischer königl. Macht als König zu Böhme kassieren und in nichte wenden“ zc.

Auf Grund dieses Privilegs nun verlangten die Böhmen die Kassierung der Erbverbrüderung. Wir mögen uns erinnern, daß die Böhmen unter den Beschwerden, welche sie seiner Zeit gegen Sigismund erhoben, besonders betont haben, daß derselbe eines der von Kaiser Karl der Krone Böhmen inkorporierten Länder, nämlich die Mark Brandenburg, der Krone Böhmen entfremdet habe, und die Absicht, diese Krone vor weiteren Entfremdungen zu schützen, ist, wie aus der Einleitung des obigen Privilegs deutlich hervorgeht, die maßgebende gewesen bei der Erteilung desselben. Soweit mochte man auch allenfalls eine Kompetenz der böhmischen Stände anerkennen, darüber zu wachen, daß der Bestand dessen, was der böhmischen Krone einverleibt war, nicht vermindert werde, wie dagegen in den mit Böhmen unter gleichem Scepter stehenden Nebenlanden das Verhältnis zwischen mittelbarem und unmittelbarem Kronbesitze sich gestaltete, und ob Liegnitz im Besitze der Her-

zoge von Brieg oder der von Croffen sei; darein einzugreifen, das zu kontrollieren, lag außerhalb des Kreises der Befugnisse jener, und wenn dieselben sich nach dieser Seite ein Privileg wollten erteilen lassen, so war das nicht besser, als wenn ein Hausbesitzer sich ein Privileg verbrieften lassen wollte, daß nicht der Nachbar innerhalb seiner vier Pfähle eine Thür durchbrechen oder eine Wand ziehen solle.

Wenn es sich daher um Interpretation jenes Privilegs handelte, konnte ein unparteiischer Richter dasselbe nur so interpretieren, daß er nicht in fremde Rechtsphären hinübergreifend *jura quaesita* dritter verletzte, und hier lagen auch bereits ergangene Präjudize nach dieser Richtung vor. Indem König Ludwig zweimal ausdrücklich jenes Privileg seines Vaters vom Jahr 1511 für die Liegnitzer Herzoge bestätigte, erkannte er damit *implicito* an, daß dasselbe dem Privilege der Böhmen nicht zuwiderlaufe, und dasselbe that Ferdinand selbst mit seiner Bestätigung. In der That verhielt sich auch das Privileg der Herzoge von 1511 durch die beigelegte Klausel eine Entfremdung der betreffenden Lande von der böhmischen Krone, und wenn der in der Erbverbrüderung angenommene Erbfall eingetreten wäre, würden die drei Herzogtümer auch in der Hand der Hohenzollern nach wie vor Lehen der böhmischen Krone geblieben sein, gerade so gut wie jene schlesisch-niederlausitzischen Besitzungen Croffen-Züllichau u., welche dieselben Fürsten seit dem 15. Jahrhundert als böhmische Lehen besaßen.

Aber der durch Gründe nicht näher motivierte Spruch, den König Ferdinand am 18. April 1546 in der Breslauer Burg fällte, ging dahin, es habe dem Herzoge von Liegnitz nicht geziemt, noch gebührt, die Erbverbrüderung abzuschließen, daß dieser Vertrag deshalb für nichtig und unkräftig erklärt werde, daß die Herzoge von demselben abzusteigen, die betreffenden Erbkunden binnen sechs Wochen einzufordern und lassiert ihm zu überantworten, auch ihre Stände von dem geleisteten Eide loszusprechen hätten und der König sich vorbehalte, die Herzoge wegen jenes Vertrages zur Strafe zu ziehen.

Wenn es je eine durch und durch ungerechte Entscheidung gegeben hat, so war es diese, ein Gewaltstreich ohne jeden Schein von Recht. Des Königs Macht konnte den alten Herzog von Liegnitz, Friedrich, zwingen, den Gewaltakt schweigend über sich ergehen zu lassen und nach seinem bald darauf folgenden Tode seine Söhne der Erbverbrüderung ihrerseits zu entsagen; brandenburgischerseits protestierte unmittelbar nach Proklamierung des Spruches namens des Kurfürsten dessen Rat Christoph von der Straßen, die Kurfürsten haben die Urkunden des Vertrages nicht herausgegeben, jenen Spruch nie anerkannt; sie hatten volles Recht, einen wohlgegründeten Anspruch besseren Zeiten aufzubewahren¹⁾.

Als die Sentenz über die Erbverbrüderung erging, war Markgraf Georg der Fromme bereits mehrere Jahre tot. Er war 1543 gestorben mit Hinterlassung eines erst fünfjährigen Sohnes, Georg Friedrich, dessen Vormundschaft sein Vetter Albrecht (Alcibiades) führen sollte. Als dieser, bei Sievershausen geschlagen, 1553 sich auf französisches Gebiet geflüchtet hatte, nahm König Ferdinand die hohenzollernschen Lande in Schlessien in Verwaltung, gab

¹⁾ Über die Erbverbrüderung und ihr Schicksal vgl. Grünhagens Aufsatz in der *Zeitschr. f. preuß. Geschichte* 1868, S. 337 ff.

Jägerndorf dem jungen Markgrafen definitiv und Beuthen-Oberberg als Pfandbesitz, zog aber Oppeln-Ratibor ein, indem er dem Markgrafen zur Sicherheit für die auf den Herzogtümern haftende Pfandsumme Sagan, Sorau und Friedland einräumte, welches aber bald darauf (1558) eingelöst und dem Bischofe Balthasar v. Frommiz überlassen ward, so daß es sich fortan eigentlich nur um den Besitz des Herzogtums Jägerndorf handelte. Und zwar entstanden über dessen Vererbung Schwierigkeiten, als Georg Friedrich, der, obwohl mehrmals verheiratet, keine Leibeserben erzielt hatte, 1595 das Kurhaus Brandenburg zum Erben einsetzte¹⁾. Allerdings hatte bereits sein Vater Georg der Fromme in seinem Testamente vom Jahre 1543 seinem Sohne für dessen unbeerbten Tod seine Brüder und deren Söhne, und eventuell die Kurlinie von Brandenburg substituiert, und dieser Fall trat jetzt ein, da von der fränkischen Linie außer eben Georg Friedrich nur noch der Herzog von Preußen, Albrecht Friedrich, vorhanden war, der als blödsinnig (Georg Friedrich führte ja selbst in Preußen für ihn die Regentschaft) nicht in Betracht kommen konnte und auch selbst keine männlichen Erben hatte, sondern nur zwei Töchter, welche an den Kurfürsten, resp. Kurprinzen von Brandenburg vermählt waren.

Dem Vermächtnis Jägerndorfs an die Kurlinie zeigte sich nun aber der Oberlehensherr, der König von Böhmen, abgeneigt. Auf wiederholte Anträge Georg Friedrichs, zu einem solchen Akte noch besonders legitimiert zu werden, hatte er gar keine Antwort erhalten, und die Kurfürsten von Brandenburg hatten, wie österreichischerseits behauptet wird, wiederholt sich verpflichten müssen, im Königreich Böhmen oder dessen inkorporierten Landen nur mit Zustimmung der Könige von Böhmen Herrschaft und Güter pfand- oder lehenweise an sich zu bringen²⁾.

Als dann 1603 Georg Friedrich starb, nahm Kurfürst Joachim Friedrich auf Grund des Testamentes von 1595 Jägerndorf in Besitz, um es dann seinem jüngeren Sohne Johann Georg zu verleihen. Als er aber 1604 die kaiserliche Bestätigung nachsucht, verweigert Kaiser Rudolf in einem Reskripte vom 27. November 1607 dieselbe, nimmt Jägerndorf als erledigtes Lehn in Anspruch und verlangt die Übergabe desselben an Kommissarien, die er dazu abordnen würde³⁾, läßt sich aber nachmals wenigstens zu der Zusage bewegen, die Einziehung des Landes nicht anders als auf dem gebührenden Rechtswege durchzuführen zu wollen⁴⁾.

Dazu kam es nun nicht, und Johann Georg blieb im thatfächlichen Besitze von Jägerndorf bis zum Beginne des 30jährigen Krieges, wo dann der Markgraf an dem böhmisch-schlesischen Aufstande thätigen Anteil nahm und als Generaloberst der schlesischen Streitkräfte fungierte, so daß Ferdinand in ihm den Hauptantifister der Empörung erblickte, ihn in Folge davon nach der Schlacht am Weißen Berge unter dem 22. Januar 1621 in des Kaisers und

¹⁾ Die Urkunde darüber, Anspach, den 11. Juli 1595, Anhang X, zur sogenannten Gegeninformation in der schlesischen Kriegssama.

²⁾ Die desfallsigen Zusicherungen sind, soviel mir bekannt ist, ihrem Wortlaute nach nirgends gedruckt, sondern nur angeführt in dem noch zu erwähnenden Schreiben Ferdinands II. von 1624.

³⁾ In der schlesischen Kriegssama a. a. O., Anhang Nr. XII.

⁴⁾ Angeführt bei Biermann, Gesch. von Troppau und Jägerndorf, S. 344.

des Reiches Acht und Aberacht that und seine Lande wegen begangener Felonie konfiscierte. Es geschah dies noch vor dem sogen. Dresdner Accorde (vom 28. Februar 1621), durch welchen Sachsen den Schlesiern eine Art von Amnestie für deren Aufstand ausgewirkt hatte. Von dieser Amnestie ausgeschlossen, versuchte dann noch Johann Georg allerdings mit geringem Erfolge weiteren Widerstand. Inzwischen aber hatte der Kaiser (den 15. März 1622) Jägerndorf an den Fürsten von Lichtenstein vergeben, obwohl die brandenburgischen Agnaten prinzipiell für den unmündigen Sohn des Geächteten Ernst, eventuell für seine Brüder, die an der Schuld jenes keinen Teil hätten, das Land beanspruchten. Diese Ansprüche weist nun der Kaiser zurück in einem Schreiben vom 29. April 1624 ¹⁾. In diesem Schreiben bleibt die Frage, ob die Felonie Johann Georgs die Erbansprüche seiner Verwandten gefährden könne, ganz unerörtert, der Kaiser begnügt sich damit, hervorzuheben, daß das Kurhaus Brandenburg überhaupt nie ein Recht auf Jägerndorf gehabt habe, insofern weiland Markgraf Georg der Fromme ebenso wie sein Sohn niemals eine Belehnung zu gesamer Hand empfangen habe, daß dieselben vielmehr Jägerndorf nur als ein schlesisches Lehen besessen hätten, bei welchen der Heimfall an die Krone beim Abgange der nächsten Erben Regel sei, und daß daher auch Johann Georg nur im unrechtmäßigen Besitze des Landes gewesen sei.

Was nun diesen entscheidenden Punkt anbetrifft, so liegt die Rechtsfrage doch in der That keineswegs zu Ungunsten Brandenburgs.

Das Fürstentum Jägerndorf hatte König Wladyslaw unter dem 3. October 1493 dem Johann von Schellenberg „und seinen iglichen männlichen Erben zu einem rechten erblichen Anfall“ verliehen und darauf in einer zweiten Urkunde vom 22. Mai 1506 sogar die Successionsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes anerkannt ²⁾.

Nachdem nun Markgraf Georg von dem Könige unter dem 6. April 1523 das schlesische Infolatsrecht, d. h. das Recht, in Schlesien Güter zu erwerben und mit denselben dann „nach Gefallen zu thun und zu lassen“, gewährt erhalten hat ³⁾, verkauft er dann unter dem 14. Mai 1523 alle die namentlich

¹⁾ Schlef. Kriegssama a. a. D., Nr. XIII.

²⁾ Gef. Nachr. I, 823.

³⁾ Es ist kaum zu begreifen, wie man in den österrichischen Staatschriften von 1741 gerade diese Urkunde hat anführen können zum Beweise dafür, daß König Wladyslaw dem Markgrafen Georg Jägerndorf nur für ihn selbst, seine Brüder und deren Erben verliehen habe. Ganz im Gegenteile wird dem Markgrafen ausdrücklich volles Recht gewährt, mit den von ihm in Schlesien zu erkaufenden Gütern „nach Gefallen zu thun und zu lassen“; beschränkt wird eben nur das gewährte Infolatsrecht auf ihn, seine Descendenz und seine Brüder samt deren Erben. Was sich aus dieser Urkunde für den brandenburgischen Erbfall folgern läßt, ist nur das eine, daß der Vetter von Brandenburg, dem Jägerndorf 1595 vermacht wurde, sich behufs des ihm notwendigen schlesischen Infolatsrechtes nicht auf jenes dem Markgrafen Georg erteilte Privileg berufen konnte, insofern er nicht zu den directen Descendenten des Markgrafen oder seiner Brüder zählte. Weil aber die Kurfürsten von Brandenburg dies nicht nötig hatten, da sie als Besitzer von Crossen bereits im Besitze des schlesischen Infolatsrechtes sein mußten, so erscheint auch dieser Schluß als ganz irrelevant. Das Merkwürdigste aber ist, daß dem großen Juristen Cocceji diese Unterscheidung nicht eingeleuchtet zu haben scheint, da er sonst in seiner Verantwortung der österrichischen Gegeninformation zc. das eben nur auf diese total mißverstandene Urkunde gebaute Argument, „daß die Bewilligung [von Jägerndorf] nur

ten Städte und Herrschaften, zu denen auch Jägerndorf und Leob-
hören, dem Markgrafen und dessen Nachkommen „zu einem rechten
eigen Erbeigenthum“ ¹⁾, und unter dem 27. Mai 1524 bezeichnen dann
über Schellenberg die sämtlichen namentlich aufgeführten Pertinenz-
en Markgrafen „zu rechter Erbschaft“ verkauften Herrschaft Jägern-
ihre „Erb- und eigenen Güter“ ²⁾.

Dem entsprechend urkundet dann König Ludwig in einem speziell
denthin, eine Pertinenz von Jägerndorf ausgestellten Privilege vom
1523, daß Markgraf Georg das Fürstentum Jägerndorf von Schellen-
erlich erkaufte“ habe, und König Ferdinand bestätigt das unter dem
1532 ³⁾.

num aber nach der Natur des Besitzes Markgraf Georg Friedrich
t, wie er es gethan hat, in seinem Testamente seine Wittern von
burg zu Erben von Jägerndorf einzusetzen, dann fehlte König Fer-
eder Rechtsgrund für die Felonie, um welcher willen Johann Georg
in Herzogtum genommen ward, auch dessen Agnaten, die an der Ver-
g jenes keinen Teil hatten, zu bestrafen, wie denn auch die österreichi-
aatschriften zugeben, „daß die Einziehung des Fürstentums Jägern-
t sowohl ex capite felonias als vornehmlichen wegen Erlöschung der
t Linie habe geschehen müssen“ ⁴⁾, wie denn auch der Landfrieden
2. Art. 22 ausdrücklich bestimmt, „daß die Acht denen Lehns-erben an-
hen und sonst männiglich an seinen Gerechtigkeiten nicht schaden solle“.
erhält die Einziehung des Fürstentums Jägerndorf 1621 ganz
ie die Annullierung der Erbverbrüderung im Jahre 1546 den Cha-
nes bloßen Gewaltaktes, und die Hohenzollern in Brandenburg hatten
recht, ihre Jägerndorfer ebenso wohl wie ihre Diegnitz-Brieger An-
als zu Recht bestehend weiter anzusehen.

ren die letzteren zunächst noch nicht zur Erledigung gekommen, so be-
tan sich dagegen um Jägerndorf bei der ersten geeigneten Gelegen-
eine solche sich darbot, als Brandenburg durch seinen Beitritt zum
Frieden dem Kaiserhause wiederum näher gerückt, 1630 seine Kur-
für Ferdinand III. abzugeben hatte. Indessen die Zeit war nicht
und der damalige brandenburgische Gesandte, der bekannte Graf
enberg, nicht der Mann dazu, in dieser schwierigen Sache durchzu-

Er begnügte sich mit einer unbestimmten Vertröstung, der dann
eine Folge gegeben ist ⁵⁾.

¹⁾ (des Markgrafen Georgs) Person, dessen Brüder und deren Erben Kraft
ht haben solle“, nicht thätiglich unwiderlegt gelassen haben würde. Vgl.
taatschriften ed. Koser I, 154.

²⁾ Ref. Nachr. I, 826.

³⁾ St. S. 828.

⁴⁾ beide Urkunden in Beil. VI zu der altenmässigen Gegeninformation von 1741
Hef. Kriegsſama), die Hauptgegenargumente von österreichischer Seite fußen
wie oben S. 126, Anm. 3 gezeigt wurde, ganz falsch verstandenen Ur-
m 6. April 1523.

⁵⁾ wie die aus der Gegeninformation in den preuß. Staatschriften ed. Koser
gedruckte Stelle.

Die kurfürstlichen Gesandten bemerkten 1653 mit Beziehung hierauf, Graf
enberg habe von seinem damaligen Verhalten „die Bläme daraus, daß
in seiner Urbe deswegen bis nachredete, als wenn er nur sein privatum

Mit größerer Energie nahm dann der große Kurfürst diese Sache an. Bei Gelegenheit der beginnenden Friedensverhandlungen instruiert derselbe unter dem 28. Juni 1645 seine Gesandten, — sich alles Ernstes dafür zu bemühen, daß seinem Hause für das Unrecht, das ihm durch die Einziehung von Jägerndorf 1621 zugefügt worden, Genugthuung werde und, falls die bereits erfolgte Vergebung dieses Landes an den Fürst Lichtenstein hier der Restitution entgegenstehen sollte, dafür als Entschädigung das Fürstentum Glogau zu fordern ¹⁾. Vonseiten des Kaisers aber wird wiederum geltend gemacht, daß die Brandenburger Jägerndorf niemals zu Recht besessen hätten ²⁾, doch wird eine billige Satisfaktion in bestimmte Aussicht gestellt ³⁾; als diese nun ausbleibt, beauftragt der große Kurfürst unter dem 14./24. März 1653 seine Gesandten bei Gelegenheit der Wahlkapitulation zu erneuten Vorstellungen in dieser Angelegenheit und zugleich zur Hinweisung darauf, daß des Kurfürsten Verfahren und er selbst doch dem kaiserlichen Hause viel nützlichere Dienste geleistet hätten als die von Lichtenstein ⁴⁾, worauf dann am 26. April eine lange Disputation mit dem Reichsvizekanzler, Grafen Kurzb, erfolgt, der eben auch wiederum die Rechtmäßigkeit des brandenburgischen Besitzes bestreitet ⁵⁾, und ein erneutes Memorial brandenburgischerseits bringt die Sache nicht weiter. Graf Auersberg spricht von einem Äquivalent in Gestalt des Kaufpreises, den einst Markgraf Georg für Jägerndorf gezahlt, aber der brandenburgische Gesandte gewinnt den Eindruck, man suche nur hinzuziehen, bis die Wahl vorüber sei, nachmals werde man sich der Sache nicht mehr groß annehmen ⁶⁾. Wohl wird von neuem und zwar wiederholt die Abtretung des „geringen Fürstentums Glogau“ als Entschädigung für Jägerndorf angeregt, ohne daß jedoch österreichischerseits mehr als ein Versprechen einer billigen Satisfaktion zu erlangen gewesen war ⁷⁾, obwohl zu den Jägerndorfer Ansprüchen noch eine auf die Breslauer Kammer angewiesene Geldschuld tritt, welche der Kurfürst 1653 auf 40,000 Thlr. berechnet ⁸⁾. Glogau, erklärt man österreichischerseits, sei bereits dem Bruder des Kaisers, Erzherzog Wilhelm, zugesagt, auch könne der Kaiser diese Festung und Paß an der Oder nicht ganz aus den Händen geben ⁹⁾.

Wohl hielt der Kurfürst an seiner Forderung fest, und unter dem 2. Juni 1653 schreibt er seinem Gesandten: „Ungern hören wir, daß Ihr wegen Restitution des Herzogtums Jägerndorf oder eines Äquivalentes an Landen und Leuten so schlechte und fast keine Hoffnung habt, denn diese Sach ist sonnenklar und kann Uns desfalls mit Recht Nichtes abgeschlagen werden. Wir sind auch gar nicht gemeint, ein Stück Geldes dafür zu nehmen, denn da es Geld ausrichten kann, so wird ja daselbe mit besserem Zug dem Retentori (dem

inacht genommen“. Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des großen Kurfürsten VI, 229.

¹⁾ Ebd. IV, 387. 388.

²⁾ Vgl. die Unterhandlung darüber zwischen dem brandenburgischen Gesandten v. Poeben und Graf Trauttmannsdorf, am 4. April 1646; ebd. S. 433.

³⁾ Hierauf bekräftigt sich dann der Kurfürst; a. a. O. VI, 210.

⁴⁾ Ebd. S. 203.

⁵⁾ Ebd. S. 205.

⁶⁾ Relation vom 2./12. Mai 1653; ebd. S. 209.

⁷⁾ Ebd. S. 210. 212. 214. 225.

⁸⁾ Ebd. S. 201.

⁹⁾ Ebd. S. 228. 229.

Lichtenstein) als Uns dem vero domino können zugemutet und gegeben. Daß auch J. Maj. das Fürstentum Glogau wol vergessen als ist euch am besten bekannt, als der Ihr wisset, daß dieselbe durch das Fürstenthum der Kron Schweden anbieten lassen.“¹⁾

erlassen ließ sich doch schließlich die Wahl des römischen Königs durch die Kurpfalz allein nicht aufhalten, und als sie erfolgt war, wurden die österr. Zusicherungen nur zu schnell vergessen, und der große Kurfürst unter dem 12. Juli 1653 eigenhändig seinem Gesandten: „Ich verzeih aus allen Relationen so viel, daß meine Prophezeiung gar zu zeitig erd, dieweil man mich jetzt, da ich alles gethan, ebenso abzufertigen: meinem Herrn Vater seligen geschehen. Ich muß es Gott und der Welt danken und es mir so viel zunutze machen, daß ich oder meine Nachkommen sich nicht noch eines betrügen lassen. Es thut mir sehr wehe, daß man nicht zu verstehen giebt, daß man mir nichts geben will und demnach die Briefe in weitläufigen Disputat eingelassen haben will.“²⁾

Schlesien, als wolle man in der Jägerndorfer Sache den Kurfürsten zu weit zu weit gegen den Kaiser drängen, was jener aber bestimmt ablehnte, wie er nicht mit Unrecht meinte, der Kaiser zugleich Partei und sein würde³⁾. Als eben damals die allgemeine Wegnahme der evangel. Kirchen in den schlesischen Erbfürstentümern auch auf die von dem kaiserlichen Bistum Lebus an die Brandenburger gekommene Herrschaft Glogau (zwischen Breslau und Strehlen) ausgedehnt werden sollte, nahm der Kurfürst selbst Recht und ließ durch brandenburgische Reiter den vertriebenen evangelischen Prediger wieder in den Besitz der Kirche setzen, allerorts ohne zugleich beim Regensburger Reichstage sein Recht geltend zu machen⁴⁾.

Der schwedisch-polnische Krieg lenkte dann die Aufmerksamkeit des Kurfürsten nach einer anderen Seite, doch versichert er noch am Anfang der siebenjährigen, er habe, damit es nicht in Vergessenheit käme, öfter an die Jägerndorfer Ansprüche erinnern lassen, allerdings ohne eine annehmbare Satisfaction zu können. Und so faßte er denn noch 1670 zu einer Zeit, als das österr. Haus, da Kaiser Leopold von zwei Gemahlinnen keinen Erben erhalten hatte, aussterben zu sollen schien und an den europäischen Höfen bereits Anschläge auf eine Teilung des Landes gemacht wurden, sich für diesen Fall Schlesiens zu bemächtigen, als zur Entschädigung für das seinem Hause seit etwa fünfzig Jahren vorenthaltene Jägerndorf mit den aufgelaufenen Zinsen, und schon damit sich gegen Sachsen oder Schweden dort festsetzten, und zugleich in Erinnerung, daß das hohenzollernsche Haus von der mütterlichen Seite aus dem hiesigen Stamme wie Osterreich entsprossen. Eine im königlichen Haus-

1) u. 2) Altensprüche zur Geschichte des großen Kurfürsten VI, 245.

3) Ebd. S. 261. In demselben Briefe findet sich auch noch die schöne Stelle: „den Evangelischen kann ich nicht verlassen, sondern will Gottes Gnade höher als des Keyfers und aller Menschen.“ Und das P. S. beginnt mit den Worten: „Ich habe ich nüchtern geschrieben des Morgens fröhe, damit man nicht verzeihen ich getrunken habe.“

4) Instruction vom 26. Februar 1654. Ebd. S. 416.

Ebd. S. 417.

archive aufbewahrte und neuerdings gedruckte ¹⁾ Denkschrift setzt dann genau die für den Zweck einer Besetzung Schlesiens erforderlichen vorbereitenden Maßregeln fest.

Diese ganze Kombination zerrann nun zwar, Kaiser Leopold wurden von seiner dritten Gemahlin zwei Söhne geboren; dagegen starb am 21. November 1675 der junge Herzog von Liegnitz-Brieg, Georg Wilhelm. Mit ihm erlosch das Haus der Liegnitzer Piasten, und die Wirkungen der Erbverbrüderung von 1537 traten in Kraft. Trotz der Ungunst der Zeit und des schweren Krieges mit Frankreich und Schweden, in den der Kurfürst verwickelt war, verlor er keinen Augenblick, seine Ansprüche geltend zu machen und vom Kaiser zu fordern, in den drei Fürstentümern nichts an dem status quo zu ändern, da hier die Nachfolge dem Kurfürsten gebühre und dieser bereits seine Ansprüche formulieren lasse. Sein Gesandter soll auch in Sonderheit dagegen protestieren, daß der Kaiser etwa auf Antrieb der römisch-katholischen Geistlichen Änderungen in den Religionsfachen vornehme ²⁾.

Indessen bei diesen Anmeldungen der preußischen Rechte blieb es fürs erste doch, die eigentliche formelle Einbringung der Ansprüche behielt der Kurfürst, den damals schwere Kriegshändel vollauf beschäftigten, einer günstigeren Zeit vor ³⁾, vielleicht im Einverständnisse mit den kaiserlichen Ministern, die den brandenburgischen Gesandten wohl bedeutet haben können, die Prüfung dieser Ansprüche, der sich ja der Kaiser nicht entziehen werde, bleibe besser bis nach Beendigung der Kriegswirren ausgesetzt ⁴⁾. In den Verhandlungen von St. Germain en Laye suchte dann der Kurfürst für seine Ansprüche eine Stütze bei Frankreich und erlangte wirklich in dem Friedensvertrage vom

¹⁾ Bei Ranke, Ges. Werke XXIV, 518.

²⁾ Ausführungen bei Droyßen, Preuß. Politik IV, 4. S. 152.

³⁾ Im Grunde wird man an der alten Tradition, daß der große Kurfürst nicht gleich nach dem Tode des letzten Brieger Herzogs Ansprüche erhoben habe, trotz Droyßens Widersprüche (a. a. O.) festzuhalten nicht umhin können. Der Rechtsgelehrte, der damals im Auftrage des Kurfürsten die preußischen Ansprüche zusammenstellte und motivierte, Joh. Friedr. Rhey, beschäftigt sich in seiner Denkschrift auch mit dem gegnerischen Einwurfe, „die jetzt regierende Kurfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg habe bei Ableben des letzten Herzogs zu Liegnitz und Brieg sich nicht angeeignet und ihr Recht beständigst urgiret, sondern vielmehr tacite derselben remunciret“, und ohne die Thatsache selbst zu bestreiten, begnügt er sich damit, zu behaupten, daß die wenigen Jahre seit dem Tode des Herzogs keine praescription hätten erzeugen können, und daß ferner Se. M. Durchlaucht gar nicht gehalten gewesen, ihr Recht sogleich zu verfolgen, und es sei ganz genug, daß ihr keine Verjährung wegen Prosequirung ihres Rechtes opponiert werden möge. Die Denkschrift befindet sich handschriftlich in der Breslauer Stadtbibliothek, und es ist doch anzunehmen, daß der Verfasser dieselbe zuerst und ehe Abschriften von derselben genommen werden konnten, den brandenburgischen Ministern vorgelegt hat, die ja doch tatsächliche Irrthümer hätten corrigieren müssen.

⁴⁾ Die Staatschrift des Kanzlers Ludwig von 1740: „Rechtsgegründetes Eigentum“ berichtet (Preuß. Staatschriften ed. Roser I, 112), der Kurfürst habe nach dem Tode des Herzogs von Brieg sein Successionsrecht mit allem Nachdruck vorstellig gemacht. „Kais. Majestät haben auch die Wichtigkeit und Dringlichkeit davon wohl begriffen, sich aber mit den damals eingefallenen Kriegszeiten entschuldiget, nach deren Beilegung dieses Successionsrecht untersucht und was billig wäre erfolgen sollte.“ Die übrigens attemmäßig nicht zu erbärtende Anführung allzu wörtlich zu nehmen, verbietet doch der Hinblick auf die in der vorigen Anmerkung citirte Stelle des Rhey'schen Gutachtens.

5. Oktober 1679 von Ludwig XIV. das Versprechen, den Kurfürsten in ihren gerechten Ansprüchen auf das Herzogtum Jägerndorf (von Liegnitz-Brieg ist keine Rede) unterstützen zu wollen ¹⁾.

Auch bei dem Kaiser suchte nach wiederhergestelltem Frieden der Kurfürst seine Ansprüche auf die Herzogtümer ernstlicher geltend zu machen. Der samfurter Professor und kurfürstliche Geheimrat Dr. jur. Rhey wurde mit der Abfassung einer Denkschrift beauftragt, welche nicht ohne Scharfsinn die Gültigkeit der Erbverbrüderung von 1537 nachweist, trotz des entgegenstehenden Urteilspruches Ferdinands I. ²⁾, während ein zweites Gutachten, dessen Verfasser wir nicht kennen, besonders das Moment betonte, daß mit jener Erbverbrüderung keine alienatio a corona, sondern nur eine mutatio vasalli beabsichtigt gewesen sei und deshalb die gegen dieselbe angeführten Gründe hinfällig würden ³⁾. Der Kaiser zeigte sich nicht abgeneigt, eine Summe Geldes zur Entschädigung zu geben ⁴⁾, doch der Kurfürst war zwar bereit, auf die Jägerndorfer Ansprüche gegen die gebotene Summe von 200,000 Thlr. abzutreten zu wollen, verlangte dagegen in Sachen von Liegnitz-Brieg wirkliche Streckungen von Land und Leuten. Die Chancen des Kurfürsten schienen reich die Not des Kaisers zu zeigen, als die Türken 1683 gegen Wien anzogen. Friedrich Wilhelm machte den Beistand seines bereits an der silesischen Grenze gesammelten Heeres von der Befriedigung seiner schlesischen Ansprüche abhängig. Doch die Hilfe des Polenkönigs rettete Wien, schickte die Türken zum Abzug und überhob den Wiener Hof der besonders höchsten Nötigung, die Hilfe des Nachbarn, den man um keinen Preis nicht hingehen lassen wollte, zu erkaufen. Aber der Kurfürst hielt trotzdem fest daran, die drei Fürstentümer zu verlangen, und unter dem 11. März 1684 ließ sein Gesandter die Ansetzung eines Termins zur Investitur und Krönung der gebührenden Huldigung fordern.

Der Kaiser hatte sich inzwischen (unter dem 2. Januar 1684) an den Liegnitz-Briegschen Kanzler Friedrich v. Roth gewendet, um von diesem ein auf Urkunden gestütztes Gutachten über die preussischen Ansprüche zu erlangen. Als dasselbe dann nach zehnmönatlicher Arbeit ans Licht kam ⁵⁾, zeigte sich, daß, obwohl der Verfasser zu dem gewünschten Resultate der Richtigkeit jener Ansprüche kam, er doch durch die angereichten Urkunden, deren Interpretation nicht zweifellos war, auch den Gegnern wertvolles Material zuführte, und die Denkschrift ward dem brandenburgischen Hofe offiziell nicht mitgeteilt, obgleich derselbe eine Abschrift sich zu verschaffen wußte ⁶⁾.

Die Unterhandlungen wollten allerdings nicht von der Stelle kommen, und die Wendung, welche die allgemeinen politischen Dinge nahmen, führten

¹⁾ Art. 6 des Vertrages.

²⁾ Status causae und Deduktion Sr. Churf. Durchl. Befugniß a. d. Herzogth. Liegnitz-Brieg und Wohlau. Handschrift der Breslauer Stadtbibliothek.

³⁾ Angef. bei Droysen a. a. D.

⁴⁾ Rechtsgegründetes Eigentum a. a. D., S. 112. Das Geldangebot auf die gleiche Nach 1675 zu beziehen, scheint keine Nötigung vorzuliegen.

⁵⁾ Bericht und Gutachten über den Churfürstl. Brandenburg. gemachten Erbverbrüderungs-Anspruch auf die Hf. Liegnitz-Brieg u. Wohlau. Handschrift der Breslauer Stadtbibliothek.

⁶⁾ Rechtsgegründetes Eigentum a. a. D.

einen gewissen Umschlag herbei. Die Annäherung zwischen Frankreich und Brandenburg, die sich seit 1679 vollzogen, hatte dem Kaiser schwere Sorgen bereitet, und die Rücksicht auf den gefürchteten König der Franzosen hatte viel dazu beigetragen, den Wiener Hof konniverter gegen Brandenburg zu stimmen, eben um dieses nicht ganz in Frankreichs Arme zu treiben. Nun aber löste plötzlich der Kurfürst jede Verbindung mit Frankreich.

Der Übermut, mit dem Ludwig XIV. allerorten auftrat, erweckte Besorgnisse vor den Plänen einer von dieser Macht erstrebten „Universalmonarchie“. Der Tod Karls II. 1685, der in England einen Katholiken und Schützling Frankreichs auf den Thron brachte, ließ die Gefahr noch drohender erscheinen, und die Aufhebung des Ediktes von Nantes (18. Oktober 1685), welche fast 1½ Millionen Protestanten in Frankreich zur Verleugnung ihres Glaubens zwingen wollte, ohne ihnen auch nur das Recht der Auswanderung zu lassen, erbitterte den Kurfürsten geradezu, ließ ihn einen Bund gegen Frankreich suchen und machte ihn selbst geneigt, für einen solchen politischen Zweck Opfer zu bringen.

So entstand jener geheime Defensivvertrag des Kurfürsten mit dem Kaiser vom 22. März 1686, in welchem der erstere, um mit dem Wiener Hofe in eine feste und dauerhafte Allianz zu kommen, die natürlich ihre eigentliche Spitze vornehmlich gegen Frankreich kehren sollte, sich bereit finden ließ, seine schlesischen Ansprüche zu opfern, d. h. sich bezüglich derselben mit einer höchst geringfügigen Abfindung, wie er eine solche bisher immer zurückgewiesen hatte, nunmehr zufriedenstellen zu lassen. Die Paciscenten erklärten sich entschlossen, nach dem sie die Form der Allianz und die Art der gegenseitig zu leistenden Hilfe genau festgesetzt, sie wünschten, weil der vornehmste Zweck des Bündnisses ein Band unauflöslicher Freundschaft zwischen ihnen und ihren Nachkommen sei, so daß sie für einen Mann stehen, Wohl und Wehe mit einander teilen wollten, beiderseits alle Differenzen zwischen ihnen und gegenseitige Präntensionen mit einemmale abzuthun. Deshalb erbieth der Kaiser dem Kurfürsten und dero Erben männlichen Geschlechts den sogen. Schwiebuser Kreis in Schlesien „mit allem Zubehör und zwar in qualitate foudi masculini, jedoch anderster nicht, als wie Se. kurfürstl. Durchlaucht die Mark Brandenburg und andere Lande von Ihrer kaiserl. Majestät zu Lehen empfangen, dergestalt, daß Se. kurfürstl. Durchlaucht und dero Hause die superioritas territorialis und folglich alle jura, so davon dependieren . . . verbleibet. Sie sollen auch nicht gehalten sein, eine absonderliche Belehnung darüber zu nehmen, sondern wenn ein casus der Belehnung entsethet, sollen nur in rechtsbestimmter Zeit als Jahr und Tage die Lehne gemutet, sodann darüber ein Lehnbrief nach dem Formular, dessen man sich hierbei verglichen, aus der königl. böhmischen Kanzlei erteilet werden“¹⁾.

¹⁾ Art. 14 des Vertrages, welcher sich abgedruckt findet bei Mörner, Kurbrandenburgs Staatsverträge, Anhang S. 756. Die Stelle ist in ihrem vollen Wortlaute mitgeteilt worden, weil ich in ihrer Deutung von Droysen wesentlich abweiche (Testament des großen Kurfürsten a. a. O., S. 157). Derselbe meint, der Kurfürst habe den Schwiebuser Kreis erlangt nicht als ein Lehn der Krone Böhmen, sondern so, „daß der Kreis von Schlesien getrennt und den Marken inkorporiert werden solle“, und für diese Auffassung scheint es zu sprechen, daß österreichischerseits in einer Staatschrift von 1741 erklärt wird, die Abtretung des Schwiebuser Kreises

Außerdem cediert der Kaiser dem Kurfürsten die sogen. Dichtensteinsche Fuldjorderung in Ostfriesland *cum pleno omnique jure*, mit samt allen u. gehörigen Originaldokumenten und Brieffschaften und der Zusage, zum gleichen Genuß dieser Forderung zu verhelfen und dabei kräftigt manureten zu wollen ¹⁾.

Dagegen erklärt sich der Kurfürst bereit, sobald die ganze Sache zur vollen Wichtigkeit kommen wird, für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen Jägerndorf, Liegnitz, Brieg, Wohlau, die Herrschaft Beuthen und andere ideo mehr (in Schlesien) für immer zu entsagen ²⁾.

Die Bedeutung des Vertrages war eben die, daß der große Kurfürst im Interesse der großen Politik, im deutschen, oder man könnte auch sagen europäischen Interesse, um eine Allianz gegen das ihm verhaßte Prinzip, welches Ludwig XIV. vertrat, zu gewinnen, Anwartschaften seines Hauses in gewisser Weise zum Opfer gebracht hat. Sehr mit Unrecht hat man mit diesem Verträge das letzte Testament des Kurfürsten, auf dessen Wesen wir bald zu kommen werden, in Verbindung gebracht. Eine Verbindung zwischen dem und dem Vertrage ist nur insoweit vorhanden, als Friedrich Wilhelm der Zuvorsicht, daß eben infolge seiner großen Nachgiebigkeit nun ein wirkungsgutes Einvernehmen mit dem Kaiserhofs erzielt sein würde, das neue am 21. Januar a. St. 1686 vollzogene Testament am 21. Januar 1686 dem Kaiser sendet, um dessen Konfirmation er nachsucht, und den er zum Vollen selbst darin erneuert.

In jedem Falle feierte die österreichische Diplomatie einen großen Erfolg. Sie hatte vonseiten des Kurfürsten von Brandenburg den Verzicht auf sehr erhebliche und, wie wir sahen, durchaus wohlbegründete Ansprüche um einen sehr unverhältnismäßig geringen Preis erlangt. Die schlesischen Ansprüche Hohenzollern waren rechtlich tot.

Da gab eine arglistige Überfeinheit des Wiener Hofes, welche es unter anderem, auch noch jenen winzigen Entgelt so großer Ansprüche dem Berliner Kurfürsten wegzuekstamotieren, diesem selbst die Waffen in die Hand, die Gültigkeit des Verzichtes anzufechten.

Nach dem Frieden zu Nymwegen 1678, wo Kaiser und Reich so schnöde Reichsfürsten, der es mit dem Kampfe gegen Frankreich am ehrlichsten gemeint hatte, im Stich gelassen hatten, und nach dem infolge davon der Friede von Brandenburg sich gezwungen gesehen, mit Ludwig XIV. zu Germain en Laye Frieden zu schließen, war, wie schon angedeutet wurde, die Annäherung des Kurfürsten an seinen bisherigen Feind gefolgt, und als

gegen die Privilegien der böhmischen Krone gewesen und habe deswegen nicht in der Kaiser's Macht gestanden, was wiederum nur berechtigt sein würde, wenn es dabei um eine *alienatio a corona* gehandelt hätte. Trotzdem aber müssen wir uns hüten, dabei zu stehen, daß nach dem oben angeführten Wortlaut der Kurfürst verpflichtet sein sollte, für den Schwiebuser Kreis das Lehen bei dem Kaiser zu muthen, sich den Lehenbrief von der böhmischen Kanzlei ausstellen zu lassen, ein ganz mögliches Kennzeichen der intendierten Qualität eines böhmischen Lehens. Eine dergleichen Lehen, wie sie der Kurfürst in der Mark übte, war damit nicht unverträglich. Selbst eine solche in den Niederlausitzer Lehen Cottbus zc. unzweifelhaft, obwohl diese auch als Lehen der Krone Böhmen anerkannt waren.

¹⁾ Art. 15 des Vertrages.

²⁾ Art. 16.

Friedrich Wilhelm 1680 ein neues Testament machte, ernannte er Ludwig XIV. zum Vollstrecker desselben. In dorso des Testaments seinen Namen zu verzeichnen, wurde dann auch der Kurprinz Friedrich veranlaßt, nicht zur Approbation des demselben nicht mitgetheilten Inhaltes, sondern, wie eine preussische Staatschrift von 1741 sagt, zum Zeugnisse für das *factum insinuationis*. Den Kurprinzen beunruhigte diese Sache in hohem Maße; das gespannte Verhältnis zu der Stiefmutter hatte ihn doch auch dem Vater entfremdet, und er besorgte ernstlich, das Testament solle seinen Stiefbrüdern politische Stellungen sichern, welche die Hausgesetze verletzten und die Souveränität der Krone, die er zu erben bestimmt war, empfindlich zu beschränken drohten. Die Wahl des Königs von Frankreich zum Testamentsexekutor schien solche Voraussetzungen noch zu bestätigen, zu einer offenen Frage an den Vater fand er nicht den Mut; sein Oheim, der österreichisch gefinnte Fürst Johann Georg von Anhalt, bestärkte ihn in seinen Besorgnissen, die dann auch die beruhigenden Andeutungen, welche ihm der französische Gesandte Nebenac gab, nicht zu zerstreuen vermochten ¹⁾. Eine Wendung der brandenburgischen Politik nach der kaiserlichen Seite hin, welche der Kurprinz aus politischer Überzeugung herbeisehnte, schien ihm auch im persönlichen Interesse im höchsten Maße wünschenswert, und es war erklärlich genug, daß der österreichische Gesandte solche Gesinnungen des preussischen Thronfolgers zu nähren und zu befestigen beflissen war.

Mit größter Spannung blickte daher der Kurprinz auf die Verhandlungen mit Oesterreich, welche etwa vom Jahre 1683 zum Zwecke einer Wiederannäherung an Oesterreich der jüngere Schwerin in Wien führte, und vernahm mit Betrübnis, daß diese Verhandlungen in Folge der Forderungen des Kurfürsten in Sachen seiner schlesischen Ansprüche zu scheitern drohten. Über die gute Begründung dieser Anwartschaft war er sehr wenig unterrichtet, und seine österreichisch gefinnten Freunde waren eifrig bemüht, ihm die Grundlosigkeit jener Ansprüche einleuchtend zu machen.

Noch bedenklicher erschien diese Frage, als inzwischen von einer beabsichtigten Aenderung des Testaments durch den Kurfürsten gesprochen wurde, wo dann eine thatsächliche Landesteilung im Interesse der Söhne zweiter Ehe unter dem Schutze Frankreichs zu fürchten schien, wenn es nicht gelang, den französischen Einfluß durch den Oesterreichs zu verdrängen. Auf diesem Punkte setzte nun der österreichische Gesandte in Berlin, Baron Fridag v. Göden, unterstützt von dem Fürsten von Anhalt, auf das wirksamste seine Hebel ein, um schließlich dem Kurprinzen allein die Kosten der so wünschenswerten Verständigung des Wiener Hofes mit dem Kurfürsten aufzuwälzen.

Über die Mittel, welche zu diesem Zwecke zur Anwendung kamen, sind wir insoweit genauer unterrichtet, als die österreichischen Staatschriften von 1741, welche diese Vorgänge erörtern ²⁾, sich auf die Berichte des Barons Fridag berufen. Nach diesen habe der Kurprinz, um zu verhüten, daß ein neues Testament seines Vaters durch Bestimmungen zugunsten seiner Stiefbrüder seine künftige Souveränität in erhöhtem Maße schädige, und damit

¹⁾ Ich folge in dieser Darstellung Droysens Aussage: „Das Testament des großen Kurfürsten“ a. a. D.

²⁾ *Altenmäßige Gegeninform.*, Ges. Nachr. I, 296 ff.

nicht durch abermalige Ernennung des Königs von Frankreich zum Testamentsexekutor diesem Gelegenheit zur Einmischung in die Angelegenheiten des kurfürstlichen Hauses gegeben werde, um jeden Preis eine Verständigung seines Vaters mit dem Kaiser herbeizuführen getrachtet, und als er vernommen, daß das Haupthindernis der Verständigung die schlesischen Ansprüche seines Vaters bildeten, die in irgendeiner Weise zu befriedigen der Kaiser außerstande sei, ohne die Verfassung des Königreichs Böhmen zu verletzen, habe er sich erboten, das Stück Land, welches Österreich etwa jetzt, um seinen Vater zufriedenzustellen, demselben abtreten wolle, wenn er auf den Thron käme, wieder zurückzugeben. Von diesem Anerbieten habe Österreich Gebrauch gemacht und von dem Kurprinzen unter dem 20. Februar einen Revers¹⁾ erlangt, der denselben bei seiner Thronbesteigung zur Zurückgabe von Schwiebus verpflichtete. Dadurch sei denn der Abschluß der Allianz Brandenburgs mit dem Kaiser ermöglicht worden, dagegen der Anschlag der französisch Gesinnten vereitelt worden, vielmehr habe der Kurfürst jetzt sein Testament geändert und alles, was für den Kurprinzen Nachteiliges in demselben eingeschlossen war, ausgelassen und solches in der Reichskanzlei niedergelegt²⁾.

Die neuere Forschung setzt uns nun in den Stand, nachzuweisen, daß alle die Voraussetzungen, welche den Kurprinzen zu jenem ungewöhnlichen Schritte veranlaßten, in Wahrheit nicht zutrafen:

- 1) Als der Kurprinz den Revers unterschrieb, befand sich das Testament seines Vaters bereits seit Wochen in den Händen des Kaisers, von der Gefahr einer Hereinziehung Ludwig XIV. konnte also überhaupt keine Rede sein.
- 2) Der Kaiser erhielt eine Ausfertigung des Testaments Anfang Februar 1686, war also in der Lage, sich zu überzeugen, daß von den Beschränkungen der künftigen Souveränität des Kurprinzen, welche dieser fürchtete, nichts darin enthalten war. Die fünf jüngeren Söhne erhielten, wie dies bereits in dem früheren Testamente von 1680 festgesetzt worden war, ihre Apanagen in einer Anzahl von Domänenämtern zu erblichem Besitze, aber ohne irgendwelche Befugnisse, welche der Landeshoheit derogieren konnten; im Gegenteile ward in dem Testamente von 1680 noch ungleich mehr als in dem früheren die politische Befugnis der Markgrafen als regierender Herren eingeschränkt³⁾.
- 3) Wenn der Kaiser die Unmöglichkeit vorschützte, irgendwelche Abtretungen in Schlesien zu machen, ohne die Privilegien der Krone Böhmen zu verletzen, so ward dabei verschwiegen, daß die Forderungen des Kurfürsten auf eine alienatio a corona gar nicht abzielten, und daß auch in dem Allianzvertrage von 1686 der Schwiebuser Kreis nur eben als Lehen der böhmischen Krone abgetreten wurde⁴⁾.
- 4) Es ist geradezu unrichtig, wenn in der österreichischen Darstellung gesagt wird, der Kurfürst habe nach dem Abschlusse der Allianz (also doch

¹⁾ Derselbe ist aus dem Original abgedruckt bei Mörner a. a. D., Anhang S. 760, und bei Droysen, Preuß. Politik III, 3. S. 818.

²⁾ Aus der publizistischen Kontroverse von 1741, angef. von Droysen, Preuß. Politik III, 3. S. 820, und Testament des gr. Kurfürsten a. a. D., S. 162, 163.

³⁾ Droysen, Testament des gr. Kurfürsten, S. 158.

⁴⁾ Wie der oben im Wortlaute mitgeteilte Art. 14 des Vertrages besagt.

jedenfalls auf Einwirkung des Kaisers) das Testament geändert, vielmehr hat der Kaiser ohne Widerspruch unter dem 10. April 1680 das Testament konfirmirt und sich bereit erklärt, die Exekution desselben zu übernehmen ¹⁾.

Eine streng gewissenhaft abwägende Geschichtsschreibung, welche einerseits die Entfernung zwischen Wien und Berlin, andererseits die geringe Zeitdifferenz zwischen dem Termine der Übersendung des Testaments von Berlin nach Wien (31. Januar alten, 10. Februar neuen Stils) und dem Datum des Reverses (28. Februar, doch wohl neuen Stils) in Betracht zieht, wird es kaum unternehmen können, festzustellen, inwieweit dem österreichischen Gesandten die wissentliche Vorspiegelung falscher Thatsachen zur Last fällt, aber im großen und ganzen wird man das Verhalten der österreichischen Regierung in dieser Sache nicht wohl zu billigen vermögen, und jedenfalls wird es sehr erklärlich, wenn Friedrich III., als er nach dem Tode des Vaters den wahren Zusammenhang der Dinge erfuhr, in nicht geringe Entrüstung geriet; er erklärte damals, der Revers sei weder von ihm, noch von einem seiner Räte konzipirt gewesen, sondern ihm in die Hände gesteckt, und durch ungegründete Vorstellungen habe man ihn zur Unterzeichnung desselben verleitet ²⁾ — und schrieb in jener Zeit: „also daß es uns nicht wenig schmerzt, daß man uns dergestalt hinters Licht geführt hat und wir gänzlich entschlossen sind, den ausgestellten Schein in keiner Weise zu halten, es koste auch, was es wolle, sondern denselben wieder zurückzufordern und zwar um so mehr, weil unsere Ehre, Pflicht und Gewissen dabei interessiert sind“ ³⁾.

Als er nun doch später 1695 zur Rückgabe des Schwiebuser Kreises gedrängt wurde, erklärte er: „Ich muß, will und werde mein Wort halten; das Recht aber in Schlessien auszuführen, will ich meinen Nachkommen überlassen, als welche ich ohnedem bei diesen widerrechtlichen Umständen weder verbinden kann, noch will. Giebt es Gott und die Zeit nicht anders als jezo, so müssen wir zufrieden sein; schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen und erfahren, was sie desfalls zu thun oder zu lassen haben.“ ⁴⁾

Dieser Gesinnung entsprechend ward dann bei dem Restitutionsakte weder des Reverses Erwähnung gethan, noch ein Verzicht auf die vier schlesischen Fürstentümer wiederholt.

Man meinte nun preussischerseits an der Ansicht festhalten zu dürfen, mit der Rückgabe des Schwiebuser Kreises sei eigentlich nur jener Artikel der Allianz vom 22. März 1686 aufgehoben, in welchem der große Kurfürst um den Preis der Abtretung von Schwiebus auf seine schlesischen Ansprüche Verzicht geleistet hatte und sah nach der Rückgabe des Preises für jene Verzichtleistung die Ansprüche als fortbestehend an, um so mehr, als auch das andere Äquivalent, die Pichtensteinsche Schuldforderung, nur in sehr verkümmelter Form geboten worden war ⁵⁾.

¹⁾ Droyßen, Testament des gr. Kurf., S. 161. 162.

²⁾ Reskript vom 22. November (n. St.) 1688, angef. bei Droyßen, Testament des gr. Kurf. a. a. D., S. 177.

³⁾ Ebd. S. 176.

⁴⁾ Rechtsgegr. Eigentum, Kap. 3, § 16; Preuß. Staatschr. ed. Koser I, 117.

⁵⁾ Auch fiel ja dagegen noch die Breslauer Schuld ins Gewicht.

Von diesem Gesichtspunkte aus hat man dann im Laufe des 18. Jahrhunderts gerade wie früher im 17. Jahrhundert bei jeder sich darbietenden Gelegenheit die alten Ansprüche von neuem geltend gemacht, so bei den Wahlkapitulationen von 1704 und 1711. Unter den Forderungen, welche 1711, als es sich um die Wahl Karls VI. handelte, der kurfürstlich brandenburgische Gesandte vorzubringen hatte, heißt es unter Nr. 18: „begehren Ihre königl. Majestät wegen der bekannten vier schlesischen Herzogtümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf wenigstens soviel, daß Ihre desfalls habende Präntension, und auf was für eine unbillige Art Sie darum gebracht werden wollen, auf eine rasonnable Weise erörtert werde“. Man verlangte auch eine Zusicherung darüber, die natürlich nach erfolgter Wahl schnell wieder vergessen wurde ¹⁾.

In Wien war man auf die Wiederkehr dieser Forderungen gefaßt, und der größte österreichische Staatsmann seiner Zeit, der Prinz Eugen, sah sogar voraus, daß man preussischerseits die Gelegenheit zur Geltendmachung jener Ansprüche bei dem Abgange des österreichischen Mannsstammes nicht vorübergehen lassen werde ²⁾, und in der That hatte der preussische Minister Jgen in einer Denkschrift von 1725 diese Eventualität unter Zustimmung des Königs von neuem erörtert ³⁾. Derselbe Minister hatte dann auch den Kanzler der Universität Halle, Ludwig, beauftragt, sorgfältig die Belege für die brandenburgischen Ansprüche auf Schlesien zu sammeln, da „bei Verlöschung des Mannsstammes von dem Hause Oesterreich über kurz oder lang noch ein Gebrauch gemacht werden würde“ ⁴⁾.

Und auch Friedrich Wilhelm I. interessierte sich lebhaft für die schlesische Anwartschaft, und als 1731 jener oben erwähnte Entwurf des großen Kurfürsten zur Besitzergreifung von Schlesien auf dem Vorwerke Kuhlleben bei Spandau in einem vergessenen Schreibspinde zum Vorschein kam, äußerte er in seiner Freude, der Fund sei ihm lieber als 100,000 Dukaten ⁵⁾.

Auch noch in anderer Form ist dann (1728) bei den Verhandlungen, durch welche Preußen zur Übernahme einer Garantie der pragmatischen Sanction bewogen wurde, eine eventuelle Erwerbung in Schlesien zur Sprache gekommen. Der österreichische Gesandte v. Sedendorf und der preussische Minister v. Bork hatten sich damals über einen geheimen Artikel folgenden Inhaltes geeinigt: sollte wider alles Verhoffen die Kommission oder auch der Reichshofrat wider S. königl. Majestät in Preußen oder auch wider S. röm. kaiserl. und kathol. Majestät sprechen, so sollen und wollen S. röm. kaiserl. und kathol. Majestät gehalten sein, S. königl. Majestät ein wahres Äquivalent ex propriis zu geben. Daß bei diesem Äquivalent ex propriis an ein Stück von Schlesien gedacht war, ist mit Sicherheit anzunehmen. Allerdings hat nachmals der König sehr gegen den Willen und Rat seines Ministers auf die Vorstellung Sedendorfs hin, daß der hier vorausgesetzte Fall über-

¹⁾ Die Desiderien abgedruckt bei Droysen, Preussische Politit IV, 4. S. 297.

²⁾ Angef. aus einem Briefe des Prinzen von 1719 bei Kante, Werke XXVII, 324.

³⁾ Kante a. a. O.

⁴⁾ Nach einem Schreiben Ludwigs vom 1. November angeführt bei Koser, Friedrich v. Gr. bis zum Breslauer Frieden; Sybels Histor. Zeitschr. 1880 I, 73.

⁵⁾ Angef. aus einem Schreiben Kochows an König Friedrich vom 1. November 1740; ebd. S. 74.

haupt nicht wohl eintreten könnte, auf der ausdrücklichen Erwähnung dieser Zusage eines Äquivalentes in dem Vertrage nicht weiter bestanden ¹⁾.

Der preussische Minister, welcher dann, als bei dem Tode des Kaisers die Blicke des jungen Königs Friedrich sich auf Schlessien richteten, dessen Ratgeber war, Heinrich v. Bodewils, spricht sich über die rechtliche Seite der schlessischen Ansprüche in der Weise aus, daß er diese Ansprüche für ursprünglich wohlbegründet erklärt. Allerdings habe dann das brandenburgische Haus sich durch betrügl. Vorstellungen zu feierlichen Verzichtleistungen auf dieselben bewegen lassen, indessen habe man ein Recht, diese Ansprüche wieder aufleben zu lassen, indem man von jenem Einwande der *laesio enormis* oder *enormissima* Gebrauch mache, welchen das römische Recht selbst einem formell gültigen Rechtsgefchäfte gegenüber gestatte, wofern sich der Nachweis einer unbilligen Übervorteilung, bei der man mehr als das Doppelte des billigen Preises bezahlt, führen lasse ²⁾. In der That ist diese Anwendung des Begriffes der *laesio enormissima*, die sich ja in dem konkreten Falle allerdings sehr schlagend nachweisen ließ, auch in die Staatschriften jener Zeit übergegangen.

Wenn König Friedrich in den Bemerkungen, die er zu der angeführten Denkschrift seines Ministers macht, die Erörterung der Rechtsfrage den Ministern überlassen zu wollen erklärt, so hat er nachmals doch auch diese selbst in die Hand genommen. Bereits ehe er jene Denkschrift des Ministers empfing, hatte er den Kanzler Ludewig in Halle beauftragt, ihm einen „kurzen und deutlichen Auszug“ aus seinen gesammelten Urkunden über die brandenburgischen Ansprüche auf Schlessien zu bringen ³⁾, und aus dem Feldlager in Schlessien, dem Hauptquartier Herrendorf bei Glogau, sendet er unter dem 29. Dezember 1740 seinem Minister eine eigenhändige Denkschrift über „die Gründe, welche den König bestimmt haben, in Schlessien einzurücken“ ⁴⁾. Die Denkschrift ist dann, von Bodewils an einigen Stellen erweitert oder geändert, zur Instruktion an die Gesandten versandt worden und hat bald auch ihren Weg in die Presse, zunächst in die englische, gefunden.

Der erste Teil dieser Denkschrift erörtert dann kurz die brandenburgisch-schlessischen Ansprüche und es zeigt sich hier, daß Friedrich die oben charakterisierte Rechtsanschauung, die sich nach der Retradition von Schwiebus am preussischen Hofe eingebürgert, sich mit vollster Entschiedenheit angeeignet hatte.

Er bezeichnet im Eingange die alten Anrechte seines Hauses auf einen Teil Schlessiens als unbestreitbar und findet ein Zeugnis dafür in dem Umstande, daß selbst die österreichische Regierung sich zu einer Ablösung derselben herbeigelassen habe. Der damals bei der Überlassung des Schwiebuser Kreises von dem großen Kurfürsten geleistete Verzicht würde, sagt er, gültig sein, wenn nicht durch die schwärzeste Persidie Kaiser Leopold jenen Kreis Friedrich I. wieder entrisen hätte. Nachdem aber das Äquivalent, welches die Verzicht-

¹⁾ Vgl. die Ausführungen in den Preuss. Staatschriften ed. Koser I, 52.

²⁾ Aus Bodewils' Denkschrift vom 7. November abgedruckt in der Polit. Korresp. I, 91.

³⁾ Den 6. November 1740; Polit. Korresp. I, 89.

⁴⁾ Das Original mit den Änderungen des Ministers abgedruckt in den Preuss. Staatschriften ed. Koser I, 75.

eistung begründete, zurückgegeben worden, leben unsere Ansprüche wieder auf, und der ganze mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm abgeschlossene Akt wird null und nichtig.

Des Königs Denkschrift verstärkt die schlesischen Ansprüche noch durch ein Hinweis auf eine alte, allmählich auf einige Millionen gestiegene Geldverderbung ¹⁾, sowie auf die bei Gelegenheit des Vertrages von 1728 von Oesterreich erteilte Zusage eines neuen Äquivalents *ex propriis*, falls die damals in Aussicht gestellte Succession in Jülich-Berg bei der Bestätigung durch die Commission des Reichstages oder den Reichshofrat beanstandet werden sollte, in Argument, welches aber dann bei der Redaction durch Podewils weggelassen worden ist, weil, wie schon erwähnt, die Bedingung dieser Zusage damals auf Seckendorfs dringende Vorstellung von Friedrich Wilhelm I. zurückgegeben worden war ²⁾. Dagegen bringt der König noch folgendes hier anheimelnd zuerst auftretende Argument vor:

„Die schlesischen Herzogtümer waren von jeher Mannslehen, wie dies der österreichische Hof selbst immer erklärt und noch 1675 bei dem Aussterben der dynastischen Mannsline geltend gemacht hat, ihre Vererbbarkeit auf eine Frau beruht einzig und allein auf der pragmatischen Sanction — diese aber als zu Recht bestehend anzuerkennen, ist Preußen um so weniger verpflichtet, als der darauf abzielende Vertrag keine Geltung beanspruchen kann, denn Oesterreich hat die Bedingung desselben, die Zusage der Succession in Jülich-Berg nicht nur nicht erfüllt, sondern sogar dieselbe Zusage vorher an Pfalz-Eulzbach gemacht.“

Endlich macht der König auch noch geltend, daß, wenn ihn bei Lebzeiten des Kaisers die Rücksicht auf diesen und die Constitutionen des Reiches gehindert hätten, sein ihm so lange vorenthaltenes Recht selbst zur Geltung zu bringen, er nun durch dessen Tod von dieser Rücksicht entbunden worden sei.

Fassen wir alles zusammen, so hoben wir in der That kaum einen Grund, die Ansprüche Preußens auf schlesische Landesteile so ohne weiteres, wie dies vielfach geschehen ist, gering zu schätzen, und auch das ist gewiß, daß namentlich jetzt, nachdem König Friedrichs Correspondenz jener Zeit, in welcher er sich z. B. gegenüber seinem Minister Podewils mit größter Offenheit auszusprechen pflegt, uns gedruckt vorliegt, wir auch nicht den mindesten Anhalt haben, zu zweifeln, ob der König von der Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche auf Schlesien vollkommen überzeugt war, und ebenso gewiß ist endlich, daß, insofern sich für ihn mit jeder Erinnerung an diese Ansprüche auch die an den doppelten Betrug verknüpfte, durch welchen seinen Vorfahren einmal ihr Recht auf Schlesien wegskamotiert worden war und dann sein Vater zur strikten Beobachtung der pragmatischen Sanction hatte verpflichtet werden sollen, er sich nicht wohl versucht fühlen konnte, diesem selben Wiener Hofe nun mit einem edelmütigen und rücksichtslosen Vertrauen entgegenzukommen, wie man das in Wien in der Zeit nach dem Tode Karls VI. erwartete und forderte.

Über den Besitz Schlesiens haben bekanntlich schließlich die blutigen

¹⁾ Von den Moaszköllen, welche Oesterreich und Holland zusammen an Preußen zu zahlen hatten (vgl. Koser, Preuß. Staatschr. I, 55).

²⁾ Ebd. S. 52.

Würfel des Krieges entschieden, aber parallel dem Kampfe der Waffen gingen fort und fort auch nun wieder heftige publizistische Federkämpfe, in welchen das Für und Wider der preußischen Ansprüche auf Schlesien nach der Weise der Zeit in breiter und eingehendster Weise erörtert ward, um die öffentliche Meinung in gewünschter Weise zu beeinflussen.

Den Reigen eröffnet das im Januar 1741 erschienene „rechtsgegründete Eigentum des königlichen Kurhauses Preußen und Brandenburg auf die Herzogtümer und Fürstentümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg, Wohlau und zugehörige Herrschaften in Schlesien“, verfaßt von dem Kanzler der Universität Halle v. Ludewig ¹⁾.

Hierzu schrieb dann der berühmte Jurist Cocceji, damals bereits Chef des preußischen Justizwesens, noch eine Ergänzung, betitelt: „Nähere Ausführung des in denen natürlichen und Reichs-Rechten gegründeten Eigentums des königlichen Kurhauses Preußen und Brandenburg auf die schlesischen Herzogtümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg, Wohlau ꝛ. und zugehörige Herrschaften“, welche etwa Ende Februar 1741 erschien und namentlich die fortdauernde Gültigkeit der alten Ansprüche auf Schlesien näher erweisen sollte ²⁾.

Gegen Ende März 1741 erschienen fast gleichzeitig zwei Gegenchriften von Seiten Oesterreichs, nämlich einmal: „Eines treuliebenden Schlesiens A. C. Gedanken über das preußisch-brandenburgische rechtsgegründete Eigentum auf Jägerndorf ꝛ. in Schlesien“, 1741, welche dem Reichshofrat v. Knorr zugeschrieben wird und einen sehr leidenschaftlichen Ton anschlägt ³⁾; und ferner: „Altenmäßige und rechtliche Gemeininformation über das ohnlängst in Vorschein gekommene sogen. rechtsgegründete Eigentum ꝛ. in Schlesien“, (August) 1741 ⁴⁾.

In dieser durch zahlreiche urkundliche Beilagen illustrierten und durch einen ruhigeren, sachgemäheren Ton von jener ersten vorteilhaft absteichenden Schrift sucht der Verfasser, der Rat der böhmischen Kanzlei, Hermann Lorenz v. Kannegießer, derselbe, der nachmals bei den Breslauer Friedensunterhandlungen sich um seine Königin große Verdienste erwirbt, die Wichtigkeit der preußischen Ansprüche nicht ohne Scharfsinn zu erweisen.

Die Schrift macht Aufsehen und namentlich im Reiche einen bedeutenden Eindruck, so daß eine Widerlegung derselben auch Podewils als dringend geboten erscheint ⁵⁾. Zur Anfertigung einer solchen erbietet sich Ludewig, doch zieht man es vor, die Arbeit wiederum Cocceji anzuvertrauen, der es nun unternimmt, in einer neuen umfanglichen Schrift Punkt für Punkt die österreichische Schrift zu widerlegen. Seine Schrift wurde am 21. Mai in Berlin ausgegeben und führt den Titel: „Beantwortung der sogenannten altenmäßigen und rechtlichen Gemeininformation ꝛ.“, Anno 1741 ⁶⁾. Podewils nennt sie ein Meisterstück ⁷⁾.

¹⁾ Preuß. Staatschriften ed. Koser I, 96 ff.

²⁾ Ebd. S. 121 ff.

³⁾ Abgedruckt in der Schles. Kriegsfama III, 68 und den Ges. Nachrichten von dem Zustande des Herzogt. Schlesien I, 497; Europ. Staatskanzlei LXXX, 183.

⁴⁾ Abgedruckt in der Schles. Kriegsfama II und den Ges. Nachr. I, 243 ff.

⁵⁾ Vgl. die Ausführungen bei Koser, Staatschr. I, 139.

⁶⁾ Ebd. S. 136 ff., doch ohne die urkundl. Beilagen, welche sich in den Ges. Nachrichten I, 823 ff. finden.

⁷⁾ Ebd. S. 139.

ließ, die im August 1741 an die Gesandtschaften verschickt wurden ²).
In diesen aufgeführten Staatschriften liegen wenigstens die preußischen
gedruckt und mit sehr sachgemäßen instruktiven Einleitungen versehen
nem vor; freilich fehlen darin die urkundlichen Beilagen, von denen
doch einen erhöhten Wert insoweit beanspruchen dürfen, als nach
ginalen mancher derselben heutzutage in den Staatsarchiven von Wien
Berlin vergebens gefragt wird.

Da diese Staatschriften trotz ihres ansehnlichen Umfangs und des in
aufgewendeten Scharfsinnes den eigentlichen Zweck die öffentliche Mei-
er die Sache Preußens zu gewinnen, nur zum kleinsten Theile erfüllt
wie dies die ungünstige Meinung bezeugt, welche sich namentlich über
liche Bedeutung der schlesischen Ansprüche in der überwiegenden Mehr-
historischen Darstellungen festgesetzt und bis auf unsere Tage erhalten
ist der Grund dafür nicht in der Schwäche der Sache noch in dem
iden Geschick ihrer Verfechter zu suchen, sondern eher in der noto-
Ungunst, mit der gerade die preußische Geschichte bis auf die neueste
großen und ganzen beurteilt worden ist. Von dieser Ungunst ist
Friedrich der Große und vornehmlich der erste schlesische Krieg in einem
betroffen worden, welcher allerdings zu den großen Erfolgen, die der-
mals erreichte und dem Maße von Neid und Mißgunst, die er dadurch
te, in einem erklärlichen Verhältnisse steht, und selbst deutsche Histo-
iben geglaubt, ihre Unparteilichkeit dadurch zu zeigen, daß sie doch
von den durch die prinzipiellen Gegner Preußens in Kurs gesetzten
ungen gläubig hinnahmen. Allerdings wird eine genaue Prüfung
n erst durch die umfangreichen Quellenpublikationen möglich, die in
Zeit zugunsten der so lange vernachlässigten preußischen Geschichte in
genommen werden.

Drittes Kapitel.

Die Lage Schlesiens beim Ausbruch des Krieges.

Als am 23. Oktober 1740 in Breslau die Kunde von dem am 20ten erfolgten Tode des Kaisers Karl VI. eintraf, war man hier weit entfernt davon, zu ahnen, welche gewaltige Umwälzung dieser Todesfall herbeiführen würde. Man bekleidete die Altäre und Kanzeln mit schwarzem Tuche, in den katholischen Kirchen erhoben sich die üblichen *castra doloris*, feierliche Requien wurden gehalten, eine Anzahl Trauergedichte verfaßt; zu dem wirklichen Gefühl eines erlittenen Verlustes ist es aber kaum gekommen, und wenn in protestantischen Kreisen hin und wieder Äußerungen von Eiferern untertragen wurden, daß die neue Königin nicht an die Verträge gebunden sei und die katholische Religion in Schlesien so gut wie in den übrigen Erblanden zur alleinherrschenden machen werde, zu welchem Zwecke schon mehrere Regimenter Soldaten unterwegs seien, so waren dies doch nur Gerüchte, die allerdings in den Dörfern Schrecken genug verbreiteten, denen aber Besonnenere entgegenzutreten sich bemühten, obwohl auch diese eine gewisse Besorgnis über der Unberechenbarkeit eines weiblichen Regimentes sich nicht ganz entschlagen konnten. „Denn gemeinlich geschieht es“, sagt ein Zeitgenosse sehr vorsichtig, „daß bei weiblichen Regierungen die Veränderungen fast mehr als bei männlichen geliebet werden, weil alsdann vieles durch die Hände der *ministrorum* gehen muß und diese imstande sind, bei einer Königin und Fürstin die Vorfälle so einzurichten, daß sich in kurzer Zeit vieles umkehret und alles anders gehen muß, als man gedacht und gehofft hatte.“ ¹⁾

So viel war aber gewiß, daß die pragmatische Sanktion in Schlesien, wo dieselbe schon 1721 von den Ständen feierlichst angenommen worden war, prinzipielle Gegner nicht hatte, und daß hier die Regierung ohne jeden Widerspruch auf die Tochter des verstorbenen Kaisers überging. Wohl wußte man in den gebildeteren Kreisen davon, daß jene Erbfolgeordnung vonseiten anderer Reichsstände, vornehmlich Bayerns, Anfechtungen zu befürchten haben würde; indessen hoffte man da noch auf gütlichen Ausgleich, und jedenfalls schien Schlesien weit von dem Schusse zu sein.

Da waren es nun schlesische Kaufleute, welche, von der Martinimesse zu Frankfurt a. D. Mitte November zurückkehrend, die überraschende Alarmnach-

¹⁾ Aufzeichnungen des Schweidnitzer Apothekers Schöber im Staatsarchive.

achten, es seien dort viel preussische Truppen zusammengezogen, die, allgemein sage, zum Einmarsch in Schlesien bestimmt seien ¹⁾.

D mehrten sich die beunruhigenden Gerüchte, denen freilich auch von Seite widersprochen wurde; aber als noch im Laufe des November kaiserliche Oberamt, nachdem es auf eine durch Stafette nach Wien gesandte Verhaltungsmaßregeln keine Antwort erhalten, einen seiner jüngeren als Kurier dorthin schickte, brachte dieser nur den ungnädigen Bericht, man möge künftig sparsamer mit den Stafettengeldern um sich nicht allzu sehr von Furcht einnehmen lassen ²⁾, und noch im November, etwa eine Woche vor dem wirklichen Einrücken der Preußen, die höchste Verwaltungsbehörde in Schlesien, von dem Wiener Hofe Nachricht über die drohenden Absichten des Königs von Preußen zu

Es war daher kein Wunder, daß der Präsident des Oberamtes, Schaffgotsch, die Spitze der Zivilbehörden, ein alter, schwacher Mann, widersprechendsten Gerüchten umschwört, sich in die Situation, die Freundschaftsversicherungen Preußens und die eifrigen Unterzügen in Wien noch unklar machten, nicht zu finden vermochte, und anstatt die Anstalten für die Landesverteidigung in die Hand zu nehmen, diplomatisches Abwarten für das Geratenste hielt. Zwar entschloß auf Andringen des Kommandierenden in Schlesien, Grafen Wallis, im Dezember zu einem Schritte bei dem Breslauer Magistrat, dessen wir näher gedenken werden, warnte aber doch auch diesen noch am 10. Dezember vor öffentlichen Voranstalten zur Defensibe, um „keine Umbrage“ ³⁾, so lange man von dem Einmarsche der brandenburgischen Truppen verlässigen Nachrichten habe ⁴⁾. In noch unter dem 10. Dezember ein Zeitgenosse drastisch genug über die große Verwirrung, die auf dem Lande herrschte: „Man hielt hier dreimal am Tage Sitzungen, nahm häufig in der einen Sitzung zurück, was man in der vorigen beschloffen, hie dem venerablen alten Hause (dem Grafen Schaffgotsch) den Kopf, daß man ihn nicht ohne Mitleid ansehen könne, weil er weder Tag noch Nacht Ruhe fände, und wenn nicht bald der König von Preußen erklären würde, er es eigentlich meine, würde mancher der Räte alle noch übrige, Contenance hierbei zusehen.“ ⁵⁾

Am 10. Dezember war man schließlich immer noch nicht weiter, als daß man beschloß, dem Könige, wenn er einrücken sollte, einen der Räte zu schicken, um sein Dessen zu erforschen, zu welcher Sendung der jüngere Schaffgotsch ausersehen ward, und erst die an eben jenem Tage ein-

¹⁾ mag dieser Termin für das bestimmtere Auftreten beunruhigender Gerüchte in Schlesien wohl Geltung haben, wenngleich bereits die unter dem 6. November vom kaiserlichen Oberamte an den Breslauer Magistrat gerichtete Anfrage über Getreide- und Mehlvorräte wohl schon die Eventualität eines Krieges vorausgesetzt hat.

²⁾ Schles. Kriegsfama V, 13.

³⁾ Aufzeichnungen des Breslauer Syndikus Gutmar; Stenzel, Ss. rer.

⁴⁾ Gutmar, S. 5.

⁵⁾ Correspondenz aus Breslau in der Fürstensteiner Bibl. (Samml. verschied. Schriftst., 892).

treffende Weisung, die Breslauer zur Einnahme kaiserlicher Besatzung zu bewegen, brachte es dem Oberamte zur Evidenz, daß man in Wien die Preußen nicht als Freunde anzusehen geneigt war ¹⁾.

Mit etwas weniger Saumseligkeit ging man in den eigentlich militärischen Dingen vor. Die Provinz war in keiner Weise gerüstet, einen feindlichen Einbruch abzuwehren. Bisher hatten äußerst wenig Soldaten in Schlesien gestanden; der Einmarsch, ja selbst der Durchmarsch auch des kleinsten Truppentörpers war nicht thunlich, ohne lange und schwierige Verhandlungen mit den Ständen, eigentlich hatten nur die wirklichen Festungen ganz schwache Garnisonen, die sich in Summa auf drei Bataillone und zwei Grenadierkompagnieen beliefen. Nun hatte man auf die ersten Nachrichten von den preußischen Rüstungen zwar die drei Infanterieregimenter Botta, Brown, Harrach und außerdem das Regiment Vichtenstein-Dräger aus Ungarn herangezogen, welche auch wirklich gegen Ende November in Schlesien eintrafen, doch auch da brachte man es höchstens auf 7000 Mann, mit denen man doch dem preußischen Heere nicht die Spitze zu bieten vermochte.

Da altem Herkommen nach der Kommandant von Glogau immer zugleich als Befehlshaber der schlesischen Streitkräfte angesehen wurde ²⁾, so lag die Sorge für die zu ergreifenden militärischen Maßregeln fürs erste dem seit Mai 1740 in Glogau kommandierenden Grafen Wallis ob, der gegen Ende November die Ordre erhielt, die Streitkräfte möglichst in den festen Plätzen zu konzentrieren und die letzteren nach Kräften zu verproviantieren ³⁾. Derselbe erschien zu diesem Zwecke am 5. Dezember in Breslau, betrieb dort die Ergreifung ernstlicher Verteidigungsmaßregeln, revidierte die Zeughäuser und traf Anstalten zur schleunigen Verproviantierung Glogaus. Doch da er bald erwarten mußte, selbst in Glogau eingeschlossen zu werden, ward das Oberkommando über die Truppen in Schlesien in die Hände eines andern gelegt, nämlich des Feldmarschalllieutenants Grafen Max Myßes Brown de Camus, eines erfahrenen und tüchtigen Generals. Dessen Aufgabe war es zunächst, dafür zu sorgen, daß die Festungen des Landes wenigstens Widerstand leisteten und sonst dem Feinde möglichst Abbruch zu thun, jeder Entscheidung aber auszuweichen, bis zum Frühjahr ein zu sammelndes Heer den Kampf ernstlich aufzunehmen vermöge.

Als Festungen kamen in Betracht die drei fortifikatorischen Punkte an der Oder, Glogau, Breslau, Brieg, ferner Glatz und außerdem das zur Verbindung mit Mähren und Böhmen gleichfalls hochwichtige Reife.

In Glogau, das zur Zeit des 30jährigen Krieges wegen seiner doppelten Mauern und Gräben für sehr fest galt, seitdem allerdings einigermaßen vernachlässigt worden war, hatte Graf Wallis mit großer Entschlossenheit alles zur Gegenwehr vorbereitet, General Brown hatte ihm zwei Bataillone des aus Ungarn eingetroffenen Harrachischen Regiments zugesendet, zwei Invalidencompagnieen, welche in den kleinen Städten der Umgegend Quartiere hatten, wurden nun in die Festung gezogen und so die Besatzung auf 1200

¹⁾ Grünhagen, Friedrich d. Gr. und die Breslauer, S. 44.

²⁾ Handschriftl. Tagebuch von Glogau auf dem Staatsarchiv.

³⁾ Gutzmar a. a. O., S. 4.

lann gebracht, auch die ganze Einwohnerschaft zum Schanzen und Verpalisadieren aufgeboten.

Breslaus Befestigungswerke, zum größeren Teile noch aus dem 16. Jahrhundert herrührend, konnten namentlich mit Rücksicht auf die Größe der Stadt nicht für stark gelten; doch hatte man es während des 30jährigen Krieges vermocht, mit eigener städtischer Miliz sich aller Feinde zu erwehren und eine Neutralität zu behaupten, welche sogar den Truppen des eigenen Landesherrn die Thore verschlossen gehalten hatte. Man war dadurch gerade vielen Drangalen entgangen, um so mehr hielt man daran fest, in dem jus prassidii, dem Rechte des Selbstschutzes, das vornehmste Privilegium, den eigentlichen Hort der städtischen und insbesondere auch der religiösen Freiheit zu erblicken. Da man aber in Wien mit Recht auf den Besitz der Hauptstadt des Landes einen Wert legte, und namentlich der Minister Graf Gundacker Starhemberg im Kriegsrate darauf gedrungen hatte, sich ja nur Breslaus zu verteidern und lieber in die anderen Plätze, Reife allein ausgenommen, weniger selbst gar keine Mannschaft zu legen, und man anderseits der Breslauer Stadtmiliz gegenüber einem wirklich kriegstüchtigen Heere nicht allzu viel Überstandskraft zutraute, so erging an das Oberamt am 10. Dezember die Befehlsung, die Stadt diesmal zur Einnahme kaiserlicher Besatzung zu verurtheilen.

Ein ausdrücklicher, von höchster Stelle zu vollziehender Revers sollte verfertigt werden, daß dieser Ausnahmefall den Privilegien der Stadt unschädlich sein würde; ein Protestant, Oberst Roth, sollte die einrückenden Truppen befehlen. Aber das alles verfiel wenig, selbst der bestgesinnte der städtischen Beamten, der von der Regierung mit Gunstbezeugungen überhäufte Syndikus Guzmars, der faktische Leiter der städtischen Verwaltung, erschrak auf der Höhe über das Ansehen und berief sich auf die großen Vorteile der im 30jährigen Kriege so glücklich bewahrten Neutralität, ohne dem Standpunkte des Patriotismus irgendwelchen Raum zu geben. Zwar vermochte eine stärkere PreSSION, Drohung mit der größten Ungnade, Verlegung der Distinktionen, den Rat in seiner engeren Versammlung zum Nachgeben zu bringen; doch ehe die Zustimmung des Plenums eingeholt war, hatte die Kunde des bevorstehenden in der Stadt große Aufregung erzeugt, und am 14. Dezember wirkte ein Aufruhr, bei welchem eine übrigens unbewaffnete Menge, namentlich von Junftgenossen unter Anführung eines Schusters Döbblin, beiläufig sagt eines Katholiken, auf das Rathhaus drang und dem schwachen Breslauer Kommandanten v. Rampusch das Gutachten abzwang, die Stadt sei in der jetzigen Lage, sich selbst zu verteidigen zu können, die Rücknahme jenes Beschlusses nach die Erklärung des Rates an das Oberamt, bei dem Widerstande der Bevölkerung die Einnahme der Besatzung ablehnen zu müssen.

Daß der Rat wenig Lust zeigte, um der auch ihm durchaus antipathischen österreichischen Besatzung willen zum Märtyrer zu werden, war begreiflich, und die österreichischen Behörden hatten nicht den Mut, die Besatzung Breslaus durch kaiserliche Truppen doch noch auszuführen, was unzweifelhaft thöricht gewesen wäre. Ja man gab sogar zu, daß die Herren vom Dome nun gleichfalls die Einnahme einer Besatzung für ihre Insel verweigerten. Der alte Graf Schaffgottsch hatte vollständig den Kopf verloren, und als Feldmarschall Brown, der selbst in jenen Tagen in Breslau weilte, es offen aussprach,

man solle einige der Hauptagitatoren beim Kopfe nehmen, dann werde schon Ruhe werden, fuhr der alte Präsident selbst zu ihm in den Goldenen Saal am Ringe und beschwor ihn, vorsichtiger zu sein in seinen Äußerungen, der Pöbel sei in seiner Wut imstande, ihn, das ganze Oberamt und den Magistrat dazu umzubringen, das Beste sei, er verlasse die Stadt. Brown ging wirklich fort, und zwar am 18. Dezember, an demselben Tage, wo das Oberamt eine höfliche Verwahrung gegen das Einrücken der Preußen in Schlefien erließ. In der Besatzungsfrage ließ es sich von dem Rat ein Attest über den bewiesenen, leider erfolglos gebliebenen Eifer ausstellen.

Das Schicksal Breslaus war damit besiegelt, und obwohl die Stadt sogleich nach jenem Beschlusse der Selbstverteidigung sich mit jenem uns aus den Zeiten der Bürgerwehr bekannten geräuschvollen militärischen Treiben erfüllt hatte, so fand doch schon bei der Frage der Niederbrennung der Vorstädte als unerläßlicher Vorbedingung wirksamer Verteidigung die Meinung, man würde das allerhöchste Interesse besser wahrnehmen, wenn man Breslau samt seinen Vorstädten auch ferner in einem kontributionsfähigen Stande erhielt, als wenn man es in einen Steinhaufen verwandeln lasse, die allgemeinste Zustimmung; es war dem Räte durchaus willkommen, daß der *conventus publicus*, der ständische Ausschuß, geltend machte, die Breslauer Vorstädte lägen mit 40,000 Thlr. in der Indiktion, und deshalb gegen ihre Vernichtung einstimmig protestierte, und auch die verschiedenen Breslauer Klöster und Stifter, als vorzugsweise vor den Thoren begütert, Einspruch erhoben. Kurz man ließ die Vorstädte stehen, ohne sich im übrigen über die Konsequenzen zu täuschen.

In diesem Sinne schrieb der Rat nach Wien unter den ausgiebigsten Versicherungen der Ergebenheit, „insofern Breslau keine eigentliche Festung und seine Werke wohl geeignet, den Anprall eines wilden Schwarmes etwa von Polen abzuwehren, aber nicht stark genug, um der Belagerung einer regulären Armee zu widerstehen, und da auf Ersatz nicht zu hoffen sei, werde die Stadt, um dem äußersten Ruine zu entgehen, sich bemühen, eine Neutralität, wie bei früheren Gelegenheiten, zu bewirken“. Den Schildwachen wurde streng anbefohlen, ohne besondere Ordre nicht zu schießen, damit man nicht vonseiten der Stadt den ersten Anlaß zu Feindseligkeiten gäbe, und um allem möglichen Unglück vorzubeugen, ließ der Rat am 29. Dezember das vorrätige Pulver nach Brieg schaffen. In so imponierender Haltung erwartete man den Feind, dem man das Zugeständnis der Neutralität abzugewinnen dachte.

Brieg, welches im Jahre 1642 dem großen schwedischen Feldherrn Torstenson rühmlichen und erfolgreichen Widerstand geleistet hatte, war nach dem Ende des Krieges vom Jahre 1656 an aufs neue besetzt worden, und namentlich hatte der kaiserliche Ingenieur Gründel in den Jahren 1664 viel für diesen Platz gethan, die alten Werke verstärkt und die Zahl der Bastionen auf acht erhöht, so daß sie damals für eine ansehnliche Festung gelten konnte. Seitdem war allerdings nichts für den Platz geschehen, und die alten Werke befanden sich bereits wieder in einem gewissen Zustande des Verfalls. Jetzt im Laufe des Dezembers, beeilte man sich, die Werke auszubessern, die Bürger wurden unter Androhung des Galgens zur Schanzarbeit angehalten und auch aus den nächstgelegenen Dörfern Bauern zu gleichem Zwecke herbeigezogen, von derseits auch hinreichender Proviant in die Stadt geschafft, wie man denn

alle aus Oberschlesien auf der Ober ankommenden Schiffe festhielt und ihre Ladung mit Beschlagnahme belegte, aber den Eigentümern vergütete. Die Besatzung, welche bisher nur eine Freicompagnie von 300 Mann gebildet hatte, ward allmählich bis auf 3700 Mann gebracht, von welchen dann allerdings 700 Mann zur Besatzung der Schlösser von Ohlau und Ramlau abkommandiert wurden. Die Bälle waren ziemlich gut mit Geschützen armirt. Am Weihnachten erschien auch der General Brown in der Stadt, verließ dieselbe aber bald wieder, nachdem er in der Person des Grafen Piccolomini einen Kommandanten eingesetzt hatte ¹⁾.

Für die stärkste der schlesischen Festungen dürfte vielleicht Reife gelten, fast besonders durch ein von der Reife resp. deren Nebenstufe, der Wiele, gespeistes Inundationssystem; auch waren die Werke in solchem Maße ausgedehnt, daß die jetzt auf 1600 Mann erhöhte Besatzung nicht recht auslangen wollte. Doch kam dem Kommandanten hier die Bürgerschaft mit einem gewissen Enthusiasmus entgegen, wie dies in den übrigen schlesischen Festungen nicht im entferntesten der Fall war. Denn während in Glogau, Breslau und Brieg die Protestanten bei weitem die Mehrzahl bildeten, war in der schlesischen Bischofsstadt im 17. Jahrhundert die Glaubenseinheit durch Gewaltmaßregeln aufrecht erhalten worden, und die katholische Einwohnerschaft ließ sich doch unter Mitwirkung der Geistlichkeit gegen die keizerlichen Preußen aufregen, so daß sie nicht nur die Beschwerden einer Belagerung willig ertrug, sondern auch die Verteidigung thätig unterstützte und mit einer gewissen Hingebung Dienste that, die an jenen Orten nur erzwungen werden konnten. Zum Kommandanten hatte Brown jenen Roth erwählt, der ursprünglich, wie wir erwähnten, für Breslau designiert gewesen war, den Obersten eines der kürzlich hierhergesandten Regimenter, einen ebenso entschlossenen als umsichtigen Mann. Es lag auf der Hand, welche hervorragende Wichtigkeit österreichischerseits der Behauptung gerade dieser Grenzfestung beigemessen wurde, welche die Verbindung mit den österreichischen Nachbarprovinzen offen zu halten hatte, und auf welche man sich bei dem Versuche einer Wiedereroberung des Landes stützen mußte.

Außerdem kam noch Glaz in Betracht, welches man allerdings kaum mehr als zu Schlesien gehörig dachte. Das Bergschloß selbst galt für kaum einnehmbar, die Befestigung der Stadt aber war an verschiedenen Stellen erg verfallen; doch vermochte man den Zugang zu dem Kessel, in welchem die Stadt liegt, dem anrückenden Feinde ohne große Schwierigkeit zu sperren und das enge Flußthal, welches sich hier die Reife durch hohe Berge nach Schlesien zu gebrochen, durch Verhaue ungangbar zu machen, eine Aufgabe, der sich der hier kommandierende General Lentulus mit großem Eifer unterzog.

Wenn man dann noch in einige Plätze, die eben nur noch die aus dem Mittelalter überkommenen Stadtmauern besaßen, wie z. B. Liegnitz, und in einige alte Schlösser, wie Ohlau und Ramlau, einige hundert Soldaten gethan hatte, so rechnete man dabei nicht eigentlich darauf, daß diese sich bis zu heranrückendem Entsatze verteidigen sollten, sondern, um Zeit zu gewinnen,

¹⁾ Tagebücher der Belagerung Briegs 1741, ed. Müller (Brieg 1841) und ed. Grünhagen, Schlef. Zeitschr. IV, 23.

den Marsch des Feindes nach Möglichkeit aufzuhalten, setzte man diese voreingelagerten Posten der Gefangennahme aus.

General Brown selbst postierte sich mit noch nicht 2000 Mann Infanterie und 600 Nichtensteiner Dragonern westlich von Neiße auf dem südlichen Ufer des Neiße-Flusses, zur Rechten durch die Festung gedeckt, während er links dem im Glatzischen kommandierenden General Ventulus die Hand bieten konnte, zugleich gestützt auf das alte bischöfliche Bergschloß Ottmachau.

Man war österreichischerseits keineswegs mutlos. Hielten die Festung stand, so mochte Friedrich immerhin durch einen Winterfeldzug Schlesien besetzen und von der Kraft seiner Truppen dabei manches zusetzen; das zwischen in Mähren gesammelte Heer würde dann, wie man hoffte, ihn im Frühjahr ohne Mühe wieder aus dem Lande vertreiben können.

Drittes Buch.

Der Krieg in Schlesien 1741.

Erstes Kapitel.

Besetzung Schlesiens, Eroberung von Glogau.

Der Befehl zur Mobilmachung des nach Schlesien bestimmten kleinen Heeres ward, wie bereits erwähnt, etwa den 7. November 1740 gegeben, da Friedrich rechnete damals, daß die Truppen Anfang Dezember auf dem Marsche sein würden¹⁾; und den 8. November schreibt der König, er habe den Befehl zum Anlauf von Pferden gegeben und den Offizieren die Equipagegelder auszahlen lassen²⁾. Mit großem Eifer aber in möglichster Eile wurden die Rüstungen betrieben, Bodewils sollte sie, als auf Füllichung abzielend, darstellen, und, um noch mehr irrezuleiten, ließ der König am 10. November eine fingierte Marschrouten der Berliner Truppen nach dem überstädtischen bekannt werden³⁾. Es war daher kein Wunder, wenn die derjprechendsten Gerüchte die Hauptstadt erfüllten⁴⁾, die öffentlichen Blätter in Berlin durften über die kriegerischen Vorbereitungen nichts berichten, und die erste Notiz einer Berliner Zeitung scheint sich in dem „Journal de Berlin“ vom 3. Dezember zu finden, wo dann wenige Zeilen höchst vorsichtig von den literarischen Vorbereitungen melden, zu welchen sich Se. Majestät durch die jenwärtigen Konjunktoren veranlaßt gesehen haben.

Um diese Zeit setzten sich die Truppen nun wirklich in Marsch.

Am frühesten verließ die Artillerie Berlin, da sie in sehr kleinen Kolonnen (2 Meilen pro Tag, jeden dritten Ruhe) vorgehen sollte. Die erste Kolonne marschierte am 1. Dezember ab, die zweite am 4ten. Beide Kolonnen führten mit sich 20 dreipfündige, 4 zwölfpfündige Geschütze, 4 Haubitzen und 6 fünfzigpfündige Mörser. Noch weitere 56 Geschütze (darunter 4 Handmortiere) sind dann am 31. Dezember resp. 4. Januar nachgekommen. Die gesamte Mannschaft des unter dem Kommando des Major v. Meerfeldt nach Schlesien bestimmten Artilleriecorps belief sich auf etwa 900 Köpfe, von denen allerdings 552 Trainknechte waren, die als Fahrer gebraucht wur-

¹⁾ Polit. Korresp. I, 98.

²⁾ Ebd. S. 94.

³⁾ Ebd. S. 102.

⁴⁾ Vgl. die Aufzeichnungen des dänischen Gesandten Prätorius, Neue Berliner Monatsblätter XII, und Berichte an die Abtissin von Quedlinburg, ed. Grünhagen, Zeitschr. f. preuß. Gesch. 1876.

den ¹⁾. Dabei sind natürlich nicht mitgerechnet die leichten Feldstücke (Dreipfünder), deren jedes Bataillon zwei mit sich führte, und welche von dazu eingeeübten Infanteristen unter Leitung von abkommandierten Kanonieren bedient wurden.

Am 5. Dezember und in den folgenden Tagen rückte die Berliner Garnison aus, während inzwischen auch die aus den übrigen, märkischen, pommerschen und magdeburgischen Garnisonen ²⁾ für das Unternehmen ausgewählten Regimenter, nachdem sie etwa einige Wochen Zeit zur Ausrüstung und Einberufung der Beurlaubten gehabt hatten, von verschiedenen Seiten auf den angewiesenen Konzentrationspunkt an der schlesischen Grenze, Crossen, zu marschierten.

Was der König hier zunächst beisammen hatte, betrug an Infanterie 10 Regimenter ³⁾ und an Kavallerie 1 Regiment Kürassiere zu 5 Schwadronen, 2 Regimenter Dragoner zu je 10 Schwadronen, 1 Schwadron Gendarmen und 6 Schwadronen Husaren ⁴⁾ und die erste Kolonne Artillerie in der bereits angegebenen Stärke, in Summa noch nicht 14,000 Mann Fußvolk und etwa 5000 Reiter ⁵⁾. Weiterer Nachschub war dann, wie wir noch sehen werden, auf dem Marsche.

¹⁾ Malinowsky und Bonin, Geschichte der brandenburg.-preuß. Artillerie (I, 37 u. 466) aus des damaligen Artillerie-Offiziers v. Holzmann „Handschriftl. Aufzeichnungen“. Allerdings wird an einer anderen Stelle dieses Werkes (I, 75) berichtet, daß dann noch im Frühjahr 1741 der Überrest des Artillerie-Feldbataillons unter Generalleutnant v. Finger nach Schlesien nachfolgte, und eine vom 18. Juni datierte Berechnung der Effektivstärke dieses Bataillons (ebd. I, 37) beziffert dieselbe, die Kranken und Abkommandierten eingerechnet, auf etwa 660 Mann ohne die Trainleute.

²⁾ Ranke, Gef. Werke XXVII, 339 Anm. 3 giebt die Garnisonen der einzelnen Regimenter genauer an.

³⁾ Wenn Ranke (Werke XXVII, 339 Anm. 3) in seiner Spezifikation 12 Regimenter aufführt, so rechnet er einmal das Regiment Prinz Karl mit, welches erst mit dem ersten Nachschub nach Schlesien kam, und außerdem das Regiment Marwitz, welches, soviel wir wissen, gar nicht für Schlesien bestimmt war, sondern sich bei dem Corps des Fürsten von Anhalt in der Mark befunden hat. Vgl. Gendert's Berichte, Zeitschr. f. preuß. Gesch. 1880, S. 80.

⁴⁾ Es sind die Infanterieregimenter Schwerin, Bredow, Bork, Meiß, Sydow, Derschau, Prinz Heinrich, Grävenitz, Lamotte und Jeck, das Kürassierregiment Prinz Friedrich, die beiden Dragonerregimenter Schulenburg und Bayreuth (Heldengesch. Friedrichs II., S. 421). Daß die in neueren Werken enthaltenen höheren Angaben über die Stärke des preussischen Heeres nur auf einem Irrtum, den Orlich begangen, beruhen, soll noch unten bei Besprechung der Einschließung Oligaus nachgewiesen werden.

⁵⁾ Die Berechnung nach den Angaben Droyens, der (Gesch. d. preuß. Postil V, 1. S. 164, Anm. 2) die Sollstärke eines Bataillons auf 699 Mann, die der Schwadron Kürassiere auf 150 Mann, der Schwadron Dragoner auf 165 Mann beziffert. Ich habe dazu nur zu bemerken, daß in einer Aufstellung über die Verpflegung der preussischen Armee in Schlesien im Sommer 1741 (Breslauer Staatsarchiv P. A. VII, 7a) für das Regiment (also 2 Bataillone) durchschnittlich 1462 Brot- und 1400 Fleischportionen gerechnet werden, für die Schwadron Kavallerie (ohne Unterschied zwischen Kürassieren, Dragonern und Karabiniers) 161 resp. 155 Portionen, und für die Husaren in etwas geringerer Zahl, nämlich für 3 Schwadronen „Berliner Husaren“ 449 Brot- und ebenso viele Fleischportionen, und für 3 Schwadronen „Preussische Husaren“ 404 Brot- und ebenso viel Fleischportionen. Gewiß hat nun Droyen recht, zu bemerken, daß diese Sollstärke nie erreicht wurde, viel-

Zum Anführer des Heeres war der Feldmarschall Schwerin ernannt, in nicht geringen Ärger des alten Fürsten von Anhalt ¹⁾.

Der König kehrte erst am 2. Dezember von Rheinsberg nach Berlin zurück, wo dann am 5ten der österreichische Gesandte noch jene oben erwähnte unwürdige Audienz hatte. An die Offiziere der Berliner Garnison hielt damals vor deren Ausmarsch eine Rede, deren Inhalt in folgenden Worten erliefert wird:

„Meine Herren! Ich unternehme einen Krieg, bei welchem ich keinen deren Alliierten als Ihre Tapferkeit und keine andere Hilfe als mein Glück be. Seien Sie immer des Ruhmes eingedenk, den Ihre Vorfahren auf den Feldern von Warschau und Zehrbellin errungen haben, und verleugnen Sie niemals den Ruhm der brandenburgischen Truppen. Leben Sie wohl, denken Sie auf nach dem Rendezvous des Ruhmes, wohin ich Ihnen zu folgen nicht säumen werde.“ ²⁾

Am Morgen nach einem solennen Maskenballe ³⁾, auf welchem man den König in sichtlichster Heiterkeit mit vielen Personen sich freundlich unterhalten sah, am 13ten, Vormittags gegen 10 Uhr verließ, der König Berlin und traf gegen Abend in Frankfurt ein ⁴⁾, und da er sich überzeugete, daß die Truppen dicht einquartiert seien, ordnete er sofort den Vormarsch gegen die schlesische Grenze an. Am nächsten Tage war er in Crossen, wo seine Anwesenheit durch die Thatfache bezeichnet wurde, daß die große Glocke der Pfarrkirche vermutet vom Turme herabfiel, was von vielen als ein ungünstiges Vorzeichen angesehen, von dem Könige aber so gedeutet wurde, das Hohe, nämlich das Haus Oesterreich, solle erniedrigt werden.

Am 16. Dezember überschritten die ersten preussischen Truppen die schlesische Grenze zuerst bei dem Dorfe Läszen in der Nordwestecke des Grünberger Kreises, rückten aber bald auch in den Freistädter Kreis ein, überall Patent verbreitend, resp. dasselbe als Plakat anheftend, welches Podolski zur Beruhigung der Schlesier verfaßt hatte und das, unter den größten Vorsichtsmaßregeln in Frankfurt a. D. Mitte November gedruckt und zurückgeführt, als vom 1. Dezember erlassen sich bezeichnete. Dasselbe stellte entsprechend dem damaligen Stande der Verhandlungen den Einmarsch der Preußen

an Abkommandierten und Erkrankten immer eine Anzahl in Abgang gebracht werden müssen, wie denn Schwerin bereits unter dem 2. Januar 1741 bei seiner Komme das Bataillon nur zu 657 und die Schwadron zu 132 Mann rechnet. Doch wäre es wohl möglich, daß Schwerin hier die wirklichen Kombattanten rechnete, wenigstens bei jenen nicht allzu sehr von dem Droysenschen abweichenden Angaben der Berpflegungsakten die zum Regimente gehörigen Trainmannschaften ic. augenscheinlich mit eingerechnet sind.

¹⁾ Vgl. über diesen unten den Abschnitt: „Das Corps des Fürsten von Anhalt.“
²⁾ Hist. de mon temps, ältere Redaction, ed. Posner, 1879, p. 217. Die hier gegebene Version verdient unzweifelhaft den Vorzug vor der längeren der späteren Bearbeitung. Die in französischen Blättern gebrachte (Seldeneusch. I, 422) darf als Erfindung gelten.

³⁾ Rössenbed in seinem Geschichtskalender setzt das Datum des Balles auf den 11. Dezember, fügt aber hinzu, unmittelbar darauf sei der König abgereist, was wahrscheinlich doch erst am 13ten geschah. Die Luedlinburger Berichte geben für den Ball den 12. Dezember an (infolge eines Druckfehlers steht statt 12: 17).

⁴⁾ Dies berichtet er selbst in einem Briefe an den Fürsten von Dessau vom 13. Dezember, bei Orlich, Gesch. d. schles. Kriege I, 295.

als ein eigentlich im Interesse des Hauses Oesterreich liegendes Unternehmen dar, mit welchem der König „genaue Freundschaft zu unterhalten eifrigst wünsche“, wie derselbe denn im Begriffe stehe, sich mit dieser Macht zu explizieren; die Schlesier hätten deswegen keine Ursache, von den preussischen Truppen etwas Feindliches zu besorgen, sondern dürften des Schutzes des Königs nach allen Seiten hin sicher sein ¹⁾.

Mehr wohl noch als die Versicherungen des Patentes übten die treffliche Mannszucht der preussischen Truppen und das leutselige Auftreten des Königs ihre Wirkung. Zu Anfang hatte in Schlesien, in manchen Kreisen wenigstens, eine gewisse Panik geherrscht, in Breslau waren im Dezember fast täglich hochbepackte Wagen eingetroffen, in welchen besorgte Familien vom Lande ihre wertvollen Habelichkeiten hinter schützenden Mauern vor den Schrecknissen des Krieges zu bergen gedachten ²⁾, und das Schloß des Herrn v. Stronsky in Brunzelwalde hat es entgelten müssen, daß die preussischen Soldaten hier nicht viel mehr als die leeren Wände vorfanden ³⁾; auf dem rechten Oderufer waren die katholischen Geistlichen massenweise nach Polen geflohen, und davor, daß diese dort das Volk aufregen könnten und „die Polacken“ zur Hilfe in Schlesien einbrechen könnten, hatte man in Schlesien mehr Furcht, als vor den Preußen ⁴⁾, und die Besorgnis war um so ernster, als verlautete, daß im Schoße des Oberamtes der Vorschlag aufgetaucht war, da dem Anscheine nach der Wiener Hof das Land nicht wirksam zu schützen vermöge, Polen um Hilfe (zugleich im Interesse der Verteidigung des bedrohten katholischen Glaubens) anzurufen ⁵⁾.

Der König ward auf diese Symptome einer Gesinnung, welche den bevorstehenden Krieg wesentlich unter religiösen Gesichtspunkten auffaßte, um so mehr aufmerksam, als er wußte, daß man von Wien aus derartige Insinuationen, als sei es auf die Vertilgung der katholischen Religion abgesehen, gerade in Polen eifrig förderte ⁶⁾, und er fürchtete zwar nicht eine Kriegserklärung Polens, wohl aber plötzliche Überfälle „durch lieberliches Gefindel, dergleichen in Polen zusammenzuraffen eben so schwer nicht ist“ ⁷⁾. Er ließ deshalb schleunigst eine eigene Schrift in lateinischer Sprache abfassen, welche die Besorgnisse der Katholiken überhaupt und speziell auch der Polen zerstreuen sollte ⁸⁾. Dieselbe erschien dann im März 1741, ward sehr viel

¹⁾ Preuß. Staatschr. I, 69. Als die Berliner Zeitungen Ende Dezember das Schriftstück unter dem Titel eines preussischen Manifestes abbrudten, wurde das von Podewils sehr übel vermerkt und dementiert, und die Schärfe dieses Vorgehens findet wohl ihre Erklärung hauptsächlich in dem Umstande, daß bei dem ungünstigen Verlaufe der Unterhandlungen in Wien es nicht mehr möglich scheinen mochte, den in dem Patente zum Ausdruck gebrachten Standpunkt beizubehalten.

²⁾ Kahlert, Vor 100 Jahren, aus dem Tagebuche des Breslauer Kaufmanns Steinberger, S. 12.

³⁾ Helbengesch. I, 427.

⁴⁾ Privatbrief vom 13. Dezember in einer Fürstensteiner Kollektenhandschrift.

⁵⁾ Ann. O zu einem Gedichte in der Schles. Kriegstama V, Beil. 18, S. 71.

⁶⁾ Vgl. die Anführungen Kosers, Preuß. Staatschr. I, 277 ff.

⁷⁾ Worte eines Birkularerlasses vom 11. Februar an die Regierungen zu Königberg, Küsturin und Stettin; angef. bei Koser, S. 280.

⁸⁾ *Catholica religio in tuto, vicinia in tuto regni Poloniae vindicatis Silesiae ducatibus adversus Austriacam vim.* Anno 1741. Bei Koser, S. 285.

erbreitet ¹⁾ und soll eine gute Wirkung ausgeübt haben, wie der preussische Resident in Warschau berichtet ²⁾.

Was die Gegenden Schlesiens anbetraf, in welchen der Protestantismus die Oberhand hatte, zu welchen ja Niederschlesien und speziell das Fürstenthum Glogau und Sagan gehörten, so ist es kaum zu bezweifeln, daß die Einwohner hier der Aussicht, unter das Scepter eines ihrer Konfession zugethanen Herrschers zu kommen, sich im Grunde gefreut haben. Mag auch die Geschichte, welche dem preussischen Feldprediger Seegebart in Haynau erzählt wurde ³⁾, daß Gott dem König von Preußen einen Traum gesendet habe, der ihm dreimal Schlesiens in Brand stehend gezeigt und ihn zu Hilfe gerufen habe, mit Rücksicht darauf, daß die im Dezember hier eingerückten Harrach'schen Grenadiere, wie weiland die Lichtensteiner, eine Gegenreformation hätten durchführen sollen, nur im Kopfe eines eifrigen Pastors entsprungen und in deren Reihen fortgepflanzt sein, so zeigt sich doch aus den verschiedenen Tagebüchern protestantischer Schlesier ⁴⁾, welche aus jener Zeit uns erhalten sind, wenn dieselben gleich mit großer Vorsicht um, um für alle Eventualitäten gedeckt zu sein, nur Thatsächliches berichten, durchgehends ein solcher Grad von gesunder Objektivität, daß derselbe eine patriotische Anhänglichkeit an die bestehende Regierung eigentlich geradezu ausschließt, und dieselbe eben in diesem Sinne von den Tagebüchern katholischer Geistlichen ⁵⁾ aus jener Zeit sehr scharf abstechen läßt.

Übrigens schwand auch in diesen Kreisen der erste Schreck bald, als man erfuhr, daß der König am 19. Dezember in Milkau (Kreis Freistadt), einem Orte der Jesuiten, die Patres sehr freundlich behandelt und ihre Oberen zur Tafel gezogen habe. In Grünberg geschah es, daß der Bürgermeister einem preussischen Offizier, der die Stadtschlüssel verlangte, erklärte, geben dürfe er sie nicht, aber wenn sie jemand nehmen wollte, sie lägen auf dem Tische vor ihm; ein Avis, das natürlich bereitwillig benutzt wurde. Im Hauptquartier zu Herrendorf, 1 Meile von Glogau, in dem Schlosse, wo einst der durch seine Stiftungen berühmt gewordene Joachim v. Berg gewohnt, fanden sich die sächsischen Abgesandten der Fürstenthümer Glogau, Sagan, Liegnitz, Wohlau und Janer am 22. Dezember auf den Ruf des Feldmarschalls Schwerin zusammen, um über die Verpflegung der Armee Abrede zu treffen. Eine mächtige Tafel von 95 Gedecken vereinigte hier zum ersten Male eine große Anzahl schlesischer Stände mit dem jungen Monarchen, der so überraschend in ihre Kreise getreten war.

Der König war noch am 16ten seinen Soldaten über die schlesische Grenze gefolgt. Er schreibt an jenem Tage seinem getreuen Podewils:

¹⁾ Die Schrift ist in vielen Exemplaren in allen möglichen Sammlungen vorhanden.

²⁾ Unter dem 1. April; bei Roser, S. 281.

³⁾ Tagebuch desselben, ed. Fickert, S. 22.

⁴⁾ Als solche dürfen bezeichnet werden Scholz' Schweidnitzer Tagebuch, ed. Grünhagen, Abhandl. der Schles. Gesellsch. 1873/74; Schweidnitzer Aufzeichnungen des Jahres Kiese, ed. Pflug, Schles. Zeitschr. XIV, 115. Das Tagebuch des Apostels Schöber, Handschr. des Staatsarchivs, das oben erwähnte Glogauer Tagebuch, vor allem aber die umfangreichen Aufzeichnungen des Breslauer Kaufmanns Steinlager (Handschr. der Vaterländ. Gesellsch.).

⁵⁾ Wie deren mehrere Stenzel in Bd. V der „Ss. rer. Siles.“ abgedruckt hat.

„Ich bin über den Rubikon gegangen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, meine Truppen sind voll guten Willens, die Offiziere voll Kriegsmuth, unsere Generale dürsten nach Ruhm, alles wird nach unseren Wünschen gehen, und ich habe Grund, das Beste von diesem Vorhaben zu erwarten. — Ich will entweder untergehen oder Ehre von diesem Unternehmen ernten. Mein Herz weisagt mir das Beste, ein gewisser Instinkt, dessen Grund uns verborgen liegt, verheißt mir Glück und Erfolg, und ich werde nicht in Berlin erscheinen, ohne mich des Blutes, dem ich entsprossen, und der tapferen Soldaten, die ich zu befehligen die Ehre habe, würdig gemacht zu haben.“ ¹⁾

In dem Herrenhause des Jesuitengutes Miltau trafen am 21. Dezember bei dem Könige als Deputierte des Oberamtes zwei schlesische Adelige ein, Ernst May v. Sweertz, Reichsfreiherr v. Reist, und Nikolaus v. Rhediger. Das Oberamt hatte sich nämlich veranlaßt gesehen, das beim Einrücken der Preußen von diesen verbreitete Patent durch eine (vom 18. Dezember datirte) Bewahrung zu beantworten, welche das Feindliche und Ungerechte des preussischen Vorgehens darlegen, die Zurückziehung der Truppen fordern und Preußen für allen etwa entstehenden Schaden verantwortlich machen sollte ²⁾.

Der König, den die Deputierten gerade bei Tafel sitzend antrosen, lud sie, als er in Erfahrung gebracht, daß sie nicht österreichische Beamte, sondern Landstände seien, zur Tafel, verwandelte daraufhin auch die ursprünglich gebrauchte Anrede mit „Er“ in die mit „Sie“. Das Manifest las er schweigend durch und gab es dann einem Pagen, um es wegzulegen ³⁾; die Deputierten erhielten einfach eine Empfangsbeseheinerung. Geantwortet hat der König nicht darauf; Podewils hatte gemeint, es sei unter seiner Würde, sich mit einer Provinzialbehörde in Erörterungen einzulassen ⁴⁾.

Der König strebte auf Glogau zu, das er leicht zu gewinnen hoffte; „sie haben dort alt Pulver, das fünfzig Jahre gelegen hat, und kann sich das Ding nicht über acht Tage halten“, schreibt er an den Fürsten von Dessau ⁵⁾. Auch glaubte er zu wissen, daß man noch nicht auf zwei Monate verproviantirt sei, und daß durch eine bloße Blockade die Übergabe zu erzielen sein würde ⁶⁾.

Die heranrückenden Soldaten hatten in den letzten Tagen unter fortwährend herabströmendem Regen grundlose Wege bis an die Kniee in Schmutz zurückzulegen gehabt ⁷⁾ und dabei Märsche von drei bis vier Meilen pro Tag.

¹⁾ Polit. Korresp. I, 147.

²⁾ Abgebr. Ges. Nachr. I, 14.

³⁾ Schles. Kriegsjama V, 19.

⁴⁾ Angef. von Koser, Preuß. Staatschr. I, 68.

⁵⁾ Aus Weichau, den 18. Dezember, bei Drlich, Gesch. der schles. Kriege I, 296 und ganz in gleichem Sinne an Jordan, den 19. Dezember, aus Miltau, Oeuvr. XVII, 77.

⁶⁾ In Friedrichs eigenen Kriegsberichten unter dem 7^{ten}, Lettres d'un officier prussien, welche neuerdings Droysen in dem Beisatz zum Militär-Wochenblatt 1875 gesammelt herausgegeben hat, S. 308.

⁷⁾ Die Wege sind so beschwerlich, daß den gemeinen Soldaten auf dem Marsche fast beständig das Wasser bis über die Kniee gezogen. Brief aus Miltau vom 21. Dezember in Seubers Berichten, ed. Ch. Meyer, Zeitschr. f. preuß. Gesch. 1880, S. 11.

daß sie diese Probe bestanden, ohne daß Marodeure zurückblieben, erregte die Bewunderung ihres Kriegsherrn ¹⁾.

Der Kommandant zu Glogau hatte inzwischen bereits am 15. Dezember mit dem Abbrennen der Vorstädte begonnen, und auch die evangelische Friedenskirche, der man ja seiner Zeit nur vor den Thoren einen Platz gegönnt und leichten Fachwerkbau zur Bedingung gemacht hatte, sollte zum Opfer fallen; doch nachdem man einen 30stündigen Aufschub erlangt, reiste der Graf Logau mit einem Glogauer Bürger dem König von Preußen entgegen und erlangte von diesem das Versprechen, sich des Gebäudes nicht gegen die Festung zu bedienen, für den Kommandanten die geforderte Bedingung der Schonung ²⁾. Friedrich hat nachmals beim Anblick der Kirche gemeint: „um es wäre es nicht schade gewesen“, die Sache selbst aber mußte ihm angenehm sein, es war gleichsam das erste Zeichen von Fühlung, welches die schlesischen Protestanten mit ihm suchten. Die vier Geistlichen der Gemeinde, welche öfter bis drei Meilen im Umkreise umfaßte, mußten für die Zeit der vorzunehmenden Belagerung Fürsorge treffen, und es war ein feierlicher Moment, als diese vier nach Absingung eines Chorals das Los zogen, welche ihnen die kommenden schweren Tage innerhalb der Mauern, und welche ihnen den anrückenden Feind zu erwarten hätten ³⁾. Merkwürdig war es, daß während der König alle Anstalten zur wirksamen Einschließung von Glogau traf, z. B. Verschanzungen aufwarf, die dann mit Geschützen besetzt wurden, in der Festung die Ungewißheit fort dauerte, ob die Preußen als Freunde oder Feinde kämen. Der Kommandant hatte den Befehl, die Feindlichkeiten nicht zuerst zu beginnen ⁴⁾, und anderseits beeilte sich der König, als sich Graf Wallis beklagte, preußische Husaren hätten einen Soldaten der Besatzung gefangen genommen, diesen mit einem entschuldigenden Briefe zurückzuschicken ⁵⁾.

Der König verweilte bei dem Heere vor Glogau, bis der Herzog von Holstein ein zweites kleines Truppencorps heranzuführte. Dasselbe bestand aus dem Regimente Markgraf Karl, 10 Grenadierbataillonen, 5 Schwadronen Karabiniers vom Leibregimente, 5 Compagnieen Platen-Drägoner, 1 Schwadron Husaren und der 2. Artilleriekolonnen ⁶⁾; also abgesehen von der letzteren

¹⁾ Eb. Meyer, Zeitschr. f. preuß. Gesch. 1880, S. 11.

²⁾ Schles. Kriegsfama V, 20.

³⁾ Glogauer Tagebuch, Handschr. des Bresl. Staatsarchivs.

⁴⁾ Hist. de mon temps (1746), p. 218.

⁵⁾ Polit. Korresp. I, 155.

⁶⁾ Feldengeschichte I, 421. Orlich in seiner Geschichte der schlesischen Kriege hat bezüglich dieser Abtheilung eine große Verwirrung hervorgerufen, indem er I, 43, Anm. 3 dieselbe als linke Kolonne des gleich zuerst in Schlesien einrückenden Heeres figurieren läßt und dann auf S. 65 sie (unter Angabe derselben Bestandteile) als ein später nachrückendes Corps behandelt und außerdem dann noch bei dem Leser die Meinung erweckt, als sei diese Abtheilung das auf S. 43 bezeichnete Reservecorps von 12,000 Mann, welches der Herzog von Holstein herbeigeführt habe. Die Kriegsmacht, mit der der König am 16. Dezember in Schlesien einrückte und vorging, waren eben nur jene oben erwähnten 10 Regimenter oder 14,000 Mann Infanterie und 6000 Kavallerie (nebst einigen Grenadierbataillonen, wie wir gleich sehen werden); was Orlich I, 43, Anm. 3 als linke Kolonne bezeichnet, ist die im Text erwähnte Abtheilung, die zu der Zeit, als jenes Corps die Grenze überschritt, zum Teil noch in Berlin war (vgl. z. B. Seubers Berichte ed. Chr. Meyer, Zeitschr. f.

etwa 6000 Mann zu Fuß ¹⁾ und ungefähr 1780 Reiter. Dasselbe traf am 27. Dezember vor Glogau ein.

Dieses kleine Corps bestimmte der König zur Blockade von Glogau, welches ihm eine Rekognoscierung am 23. Dezember doch stärker erscheinen ließ, als er anfänglich geglaubt hatte. Die Heeresabteilung ward dem Befehle des Erbprinzen Leopold von Dessau unterstellt, während der Herzog von Holstein dem Hauptcorps folgte. Doch nahm der König von den 10 Grenadierbataillonen 5 mit sich, so daß noch 5 derselben und das Regiment Markgraf Karl bei dem Erbprinzen zurückblieben, während er dagegen denselben auch die Bayreuther Dragoner zurückließ, bis die von Blaten vor Glogau eingetroffen wären.

Ehe noch jene Verstärkung eingetroffen war, hatte Friedrich am 24. Dezember Schwercin mit der Hälfte des ganzen Heeres gegen Liegnitz marschieren lassen, um dann die schlesischen Städte längs des Gebirges und die Grenzen gegen Böhmen zu besetzen.

Den König aber zog es nach Breslau, welches er, über die dortigen Bepflanzungen wohl unterrichtet, schnell zu gewinnen trachtete, damit die Österreicher nicht doch noch eine Überraschung versuchten. Mit seinen Gendarmen und dem Leibregimente der Karabiniers, sowie 5 Grenadierbataillonen brach er am 28. Dezember den übrigen Heeresstücken vorausgehend von Gläsersdorf bei Glogau auf und legte mit diesen Truppen die 15 Meilen bis Breslau in drei Tagen zurück.

Die letzten Stunden des scheidenden Jahres fanden den König schon bei Anfechtung der Breslauer Thürme in Bilsnitz, wo ihm der Besitzer, ein Breslauer Patrizier, v. Riemberg, splendide Aufnahme bereitete. Ein Brief mit 6 Dukaten, den derselbe noch herausgeschickt hatte, wurde abgefangen und vor den König gebracht; als derselbe aber gesehen, daß das Geld zur Bewirtung der Truppen bestimmt war, legte er noch 6 Dukaten zu. Die Preußen wußten genug von der Lage der Dinge, um sich vor der kriegerischen Ausrüstung der Wälle nicht zu fürchten; sie riefen den Stadtsoldaten auf den Wällen scherzhafte Begrüßungen zu und besetzten die Vorstädte vom Nikolai bis zum Ohlauer Thore, ja überschritten sogar die Oder an zwei Stellen ober und unterhalb der Stadt, um den Dom zu besetzen, was auch am 2. Januar

preuß. Gesch. 1880, S. 8), wie dies ja auch Orlich S. 65 zugiebt. Die Feldengeschichte (I, 425) behält da vollständig recht, wenn sie offenbar nach amtlichen Quellen bei der Spezifikation der Quartiere, welche die am 16. Dezember eingerückten preussischen Truppen in Schlesien einnahmen, eben nur jene erwähnten 10 Regimenter berücksichtigt. Wir müssen daher an der oben angegebenen Zahl der Truppenstärke festhalten, und es kann daher bei der Eröffnung des Feldzuges wohl von 28,000 Mann (ohne die 12,000 Mann des Reservecorps), wie Orlich I, 44 hat, noch von 30,000 Mann, wie Ranke, Werke XXVII, 339, noch von 30 Bataillonen, wie Droysen V, 1. S. 164 hat, die Rede sein. Von dem sehr anschaulichen Nachschube von mehr als 6 Regimentern, der aber erst im März in Schlesien eintraf, werden wir noch zu sprechen haben.

¹⁾ Wenn wir 10 Grenadierbataillons rechnen, was wohl wahrscheinlicher ist, obwohl die Feldengeschichte I, 412 nur 9 hat. Die bereits erwähnte amtliche Besoldungsliste von 1741 rechnet auf das Bataillon Grenadiere 476 Fleisch- und ebenso viel Brotportionen, und über diese Zahl glaube ich nicht hinausgehen zu dürfen, wenngleich Droysen (a. a. D. V, 1. S. 164, Anm. 2) das Grenadierbataillon zu 492 Mann rechnet.

ohne Schwierigkeiten gelang. Wie es heißt, hätten die Wachmannschaften der Dominikel am Elbing in ihrem Eifer so weit gehen wollen, beim Herannahen der Preußen die Zugbrücke aufzuziehen, die aber, durch lange Ruhe verwöhnt, den Dienst verweigert habe; die Wächter am Hinterdome aber hätten den weisen Beschluß gefaßt, sich um die Politik überhaupt nicht zu kümmern, und wären demgemäß von den Preußen in ihrem eigenen Wachthause versammelt gefunden und darin eingeschlossen worden. Der König ritt noch selbigen Tages über den Dom und sprach dem Prälaten v. Kunmerkirch, welcher ihm die Thorschlüssel mit einem Fußfalle zitternd überreichte, freundlich Mut zu, fragte jedoch, ob man Gefangene der Religion wegen (wegen Apostasie) hier habe. Man erklärte, solche schon freigelassen zu haben.

In der nun von allen Seiten auf das engste umschlossenen Stadt scheint doch nicht allzu große Niedergeschlagenheit geherrscht zu haben. Von einem ebenso schnell verbreiteten wie entstandenen Liebe, das in den Kreischmerzwehern an jenem denkwürdigen Sylvesterabende allgemein gesungen wurde, ist wenigstens der Refrain erhalten, welcher den Humor der Situation charakteristisch wiedergiebt:

„Laßt ihn hereinkommen
Ei, er ist doch schon hinne!“

Angstlicher mögen die Herren vom Rat das alte Jahr beschloffen haben. Die ersten Stunden des neuen Jahres brachten ihnen den ersten Gruß einer abbrechenden neuen Zeit; noch in der Nacht wurden sie sämtlich geweckt, um einen Brief aus dem preußischen Hauptquartier zu vernehmen, der ihnen für den beginnenden Tag die Ankunft zweier preußischer Oberster mit Propositionen des Königs ankündigte; sie beeilten sich vom Oberamte Verhaltensmaßregeln zu erbitten, dieses aber legte die ganze Entscheidung auf ihre Kniee.

So empfing man denn die beiden Offiziere, v. Borke und Pofadowsky mit militärischen Ehren und geleitete sie nach dem Goldenen Baum am Ringe, wo ihnen in denselben Räumen, die 14 Tage vorher der österreichische Oberkommandant erzürnt verlassen hatte, ein würdiges Logis bereitet war. Der König bot durch sie an, er wolle die Stadt vorläufig nicht besetzen, auch keine Forderung verlangen, doch solle man ihm im Falle der Not hier einen Zufluchtsort eröffnen.

Den einfachen Vorschlag bemühte sich dann das Orakel der Breslauer, Syndikus Gutzmar, zu dem Entwurfe eines Neutralitätsvertrages aufzuheben, wie er ihm immer vorgeschwebt hatte, und König Friedrich, der inzwischen in der Schweidnitzer Vorstadt im Scultetischen Hause (unweit Vieh's Garten) Quartier genommen hatte, ließ sich die Sache gefallen. Die Breslauer Deputierten unterzeichneten am 3. Januar draußen in dem Helcher'schen Garten den Vertrag. Der König durfte in der Vorstadt ein Magazin anlegen und zu dessen Besatzung ein Bataillon zurücklassen, auch Lebensmittel aus Breslau beziehen; er gestand im übrigen der Stadt eine Neutralität zu, doch mit dem bedeutungsvollen Zusätze: „bei den jetzigen Konjunkturen und so lange dieselben dauern werden“, ein Zusatz, der ihm jeden Augenblick freie Hand lassen mußte.

Er hatte alles Recht, voller Freude in diesen Tagen seinem Kabinettsminister zu schreiben: „Breslau gehört seit heute mir, meine Truppen sind in guter Stimmung und in gutem Stande, und wir wollen nun die Reise g

winnen“ — — ¹⁾. Das letztere that er jedoch erst am 6. Januar, nachdem er den Breslawern das Vergnügen eines feierlichen Einzuges verschafft, sich vom Balkon seiner Wohnung im gräflich Schlegenbergischen Hause auf der Albrechtstraße (Ecke der Altbüßerstraße) eine Zeit lang dem Volke gezeigt und am 5ten auf einem von ihm den Breslauer Spitzen gegebenen Balle im Locatellischen Redoutensaale auf der Bischofstraße (dem nachmaligen König von Ungarn) selbst Polonaise getanzt hatte. Die Breslauer, obwohl in einer Art von freistädtischem Republikanismus groß geworden, entzogen sich doch dem Zauber nicht, den der junge Monarch ausstrahlte; die ersten Wurzeln patriotischer Gesinnung haben sich damals in die Gemüther gesenkt.

Über Rothfürben ging nun der Marsch des Königs, der außer 5 Grenadierbataillonen jetzt noch 4 Bataillone (wahrscheinlich die Regimenter Bork und Grävenitz), sowie 10 Schwadronen um sich hatte, gegen Ohlau, welches vom Feinde besetzt war, aber auf die erste Aufforderung hin, ohne daß ein Schuß fiel, am 8. Januar von der österreichischen Besatzung (350 Mann) unter Oberst Formentini, der man freien Abzug nach Mähren gewährte, geräumt wurde, wo dann der günstig an der Oder gelegene Platz dem König für Anlegung von Magazinen und zur Anhäufung von Kriegsmaterial trefflich diente ²⁾.

Ernsthafteren Widerstand durfte man von Brieg erwarten, das mit allem Eifer verproviantiert, mit Geschützen armirt und mit hinreichender Besatzung versehen war. Am 7. und 8. Januar ließ der Kommandant, Graf Piccolomini, nicht nur die Vorstädte, sondern auch die nahegelegenen Dörfer Rathau und Briegisdorf in Brand stecken, die etwas entfernter gelegenen Orte Hermsdorf, Schlüsselndorf, Paulau, Gröningen rettete vor gleichem Schicksal ³⁾ nur das Anrücken der Preußen, welche unter Oberst v. Kleist vom 10. Januar ab Brieg auf dem linken Oderufer einschlossen. Auf dem rechten begann die Blockade erst vom 25. Januar ab. Hier hatte General Zetze, der, nachdem von des Königs Corps das Gros Breslau erreicht hatte, am 4. Januar mit 4 Bataillonen von Breslau ausgerückt war, um das rechte Oderufer zu unterwerfen, erst noch Namslau einzunehmen, wo der österreichische Major Kraemer in Erwägung, daß er fast seine gesamte Artillerie hatte nach Brieg abgeben müssen, auf die erste Aufforderung hin (am 11. Januar) zwar die Stadt räumte, sich aber in dem westlich davorliegenden alten Schlosse zu behaupten entschlossen zeigte und auch wirklich erst den 31. Januar kapitulierte, nachdem General Zetze einige schwere Geschütze herbeigeschafft und das Schloß bombardiert hatte, wo dann die Besatzung (etwa 300 Mann) sich kriegsgefangen geben mußte ⁴⁾.

¹⁾ Polit. Korresp. I, 169.

²⁾ Die Schles. Kriegsfama VII, 27 ff. bringt ein Tagebuch aus Ohlau, aus welchem wir noch hervorheben wollen, daß die Anstalten zur Verteidigung hier von dem um die schlesische Kartographie hochverdienten Ingenieur-Lieutenant Schubarth getroffen worden waren. Derselbe ward später bei Mollwitz verwundet und gefangen, trat dann in preussische Dienste und hat bei der Grenzregulierung 1742 wesentliche Dienste geleistet.

³⁾ Das von mir edierte Tagebuch (Schles. Zeitschr. IV, 28) berichtet dies, die Schulzen der genannten Dörfer seien schon am den 10ten nach Brieg citirt gewesen, um den Befehl zur Räumung zu empfangen.

⁴⁾ Wahrhafte Relation von der Belagerung und Eroberung der Stadt Namslau, in der Schles. Kriegsfama.

Inzwischen hatte Schwerin schon am 27. Dezember Haynau und an demselben Tage auch das festere Liegnitz besetzen lassen, dessen kleine Besatzung die erste Aufforderung zur Kapitulation bereit war, und am 1. Januar damals noch nicht besetzte Schweidnitz, wo er am 5ten ein Dankfest für gelungene Einnahme Breslaus feierte. Am 7. Januar war er in Frankenberg; ihm voraus war schon Oberst Camas geeilt, der auf des Königs speziellen Befehl einen Handstreich auf Glogau hatte ausführen sollen, „da es jetzt zu spät und ledig ist, was es vielleicht ein andermal nicht sein dürfte“¹⁾. Doch als der Oberst, als er mit etwa 900 Mann am 5. Januar über Wartha ausrückte, eine halbe Meile vor Glogau einen starken Berbau gefunden, der die ganze Passage sperrte, durch einige hundert Oesterreicher bewacht. Camas hielt es für nicht möglich, die schon stark angeschwollene Neiße im Rücken zu gehen; auch würde, selbst wenn es gelänge, die Stadt zu forcieren, diese nicht zu halten sein, wenn man nicht die auf steilem Berge gelegene Citadelle, der nicht wohl beizukommen sei, zu gewinnen vermöge²⁾.

Beim weiteren Vorrücken auf Ottmachau zu fand Schwerin zum ersten Male die Feinde im offenen Felde sich gegenüber; es waren die aus den Zeiten Religionsverfolgungen in üblem Andenken stehenden Lichtensteiner Dragoner, von Brown, der sich mit den etwa 1600 Mann, welche er nach der Eroberung der Festungen noch disponibel hatte, jenseits der Neiße hielt, über den Fluß entsendet. Etwa eine Meile westlich von Ottmachau bei Ellgut standen die Spitzen der Avantgarde auf sie, und da auf die Meldung davon Schwerin, ungeduldig, den Feind endlich vor die Klinge zu bekommen, den Lieutenant Milowiz fast vorwurfsvoll fragte, warum er sie denn nicht durch Anwendung des Geschützes festgehalten, sagte dieser dies wie einen Zweifel an dem Mute auf und stürzte sich mit seinen 26 Husaren auf die Dragoner. Selbst bezahlte die Kühnheit mit schnellem Tode, aber die nachrückenden Truppen trieben die feindlichen Reiter schnell nach Ottmachau zurück.

Hier aber, wo ein altes bischöfliches Schloß mit dicken Mauern auf einer Höhe über der Stadt sich erhebt, setzten sie sich von neuem, auf den Rückvertrauen, den die Besatzung des Schloßes mit einigen Compagnieen theilte, und wichen erst, als ein unter dem Feuer der Besatzung nicht ohne Verlust ausgeführter Angriff der Preußen auf die Neißebrücke ihnen ihren Rückzug abzuschneiden drohte. Die Besatzung des Schloßes wies auch jetzt noch Kapitulation ab und ergab sich erst, als Schwerin auf dem Marktplatz vor den Thoren auffahren ließ und das Schloß in Trümmer zu schießen liess. Die Besatzung wurde kriegsgefangen, wie es Friedrich, der inzwischen von Brieg mit der ersten Hälfte des Heeres herankam, nunmehr verlangte. Dies geschah am 11. Januar.

Der König blieb in Ottmachau, lebhaft wünschend, sich des nahen Neißeüberganges zu können. Doch dieses, welches für die stärkste der schlesischen Festungen galt, mit hinreichender Besatzung versehen, gut verproviantirt, liegt von einem entschlossenen Kriegsmanne, jenem General v. Roth, ursprünglich für Breslau bestimmt war, schien zu ernstlicher Gegenwehr fähig. Bereits am 11. Januar war die Stadt gesperrt und alle Neiße-

¹⁾ Ordre an Schwerin vom 2. Januar; Berliner St.-A.

²⁾ Bericht an Camas, den 7. Januar, aus Frankenberg.

brücken abgebrochen, und als am 12ten sich größere preußische Truppenabtheilungen näherten, wurden sämtliche Vorstädte schonungslos niedergebrannt, wo dann auch das Franziskanerkloster und die Kirche in der Altstadt ein Raub der Flammen wurde; nur die nördlich, jenseits der Neiße liegende Vorstadt Währengasse mit dem Kapuzinerkloster ward verschont. Die Wälle wurden täglich mit Wasser übergossen, welches der scharfe Frost in eine blizende Eisedefe verwandelte, während dagegen die Graben durch beharrliches Aufweifen frei erhalten wurden. Die ganz katholische Bürgerschaft Neiße's zeigte wüthlichen Eifer für die Verteidigung der Stadt; eine Schar von Freiwilligen aus der Bürgerschaft unter Führung eines entschlossenen Fleischer's namens Buchfisch, welcher kurze Zeit vorher bei einer Auflehnung der Bürgerschaft gegen die neu eingeführten Mauten den Räubersführer gespielt hatte, vermochte wesentliche Dienste zu leisten, wie dieselbe denn z. B. das bischöfliche Vorwerk Karlau im Nordosten der Stadt diesseits der Neiße, in welchem sich schon preußische Soldaten festgesetzt hatten, diesen gleichsam über dem Kopfe anzuzünden vermochte, und die gut organisierte Hilfe der Bürgerschaft hat sich denn auch während des Bombardements bei dem Löschen der in Brand gesteckten Häuser sehr bewährt. Die Preußen, übrigens nur wenige Bataillone stark, besetzten die im Nordwesten der Stadt, jenseits der Neiße gelegenen Höhen, besonders den Kaninchenberg, und fanden an dem Jerusalemer Kirchlein und der Ziegelscheune gewisse Stützpunkte. Eine Aufforderung zur Übergabe an den Kommandanten wurde in Folge eines Mißverständnisses mit Flintenkugeln zurückgewiesen ¹⁾. Der König erkannte, daß eine regelrechte Belagerung schon wegen des scharfen Frostes unthunlich sei; den Versuch aber, durch ein Bombardement die Übergabe herbeizuführen, gedachte er zu machen und hatte mit den Neiße'ern um so weniger Mitleid, da er deren ihm abgeneigte Gesinnung kannte ²⁾.

Das Feuer der Belagerten vermochte die Errichtung der preußischen Batterien nicht zu hindern, die nach einigen Probeschüssen am 18. Januar dann am 19ten einen Hagel von Bomben und glühenden Kugeln über die Stadt schütteten. Doch scheint es, daß dieselben nur den nördlichen, resp. nordwestlichen Teil derselben erreichten, wo dann das Kloster und die Kirche der Kreuzherren schweren Schaden erlitt und auch die Pfarrkirche beschädigt wurde. In der Nacht vom 20sten zum 21sten ward das Bombardement mit gleicher Heftigkeit fortgesetzt und dann noch während des 21sten, doch ohne durchschlagenden Erfolg. Wohl hatten die glühenden Kugeln an mehr als

¹⁾ Daß der Kommandant sich mit einem Mißverständnisse entschuldigt, schreibt der König selbst, *Lettres d'un officier Pruss. a. a. O.*, S. 317, und man wird einem Manne wie Roth eine absichtliche Verletzung des Völkerrechtes nicht zutrauen dürfen.

²⁾ An den Fürsten von Dessau den 16. Januar: „Das einzige, so damit zu versuchen siehet, ist ein Bombardement, weil es ein Pfaffenest ist und nicht viel Truppen darin sind.“ Bei Orlich, *Gesch. der schles. Kriege I.*, 300. Schon diese Stelle zeigt, daß man das Bombardement nicht wohl bloß als Strafe für die völkerrechtswidrige Zurückweisung des Trompeters ansehen darf (wie dies Drosfen, S. 197, thut), da diese doch erst am 19ten erfolgte (nach des Königs Angabe, nach den beiden mir vorliegenden Neiße'ern erst am 20ten). Wenn der König in dem in Anm. I erwähnten Briefe diesen Zusammenhang angiebt, so darf man dabei doch nicht vergessen, daß diese Briefe für das Publikum und die Zeitungen geschrieben waren.

einer Stelle gezündet, doch war man des Feuers immer wieder Herr geworden und zwar, ohne daß die wohlorganisierten Böschmannschaften schwere Verluste zu beklagen gehabt hätten. Am 22ten hörte das Feuer auf. Mit dem letzten Schusse, versichert ein Reißer Tagebuch ¹⁾, hätten die Preußen noch das Schloß der Jerusalemer Kirche in die Stadt hineingeschossen, das der Kommandant dann zu ewigem Gedächtnisse hätte aufbewahren lassen. Die Belagerer zogen ab und die Reißer beeilten sich, ein Teedeum zu singen; man rechnete, daß in den drei Tagen an 1772 Schüsse gegen die Stadt seien abgefeuert worden ²⁾.

Den Bürgern und Soldaten gab der Kommandant Noth alle in der Stadt befindlichen Kaufmannswaren der Breslauer preis ³⁾, jenen zur Belohnung, diesen zur Strafe. Der General mochte die Breslauer, welche ihn als Kommandanten verschmäht hatten, übel im Gedächtnisse haben. Maria Theresia umde den Reißern für ihre patriotische Haltung während der Belagerung ein besonderes Lobschreiben ⁴⁾.

Nach dem Abzuge der Preußen beeilte man sich, die Befestigungen auszubessern und zu verstärken, die Viele zu stauen, um eine Überschwemmung des südlichen Vorterrains zu erzielen und alle die Gebäude, welche noch außen gelieben waren und zum Teil den Preußen eine gewisse Deckung gegeben hätten, zu demolieren.

Ein eigentümliches Nachspiel der Belagerung war es, daß am 20. Februar eines Bürgerfreicorps unter dem Fleischer Buckisch auszog, um zwei adelige Besitztümer der Gegend, welche einer preussischen Gesinnung geziehen wurden, zu verhaften. Den einen derselben, Baron Reißewitz, der den Rang eines Oberstlieutenants in der preussischen Armee bekleidete, auf Woschen, trachten sie, wie sie ihn angetroffen, in Schlafrock und Pantoffeln in die Stadt geschleppt. Den anderen, Graf Arco auf Tschammendorf, hatten seine Banern zu verteidigen versucht und waren nicht ohne Blutvergießen der Übermacht gewichen, dann transportierte man ihn, an Händen und Füßen gebunden, mitsamt seiner Gemahlin nach Reisse ⁵⁾. Beide sind dann in den ersten Tagen des März mit noch 29 anderen „Staatsgefangenen“ unter starker Bedeckung von Reisse über Zudmantel nach Sternberg und weiter nach Olmütz geschafft und lange in Gefangenschaft gehalten worden, obwohl sich der König selbst wiederholt um ihre Freilassung bemüht hat ⁶⁾.

¹⁾ Das handschriftliche Tagebuch des Reißer Kreuzherrn Prager (Reißer Stadtarchiv Kaastneriana V) und ein zweites in Werners handschriftl. Topographie Schlesiens (Breslauer Stadtbibl.) haben mir vorzugsweise als Quelle gedient. Daß die Prager mit dem letzten Schusse das Thürschloß des Jerusalemer Kirchleins in die Stadt geschossen hätten, welches dann der Kommandant zu ewigem Gedächtnis aufbewahrt habe, berichten die Reißer Tagebücher, vgl. Stenzel, Ss. rer. Siles. V, 413.

²⁾ So die Tagebücher; die Herr. milit. Zeitschr. 1827 I, 145, die sonst allerdings Quellen des Wiener Kriegsministerialarchivs benützt, giebt 3400 Schüsse an; doch sagt sie an derselben Stelle auch mit unerhörter Übertreibung, die Stadt hätte größtentheils in Asche gelegen, in schroffem Gegensatz zu Berichten von Augenzeugen.

³⁾ Den 25. Januar; Prager.

⁴⁾ Vom 11. Februar; abgedruckt bei Stenzel, Ss. rer. Siles. V, 422.

⁵⁾ Prager, zum 21. Februar.

⁶⁾ Vgl. unten bei Erwähnung des Kartells wegen Auswechslung der Gefangenen.

Derjelbe hat hierfür auch Repreſſalien ergriffen und mehrere katholiſche Magnaten Schleiens, die Grafen Hentel, Rhedern, Berg, d'Hauſſonville, Büdler ¹⁾ gefangen ſetzen laſſen, auch die Aufhebung des Breſlauer Fürſtbiſchofs, Grafen Sinzendorf, welche am 26. März in Freienwalde erfolgte, wird mit jenen Vorfällen in Verbindung geſetzt, wenn gleich von anderer Seite auch als Urſache der Gefangennehmung ein den Biſchof kompromittirender Briefwechſel mit dem Kommandanten von Reiße angeführt ward ²⁾. Der Kardinal ward am 15. April von Ottmachau nach Breſlau gebracht, aber ſchon am 18ten ohne weiteres wieder freigeſaſſen und trat bald in ein freundliches Verhältnis zu dem König.

Als die öſterreichiſchen Huſaren die Frau eines preußiſchen Hauptmannes, v. Zajtrow, fortgeſchleppt hatten, ließ der König die Gemahlin des Reißen Kommandanten auf ihrem Landſitze unweit Reiße aufheben und bis zur Freilaſſung jener ſamt ihren Kindern gefangen halten.

Schwerin war indeſſen ſchon am 15. Januar weiter gerückt, indem er das kleine Corps Browns vor ſich hertrieb. Am 18ten beſetzte er Neuſtadt, am 22ſten Jägerndorf, am 25ſten beſtanden ſeine Truppen noch ein Geſecht bei Grätz hinter Troppau und nahmen mit großer Bravour die Morabrücke, die Feinde nach Mähren hineindrängend. Ein Detachement unter Oberſt Lamotte beſetzte endlich am Februar im äußerſten Südoſten Schleiens die beiden alten Schanzen des Jablunkapafſes, deren öſterreichiſche Beſatzung durch eine Kapitulation freien Abzug erlangte.

Von da an hatten die Truppen in einer faſt 30 Meilen langen Linie bis Reichenbach die Winterquartiere bezogen. In Lamotte im Teſchenſchen ſchloß ſich das Gros unter Schwerin ſelbſt um Troppau und Jägerndorf, dann die Truppen des Generals Zeeze bei Weidenau bis zur Reiße und links der letzteren bis in die Gegend von Reichenbach das Corps des Generals v. Deſchau. Schwerin ſchrieb damals an den König: „Wenn Troppau genommen, kann der Feind mit einer Armee aus Mähren nicht ohne große Präparatorien durchs Gebirge in Schleiens einbrechen, und Ew. Majeſtät Truppen ſind völlig gedeckt“ ³⁾.

Der König entſchloß ſich, auf kurze Zeit nach ſeiner Hauptſtadt zurückzulehren. In der Inſtruktion, die er Schwerin zurückließ, findet ſich die Weiſung, man ſolle, wenn man öſterreichiſche Huſaren finge, „diese den Leuten zeigen, damit ſie ſich keine größere Idee von ihnen machen, und unſere Leute ſehen, daß es ſchlecht Zeug ſei“. Auch ſollen die Offiziere den Soldaten Hof

¹⁾ Über deren weitere Schickſale vermag ich nur noch anzuführen, daß Graf Hentel, wie erzählt wird, Gelegenheit gefunden hat, zu entkommen (Totengeſpräch zwiſchen Römer und Schulenburg [Leipzig 1743], S. 42). Wegen der Grafen Rhedern und Büdler fragt Schwerin unter dem 14. Juli 1741 an, ob er dieſelben auf ihr Ehrenwort auf ihre Güter entlaſſen dürfe (Berliner St.-A.), und aus ſeinem Berichte erſehen wir zugleich, daß er damals von ſonſtigen Staatsgefangenen nur noch den Direktor der Piegniſcher Ritterakademie, von Chamarré (der einer verräteriſchen Korreſpondenz geziehen wurde, Krafft, Chronik von Piegniß II, 187), und den Voymeister Kaiſer aus Jauer zu bewachen hatte. Die Grafen Berg und d'Hauſſonville ſcheinen alſo damals bereits wieder auf freiem Fuße zu ſein.

²⁾ Geubers Aufzeichnungen a. a. O., S. 72.

³⁾ Projekt für die künftige Campagne (Mitte Januar); Berliner St.-A.

egen die Oesterreicher erregen, daß diese mit mehr Verbitterung auf den Feind losgehen¹⁾. Am 29. Januar traf Friedrich wieder in Berlin ein.

Von dem Schauplatz einer glänzenden Campagne, die ihm in weniger als einem Monate eine große Provinz zu seinen Füßen gelegt hatte, wo es in seiner Hand gestanden, entweder, wie es Schwerin lebhaft befürwortet, nach Mähren einzubringen, um direkt auf Wien loszugehen, oder aber, wie man in Oesterreich fürchtete, in Böhmen, um den Bayern die Hand zu bieten, kehrte der König jetzt in die schwüle Atmosphäre Berlins zurück, wo seinem Minister Podewils die Berichte der verschiedenen preußischen Gesandten über den alarmierenden Eindruck, den Friedrichs kühnes Vorgehen an den fremden Höfen gemacht, das treue Herz mit Besorgnis erfüllten, und der alte Dessauer über die eigene Unthätigkeit mißmütig von der unvorsichtigen Kriegsführung Schwerins das Schlimmste prophezeite.

Und ganz ohne Wirkung blieben die Bemerkungen des kriegserfahrenen alten Heerführers, welcher damals zu Besprechungen mit dem Könige von Magdeburg nach Berlin kam, auf diesen letzteren nicht; von jener Zeit datiert der regelmäßige, briefliche Verkehr mit dem Fürsten über die militärischen Vorkommnisse, und der Fürst ward bald aufgefordert, recht dreist zu schreiben und nichts zu verschweigen²⁾. Fürst Leopold hatte doch in gewisser Weise seinen Nebenbuhler Schwerin in der Meinung des Königs ausgestochen.

Ehe der König Berlin verließ, ordnete er noch die Absendung eines sehr ansehnlichen Nachschubes von Truppen nach Schlesien an, wozu er an Infanterie die Regimenter Garde (3 Bataillone), Truchseß, Glasenapp, Prinz Leopold, Ralkstein und Prinz Dietrich, und von Kavallerie die Garde du Corps (1 Schwadron von 150 Mann), 4 Schwadronen Gendarmen, je 5 Schwadronen Prinz Wilhelm (Kürassiere), Jung-Waldau, und 6 Schwadronen Husaren, sowie eine Abteilung Artillerie unter dem Kommando des Generallieutenant v. Lindner bestimmte, und von welchem Corps die Spitzen Anfang März die schlesische Grenze erreichten. Und da dann bald nachher an Infanterie noch 1 Regiment Bredow, 1 Müinchow und 1 Camas (nachmals Dumoulin) herbeordert wurde und der König auch Anfang März die Dragonerregimenter Gessler und Buddenbrock aus Preußen herbeirief³⁾, so erscheint etwa im Mai oder Juni des Königs militärische Macht in Schlesien in der Stärke von 30,706 Mann Infanterie und 10,676 Mann Kavallerie⁴⁾.

Am 19. Januar reiste dieser wieder von Berlin ab, sah am 21sten den Erbprinzen von Anhalt in dessen Hauptquartier Rauschwitz vor Glogau und ging über Liegnitz (22. Februar) nach Schweidnitz (23. Februar); von da am 25sten zur Befichtigung der Grenzposten des Generals v. Derschau gegen Reichenbach, dann weiter nach Frankenstein (26sten) und am 27sten von Silberberg nach Wartha, dem äußersten Punkte der preußischen Aufstellungen. Es war ein Glück, daß der Feind, der über die Absicht des Königs, diese Gegend zu besuchen, wohl unterrichtet war, doch deren Ausführung früher vermutete,

1) Vom 24. Januar; Berliner St.-A.

2) Den 5. März; bei Orlich I, 310.

3) Ordre über die Ausführung des Marsches am 3. März; Berliner St.-A.

4) Dies ist die Totalsumme des bereits angeführten Verpflegungsetats von 1741.

den schon gelegten Hinterhalt an der Straße von Silberberg nach Wartha wieder aufgab und zwar am Tage, bevor der König die Straße passierte. Auf eine erneute Nachricht hatte zwar Lentulus einige hundert Husaren wiederum über die Reise entsendet, doch nur auf der Seite zwischen Wartha und Frankenstein. Während der König sich in Wartha befand, stürzten sich dieselben auf die zur Bedeckung gehörige, in der Mitte zwischen Frankenstein und Wartha in dem Dorfe Baumgarten aufgestellte Schwadron Schulenburgischer Dragoner unter dem Kommando des Oberstlieutenant Diersford, rannten dieselben über den Haufen, nahmen ihnen ihre Standarte und mehrere Gefangene ab ¹⁾, zogen sich aber, als Infanterie aus Frankenstein heranzückte, mit ihrer Beute wieder über die Reise zurück, während die Bedeckung des Königs sich einer kleinen, direkt auf Wartha zu operierenden Abteilung leicht erwehrte, so daß am Abend die Straße nach Frankenstein wieder sicher war. Die feindlichen Reiter schienen weit aus barbarischem Osten hergekommen zu sein, da sie nach dem eigenen Zeugnisse des Generals Lentulus, eines vierpännigen Reisewagens ansichtig werdend und in demselben den König vermutend, über ihn herfielen und den darin Sitzenden, angeblich den zur Begrüßung des Königs abgeschickten Deputierten des Münsterberger Fürstentums, ohne weiteres tothschoßen ²⁾.

Bei etwas weniger Ungeflüm und etwas mehr Klugheit hätten die Feinde wohl vermocht, den König gefangen zu nehmen. Darüber täuschte sich dieka nicht und gelobte sich selbst größere Vorsicht. Za er nahm hieraus Veranlassung, seinem Minister Verhaltensbefehle zu erteilen für den Fall seiner Gefangennehmung, Podewils solle mit seinem Kopfe dafür haften, daß von Staatswegen seine Befreiung durch kein unwürdiges Opfer erlauft werde, und daß selbst Befehle, die er als Gefangener gäbe, nicht ausgeführt würden; „ich bin nur so lange König, als ich frei bin“. Auch verspricht er dem Minister eine Denkschrift zu senden, dazu bestimmt, für den Fall, daß er getödtet werde, seinem Nachfolger übergeben zu werden. Obwohl der Brief, der diese Bestimmungen enthält ³⁾, in keineswegs trüber Stimmung geschrieben erscheint, so blieben doch anderseits Schwerins wiederholte Mahnungen zur Vorsicht, da das Volk in den katholischen Landesteilen sehr feindlich gesinnt sei, nicht ohne Eindruck auf den König, und die Vorstellung persönlichen Bedrohtheins führte ihn schließlich zu dem doch schwerlich begründeten Verdachte eines von Wien ausgegangenen Anschlages auf sein Leben oder wenigstens

¹⁾ Vgl. den interessanten Brief des Königs über diese Affaire an Graf Schulenburg (Frankenstein den 28. Februar) mitgeteilt von Droysen im Militär-Wochenbl. 1875, S. 320 Anm.

²⁾ Nach Lentulus' Berichte bei Arneht, Maria Theresia I, 383. Was den angeblich erschossenen Deputierten des Münsterberger Fürstentums betrifft, so fällt es auf, daß keine der zahlreichen schlesischen Quellen von dem gewaltsamen Tode eines so angesehenen Mannes etwas berichtet. Als der Münsterberger Deputierte für den schlesischen Fürstentag wird im Dezember 1740 Max v. Sweerts auf Peterwitz und Löwenstein bei Frankenstein bezeichnet (Schles. Kriegsgama V, 19). Dieser kann nicht wohl am 27. Januar 1741 erschossen worden sein, er erlangte im Herbst dieses Jahres die preussischen Kammerherrenwürde und lebte noch in den fünfziger Jahren.

³⁾ Unbatiert, doch praes. 7. März; Polit. Korresp. I, 201.

auf seine Freiheit, dem speziell der Großherzog von Toscana nicht ganz fernstehe¹⁾.

Friedrich war übrigens nicht in der besten Stimmung, als er, in seiner Inspektionsreise fortfahrend, gegen Anfang März über Strehlen nach Ohlau ging, das Brieger Blockadecorps besichtigte und dann nach Schweidnitz zurückkehrte. Mit den Aufstellungen an der Reise war er nicht zufrieden und ärgerte auch Schwerin, der, wie er klagte, seinen Dispositionen zuwider den Saß von Budmantel unbesezt gelassen und dadurch verschuldet hatte, daß ein Succurs von mehreren hundert Mann sich in das blockierte Meiß geworfen.

Auch wegen Glogaus war er in Sorge; der alte Fürst von Dessau hatte ihm vorgeschlagt, wie auf der einen Seite aus dem nahen Polen sich ein dort leicht zu sammelnder Kriegshaufe auf das Blockadecorps werfen könne, und wie andererseits von Böhmen aus, wo die Grenze gar nicht besezt sei, recht wohl ein Entsaß versucht werden könnte. Um derartige Zwischenfälle abzuwehren, konzentrierte der König jetzt um sein Hauptquartier Schweidnitz höhere Truppenmassen, drängte jedoch zugleich auch den Erbprinzen, Glogau nach Belagerung oder Surprise zu nehmen.

Doch Prinz Leopold war bei aller Bravour doch ein äußerst vorsichtiger und umsichtiger General, dem der König gerade um dieser Eigenschaften willen erst noch vor kurzem das schöne Zeugnis ausgestellt hatte: „Wenn ich mehr solche Offiziere wie Sie hätte, wollte ich ruhig schlafen“²⁾. Zu einer methodischen Belagerung entbehrte er des schweren Geschützes, und andererseits hätte er vom König früher den Befehl erhalten, „die Truppen nicht ohne Not zu sacrificieren“ und nur, wenn er gewisse Hoffnung habe, „ohne großen Verlust in den Entreprisen zu reussieren“, vorzugehen³⁾. Das befiel er treu an der Erinnerung und war entschlossen, das kühne Wagnis einer Überraschung erst dann zu unternehmen, wenn es der König ihm direkt auftrüge⁴⁾. Indessen hatte, ehe noch der Lieutenant Zietzen, den er mit der Bitte um „positive Ordre“ an den König gesendet, zurück war, dieser von der Behauptung, die Oesterreicher könnten von Böhmen aus einen Entsaßversuch unternehmen, in immer steigendem Maße gequält, aus freien Stücken den gewünschten Befehl erlassen, der Prinz solle, so wie die Petarden, die er schon früher zur Aufsprennung der Thore verlangt hatte, eingetroffen sein würden, Glogau „mit allem Nachdruck und mit Gewalt“ an verschiedenen Orten gleichzeitig angreifen⁵⁾.

Am 7. März überbrachte des Königs Befehl dessen Adjutant, Graf Goltz, dem Erbprinzen, der dann seinem Versprechen getreu nun eiligst daran ging, für den auf die Nacht vom 8. bis 9. März festgesetzten Sturm die Rollen zu

¹⁾ Vgl. Grünhagen, Zur Gesch. des angebl. Attentates auf Friedrich d. Gr. 1741; Zeitschr. für preuß. Gesch. 1878, S. 272.

²⁾ Den 2. März 1741; bei Orlich I, 391.

³⁾ Vom 14. Januar, ebd. S. 385; eigenhändig schreibt dann der König noch unter den Brief: „Machen Sie mit Glogau, was Sie gut achten, exponieren Sie meine Leute nur nicht.“

⁴⁾ Der originale Brief des Erbprinzen, der diese Erklärung enthält, vom 6. März, soll in den Belagen abgedruckt werden. Wie man sieht, ist es die Antwort auf des Königs Brief vom 4ten; bei Orlich I, 392.

⁵⁾ Ohlau, den 6. März; bei Orlich I, 393; also von demselben Tage wie oben angeführte Brief des Erbprinzen.

verteilen. Eben um diese Zeit trafen die ersten Truppen des großen Nachschubes ¹⁾ in dieser Gegend ein, und der Erbprinz sollte Mannschaften seines eigenen Regiments, sowie der Regimenter Truchseß und Glasenapp noch mit bei dem Unternehmen verwenden. In der Stadt, wo man von den Türmen scharf observierte, hatte man am 8. März wohl Truppenansammlungen bei den Belagern wahrgenommen, doch hatte der Kommandant wenig auf die Meldung gegeben und keine besonderen Maßregeln getroffen ²⁾. Mit dem Glockenschlage zwölf setzten sich die drei im Schutze der Dunkelheit näher an die Festung herangeschlichenen Sturmkolonnen von ihren Standorten aus in Bewegung und begannen am Schlosse unterwärts, bei den Mühlen oberhalb und an der Leopoldbastion mitten zwischen jenen beiden Punkten auf dem linken Ufer den Angriff mit solcher Schnelligkeit, daß die Kugeln schon weit über sie wegslogen, als die ersten Kanonenschüsse fielen. Schnell waren die dreifachen Palissaden überklettert oder beseitigt, und in dem übrigens trockenen Graben vermochten weder die Fußangeln noch die spanischen Reiter sie aufzuhalten. Mit Sturmleitern, am Schloßthor sogar ohne solche, teilweise das in das Erdreich des Walles gestoßene Bajonett als Halt- oder Stützpunkt benutzend, erklimmen die Preußen die eisglatten Wälle, welche schon um 12½ Uhr von den Stürmenden besetzt gewesen sein sollen. Ehe noch die Offiziere die mitgebrachten Petarden zur Sprengung der Thore zu benutzen Gelegenheit gefunden hatten, wurden dieselben von den über den Wall Gekletterten von innen geöffnet. Vier Grenadiere vom Regimente Glasenapp verspätet ihrer Compagnie nach den Wall erreichend, verfehlten dann die Richtung und fanden sich in der Kehle der Kreuzbastion plötzlich einem österreichischen Hauptmann mit etwa 52 Mann gegenüber. Mit verzweifeltem Entschlusse stürmen sie vor und verlangen, daß jene die Waffen strecken. Und die Österreicher, erschreckt, und in der Dunkelheit die Schwäche ihrer Gegner nicht erkennend, erfüllen das Begehrt und werden nun von dreien der Grenadiere so lange bewacht, bis der vierte Succurs herbeigeht ³⁾. Dagegen gesteht der Feldprediger Seegebart von Leuten seines eigenen Regiments (Prinz Leopold), dessen Tapferkeit er sonst wohl zu rühmen weiß, ein, daß dieselben ebenso wie Mannschaften der Grenadierbataillone, die sämtlich hier zum ersten Male ins Feuer kamen, nachdem sie den Wall bereits erstiegen, und dann bei entbrennendem Kampfe einige ihrer Kameraden getroffen worden waren, nicht mehr recht vorwärts gewollt hätten, so daß die Offiziere ihre volle Energie brauchen mußten, um das Ganze nicht ins Stocken kommen zu lassen ⁴⁾.

Nur am Schlosse, wo der Erbprinz selbst mit großer Bravour den Angriff leitete, leistete Oberst Reiski tapferen Widerstand, bis er, tödlich verwundet, zusammenbrach. Der erlassene Befehl, keinen Schuß zu thun, bis

¹⁾ Vgl. o. S. 165.

²⁾ Tagebuch aus dem Glogauer Jesuitenkloster in der Schles. Zeitschr. Silesia I, 167.

³⁾ Militär-Wochenbl. a. a. D., S. 324. Der König ließ jedem derselben 10 Dukaten geben und sie sich nachmals persönlich vorstellen. An den Erbprinzen, den 10. März; bei Oriich I, 395. Vgl. auch Seegebart, S. 17.

⁴⁾ Tagebuch desselben ed. Fickert, S. 19: „Ita timetur mors ab homine naturali“, fügt der Feldprediger hinzu.

man in der Stadt sei, wurde streng ausgeführt. Der überraschte österreichische Kommandant hatte schließlich auf dem Markte an der Hauptwache noch einige hundert Mann um sich gesammelt, mit denen er sich jedoch, von allen Seiten umzingelt, ergab. Der Plünderung, auf welche in einer mit blanker Waffe erstürmten Festung die Soldaten nach Kriegsgebrauch ein Recht zu haben glaubten, wurde gewehrt, nachdem anfangs einige Judenläden, die Apotheke im Jesuitenkolleg und noch einige andere Häuser, wie es in dem Glogauer Bericht heißt, „ein böses Stündchen erlitten hatten“ ¹⁾.

Die Preußen hatten 9 Tote und etwa 38 Verwundete ²⁾, der österreichische Verlust betrug an Toten und Verwundeten an 60 Mann, gefangen wurden 855 ³⁾. Die Preußen fanden in der Festung 58 metallene Kanonen, die der Erbprinz als überaus schön bezeichnet ⁴⁾, 5 Mörser und 1300 Zentner Pulver, 21,000 Kugeln u. ⁵⁾.

Der König, über die mit geringem Verlust erkaufte Einnahme Glogaus hoch erfreut, lohnte dem Erbprinzen durch ein Handschreiben voll wärmster Anerkennung, den Soldaten durch Geschenke. „Prinz Leopold“, schrieb er dessen Vater, „hat wohl die schönste Aktion gethan, die in diesem Seculo gesehen ist“ ⁶⁾. Überall, wo die preußische Besatzung stand, feierte man die Eroberung Glogaus, am festlichsten in Schweidnitz am 10. März, wo Friedrich selbst die erwünschte Nachricht erreicht hatte. „Vivent nos braves soldats!“ schrieb der König von hier aus unter ein Kabinettschreiben an Podewils ⁷⁾.

¹⁾ An der Plünderung im Jesuitenkollegium hatten die in Glogau internierten Bayern eifrig teilgenommen. In dem angeführten Tagebuche S. 168.

²⁾ Militärwochenbl. a. a. D., S. 325.

³⁾ Österr. militär. Zeitschr. 1827 I, 288.

⁴⁾ Bericht vom 10. März; Berliner St.-A.

⁵⁾ Auch noch 11 eiserne Kanonen. Eine Spezifikation der artilleristischen Vorthe nach dem Berichte des Lieutenants v. Holzmann, der dieselben übernommen; bei Malinowski-Bonin, Gesch. der preuß. Artillerie I, 471.

⁶⁾ Den 12. März; bei Orlich I, 315.

⁷⁾ Vom 10. März mitgeteilt von Droyßen im Beisefte zum Militär-Wochenbl. 1875, S. 322.

Zweites Kapitel.

Schlacht bei Mollwitz.

Von den zwei Punkten, welche der alte Fürst von Dessau vorn als gefährdend bezeichnet hatte, war der eine bezüglich Glogau die Einnahme der Festung erledigt, der andere die Möglichkeit eines Durchbruchs der ausgedehnten preussischen Postirungen durch das inzwischen in A gesammelte österreichische Heer und zwar in der Richtung direkt auf zu bestand noch fort, und die Thatsache, daß wirklich Anfang März Österreichern gelungen war, eine Verstärkung von einigen Compagnieinfanterie und 150 Husaren ¹⁾ über Buchmantel nach Meisse zu werfen, die Besorgnisse noch ganz besonders zu rechtfertigen. Der König entschloß sich, selbst die Kriegsoperationen in die Hand zu nehmen, und vor sich Meisse zu bemächtigen. „Sobald das Wetter favorabel wird“, liess er unter dem 12. März an den Fürsten von Anhalt, „so ist meine Meinung mit 8 Bataillons Infanterie, 4 Grenadierbataillons, 1200 Arbeitern und Escadrons die Belagerung von Meisse anzufangen und durch Hilfe der wohl zwölf- als vierundzwanzigpfündigen Kanons, der 18 Mortiers und Haubizen die Stadt solchergestalt anzugreifen, daß keine Resistance nicht haben möge, und indessen der Ueberrest der Armee in der Gegend von Zborz oder Ziegenhals zu campieren. Der Feind kann solcher Zeit noch in Campagne kommen, denn es fehlet ihm noch bereits an allem — bei feindliche in Mähren und Böhmen wirklich nicht über 12,000 Mann ist. Das Belagerungsgeschütz stand in Ohlau bereit, Anfang April sollte in O Kalkstein die Belagerung von Meisse beginnen.

Der König erwartete in der That den Feind oder den größeren Theil selben auf dem Wege, den derselbe dann auch wirklich gekommen ist, über das Gebirge auf Meisse zu: „nach der jetzigen Situation bin ich nämlich vor die beiden Posten von Ziegenhals und Weidenau besor-

¹⁾ So die O. Herr. militär. Zeitschr. von 1827 I, 155 nach den Akten des Kriegsministeriums, in des Königs Briefe an den Fürsten von Anhalt: bei I, 309 werden höhere Zahlen angegeben. Der Tag dagegen, den die O. Herr. Zeitschr. anführt, den 5. März, kann nicht wohl richtig sein, denn eben von Tage ist der Brief des Königs datiert, der über das Ereignis berichtet.

²⁾ Bei O. Herr. I. 314.

UMGEBUNG SCHLACHTFELDES VON MOLLWITZ

Maßstab 1:100,000
 0 500 1000 2000 3000 4000 5000 6000 7000 8000 9000 10000
 Meter



FR. ANDR. PERTHES
GOTHA.

Verf. Anstalt Karl, Göttingen.

welche einem feindlichen Einfall am meisten exponiert sind“¹⁾. Er ließ Weidenau stärker besetzen und über Ziegenhals hinaus bis an den Paß von Zuckmantel Truppen vorschieben. Die Dörfer um Meißne sollten ernstlich besetzt werden und zwar nicht bloß mit einigen Kavalleriedetachements, da diese sonst, ständig alarmiert, fortwährend auf- und abfattern müssen, in Folge davon schnell herunterkommen und unbrauchbar werden würden, vielmehr sollte immer gleich ein Bataillon zusammengelegt werden, wo dann alle Avenues sorgfältig überwacht werden könnten²⁾.

Das ganze Heer sollte zu beiden Seiten der Meißne so aufgestellt werden, daß er es in zwei bis drei Tagen bequem konzentrieren könnte³⁾, in einer Linie von Jägerndorf, Neustadt über Meißne hinaus. In diesem Sinne ward Schwerin instruiert und in ungeduldrigen nicht eben gnädigen Schreiben, die schnell auf einander folgten (am 5., 6., 7. März), zur schleunigen Ausführung seiner Ordres gebrängt.

Damit war nun aber Schwerin wenig einverstanden. Es ist merkwürdig genug, daß in dem Briefwechsel zwischen dem Könige und seinem Heerführer die Möglichkeit, daß das in Mähren gesammelte österreichische Heer über das offene Land direkt auf Meißne marschieren könne, gar nicht erörtert wird. Schwerin meint es als ganz selbstverständlich vorausgesetzt zu haben, daßselbe werde versuchen, sich die große Straße von Mähren her über Troppau und Jägerndorf zu eröffnen. Und von dieser Voraussetzung ausgehend, macht er nun gegen die Anordnung des Königs ernstliche Vorstellungen. Auf der Stelle, wo er nicht fort, er müsse mindestens abwarten, bis Lamotte, den er aus dem Teichenschen zurückbeordert, die Oppa überschritten habe, weil sonst der Feind diesen abschneiden würde. Ferner verzweifelte er daran, des Königs Befehle entsprechend die Magazine aus Ratibor und Troppau nach Oppeln zu verfrachten zu können. Bei den feindseligen Gesinnungen, welche die Bevölkerung in diesen Gegenden zeige, werde das nicht möglich sein, man werde alle diese Vorräte, um sie nicht dem Feinde preiszugeben, verbrennen müssen. Er wolle aber seine Truppen, wenn er nach des Königs Befehle dieselben auf der Linie Oppeln-Johannesberg konzentriere, subministriren sollten, vermöge nicht anzugeben. Ubrigens werde, wenn man Troppau und Ratibor aufgeben, auch Jägerndorf unmöglich zu behaupten und man bald genötigt sein, sich über die Meißne zurückzuziehen, wo man dann allerdings auf üble Folgen für den Geist der Truppen und eine massenhafte Desertion gefaßt sein müsse⁴⁾.

Der König erscheint um diese Zeit von widerstreitenden Einflüssen beunruhigt. Wenn er beim Beginne des Feldzuges sich gerade Schwerin zu seinem Heerführer auserkoren hatte wegen der Sympathien, welche er für dessen geistvolle kühne Art fühlte, so war diese Zuneigung allmählich gemindert worden durch die rücksichtslose und herrische Art, mit welcher ihm der Marschall seine Rathschläge diktierte und ihn eigentlich wie einen Schüler be-

¹⁾ An den Fürsten von Anhalt, den 15. März; bei Orlich I, 315.

²⁾ An Schwerin den 12. März; Berliner St.-A.

³⁾ An den Fürsten von Anhalt, den 15. März; bei Orlich I, 315.

⁴⁾ Bericht vom 9. März; Berliner St.-A.

handelte ¹⁾, und selbst wenn ihm Schwerin lobend schrieb: „Ihre Maßregeln sind gut, der erfahrenste Feldherr könnte es nicht besser machen“ ²⁾, so nahm der Stolz des jungen Fürsten an solcher Censur Argerniß. Um so lieber hörte dann der König auf die strenge Kritik, welche Schwerins eifersüchtiger Nebenbuhler, der alte Fürst von Dessau, an dessen Maßregeln übte, und er kehrte von Berlin mit dem Entschlusse zurück, nun selbst die Zügel in die Hand zu nehmen und eine konzentriertere Stellung im Gegensatz zu Schwerins Ansichten durchzuführen.

Aber als dann der Plan ins Werk gesetzt werden sollte, berührten doch auch des Marschalls Argumente eine Saite, die in seinem Herzen nachklang. Es war ihm doch fatal, ein so großes Stück der Provinz, die einzunehmen er gekommen war, nachdem er es thatsächlich besetzt, nun wieder ohne Kampf aufzugeben, so weit zurückzuweichen vor dem anrückenden Feinde. Wie sehr ihn dieser Gedanke beschäftigte, sehen wir daraus, daß er Podewils aufträgt, in die Zeitungen eine Notiz einrücken zu lassen, „damit die Feinde dieser Sache keinen falschen Anstrich ihrer Gewohnheit nach geben, als wenn es eine Retraite wäre“ ³⁾.

Schließlich macht dann der König seinem Obergeneral doch eine Konzession, welche einem halben Aufgeben seines eigentlichen Planes fast gleichkommt; er zeigt sich einverstanden, daß derselbe Troppau behaupte, nur solle er auch Zuckmantel schützen ⁴⁾.

Was Zuckmantel anbetrifft, so ging Generalmajor v. Zeeke am 15. März über Ziegenhals hinaus bis Zuckmantel vor, und da dort die Bewohner den österreichischen Truppen Weistand leisteten und aus den Häusern schossen, ward der Ort der Plünderung preisgegeben und niedergebrannt ⁵⁾. Gleiches Schicksal traf dann am folgenden Tage das dann weiter jenseits der Einfattlung der Bischofskoppe gelegene Johannesthal ⁶⁾, „gleichfalls ein Häubeneß“, wie Schwerin schreibt ⁷⁾.

Behaupten ließen sich allerdings diese Bergstädtchen nur, wenn man hier eine größere Macht als Rückhalt aufstellte. Schwerin erklärte sie für unhaltbar, und Zeeke zog sich nach seinem Zerstörungswerke wieder gegen Weidenau zurück.

Mit Schwerins Konzentrierungen ging es inzwischen nur langsam vorwärts. Am 9. März räumte Lamotte die Schanzen des Jablunkapasses. Sie zu schleifen hatte man nicht Zeit gefunden, die Österreicher fanden sie in besserem Zustande, als sie einst übergeben wurden, auch 7 vernagelte Kanonen und einige Munition darin ⁸⁾. Am 13. März verließ Lamotte Teschen,

¹⁾ „Le maréchal de Schwerin — — avait le défaut d'être impérieux, il ne savait pas donner son avis à un roi altier et sensible en serviteur discret, mais c'était toujours avec un ton impérieux et comme un précepteur parlerait à un disciple.“ So urteilt ein Freund Schwerins, Generalmajor Schmetsan, Militär-Wochenbl. 1840, S. 10.

²⁾ Den 1. Januar; Berliner St.-A.

³⁾ Den 10. März; Militär-Wochenbl. 1875, S. 322.

⁴⁾ Den 12. März; Berliner St.-A.

⁵⁾ Österr. militär. Zeitschr. 1827 I, 290.

⁶⁾ Nicht Johannesberg, wie die Österr. militär. Zeitschr. a. a. O. angiebt.

⁷⁾ Bericht vom 16. März; Berliner St.-A.

⁸⁾ Österr. militär. Zeitschr. 1827 I, 289.

einige angesehenere Männer als Geiseln für noch ausstehende Kontributionen mit sich führend ¹⁾. Alles zog sich nach Ratibor, wohin auch aus Oberberg am 18ten die Preußen zurückwichen. Aber auch Ratibor zu räumen wollte nicht gelingen; dort war das ansehnlichste Magazin Oberschlesiens, dessen Vorräte hinwegzuschaffen die größten Schwierigkeiten machte ²⁾.

Es kann vielleicht bezweifelt werden, ob Schwerin auch nur den rechten guten Willen hatte. Weit entfernt, seine Truppen näher der Neiße zurück zu lassen, ersuchte er im Gegenteil Verstärkungen, um sich auf der Linie Troppau-Jägerndorf behaupten zu können, und immer aufs neue schreibt er in diesem Sinne unter der stets festgehaltenen Voraussetzung, daß sich der Feind gegen ihn wenden müsse.

So am 16. März, Reipberg sei jetzt in Olmütz und Gefahr vorhanden, daß er sich zwischen Troppau und Jägerndorf schiebe, der Feind habe so viel Regimenter, als er Schwadronen. Dann am 21. März: „Der Feind ist auf dem Marsche herwärts gegen mich. Am 18ten und 19ten hat er Oberberg angegriffen, Lieutenant Blankenburg hat sich tapfer gewehrt; da aber der Ort nicht haltbar ist, hat Lamotte den Posten an sich gezogen, wodurch die Stellung zwischen Troppau und Jägerndorf immer epineuser wird, die linke Flanke ist ganz offen. Auch in meiner Fronte ist der Feind und bin ich nicht imstande, aus meinen Garnisonen das Geringste zu ziehen, um daraus ein Corps zu formieren, und erwarte mit größtem Verlangen die versprochenen 4 Bataillone und 5 Schwadronen Platen, um mich auf selbige in meinem Rückmarsche replizieren zu können.“ ³⁾

Und deutlicher noch als vorher spricht er seine eigentliche Meinung unter dem 28. März aus: „Wenn der Feind etwas mit Erfolg unternehmen will, muß er hier (der Brief ist aus Jägerndorf datiert) debouchieren. Folglich wird, so wie ich imstande sein werde, ihn in dieser Gegend aufzuhalten, Ew. Majestät es bequemer haben, Ihre Belagerung zu pouffieren. Sie wird mehr Lebensmittel und Fourage haben, während, wenn ich diese Stellungen aufgäbe, um mich auf die Neiße zurückzuziehen, wir sicherlich alle beide an Lebensmitteln und Fourage Mangel leiden würden. — Wenn Truppen da sind, um mich zu verstärken, warum diesen Schatz opfern?“ ⁴⁾

Wirklich riß Schwerin den König mit sich fort ⁵⁾, und obwohl das, was dieser durch Rundschafter über die Bewegungen des Feindes in Erfahrung gebracht, mit den Voraussetzungen des Marschalls nicht recht stimmte, entschloß sich Friedrich doch, mit einem großen Teile der ihm hier zu Gebote stehenden Streitkräfte, etwa 5000 Mann zu Fuß und 1000 Reitern, zur Verstärkung Schwerins aufzubrechen. Wenn er damals dem alten Fürsten von

1) Ein Verzeichnis derselben in den Akten des Wiener Kriegsministeriums.

2) Noch am 26. März berichtet Schwerin hierüber.

3) Berliner St.-A.

4) Die Stelle abgedruckt bei Ranke, 12 B. preuß. Gesch. III, 397, Anm. 1.

5) Wenn Tschadert in seiner interessanten und verdienstlichen Monographie über die Schlacht bei Mollwitz (Programm des Gymn. zu Ostrowo 1856), S. 6, den König erst bei dem persönlichen Zusammentreffen mit Schwerin umgestimmt werden läßt, so glaube ich dagegen im Einklang mit der noch anzuführenden Äußerung des Königs in seinen Memoiren, daß er bereits für Schwerins Ideen gewonnen war, als er den Entschluß faßte, mit einer Heeresabteilung zu Schwerin aufzubrechen.

Dessau schrieb: „Ich marschiere anjezo mit 5 Infanterie- und 4 Grenadierbataillons, um den Schwerin zu mir zu ziehen und ihm Sicherheit zu verschaffen zu seinem Rückmarsch“¹⁾, so wird der erfahrene Heerführer wohl die Erwägung gemacht haben, daß für den angegebenen Zweck solche Machtentfaltung zu groß scheinete und daß, wenn wirklich solche Verstärkung notwendig geworden wäre und die ganze Macht der Österreicher bereits auf Schwerin drückte, man dann auch nach der Vereinigung des Königs mit den etwa 8000 Mann, die Schwerin dort hatte, nicht stark genug sein würde, um bei Jägerndorf die Entscheidungsschlacht zu schlagen. Friedrich selbst bezeichnet in seinen Memoiren gerade diesen Zug als seinen schlimmsten Befehlgriff, nur zu erklären durch seine gänzliche Unerfahrenheit²⁾.

Am 29. März war der König in Steinau, wo 2 seiner Bataillone zurückblieben; am 30sten traf er mit Schwerin in Neustadt zusammen und brach dann am 1. April mit dem Feldmarschall und dreien seiner mitgebrachten Bataillone gegen Jägerndorf auf. Sein Gedanke war, daß, während General Kleist mit 10 Bataillonen und 10 Schwadronen die Belagerung von Neiße beginnen sollte, für die in Ohlau an 100 schwere Geschütze bereit standen, hier bei Jägerndorf Schwerin mit seiner verstärkten Macht den Feind abzuwehren und auf der rechten Flanke der Herzog von Holstein mit 7 Bataillonen und 4 Schwadronen in der Gegend von Ottmachau ein Vordringen des Feindes aus dem Gläzischen zu verhüten habe. Bei dieser Berechnung war die kleine Straße, welche gerade in der Mitte beider Aufstellungen von Olmütz aus über das mährische Gefenke gerade auf Zuckmantel, Ziegenhals und Neiße zuführte, gar nicht in Betracht gezogen. Wir wissen ja, daß der König einige Wochen früher sehr ernstlich daran gedacht hat, sich auch nach dieser Seite hin zu schützen; nun aber schien Schwerins Ansicht, daß hier die Berge und die grundlosen Wege einen Übergang der österreichischen Hauptmacht auf dieser Straße unter allen Umständen verhindern würden, bei dem König durchgeschlagen zu haben, vor einem kleineren Streiftommando, das diesen Weg versuchte, das Neiße Belagerungscorps zu schützen, war dann Kalksteins Sache und auch die des Königs, der hierher eilen und die Belagerung der wichtigen Festung selbst in die Hand nehmen wollte. Das geräuschvolle Treiben des kühnen Reitergenerals Baranay, der mit etwa 2000 Mann vornehmlich leichter Truppen auf der Linie Troppau-Jägerndorf die Preußen fortwährend in Atem hielt, wandte dann noch besonders die Blicke des Königs und Schwerins nach dieser Gegend, als suchte hinter diesen schwärmenden Vortruppen das Gros der feindlichen Armee auf einen Punkt der großen mährisch-schlesischen Hauptstraße einzubrechen.

Da brachten mit einemmale am 2. April einige Überläufer vom Lichtensteinschen Dragonerregimente dem Könige und seinem Heerführer nach Jägerndorf die furchtbar überraschende Kunde, daß das österreichische Hauptheer bereits an ihren Stellungen vorbeigegangen sei und über das Gebirge nach Neiße marschiere.

Das österreichische Heer, welches sich seit Anfang 1741 in Mähren gesammelt hatte, war unter dem Oberbefehl des Feldzeugmeisters Grafen Reip-

1) Den 28. März; bei Orlich I, 323.

2) Redaktion von 1746, ed. Pöchner, S. 224.

berg gestellt worden. Dieser war erst bei dem Regierungsantritte Maria Theresias aus der Kerkerhaft entlassen worden, in welcher man ihn für die schlechten Erfolge des Türkenkrieges und den unrühmlichen Frieden, der denselben beendete, schwerlich ganz mit Recht hatte büßen lassen. Seine Freiheit ankte er dem Vertrauen und der Zuneigung seines einstigen Schülers, des Großherzogs von Toscana, und dieselbe mächtige Fürsprache verschaffte ihm erst auch das Kommando des Heeres, das Schlesien wiedererobern sollte, und bald dann auch den Marschallstab ¹⁾.

Reipperg war ein mit dem Kriegshandwerke wohlvertrauter, überlegender und keineswegs unbegabter Feldherr, den allerdings die Verantwortung seines Lutes, noch verschärft durch die Erfahrungen der letzten Jahre, schwer drückte und doppelt bedenklich machte, wenn er gleich im Anfange von der kriegerischen Lächerlichkeit seines Gegners nicht allzu hoch dachte und im Grunde nicht daran zweifelte, daß er den jungen König bald wieder „zu Apoll und den Mäusen zurückzicheln werde“ ²⁾. Anfang März war er bei dem Heere in Mähren angetroffen und seitdem von dem Hofkriegsrate gedrängt worden, den Feldzug zu eröffnen, obwohl er sich überzeugte, daß der Ausrüstung des Heeres noch vieles fehle. Als er dann Ende März etwas über 15,000 Mann beisammen hatte, entschloß er sich, den Krieg zu beginnen, und zwar die Erwartung des Gegners täuschend nicht auf der großen Straße über Troppausägerndorf vorzugehen, sondern direkt auf Reife zu auf der kleinen Straße über das Gebirge.

Es war der kühnste Gedanke, den Reipperg je ausgeführt hat, ein Flankenmarsch fast parallel den preussischen Aufstellungen, von welchen ihn allerdings mehnlache Berge trennten, in ungünstigster Jahreszeit, auf grundlosen Wegen über ein hohes Gebirge. Aber gelang er, so war der Gewinn ein sehr großer, die Österreicher standen dann an das feste Reife gelehnt, im Herzen Schlesiens, der Weg zu der Oder und zu der nahen Festung Brieg, die sie an dem Ruffe noch behaupteten, stand ihnen offen.

Wohl war der Marsch über Freudenthal, Engelsberg, Herrnstadt durch das Gebirge über die Maßen beschwerlich, die Truppen litten vielfach Mangel, und die Proviantwagen nicht nachzukommen vermochten. Aber im Grunde gelang das Wagnis doch. Freilich wäre seine Lage noch immer kritisch genug geworden, wenn er das preussische Heer, wie es der König ursprünglich gewollt hatte, bei Reife konzentriert vorgefunden und angesichts dessen seine Truppen aus den Bergen hätte herauswickeln sollen. Wenn er gleich für solche Eventualität seine besten Truppen und zuverlässigsten Schützen, die den einzelnen Regimentern beigegebenen Grenadiercompagnieen an die Spitze des Zuges gestellt hätte, so würden dieselben doch einen schweren Stand gehabt

¹⁾ Es mag bei dieser Gelegenheit eine Anekdote zurückgewiesen werden, welche durch [Cogniazzo] Gesändnisse eines österr. Veterans (II, 54 Anm.) in Kurs gekommen ist. Es wird erzählt, Reipperg habe in der ihm eigenen satirischen Art geäußert: „Weil ich die Bataille von Mollwitz verloren, bin ich Feldmarschall geworden; hätte ich noch so eine unglückliche liefern können, wäre ich Generallieutenant (Generalfeldmarschall) und unabhängig vom Hofkriegsrate wie der Prinz Eugen geworden.“ Hiergegen ist einfach anzuführen, daß unter dem 28. März (also geraume Zeit vor Mollwitz) Reipperg dem Hofkriegsrate für seine Beförderung zum Feldmarschall dankt; Wiener Kriegsminist.-A.

²⁾ [Cogniazzo] Gesändnisse eines österr. Veterans II, 52 Anm.

haben, wäre nach des Königs Verlangen das Defilé von Zuckmantel stärker besetzt und Truppen zur Verstärkung in der Nähe gewesen. Doch da, wie wir wissen, Schwerins Meinung obgesiegt hatte, fand Neipperg die Straße frei und am 3. April Zuckmantel zwar niedergebrannt, aber nicht besetzt, und nun sicherer geworden ging er, um dem zurückgebliebenen Teile seines Heeres Zeit zum Nachkommen zu lassen, langsamer vor, rückte am 4. April von Kunzendorf bis Ziegenhals (eine Wegstunde) und zog dann am 5. April unter dem Jubel der österreichisch gesinnten Einwohnerschaft in Neiße ein, wo nun auch General Ventulus zu ihm stieß, der ihm aus Olaz, resp. Böhmen, noch 2 Regimenter Kavallerie und ziemlich 1 Regiment Infanterie zuführte ¹⁾.

Des Königs Lage war äußerst gefährlich: ganz Oberschlesien war mit einem Schlage verloren; aber noch mehr, er hatte bereits thatsächlich eine strategische Niederlage erlitten, mit dem größeren Teile seines Heeres stand er um fast zwei Tagemärsche zurück gegen den Feind, der, auf der Sehne des großen Bogens, der den preussischen Truppen oblag, marschierend, von Neiße in kaum zwei Tagemärschen Brieg erreichen und entsetzen, ihn von Ohlau, wo er seine schwere Artillerie, seine Munitionsvorräte, reiche Magazine hatte, abschneiden und sich Ohlaus, ja selbst Breslaus bemächtigen konnte. Nur Entschlossenheit, rasches Handeln, ein siegreicher Kampf konnten vielleicht noch Rettung bringen. Die Boten flogen nach allen Richtungen, Lamotte aus Ratibor wurde die Order abwärts nach Oppeln, Kalkstein aus Grottkau über die Neiße zurückbeordert, die zur Deckung gegen Ventulus und die Grafschaft Olaz bei Frankenstein unter dem Herzog von Holstein aufgestellten etwa 7000 Mann und General v. d. Marwitz aus der Schweidnitzer Gegend herbeigerufen, desgleichen Kleist mit dem Brieger Blockadecorps. Der König und Schwerin sammelten in größter Eile, was man hier von Truppen zur Hand hatte, und am 4ten ging es dann in Gewaltmärschen von Jägerndorf aus vorwärts. Am 4. April machten die preussischen Truppen (12 Bataillone und 6 Schwadronen) einen Marsch von sieben Stunden bis in die Gegend von Neustadt, wo 4 hier zurückgelassene Bataillone hinzukamen, am 5ten weiter bis Steinau (3 Stunden), wo Kalkstein mit 5 Bataillonen und 5 Schwadronen dazu stieß und auch 2 hier zurückgelassene Bataillone aufgenommen werden konnten. Dann ging man in gerader Linie in der Richtung auf Ohlau an die Neiße vor, ließ am 6. April bei Lassoth $\frac{5}{4}$ Meilen abwärts von Neiße über eine Insel des Flusses eine Brücke oder richtiger zwei Brücken schlagen. Der zur Verteidigung derselben aufgestellte Offizier, Oberst v. Stechow brach sie aber, geschreckt durch österreichische Kavallerie am linken Ufer, wieder ab, und als dann am 7. April ein erneuter Versuch mit größeren Kräften von Erbprinz Leopold gemacht wurde, eroberte derselbe zwar das Dorf Lassoth am andern Ufer, fand aber doch ein weiteres Vorgehn nicht rätlich, da der Feind einen großen Teil seiner Kavallerie dahinter aufgestellt hatte ²⁾.

¹⁾ Österr. militär. Zeitschr. 1827 I, 294.

²⁾ Bericht des Erbprinzen in den Annalen des Krieges III, 59. Unter dem 8. April berichtet Neipperg an den Großherzog, er habe Kömer und Verlichingen abgesandt, um den Preußen den Neiße-Übergang bei Lassoth zu wehren (Wiener Kriegsminist.-A.). Diese beiden Generale führen auf dem Marsche und dann bei Marwitz die gesamte Reiterei des rechten und des linken Flügels.

Eine Weisung des Königs rief ihn über die Neiße zurück, um dieselbe weiter unterhalb bei Michelau zu überschreiten, während der letztere über Falkenberg bis Löwen vorging. Der Energie des Erbprinzen gelang es am 6. April mit dem König gleichzeitig an seinem Übergangspunkte anzulangen ¹⁾, so daß beide Truppenteile auf dem linken Ufer sich vereinen konnten, und hier verstärkt durch das Brieger Blockadecorps, sowie die aus der Schweidnitzer Gegend durch General Marwitz herbeigeführten Bataillone konnte es der König auf eine Schlacht ankommen lassen.

Unzweifelhaft hätte Neipperg seinem Gegner noch viel schwereren Schaden zufügen, ihn ganz von Niederschlesien abschneiden, ihm den Übergang über die Neiße wehren können. Doch war Neipperg schlecht unterrichtet über die Stellung der Gegner, und anderseits hatte er auch seinen durch den Marsch über das Gebirge schwer mitgenommenen Truppen mehr Rast gönnen müssen, als seinen Interessen förderlich war. Am 7ten von Neiße ausbrechend, erreichte er am 8. April Grottkau, wo er ein preußisches Kommando von 60 Mann mit 400 Schanzgräbern (Weißkitteln) unter dem Lieutenant Mütschefahl aufhob ²⁾. Aber damit war eigentlich die für Preußen so gefährdend begonnene Offensive Neippergs schon zu Ende; der kreisende Berg gebar, wie der König sagt, eine Maus. Die Ungewißheit über die Stellung des Feindes bedrückte den österreichischen Feldherrn sehr, allerdings hätte er bei seiner zahlreichen Kavallerie wohl derselben Abhilfe schaffen können, doch hinderte gerade in jenen Tagen häufiges Schneetreiben die Rekognoszierungen. Gewiß ist, daß er unter dem 8. April von Grottkau aus dem Großherzog eingestand, er wisse noch nicht recht, wohin er sich von hier aus wenden werde, und am folgenden Tage, er werde sich in seinen weiteren Operationen nach den Bewegungen des Feindes richten ³⁾, so daß an einen entschlossenen Vormarsch gegen Ohlau nicht mehr zu denken war und er sich selbst in die Defensivlage zurückwerfen lassen. Allerdings ging er dann nun doch am 9. April auf der Straße nach Ohlau vor bis nach Würzdorf (die kleinere Hälfte nach Ohlau, etwa $\frac{3}{4}$ Meilen von Grottkau); als er aber auf diesem Wege preußische Reiter, die aus Ohlau, wo Friedrich die Besatzung aus dem Brieger Blockadecorps hatte verstärken lassen, ihm entgegenkamen, sich zurückziehen sah ⁴⁾, war er nicht sicher, ob nicht hinter ihnen eine größere Macht stehe. Und da er außerdem mit Kriegszühlung zu haben wünschte, um von dort aus für einige Tage verpflegt zu werden, indem seine Proviantkolonnen noch zurück waren, so machte

1) Der König ernennt in Anerkennung dessen den Prinzen zum General der Infanterie.

2) So Friedrich (Hist. de mon temps von 1746, ed. Posner, S. 225). Die österreichischen Berichte zählen als Gefangene auf 1 Hauptmann, 20 Offiziere und 900 Mann, die sich nach einseitigem Parlamentieren ergeben hätten (Österr. militär. Zeitschr. 1827 I, 297). In der späteren Redaktion von des Königs Memoiren erzählt derselbe (Oeuvres II, 72), daß Lieutenant Mütschefahl sich dort mit 60 Mann gegen die ganze österreichische Armee gewehrt habe, wogegen der österreichische Darssteller wohl nicht ganz mit Unrecht auf die zu solcher Art von Kampf nichts weniger als geeignete Lokalität von Grottkau hinweist.

3) Angeführt Österr. militär. Zeitschr. 1827 I, 297, Anm. 1.

4) Es waren dies die am Abend von Mollwitz eintreffenden Regimente Gepler und Buddenbrock. So weit dürfte der Bericht bei Nikolai, Anekdoten von Friedrich II., 2. Stück, S. 142, wohl glaubwürdig sein.

er in Bärzdorf Halt, ließ einen Teil seiner Reiterei daselbst Quart nehmen, das Fußvolk aber noch bis nach dem nahe dahinter gelegenen Lang marschieren, während er selbst mit der Reiterei des rechten Flügels in etwa westlich von der Straße gelegenen Dorfe Mollwitz Quartier in einem alten Stiftsgute des Breslauer Vincenzklosters, dessen Abte die 8 im 14. Jahrhundert mit interessanten Bildwerken verziert haben, die dem würdigen Orte auch ein kunsthistorisches Interesse verleihen. Von hier setzte er sich dann mit dem Kommandanten von Brieg in Verbindung, fürs erste an weiteres Vorrücken zu denken.

Inzwischen war der König am 8. April von Löwen resp. Michel nächst in der Richtung auf Grottkau vorgegangen, hatte sich jedoch a Nachricht von dessen Bejegung durch die Oesterreicher mehr nördlich ge und in Mzenau-Pogarell, dem Kreuzungspunkte der beiden Stroßen 2 Dhlau und Grottkau-Brieg, Halt gemacht, entschlossen am nächsten dem Feinde eine Schlacht anzubieten, hatte auch über dieses Vorhaben am 8. April an seinen ältesten Bruder, den Prinzen von Preußen, einen gesandt, der dann zugleich Anordnungen für den Fall seines Todes bevorstehenden Schlacht enthält. „Wenn ich falle“, schreibt er, „vergib einen Bruder, der Dich immer auf das zärtlichste geliebt hat. Ich en Dir im Tode meine geliebte Mutter, meine Diener und mein erstes Bat Ich habe Eichel und Schumacher ¹⁾ von allen meinen Verfügungen richtet. Gedenk meiner, aber tröste dich über meinen Verlust. Der Hul preussischen Waffen und die Ehre meines Hauses lassen mich handel werden mich bis zu meinem Tode leiten. Du bist mein einziger Er empfehle Dir im Tode die, welche ich im Leben am meisten geliebt, 8 lingl, Jordan, Wartensleben, Hacke, der ein sehr braver Mann ist, 2 dorf ²⁾ und Eichel, auf den Du vollkommen vertrauen kannst“ 3c. ³⁾ zweites Billet von diesem Tage war seinem vertrauten Freunde Jord widmet: „Wir werden uns morgen schlagen. Du kennst das Los der 2 Das Leben der Könige wird nicht mehr respektiert als das der Private Ich weiß nicht, was aus mir werden wird. Wenn meine Laufbahn zu ist, erinnere Dich eines Freundes, der Dich immer zärtlich liebt; we Himmel meine Tage verlängert, werde ich Dir morgen schreiben, und Du unseren Sieg erfahren. Adieu, teurer Freund, ich werde Dich bis zum lieben.“ ⁴⁾

Wenn wir ihn dann noch an demselben Tage seinen Entschluß ä seinen Truppen für den 9. April einen Mastag gönnen und die Schla auf den 10ten ansetzen sehen, so giebt er selbst dafür als Grund den Schnee und das nasse Wetter an, in Folge dessen seine ganze Infanter brauchbar geworden sein würde ⁵⁾. Doch würde er sicherlich diese Rüd haben schweigen lassen, wäre ihm nicht über die Dispositionen des G eine Rundschaft zugekommen, die ihn ein rasches Vorgehen deselben Dhlau nicht mehr befürchten ließ.

¹⁾ Seine Kabinettsräte.

²⁾ Friedrichs Kammerdiener.

³⁾ Oeuvr. de Fr. XXVI, 85.

⁴⁾ Ib. XVII, 98.

⁵⁾ An den Fürsten von Anhalt, den 11. April; bei Orlich I, 325.

r also immerhin besser über die Lage der Dinge unterrichtet als
 tische Feldherr. Bei diesem bleibt es in der That, wenn wir auch
 gefüßer jener Tage mit in Anschlag bringen, fast unerklärlich, wie
 t 9. April sein Hauptquartier in Mollwitz aufschlug, weder durch
 schafter oder Eclaireurs noch durch den Kommandanten von Brieg
 eier Tage eine Kunde gekommen ist, daß schon seit dem 8. April das
 ier des Gegners, das doch durch starke Vorposten geschützt sein
 in dem kaum 1½ Meile von Mollwitz entfernten Dorfe Bogarell
) daß noch am 10ten gegen Mittag Reipberg erst durch Na-
 r Brieger Kommandant wiederholt von den Thürmen der Stadt
 iß, auf den Anmarsch der Feinde aufmerksam gemacht werden

zilde, auf dem nun am 10. April die eisernen Würfel über das
 plestens fallen sollten, bildet einen Teil jener fruchtbaren Ebene,
 links der Ober nach den Bergen hinzieht, und auf welcher schon
 er Zeit die Art des Kolonisten den Wald bis auf wenige Spuren
 Friedrich kannte die Gegend, in der er den Feind zu treffen er-
 ste, wohl, er hatte am 4. März sein Hauptquartier in Mollwitz

u des Abends erfuhren die preußischen Truppen, daß ihnen am
 age eine Schlacht bevorstehe, die Infanterie erhielt neue Flinten-
 er Mann 36 Patronen ¹⁾).

1, den 10. April, gegen 7 Uhr des Morgens, trat die preußische
 der Windmühle von Alzenau resp. Bogarell unter die Waffen.
 Inwetter der letzten Tage glänzte jetzt heller Sonnenschein über
 ite Gefilde. Die Truppen gaben Brotbeutel und Tornister auf
 niewagen ab, und in 4 Kolonnen rückte das Heer nach Norden, zu
 en der nach Ohlau führenden Straße, auf welcher selbst die Ar-
 die Bagage sich fortbewegte, vor, als Vorhut General Rothenburg
 adronen Dragonern, immer einen trägt dahinfließenden Bach zur
 sogen. kleinen Bach, auch das Laugwitzer Wasser genannt, der
 z sich mit einem etwas größeren, östlicheren, dem sogen. Ulmen-
 rigt. Man war noch keine Meile marschiert, als Rothenburgs
 uf feindliche Reiter stießen, die sich eilends zurückzogen, und in
 fuhr man, daß in nächster Nähe, etwa 2 Kilometer weiter, die
 t der Oesterreicher stehe. Bald schlugen sich Rothenburgs Reiter
 zen Husaren herum.

fahrener Kriegsmann jener Zeit sagt von diesem Augenblicke:
 König damals nur den vierten Theil der Erfahrung besessen, die
 erworben hat, er hätte Reipberg und seine ganze Armee gefangen
 oder das, was nicht gefangen genommen worden wäre, würde in
 gehauen worden sein. Der König brauchte nur in Kolonnen
 r zu marschieren und zu gleicher Zeit auf die Dörfer Mollwitz zc.

f eines preußischen Offiziers vom 12. April in einem Kollektanbände der
 t Bibliothek. Im mährischen Feldzuge 1742 erhielt der Mann 60 Pa-

er in Würzdorf Halt, ließ einen Teil seiner Reiterei daselbst Quartier nehmen, das Fußvolk aber noch bis nach dem nahe dahinter gelegenen Laugwitz marschieren, während er selbst mit der Reiterei des rechten Flügels in dem etwas westlich von der Straße gelegenen Dorfe Mollwitz Quartier nahm, einem alten Stifftsgute des Breslauer Vincenzklosters, dessen Abte die Kirche im 14. Jahrhundert mit interessanten Bildwerken verziert haben, die dem demwürdigen Orte auch ein kunsthistorisches Interesse verleihen. Von hier setzte er sich dann mit dem Kommandanten von Brieg in Verbindung, ohne fürs erste an weiteres Vorrücken zu denken.

Inzwischen war der König am 8. April von Löwen resp. Michelau zunächst in der Richtung auf Grottkau vorgegangen, hatte sich jedoch auf die Nachricht von dessen Besetzung durch die Oesterreicher mehr nördlich gewandt und in Alzenau-Bogarell, dem Kreuzungspunkte der beiden Straßen Löwen-Dhlau und Grottkau-Brieg, Halt gemacht, entschlossen am nächsten Tage dem Feinde eine Schlacht anzubieten, hatte auch über dieses Vorhaben eben am 8. April an seinen ältesten Bruder, den Prinzen von Preußen, einen Brief gesandt, der dann zugleich Anordnungen für den Fall seines Todes in der bevorstehenden Schlacht enthält. „Wenn ich falle“, schreibt er, „vergiss nicht einen Bruder, der Dich immer auf das zärtlichste geliebt hat. Ich empfehle Dir im Tode meine geliebte Mutter, meine Diener und mein erstes Bataillon. Ich habe Eichel und Schumacher ¹⁾ von allen meinen Verfügungen unterrichtet. Gedenk meiner, aber tröste dich über meinen Verlust. Der Ruhm der preußischen Waffen und die Ehre meines Hauses lassen mich handeln und werden mich bis zu meinem Tode leiten. Du bist mein einziger Erbe, ich empfehle Dir im Tode die, welche ich im Leben am meisten geliebt, Kesselsing, Jordan, Wartensleben, Hake, der ein sehr braver Mann ist, Friedendorff ²⁾ und Eichel, auf den Du vollkommen vertrauen kannst“ u. ³⁾ Ein zweites Billet von diesem Tage war seinem vertrauten Freunde Jordan gewidmet: „Wir werden uns morgen schlagen. Du kennst das Los der Waffen. Das Leben der Könige wird nicht mehr respektiert als das der Privatleute. Ich weiß nicht, was aus mir werden wird. Wenn meine Laufbahn zu Ende ist, erinnere Dich eines Freundes, der Dich immer zärtlich liebt; wenn der Himmel meine Tage verlängert, werde ich Dir morgen schreiben, und Du wirst unseren Sieg erfahren. Adieu, teurer Freund, ich werde Dich bis zum Tode lieben.“ ⁴⁾

Wenn wir ihn dann noch an demselben Tage seinen Entschluß ändern, seinen Truppen für den 9. April einen Rasttag gönnen und die Schlacht erst auf den 10ten ansetzen sehen, so giebt er selbst dafür als Grund den vielen Schnee und das nasse Wetter an, in Folge dessen seine ganze Infanterie unbrauchbar geworden sein würde ⁵⁾. Doch würde er sicherlich diese Rücksichten haben schweigen lassen, wäre ihm nicht über die Dispositionen des Gegners eine Rundschau zugekommen, die ihn ein rasches Vorgehen desselben gegen Dhlau nicht mehr befürchten ließ.

¹⁾ Seine Kabinettsräte.

²⁾ Friedrichs Kammerdiener.

³⁾ Oeuvr. de Fr. XXVI, 85.

⁴⁾ Ib. XVII, 98.

⁵⁾ An den Fürsten von Anhalt, den 11. April; bei Orlich I, 325.

Er war also immerhin besser über die Lage der Dinge unterrichtet als österreichische Feldherr. Bei diesem bleibt es in der That, wenn wir auch Schneegeföhber jener Tage mit in Anschlag bringen, fast unerklärlich, wie er, der am 9. April sein Hauptquartier in Mollwitz aufschlug, weder durch seine Kundschafter oder Eclaireurs noch durch den Kommandanten von Brieg während zweier Tage eine Kunde bekommen ist, daß schon seit dem 8. April das Hauptquartier des Gegners, das doch durch starke Vorposten geschützt sein mußte, sich in dem kaum $1\frac{1}{2}$ Meile von Mollwitz entfernten Dorfe Bogarell befand, und daß noch am 10ten gegen Mittag Reipperg erst durch Nachrichten, die der Brieger Kommandant wiederholt von den Thürmen der Stadt herüberbringen ließ, auf den Anmarsch der Feinde aufmerksam gemacht werden mußte.

Das Gefilde, auf dem nun am 10. April die eisernen Würfel über das schief Schlesiens fallen sollten, bildet einen Teil jener fruchtbaren Ebene, welche sich links der Oder nach den Bergen hinzieht, und auf welcher schon sehr früher Zeit die Art des Kolonisten den Wald bis auf wenige Spuren tilgt hat. Friedrich kannte die Gegend, in der er den Feind zu treffen erwartete, wohl, er hatte am 4. März sein Hauptquartier in Mollwitz gehabt.

Am 9ten des Abends erfuhren die preussischen Truppen, daß ihnen am folgenden Tage eine Schlacht bevorstehe, die Infanterie erhielt neue Flintenmunition und der Mann 36 Patronen ¹⁾.

Montag, den 10. April, gegen 7 Uhr des Morgens, trat die preussische Armee bei der Windmühle von Alzenau resp. Bogarell unter die Waffen. Am dem Unwetter der letzten Tage glänzte jetzt heller Sonnenschein über das beschneite Gefilde. Die Truppen gaben Brotbeutel und Tornister auf Compagniewagen ab, und in 4 Kolonnen rückte das Heer nach Norden, zu den Seiten der nach Ohlau führenden Straße, auf welcher selbst die Artillerie und die Bagage sich fortbewegte, vor, als Vorhut General Rothenburg mit 8 Schwadronen Dragonern, immer einen trüg dahinfließenden Bach zur Rechten, den sogen. kleinen Bach, auch das Laugwitzer Wasser genannt, der bei Mollwitz sich mit einem etwas größeren, östlicheren, dem sogen. Ulmenbache vereinigt. Man war noch keine Meile marschiert, als Rothenburgs Dragoner auf feindliche Reiter stießen, die sich eilends zurückzogen, und in der Gegend erfuhr man, daß in nächster Nähe, etwa 2 Kilometer weiter, die ganze Macht der Österreicher stehe. Bald schlugen sich Rothenburgs Reiter mit feindlichen Husaren herum.

Ein erfahrener Kriegsmann jener Zeit sagt von diesem Augenblicke: hätte der König damals nur den vierten Theil der Erfahrung besessen, die er seitdem erworben hat, er hätte Reipperg und seine ganze Armee gefangen genommen, oder das, was nicht gefangen genommen worden wäre, würde in die Pfanne gehauen worden sein. Der König brauchte nur in Kolonnen nach Osten weiter zu marschieren und zu gleicher Zeit auf die Dörfer Mollwitz zc.

¹⁾ Brief eines preussischen Offiziers vom 12. April in einem Kollektanbände der k. k. Hofbibliothek. Im mährischen Feldzuge 1742 erhielt der Mann 60 Patronen.

sich deployieren, sie hätten nicht Zeit gehabt, auch nur die Pferde zu satteln, geschweige denn eine ordentliche Schlachtordnung zu bilden ¹⁾).

Indessen dürfen wir nicht außeracht lassen, daß thatsächlich die zahlreichen vorschwärmenden Reitercharen die Unfertigkeit der österreichischen Aufstellung dem König verdeckten, und so ordnete er denn ganz methodisch sein Heer zur Schlacht, indem er es hinter Kampitz in zwei Treffen aufstellte, die linke Flanke an den Bach gelehnt. Dasselbe zählte 17,760 Mann Infanterie und 4680 Reiter, im ganzen 22,440 Mann mit ungefähr 28 Kanonen ²⁾, ausschließlich der Bataillonsgeschütze, während die Österreicher nur 12,700 Mann Infanterie mit 18 Geschützen in die Schlacht geführt haben, aber dagegen 9460 Reiter, so daß die Totalsumme einen nur geringen Unterschied ergab (22,440 gegen 22,160 Mann) ³⁾. Von Bedeutung für die taktische Haltung der beiden Heere ward dann auch die größere Anzahl von Offizieren und Chargierten bei den Preußen. Bei diesen hatte das Bataillon 23 Ober- und 55 Unteroffiziere, ein österreichisches Bataillon dagegen, welches allerdings um mindestens 100 Mann schwächer war, nur 16 Ober- und etwa 25 Unteroffiziere ⁴⁾.

Die österreichische Kavallerie hatte kleinere und schwächere Pferde, als die preußische, und ihre Bewaffnung war insofern unzureichender, als sie übermäßig schwere, nur zum Hiebe geeignete Pallasche führte, welche außerdem der Hand keinerlei Schuß gewährten ⁵⁾; andererseits aber zeigten diese kleinen Pferde ebenso viele Ausdauer, als Schnelligkeit, und auch die Reiter übertrafen ihre Gegner an ungestümer Beweglichkeit. Bei den Österreichern war nicht nur bei den Kürassieren, sondern auch bei den Dragonern die Brust durch einen Panzer geschützt.

Den Mangel an Kavallerie auf preußischer Seite hatte vielleicht in gewisser Weise Schwerin verschuldet, der nicht allzu viel auf diese Waffe zu geben geneigt war, auch die schwierige und kostspielige Verpflegung scheute und sie in dem bergigen Terrain, in welchem gerade er vornehmlich in Schlesien zu thun gehabt hatte, für wenig verwendbar erklärte ⁶⁾. Doch waren

¹⁾ Schmettau a. a. D., S. 11.

²⁾ So Malinowski-Donin, Gesch. der preuß. Artillerie I, 322 unter Berufung auf das Preuß. Militär-Wochenbl. 1825 zum 2. Juli, und ich glaube, diese Angabe der traditionellen von 60 Geschützen vorziehen zu sollen, welche letztere offenbar die Bataillonsgeschütze, d. h. die jedem Bataillon beigegebenen 2 leichten Dreipfünder mitrechnet; wenn man von 60 Geschützen hört, die der König in die Schlacht geführt, wird man ohne weiteres schwerlich die Vorstellung damit verbinden, daß von diesen der bei weitem größte Teil aus kleinen, den einzelnen Bataillonen beigegebenen Stücken bestanden habe. Übrigens wäre, wenn man die Bataillonsgeschütze mitrechnet, die Gesamtsumme viel höher als 60, da die preußische Armee 31 Bataillone zählte, oder sollten nicht alle Bataillone ihre 2 Geschütze gehabt haben? Daß bei Mollwitz auch die zwischen die Kavallerie postierten Bataillone ihre Geschütze bei sich gehabt, wird uns ausdrücklich übersiefert.

³⁾ Die Zahlenangaben nach den wohlverwogenen Berechnungen Tschadert a. a. D., S. 10.

⁴⁾ Anführung in den offenbar von einem Militär verfaßten „Gesprächen im Kreise der Toten zwischen den Generalen Römmer und Schulenburg“ (Leipzig u. Görlitz 1762), S. 21.

⁵⁾ Die angef. Totengespräche, S. 63. 64.

Projekt Schwerins für die künftige Campagne (Mitte Januar); Berliner St.-A.

jetzt auch noch, wie wir wissen, zwei aus Preußen herberufene Dragonerregimenter Buddenbrock und Gefler angelangt und wurden am 10. April stündlich von Ohlau her erwartet, waren auch von da aufgebrochen, aber durch überlegene feindliche Streitkräfte zurückgeschenkt worden ¹⁾ und stießen dann, wie wir sehen werden, auf Umwegen nach rechts ausbiegend erst nach der Schlacht zum Heere.

Auch den Herzog von Holstein, der mit etwa 5600 Mann Infanterie ²⁾ und 2 Reitereschwadronen nach Strehlen gekommen war, hat der Kanonendonner von Mollwitz, den er unzweifelhaft gehört hat, nicht herbeizulocken vermocht.

Die preußische Armee, der zur linken des Bachs mit seinen sumpfigen Ufern erwünschte Deckung gewährte, suchte für ihre Rechte eine solche in einem kleinen Wäldchen südlich von Hermsdorf, und der König, der Schwäche seiner Reiterei sich wohl bewußt, hatte zwischen die auf den beiden Flügeln aufgestellten Reitereschwadronen zu ihrer Verstärkung links 1 und rechts 2 Bataillone Infanterie gestellt ³⁾. Doch zeigte sich, daß die Linie vom Bache bis zu dem Wäldchen für das erste Treffen der preußischen Aufstellung nicht ausreichte, und um diesem Uebelstande abzuweichen, postierte der König die Reiterei des linken Flügels jenseits des Baches und zwar in Verlängerung des zweiten Treffens, und ließ das zwischen diese Schwadronen bestimmte Bataillon Puttkamer zwischen dem ersten und dem zweiten Treffen links einen Haken bilden. Auf dem rechten Flügel nahm er 3 Bataillone aus dem ersten Treffen zurück, ließ eins derselben dem zweiten Treffen sich rechts anschließen, die beiden andern aber gleichfalls in dem Raum zwischen beiden Treffen sich aufstellen ⁴⁾. Es ist höchst wahrscheinlich, daß den König bei dieser Disposition noch ein anderer Gedanke geleitet hat. Wenn wir erwägen, daß der König speziell sich das Kommando des rechten Flügels vorbehalten und diesen an Infanterie gegen den linken verstärkt hat, welchen letzteren ja auch der hier befindliche sumpfige Bach weniger aktionsfähig machte, so werden wir kaum zweifeln können, daß er ursprünglich an eine Überflügelung des Gegners auf dieser Seite gedacht hat ⁵⁾. Dazu konnte ja die Stellung desselben recht wohl ein-

¹⁾ Die Nachrichten über die Erlebnisse dieser Kavallerie, welche in *Nikolaïs Anekdoten von König Friedrich II.*, Bd. II, S. 142, beigebracht werden, erscheinen, trotz der sehr ins einzelne gehenden Schilderung der Vorgänge, nur in beschränktem Maße glaubwürdig. Sie enthalten eine Menge Unrichtigkeiten: Osiern traf 1741 auf den 2. April, Hennersdorf ist ein überwiegend katholisches Dorf, das Terrain dort ist fast ganz eben, schwerlich könnte österreichische Infanterie bis Hennersdorf, eine schwache Meile von Ohlau, vorgebrungen sein, und in jedem Falle hätte man da doch Husaren voranzgeschickt.

²⁾ Die Berechnung nach den spezifizierten Angaben bei *Geuber a. a. O.*, S. 107.

³⁾ In der späteren Bearbeitung seiner *Memoiren* (*Oeuvres* II, 72) erwähnt der König, daß Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen eine ähnliche Aufstellung gemacht habe. Da diese Hinweisung in der älteren Redaktion von 1746 (ed. *Posner*, S. 226) fehlt, bleibt es zweifelhaft, ob der König jene Anordnung in Erinnerung an Gustav Adolf gemacht hat.

⁴⁾ In dem Berichte des Erbprinzen (*Annalen des Krieges* III, 76) vindiziert sich dieser das Verdienst dieser Aufstellung, doch schwerlich mit Recht.

⁵⁾ In den österreichischen Berichten wird die Sache von vornherein so angesehen, als ob eine Umfassung ihres linken Flügels von den Preußen beabsichtigt gewesen wäre, und auch der König bemerkt, sein linker Flügel sei besänftigt zurückgelassen und das Treffen eigentlich nur auf dem rechten Flügel gewesen. An den Fürsten von Anhalt, den 25. April; bei *Orlich* I, 328.

laden, da das österreichische Herr auf seiner Rechten durch doppelte Wasserläufe sehr gesichert, für seinen linken Flügel, der über das hinter der Front liegende Mollwitz hinausragte, eigentlich keine Deckung hatte. War das nun aber des Königs Plan, so konnten, wenn der rechte preußische Flügel zur Umfassung des Feindes sich verlängerte, jene hinter dem ersten Treffen aufgestellten Bataillone sehr wirksam eingreifend nachrücken. Eigentümlicherweise haben dann gerade diese Hakenbataillone allerdings in einer ganz andern Weise, als es ursprünglich in des Königs Plane gelegen, eine hervorragende Bedeutung für das Schicksal der Schlacht gehabt ¹⁾.

Das erste Treffen unter Schwerin bestand aus 17 Bataillonen in der Mitte und 10 Schwadronen auf den beiden Flügeln. Das zweite Treffen zählte 11 Bataillone Fußvolk und in Summa 10 Schwadronen Reiter auf den beiden Flügeln. Zwischen den Rücken der Bataillone standen die Bataillonsgeschütze. In dem Raume zwischen beiden Treffen, der übrigens 300 Schritt betragen sollte, hatten dann, wie schon erwähnt, rechts 2, links 1 Bataillon Aufstellung genommen.

Auch die Österreicher standen in zwei Treffen den Preußen gegenüber. Reipberg hatte, als die Preußen bereits anrückten, noch nicht seine Aufstellung beendet, da er die Infanterie erst aus Laugwitz hatte heranziehen müssen. Die Kavallerie des Generals Kömer in der Stärke von 6 Regimentern, welche auf dem Marsche gegen Ohlau den rechten Flügel gebildet hatte und jetzt nach der durch den Umarsch der Preußen gebotenen Frontveränderung auf dem linken Flügel stand, war, da sie in Mollwitz selbst einquartiert gewesen, noch am frühesten in Ordnung aufgestellt, während General Verlichingen, der auf dem rechten Flügel die Kavallerie (4 Regimente) befehligte, erst aus Bärzdorf hatte herankommen müssen.

Indessen hatte auch auf preußischer Seite die ungewöhnliche Aufstellung viel Zeit gekostet, und es war 2 Uhr geworden, als der König das Signal zum Beginne der Schlacht gab. Nun wichen die preußischen Husaren der Vorhut, welche sich immer noch vor der Front mit den Österreichern herumgeschlagen hatten, zu beiden Seiten auseinander und demastierten 18 weit vorgeschobene Geschütze ²⁾, deren Feuer dann schnell die Husaren zurück-

¹⁾ Er widerspricht allen sonstigen Berichten, wenn der König an den Fürsten von Anhalt schreibt (den 25. April; bei Orlich I, 328), er habe jene Planenstellung erst angeordnet, „wie die Kavallerie von unserem rechten Flügel weglief“, dann wäre auch wenig Zeit zu solchen Manövern gewesen.

²⁾ Nach den Aufzeichnungen des preußischen Stabsoffiziers (a. a. O., S. 30) wären dies sämtlich Sechspfünder gewesen, doch ist dies zweifelhaft. Allerdings trifft es nicht ganz zu, wenn man in militärischen Kreisen der Ansicht ist, es ließe sich die Anwendung von Sechspfündern nicht vor dem zweiten schlesischen Kriege nachweisen. Denn einmal finden sich in einer Konsignation der preußischen Armee von 1738 24 Sechspfünder verzeichnet (Breslauer St.-A. P. A. VII, 1), und anderseits wird glaubwürdig bezeugt, daß der Fürst von Anhalt bei seinem Corps 14 Dreipfünder und ebenso viel Sechspfünder gehabt habe (Gend. a. a. O., S. 193), und als das Corps des Prinzen Leopold in Böhmen einrückte, hat es „20 Kanonen zu sechs und drei Pfund“ bei sich (ebd. S. 194); anderseits aber verstärken die (allerdings leider nicht vollständigen) authentischen Angaben über die Artillerie bei dem schlesischen Corps in Malinowski-Bonin, Gesch. der preuß. Artillerie (I, 37 u. 466) die ohnehin schon vorhandene Präsumtion, daß die hier so weit vorgeschobenen Geschütze Dreipfünder gewesen.

trieb ¹⁾. Ihr Anführer ²⁾ war mit diesen Kanonen, um eine kleine Terrainwelle benutzen zu können, unter Zustimmung des Königs weiter vorgegangen, als ursprünglich seine Ordre war, und um ihm Rückhalt zu geben, befahl der König ein allgemeines Vorgehen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen.

Der Standpunkt, den sich die preußische Artillerie gewählt, scheint etwas mehr nach rechts hin gegangen zu sein, und ihre Kugeln schlugen vorzugsweise in die Reitermassen des linken österreichischen Flügels hinter Mollwitz ein ³⁾.

Der Befehl des österreichischen Oberbefehlshabers war, daß erst, wenn die ganze Armee aufgestellt sei, ein allgemeiner Angriff in ganzer Linie erfolgen solle; doch dieser schwersten Probe für eine Reiterschar, im feindlichen Feuer still zu halten, waren jene an ungestümes Vorbrechen gewöhnten Kriegshäuser nicht gewachsen, sie verlangten gegen den Feind geführt zu werden, und ihr tapferer Führer, General Römer, außerstande, den Oberbefehlshaber, der noch auf seinem rechten Flügel zu ordnen hatte, zu befragen, wagte den Angriff auf eigene Faust. Er konnte für seine Eigenmächtigkeit auch das anführen, daß seinem Flügel wirkliche Gefahr drohe, insofern bei dem Vorgehen der Preußen deren rechter Flügel den Intentionen des Königs entsprechend mehr vorgekommen war und den linken österreichischen zu überflügeln drohte und dabei selbst die Deckung jenes Wäldchens längst eingebüßt hatte. Mit 36 Schwadronen ⁴⁾ trabte er etwas links gegen Grüningen, machte dann Front und stürzte sich nun mit der ganzen Wucht dieser gewaltigen Reiterschar auf die Kavallerie des rechten preußischen Flügels, zunächst auf die 4 Schwadronen von Schulenburgs Dragonern, die der Angriff traf, während sie eben ihre Halbrechtschwenkung gegen Grüningen hin auszuführen sich bemühten.

Nicht im Trabe, wie es eigentlich die Regel der damaligen Taktik verlangte, sondern im vollen Galopp nach Husarenart ⁵⁾, mit furchtbarem Geschrei ließ Römer die Geschwader seiner schweren Reiter daherbrausen. Und unwiderstehlich warf ihr Anprall die an der Flanke postierten 4 Schwadronen in wilde Flucht um so leichter, da sie doch durch das neben ihnen postierte Bataillon Infanterie in gewisser Weise isoliert und des Beistandes oder Rückhaltes der übrigen Kavallerie des rechten Flügels beraubt waren ⁶⁾. Zu ihre

¹⁾ Diese Eröffnung berichtet der angeführte handschriftliche Bericht aus Fürstentum und ebenso ein mit diesem, so viel ich sehen kann, nicht zusammenfallender anderer Brief eines preußischen Offiziers vom 12. April; bei Geuder a. a. O., S. 92.

²⁾ Wenn der preußische Stabsoffizier a. a. O. als den Anführer dieser Artillerie den Stabshauptmann v. Dieskau bezeichnet, so scheint das nicht zutreffend. Dieser befehligte die Artillerie bei dem Corps des Fürsten von Anhalt (Malinowsky-Bonin, Gesch. der preuß. Artillerie I, 322) und hat speziell am 8. April einen größeren Artillerietrain nach Brandenburg geleitet (ebd. S. 204).

³⁾ Dies hebt ein österreichischer Bericht ausdrücklich hervor; Annalen des Krieges III, 101.

⁴⁾ Soviel giebt die Österr. militär. Zeitschr. 1827 I, 55 an.

⁵⁾ „à la Houzarde“, wie das Schreiben eines österreichischen Offiziers — Reife, den 14. April (abgedr. in den Annalen des Krieges III, 102) — hervorhebt. Sonst war es für die schwere Kavallerie in jener Zeit Regel, in kleinem Trabe zu avancieren, dann auf Kommando zu halten, eine Salve aus den Karabinern zu geben und dann im starken Trabe mit dem Säbel anzugreifen.

⁶⁾ Es scheint doch in der That so, als müsse eine gewisse Mitschuld an der Niederlage der preußischen Kavallerie jener Aufstellung von Infanteriebataillonen zwischen die Schwadronen hinein zugeschrieben werden. Deren Zweckmäßigkeit ist

Flucht wurden dann auch die 4 Schwadronen des zweiten Treffens mit fortgerissen; eine hier aufgepflanzte Positionsbatterie barg sich noch rechtzeitig zwischen den Reihen des Fußvolkes.

Wie wir wissen, trennte das Grenadierbataillon Volstern die Dragoner Schulenburgs von der übrigen Kavallerie des preussischen rechten Flügels, wo dann hinter den Grenadieren zunächst 1 Schwadron Gendarmen, dann 2 Schwadronen Karabiniers und dann hinter dem wiederum dazwischen gestellten Grenadierbataillon Winterfeld noch 3 weitere Schwadronen Karabiniers sich anschlossen. Diese alle ließ nun der König vorgehen, um dann rechts einschwenkend die österreichische Kavallerie in der Flanke zu fassen ¹⁾, aber auch Kömer entbandte von seinen Reitermassen so viel den preussischen Schwadronen entgegen, um diese zu werfen und dem preussischen Vordertreffen entlang zu verfolgen. In ihre Flucht ward auch der König mit fortgerissen, der erst am äußersten linken Flügel bei dem Bataillon Buddenbrock wieder in den geschützteren Raum zwischen den beiden Treffen zurückgelangen konnte ²⁾.

Aber als die siegreichen österreichischen Reiter nun auch auf die preussische Infanterie einzubringen versuchten, fanden sie den mutigsten Widerstand. Es bleibt zweifelhaft, wie viel ihre Angriffe zu den schweren Verlusten, welche die nach rechts zu stehenden Bataillone erlitten haben, beigetragen ³⁾, aber gewiß scheint, daß an einigen Stellen die Reihen des Fußvolkes von den Reitern durchbrochen wurden, obschon ohne Erfolg für die durchgedrungenen Reiter, die, von dem schnell gewendeten hintern Gliede dann im Rücken beschossen,

urteilen, mag den Militärs von Fach überlassen werden; doch fällt es in der That einem Laienverstande schwer, sich eine energische Offensive des rechten Flügels und namentlich ein entschlossenes Vorgehen der Kavallerie bei dieser Form der Aufstellung zu denken. Und was die Defensivse anbetrifft, so kann es befremden, weshalb der König nicht lieber das Wäldchen vor Hermsdorf, an welches sich ursprünglich der rechte Flügel der Preußen anlehnte, hat durch ein Bataillon besetzen und dadurch seiner Flanke den Schutz sichern lassen, den er z. B. bei Chotusitz durch die Besetzung des Parks von Schusitz für seine linke Flanke ersehnte, und welchen dann bei Kolin das berühmte Eichenwäldchen der österreichischen Rechten zu gewähren vermochte.

¹⁾ Der anonyme preussische Stabsoffizier, dessen sehr eingehender Bericht über die Schlacht in Hoyer's Neuem militär. Magazin, Bd. III, St. 6 uns vorliegt, urteilt über diesen Moment (S. 31): hätte der König Erfahrung gehabt, „so hätte er die fliehende preussische Kavallerie bei sich vorbeigelassen und dann von der Seite die Österreicher angefallen; so aber ließ er die Kavallerie eine Viertelsschwenkung machen, um die Fliehenden aufzuhalten“. Man wird diesen Vorwurf kaum als zutreffend ansehen können, und der Berichtshatter scheint die Existenz des Grenadierbataillons, das zwischen den Karabiniers und Schulenburgs Dragonern stand, außeracht gelassen zu haben. Auch muß ja doch die Flucht der letzteren, die noch dazu etwas nach rechts gegen Grünungen zu eingeschwenkt hatten, nach rückwärts der rechten Flanke entlang gegangen sein und in keinem Falle an der Aufstellung der Karabiniers vorbei, d. h. entlang dem ersten Treffen. Daß diese letzteren aber eben auf diesem Wege zurückgegangen sind, bezeugt der Erbprinz in seinem Berichte a. a. O., S. 78.

²⁾ Der preussische Stabsoffizier a. a. O., S. 11.

³⁾ Die von einem in diesen Einzelheiten besonders gut unterrichteten Autor herrührende „Umfändl. Beschreibung ic.“ (bei Gendler a. a. O., S. 102) glaubt den Verlust des Bataillons Kaltstein bei Gelegenheit jenes Durchbruches sehr niedrig (auf 5 Mann) beziffern zu können, und auf der anderen Seite genügt doch wohl der Umstand, daß die Bataillone des rechten Flügels im ersten Treffen zum allergrößten Teile das Feuergefecht zu führen und zu tragen gehabt haben, um deren großen Verlust zu erklären.

so schwere Verluste erlitten, daß eine Wiederholung des Wagnisses nicht wachsend erscheinen konnte ¹⁾.

Einmal allerdings schien die Sache ernster werden zu sollen, es sammelten sich 4 österreichische Schwadronen, Alt-Württemberg und Lichtenstein, zu einemurchtbaren Chot auf das Bataillon Kalkstein, das nun auch wirklich in Verwirrung geriet und schließlich davon lief, so daß sein Commandeur, der Herzog von Bevern, fast allein auf dem Platze zurückblieb ²⁾. Aber als die angebrungenen Reiter nun die anderen Bataillone im Rücken fassen wollten, wurden sie fast aufgerieben von dem furchtbaren Feuer derselben ³⁾.

Einen Erfolg hatten die Angriffe der österreichischen Reiter vor der Front der Preußen allerdings noch, daß sie nämlich von jenen vorgeschobenen preußischen Geschützen 4, die sich nicht zeitig genug zurückziehen konnten, eroberten. Doch sind dieselben ihnen nachmals bis auf 1 wieder abgenommen worden ⁴⁾.

Zudeßsen hatte die nachdrängende österreichische Kavallerie auch die beiden Grenadierbataillone angegriffen, welche, ursprünglich zwischen die preußischen Schwadronen postiert, nun, nachdem diese weggesetzt waren, ganz im Freien standen. Aber dieselben bewahrten unerschrocken die musterhafteste Haltung. Das am meisten nach rechts stehende, also exponiertere, das Bataillon Volpiern, hatte, als der Kampf in seiner Nähe entbrannte, zunächst rücksichtslos auf Freund und Feind geschossen, um nichts an sich herankommen zu lassen; dann ließ der Oberst das erste Peloton sich rechts als Flankenbedeckung quer vor setzen und das dritte Glied kehrt machen, und so nach den drei exponierten Seiten hin Front machend, wehrte ihr Feuer die anstürmenden österreichischen Reiter kaltblütig und mit Erfolg ab, während das zweite Bataillon Winterfeld, das wenigstens die Flanken gedeckt hatte, alle geraden Pelotons kehrt machen ließ und sich so gleichfalls mit bestem Erfolge ⁵⁾ verteidigte, bis die österreichische Kavallerie, von ihnen ablassend, gegen das zweite Treffen anstürmte, wo ihr jedoch das zweite Bataillon, Prinz Dietrich, einen nicht minder blutigen Empfang bereitete. Die Reiter gingen vor dem vernichtenden Feuer dieser tapferen Infanterie zurück und versuchten nun in weitem Bogen, die Flanke umgehend, plötzlich das zweite preußische Treffen im Rücken anzugreifen. Doch begegneten sie auch hier kaltblütigem und entschlossenem Widerstande, der alle Anstrengungen vereitelte. Die Reiter wandten sich nun gegen

¹⁾ „Umständl. Beschreibung“ a. a. D., S. 102.

²⁾ Aufzeichnungen des Feldpredigers Seegebart a. a. D., S. 32, ganz in Übereinstimmung mit der Umständl. Beschreibung a. a. D., S. 102.

³⁾ 11 Mann seien von den 4 Schwadronen entkommen, sagt die „Umständl. Beschreibung“; wenn dieselbe jene Reiter sich dann gegen das Regiment Prinz Leopold in der zweiten Linie weiden läßt, so ist zu bemerken, daß im zweiten Treffen das Regiment Prinz Leopold nicht gestanden hat. Entweder läuft das Mißverständnis darauf hinaus, daß Erbprinz Leopold überhaupt das zweite Treffen kommandiert hat, so daß also überhaupt ein Angriff auf das zweite Treffen gemeint wäre, oder aber, was mir eigentlich noch wahrscheinlicher scheint, auf den im Text noch zu erwähnenden Erfolg des Bataillons Kalkstein durch ein Bataillon vom Regiment Prinz Leopold.

⁴⁾ Reipperg selbst erzählt in einem Briefe an Graf Brühl vom 28. April, er hätte einige Geschütze in der Schlacht eingebüßt, dagegen ein feindliches erobert. Schlef. Zeitschr. XIII, 271.

⁵⁾ Der preußische Stabsoffizier a. a. D., S. 33.

Neudorf, wo die preußische Bagage stand, wurden aber auch hier von den 2 Bataillonen Lamotte, welche dieselbe deckten, zurückgewiesen und stürmten endlich nach dem rechten preußischen Flügel zurück. So hatte der große Angriff der übermächtigen österreichischen Reiterei zwar die preußische Kavallerie des rechten Flügels vollständig aus dem Felde geschlagen, doch die Infanterie nicht zu erschüttern vermocht.

Aber der tapfere Römer sann schon auf einen zweiten großen Angriff mit seinen Reitern, und während ein Teil derselben zu einem neuen Angriffe auf die Infanterie des rechten Flügels vorging, sollte der Rest denselben Flügel im Rücken fassen, wozu dessen etwas vorgebogene Lage ja besonders einladen mochte. Und so stürmten denn etwa eine halbe Stunde nach dem ersten Angriffe ¹⁾ wiederum einige Schwadronen auf dieselbe Stelle los, wo sie schon einmal durchgebrochen waren; sie fanden am Platze des Bataillons Kalkstein das erste Bataillon vom Regiment Prinz Leopold, welches man vom linken Flügel hier eingeschoben hatte ²⁾, und diesmal kamen die Reiter gar nicht heran; auf vierzig Schritte überschütteten sie dieses und das rechts danebenstehende Prinz Karl mit solchem Kugelhagel, daß sie eilends zurückgingen ³⁾. Und nicht besseren Erfolg hatte der Angriff auf der rechten preußischen Flanke. Hier traf der Chor natürlich zuerst die beiden Grenadierbataillone Kleiß und Prinz Dietrich, welche, wie wir wissen, in dem Raume zwischen beiden Treffen aufgestellt waren und so den Eingang dieses Raumes nach Westen hin abschlossen ⁴⁾. Aber sie hielten auf das tapferste stand, trotz immer erneuten Angriffen Römers, welchen selbst endlich eine Kugel dahinstreckte.

Um dieselbe Zeit hatte nun der König im Verein mit Prinz Leopold wieder seine Kavallerie, so gut es gehen wollte, gesammelt, und Schulenburg, den die Schmach seiner Niederlage mehr als die Stirnwunde schmerzte, die er bereits erhalten, führte mit todesverachtender Bravour seine schwachen Scharen zu einem neuen Angriffe vor, der dann doch der rechten Wucht entbehrte. Der tapfere Führer fand den Tod, der Angriff ward zurückgeschlagen, und die Fliehenden suchten Zuflucht zwischen beiden preußischen Treffen an den Quarrés der tapferen beiden Hakenbataillone vorbei. Ihnen nach stürzten aber auch österreichische Kürassiere. Für diesen Fall hatte Erbprinz Leopold denjenigen aus dem zweiten Treffen, welche Jäger wären und gut schießen könnten, befohlen, die feindlichen Kavalleristen aufs Korn zu nehmen, aber sicher zu schießen, damit nicht etwa jemand aus dem ersten preußischen Treffen blessiert würde ⁵⁾. Doch als hier die österreichischen Reiter daherstürmten

1) „Umständl. Beschreibung“ a. a. D., S. 102.

2) Seegebart a. a. D., S. 33.

3) „Umständl. Beschreibung“ a. a. D.

4) Schon der kumbige Verfasser des oft erwähnten Aufsazes in der Österr. militär. Zeitschr. von 1827 klagt über die große Schwierigkeit, aus den verschiedenen Berichten über die Schlacht mit Sicherheit die verschiedenen Phasen derselben und die Aufeinanderfolge der Begebenheiten festzustellen. Bei der im Texte gegebenen Auffassung, die der Tschaderts (a. a. D., S. 13 ff.) in vielem nabelommt, dürfte die eigentlich doch in allen Berichten und auch in des Königs Darstellung betont, hervorragende Bedeutung, welche jene beiden Hakenbataillone auf der rechten preußischen Flanke für die Entwicklung der Schlacht gehabt haben sollen, am besten deutlich werden.

5) Der preußische Stabsoffizier a. a. D., S. 35. Zur Verteidigung meiner Inter-

und von rechts her die ersten Schüsse fielen, begann die Infanterie des zweiten Treffens, gewöhnt, auf dem Exerzierplatze von rechts her das Signal zum Feuer zu erhalten, ohne Befehl auch ihrerseits zu schießen; Offizierpferde, die hinter dem ersten Treffen hielten, und deren Bedienung wurden verwundet, und die Besorgnis, von den eigenen Kameraden hinterwärts erschossen zu werden, brachte auch in die Infanterie des ersten Gliedes Verwirrung, wengleich dieses Feuer die eingedrungenen Österreicher nötigte, schleunigst um die linke preußische Flanke herum ein Entkommen zu versuchen, das aber nur sehr wenigen gelang; „es kam ihrer fast kein Gebein davon“, sagt ein preußischer Bericht ¹⁾.

Es war nicht zu verwundern, wenn dieser Vorfall die Ordnung der preußischen Infanterie mehr erschütterte, als dies alle Angriffe der österreichischen Kavallerie vermocht hatten, und auch Schwerin sah das eigenmächtige Feuer als ein sehr bedenkliches Sympton für eine Armee an, in der sonst eine so strenge Disziplin herrschte, als ein Zeichen hereinbrechender Verwirrung ²⁾. Ihm bangte um Leben und Freiheit des Königs, den er eben in einem Knäuel fliehender Reiter mit fortgewirbelt gesehen hatte. Er suchte denselben auf und drang in ihn, das Schlachtfeld zu verlassen, seine Person in Sicherheit zu bringen. Schwerin stellte ihm vor, wie er nach Oppeln sich begeben, dann auf dem rechten Oberufer nach Ohlau gehen, dort die 7500 Mann Holsteins an sich ziehen und so dem Feinde, selbst wenn dieser siegen sollte, weiteren Widerstand bereiten könne. Doch der König wies das unwillig zurück, und erst als auch der Erbprinz und ganz besonders sein ihm persönlich nahestehender Adjutant, Graf Wartensleben ³⁾, gleichfalls in ihn drangen, gab er nach, und ohne den Hoffnungen, welche Schwerin noch immer nährte, allzu viel zu trauen, entsandte er, wie er selbst schreibt, ehe es zu spät war, „einen durchzukriegen“, den Lieutenant Bornstädt an den Fürsten von Anhalt, um diesen von den schlechten Umständen in Kenntniss zu setzen, und trat dann selbst, in geringer Begleitung den Ritt nach Oppeln an, um jenseits der Oder Sicherheit zu finden. Prinz Leopold sandte ihm dann eine Schwadron Gendarmen unter Major v. d. Assenburg nach.

Nun übernahm Schwerin das Kommando, und mit dem Bewußtsein, jetzt alles in seiner Hand zu haben, kam ihm eine gewisse Zuversicht wieder. Er selbst, dem die Schuld der letzten Zeit auf der Seele brannte, war entschlossen, „die Bataille zu gewinnen oder den Verlust nicht zu überleben“ ⁴⁾. Als die Generale, durch den Rückzug des Königs beunruhigt, ihn fragten, wohin man den Rückzug nehmen solle, rief er ihnen zu: „Auf den Leib des Feindes.“ Dem Erbprinzen aber ließ er erklären, er führe jetzt den Oberbefehl und hoffe noch immer von der Standhaftigkeit und Tapferkeit der Infanterie den Sieg,

vegetation dieser Stelle bemerkte ich noch, daß, wie mir scheint, im Augenblicke des Breinbrechens der österreichischen Reiter ein solcher komplizierter Befehl wohl sich nicht mehr hätte rechtzeitig ausführen lassen.

¹⁾ „Umständl. Beschreibung“ a. a. D., S. 102.

²⁾ Äußerungen Schwerins an seine Freunde zc. in Hovers Militär. Magazin III, St. 7, S. 17, im wesentlichen von neuem abgedr. bei Tschackert a. a. D., S. 26, und bei Barnhagen v. Ense, Leben Schwerins, S. 100.

³⁾ Vgl. darüber weiter unten.

⁴⁾ Äußerungen Schwerins a. a. D.

„doch würde dies unmöglich sein, wenn das erste Treffen zu besorgen hätte, von dem zweiten im Rücken beschossen zu werden, wie das vor einigen Minuten der Fall gewesen, er müsse also bitten und befehlen, hierüber Ordnung zu halten und dabei nicht zu vergessen, daß Se. Durchlaucht schuldig sei, über alles dieses dem Könige Rechenschaft zu geben“. Aber der Erbprinz trug doch zuviel von der feindseligen Eifersucht seines Vaters auf Schwerin in sich, er antwortete piquiert genug: „inbetreff dessen, was bisher geschehen und künftig geschehen werde, habe er niemanden als den König für seinen Richter anzusehen, ersuche aber den Feldmarschall, zu glauben, daß er alles thun werde, wozu die Ehre des Dienstes und die Würde seines Hauses ihn verpflichte, ohne daß es benötige, hierüber mit Erinnerungen bedacht zu werden“, er sei übrigens von dem Mute des Feldmarschalls überzeugt und wünsche ihm zu seiner Hoffnung im voraus Glück ¹⁾.

Aber wie gereizt auch diese Äußerungen der beiden obersten Befehlshaber des preussischen Heeres klangen, so haben sie doch ein einträchtiges Zusammenwirken der beiden nicht gehindert.

Der Anfang des zweiten Aktes der Schlacht unter Schwerins Befehl war nicht allzu viel versprechend. Auf dem linken preussischen Flügel wiederholte sich jetzt in gewisser Weise das, was auf dem rechten vorgegangen war. Der österreichische General Verlichingen, der die ihm untergebenen 4 Regimenter Kavallerie des rechten österreichischen Flügels fast eine halbe Meile weit aus Wärsdorf hatte herbeiführen müssen, war erst spät zur Aufstellung gekommen; nun ging auch er zum Angriff über und trieb mit seiner Überzahl die hier aufgestellten 10 Schwadronen Kosakowskys in die Flucht, vermochte aber der Infanterie dieses Flügels, wo das letzte Bataillon der Flanke und das quer vorstehende Bataillon Puttkamer, von den Bataillonsgeschützen unterstützt, wirksam feuerten, um so weniger beizukommen, als hier noch der sumpfige Bach hinderte. Ebenso wurde ein weiterer Versuch, das zweite Treffen im Rücken zu fassen, blutig abgewiesen, und als dann die österreichische Kavallerie zurückwich, ging dann auch die wieder gesammelte preussische Reiterei dieses Flügels wieder ihr nach ²⁾, ohne freilich besondere Resultate zu erzielen.

Die österreichische Kavallerie zerstreute sich, ein Teil schwärmte den Bach abwärts bis nach Pampitz, wo die preussische Bagage sich befand, und zündete das Dorf an. Dies und die Nähe der Feinde brachte hier eine Verwirrung hervor, die um so größer war, als die Trostnechte hier schon, seit man den Rückzug des Königs wahrgenommen, sich davonzumachen gesucht

¹⁾ Aufzeichnungen eines ehemaligen preussischen Stabsoffiziers; bei Doyet, Neues militär. Magazin III, St. 6, S. 36.

²⁾ Hierauf dürfte es hinauslaufen, wenn der König in seinen Memoiren (1746), S. 28, seiner Kavallerie auf dem linken Flügel den Sieg zuschreibt. Auch die „Umständl. Beschreibung“ a. a. O., S. 102, berichtet anfänglich, daß die preussische Kavallerie die feindliche zum Weichen gebracht habe, läßt jedoch in dem, was sie noch dazu fügt, deutlich erkennen, daß die Sache sich so zugetragen habe, wie im Texte berichtet wurde. Auch der König kann es mit jener Angabe nicht allzu ernst gemeint haben. Denn wenn wirklich hier nach seiner Überzeugung seine an Zahl um so viel schwächere Reiterei über die feindliche einen förmlichen Sieg davongetragen hätte, würde das so sehr harte (unten noch anzuführende) Urteil, das er über das Verhalten seiner Kavallerie in der Schlacht ausnahmslos fällt, eine schreiende Ungerechtigkeit sein.

hatten ¹⁾. Die Wagen fuhren ineinander und in die Straßengraben. Von den Knechten hieben einige die Stränge entzwei und ritten davon, andere schlugen die Kisten auf und suchten von den als verloren angesehenen Gütern noch einiges für sich zu rauben, in welchem Geschäfte sie dann von den österreichischen Husaren abgelöst wurden.

Thatsächlich war jetzt ziemlich die gesamte Reiterei der beiden Heere vom Schlachtfeld verschwunden und in alle Winde zerstreut, und insoweit hatte Schwerin alles Recht, die Partie keineswegs als verloren anzusehen, denn wenn nun nur noch die Infanteriemassen beider Heere mit einander zu ringen hatten, war der Vorteil doch nach allen Richtungen hin auf Seite der Preußen. So sprengte denn Schwerin in Begleitung des Generals Marwitz vor die Front des rechten Flügels und rief mit weithin vernehmbarer Stimme, „der König befindet sich wohl, durch Kavallerie sei keine Schlacht zu gewinnen oder zu verlieren, über die Entscheidung gebiete die Infanterie, daher erwarte er von ihrer Unerjrodenheit alles und hoffe, daß sie ihn nicht verlasse; sie werde ihn immer voran sehen, und wenn man bemerke, daß er sich der Gefahr entziehe, so gebe er öffentlich jedem die Freiheit, ebenfalls davonzugehen“ ²⁾, es heiße jetzt siegen oder sterben, eine Retirade gäbe es hier nicht ³⁾. Und nun ging es mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele vorwärts. Doch auch die Oesterreicher rückten vor, und in lebhaftem Feuergefechte maßen sich die beiden Heere. Die Grenadiercompagnieen, auf den Flügeln der österreichischen Regimenten liefen so weit vor, als das Gros zunächst avancieren sollte, warfen sich dann nieder, ihre sackartigen Tornister vor sich als eine Art von Brustwehr, auf welche sie dann die Gewehre auflegten. Etwas mehr zurück folgte das Gros der Infanterie, wo dann das erste Glied knieend zu laden und zu schießen hatte. Die Oesterreicher standen in 4 Gliedern. Bei den Preußen, welche nur 3 Glieder hatten, verstärkte dieser Umstand noch ihre numerische Überlegenheit. Vor allem aber setzte sie in Vorteil die größere Übung in der Handhabung des Gewehres, die Frucht des unablässigen Drillens, so wie die Überlegenheit des eisernen Ladestockes über den hölzernen, welcher letztere im Eifer des Gefechtes leicht brach und dann den Mann wehrlos machte. Auf fünf Schüsse der Preußen kamen erst zwei der Gegner, bald suchte bei diesen ein Glied hinter dem anderen Deckung, es standen bald Haufen, 30—40 Mann hoch, und mit der Verkürzung der österreichischen Feuerlinie schwand natürlich ihre Wirkung mehr und mehr.

Vergebens suchte Reiperg noch einmal, was er von seiner Reiterei zusammenbringen konnte, unter Oberst Bentheim gegen die rechte Flanke der

¹⁾ Daß der König im Vorbereiten selbst die Retirade der Bagage sollte befehlen haben, wie Seegebart a. a. D., S. 35 berichtet, ist doch wohl unglauublich, so etwas wird zur Entschuldigung des eigenen Verhaltens nachträglich leicht erfunden. Was Wahres an der Sache ist, dürfte sich auf den Befehl, den der König bei seinem Fortreiten an die bei der Bagage zurückgebliebenen Kabinettsräthe schickte, (wie wir noch sehen werden) reduzieren. Als das bekannt wurde, kann es dann wohl wie ein *sauve qui peut* gewirkt haben.

²⁾ Anführungen Schwerins a. a. D.

³⁾ Es mochte hier wohl heißen *aut vincendum aut moriendum milites*, weil hier an keine Retirade zu denken war. Der Feldmarschall von Schwerin hat sich auch dieses Argument in der Anrede an die Armee bedient.“ Umständliche Beschreibung der Schlacht bei Mollwitz, eingerückt in Geuder a. a. D., S. 98.

Breußen zu schicken, die Reiter wollten nicht mehr recht vor gegen die Infanterie, vergebens warf er alles, was er noch von Reserven hatte, auf seinen am meisten bedrohten linken Flügel und entblöhte sogar seinen rechten.

Als Schwerin dies bemerkte, nahm er nun auch seinen bis dahin immer noch zurückgehaltenen linken Flügel vor, und in ganzer Linie rückte die preußische Infanterie auf den Feind los. „Ich kann wohl sagen“, schreibt ein österreichischer Offizier von diesem Akte, „mein Lebtag nichts Süßeres gesehen zu haben, sie marschierten, mit der größten Contenance und so nach der Schmur, als wenn es auf dem Paradeplatze wäre. Das blanke Gewehr machte in der Sonne den schönsten Effekt, und ihr Feuer ging als ein stätiges Donnerwetter. Unsere Armee ließ nummehr den Mut völlig sinken, die Infanterie war nicht mehr aufzuhalten, und die Kavallerie wollte nicht mehr Front gegen den Feind machen; um daher die Armee nicht völlig zu sacrificieren, so nahm der Feldmarschall die Resolution —, sich hinter das Dorf Mollwitz und alsdann en faveur der einbrechenden Nacht bis Grottkau zu retirieren.“¹⁾

So kam etwa um 7½ Uhr des Abends die Schlacht zu Ende, den Preußen blieb der Sieg und das Schlachtfeld. Es war hohe Zeit, daß die Entscheidung eintrat, die Sonne sank und der preußischen Infanterie ging vollständig die Munition aus, die man in der letzten Zeit schon von den Toten und aus dem zweiten Treffen hatte entnehmen müssen, wenigstens auf dem rechten Flügel, während auf dem linken Flügel manche Bataillone nur fünf Patronen verschossen haben sollen²⁾.

Der Rückzug der Österreicher ging in guter Ordnung vor sich, und obwohl derselbe um die linke Flanke des siegreichen Gegners herumgehen mußte, konnte doch eine energische Verfolgung nicht ins Werk gesetzt werden. Die erst am Abend aus Ohlau eingetroffenen Kavallerieregimenter Gessler und Buddenbrock, sowie 4 Schwadronen Bayreuth, durch feindliche Streitkräfte zu Umwegen veranlaßt, folgten den Österreichern nur etwa eine halbe Meile.

Als der bedächtige Prinz Leopold an der Stelle Schwerins, der eine in der Schlacht empfangene Schußwunde verbinden lassen mußte, das Kommando übernommen, hielt er es für geratener, dem rückgehenden Feinde goldene Brücken zu bauen³⁾.

Das fünfstündige blutige Ringen hatte auf beiden Seiten schwere Opfer gekostet; bei beiden Heeren war fast ein Viertel der Mannschaft tot oder verwundet; ein Prinz des königlichen Hauses, Markgraf Friedrich von Schwedt, war gefallen, ein anderer, Markgraf Wilhelm, verwundet; ebenso die Generale Schwerin, Kleist, Marwitz, Wartensleben. Schulenburg hatte den Tod, den er gesucht haben soll, gefunden. Die preußischen Offiziere hatten sich sehr exponiert, und es war ihrer deshalb eine große Anzahl den österreichischen mit gezogenen Röhren bewaffneten Scharfschützen, deren jede Kompagnie 6 hatte, und welche vorzugsweise die Offiziere aufs Korn nahmen⁴⁾, zum Opfer ge-

¹⁾ Brief vom 14. April; in den Annalen des Krieges III, 106.

²⁾ Geuder a. a. D., S. 82.

³⁾ Bericht des Prinzen a. a. D., S. 83; Seegebart, S. 36, und dazu Eschadert, S. 20.

⁴⁾ „Umfändl. Beschreibung“ a. a. D., S. 105.

ung Breslaus, eben wegen des bitteren Nachgeschmackes, der für den König ran haftete. Und doch war es eine Entscheidung von eminenter Bedeutung: weniger allerdings durch das, was sie unmittelbar gewirkt, als durch das, was sie verhütet hat.

Wie bedenklich wäre bei einer Niederlage des Königs militärische Lage worden, der König hätte hinter den Strom sich retten müssen; Ohlau wäre verloren gewesen, wahrscheinlich auch Breslau. Hier hatte der Rat, von dem König gepeinigt, wegen eines Umschlages der Dinge, eines Strafgerichtes der Reichsstände, des Verlustes aller Privilegien und der Glaubensfreiheit, bereits die Nachricht von dem Einmarsche eines österreichischen Heeres die Wälle der neu armierten und mehr Kanonen auf dieselben schafften lassen¹⁾. Es ist nicht zu zweifeln, daß er bei einer Niederlage der Preußen unter dem Vorwande der Neutralität den Preußen die Thore zu schließen versucht haben würde, ohne daß die zahlreichen preussisch Gesinnten dies hätten verhindern können, und ehe Friedrich den Einlaß zu erzwingen vermocht hätte, wären wohl die siegreichen Österreicher zur Stelle gewesen. Friedrich hat das sehr wohl gewußt und nachmals bei der Besetzung Breslaus, von der wir noch zu sprechen haben werden, nachdrücklich geltend gemacht.

Nach dem Verluste Breslaus und dem der schlesischen Magazine würde geschlagenes preussisches Heer erst unter den Kanonen von Glogau Schutz finden vermocht haben.

Ein preussischer Offizier schreibt über die Schlacht: „Zur rechten Hand hatten wir Brieg, so in unserem Gesichte eine halbe Meile vor uns lag; im Norden hatten wir die Neiße, Oberschlesien, wo alles katholisch. Wo also hin, wenn es unglücklich gegangen wäre? Denn was der österreichischen Armee widerstand wäre, würde von denen katholischen Bauern sein todgeschlagen werden, ja die evangelischen selbst würden haben zugreifen müssen, um nicht alles zu verlieren.“²⁾

So schlimm wäre es nun wohl zwar nicht geworden, doch das linke Ufer der Neiße würde der König wohl kaum haben halten können.

Und wie hätte nun ein ungünstiger Ausgang nach außenhin gewirkt? Das Scheitern dieses Unternehmens, welches doch vielen nur als ein vermessenes Abenteuer erschienen war, bedurfte notwendig eines Sieges zu seiner Legitimation. Der Kredit dieses jungen Königs stand hier auf dem Spiele und mit dem Ansehen, die Bedeutung Preußens im Räte der europäischen Mächte. Es lag allgemein gehegten Zweifel, ob das kleine Preußen befugt sei zu solch einem gewaltthätigen Vorgehen, konnte nur ein glänzender Erfolg widerlegen. In Dresden erregte die Siegesnachricht von Mollwitz unter der evangelischen Bürgererschaft große Freude³⁾; der Hof aber, der für den Sieg der Österreicher nicht die besten Messen lesen lassen⁴⁾, trauerte, und das Königspaar war einige Tage trübselig. Hier hatte man in den Tagen, wo die Schlacht geschlagen wurde, die letzte Hand an eine große Koalition zwischen Rußland, England, Holland,

1) Vgl. die Anführungen bei Grünhagen, Friedrich d. Gr. und die Breslau, S. 163.

2) „Umständl. Beschreibung“ a. a. O., S. 100.

3) Ammons Bericht vom 14. April; angef. bei Droysen, S. 249 Anm.

4) Bericht des hannoverschen Gesandten v. Busche.

Sachsen und Oesterreich gelegt. Es wird an anderer Stelle zu zeigen sein, wie bereits vor der Nachricht von Mollwitz ein Zurückweichen Englands dieser Koalition einen schweren Stoß beigebracht hatte; indessen würde, obwohl ja auch das an der sächsischen Grenze versammelte Corps des Fürsten von Anhalt den Kriegsseifer zu dämpfen geeignet war, trotzdem auf die Nachricht von einer Niederlage der Preußen der beim sächsischen Hofe so sehr mächtige österreichische Einfluß wahrscheinlich die Vollziehung des eben damals mit der Königin von Ungarn abgeschlossenen Vertrages durchgesetzt haben, und wer wollte sagen, ob dann nicht auch England und Rußland sich hätten mit fortreißen lassen?

Jetzt fiel die Thatfache des 10. April recht schwer in die Waagschale friedlicher Erwägungen, und die Schwerter blieben in Dresden wie in Hannover um so sicherer in der Scheide.

Durch diese Schüsse über den Stand der Dinge ausreichend belehrt, machte nun die Gesellschaft wiederum kehrt nach Löwen zurück. Der König, der doch am Morgen bereits von Bogarell bis aufs Schlachtfeld geritten war (1½ Meile), von dort bis Löwen (etwa 3 Meilen), dann bis Dypeln (3¼ Meilen), dann zurück bis Löwen, hatte also etwa 12 Meilen zurückgelegt, und er hat den langen Schimmel, den er beim Verlassen des Schlachtfeldes bestiegen, der ihn von da an auf dem ganzen langen Ritte getragen, und der dann nach Mollwitz getauft worden ist, immer hoch gehalten. Es war fast Tagesanbruch, als man Löwen wieder erreichte. Friedrich war ziemlich 24 Stunden im Sattel gewesen, er schreibt selbst in dieser Zeit, er habe 2 Tage lang weder geschlafen noch gegessen ¹⁾.

Vor Löwen wurde diesmal erst vorsichtig rekonnostrirt, ob nicht etwa inzwischens auch hier Oesterreicher sich festgesetzt. In einer Mühle des kleinen Städtchens fand der König endlich Raft und bald auch den Adjutanten des Erbprinzen, v. Bülow, der ihm die Siegesnachricht überbrachte. Nach kurzer Erholung ritt er nach Mollwitz zurück.

Es war im Grunde erklärlich, wenn sich für ihn in die Siegesfreude ein bitteres Gefühl mischte und seine Dankbarkeit für Schwerin doch sehr gemindert wurde durch die Erwägung, daß dessen Drängen ihn um jeden Anteil an den Vorbeeren des Tages gebracht habe. Schwerin hat es nicht an Beurteilungen seiner guten Meinung fehlen lassen, und Friedrich hat ihm versichert, „er habe als ein treuer Diener des Reiches recht gethan und es solle von der Sache niemals die Rede sein“. Aber Schwerin klagt, der König habe sehr schlecht Wort gehalten und ihm jenen Vorfall nie verziehen. Der Vorschlag von Mollwitz habe sein ganzes übriges Leben verbittert ²⁾.

Die Schlacht bei Mollwitz zeigt bei einer näheren Betrachtung eine Reihe geradezu überraschender Momente; es ist alles hier so ganz anders gegangen, als es vorausgesetzt wurde und als es bei ähnlichen derartigen Gelegenheiten zu gehen pflegt. Der österreichische Feldherr beabsichtigt einen großen allgemeinen Frontenangriff und ist nahe daran, die Schlacht zu gewinnen durch Flankenattaquen; preussischerseits ist eine Überflügelung in Aussicht genommen, und in Wahrheit gewinnt ein Vorgehen in ganzer Linie zuletzt noch den Sieg. Während auf der einen Seite ein von einem Reitergeneral ohne Wissen, ja gegen den Willen des Oberfeldherrn unternommener Angriff die größten Erfolge bereitet, unterliegt auf der anderen Seite der Flügel, auf dem der König sich selbst die Hauptaktion vorbehalten hat, und Schwerin,

Sagenkreise Friedrichs des Großen, Gefahren und Lebensrettungen in den schles. Kriegen“, Breslau 1864.

¹⁾ An den Fürsten von Anhalt, den 11. April; bei Orlich I, 327.

²⁾ Aufzählungen Schwerins a. a. O., S. 26. Wenn in Barnhagens Leben Schwerins, S. 99, angeführt wird, daß auch der Generaladjutant des Königs, Graf Wartenleben, weil er ebenfalls zur Entfernung des Königs vom Schlachtfelde gerathen, bei diesem in Ungnade gefallen und aus der Nähe des Königs entfernt worden sei, so scheinen das doch die Quellen nicht zu bestätigen, wofern nicht zwei dieses Namens in gleicher Stellung waren; ich finde den Grafen als Adjutanten im Jahre 1742 erwähnt.

Schule und der Fabrik, die Offiziere im Schlosse untergebracht wurden. Sie waren ihrer an 500, von denen aber der größte Teil dahinstarb ¹⁾.

Gegen Ende April wurde die Belagerung ernstlicher in Angriff genommen. Oberbefehlshaber des hierzu bestimmten Corps war Prinz Leopold von Dessen unter dem General v. Kalkstein auf dem linken, und General v. Zeeke auf dem rechten Oderufer kommandierten. Hier schlossen die beiden Grenadierbataillone Reiznitz und Selbern die Stadt ein, eine Schiffbrücke über die Oder stellte unweit Briesen die Verbindung her. Eine Aufforderung zur Übergabe beantwortete Graf Piccolomini mit der Äußerung, der König achte nur die welche ihre Schuldigkeit thäten, und er würde seine Pflicht verletzen, wenn er eine Festung übergäbe, ehe auch nur ein Schuß gegen dieselbe gefallen wäre.

Und in der That war die Festung wohl fähig, Widerstand zu leisten, denn wenn auch seit den 99 Jahren, wo sie einst erfolgreich dem großen Torstenson widerstanden hatte, nicht allzu viel mehr geschehen war, so waren doch die 9 Bastionen und die dazwischen die Thoreingänge bedeckenden halben Muren noch leidlich erhalten; Wall und Graben mit Palissaden und spanischen Fackeln zu schirmen, hatte man noch Zeit gefunden, und auch gerade auf dieser Seite, von der jetzt der Hauptangriff erfolgen sollte, an dem Schloß-Nabe hatte man die Befestigung noch neuerdings verstärkt.

Die Befestigungen entbehrten zwar einer Contrescarpe, hatten jedoch einen ziemlich tiefen Graben, sogar einen doppelten an den Stellen, wo das Wasser war. Unten befand sich ein Verhaak von Bäumen, unter welchen Flammminen und Fußangeln lagen. Auch der Wall war doppelt und darauf doch noch gutes Mauerwerk. ²⁾

Auf die ablehnende Antwort des Kommandanten befahl der König die Eröffnung der Laufgräben. Dieselbe erfolgte in der Nacht vom 27. zum 28. April auf der Nordwestseite der Stadt gegen Rathau hin, und es gelang den Preußen, sich einzugraben, ohne daß die Belagerten es gewahr wurden; gegen 1 Uhr des Nachts zeigten ihnen die Pechkränze, welche man jetzt schickte, die Belagerer schon in gedeckter Stellung, von der aus ihre Augen bald die Verteidiger bedrohten. Dafür, daß der erste und schwerste Schritt den Belagerern so leicht wurde, hat man besondere Erklärungen gesucht und erzählt, ein evangelischer Soldat habe in jener Nacht an der entscheidenden Stelle Posten gestanden und aus Sympathie mit seinen preußischen Glaubensbrüdern deren Maßregeln nicht sehen wollen ³⁾; doch ungleich wahrscheinlicher klingt der Bericht eines Brieser Bürgers, das schreckliche Unwetter jener Nacht hätte die Wachen bewogen, statt die ihnen vorgeschriebenen Reconnoissancepatrouillen zu machen, sich immer am Feuer zu halten ⁴⁾.

Die Überraschung der Belagerten war nicht gering, als sie bei Tagesanbruch die Festsetzung der Preußen in den Laufgräben und außerdem auch noch 3 Batterien derselben entdeckten, eine auf dem linken Oderufer zwischen der

¹⁾ Tagebuch der Belagerung von Bries, ed. Müller, S. 52, 54; beagl. ed. Grünhagen, Schles. Zeitschr. IV, 34.

²⁾ Journal der Belagerung: bei Geuder a. a. D., S. 130.

³⁾ Tagebuch des Feldpred. Seegebart, S. 41.

⁴⁾ Müller, Tagebuch, S. 58; allerdings spricht der erwähnte Bericht des Königs (a. a. D., S. 335) von hellem Mondschein.

gab eifrig sich erklärte. Nachdem jedoch am 3ten das Bombardement mit immer sich steigender Heftigkeit fort dauerte und dann der Morgen des 4. Mai die Feinde nach Eröffnung der 2ten Parallele in nächster Nähe des Balles zeigte, entsank dem Kommandanten der Mut, und nachmittags 2 Uhr stieg auf der Mollwitzer Bastion die weiße Fahne empor, die dem Schrecken des Bombardements ein Ziel setzte.

Piccolomini verlangte einen Waffenstillstand auf 4 Tage ¹⁾, der ihm abge schlagen wurde; die Besatzung sollte sich kriegsgefangen ergeben, wollte der König ursprünglich, concedierte aber nachträglich freien Abzug aus folgendem Grunde: am Abend des 3. Mai war Nachricht gekommen, das österreichische Heer bei Reife mache Bewegungen, die auf die Absicht eines Entsatzes schließen ließen. Der König hatte in Folge dessen die schwere Bagage nach Ohlau zurückgeschickt und die Armee in der Nacht vom 3ten zum 4ten in Kleidern und unter dem Gewehr zubringen lassen ²⁾, deshalb drängte es ihn nun schleunigst mit Krieg zu Ende zu kommen ³⁾.

So kam denn am 4. Mai die Kapitulation zustande, welche preussischerseits des Königs Adjutant Oberst v. Bork, der auch den Breslauer Vertrag hatte mit abschließen helfen, vereinbarte. Die Besatzung erhielt freien Abzug mit allen militärischen Ehren unter der Verpflichtung, innerhalb zwei Jahren nicht mehr gegen den König von Preußen zu dienen.

Am 5. Mai wurden die Brücken gegen Rathau wieder gangbar gemacht, und preussische Offiziere kamen in die Stadt, denen die Österreicher die Orte zeigen mußten, wo Minen gelegt waren ⁴⁾. Dann erfolgte gegen Mittag der Einmarsch der preussischen Truppen, auch der König selbst ritt mit großem Gefolge bis an die erste Brücke vor; in die Stadt selbst kam er nicht, es hieß, er wolle das Schloß nicht sehen, dessen Zerstörung ihn sehr betrübe. Bald darauf zog die Besatzung mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele durch die Reihen der 8 Bataillone Preußen hindurch, aber als sie durch das Breslauer Thor gekommen waren, traten von den 1200 Mann, welche von der Besatzung noch übrig waren, an 500 Mann zu den Preußen über ⁵⁾. Den Kommandanten ehrte der König durch eine Einladung zur Tafel.

Sonntag, den 7. Mai, ward ein Te deum in den Kirchen der Stadt gesungen. Die Huldigung der Bürgerschaft nahm der Herzog von Holstein ab ⁶⁾ und eröffnete den Willen des Königs, daß der Rat, der bisher wie in allen schlesischen Städten außer Breslau nur aus Katholiken hatte bestehen dürfen, fortan zur Hälfte aus Evangelischen zusammengesetzt sein solle.

Friedrich war über die Gewinnung der Festung und darüber, daß dieselbe so wenig Opfer gekostet hatte (er beziffert seinen Verlust auf 5 Mann), sehr erfreut; er ernannte seinen Ingenieur-Oberst v. Wallrave zum Generalmajor dieses Corps und verlieh dem General v. Kalkstein, der hauptsächlich die Be-

¹⁾ Angef. bei Ranke, S. 432, Anm. 2, aus einem für den Fürsten von Anhalt aufgesetzten Berichte.

²⁾ Seegebart, S. 38.

³⁾ Brief an den Fürsten von Dessau vom 4. Mai; bei Orlich I, 330.

⁴⁾ Müller, S. 72.

⁵⁾ Ebd. Die Österr. militär. Zeitschr. 1827 II, 63 berechnet die Zahl der ausrückenden Mannschaft nur auf 1006 Köpfe.

⁶⁾ Tagebuch ed. Grünhagen a. a. O., S. 38.

lagerungsarbeiten geleitet hatte, den schwarzen Adlerorden.¹⁾ Man fand in Brieg 61 metallene Kanonen, 8 Mörser und eine ansehnliche Menge Munition. Man rechnet, daß während der Belagerung an 2000 Bomben und etwa 4000 Stückflügel in die Stadt geschossen worden sind.

Der Besitz von Brieg war dem König auch um deshalb von größerer Bedeutung, weil er nun hier an einem sicheren Orte, dessen Befestigungen zu verstärken er sich beeilte, Magazine anlegen konnte, um sein Heer von da aus zu versorgen. So wie diese so weit gefüllt waren, um auf etwa 2 Wochen die Armee versorgen zu können, gedachte er dem Feinde auf Neiße entgegenzuziehen, um demselben eine Schlacht anzubieten²⁾. So zog denn die Armee am 26. Mai³⁾ in ein neues Lager zwischen Grottkau und Micherlau.

Indessen war Meiperg weit entfernt davon, sein festes Lager zu verlassen. Er war unmittelbar nach der Schlacht hinter die Neiße zurückgezogen, hatte dort sein Heer in Kantonierungsquartiere auseinandergelagt und erklärte der Königin, bei der schlechten Beschaffenheit seiner Infanterie, die allerdings sehr viele Rekruten hatte, dürfe er es nicht wagen noch einen Kampf im offenen Felde aufzunehmen, es würden mehrere Jahre dazu gehören, daselbst auf einen guten Fuß zu setzen und an Ordnung zu gewöhnen, er schlage vor 1000 Sachsen oder noch besser Russen in Sold zu nehmen⁴⁾.

Am 1. Mai hatte er dann ein äußerst festes Lager hinter der Neiße bezogen, südwestlich hinter der Festung; das Lager deckten in der Front der Fluß und die Fortifikationen Neiße's, in der linken Flanke hatte er die Viele und die Wehrteiche, östlich reichte das Lager bis an den von Neuwalde herabkommenden Gebirgsbach. Über den Befestigungen von Neiße wurde mit größtem Eifer gearbeitet, und die Werke erstreckten sich bereits bis an den nordwestlich von der Stadt liegenden Kaninchenberg⁵⁾.

Doch wußte Meiperg auch seine Überlegenheit an Reiterei wohl zu benutzen, Dragoner und die Husaren des General Baranyay und des Obersten Tribs schwärmten fecht durch das Land und bedrohten fortwährend die Zuführer, die von Breslau und Schweidnitz dem Lager zustrebten.

In geringer Entfernung von dem preussischen Lager bei dem bischöflichen Städtchen Wansen erlitt am 30. April General Bredow mit 1500 Pferden von ihnen eine empfindliche Schlappe⁶⁾, und es machte einen sehr großen Eindruck, als kurze Zeit nach der Schlacht bei Mollwitz österreichische Husaren vor den Thoren Breslaus die Dörfer ausplünderten; in Breslau sah man in ihnen nur die Vorboten einer ernstern Unternehmung, der Marx und die Konfirmation in der Stadt waren, wie der preussische Geheimrat v. Münchow dem

¹⁾ Lettres d'un offic. pruss. a. a. D., S. 337.

²⁾ Der König setzt seinen Plan dem Fürsten von Anhalt in einem Briefe vom 10. Mai auseinander. Der Brief bei Orlich I, 331.

³⁾ Dieses Datum haben die Lettres d'un offic. pruss., S. 339 und Seegehart, S. 45, der sogar die Stunde des Aufbruches nachmittags 4 Uhr angiebt. Es wird man es dann wohl nur für einen Irrtum halten können, wenn die Gef. Nachr. I, 639 den 28ten angeben. Dieser Angabe ist dann Rödenbeck z. B. T. gefolgt und auch der Verfasser in den Feldlagern Friedrich v. Or. in Schlesien 1741; Schief. Zeitschr. XII, 428.

⁴⁾ Herr. militär. Zeitschr. 1827 II, 64.

⁵⁾ Gef. Nachrichten I, 638.

⁶⁾ Geuder a. a. D., S. 125.

Könige klagte, unaussprechlich, er wisse kein Mittel, um die Lieferungen von Brot und Tischen und Fourage, welche der König für das Brieger Belagerungs-corps zugeführt haben wolle, dorthin zu besorgen, die Schiffer seien von den Schiffen weggelaufen, und die Bauern hätten die Wagen mit den Pferden stehen lassen. Weder Bitten noch Flehen noch Versprechungen könnten einen Ribandier bewegen, sich aus der Stadt zur Armee zu begeben ¹⁾.

Der König hatte seit den Erfahrungen von Mollwitz sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, seine Kavallerie zu reorganisieren und wesentlich um dieses Zweckes willen während der Belagerung von Brieg sein Heer sonst eine gewisse Ruhe pflegen lassen ²⁾. Er ließ sie eifrig reiten und exerzieren, suchte ihren Bewegungen ein höheres Maß von Feuer zu geben, gewöhnte sie an größere Manöver und ließ in den zahlreichen Expeditionen, bei welchen dann immer den Husaren auch Dragoner und Kürassiere beigegeben zu werden pflegten ³⁾, die Offiziere und die Mannschaften ihre Schule durchmachen. Im Mai kann er schon berichten, daß es besser zu gehn anfinge, wenn er gleich noch immer nicht ganz zufrieden ist ⁴⁾. Desto größere Freude bereitete ihm in jenen Tagen eine kühne von dem besten Erfolge begleitete That seiner Kavallerie.

Am 17. Mai ward der General Baranyay, einer der unternehmendsten österreichischen Reiterführer, als derselbe wiederum eine große Anzahl Proviantwagen erbeutet hatte, mit seiner Schar bei Nothschloß zwischen Strehlen und Schweidnitz, einem alten Schlosse der Brieger Pfaffen, überfallen, ihm die Beute abgenommen und ein ansehnlicher Verlust von über 100 Mann bereitet. Mit Mühe entging der österreichische General, dessen Pferd ihm erschossen war, der Gefangenschaft dadurch, daß er durch einen Bach watete, wo ihm am andern Ufer ein Husar sein Pferd gab. Ziethen, damals Oberstlieutenant, pflückte hier seine ersten Vorbeeren ⁵⁾, neben ihm Oberst Wurm, Oberstlieutenant Bismarck und Major Winterfeld.

Freilich wechselte das Kriegsglück, und auch die Österreicher hatten bei diesen zahlreichen kleinen Scharmützeln, die fast täglich sich wiederholten, Erfolge zu verzeichnen. Reiperyg hatte den kühnen Reitergeneral Festetics mit einigen tausend Mann über 2 Meilen südlich von Reize bei Friedewalde gestört, um von da aus dem Feinde Abbruch zu thun. Zwar hatte er sich, als das preussische Heer gegen Grottkau ausbrach, zurückgezogen; aber als voranschwärmende Reiter der preussischen Vorhut ihm unvorsichtig bis gegen Mogwitz (nur noch $1\frac{1}{2}$ Meilen von Reize entfernt) folgten, warf er sich am 27. Mai mit Übermacht auf sie und brachte sie mit einem Verluste von 30 Toten und 18 Verwundeten zum Weichen ⁶⁾.

¹⁾ Vom 22. April; im Breslauer St.-A.

²⁾ Hist. de mon temps (1746), S. 229.

³⁾ An den Fürsten von Anhalt vom 14. Mai; bei Orlich I, 332.

⁴⁾ Ebd.

⁵⁾ Die Österr. militär. Zeitschr. a. a. D., S. 65 giebt den Verlust der Österreicher an Toten, Verwundeten und Gefangenen auf 30 von den deutschen Reitern an und 50 von den Husaren. Der König dagegen (Lettres d'un offic. pruss. a. a. D., S. 338) auf etwa 50 Tote und 106 Gefangene, und während die erste die Zahl der Preußen auf 8000 Mann beziffert, giebt der König 600 Dragoner und 900 Husaren an, die gegen 1300 bis 1400 feindliche Reiter gekämpft hätten.

⁶⁾ Gef. Nachrichten I, 639.

Der König, wie bereits erwähnt wurde, seinem Entschluß, dem Feind zurückzuweichen, dem Fürsten von Anhalt mitgeteilt hatte, war ihm von anderen geraten worden, etwa bei Löwen über die Reisse zu gehn und Ober- und Mähren zu bedrohen, dann werde Reipperg aller Wahrscheinlichkeit das Gebirge sich zurückziehen ¹⁾. Der König mochte erkennen, daß es schon um der Verpflegung des Heeres willen nicht wohl ausführbar war, er faßte einen noch viel kühneren Entschluß; er antwortete dem Fürsten, es sei seine Absicht, auf Reisse zu marschieren, begünstigt durch die hohen Ufer den Fluß begleitenden Höhen den Übergang auf 5 Brücken zu erzwingen und Reipperg unter den Kanonen von Reisse anzugreifen und zu zerstören ²⁾.

Das Heer hatte sich seit der Schlacht bei Mollwitz verstärkt, namentlich die 2. Dragonerregimenter Geßler und Buddenbrock, sowie 4 Schwabazugregimenter waren jetzt hinzugekommen, Oberst Ratmer hatte ein Husarenregiment von 1000 Pferden herangeführt, das Husarenregiment Bronikowski kam zur Zeit ein, und aus Preußen wurden allmählich alle die vom Anfange des Krieges dort zurückgelassenen 20 Schwadronen Dragoner herbeigezogen, auch drei Schwadronen Mäuren, die man in Ungarn angeworben hatte, sich allerdings nachmals nicht besonders bewährt haben, stießen im Mai zu dem Heere ³⁾. Dieses war so auf etwa 36000 Mann gewachsen, wovon die Reiterei ein Drittel ausmachte ⁴⁾.

Reipperg hatte Verstärkungen erhalten, aber man schätzte doch sein Heer auf 12000 Mann Infanterie und etwa 13000 Reiter ⁵⁾, wozu noch Tausende irreguläre Truppen kamen: Tazygen, Rumänen, Waraschooten, Tsalpatschen, die allerdings in regelrechtem Kampfe wenig auszuweisen zeigten und durch Zügellosigkeit, Plündern und Marodieren dem Feinde bald beschwerlich wurden und ihn wünschen ließen, sie wieder zu erlösen. Es fällt doch auf, daß als bei den damals gepflogenen Verhandlungen preussischerseits beantragt wurde, das Schießen mit gehacktem Blei im Kriegsgebrauche widersprechend zu verbieten, Reipperg erklären ließ, daß er seinem Heere viele Völker, die zum Teil nach ihrer Nationalweise gewöhnt wären, bei der man sie unumgänglich lassen müsse, auch sei

¹⁾ Gef. bei Ranke, Werke XXVII, 433, aus einem Schreiben des Fürsten von Anhalt.

²⁾ Schreiben an den Fürsten vom 21. Mai; bei Orlich I, 333.

³⁾ Archives militaires. pruss. a. a. O., S. 341.

⁴⁾ Das Heer traf den 19. Mai an der preussischen Grenze ein; Gef. Nachrichten

⁵⁾ Er hat mit Unrecht giebt Orlich I den Stand des preussischen Heeres für jene Zeit auf 19,330 Mann Infanterie und 13,280 Reiter an; er ist offenbar der Ansicht, daß die Zahlen militär. Zeitschr. 1827 II, 66 gefolgt, doch giebt auch sie diese Zahlen für jene Zeit, sondern für das Ende des Feldzugs an, und berechnet weiter die Stärke des preussischen Heeres in dem Mitte Juni bezogenen Stande auf 32 Bataillone, 7 Grenadierbataillone und 50 Schwadronen Infanterie und Kürassiere, was dann nach der bei Droysen I, 164, Anm. 2 angegebenen Norm 24,395 Mann Infanterie und 7000 Reiter ergäbe, also in Summa allerdings ausschließlich der Husarenregimenter. Das würde ziemlich der Angabe militär. Zeitschr., S. 287, auf der die im Texte gegebene Ziffer basiert, entsprechen.

⁶⁾ militär. Zeitschr. 1827 II, 66.

gab eifrig sich erklärte. Nachdem jedoch am 3ten das Bombardement mit immer sich steigender Heftigkeit fortbauerte und dann der Morgen des 4. Mai die Feinde nach Eröffnung der 2ten Parallele in nächster Nähe des Walles zeigte, entsank dem Kommandanten der Mut, und nachmittags 2 Uhr stieg auf der Mollwitzer Bastion die weiße Fahne empor, die dem Schrecken des Bombardements ein Ziel setzte.

Piccolomini verlangte einen Waffenstillstand auf 4 Tage ¹⁾, der ihm abgeschlagen wurde; die Besatzung sollte sich kriegsgefangen ergeben, wollte der König ursprünglich, concedierte aber nachträglich freien Abzug aus folgenden Gründe: am Abend des 3. Mai war Nachricht gekommen, das österreichische Heer bei Meise mache Bewegungen, die auf die Absicht eines Entsatzes schließen ließen. Der König hatte in Folge dessen die schwere Bagage nach Ohlau zurückgeschickt und die Armee in der Nacht vom 3ten zum 4ten in Kleidern und unter dem Gewehr zubringen lassen ²⁾, deshalb drängte es ihn nun schleunigst mit Krieg zu Ende zu kommen ³⁾.

So kam denn am 4. Mai die Kapitulation zustande, welche preussischerseits des Königs Adjutant Oberst v. Bork, der auch den Breslauer Vertrag hatte mit abschließen helfen, vereinbarte. Die Besatzung erhielt freien Abzug mit allen militärischen Ehren unter der Verpflichtung, innerhalb zwei Jahren nicht mehr gegen den König von Preußen zu dienen.

Am 5. Mai wurden die Brücken gegen Rathau wieder gangbar gemacht, und preussische Offiziere kamen in die Stadt, denen die Österreicher die Orte zeigen mußten, wo Minen gelegt waren ⁴⁾. Dann erfolgte gegen Mittag der Einmarsch der preussischen Truppen, auch der König selbst ritt mit großem Gefolge bis an die erste Brücke vor; in die Stadt selbst kam er nicht, es hieß, er wolle das Schloß nicht sehen, dessen Zerstörung ihn sehr betrübe. Bald darauf zog die Besatzung mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele durch die Reihen der 8 Bataillone Preußen hindurch, aber als sie durch das Breslauer Thor gekommen waren, traten von den 1200 Mann, welche von der Besatzung noch übrig waren, an 500 Mann zu den Preußen über ⁵⁾. Den Kommandanten ehrte der König durch eine Einladung zur Tafel.

Sonntag, den 7. Mai, ward ein Te Deum in den Kirchen der Stadt gesungen. Die Huldigung der Bürgerschaft nahm der Herzog von Holstein ab ⁶⁾ und eröffnete den Willen des Königs, daß der Rat, der bisher wie in allen schlesischen Städten außer Breslau nur aus Katholiken hatte bestehen dürfen, fortan zur Hälfte aus Evangelischen zusammengesetzt sein sollte.

Friedrich war über die Gewinnung der Festung und darüber, daß dieselbe so wenig Opfer gekostet hatte (er beziffert seinen Verlust auf 5 Mann), sehr erfreut; er ernannte seinen Ingenieur-Oberst v. Wallrave zum Generalmajor dieses Corps und verlieh dem General v. Kalkstein, der hauptsächlich die Be-

¹⁾ Angef. bei Ranke, S. 432, Anm. 2, aus einem für den Fürsten von Anhalt aufgesetzten Berichte.

²⁾ Seegebart, S. 38.

³⁾ Brief an den Fürsten von Dessau vom 4. Mai; bei Orlich I, 330.

⁴⁾ Müller, S. 72.

⁵⁾ Ebd. Die Österr. militär. Zeitschr. 1827 II, 63 berechnet die Zahl der ausrückenden Mannschaft nur auf 1006 Köpfe.

⁶⁾ Tagebuch ed. Grünhagen a. a. D., S. 38.

Mann vorausgeschickt, um Friedewalde stärker zu besetzen und dort ein Lager anzusteden. Dies bewog den König, vorzurücken, um wo möglich jene Truppen zu schlagen oder abzuschneiden ¹⁾.

Er hielt am 8. Mai noch eine Musterung der ersten Linie und erließ dann den Befehl, das Heer solle des Abends nach dem Zapfenstreiche in aller Stille aufbrechen; ein heftiger Regen verzögerte den Marsch bis gegen Morgen, wo man dann bis Friedewalde, 1½ Meilen von Grottkau auf Neiße zu, voring. Das Dorf fand man von österreichischen Husaren besetzt, die sich auch mit den preussischen Husaren der Vorhut herumschlügen und erst wichen, als die nachrückende Infanterie ihre Bataillonsgeschütze spielen ließ; beim Abzuge trakteten dieselben das Dorf in Brand.

Der König stellte jetzt vor Friedewalde sein Heer in Schlachtordnung auf, immer noch in der Meinung, es könne hinter den abziehenden Festeticschen Reitern ein Teil des Neippergischen Heeres stecken; doch da sich weiter nichts vom Feinde blicken ließ, bezog die Armee gegen Abend das neue Lager links von Friedewalde ²⁾.

Die österreichischen Vortruppen, die jetzt wegen Erkrankung von Festetics Oberst Trips kommandierte, hatten sich eine Meile südlich bei Mogwitz postirt; doch als am 12. Mai ein stärkeres Kavalleriedetachement ausgesendet wurde, wichen sie bis unter die Kanonen von Neiße und nahmen auf dem schon in die Befestigungen gezogenen Kaninchenberge Stellung, ein Kommando unter dem Grafen St. Germain blieb zur Beobachtung der Preußen an der Neiße bei Lassoth zurück. Jenseits der Neiße hielt der Oberst d'Ollonne mit dem Bopdazkischen Regimente und mehreren Schwadronen Husaren die Wacht.

Neipperg war weit entfernt sein Lager zu verlassen, und wenn sich einmal das Gerücht verbreitete, er sei in der Richtung nach Ottmachau aufgebrochen ³⁾, so bestätigte sich daselbe nicht. Er hatte unter dem 21. Mai die Ordre empfangen, jeden Kampf zu vermeiden, dessen Ausgang die Lage des österreichischen Heeres in Schlesien irgendwie verschlimmern könne; er solle sich darauf beschränken, durch das Einnehmen vorteilhafter Stellungen dem Vordringen der Preußen ein Ziel zu setzen und so Zeit zu gewinnen, um dann, wenn ihm genügende Verstärkungen zugekommen sein würden, wieder die Offensive ergreifen zu können ⁴⁾, Weisungen, welche zu sehr mit Neippergs eigenen Ansichten übereinstimmten, um nicht pünktlich befolgt zu werden.

Der König hatte ursprünglich den Gedanken gehabt, falls Neipperg eine Schlacht nicht annehmen wollte, sich gegen Frankenstein hin zu wenden, als ob er einen Angriff auf Glatz beabsichtige. Er hoffte dann Neipperg sich nachzuziehen und diesen in bergigem Terrain, wo demselben seine Übermacht an Reiterei nicht viel hülfte, desto leichter zu schlagen ⁵⁾. Als er diesen Plan dem Fürsten von Anhalt mitgeteilt, hatte dieser abgemahnt, der Gebirgskrieg habe seine eigenen Regeln, und es sei einer nicht darauf eingetübten Infanterie nicht so leicht, in den Büschen und Bergen recht zu agieren ⁶⁾.

1) Seegebart, S. 47.

2) Ebd.

3) Gef. Nachrichten I, 719.

4) Angef. bei Arnetz I, 215.

5) Orlich I, 331.

6) Den 14. Mai; angef. bei Ranke, Preuß. Gesch. III, 433.

Könige klagte, unaussprechlich, er wisse kein Mittel, um die Lieferungen von Brod und Ochsen und Fourage, welche der König für das Brieger Belagerungs-corps zugeführt haben wolle, dorthin zu besorgen, die Schiffer seien von den Schiffen weggelaufen, und die Bauern hätten die Wagen mit den Pferden stehen lassen. Weder Bitten noch Flehen noch Versprechungen könnten einen Vivandier bewegen, sich aus der Stadt zur Armee zu begeben ¹⁾.

Der König hatte seit den Erfahrungen von Mollwitz sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, seine Kavallerie zu reorganisieren und wesentlich um dieses Zweckes willen während der Belagerung von Brieg sein Heer sonst eine gewisse Ruhe pflegen lassen ²⁾. Er ließ sie eifrig reiten und exerzieren, suchte ihren Bewegungen ein höheres Maß von Feuer zu geben, gewöhnte sie an größere Manöver und ließ in den zahlreichen Expeditionen, bei welchen dann immer den Husaren auch Dragoner und Kürassiere beigegeben zu werden pflegten ³⁾, die Offiziere und die Mannschaften ihre Schule durchmachen. Im Mai kann er schon berichten, daß es besser zu gehn anfinge, wenn er gleich noch immer nicht ganz zufrieden ist ⁴⁾. Desto größere Freude bereitete ihm in jenen Tagen eine kühne von dem besten Erfolge begleitete That seiner Kavallerie.

Am 17. Mai ward der General Baranyay, einer der unternehmendsten österreichischen Reiterführer, als derselbe wiederum eine große Anzahl Proviantwagen erbeutet hatte, mit seiner Schar bei Nothschloß zwischen Strehlen und Schwidniz, einem alten Schlosse der Brieger Pfaffen, überfallen, ihm die Beute abgenommen und ein ansehnlicher Verlust von über 100 Mann bereitet. Mit Mühe entging der österreichische General, dessen Pferd ihm erschossen war, der Gefangenschaft dadurch, daß er durch einen Bach watete, wo ihm am andern Ufer ein Husar sein Pferd gab. Zietzen, damals Oberstlieutenant, pflückte hier seine ersten Vorbeeren ⁵⁾, neben ihm Oberst Wurm, Oberstlieutenant Bismarck und Major Winterfeld.

Freilich wechselte das Kriegsglück, und auch die Österreicher hatten bei diesen zahlreichen kleinen Scharmützeln, die fast täglich sich wiederholten, Erfolg zu verzeichnen. Meißner hatte den kühnen Reitergeneral Zestetics mit einigen tausend Mann über 2 Meilen südlich von Meisse bei Friedewalde gestört, um von da aus dem Feinde Abbruch zu thun. Zwar hatte er sich, als das preussische Heer gegen Grottkau aufbrach, zurückgezogen; aber als voranschwärmende Reiter der preussischen Vorhut ihm unvorsichtig bis gegen Mogwitz (nur noch 1½ Meilen von Meisse entfernt) folgten, warf er sich am 27. Mai mit Übermacht auf sie und brachte sie mit einem Verluste von 30 Toten und 18 Verwundeten zum Weichen ⁶⁾.

¹⁾ Vom 22. April; im Breslauer St.-A.

²⁾ Hist. de mon temps (1746), S. 229.

³⁾ An den Fürsten von Anhalt vom 14. Mai; bei Orlich I, 332.

⁴⁾ Ebd.

⁵⁾ Die Österr. militär. Zeitschr. a. a. D., S. 65 giebt den Verlust der Österreicher an Toten, Verwundeten und Gefangenen auf 30 von den deutschen Reitern an und 50 von den Husaren. Der König dagegen (Lettres d'un offic. pruss. a. a. D., S. 338) auf etwa 50 Tote und 106 Gefangene, und während die erstere die Zahl der Preußen auf 8000 Mann beiffert, giebt der König 600 Dragoner und 900 Husaren an, die gegen 1300 bis 1400 feindliche Reiter gekämpft hätten.

⁶⁾ Gef. Nachrichten I, 639.

Als der König, wie bereits erwähnt wurde, seinem Entschluß, dem Feind entgegenzurücken, dem Fürsten von Anhalt mitgeteilt hatte, war ihm von diesem geraten worden, etwa bei Löwen über die Meiß zu gehn und Ober- schlesien und Mähren zu bedrohen, dann werde Reipperg aller Wahrscheinlich- keit über das Gebirge sich zurückziehen ¹⁾. Der König mochte erkennen, daß dieser Rat schon um der Verpflegung des Heeres willen nicht wohl ausführbar sei, aber er faßte einen noch viel kühneren Entschluß; er antwortete dem Fürsten, es sei seine Absicht, auf Meiß zu marschieren, begünstigt durch die auf dem linken Ufer den Fluß begleitenden Höhen den Übergang auf 5 Brücken zu erzwingen und Reipperg unter den Kanonen von Meiß anzugreifen und fortzujagen ²⁾.

Sein Heer hatte sich seit der Schlacht bei Mollwitz verstärkt, namentlich die Reiterei; die Dragonerregimenter Gehler und Buddenbrock, sowie 4 Schwadronen Bayreuth waren jetzt hinzugekommen, Oberst Mackmer hatte ein Husaren- regiment von 1000 Pferden herangeführt, das Husarenregiment Bronikowski traf um die Zeit ein, und aus Preußen wurden allmählich alle die vom Anfange des Feldzuges dort zurückgelassenen 20 Schwadronen Dragoner herbeige- rufen ³⁾, auch drei Schwadronen Ulanen, die man in Ungarn angeworben und die sich allerdings nachmals nicht besonders bewährt haben, stießen im Laufe des Mai zu dem Heere ⁴⁾. Dieses war so auf etwa 36000 Mann ge- kommen, wovon die Reiterei ein Drittel ausmachte ⁵⁾.

Auch Reipperg hatte Verstärkungen erhalten, aber man schätzte doch sein Heer nur auf 12000 Mann Infanterie und etwa 13000 Reiter ⁶⁾, wozu noch einige Tausend irreguläre Truppen kamen: Tazygen, Kumanen, Waras- diner, Kroaten, Tsapatschen, die allerdings in regelrechtem Kampfe wenig brauchbar sich zeigten und durch Zügellosigkeit, Plündern und Marodieren dem Feldherrn bald beschwerlich wurden und ihn wünschen ließen, sie wieder los zu werden. Es fällt doch auf, daß als bei den damals gepflogenen Ver- handlungen preußischerseits beantragt wurde, das Schießen mit gehacktem Blei als dem Kriegsgebrauche widersprechend zu verbieten, Reipperg erklären ließ, er habe in seinem Heere viele Völker, die zum Teil nach ihrer Nationalweise zu sichten gewöhnt wären, bei der man sie unumgänglich lassen müsse, auch sei

¹⁾ Angeb. bei Ranke, Werke XXVII, 433, aus einem Schreiben des Fürsten vom 14. Mai.

²⁾ An den Fürsten vom 21. Mai; bei Orlich I, 333.

³⁾ Lettres d'un offic. pruss. a. a. D., S. 341.

⁴⁾ Sie trafen den 19. Mai an der preußischen Grenze ein; Ges. Nachrichten I, 624.

⁵⁾ Sehr mit Unrecht giebt Orlich I den Stand des preußischen Heeres für jene Zeit auf 49,330 Mann Infanterie und 13,280 Reiter an; er ist offenbar der Angabe der Österr. militär. Zeitschr. 1827 II, 66 gefolgt, doch giebt auch sie diese Ziffern nicht für jene Zeit, sondern für das Ende des Feldzugs an, und berechnet einige Seiten weiter die Stärke des preußischen Heeres in dem Mitte Juni bezogenen Lager von Strehlen auf 32 Bataillone, 7 Grenadierbataillone und 50 Schwadronen Dragoner und Kürassiere, was dann nach der bei Droysen I, 164, Anm. 2 angegebenen Norm 24,395 Mann Infanterie und 7000 Reiter ergäbe, also in Summa 31,495, allerdings ausschließlich der Husarenregimenter. Das würde ziemlich der Angabe Droysens, S. 287, auf der die im Texte gegebene Ziffer basiert, entsprechen.

⁶⁾ Österr. militär. Zeitschr. 1827 II, 66.

ja gehacktes Blei nicht schlimmer als Kartätschen ¹⁾. In Oberschlesien mußte man von den irregulären Husaren zu erzählen, wie sie in den Dörfern um Ratibor ein Zaubergebräu bereitet hätten, das sie kugelfest machen sollte ²⁾. Von den Talpatschen zirkulierte eine Beschreibung mit Holzschnitt aus dem Jahre 1741 vielfach in Schlesien ³⁾, welche dieselben als ebenso feig wie grausam und räuberisch charakterisiert.

Die numerische Überlegenheit des preussischen Heeres zu jener Zeit wurde mehr als vollkommen ausgeglichen durch die äußerst geschützte Lage des österreichischen Lagers, und der König gab den Plan eines Angriffes auf dasselbe bald auf. „Ich bin hier zu Grottkau“, schrieb er an den Marschall Belleisle, „in einem unangreifbaren Lager; aber das Schlimmere ist, daß die Stellung des Feindes eine noch stärkere ist als die meine“ ⁴⁾, und dem Fürsten von Anhalt, er hielt es nicht für ratsam, Neipperg anzugreifen, er müsse sich begnügen, ihm von hier aus seine Subsistenz zu benehmen, sowie seine Streifcorps einzuschränken und in Schrecken zu setzen ⁵⁾.

Anfang Juni hatte unaufhörliches Regenwetter den König bewogen, um seiner Kavallerie bessere Quartiere zu sichern, dieselbe vom 5. Juni an etwas weiter auseinanderzulegen. Aber kaum war das geschehen, so gründete der wachsame Festetics darauf einen Anschlag und überfiel mit 1000 Reitern und den ungarischen Irregulären am 7. Juni Morgens 3 Uhr eine preussische Schwadron, unter dem Rittmeister Ledivari, welche in Oldendorf eine Meile westlich von Grottkau auf Strehlen zu im Quartiere lag. Die überraschten Reiter zogen sich nicht ohne Verlust auf das Schloß der Herrn Wenpky zurück und feuerten tapfer heraus, aber die Feinde steckten es in Brand, und die Schwadron war fast ausgerieben, als einige hundert Husaren und Mlanen, welche das Schießen alarmiert hatte, zuhülfe kamen. Indessen auch „diesen waren die Österreicher überlegen und schlugen auch sie mit Verlust in die Flucht“. Wie österreichische Berichte sagen, ließen die Preußen über 100 Tote auf dem Schlachtfelde ⁶⁾ und 19 Reiter in den Händen der Österreicher, welche ihren Verlust auf 19 Tote und 39 Verwundete angeben. Der König ritt selbst noch im Laufe des Tages nach dem Schauplatz des Kampfes.

Inzwischen hatte Friedrich die Nachricht erhalten, die österreichische Armee habe die Absicht über die Neiße zu kommen, und es seien bereits einige tausend

1) Österr. militär. Zeitschr. a. a. D., S. 70.

2) Rißler in Büschings Magazin X, 497.

3) Der Talpatsch sagt hier von sich selbst:

„Morben, plündern, rauben, würgen, ist mein Handwerk jeder Zeit,
In den Büschen, in Gebirgen, find' ich meine Sicherheit,
Noch und Messer an der Seite, und die mir beliebte Beute
Holt sich mein geschliffnes Schwert.
Meine Kinder sind Pistolen, doch ich sag' es unverhohlen,
Ich bin kaum des Pulvers wert.“

Der Name existiert als Schimpfwort noch heut in Schlesien im Munde des Volkes.

4) Den 6. Juni; Polit. Korresp. I, 258.

5) Den 31. Mai; bei Orlich I, 334.

6) Österr. militär. Zeitschr., S. 68. Seegebart, S. 46, spricht sogar von 200 Mann. Eine kurze Schilderung des Vorfalles und Klagen über die Grausamkeit der Österreicher enthält eine Aufzeichnung im Kirchenbuche von Oldendorf, mitgeteilt in der Schles. Zeitschr. des schles. Geschichtsvereins XIV, 226.

Mann vorausgeschickt, um Friedewalde stärker zu besetzen und dort ein Lager abzustecken. Dies bewog den König, vorzurücken, um wo möglich jene Truppen an schlagen oder abzuschneiden ¹⁾.

Er hielt am 8. Mai noch eine Musterung der ersten Linie und erließ dann den Befehl, das Heer solle des Abends nach dem Zapfenstreich in aller Stille aufbrechen; ein heftiger Regen verzögerte den Marsch bis gegen Morgen, wo man dann bis Friedewalde, 1½ Meilen von Grottkau auf Neiße zu, voring. Das Dorf fand man von österreichischen Husaren besetzt, die sich auch mit den preussischen Husaren der Vorhut herumschlügen und erst wichen, als die nachrückende Infanterie ihre Bataillonsgeschütze spielen ließ; beim Abzuge steckten dieselben das Dorf in Brand.

Der König stellte jetzt vor Friedewalde sein Heer in Schlachtordnung auf, immer noch in der Meinung, es könne hinter den abziehenden Festeticschen Reitern ein Teil des Neippergerschen Heeres stecken; doch da sich weiter nichts vom Feinde blicken ließ, bezog die Armee gegen Abend das neue Lager links von Friedewalde ²⁾.

Die österreichischen Vortruppen, die jetzt wegen Erkrankung von Festetics Oberst Trips kommandierte, hatten sich eine Meile südlich bei Rogwitz postirt; doch als am 12. Mai ein stärkeres Kavalleriedetachement ausgesendet wurde, wichen sie bis unter die Kanonen von Neiße und nahmen auf dem schon in die Befestigungen gezogenen Kaninchenberge Stellung, ein Kommando unter dem Grafen St. Germain blieb zur Beobachtung der Preußen an der Neiße bei Lassoth zurück. Jenseits der Neiße hielt der Oberst d'Altonne mit dem Poldatzischen Regimente und mehreren Schwadronen Husaren die Wacht.

Neipperg war weit entfernt sein Lager zu verlassen, und wenn sich einmal das Gerücht verbreitete, er sei in der Richtung nach Ottmachau aufgebrochen ³⁾, so bestätigte sich dasselbe nicht. Er hatte unter dem 21. Mai die Ordre empfangen, jeden Kampf zu vermeiden, dessen Ausgang die Lage des österreichischen Heeres in Schlessien irgendwie verschlimmern könne; er sollte sich darauf beschränken, durch das Einnehmen vorteilhafter Stellungen dem Vordringen der Preußen ein Ziel zu setzen und so Zeit zu gewinnen, um dann, wenn ihm genügende Verstärkungen zugekommen sein würden, wieder die Offensive ergreifen zu können ⁴⁾, Weisungen, welche zu sehr mit Neippergs eigenen Ansichten übereinstimmten, um nicht pünktlich befolgt zu werden.

Der König hatte ursprünglich den Gedanken gehabt, falls Neipperg eine Schlacht nicht annehmen wollte, sich gegen Frankenstein hin zu wenden, als ob er einen Angriff auf Glatz beabsichtige. Er hoffte dann Neipperg sich nachzuziehen und diesen in bergigem Terrain, wo demselben seine Übermacht an Reiterei nicht viel hülfte, desto leichter zu schlagen ⁵⁾. Als er diesen Plan dem Fürsten von Anhalt mitgeteilt, hatte dieser abgemahnt, der Gebirgskrieg habe seine eigenen Regeln, und es sei einer nicht darauf eingetübten Infanterie nicht so leicht, in den Büschen und Bergen recht zu agieren ⁶⁾.

1) Seegebart, S. 47.

2) Ebd.

3) Gef. Nachrichten I, 719.

4) Angef. bei Arneth I, 215.

5) Orlich I, 331.

6) Den 14. Mai; angef. bei Ranke, Preuß. Gesch. III, 433.

So entschloß sich denn der König, der das Friedewalder Lager, in welchem ihm die Heranzüführung der Zufuhr äußerst beschwerlich und durch die ihn auf allen Seiten umschwärmenden feindlichen Reiter vielfach gehemmt war, unter allen Umständen bald wieder verlassen wollte, nachdem es sich gezeigt hatte, daß Neipperg aus seinem Lager nicht herauskomme, für das neue Lager sich die Gegend von Strehlen zu wählen, wo er in bequemer Nähe seiner Magazine zu Breslau, Brieg und Schweidnitz das linke Ufer zu decken und abzuwarten vermochte, ob Neipperg ihm folgen werde.

Nachdem man noch in den letzten Tagen die Dörfer der Umgegend gründlich ausfouragiert hatte, setzte sich am 13. Juni das Heer in 5 Kolonnen in Bewegung zunächst nach Grottkau, und von da in der Richtung auf Strehlen zu. Generalmajor Niefesal mit 4 Bataillonen Grenadiern und die gesamten Husaren, die man zur Verfügung hatte, bildeten die Nachhut und deckten die Bagage, auf Angriffe der Österreicher gefaßt, die auch wirklich und zwar mit großer Macht erfolgten. Neipperg berichtet selbst, daß er den größten Teil seiner Husaren den Preußen nachgesendet habe ¹⁾. Mit 13 Schwadronen, schreibt der König, habe Oberst Trips Niefesal, der mit zweien seiner Grenadierbataillone auch nach dem Weitermarsch der Bagagewagen Grottkau besetzt hielt, angegriffen und ihn aufgefordert sich gefangen zu geben, aber nur die Antwort erhalten, die Österreicher hätten dieselben Soldaten vor sich, die sie bei Mollwitz geschlagen hätten. Schließlich hätte ein ungestümer Angriff der Grenadiere die Husaren zum Weichen genötigt ²⁾.

Wiederholt machten die österreichischen Husaren Angriffe auf die Kolonnen, doch die Grenadierbataillone, die sie bedeckten, und die preussischen Husaren wiesen die Angriffe tapfer zurück, und als einmal die Feinde eine Anzahl Wagen weggenommen hatten, jagten sie ihnen die Preußen bis auf vier wieder ab ³⁾. Österreichische Berichte erzählen auch von 20 Pontons, die ihre Reiter erbeutet hätten ⁴⁾.

Nach einem anstrengendem Marsche lagerte sich die Armee bei Marianau und Hermsdorf, des Königs Hauptquartier in Medwitz. Am 17ten ging es bis in die Gegend von Wansin und nach einem Ruhetage, am 18ten, den 19ten in das neue Lager hinter der Ohlau bei Strehlen. Das erste Treffen zog sich von dem mit der Stadt östlich zusammenhängenden Weischwitz über Krippitz bis nach Tschanschwitz, das zweite von der Kuschlauer Brücke über Wische bis gegen Brojewitz. In der Mitte zwischen Krippitz in Kuschlau waren die durch grüne Bäume gezierten königlichen Zelte. Es sei das anmutigste Lager gewesen, das er je bewohnt, rühmt der Feldprediger Seegebart ⁵⁾. Gutes Wasser war überall zu haben und es fehlte nicht an reichlicher Zufuhr, weit und breit strömten aus Schlesien Spekulanten herbei, um hier, wo volle Gewerbe- und Handelsfreiheit herrschte, Waren feilzubieten und Geld zu verdienen. Selbst die Pferde hatten hier durchgängig vollständig geschützte, wohl eingerichtete Ständer ⁶⁾. Der Soldat lebte billiger als in seiner Garnison und

¹⁾ Den 13. Juni an den Großherzog; Kriegsminist.-N. zu Wien.

²⁾ Lettres d'un offic. pruss., p. 340.

³⁾ Ebd. S. 334; ebenso Seegebart, S. 48.

⁴⁾ Österr. militär. Zeitschr. 1827 II, 69.

⁵⁾ Seegebart, S. 48.

⁶⁾ Nach den Anführungen bei Görlitz, Gesch. von Strehlen, S. 534. 535.

wünschte bloß, daß das recht lange so dauere, denn hier hatte er Brot und Fleisch neben seinem Traktamente ¹⁾.

Hier ist nun der König fast zwei Monate hindurch geblieben in einer Unthätigkeit, die vornehmlich aus politischen Motiven entsprang; auch die militärische Lage war durch die Vorgänge auf diplomatischem Gebiete im Laufe des Juni eine andere geworden. Während bis dahin es sich um einen Kampf Preußens gegen Oesterreich gehandelt hatte, welchen dann möglichst schnell durchzusetzen er ein lebhaftes Interesse haben mußte, so stand die Sache jetzt anders, seitdem er am 4. Juni ein Bündnis mit Frankreich geschlossen hatte. Wollte er von dieser Allianz irgendwelchen Vorteil ziehen, so mußte er nun warten, bis die militärischen Kräfte der Alliierten in Aktion traten. Gegen ihn stand das einzige Heer der Königin im Felde; wurde die letztere von anderer Seite bedrängt, so durfte er mit Sicherheit hoffen, daß ein ansehnlicher Teil des Meißner Heeres, wo nicht das ganze abgerufen und ihm das Feld frei gelassen wurde. Erfolge, die er jetzt mit furchtbarem Blutvergießen hätte erkaufen müssen, schienen ihm dann leicht zufallen zu müssen.

So haben wir denn aus diesem Zeitraume nur von kleineren Scharmüßeln zu berichten, welche größtenteils der Kavallerie zufielen und manche Zeugnisse für die Kühnheit der österreichischen Reiterei ablegten. So vermochte sich wiederum ein kleines Husarenstreifcorps unter dem Mittmeister Schreger auf dem rechten Oberufer bis in die Nähe von Breslau zu schleichen und dort am 2. Juli einen Transport von 60 Ochsen zu erbeuten, den daselbe auch über Oppeln nach Meisse zurückbrachte ²⁾; sogar bis an das Lager wagten sich die irregulären Truppen der Oesterreicher heran, und der König ließ endlich auf dem Meißner Berge jenseits der Ohlau eine siebeneckige Sternschanze anlegen, um die unwillkommenen Gäste besser abwehren zu können ³⁾. Den verwegentesten Streich führte Festetics selbst aus, der mit einer Reiterchar von etwa 1500 Pferden ⁴⁾ von Meisse am 20. Juli ausrückend, über die Berge herankam, in der Nähe von Schweidnitz nächtigte, dann über Neumarkt sich bis an die Oder vorwagte und dort in Maltzsch, wenig oberhalb von Kloster Leubus, aber auf dem linken Ufer, am 6. August mehrere Schiffe, welche 4—500 Scheffel Mehl, 100 Tonnen Salz und 6 Ladungen von Heu und Hafer den Fluß herausbrachten, anhielt, und die Vorräte teils ins Wasser werfen, teils verbrennen ließ. Inzwischen hatte Oberst Vandemer, der mit seinem neugebildeten Husarenregimente erst aus Preußen angerückt kam und seine Reiter in und um Leubus einquartiert hatte, von wo

¹⁾ *Lettres d'un offic. pruss.*, p. 341; vom 6. Juli.

²⁾ *Lettres d'un offic. pruss.*, p. 342. *Osterr. militär. Zeitschr.* a. a. O., S. 69.

³⁾ Seegebart, S. 49.

⁴⁾ 400 Reiter, sagt die *Osterr. militär. Zeitschr.*, S. 75. Kundmann, *Heimsuchungen Gottes über Schlesien in Münzen*, S. 366, der sehr genaue Berichte über den Vorfall hat, giebt 1500 Reiter an. Götz in der *Berliner Ztg.* (angeführt bei *Orlich* I, 132) 2000 Mann. Schon *Orlich* hat bemerkt, daß die Zahl 400 unmöglich richtig sein kann, mit so geringer Zahl unternimmt man nicht solch weiten Zug. *Allerdings* spricht auch das *Schlesische Schweidnitzer Tagebuch* (*Abhandl. der Schles. Ges.* 1873/74, S. 94, von nur 6—700 Mann, doch ist hier nicht recht zu erlauben, ob der Trupp, den sein Gewährsmann beobachtet hatte, wirklich die ganze Schar des *Generals Festetics* gebildet hat.

er eine rückständige Kontribution einzutreiben hatte, auf die Kunde von dem Vorfalle 400 Husaren nach dem nur 1 Meile entfernten Maltzsch entsendet. Als diese aus dem Eichenwalde des rechten Ufers an den Fluß herauskamen, waren die Österreicher mit ihrem Zerstörungswerke eben fertig und zogen sich, nachdem einige beiderseits unschädliche Schüsse gewechselt waren, zurück. Hierdurch ermutigt, befahl Oberst Vandemer, der zudem durch einen im Solde von Festetics stehenden Spion ganz falsche Nachrichten über die angeblich sehr geringe Zahl der Österreicher empfangen hatte¹⁾, jene von den Österreichern geleerten Schiffe, welche dieselben, wie man erfuhr, etwas oberhalb zwischen einem Werder versteckt hatten, herbeizuholen und auf ihnen den gerade sehr angeschwollenen Strom zu überschreiten. Dies geschah von der Mannschaft unter dem Befehle von drei Rittmeistern, während der Oberst selbst nach Leubus zurückkehrte.

Drüben angelangt, stürmten die Husaren, ohne erst zu rekognoscieren, den Österreichern nach und fielen kläglich in den Hinterhalt, den ihnen die vielfache Überzahl der Österreicher unmittelbar hinter dem Dorfe Maltzsch, etwa da, wo jetzt die Eisenbahn vorbeigeht, gelegt hatten. Von allen Seiten umringt, wird die eine Hälfte schnell gefangen genommen; die andern versuchen sich durchzuschlagen, aber der Fluß hemmt den Rückzug, etwa 60 werden niedergehauen, mehrere gefangen, von 63, die sich durch Schwimmen zu retten versuchen, werden ein Drittel ein Opfer der Wellen oder der nachgesendeten Kugeln; den Führer, Rittmeister Wesenbeck, hatte sein treffliches Roß glücklich über den Strom getragen, vermochte aber jenseits auf dem steilen Ufer nicht Fuß zu fassen, bis es endlich, ermattet zurücksinkend, doch noch ein Raub der Wellen ward; auch eine kleine Anzahl entkommt oderabwärts. Am 2. August sind die österreichischen Husaren bereits wieder in Hohenfriedberg, von wo sie dann ins Gebirge zurückgehen²⁾.

Die österreichischen Führer haben den Ruhm ihres kühn ausgeführten Streiches dadurch bestet, daß sie ihre Leute die Dörfer jener Gegend, Kaufe, Blumerode, Obendorf, Schülpendorf, Dambritsch u. a., ausplündern ließen; verschonten dieselben doch nicht einmal Fuhrleute, die, mit regelrechten sächsischen Pässen versehen, Waren von Leipzig nach Breslau brachten; ein Breslauer Handelshaus berechnete den Wert der geraubten Waren auf 12,000 Gulden³⁾.

Auch auf dem rechten Oberufer dauerten die Beunruhigungen durch die feindliche Kavallerie fort. Oppeln hielten die Österreicher dauernd besetzt, und in Namslau, von wo die Preußen nach Zerstörung des festen Schlosses wieder abgezogen waren, hatten sich Kroaten festgesetzt, die dort das, was sie von ihren Streifereien an Lebensmitteln und Fourage eingebracht hatten, zu bergen pflegten. Gegen sie ward Ende Juli Prinz Moritz von Anhalt mit seinem Bataillon und 600 Husaren ausgesandt, bei dessen Annäherung die

¹⁾ Aufzeichnungen des Leubuser Provisors Steph. Volkmann, die im Bd. XV (2. Hft.) der Schles. Zeitschr. abgedruckt werden sollen. Seine Angaben lassen auch darüber kaum einen Zweifel, daß der Oberst von dem Übergange über die Ober gewußt, ja denselben befohlen habe, wenngleich Kundmann a. a. O., S. 366 berichtet, der Oberst habe das nachmals bestimmt in Abrede gestellt.

²⁾ Scholtz, Schweidnitzer Tageb. a. a. O., S. 96.

³⁾ Kundmann, S. 566. 567.

Feinde eilig das Weite suchten, in Namslau eine ansehnliche Quantität von Getreide, Mehl und Brot zurücklassend ¹⁾.

Ganz besonders war aber auch das schlesische Gebirge der Schauplatz der österreichischen Streifereien. Fast den ganzen Juni hindurch trieben sich österreichische Husaren in den Dörfern um Schweidnitz herum, und es schien, als sei ein Anschlag auf die damals noch unbefestigte Stadt im Werke gewesen, sei dem die österreichisch Gesinnten in der Stadt mithelfen sollten, aber mit Rücksicht auf die starke Besatzung aufgegeben worden ²⁾. In Waldenburg, Tannhausen und Umgegend haben die Husaren fleißig jouragiert und gegen Ende des Monats in den Wäldern um den Zobtenberg sich mehrere Tage gehalten. Vor Hirschberg erschienen am 29. Juni 150 österreichische Dragoner und forderten die dort liegende Freicompagnie zur Ergebung auf, zogen aber, als diese sich zur Gegenwehr entschlossen zeigte, wieder ab, ohne etwas zu unternehmen ³⁾.

Anfang Juli schien es in der Umgegend von Schweidnitz etwas ruhiger werden zu wollen, da man preussischerseits in die umliegenden kleinen Städte Operationen, z. B. mit Geschützen gelegt hatte. Doch machte, als das Corps von Hestetics in die Schweidnitzer Gegend kam, dies auch den irregulären Truppen zu einem größeren Unternehmen Mut. So griff das Trenck'sche Freicorps, zum großen Teile aus Panduren bestehend, welches damals der Major Wenzel befehligte, am 30. Juli mit etwa 1000 Mann und 100 Husaren ⁴⁾ das Städtchen Zobten an, wo das Grenadierbataillon des Majors v. Puttkamer lag. Dieser hatte, wie er die Feinde gewahrt, mit seinen Leuten den geräumigen, mit einer Mauer umgebenen Kirchhof besetzt, von wo er sich wirksam zu verteidigen hoffen durfte, doch die Panduren zündeten den Ort an, und die Glut zwang bald die Preußen sich ins Freie hinaus zu ziehen, in guter Ordnung ihren Feldprediger mitten drinnen mit ihren 4 Bataillonsgeschützen, deren eins sie jedoch unterwegs zurücklassen mußten. Draußen ließen sie den Galgenberg und wehren sich tapfer gegen die von allen Seiten auf sie anstürmenden Panduren. Puttkamer ließ sie bis 30 Schritt heranzukommen, dann mußten je 2 oder 3 Pelotons feuern, auch einige Ladungen Kartätschen thaten gute Wirkung. So hielten die tapferen Grenadiere von 11 Uhr an, wo der Kampf begonnen hatte, bis zum Abend aus, wo ein heranziehender Succurs von 400 Husaren die Feinde in die Wälder zurückjagte, während die Preußen, die jetzt auch ihr verlorenes Geschütz wiederfanden, in Jordansmühl, Seifersdorf und den umliegenden Dörfern Quartier suchten. Sie hatten 4 Tote und an 30 Verwundete; die Österreicher aber an 100 ⁵⁾.

¹⁾ Lettres d'un offic. pruss., p. 345.

²⁾ Das Scholtz'sche Tageb. aus Schweidnitz ed. Grünhagen, Abhandl. der Schles. Gesch., 1873/74, S. 82, erzählt, die Österreicher hätten sich beschwert, man hätte ihnen soviel Briefe geschrieben, sie möchten nur kommen, die Stadt sei schlecht besetzt, und nun befänden sie alles anders.

³⁾ Scholtz a. a. D., S. 89.

⁴⁾ Puttkamer's Bericht vom 31. Juli, abgeschrieben im Breslauer St.-A., giebt doch wohl allzu hoch greifend 5000 Panduren und 250 Husaren an; obige Zahlen sind in des Königs Kriegsberichten, Lettres d'un offic. pruss., p. 345.

⁵⁾ Nach Puttkamer's Bericht vgl. auch Scholtz'sches Tageb., S. 94; Lettres d'un offic. pruss., p. 345; Österr. militär. Zeitschr., S. 73; Kundmann, S. 562. Wenn

Am schlimmsten war das arme Städtchen Zobten weggekommen, 11 Jahre vorher war es durch eine Feuersbrunst ganz in Asche gelegt worden; jetzt zerförrte die kaum wieder aufgebauten Häuser von neuem der Feind; bis auf die Kirche, die massiven Gebäude der Propstei, ein Töplerhäuschen und die Scharfrichterei war alles ein Raub der Flammen geworden. Und während die Flammen schon wütheten, waren die zügellosen Banduren in die Häuser gedrungen, hatten dieselben ausgeplündert und die Einwohner grausam gemißhandelt, und wie besonders in den Berichten hervorgehoben wird, ohne Unterschied der Religion, haben sie doch z. B. den Propst in seinem Garten arg geprügelt.

Daß die bei diesem Vorfalle laut werdenden Klagen über die Wildheit und Raubgier der österreichischen Soldaten sich in den Berichten der Zeitgenossen immer wiederholen, ist bei dem Charakter der verschiedenen ungebildeten Völkerschaften, deren Schwärme die österreichische Armee verstärkten, nicht eben zu verwundern. Die Freischaren slavischer Gebirgsbewohner (Goralen), welche die schlesisch-mährischen Grenzdistrikte unsicher machten, glaubten ganz in ihrem Rechte zu sein, wenn sie den ungetreuen Unterthanen ihrer Königin, zu welchen sie kurzweg alle Evangelischen zählten, den möglichsten Schaden thäten¹⁾. Auch die Banduren und Tzupatschen waren wegen ihres Plünderns berüchtigt; allerdings kamen auf ihre Rechnung wohl dann auch Streiche, verübt von allerlei Gefindel, welches die Noth der Zeit und vor allem die Raubsucht zu größeren Haufen zusammenführte. Gegen derartige Exzesse erließ nun Reipperg bereits unter dem 27. April eine scharfe Verordnung und bezeichnet in derselben verschiedene Banden von zusammengerottetem liederlichen Gefindel, „so benamte Freibeuterer oder Goralen, die vornehmlich in den Fürstenthümern Oppeln = Ratibor und der Herrschaft Beuthen, unter dem Vorwand, als ob sie bestellet, die hierländig der evangelischen Religion zugehörigen Einwohner zu vertilgen und auszurotten allerhand greuliche Exzesse und Gewaltthaten ausüben, die Drier, Landesinsassen und Unterthanen ohne Ansehen der Religion und so zu sagen, wer ihnen nur unter die Hände kommt, ausrauben, plündern und von ihren boshaften Anthaten überall leidige Merkmale und Fußtapfen hinter sich lassen etc.“ Alle Bewohner Schlesiens wurden durch das Patent bevollmächtigt, jene genannten Uebelthäter zu verfolgen, zu töten und gefangen zu nehmen, wo dann, wenn sie an das Generalkommando abgeliefert würden, ein warnendes Exempel an ihnen statuiert werden sollte²⁾.

Reipperg hatte dies Patent, wie es scheint, aus eigenem Antrieb erlassen, aber er ward außerdem auch bald darauf von der Königin aufgefordert,

Droyßen (Preuß. Polit. V, 1. S. 299, Anm. 1), noch auf einen über diesen Vorfall und die Einnahme Ranslaus sich verbreitenden Brief des Königs an den Fürsten von Anhalt aufmerksam macht, so kann ich berichten, daß Herr Geh. Archivrat Siebigl in Zerbst mir mit gewohnter Freundlichkeit Abschrift eines Briefes geschickt hat, der allerdings, wie Droyßen angiebt, vom 1. August und aus dem Lager bei Strehlen datirt ist, auch von jenen beiden Ereignissen berichtet, aber nicht an den Fürsten von Anhalt adressirt ist, sondern einer jener bekannten königlichen Kriegsbefehle, und zwar der, den Droyßen a. a. O., S. 344 mittheilt.

¹⁾ So berichtete der händversche Gesandte in Wien unter dem 13. Mai 1741; angeführt bei Droyßen, S. 287, Anm. 1.

²⁾ Gef. Nachrichten I, 539.

en Plünderungszügen der Gorallen nötigenfalls mit Gewalt ein Ende zu machen ¹⁾. Der General war überhaupt mit den Irregulären, die man ihm zur Verstärkung geschickt hatte, wenig zufrieden; er sei nicht imstande, die Ausbreitungen der Nationaltruppen zu verhindern, die Slawonier betrügen sich übel, und ihr Kommandant sei ihnen nicht gewachsen ²⁾; er riet, die ungarischen Insurrektionshuzaren Trends, welchen letzteren er wegen der Exzesse einer Leute persönlich zur Verantwortung gezogen ³⁾ und seines Kommandos entsetzt hatte, heimzuschicken, so wie ihre Kapitulation abgelaufen wäre ⁴⁾, und later dem 5. Juli klagt er, er habe die Panduren Trends aus der Schweidnitzer Gegend wegnehmen müssen, da sie, statt dem Feinde Abbruch zu thun, loß darauf ausgingen, den Landmann zu plündern ⁵⁾. Und infolge der strengen Ordres, welche bezüglich derselben von Reipperg erlassen waren, wurden z. B. gegen Ende Juni, als einige Panduren Schweidnitzer Bürger auf der Neiße ausgeplündert und gemißhandelt hatten, in Gegenwart derselben den Übeltätern die Köpfe abgeschlagen ⁶⁾. So wurden auch ungarische Huzaren, welche den Pfarrer Männing zu Schreibendorf im Briegischen ausgeplündert hatten, auf dessen Klage gezwungen, das Geraubte demselben zurückzustellen ⁷⁾.

Von einem gewissen Interesse ist es dann auch, wahrzunehmen, wie wenige Tage nach dem Erlasse jenes Patentes von Reipperg General Roth, der ja auch in Neiße Freicorps der Bürger zusammengebracht und nicht ohne Erfolg zur Verwendung gebracht hatte, für eine derartige Freibeutercompagnie einen eigenen Schutzbrief ausgestellt hat, nämlich zugunsten „des Anton Bischof, derzeit angesehener Kapitän der jenseits der Oder aufgestellten Freipartei“; ihm und seinen Leuten sei zwar das Plündern und gewaltfame Ausrauben streng verboten, aber da sie nicht immer von feindlicher Beute leben könnten und man andererseits im Interesse des allerhöchsten Dienstes, zur Observierung des Feindes sie auch noch ferner unterhalten müßte, so hätten die Einwohner ihnen den erforderlichen und unentbehrlichen Lebensunterhalt unweigerlich zu reichen um so mehr, da diese Freicompagnie doch auch zu ihrer selbsteigenen Beschützung diene ⁸⁾.

In Breslau wußte man, jener Kapitän Bischof sei ein lieberlicher Leinweber, sein Unterhauptmann ein „Glücksstöpper“, d. h. ein Mann, der mit Glücksspieltischen auf den Jahrmärkten und Kirchweihen umherzog, und seine Gewissen zum großen Teil fahrende Leute mancherlei Art ⁹⁾, deren Geschäfte in der Kriegsnot schlecht gehen mochten. In welcher Weise dann besagter Kapitän den Panisbrief des Generals Roth zu verwerten mußte, zeigt folgender Verfall. Im Juli erschien diese Bischoffsche Bande vor dem kleinen Gebirgs-

¹⁾ Unter dem 5. Mai; Wiener Kriegsminist.-M.

²⁾ Reipperg an den Großherzog, den 11. Juli; Wiener Kriegsminist.-M.

³⁾ Schreiben Reippergs vom 2. Juli und Schreiben des Hofkriegsrats Roth vom 15. Juli.

⁴⁾ Oberr. militär. Zeitschr. 1827 II, 71.

⁵⁾ Wiener Kriegsminist.-M.

⁶⁾ Kundmann, S. 563; Scholtz, Schweidnitzer Tageb., S. 87.

⁷⁾ Kundmann, S. 564.

⁸⁾ Das Dokument vom 30. April soll als besonders charakteristisch in den Beilagen mitgeteilt werden.

⁹⁾ Kundmann, Heimsuchungen Gottes etc., S. 562.

städtchen Schmiedeberg, eine ansehnliche Brandschatzung unter Drohungen begehrend. Wirklich ließ sich der Magistrat so weit einschüchtern, daß er die geforderte Summe zu zahlen Miene machte; doch das gemeine Volk und vor allem die zahlreichen Arbeiter der großen Bleichen, welche es hier gab, widersprachen dem zugleich in Erinnerung daran, daß jenes Patent des österreichischen Oberbefehlshaber Neipperg ja geradezu zum Widerstande gegen plündernde Freibeuter aufgefordert habe, bewaffneten sich, so gut es eben gehen wollte, und griffen mit Äxten und Stangen den Haufen an, dessen Feigheit nicht geringer war, als ihre Raubgier. Sieben davon wurden erschlagen und siebzehn gefangen genommen, welche man festgeschlossen nach Breslau transportierte, wo sie dann harte Gefängnisstrafe erhalten haben ¹⁾.

Ein besonderes Ereignis dieser Zeit war der Kartellvertrag wegen Auswechslung der Gefangenen. Bereits in der ersten Hälfte des Juni war diese Frage von preussischer Seite angeregt worden, und der in dieser Angelegenheit zwischen beiden Lagern gepflogene Verkehr hat ohne Zweifel Ursache zu dem Gerüchte eines Abkommens zwischen den streitenden Parteien gegeben, welches in diplomatischen Kreisen damals großes Aufsehen erregte. Aber österreichischerseits machte man Weitläufigkeiten, so daß der König, der natürlich über eine ungleich größere Zahl von Gefangenen verfügte, als sein Gegner, unter dem 20. Juni ungeduldig verfügte, wenn die Österreicher fortführen, Schwierigkeiten zu machen und die Sache geßtentlich hinzuziehen, solle ihnen bedeutet werden, der König könne am Ende dazu greifen, für die Verpflegung der Gefangenen nicht weiter Sorge zu tragen, sondern es den Österreichern überlassen, sich darum zu bemühen ²⁾.

Man kam überein, eine Auswechslungskommission in Grottkau niederzusetzen. Ernannt dazu wurden die beiden Generalmajore, Prinz Dietrich von Anhalt von preussischer, Lentulus von österreichischer Seite. Am 30. Juni trat die Kommission zusammen, Stabsauditeure und Kriegskommissare waren von beiden Seiten beigegeben ³⁾, und jeder hatte einen Rittmeister mit 50 Husaren zur Bedeckung. Nun begannen die Verhandlungen. Es zeigte sich, daß die Preußen 2384 Gefangene anmelden konnten, darunter 2 Generale und 71 Offiziere, die Österreicher dagegen nur 1439 Mann, worunter 28 Offiziere ⁴⁾. Der abgeschlossene Vertrag, der am 9. Juli erschien, wog die Gefangenen nach ihrem Range gegen einander ab, gestattete aber auch, wo zur Auswechslung auf der einen Seite nicht hinreichend Objekte da waren, eine Auslösung in Gelde. Es wurde eine förmliche Skala aufgestellt abwärts vom Feldmarschall, der gleich 3000 Gemeinen oder 15,000 Gulden geschätzt wurde, bis herab zum Gemeinen, dessen Lösegeld 5 Gulden betrug ⁵⁾. Am 19. Juli ging aus dem preussischen Lager der erste Transport nach Grottkau

¹⁾ Kundmann a. a. D., S. 563. Was die nicht näher angegebene Zeit anbelangt, so wissen wir nur, daß die Gefangenen am 24. Juli nach Breslau gebracht wurden.

²⁾ Berliner St.-A.

³⁾ Von österreichischer Seite der Staatsauditeur Jento und der Feldkriegskommissar Schütz. Bericht Neippergs vom 30. Juni; Wiener Kriegsminist.-A.

⁴⁾ Orlich I, 129 und ebenso bei Geuder a. a. D., S. 157.

⁵⁾ Die Skala in den Gef. Nachrichten I, 896.

b. Die letzte Auswechselung erfolgte Anfang August, wo dann Prinz Dietrich noch einmal nach Grottkau begeben hat ¹⁾.

Wenn der Prinz dabei im Auftrage des Königs noch den Wunsch ausdrückte, eine derartige Auswechselung regelmäßig alle vier Wochen vornehmen zu lassen, so scheint dieser Vorschlag auf der andern Seite nicht von der Hand gewiesen worden zu sein; wenigstens finden wir, daß in der zweiten Hälfte des September Prinz Dietrich in Stieglitz bei Neiße wiederum mit General Lentulus in dieser Sache verhandelt, und noch unter dem 20. März 1742 eruft sich General Ghillany ohne weiteres auf jenen Kartellvertrag, um die Inzantionierung der in Göding gefangenen Ungarn zu erwirken ²⁾, und nachweislich sind dann während des mährischen Feldzuges wiederholt Auswechselungen vorgenommen worden, bezüglich deren dann Verhandlungen angeknüpft wurden, so oft ein Bedürfnis dazu vorlag.

¹⁾ Reippergs Bericht vom 28. Juli (Wiener Kriegsministr.-A.) und Friedrichs Erwähnung in einem Briefe vom 3. August (Polit. Korresp. I, 294). Das Geschäft ergiebt sich, wie Lentulus unter dem 4. August an Reipperg meldet, noch einige Tage früher wegen des vorgebliehen Oberstleutenants Reiserwitz; Wiener Kriegsministr.-A. Bgl. über diesen oben S. 163.

²⁾ Berliner St.-A.

Viertes Kapitel.

Beginn des österreichischen Erbfolgekrieges. Reippergs Flankenmarsch.

Das Lager von Strehlen bezeichnet, wie wir bereits früher andeuteten, einen Wendepunkt in der Geschichte des ersten schlesischen Krieges. Mit der Wahl dieser Defensivstellung begann der König die eignen Operationen denen seiner Alliierten anzupassen. Zunächst handelte es sich ja um ein Abwarten, bis die Aktion seiner Alliierten begänne, aber die Gegend des Lagers schien doch auch günstig gewählt, wenn es einmal darauf ankam, durch einen Marsch gegen Glatz die Verbindung mit Böhmen und den dort agierenden Verbündeten zu gewinnen.

Er war allerdings wenig zufrieden mit den Fortschritten der Rüstungen der Alliierten, und wir werden an anderer Stelle zu schildern haben, wie er sich doch auch auf den Fall, daß Frankreich seine Versprechung nicht halte, gefaßt machte. Indessen trieb er zu der nämlichen Zeit ganz unermüdt durch seine Briefe seine Verbündeten zu energischem Vorgehen. So schrieb er unter dem 16. Juli an den Kardinal Fleury: „Thuen Sie dazu, ich bitte Sie, daß nicht Ihre und meine Feinde infolge Ihrer Unthätigkeit die Oberhand gewinnen, benutzen Sie den Vorteil der Zeit und vollbringen Sie in diesem Jahre die großen Dinge, welche Sie nicht in 10 Jahren vollbringen werden, wenn Sie nicht die Gunst der Gegenwart sich zunutze machen.“ Und dem Marschall Belleisle setzt er gleichzeitig auseinander, es habe, nach dem Bayerns Indiskretion das Geheimnis der preußisch-französischen Allianz vorzeitig an das Licht gebracht, der König von England auf Antrieb Sachsen sich entschlossen, auf dem Eichsfelde ein Heer, zusammengesetzt aus Hannoveranern, Hessen, Dänen und Sachsen, in der Stärke von 36000 Mann zu sammeln. Dasselbe könne drei verschiedene Zwecke haben: entweder den König anzugreifen, wosfern dieser nicht mit ihnen zusammengehen wolle, einen Angriff, den er nicht fürchte, wenn die Franzosen ihren Versprechungen nachkämen, oder durch Sachsen und Böhmen den Osterreichern zuhülfe zu kommen, in welchem Falle sie einem preußischen Angriffe, dem Verluste des Landes, ja sogar des hannöverschen Tresors ausgesetzt wären, oder endlich den Franzosen

in der Moselgegend ein Heer entgegenzustellen, was allerdings diese wohl nicht aufhalten könne. Das Wahrscheinlichste von diesen Möglichkeiten sei der Angriff auf Preußen. Der Marschall werde daher wohl begreifen, wie notwendig es sei, daß Frankreich schleunigst seine Verpflichtungen erfülle, wenn es treue Verbündete haben wolle. „Vielleicht“, schließt der Brief, „werden Sie mein Drängen lästig finden, wenn so das Drängen zu dem Größten und Ruhmvollsten, was Frankreich sich hat ausdenken können, genannt werden kann“¹⁾.

Und wenige Tage später sendete er den Feldmarschall Freih. v. Schmettau, der seit Monaten aus dem österreichischen Dienst in den preußischen übergetreten war, zu dem Kurfürsten von Bayern mit der bestimmten Weisung, alles anzubieten, um diesen zu einem Zuge direkt auf Wien zu bewegen²⁾. In dem eigenhändigen Brief, den Schmettau zu überreichen hatte, legt er dann dasselbe noch selbst dem Kurfürsten ans Herz, unterrichtet ihn, daß das Höchste, was Österreich ihm an Truppen entgegenstellen könnte, 6000 Mann seien, er müsse Frankreich zur Eile drängen und selbst aufs schleunigste vorgehen. „Ich beschwöre Sie“, schreibt er, „bei allem, was Ihnen am Herzen liegt, bei der Liebe für Ihre Interessen und die gemeinsame Sache, hören Sie alle meine Gründe, welche der Marschall Schmettau Ihnen zu entwickeln Beehl hat, und anstatt in Böhmen einzurücken führen Sie alle Ihre Kräfte gegen Wien. Das ist das Mittel, den Krieg auf einmal zu beenden, während Sie denselben in die Länge ziehn, wenn Sie nach Böhmen marschieren, und den Wiener Hof nur verwunden, statt ihm den Todesstreich zu geben. Ich beschwöre Sie noch einmal, sich das reiflich zu überlegen.“ Er schließt: „Wäre Graf Törring mit Vollmachten ausgerüstet, so würde von dem Tage, wo Er. kurfürstl. Hoheit ihre Operationen begönne, unsere Allianz datieren“³⁾.

Der König befürwortete seine Idee schleunig gegen Wien vorzumarschieren, die Römer in Rom anzugreifen, wie er sich ausdrückte, um so eifriger, als er mußte, daß inzwischen der Kurfürst von Bayern schon andere Entschlüsse gefaßt hatte. Derselbe meinte nämlich, mit den 21000 Mann, die er gesammelt hatte, um so weniger etwas allein wagen zu können, da der Zustand derselben gar viel zu wünschen übrig ließ⁴⁾. Er gedachte das Herankommen der französischen Truppen abzuwarten und dann Böhmen zu erobern, er war nach langen Beratungen mit Velleisle übereingekommen, da man in diesem Jahre an ein so weitaussehendes Unternehmen, wie die Belagerung von Wien sei, nicht denken könne, würde man sich auch in Niederösterreich nicht dauernd halten können, und Oberösterreich böte nicht genug Raum für die Winterquartiere eines größeren Heeres. An dem Tage, wo die französischen Truppen den Rhein überschreiten würden, voraussichtlich am 7. oder 8. August gedachte der Kurfürst mit einem Unternehmen gegen Passau die Operationen zu eröffnen.

Mit diesen Eröffnungen hatte Karl Albert einen Brief Valoris beantwortet, der ihn stehentlich gebeten hatte, doch einen Schritt zur Beruhigung

¹⁾ Den 16. Juli; Polit. Korresp. I, 281.

²⁾ Instruktion in der Polit. Korresp. I, 286.

³⁾ Den 26. Juli; Polit. Korresp. I, 285.

⁴⁾ Vgl. die Ausführungen bei Heigel, Der österr. Erbfolgekrieg, S. 164.

des Königs von Preußen zu thun, welcher in unbeschreiblicher Aufregung sei seit er vernommen, daß es in München an Mitteln oder gutem Willen fehle die Armee in Bewegung zu setzen ¹⁾. Valori war in der That übel daran der König ließ es nicht an Andeutungen fehlen, daß er sich seinerseits an den geschlossenen Vertrag nicht gebunden halten werde, wenn nicht Frankreich sich beeile seine Verpflichtungen zu erfüllen, und in der That machte sich der König damals Mitte Juli auch auf diesen Fall gefaßt. Auch der Kurfürst erfuhr nun, daß der König mit dem Kriegsplane sehr unzufrieden sei, es erfolgte die Sendung Schmettaus, der dringende Brief des Königs, der zugleich daran erinnerte, daß noch kein Bündnis zwischen Preußen und Bayern geschlossen sei; aus Frankfurt kamen Nachrichten von einer recht unerwünschten Zurückhaltung des preussischen Gesandten ²⁾.

Indessen entschloß sich, lange bevor Schmettau in München eintraf ³⁾, der Kurfürst dazu seine Operationen zu beginnen und zwar mit einem Handstreich auf Passau, welches auch mit der Feste Oberhaus am frühen Morgen des 31. Juli ohne Blutvergießen in die Hände des bayerischen Generals Minuzzi fiel. Ein in der Stadt wohlbekannter bayerischer Salzbeamter verlangte und erhielt Einlaß, und als man ihn auf seinen Wunsch am entgegengesetzten Thore wieder hinaus ließ, drangen bayerische Grenadiere durch das geöffnete Thor. Die Truppen des Landesherrn, des Bischofs leisteten keinen Widerstand, und selbst die Feste Oberhaus ergab sich auf die erste Aufforderung. Den Reichstagsgesandten in Regensburg ließ man erklären, die Besetzung sei nur zur Sicherung des eignen Landes erfolgt und nicht als ein feindseliger Akt gegen das Hochstift aufzufassen. Auch ward gemeldet, daß Bayern zum Schutz seiner Gerechtfame die Krone Frankreich als Garanten des Westfälischen Friedens angerufen habe, deren zu sendenden Hilfstruppen nun die Reichsstände freien Durchzug durch ihre Territorien zu gestatten ersucht wurden ⁴⁾.

Zugleich kamen jetzt auch aus Frankreich günstigere Nachrichten dem Könige zu. Wenn derselbe gefürchtet hatte, daß die Nachricht von der Niederlage, welche die Engländer in diesem Frühjahr vor Cartagena erlitten, den Cardinal Fleury wieder „ralentieren“ würde ⁵⁾, insofern sie die Situation als wenig kritisch erscheinen ließe, so hatte sich das nicht bestätigt, vielmehr hatte Belleisle, der selbst nach Paris gereist war, dort am 19. Juli in einem großen Ministerrath den Beschluß durchgesetzt, daß sogleich zwei Heere von 40,000 Mann ausgerüstet werden sollten, von denen das eine unter Belleisle im Elsaß sich sammeln und nach Bayern zur Unterstützung des Kurfürsten auf-

¹⁾ Der Brief Valoris ist vom 10. Juli die Antwort des Kurfürsten vom 18ten. Angef. bei Heigel, S. 162.

²⁾ Nach einem vom König gebilligten Vorschlage Podewils vom 29. Juli erhielt der Gesandte den bestimmten Auftrag, so lange der Kurfürst nicht seine Operationen begonnen habe, keinen Schritt zu seinen Gunsten zu thun.

³⁾ So nahe es lag, die Unternehmung auf Passau als Folge der dringenden Rathschläge Schmettaus anzusehen, wie dies Heigel (a. a. O., S. 165) thut, so wird diese Annahme doch durch die Angaben Schmettaus in seinen Actes d'Ambassade (Berliner St.-A.) hinfällig. Schmettau reiste am 27. Juli aus dem Lager von Strehlen ab, war am 1. August in Berlin, am 8ten in Regensburg, am 10ten in München.

⁴⁾ Anführungen bei Heigel, S. 166. 167.

⁵⁾ An Podewils den 15. Juli; Polit. Korresp. I, 279.

brechen, das andere unter Maillebois bei Givet und Sedan konzentriert nach dem Niederrhein vorrücken und dort sich mit den kölnischen und pfälzischen Truppen vereinigen sollte. Auch ward jetzt von Frankreich Ernst damit gemacht, Schweden gegen Rußland unter die Waffen zu bringen, die Wirkung der nun folgenden Zusicherungen, namentlich in dem Geldpunkte äußerte sich in überraschend schneller Weise; gegen Ende Juli langte der Kurier, der sie brachte, in Stockholm an ¹⁾, und am 4. August ward der Krieg gegen Rußland erklärt.

So schien sich endlich alles den Wünschen des Königs entsprechend zu gestalten. Unmittelbar nach der ersten Audienz Schmettaus bei dem Kurfürsten von Bayern (den 10. August) schrieb dieser, die Einnahme Passaus werde den König vollends überzeugt haben, daß sein Entschluß gefaßt und das Signal zu dem Kriege gegeben sei, den er in das Herz der österreichischen Staaten zu tragen im Begriffe stehe ²⁾. Das klang, als ob Friedrichs Kriegsplan angenommen sei, und wirklich vermochte Schmettau gleich in der ersten Konferenz am 15. August so viel durchzusetzen, daß das bayerische Heer wenigstens gegen Einz vorrückte, allerdings mit dem Hintergedanken, von da sich eventuell nach gegen Böhmen zu wenden. Die eigentliche Entscheidung mußte hier erst kommen, wenn die französische Armee, die am 15. August den Rhein überschritt, heranrückte. Französischerseits glaubte man auch des Beitritts von Sachsen zu der Allianz sicher sein zu können.

Friedrich war, wie er schreibt, entzückt von den guten Dispositionen des Königs von Frankreich ³⁾; seine Gesandten in Regensburg wie in Dresden wurden nun angewiesen, in Übereinstimmung mit den französischen vorzugehen ⁴⁾; den Kurfürsten, dem davor bangt, daß sich Neippergs Heer gegen ihn wenden könne, versichert er, daß er dieses durch seine Operationen beschaffen werde ⁵⁾, er sei jeden Augenblick bereit, mit dem Kurfürsten „die natürlichste, die dauerhafteste, die am meisten auf Neigung beruhende Allianz abzuschließen“ ⁶⁾.

Inzwischen schien auch auf dem schlesischen Kriegsschauplatz sich eine Entscheidung vorzubereiten. Bereits am 23. Juni ⁷⁾ hatte Neipperg an den Großherzog geschrieben, er habe nunmehr ein Corps von 10000 Mann Infanterie und 7000 deutscher Kavallerie beisammen, ungerchnet 2600 Husaren, ungarische Nationalregimenter in Summa 1700 Pferde, Kroaten 3000, Slavonier an 1000. Er könne jetzt wohl daran denken, über die Reife zu gehen

¹⁾ Angef. bei Droysen, S. 299.

²⁾ Ebd. S. 306, Anm. 3.

³⁾ An Belleisle den 6. August; Polit. Korresp. I, 296.

⁴⁾ Ebd. S. 304 u. 306.

⁵⁾ Den 11. August; ebd. S. 301.

⁶⁾ Den 24. August; ebd. S. 309.

⁷⁾ Wiener Kriegsminist.-M. Die Österr. milit. Zeitschr. 1827 II, welche dieselbe Quelle benutzt, erwähnt einen Bericht Neippergs desselben Inhalts, aber an den Hofkriegsrat gerichtet und aus dem Anfange des Juli. Wir haben unter den Resten jenes Archivs wohl Berichte Neippergs an den Hofkriegsrat vorgelegen vom 2. 7. u. 28. Juli, doch keiner jenes Inhaltes; und ich glaube daher an einen hier obwaltenden Irrtum um so mehr, da solche offenerzige Äußerungen, wie dieser Brief enthält, Neipperg sonst nur wohl seinem vertrauten Gönner, dem Großherzog, zu schreiben pflegt, während sie in einem offiziellen Berichte an den Hofkriegsrat unpassend scheinen mußten.

und den Feind anzugreifen, und er früge an, ob er es thun solle. Gelänge dem Feind zu schlagen, so dürfe man hoffen, Brieg und Glogau zurück zu haben; dagegen würde er nach einer verlorenen Schlacht kaum mehr im Stande sein, Neiße und die anliegenden Fürstentümer zu decken, ja nicht einmal Böhmen und Mähren zu schützen. Was ihn mit einer gewissen Befriedigung erfüllte, sei nicht so sehr die Übermacht an Truppen und das schnelle Feuer der Preußen als vielmehr die treffliche Ordnung und Disziplin ihres Fußvolks, wie denn auch die preußischen Offiziere an Umsicht und Kenntniss die österreichischen weit überträfen. Sollte er keine Schlacht wagen, so biete sich ihm die Möglichkeit, den Feind durch einen Flankenmarsch in die Gegend von Reichenbach zum Verlassen seines Lagers zu bewegen.

Reippergs Brief war für seinen Gönner den Großherzog nicht so lockend, ihm das Wagnis einer Schlacht direkt aufzutragen; dagegen ist zu bemerken, daß derselbe ihm angeraten hat, zu versuchen, ob er sich nicht Breslau mit der dort unterhaltenen Einverständnisse bemächtigen könnte, wozu ihm der beabsichtigte Flankenmarsch Gelegenheit bieten könne ¹⁾.

Reipperg antwortet dem Großherzog unter dem 18. Juli, er habe die Absicht verstanden und bitte noch um einige Geduld, damit er seine Absichten im günstigen Augenblicke ausführen könne. Und wenn gleich, eben erfahre, die Preußen fortführen sich in ihrem Strehlener Lager zu verschanzen, so werde ihn das doch nicht hindern, das bewußte Manöver auszuführen ²⁾. Als er aus seinem Lager aufbrach, befanden sich Vorschläge zur Überraschung Breslaus, die ein Graf Sternberg von dort eingeschickt hatte in seiner Hand ³⁾. Er verließ sein Lager um so lieber, da ihm das Austreten durch Gewitter in den Gebirgen geschwellten Viele den Aufenthalt dort unangenehm machte ⁴⁾. Er hatte den tapfern Verteidiger Neiße's, General Rottmann mit sich genommen wegen dessen Verbindungen in Breslau ⁵⁾ und ließ Oberstlieutenant André mit 2000 Kommandirten in der Festung zurücklassen ⁶⁾. Er zog am südlichen Ufer der Neiße an den Bergen hin über das Dorf Ratmannsdorf. Am 4ten hatte er sein Hauptquartier in Kamitz südlich von Patzschau. Am 6ten weiterrückend, überschritt er am 8ten bei Pilz die Neiße und bezog ein Lager bei Baumgarten südlich von Frankenstein. Es war die erste Enttäuschung für ihn, daß der König trotz der Nachricht von dem Marsche sein Lager bei Strehlen, durch welches er Breslau zu decken mochte, behauptete und sich damit begnügte, gegen Heinrichau eine Ab-

1) Da die Briefe des Großherzogs an Reipperg anscheinend nicht erhalten sind, ist hier nur eine Vermutung möglich, die jedoch durch das im Texte angeführte Schreiben Wahrscheinlichkeit erhalten dürfte.

2) Wiener Kriegsminist.-A.

3) Unter dem 1. August sendet er dieselben an den Großherzog; Wiener Kriegsminist.-A.

4) Daß Überschwemmungen den Abzug Reippergs veranlaßt, hatte zuerst Baron von Bunsen, der über Neiße gekommen war, am 3. August an Podewils mitgeteilt. Der König muß dies doch für mehr als einen Vorwand gehalten haben, wie er führt in einem Briefe an Belleisle vom 6. August diesen Grund für den Abzug an; Polit. Korresp. I, 297.

5) Derselbe war dort beim Beginne des Krieges eine Zeit lang gewesen und auch da zum Kommandanten designirt gewesen.

6) Bericht Reippergs vom 1. August; Wiener Kriegsminist.-A.

Die Reipperg für stärker hielt, als sie wirklich war, zu entsenden. Eine zweite Enttäuschung war es, daß der nach Dresden zur schleunigen Gewinnung eines Fußcorps von 10000 Mann entsandte Feldmarschall Brown ganz unverhofft die Sache zurückkehrte. Sehr entmutigt schreibt er infolge davon an den Kurfürstlichen Herzog, wenn er eine Schlacht verliere, sei Schlesiens für immer verloren, und daß sich des Königs Alliierte darum kümmern würden. Bei dieser Stimmung der übrigen Mächte glaubte er nicht, daß die Königin imstande zu werden werde, zugleich Preußen und Frankreich die Spitze zu bieten ¹⁾.

Ehe noch dieser Brief an seine Adresse kam, hatte die Sache der Österreicher ein neuer schwerer Schlag getroffen. König Friedrich hatte am 10. August Breslau durch Ueberrumpelung und ohne Blutvergießen in seine Hände bekommen und militärisch besetzt, ein Ereignis, das sehr geeignet war, die Hoffnungen Maria Theresias für eine Wiedergewinnung Schlesiens noch weiter herabzustoßen.

Die Einzelheiten dieses denkwürdigen Handstreiches verdienen eine eingehendere Darstellung, und wenn wir diese einem besonderen Kapitel aufzuheben und außerhalb des Rahmens der militärischen Vorgänge zu geben versuchen, so erscheint dies um so gerechtfertigter, da es sich bei näherer Betrachtung herausstellt, daß die Besetzung Breslaus doch nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, gleichsam der Gegenzug des Königs gegenüber dem Flankenmarsche Reippergs war, sondern daß vielmehr der König zu der Zeit, wo er den Befehl zur Besetzung Breslaus gab, noch nichts von dem Aufbruche Reippergs in seinem Lager wissen konnte und schwerlich auch von einem Anschläge desselben auf Breslau ahnte ²⁾.

¹⁾ Den 9. August; Wiener Kriegsminist.-A.

²⁾ Der betr. Brief an Schwerin (Polit. Korresp. I, 290) ist unbatiert, doch enthält die Antwort vom 2. August. Der Brief ist demnach spätestens am 1. August geschrieben, also dem Tage, an welchem Reipperg aufbrach. Noch am 2. August schreibt der König an den Fürsten von Anhalt in ganz unbestimmten Ausdrücken, es will verlauten, ob wolle der Feind sich movieren“. Was derselbe intendierte, ist man noch nicht. Polit. Korresp. I, 293.

Fünftes Kapitel.

Die Haltung der Schlesier während des Krieges und die Besetzung Breslaus.

Wir mögen es wiederholen, daß die Schlesier eine Intervention Preußens weder gehofft noch ersehnt haben, daß der preussische Angriff zunächst nur ein Gefühl der Überraschung hervorrief, von welcher die Aussicht auf schwere Kriegsbedrängnisse und das geringe Vertrauen auf einen dauernden Erfolg des ganzen Unternehmens das Gefühl der Freude auch bei den Protestanten fernhielt. Freilich war von österreichischem Patriotismus kaum eine Spur zu finden, selbst der bei der Wendung der Dinge am meisten interessirte Stand, der der katholischen Geistlichkeit, wollte von Opfern für die Landesverteidigung nichts wissen. Die Domherren zu Breslau hatten ebenso wie die Breslauer Bürgerschaft die Einnahme einer kaiserlichen Besatzung auf ihrer Insel abgewehrt und die Stifter insgesamt gegen die Niederbrennung der Vorstädte als eine Vorbedingung jeder Verteidigung aufs lebhafteste protestirt.

Indessen ein wirkliches Entgegenkommen der Schlesier wird sich in der allerersten Zeit des Krieges höchstens bei dem protestantischen Adel des Landes nachweisen lassen. Dieser Stand hatte, wie wir an anderer Stelle nachgewiesen haben, bereits vor 1740 nähere Verbindungen mit Preußen gehabt, als das übrige Schlesien; es war natürlich, daß er dem jungen König gleich bei seinem Eintritte gewisse Sympathieen entgegenbrag. „Es ist nicht zu sagen“, schreibt ein katholischer Geistlicher im Dezember 1740 ¹⁾, „mit welchem Verlangen viele auch vom höheren Adel sich zu dem Dienste des neuen Königs drängen, doch nur wenige von den Ortho-, die meisten von den Heterodoxen“, und ein Brief eines Schlesiers nennt uns Namen schlesischer Adligen, welche bereits im Frühling 1740 sich dem König von Preußen zur Verfügung gestellt haben: Schweinichen, Pölnitz, Poser, Niebelschütz, Freilitzsch, Bippach, Stosch ²⁾, ja es ist im Dezember 1740 der Brief eines schlesischen Adligen veröffentlicht worden, der sich gegen die Beschuldigung des

¹⁾ Ss. rer. Sil. V, 398.

²⁾ Ib. p. 604, von welchen allerdings die Pölnitz, Freilitzsch, Bippach kaum eigentlich für schlesische Adelsfamilien gelten können.

an dem Landesfürsten, insofern er bei den Preußen Dienste gevertheidigt ¹⁾).

aber ward eine günstige Stimmung gegen die einrückenden Preußen er. Als die preußische Armee so binnen Monatsfrist die ganze große von einem Ende zum anderen besetzte, als man Gelegenheit gefuntrefflich ausgerüstete zahlreiche Armee selbst kennen zu lernen in ren, festen Haltung, mit ihrer musterhaften Manneszucht ²⁾, und an ge den jungen Monarchen, der so viel Hoheit mit so viel herzogwin-eundlichkeit zu paaren wußte, bildete sich doch eine immer wachsende welche den preußischen Waffen dauerndes Glück wünschte und er- l m schnellsten wandte sich ihr natürlich die unterste Volksklasse) in den Städten zu, welche, im Gefühl nichts Wesentlichen dabei l zu setzen, gern von einer neuen Regierung eine Besserung ihrer irtete, vor allem der so sehr mißliebigen Steuerverhältnisse. Da- urfte es bei der von Natur konservativen Landbevölkerung und bei elstande und noch höher hinauf eines stärkeren Motivs, um die Be- or den Folgen eines etwaigen Umschlages zu überwinden, und als lte sich ganz unvermeidlich das konfessionelle Moment ein.

nach die ganze Zeitrichtung einer besonderen Hervorkehrung der reli- sichtspunkte keineswegs günstig, und hatte anderseits der auf die ten früher ausgeübte Druck sich erheblich gemindert, so waren die en, welche diese über den katholischen Klerus und dessen Begünstigung hatten, immer noch zahlreich genug, um ihnen das Scepter eines res Bekenntnisses begehrenswert erscheinen zu lassen.

ie aber dieses Moment einmal zur Geltung kam, mußte es natürlich n Seiten hin wirken. König Friedrich mochte noch so sehr sich be- en, die Katholiken des wirksamsten Schutzes ihrer Religion zu ver- d ihre Würdenträger durch Freundlichkeit und Aufmerksamkeit aus- , er konnte wohl einzelne gewinnen, nicht aber die Menge der t und den Teil der Bevölkerung, der von dieser abhing. Hier doch zum Bewußtsein kommen, daß, wenn der neue Herrscher selbst uf das gewissenhafteste die Parität walten ließe, der Verlust immer ungeheurer war; die Stellung der *ecclesia dominans*, der bevor- rtschenden Kirche, war für den Katholicismus dahin, und die bis- gebige Begünstigung der Kirchen, der frommen Körperschaften, der t Klöster und Stifter konnte niemand von einem protestantischen offen. Aber Friedrich konnte es nicht einmal verhindern, wie sehr inen Intentionen zuwiderlief, daß gerade seine Anhänger in den reußen besetzten Orten gemischter oder überwiegend protestantischer ng gegen die katholische Geistlichkeit und besonders gegen die Klöster ieden feindliche Haltung annahmen. Hier wirkte vieles zusammen, cht zu sagen freigeistige, so doch den kirchlichen Institutionen ab- eitströmung, der Ärger über wirkliche oder vermeintliche Übergriffe

p. 398 und vorher in der Schles. Kriegsfama V, Beil. 5.
 e preist der Leubauer Cisterzienser Steph. Volkman in seinen Auf-
 (Schles. Zeitschr. XV, 2. Hft.), und sein Stand, so wie seine sonstigen
 lassen gerade sein Lob als besonders unverdächtig erscheinen.

und den Feind anzugreifen, und er fräge an, ob er es thun solle. Gelänge es, den Feind zu schlagen, so dürfe man hoffen, Brieg und Glogau zurückzuerobern; dagegen würde er nach einer verlorenen Schlacht kaum mehr imstande sein, Neiße und die anliegenden Fürstentümer zu decken, ja nicht einmal Böhmen und Mähren zu schützen. Was ihn mit einer gewissen Besorgnis erfülle, sei nicht so sehr die Übermacht an Truppen und das schnelle Feuer der Preußen als vielmehr die treffliche Ordnung und Disziplin ihres Fußvolks, wie denn auch die preussischen Offiziere an Umsicht und Kenntniß die Seinigen weit überträfen. Sollte er keine Schlacht wagen, so biete sich ihm noch die Möglichkeit, den Feind durch einen Flankenmarsch in die Gegend von Reichenbach zum Verlassen seines Lagers zu bewegen.

Neippergs Brief war für seinen Gönner den Großherzog nicht gerade lockend, ihm das Wagnis einer Schlacht direkt aufzutragen; dagegen scheint es, daß derselbe ihm angeraten hat, zu versuchen, ob er sich nicht Breslauß mit Hilfe der dort unterhaltenen Einderständnisse bemächtigen könnte, wozu ihm dann der beabsichtigte Flankenmarsch Gelegenheit bieten könne ¹⁾.

Neipperg antwortet dem Großherzog unter dem 18. Juli, er habe dessen Intention verstanden und bitte noch um einige Geduld, damit er sein Unternehmen im günstigen Augenblicke ausführen könne. Und wenn gleich, wie er eben erfahre, die Preußen fortführen sich in ihrem Strehlener Lager zu verschanzen, so werde ihn das doch nicht hindern, das bewußte Manöver auszuführen ²⁾. Als er aus seinem Lager aufbrach, befanden sich Vorschläge zu einer Ueberrumpelung Breslauß, die ein Graf Sternberg von dort eingeschendet hatte, in seiner Hand ³⁾. Er verließ sein Lager um so lieber, da ihm das Ausstreten der durch Gewitter in den Gebirgen geschwellten Biele den Aufenthalt dort unangenehm machte ⁴⁾. Er hatte den tapfern Verteidiger Neißeß, General Roth, vermutlich wegen dessen Verbindungen in Breslauß ⁵⁾ mitgenommen und dafür den Oberstleutnant André mit 2000 Kommandierten in der Festung zurückgelassen ⁶⁾. Er zog am südlichen Ufer der Neiße an den Bergen hin über Kalkau, Ratmannsdorf. Am 4ten hatte er sein Hauptquartier in Kamitz südlich von Patzschau. Am 6ten weiterrückend, überschritt er am 8ten bei Pilz die Neiße und bezog ein Lager bei Baumgarten südlich von Frankenstein. Es war die erste Enttäuschung für ihn, daß der König trotz der Nachricht von seinem Marsche sein Lager bei Strehlen, durch welches er Breslauß zu decken vermochte, behauptete und sich damit begnügte, gegen Heinrichau eine Abteilung

¹⁾ Da die Briefe des Großherzogs an Neipperg anscheinend nicht erhalten sind, ist hier nur eine Vermutung möglich, die jedoch durch das im Texte angeführte Schreiben Wahrscheinlichkeit erhalten dürften.

²⁾ Wiener Kriegsminist.-A.

³⁾ Unter dem 1. August sendet er dieselben an den Großherzog; Wiener Kriegsminist.-A.

⁴⁾ Daß Überschwemmungen den Abzug Neippergs veranlaßt, hatte zuerst Robinson, der über Neiße gekommen war, am 3. August an Podewils mitgeteilt, und der König muß dies doch für mehr als einen Vorwand gehalten haben, denn er führt in einem Briefe an Belleisle vom 6. August diesen Grund für Neippergs Abzug an; Polit. Korresp. I, 297.

⁵⁾ Derselbe war dort beim Beginne des Krieges eine Zeit lang gewesen, war auch da zum Kommandanten designiert gewesen.

⁶⁾ Bericht Neippergs vom 1. August; Wiener Kriegsminist.-A.

die Neipperg für stärker hielt, als sie wirklich war, zu entsenden. Eine zweite Enttäuschung war es, daß der nach Dresden zur schleunigen Gewinnung eines Fußcorps von 10000 Mann entsandte Feldmarschall Brown ganz unverrichteter Sache zurückkehrte. Sehr entmutigt schreibt er infolge davon an den Großherzog, wenn er eine Schlacht verliere, sei Schlesien für immer verloren, ohne daß sich des Königs Alliierte darum kümmern würden. Bei dieser Stimmung der übrigen Mächte glaubte er nicht, daß die Königin imstande sein werde, zugleich Preußen und Frankreich die Spitze zu bieten ¹⁾).

Ehe noch dieser Brief an seine Adresse kam, hatte die Sache der Oesterreich ein neuer schwerer Schlag getroffen. König Friedrich hatte am 10. August Breslau durch Überumpelung und ohne Blutvergießen in seine Hand bekommen und militärisch besetzt, ein Ereignis, das sehr geeignet war, die Hoffnungen Maria Theresias für eine Wiedergewinnung Schlesiens noch weiter herabzustimmen.

Die Einzelheiten dieses denkwürdigen Handstreiches verdienen eine eingehendere Darstellung, und wenn wir diese einem besonderen Kapitel aufsparen und außerhalb des Rahmens der militärischen Vorgänge zu geben versuchen, so erscheint dies um so gerechtfertigter, da es sich bei näherer Betrachtung herausstellt, daß die Besetzung Breslaus doch nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, gleichsam der Gegenzug des Königs gegenüber dem Flankenmarsche Neippergs war, sondern daß vielmehr der König zu der Zeit, wo er den Befehl zur Besetzung Breslaus gab, noch nichts von dem Ausbruche Neippergs aus seinem Lager wissen konnte und schwerlich auch von einem Anschläge desselben auf Breslau ahnte ²⁾).

¹⁾ Den 9. August; Wiener Kriegsministr.-N.

²⁾ Der betr. Brief an Schwerin (Polit. Korresp. I, 290) ist undatiert, doch deutet die Antwort vom 2. August. Der Brief ist demnach spätestens am 1. August geschrieben, also dem Tage, an welchem Neipperg aufbrach. Noch am 2. August schreibt der König an den Fürsten von Anhalt in ganz unbestimmten Ausdrücken, „es will verlauten, ob wolle der Feind sich movieren“. Was derselbe intendiere, wisse man noch nicht. Polit. Korresp. I, 293.

der Geistlichkeit, z. B. die allerorten zum Gegenstand immer erneuter gemachte, durch Schülzlinge der Klöster dem bürgerlichen Gewerbe b Konkurrenz, endlich auch die natürliche Reaktion gegen den lange m ertragenen Zwang.

Es waren nicht eben tröstliche Perspektiven, die den geistlichen ihre Mitbürger eröffneten, nicht eben freundliche Worte, die, auf der bank gesprochen, ihnen hinterbracht wurden ¹⁾, und wenn nun die Vert die sie etwa fanden, dagegen darauf hinwiesen, daß noch nicht aller Abend sei, daß die Dinge eine andere Wendung nehmen könnten, w eine Abrechnung nicht ausbleiben werde, und wenn die Anhänger des Regimes, österreichische Beamte und Geistlichkeit, so wie ein Teil des sich bemühten, in den ihnen zugänglichen Kreisen das Vertrauen auf endlichen Sieg der österreichischen Waffen lebendig zu erhalten, so ver eben das die Gegensätze noch besonders ²⁾. Derartige Äußerungen erf als Drohungen, hinter denen man die Absicht vermutete, zur Herbeiß der alten Herrschaft, wenn sich Gelegenheit fände, die Hand zu bieten einen bestimmten Ort wieder in die Hände der Oesterreicher zu spielen ja die immer erneuten kühnen Streifzüge der österreichischen Kavaller durch die von Preußen besetzten Gegenden anlocken konnten. Vor de lingen solcher Pläne mußten natürlich alle, welche der neuen Herrschaft i wie Sympathieen gezeigt hatten, große Besorgnis hegen; ihnen ersch höchst bedenklich, daß die Preußen bei ihrem Einrücken sich damit b hatten, die österreichischen Regierungskollegien aufzulösen und deren E zum Teil außer Landes zu verweisen, dagegen aber die bekanntlich alle außer Breslau mit Katholiken besetzten Magistrate hatten weiter zu lassen, denen die Protestanten vornehmlich feindliche Anschläge zutraut

Die Folge dieser Stimmungen waren nun in den von den Preuß setzten Teilen Schlesiens unausgesezte Verdächtigungen gegen die Kat und speziell gegen den Klerus, und im Zusammenhange damit die A tungen einzelner Magistratsmitglieder an verschiedenen Orten, Hausjud auch in den Klöstern, mannigfache militärische Maßnahmen ³⁾. Es allen diesen Untersuchungen, so viel wir wissen, nicht eben viel heraus men, und jene Verdächtigungen haben sicher sehr häufig über das Ziel h geschossen, doch ganz ohne Grund waren sie in keinem Falle. Wir ganz absehen von den immer sich wiederholenden und mehrfach geah Fällen, wo preußische Deserteure in Klöstern Zuflucht und Forthilfe gef

¹⁾ Wie nach einem Breslauer Klofertagebuche ein dortiger Handwerker b der Befegung der Stadt sich geäußert haben sollte: „Laßt nur unsere Sold der Stadt kommen, wir werden bald mit dem Münnichgesindel fertig sein sich die baarfüßigen und die barthigen Münnchen seyn noch gute Leuth, sie l betteln, gibt man ihnen was, so ist es gutt, giebt man ihnen nichts, so ist i gutt, allein die schwarzen (intellige Jesuitas) die müssen wohl forth.“ S Siles. V, 440.

²⁾ Einen recht lebendigen Ausdruck dieser Stimmungen giebt das in den i sischen Beilagen abzubrückende Gedicht auf den Breslauer Frieden.

³⁾ Die katholischen Tagebücher in den Ss. rer. Siles. V enthalten vie spiele hierfür. Dem Cirkator der Breslauer Minoriten droht Schwert in desß dem Stride; ib. p. 418.

wissen aber jetzt direkt aus den Akten des Wiener Kriegsministeriums, zahlreich und genau die Berichte waren, welche das österreichische Hauptquartier auch aus den von den Preußen besetzten Orten empfing, und wie den Berichterstattern neben ehemaligen Beamten und katholischen Aeltern doch auch mehrfach die Bürgermeister auftreten, wir wissen ebenso zuversichtlich, daß der Prälat von Grünau bei der Lebensgefahr, die dem König am 7. Februar 1741 bei Baumgarten drohte, ernstlich kompromittiert war, daß auch die Schweidnitzer zu ihrer immer wiederkehrenden Besorgnis über eine Überraschung durch die Österreicher doch einigen Grund hatten, uns glaublich werden, wenn wir erfahren, daß der Freischarhauptmann Kessel unter dem 4. August sich gegen Neipperg erbiethet, wenn er 300 Mann seines Militärs erhielte, Schweidnitz mit Hilfe der österreichisch Gesinnten in die Stadt zu überumpeln; wollten doch hier viele Einwohner gesehen haben, wie am 29. Juli von dem Thürmchen der Dominikanerkirche aus durch weißes Fähnchen mit österreichischen Husaren, die sich an diesem Tage in die Nähe der Stadt wagten, Signale gewechselt wurden ¹⁾.

Die schlimmsten Erfahrungen hat von den schlesischen Klöstern das Stift Breslau gemacht, dessen Kanzler zu den Österreichern geflohen war. Preußenseits wollte man wissen, derselbe habe der Königin von Ungarn eine gewisse Summe Geldes überbracht, und auf Grund dessen verlangte der König nun auch seinerseits eine Beisteuer in der Höhe von 200,000 Thlern. Viel bares Geld vermochte aber das Stift trotz seines großen Landbesitzes nicht zu beschaffen, und auf die Bitten der Ordensbrüder ward die Summe um die Hälfte herabgesetzt; doch auch so viel vermochte man nicht aufzutreiben, und erst fast zwei Wochen lang zur Exekution das ganze Bandemerische Husarenregiment ins Kloster eingelegt wurde und vom Stifte verpflegt wurden, und darauf 6 Klostergeistliche in Glogau im Arrest gehalten wurden, bis das Geld bezahlt sei, was am Ende allerdings wirklich erfolgt ist ²⁾.

Andererseits verdient doch hervorgehoben zu werden, daß sonst der König den reichen Stiftern Schlesiens besondere Kontributionen nicht eingefordert sondern dieselben nur die gewöhnlichen Kriegskosten hat tragen lassen. Die aus diesen Kreisen stammenden Äußerungen, die sich uns erhalten haben, betrifft, so erscheinen die Berichte aus Leubus und dem Breslauer Erzstift gemäßigt und keineswegs gut österreichisch gefärbt, auch ohne irgendwelche Zuversicht auf Wiederherstellung der österreichischen Herrschaft; das aus dem Breslauer Franziskanerkloster stammende Tagebuch ³⁾ trägt einem ganzen ungebändigten religiösen Fanatismus auch einen gewissen Vorzug für die österreichische Sache zur Schau.

So viel steht fest, daß schon im Frühling 1741 die Einwohnerschaft Breslaus sich in zwei große Heerlager theilte: in einen preußisch gesinnten und einen österreichisch gesinnten, und daß diese beiden Parteien sich

¹⁾ Scholz, Schweidnitzer Tagebuch a. a. O., S. 94.

²⁾ Vgl. über diese Vorgänge die Aufzeichnungen des Steph. Volkmann, der unter den in Glogau Detinierten war. Schlef. Zeitschr. XV, 2. Hft., und das Tagebuch aus dem Vincenzstifte; bei Stenzel, Ss. rer. Siles. V, 540.

³⁾ Unter dem Titel „Ars et Mars“ abgedruckt bei Stenzel, Ss. rer. Siles. V.

⁴⁾ Scholz, Schweidnitzer Tagebuch a. a. O., S. 94.

⁵⁾ Wiener Kriegsminist.-A.

den beiden einander so naheliegenden Festungen Brieg und Neiße während deren Belagerung durch die Preußen. In der altprotestantischen Piasienstadt eine mürrische Gleichgültigkeit, welcher der Kommandant durch die fürchterlichsten Drohungen nicht beikommen kann; in der Bischofsstadt, dem schlesischen Rom, dagegen ein wirklicher Eifer für die Verteidigung, von Maria Theresia mit einem besonderen Belobigungsschreiben belohnt.

Am wenigsten vielleicht von allen schlesischen Städten deckten einander religiöse und politische Parteistellung in der Hauptstadt des Landes. Hier in Breslau hatten die Protestanten der Zahl nach das Übergewicht, vielleicht noch mehr als heutzutage, trotz der bischöflichen Hofhaltung, des Domkapitels und der zahlreichen Klöster mit ihrem Anhang. In diesen Kreisen, sowie in denen der kaiserlichen Beamten und einigen Adelsfamilien, mußte man den Katholicismus suchen, zu dem sich sonst nur noch ein sich vorzugsweise aus Oberschlesien ergänzender Teil der unteren Volksklasse bekannte, während die eigentliche Bürgerschaft und die Zünfte, wie die Kaufmannschaft, zum bei weitem größten Teile dem protestantischen Bekenntnisse anhing.

Die Berichte, welche aus Breslau ins österreichische Hauptquartier kamen, pflegten die politische Stimmung der Einwohnerschaft so zu charakterisieren, daß sie erklärten: der Pöbel sei durchaus preussisch gesinnt und ebenso ein großer Teil der Zünfte, nicht so die ansehnlichen Bürger ¹⁾. Und wir erinnern uns ja, daß eine von den Zünften ausgehende und von dem großen Haufen begünstigte Bewegung im Dezember 1740 die Nichteinnahme der österreichischen Besatzung durchgesetzt hatte. Das konfessionelle Moment hatte dabei kaum mitgewirkt, der Vort Führer jener Bewegung, der Schuhmacher Döblin, war ja selbst Katholik. Allerdings war auch unter den Zünften das evangelische Bekenntnis bei weitem vorherrschend, aber offenbar trieb diese Kreise zur Opposition gegen die österreichische Regierung an erster Stelle das Standesinteresse, welches durch ein den Zünften alle Autonomie raubendes Edikt von 1731 schwer geschädigt war und außerdem auch materiell durch die empfindliche Konkurrenz, welche den zünftigen Handwerkern durch die unter der Hand alle möglichen Handwerke betreibenden Schützlinge der vielen Klöster bereitet wurde, allen Klagen der Innungen zum Trost. Auch einem katholischen Zunftgenossen schreckte unter solchen Umständen der Gedanke, einen protestantischen Herrscher zu erhalten, nicht, wenigstens würde dann die Protektion der verhassten Klöster aufhören. Die Stimmung der ja tief hinabreichenden Handwerkerkreise beeinflusste dann leicht auch die untersten Schichten, die ohnehin die allgemeine Unzufriedenheit wegen des Steuerdruckes, besonders durch die verhasste Accise, dem Gedanken eines Wechsel der Herrschaft geneigter machte. Der Einfluß des Klerus, den wir gerade für jene Zeit leicht überschätzen, und der außerdem bis dahin nicht mit Anspannung aller Kräfte ausgeübt worden war, bildete da kein hinreichendes Gegengewicht.

Für die niedere Volksklasse knüpften sich dann an den Sturz der österreichischen Herrschaft auch Hoffnungen materieller Vorteile, Erleichterung des Druckes der allerdings hoch gestiegenen und übel verteilten Steuern. Das

¹⁾ So schreibt z. B. unter dem 28. Juni Graf Sternberg aus Breslau; Wien, Kriegsm. Min. - A.

niedere Volk, das nichts zu verlieren hat, wird ja immer am leichtesten dahin kommen, von einer durchgreifenden Umgestaltung der Verhältnisse sich Gewinn zu versprechen. Aus diesen Kreisen waren gleich den ersten preussischen Soldaten, die in Breslaus Mauern gesehen wurden, Willkommenrufe entgegengeklungen ¹⁾, und das Volk auf der Straße hatte Friedrich am 5. Januar als unsern König und Landesvater begrüßt ²⁾. Jubelnd sang man hier der verhassten Accise ihr Grablied:

„Nun ruhen all' Acciser,
Weil Preußen, der Erlöser,
Befreit uns von der Last,
Die dieses Land gedruet,
Es ganz und gar verschludet
Und ausgesogen bis aufs Blut.“

Da mußten wir stets laufen
Nach Zettelst und sie kaufen,
Wenn was kam in die Stadt.
Gott ändert jetzt die Sachen,
Wir sind aus ihrem Rachen,
Wie ist es nun so gut gemacht!“

Noch schärfer geißelt die Bedrückung der österreichischen Beamten ein vielgelauftes Gespräch zwischen zwei Bauern, Hans und Peter, in schlesischer Mundart. Am naivsten hat ein Kräuter das politische Glaubensbekenntnis dieser Volksklasse ausgesprochen, als er am 4. März 1741 zusah, wie auf dem Salzringe am Oberamts Hause der österreichische Adler mit dem preussischen vertauscht wurde. Er rief aus: „Der Adler hat nur einen Kopf und Hals; der wird wohl nicht so viel fressen, als der vorige, der zwei Köpfe hatte.“ Bei dieser gut preussischen Gesinnung des niederen Volkes war es hier gefährlich, auf den Straßen österreichische Gesinnungen zur Schau zu tragen, und mancher Wähler des preussischen Königs hat damals die Häute unserer Proletarier in unangenehmer Weise kennen gelernt ³⁾.

Anderes sah es in den höheren Kreisen der Stadt aus, dem protestantischen Bekenntnisse zum Troß. Von einer wirklichen Anhänglichkeit an Oesterreich war wohl allerdings auch hier nicht die Rede, aber für preussische Sympathien war der Boden hier wo möglich noch ungünstiger. Nicht nur, daß die Breslauer Großhändler sich sagen mußten, wie Handel und Industrie Schlesiens, nachdem sie erst kürzlich angefangen in dem erleichterten Verkehre mit den übrigen österreichischen Erblanden Entschädigung für schwere Einbußen zu finden, durch den Anschluß an Preußen in die Lage kommen würden, abermals gleichsam von vorn anzufangen, sich neue Absatzwege erst eröffnen zu müssen; auch sonst hegten gerade die einsichtigeren und weiter blidenden Breslauer schwere Bedenken. Das in einem Briefe jener Zeit vorkommende Wort, in Breslau sehe jeder ein, Welch ein himmelweiter Unterschied sei zwischen dem bisherigen glimpflichen regimon togatum unter Oesterreich und dem künftig (unter Preußen) zu besorgenden regimon sagatum, hatte doch eine gewisse Bedeutung. Thatsächlich hatten die Breslauer bisher

¹⁾ Wie ein Breslauer Kloßertagebuch erzürnt berichtet, Ss. rer. Siles. V, 404.

²⁾ Kahler, Breslau vor 100 Jahren, S. 62, nach dem Tagebuch des preussischen Steinberger.

eine fast republikanische Selbständigkeit genossen, und ob diese mit der strafferen Art preussischer Staatsform verträglich sein würde, konnte wohl zweifelhaft scheinen, und im großen und ganzen hatte der Geist eines Staates, in welchem der Soldat die Hauptsache war, für einen Breslauer Patrizier wenig Sympathisches.

Allerdings gab es auch hier ohne Zweifel eine ganze Anzahl entschlossener Gemüther, welche aus Haß gegen die von einem unbuldsamen Alerus geleitete österreichische Regierung die preussische Herrschaft offen herbeiwünschten, aber die Mehrzahl der Besitzenden, der höhergestellten Bürger auch protestantischerseits, waren wesentlich von einem Gefühle eingenommen, von dem großer Angst und Ungewißheit über die endliche Entscheidung des ganzen Kampfes. Sie waren ja nicht in der Lage, sich frei für die eine oder die andere Partei entscheiden zu können, sondern wenn man hier eine preussische Gesinnung offen zur Schau trug, lud man damit eine schwere Verantwortung auf sich, die bei einem Umschlage des Kriegsglückes doch sehr viel kosten konnte, der Stadt ihre Privilegien, ihre Glaubensfreiheit, und jedem einzelnen namhafte Opfer an seinem Gut, vielleicht auch Verlust der Freiheit oder des Lebens. Hundertundzwanzig Jahre früher war auch ein protestantischer Fürst hier eingezogen; man hatte ihn damals jubelnd begrüßt und festlich empfangen, bis in das Herz der österreichischen Monarchie war ihm der Weg geebnet gewesen, die Prager Königsburg hatte ihm freudig ihre Thore geöffnet, und wie schnell waren mit einem Schlage all' die stolzen Hoffnungen dieser Siegeslaufbahn vernichtet worden. Damals hatte nur die Intervention eines fremden Fürsten Breslau vor den Blutgerüsten und Güterkonfiskationen und Glaubensbedrückungen, welche in Prag die Wiedereinsetzung der alten Herrschaft bezeichnet hatten, beschützt, und trotzdem wie schwer hatte doch auch Breslau seine Sympathieen für den unglücklichen Winterkönig büßen müssen!

Und diese Unternehmung Friedrichs des Großen, die alle Welt wegen ihrer Kühnheit anstaunte, bot sicherlich damals bei ihrem Beginne nicht mehr Garantien für ihr Gelingen dar, als einst jene gewaltige böhmische Erhebung. So ganz ungerechtfertigt war also die Ängstlichkeit der Breslauer nicht — ihnen schien die Klugheit vor allem die größtmöglichste Vorsicht und ein schlaues Abwarten zu gebieten. Mit dem Könige von Preußen hatte man ja schon ein verhältnismäßig günstiges Arrangement geschlossen; gelang es nun auch, die Königin von Ungarn hiermit auszuföhnen, diese zu überzeugen, daß jene Neutralitätserklärung nichts weniger als ein Abfall, sondern nur ein durch die Not gebotenes Auskunftsmittel gewesen, so konnte den ehrsamten Bürgern von Breslau noch für alle Fälle der Rücken gedeckt erscheinen. So hatte man denn gleich nach dem Abschlusse des Vertrages ein äußerst unterthäniges Schreiben nach Wien geschickt, welches von Loyalitätsversicherungen überfloß, die Unmöglichkeit, eine Stadt wie Breslau gegen den ernstlich Angrieff einer regulären Armee zu behaupten, auf das eindringlichste nachzuweisen und das Abkommen mit den Preußen als nur durch die Noth erzwungen darstellte. In einem besonderen Schreiben ward dann der böhmische Kanzler Graf Kinsky, um Befürwortung bei der Königin gebeten. Aber in Wien ließ man sich so leicht nicht gewinnen, man hatte dort doch die Vorgänge bei der Frage um Einnahme kaiserlicher Truppen nicht so schnell vergessen. Graf

kinsky tabelte in einem Schreiben an einen hiesigen Kaufmann die Haltung der Breslauer auf das strengste; der tapfere Widerstand, den Reisse den Preußen leistete, schien auch recht geeignet, den üblen Willen der Breslauer zu beschämen, und man zögerte nicht, sie Zorn und Strafe empfinden zu lassen; einigen Breslauer Kaufleuten, die auch in Reisse Niederlagen hatten, wurden diese, wie bereits angeführt wurde, jetzt konfisziert, in Wien, Linz, Brünn Breslauer Kaufmannsgüter mit Arrest belegt, und Transporte derselben von den österreichischen Truppen aufgegriffen. Da hier in Breslau behaupteten die Katholiken, durch Briefe aus Wien erfahren zu haben, wie man am Hofe schon ausgesprochen, daß man Breslau demütigen müsse, Straf gelder und Verlust sämtlicher Privilegien, sogar der Ratswahl, sollten sie treffen, der Religionsfreiheit that man klüglich keine Erwähnung¹⁾. In Wirklichkeit hatten alle jene Bezeugungen von Ungnade, jene Drohungen nur die Wirkung, daß der Magistrat mit verdoppeltem Eifer dem Wiener Hofe seine Loyalität darzuthun bemüht war, vor allem dadurch, daß er Miene machte, dem Könige gegenüber die Neutralität auf das strikteste aufrecht zu erhalten. Nun geht es in der Regel so, daß die superkluge Schwäche, die zwischen zwei mächtigen Kämpfern stehend ohne eigenes Risiko beide zu überlisten denkt, am Ende nichts für sich davonträgt als Schläge von beiden Seiten, und Herr v. Guzman, der Ober Syndikus, der uns durchaus als leitende Persönlichkeit in dem damaligen Breslauer Räte entgentritt, hat jenem Schicksale auch nicht zu entgehen vermocht. So wenig er vor dem Wiener Hofe sich und die Breslauer rein waschen konnte, ebenso wenig ließ sich einem Manne gegenüber, der wie Friedrich Klugheit genug besaß, um nicht aus allzu großer Gewissenhaftigkeit sichere Vorteile aus der Hand zu geben, eine strikte Neutralität innehalten. Wie sich der König das Verhältnis zu Breslau gedacht, erhellt ganz klar aus den Propositionen, die er am 1. Januar der Stadt gemacht; darin hatte er der Stadt angetragen, er wolle sie nicht besetzen bis zum Austrag der Sache, auch keine Huldbigung verlangen, bis die Zeit ein mehreres lehre; doch solle man im Falle der Not ihm hier einen Zufluchtsort eröffnen. Wenn die Breslauer diese Anträge zu einem förmlichen Neutralitätsvertrag umgeformt hatten und der König hierauf eingegangen war, so hatte er es augenscheinlich in dem Glauben gethan, die Macht der Verhältnisse werde von selbst die Breslauer Präentionen auf ein richtiges Maß zurückführen. Und in der That hatten jene Vorschläge des Königs das praktisch Erreichbare scharf bezeichnet, was man darüber durchgesetzt zu haben glaubte, die wirkliche Neutralität war eine Illusion, zu deren Verwirklichung alle Voraussetzungen fehlten: zunächst die Macht, welche allein eine Neutralitätsstellung in Kriegszeiten zu einer Wahrheit machen kann, und speziell in der Form, wie sie hier beabsichtigt ward, litt sie an den größten inneren Widersprüchen. Schon das Wort Neutralität enthält den Sinn, daß etwas keinem von beiden angehört, die erste Voraussetzung hätte also für die Breslauer eine Suspension aller Beziehungen zu Osterreich sein müssen. Das hatte man jedoch, wie wir sahen, hier nicht im entferntesten beabsichtigt, und daß man nun meinte, man

¹⁾ Einzelheiten und Belegstellen siehe in Grünhagen, Friedrich d. Gr. und die Breslauer 1740/41, S. 106 ff.

würde, während man sich doch faktisch schon in der Gewalt einer der kriegsführenden Parteien befand, dabei noch das Unterthänigkeitsverhältniß zu der anderen Partei in möglichster Integrität konservieren können, zeigt einen Mangel an Logik, wie er kaum größer sein konnte. Und gelang dies nicht, so waren alle Neutralitätsbestrebungen ganz zwecklos; denn entweder blieb der König von Preußen siegreich, und dann nahm er, der seine Absichten nie verleugnet hatte, die Stadt ganz einfach in Besitz, oder er wurde zurückgedrängt, und dann war doch keine Frage, daß Breslau vor den Drangsalen des Krieges nicht verschont blieb, Friedrich hätte doch den Österreichern, denen es gar nicht einfiel, die Breslauer Neutralität anzuerkennen, nicht ohne Kampf die Stadt überlassen, um so weniger, als er, wie ihm der Vertrag ausdrücklich zugesichert hatte, hier in der Vorstadt und auf dem von ihm ganz besetzten Dome große Magazine angelegt und sowohl die nicht kommunalen Klassen mit Beschlagnahme belegt hatte, als auch bei dem hier eingesezten Feldkriegskommissariat seine eigene Kriegskasse verwahren ließ. Vor der Rache Österreichs war man bei einem totalen Umschlage unter keinen Umständen sicher. So einleuchtend nun aber auch alle diese Erwägungen hätten sein müssen, bei Herrn v. Guzman und dem Magistrate, welche einst noch unter österreichischer Herrschaft gewählt, auch jetzt ihre Gesinnung nicht verleugnen konnten und sichtlich unter dem Einflusse der katholischen Partei standen, verdingen sie nicht, sie setzten den hoffnungslosen Kampf für die strikte Neutralität fort, und so entspannen sich denn eine Reihe von Streitigkeiten zwischen dem Magistrate und der preußischen Behörde in Breslau, dem Feldkriegskommissariat, an dessen Spitze der Geheimrat v. Münchow stand, und welches seinerseits natürlich die Entscheidung des Königs einholte. Dieser gab in kleinen Dingen nach, in wichtigeren wahrte er um so entschiedener seine Interessen. Zwar finde ich, daß noch in der ersten Zeit der Neutralität verurtheilte Verbrecher an die Gnade der Königin von Ungarn appellieren, und die glückliche Entbindung Maria Theresias wird am 25. März in allen Kirchen der Stadt gefeiert, ja es ist mir sehr wahrscheinlich, was von verschiedenen Seiten her berichtet wird, daß nämlich bei dieser Gelegenheit der Rat im geheimen eine bedeutende Summe, wie es hieß, zu einem Wiegenbände für den neugeborenen Erzherzog nach Wien gesendet habe, dagegen schritt auch der König in anderen Dingen sehr durchgreifend ein. Die sonst übliche Gildleistung der neu aufgenommenen Bürger zugunsten der alten Herrschaft, sowie die allgemeine Verpflichtung des am Aschermittwoch sich neu ergänzenden und konstituierenden Rats in österreichischem Sinne verbot er geradezu und machte sich nicht das mindeste Gewissen daraus, nicht nur alle direkten kaiserlichen Beamten aus der Stadt zu vertreiben, ja er ließ sogar verdächtige Personen geradezu in Breslau selbst arretieren und den katholischen Klostergeistlichen, die im Verdacht standen, preußischen Deserteurern fortgeholfen zu haben, schwere Strafen androhen, aber bei alledem wurde das zweideutige Spiel des Breslauer Magistrats von Tage zu Tage schlimmer.

Da kam der Tag von Mollwitz. In Breslau standen am 10. April Massen von Menschen vor den östlichen Thoren, wo der starke Ostwind den Schall des Kanonendonners deutlich herübertrug und ahnen ließ, daß jetzt die Würfel fielen über Schlesiens Schicksal. Die Kinder, jagt ein Augenzeuge, sind vielfach auf den Straßen niedergekniet um für den Sieg der preußischen

zu beten ¹⁾. Von den Thürmen hat man, wie König Friedrichs Jordan versichert, deutlich den Pulverdampf sehen können ²⁾. Der der am Morgen des 4ten die Siegesnachricht brachte, erregte einen Sturm von Aufregung und Begeisterung. Die Korasche Buchhand- welche die erste wenig zuverlässige Relation über den Kampf ausgab, ist gestürzt, so daß man endlich das Gitter vor dem Laden schließen und die Stäbe die Blätter herausreichen mußte. An den Straßenecken standen vielfach Gruppen, die sich von einem Unterrichteten das Vorge- das man bald weiter auszumalen sich beß, vorerzählen ließen ³⁾. erreichbar Gesinnten aber, welche die Geringschätzung der Preußen, r den österreichischen Offizieren vor Mollwitz geherrscht, vollständig hatten, mühten sich vergebens die Bedeutung der Aktion, in der nur die hische Avantgarde geschlagen worden sei, zu verkleinern; aber als dann : Schlacht sich Neipperg fest in seiner Stellung hinter der Reihe be- und monatelang die preußischen Waffen sich keines namhaften ittes mehr rühmen konnten, richtete sich die niedergedrückte Sieges- g der Preußenfeinde in Breslau wieder mehr und mehr auf, man nel von der englischen Thronrede, von der Hilfe, die daher kommen und als nun gar wiederholt österreichische Husaren bis vor die Thore is zu streifen vermochten und hier eine ganz unglaubliche Angst und ang hervorriefen, erhob jene Partei übermüthiger als je ihr Haupt. del, welche sie bei dem haltungslosen Magistrate ansetzte, waren auch die Neutralitäts-Bestrebungen; jene Partei verlangte alles Ernstes, le beide kriegsführende Mächte in derselben Weise behandeln und nicht nig von Preußen Begünstigungen zugestehen, welche man nicht auch erreichen gewähren wolle. So fand man es als eine schreiende Un- leit, daß der König von Preußen sich so bequem von Breslau aus antieren könne, ohne auch nur nötig zu haben, hier eine Besatzung zu während die kaiserliche Armee in Hunger und Elend schmachte. Der gedrängt von den mit der Rache Österreichs Drohenden und doch auch n großer Furcht vor dem Zorn des nahen Königs und des preußisch n Theils der Bürgerschaft, griff oft zu den kleinlichsten und kläglichsten eln; ich will nur zwei Beispiele anführen. Da in die Breslauer die sich mit Krankenpflege beschäftigten, verwundete Preußen ohne ied der Konfession gelegt waren, so hatten dort auch protestantische digen den Sterbenden das Abendmahl gereicht; als nun einst im April ieder 2 Schwerverwundete bei den barmherzigen Brüdern den Trost

Breslauer Zeitung ¹⁾ vor den Rat gefordert und zu einem Widerruf genötigt, weil er von einer Mißthelligkeit, die zwischen dem Feldmarschall Schwerin und der Stadt entstanden sei, Meldung gethan hatte. Bei dieser Gelegenheit mußte er eine lange Strafpredigt über die schlechte Presse überhaupt anhören, die allerlei Lügen verbreite, wie z. B. die Regensburger Zeitung neulich lügenhafterweise berichtet habe, es werde hier an den Sonntagen nicht mehr für die Königin von Ungarn gebetet. Obwohl nun augenscheinlich der arme hiesige Redacteur daran unschuldig war, so bewogen ihn doch derartige Maßregelungen, die ganze Redaktion aufzugeben, denn, sagt der ehrliche Steinberger ²⁾, es war jetzt gar künstlich hier Zeitungen zu schreiben. Das nannten nun die Väter von Breslau Neutralität, Sonntags mit größter Andacht für das Wohl der Königin von Ungarn zu beten und Montags deren offenem Feinde und Kriegsgegner die lebhaftesten Versicherungen ihres Eifers für die Sache der Preußen entgegenzubringen.

Allmählich begann doch das Treiben in Breslau auch den König in seinem Feldlager zu beunruhigen. Er hatte hier seine Agenten, und über einen derselben, einen gewissen Morgenstern ³⁾, der hier unter dem Namen eines Dr. Freyer auftrat, sind wir etwas näher unterrichtet. Augenscheinlich ist er inbezug auf Tact und Gewandtheit nicht zu vergleichen mit seinen Kollegen in unsrer Zeit; aber rührig war er auch, er bearbeitete unermüdllich die Bürger, sie sollten dem Könige direkt ihren Willen, preußisch zu werden, aussprechen; zugleich aber suchte er (das Barthische Caffeehaus wird als sein Hauptquartier bezeichnet) die Stimmung der Bürgerschaft und vor allem die Schritte des Magistrates zu erspähen, um alles dann dem Könige direkt mitzuteilen.

Diese Berichte nun so wie die hierdurch hervorgerufene Korrespondenz zwischen dem Könige und seinem damals in Breslau verweilenden Minister Podewils, lassen uns einen tieferen Einblick in die Verhandlungen thun, welche zu dem Entschlusse einer plötzlichen Besetzung Breslaus führten.

Diese beginnen bald nach der Schlacht bei Mollwitz mit dem Streifzuge der österreichischen Husaren vor die Thore Breslaus, welches Ereignis, wie wir schon bemerkt, die Hoffnungen der österreichischen Partei wieder sehr belebt hatte. Damals hatte auf Münchows Veranlassung der Rat die Katholiken ernstlich ermahnen müssen, sich ungebührlicher Reden und Drohungen zu enthalten; an demselben Tage, wo dies geschah, sendet nun auch der König die Weisung an Podewils, die Bürger zu beruhigen, aber sie zugleich auch zu warnen, nicht bösen Ratschlägen Gehör zu geben, damit er nicht ernstere Maßregeln ergreifen müsse. Podewils beruhigt ihn darauf, die conduite der Stadt sei in der That nicht Besorgnis erregend, der Rat habe ihm die bündigsten Treuversicherungen gegeben, man habe allerdings vor einem Umschlage des Kriegsglückes Angst, doch habe er alle beruhigt durch die Versicherung, daß der König unter allen Umständen bei dem Friedensschlusse sich der Breslauer an-

¹⁾ Die heutige „Schlef. Zeitung“.

²⁾ Dessen handschriftliches Tagebuch (Bibl. der vaterländ. Gesellsch.) hier vielfach als Quelle gebient hat.

³⁾ Derselbe, welcher einst das zweifelhafte Amt eines Hofgelehrten bei König Friedrich Wilhelm I. bekleidete, und welcher uns auch eine Biographie dieses Königs hinterlassen hat. Vgl. Grünhagen, Zwei Demagogen im Dienste Friedrich d. Gr., Breslau 1861.

nehmen werde. Inzwischen war aber ein sehr beunruhigender Bericht Morgens terns eingelaufen; dieser rühmt, wie einzelne Mitglieder des Rates deutliche Beweise ihrer Ergebenheit für die preussische Sache abgaben, nur das eigentliche Haupt des Magistrates, der Ober-Syndikus Guzmar, sei ein gefährlicher Mann. Er wirke auf jede Weise gegen das preussische Interesse: den alten Befehlshaber der Stadtmiliz v. Rampusch wolle er zur Abdankung zwingen, weil er zu gut preussisch gesinnt sei, um einen tüchtigeren Diener, den Major v. Butzenau, an dessen Stelle zu setzen; bei der Bürgerschaft intrigiere er unermüdet und suche derselben allmählich durch vorsichtig angelegte Gespräche die Eventualität, die er im Auge habe, näher zu bringen und sie mit seinen Ideen zu befreunden. Und diese letzten Pläne beruhten eben nach Morgens terns Darstellung wieder auf jenem Traume einer strikten Neutralität, die allerdings hier in ihrer äußersten Konsequenz sehr gefährlich erscheinen mußte. Guzmar, heißt es in jenem Berichte, pflegt die Eventualität zu besprechen, ob man wohl vom Standpunkte der Neutralität aus den Österreichern, wenn sie es verlangten, dasselbe, was man den Preußen gewähre, freie Passage, freien Einkauf der Lebensmittel, freie Werbung in Breslau verweigern könne. Es sei, meint Morgens tern, durchaus notwendig, einen so gefährlichen Menschen auf irgendeine Weise unschädlich zu machen.

Es war kein Wunder, wenn derartige Mitteilungen den König aufs äußerste beunruhigten, und schnell entschlossen schreibt er an Podewils, er solle Guzmar zu ihm ins Hauptquartier schicken, er, der König wolle ihn sprechen, es sei dann seine Absicht, Guzmar unter dem Vorwande, als habe derselbe es an dem nötigen Respekt fehlen lassen, zu arretieren und ihn festzuhalten, inzwischen könne man in Breslau einen neuen, besser gesinnten Syndikus sich wählen.

Auf das äußerste durch diesen Befehl erschreckt, macht Podewils die lebhaftesten Vorstellungen dagegen, der König möge doch davon abstehen, es sei nicht so schlimm, Guzmar gehe nicht mit solchen gefährlichen Gedanken um, Morgens tern sei zu unvorsichtig in der Aufnahme von Gerüchten, es liege in der Stellung eines städtischen Syndikus, daß er sich viele Feinde mache, die ihn dann zu verdächtigen suchten; nun sei Guzmar das eigentliche Drauflos für den ganzen Magistrat und den intelligenteren Teil der Bürgerschaft, ein so gewaltthätiger Schritt würde entsetzlichen Marn verursachen, Mißtrauen ausstrahlen, einen allgemeinen Schrei über Bruch der Neutralität hervorrufen, auch Münchow sei dieser Ansicht. Alles umsonst, der König bleibt dabei, Guzmar solle ihm zugesendet werden, noch einmal wiederholt Podewils sein Bedenken, fügt auch hinzu, Guzmar sei, als er ihm von dem Wunsche des Königs, ihn zu sprechen, Mitteilung gemacht, gleich zu der Reise bereit gewesen, ein Beweis mehr für sein gutes Gewissen. Endlich wirkten doch Podewils' Vorstellungen. Zwar mußte Guzmar seine Reise am 26. Mai antreten, doch ist die Verhaftung unterblieben, am 31. Mai kehrte er zurück. In keinem Falle hatte aber die Unterredung des Königs Argwohn getilgt, und die nächste Zeit brachte bald wieder neue Verwickelungen. Friedrich, dessen Rassen der sich nun länger hinziehende Krieg zu erschöpfen begann, war nämlich im Juni mit einer Geldforderung an Breslau hervorgetreten, es sollte ihm 500000 Thlr. gewährt, zur Beihilfe für seine Kriegskosten. Natürlich protestierte die Stadt aufs eifrigste dagegen, und der Wortlaut der Neutralitäts-Konvention ließ allerdings ihren Protest als ganz begründet erscheinen; in der That ließ der

König seine Forderung fallen, stellte aber im Juli eine neue im Betrage 100,600 Gulden als dem auf Breslau fallenden Steuerquantum für die Hälfte des Jahres 1741. Als auch jetzt wieder die Stadt sich weigerte ihr vorgestellt, daß dies ja gar keine eigentliche Kommunalangelegenheit sei, sondern die reguläre Landessteuer, und daß die Stadt, welche die Lasten des Krieges, so wenig gespürt, ja im Gegentheil aus den bar bezahlten großen Lieferungen an das Heer noch Vorteil gezogen nicht verlangen könne, auch von der sonst alljährlich an Oesterreich gezogene Steuer nun ganz frei zu sein. In breitem, langsamem Geschäftsgange nun die widerwärtige Angelegenheit von Rat und Bürgerschaft erwogen, sie erschien offenbar den Breslawern als ein höchst bedenklicher Präcedent wohl schon deshalb unangenehm, weil er ihnen die wahre Sachlage, die Illusionen ihrer Neutralität, deutlich vor Augen führte. Und nicht ohne Verdroß den König die Weigerung der Bürgerschaft gegenüber einer so scheinenden Forderung. Was ihn aber am allermeisten dabei erzürnte war, daß der Rat die Gesandten von Sachsen und Hannover um Interventio in dieser Angelegenheit angegangen hatte, allerdings ohne mehr damit zu zielen als ein teilnahmvolles Bedauern¹⁾. Dabei lauteten die Nachrichten welche er selbst aus Breslau empfing, fortwährend beunruhigend, selbst Frauen intrigierten gegen ihn. Es lebte damals, wie der König selbst erzählt²⁾, in Breslau eine beträchtliche Anzahl alter Damen, zum Teil aus Oesterreich und Böhmen gebürtig, deren Angehörige in österreichischen Diensten, sämtlich aus den höheren Ständen, erfüllt von heftigem Zorn über die preussische Occupation; religiöser Eifer führte ihnen hier viele Befugnisse zu, und sie hatten eine geheime Gesellschaft gegründet, mit der sie die Oesterreicher nach Breslau zu führen; katholische Geistliche vermittelte lebhafteste Korrespondenz mit dem feindlichen Hauptquartier und dem preussischen Befehlshaber Neipperg. Es ist zu bedauern, daß wir über die Verschwörung der Frauen so wenig näher unterrichtet sind; zwar hört man davon, daß schon bei dem Balle, den Prinz Wilhelm den 24. Januarius gegeben, gerade die Damen der Aristokratie durch ihr Nichterscheinen eine Demonstration gemacht hätten, aber sonst habe ich außer jener Aufzeichnung des Königs nur eine kurze Notiz in den Provinzialblättern finden können, ein Fräulein v. K— (der Name ist leider nicht ausgeschrieben) als dieses Bundes angeht, dieselbe sei später nach Oesterreich geflüchtet und katholisch geworden. Friedrich erzählt, wie es ihm gelungen sei, eine illegale Dame in jenes Konventikel zu bringen und so Nachrichten über gegen ihn geschmiedeten Pläne zu erlangen. Wenn diese Vorgänge auf die Reise der Aristokratie beschränkt blieben, wie denn der sonst so gut richtete Steinberger nichts davon weiß, so stieg doch auch in der übrigen Bevölkerung die Spannung mit jedem Tage; es war schon ein Unglück für Preußen, daß sie nicht imstande waren, die immer sich wiederholenden Zugänge österreichischer Reiterei bis vor die Thore Breslaus zu verhindern.

¹⁾ Er sagt ausdrücklich darüber in dem noch näher zu erwähnenden Briefe an Schwerin.

²⁾ Bericht des sächsischen Gesandten v. Bülow vom 8. Juli; Dresden.

³⁾ Hist. de mon temps, Oeuvr. II, 82 in der älteren Redaction nicht. Provinzialbl. 1835 II, 304.

selben sind von Mitte April bis Ende Juli immer wieder erneuert worden, und diese Nähe des Feindes, wie sie den Plänen der kaiserlich Gesinnten neue Nahrung gab, hielt die Furcht vor einer durch inneren Verrat ermöglichten Überumpelung der Stadt bei der protestantischen Bevölkerung immer rege. Mußte doch diese vor einer solchen Eventualität nicht weniger Furcht haben, als der König selbst; die Rache für das Vergangene wäre nicht ausgelassen. So sollen denn am 21. Juli spät abends 50 angesehene preussisch gesinnte Bürger sich ins Ober-Amtshaus zu den Feldkommissären, den Geheimen Räten v. Münchow und Reinhard, begeben haben, um die gefährdete Sicherheit der Stadt vorzustellen, ein Schritt, der natürlich von dem Magistrate, der davon doch Kunde erhielt, höchlichst gemißbilligt ward. Daß von dieser Seite an Friedrich eine direkte Bitte um Besetzung der Stadt durch seine Truppen gerichtet worden sei, wie nach einem späteren Zeitungsberichte in vielen Darstellungen dieser Zeit erzählt wird, erscheint zweifelhaft, da der König weder in seinen Memoiren noch in einem bald anzuführenden Briefe an Schwerin, in welchem er die Motive zur Besetzung der Stadt sehr offen darlegt, diesen ihn doch noch mehr rechtfertigenden Umstand erwähnt hat. Gewiß ist, daß die Spannung zwischen den beiden Parteien in Breslau den höchsten Grad erreicht hatte. Steinberger berichtet unaufhörlich von Symptomen derselben; am 3. August ließ das Kriegskommissariat unter Zuziehung von Magistratspersonen alle Klöster durchsuchen, ohne jedoch Verdächtiges zu finden; am meisten charakteristisch ist es, daß ein Gerücht, wie dies, daß die Katholiken den Protestanten eine Bartholomäusnacht, ein allgemeines Massacre bereiten wollten, wozu man schon hier und da die Messer gezeigt habe, überhaupt Glauben finden konnte. Der Rat schrieb diese bedenkliche Aufregung zum großen Teil den Wählerreien der preussischen Agenten zu, und wenn er auch nicht den Mut hatte, diesen direkt zuleibe zu gehen, so überreichte er doch eine auf Zeugenvernehmungen einzelner Bürger gegründete Beschwerde gegen Morgenstern und dessen Helfer dem Kriegskommissariat. Dahingegen müssen gerade damals dem Könige wieder neue Beschuldigungen gegen Gutzmar zu Ohren gekommen sein, er nahm jetzt seinen früheren Plan einer Gefangensetzung des Syndikus wieder auf und vollführte ihn diesmal wirklich. Am 7. August wurden Gutzmar und sein Kollege Löwe im Hauptquartier zu Strehlen, wohin sie beschieden worden waren, arretiert. Eine hier und da sich findende Erzählung von ihrer Unterredung mit dem König, in welcher dieser ihnen ihre Untreue vorgeworfen und ihnen Beweise ihres Einverständnisses mit seinen Feinden vorgelegt habe, kann wohl nicht für zuverlässig gelten, unschuldig waren sie sicher beide nicht. Eine klägliche Bittschrift der beiden Ehefrauen der Verhafteten fanden schnell ihre Erledigung, da Friedrich nach erfolgter Besetzung beide wieder losließ.

König Friedrich seinerseits hat sich schwerlich darüber getäuscht, daß es jeden Augenblick in seiner Hand stehe, durch die Besetzung der Stadt diesen unerquicklichen Verhältnissen ein schnelles Ende zu machen, und der Gedanke an ein solches Unternehmen ist ihm wohl auch früher schon gekommen. Als z. B. gegen Ende April der Magistrat dem damals in Breslau weilenden Minister Podewils erklärt hatte, „er werde sich der ihm zugestandenen Neutralität mehr als bisher konfirmieren müssen und nicht wohl verstellen können, daß zu Versorgung der preussischen Armee allhier so große Anstalten gemacht würden“,

ließ der König den Rat bedeuten, derselbe möge nicht bösen Ratschlägen Gehör geben, sonst müsse er Mesures ergreifen, welche der Stadt unangenehm sein würden ¹⁾.

Damals hatte die Drohung gewirkt, der Rat hatte die besten Versicherungen gegeben, und Podewils hatte sich bemüht, den König wieder zu besänftigen. Als dann aber vornehmlich infolge der Steuerangelegenheit neue Differenzen entstanden, besorgte man in Breslau selbst einen Handstreich, ja man meinte sogar, der König habe diesen Konflikt nur deshalb ins Leben gerufen um einen Vorwand zu haben sich der Stadt zu bemächtigen. Würde aber dazu ein Versuch gemacht, so meinte die österreichische Partei doch Widerstand leisten zu können. So berichtet der englische Gesandte, fügt aber hinzu: „doch, glaube ich, ist ihr Eifer größer als ihre Stärke“ ²⁾.

Ende Juli entschließt sich nun unter dem Eindrucke der oben geschilderten Vorgänge der König wirklich mit der Neutralität Breslaus ein Ende zu machen. Er schreibt an Schwerin: „Ich bin überzeugt, daß nicht nur, falls es mit der Aktion zu Mollwitz anders ausgeschlagen wäre, der dortige Magistrat nebst den katholischen den Österreichern Thür und Thor eröffnet, und alles, was von mir in und vor der Stadt gewesen, sakrifiziert haben würden, sondern daß auch noch beständig intrigiert wird, die ihnen so lieben Österreicher dahin zu ziehen, um vielleicht durch eine Surprise dieselben in die Stadt zu bringen oder wenigstens meine dasigen Magazine zu ruinieren. Es ist auch außer allem Zweifel, daß die Occupation von Breslau noch beständig das Büt der Österreicher ist, und daß dieselbe mich damit bei allen Gelegenheiten zu alarmieren, auch mich in allen andern Entreprisen damit zu behindern suchen, zu geschweigen deren Kabales, welche die Magistratspersonen bei denen auswärtigen Höfen und deren Ministres wider mich machen. — Ich bin also dieses beständigen Kabalierens müde und daher determiniert solchem ein Ende zu machen, meinen Feinden das Prävenire zu spielen und durch eine Surprise und coup de main mich der Stadt Breslau zu bemächtigen.“ Da dies jedoch eine delikate und importente Sache sei, so habe er den Feldmarschall dazu ausersehen, in dessen Treue und Dexterität er volles Vertrauen setze. Das Unternehmen müsse mit größter Verschwiegenheit ins Werk gesetzt werden, der Marschall müsse alles mit eigener Hand schreiben, er solle einen besonderen Plan dafür entwerfen, für den ihm der König einige Winke erteilt, die vor allem Schonung der Stadt und möglichste Vermeidung von Gewaltthätigkeiten anempfehlen ³⁾.

Wenn der König in diesem Briefe die Ausführung des Unternehmens auf die Zeit aufgespart wissen will, wo das Jung-Dohnasche Regiment, das von Berlin nach Schlesien beordert war ⁴⁾, vor Breslau eintreffen würde, so

¹⁾ Vgl. Grünhagen, Friedrich d. Gr. und die Breslauer, S. 142.

²⁾ Den 9. Juli; London Record Office.

³⁾ Das unbatierte Schreiben (Schwerins Antwort ist vom 2. August) in der Polit. Korresp. I, 290.

⁴⁾ Unter dem 29. Juli zeigt das Breslauer Feldkriegskommissariat dem Landeskollegium des Fürstentums Liegnitz an, das Jung-Dohnasche Regiment werde demnächst von Berlin abmarschieren. Die beiden Grenadiercompagnien dieses Regiments sollten in Hirschberg und Schmiedeberg in Garnison gelegt werden; Breslauer St.-A. Am 4. August marschirt das Regiment von Berlin ab; Gendert's Aufzeichnungen a. a. D., S. 162.

ward das dann später doch nicht abgewartet, vermutlich weil der inzwischen begonnene Flankenmarsch Meippergs zur Beschleunigung mahnte; es ward vielmehr ein kleines Corps von etwa 8000 Mann von der Armee zu dieser Unternehmung detachiert. 6000 Mann waren bereits am 7. August unter dem Kommando des Erbprinzen Leopold von Dessau in die Nähe der Stadt gerückt; wie es hieß, sollten sie durch Breslau und dann auf dem rechten Oderufer in die Gegend von Leubus marschieren.

Am 4. August hatte Schwerin bereits 3200 Mann um sich versammelt und in den Vorstädten untergebracht ¹⁾; den schnell entstandenen Argwohn, als ob mit diesen Truppen etwas gegen die Stadt beabsichtigt werde, suchte er dadurch zu zerstreuen, daß er vorstellte, der König gedenke, um den immer erneuten Streifereien der österreichischen Kavallerie ein Ende zu machen, eine Kette von Besatzungen herzustellen von Breslau nach Schweidnitz und von da nach Glogau. Zu diesem Zwecke soll ein Teil der Truppen die Stadt und die Oder passieren, um dann auf dem rechten Ufer stromabwärts zu marschieren; er erlangte auch die Zustimmungen des Rates dazu, daß diesmal ausnahmsweise der Durchmarsch nicht in kleineren Abteilungen erfolgen solle, sondern daß die 5 Schwadronen Möllendorfs auf einmal durchziehen dürften ²⁾.

Als ihm dann am 7. August Erbprinz Leopold von Anhalt ein zweites Detachement zuführte, das seine Macht auf etwa 8000 Mann brachte, schritt er zur Ausführung und verteilte die Rollen. Allerdings wuchs infolge dieser stärkeren Anhäufung von Truppen von neuem der Argwohn in der Stadt, und da man außerdem wahrgenommen hatte, daß Erbprinz Leopold am 9. August überall in der Stadt umhergeritten war und die Festungswerke aufmerksam besichtigt hatte, so ließ der Rat schleunigst noch an diesem Tage die Wälle stärker mit Geschützen besetzen ³⁾.

Trotzdem gelang am 10. August die Besetzung ohne alle Schwierigkeit nach dem Plane, den Schwerin entworfen hatte. Die zahlreichen damals in Breslau verweilenden Gesandten, welche Friedrich nicht als Zuschauer haben wollte, waren ins Hauptquartier nach Strehlen zu einem militärischen Feste eingeladen.

Am 10ten früh Morgens 6 Uhr fuhren zum Ohlauer und zum Sandthore Fuhrmannswagen herein, welche auf den Zugbrücken hielten, als ob etwas am Wagen zerbrochen sei, und so das Aufziehen der Brücken verhinderten. So konnte das preussische Kriegsvolk überall ungehindert eindringen, die Soldaten verteilten sich auf die Wälle und entwaffneten die Bürgerwache, wie Steinberger sagt, ganz freundlich und mit Lachen; jedenfalls ohne irgendwo Widerstand zu finden. Inzwischen war der Einmarsch des Hauptcorps vom Nikolaithor her erfolgt. Aus Veranlassung des für diesen Tag beim Magistrate angezeigten Durchmarsches preussischer Truppen empfing, wie es in solchen Fällen Gebrauch war, der Stadtmajor v. Wutgenau an der Spitze eines Kommandos der Bürgermiliz die Einrückenden am Thore, um sie durch

¹⁾ Bericht Schwerins vom 4. August; Berliner St.-A.

²⁾ Desgl. vom 7. August; ebb.

³⁾ Grünhagen, Friedrich v. Gr. und die Breslauer, S. 165, auf welches Buch ich hinsichtlich der Belege für die in diesem Abschnitte angeführten Einzelheiten einzufür allemal verweisen möchte.

die Stadt zu geleiten. Es war so eingerichtet, daß hinter dem stolz zu Pferde vorausreitenden Stadt-Major und dessen Soldaten eine Anzahl Offiziersburtschen die Pferde ihrer Herren am Zügel führend folgten; auch hier vertheilten sich ihrer Instruktion gemäß die letzten Züge der Preußen auf die benachbarten Wälle, um dort die Entwaffnung vorzunehmen, ohne daß Wubgenau, der ruhig die Nikolaistraße hinabritt, davon etwas bemerkte. Als er aber an der Ecke der Herrenstraße links nach der Oder hin einbog und an die Engelsburg kam, machte es ihn doch betroffen, als ihm auch von da preussische Soldaten, von denen ein Teil das Zeughaus auf dem Burgfelde besetzt hatte, entgegenkamen. Jetzt gewahrte er auch, daß ihm außer seinen Soldaten und den Offizierpferden niemand mehr die Herrenstraße hinab gefolgt war. Da sprengte er eiligst über den Elisabethkirchhof auf den Ring, wo er den Prinzen von Dessau, den Befehlshaber der eingerückten Preußen, antraf und ihm zurief: Se. Hoheit habe des Weges verfehlt, von diesem aber die Weisung empfing, den Degen einzustechen und sich nachhause zu verfügen, es sei des Königs Befehl, daß die Truppen in der Stadt blieben. Der vor Zorn und Überraschung Erblaffende entfernte sich, ohne an Widerstand zu denken ¹⁾. Auf dem Ringe trafen sich die von allen Thoren herbeieilenden Truppen Infanterie und Kavallerie, an 5000 Mann stark. Die Hauptwache auf dem Ringe ward ebenfalls ohne Mühe entwaffnet, an den Ecken aller auf den Ring mündenden Straßen wie auch an sonstigen Hauptknotenpunkten der Stadt wurden Kanonen aufgepflanzt, daneben Soldaten mit brennenden Lunten, Reiterpatrouillen durchzogen die Stadt — nirgends hat sich eine Hand zum Widerstand erhoben, kein Tropfen Blutes ist geflossen, in wenig Stunden war alles beendigt, und eine eigens dazu eingerichtete Art akustischer Telegraphie, nämlich der Donner stationsweise aufgestellter Kanonen, trug die Botschaft von dem gelungenen coup de main nach Strehlen, in das Hauptquartier Friedrichs, welcher dann den fremden Gesandten bei Tafel gelegentlich eine kurze Mittheilung von dem fait accompli machte, ohne jedoch den Überraschten gegenüber auf Näheres einzugehen.

Der Neutralitätsvertrag hatte so allerdings auf eine ziemlich brusque Art sein Ende gefunden, und es ist sehr begreiflich, daß die österreichische Partei mit dem größten Ingrimm ihre Pläne scheitern sah und in ihrem Zorn die Besetzung Breslaus auf eine Stufe stellte mit der schmähvollen Occupation Straßburgs durch Ludwig XIV. Aber ich bin überzeugt, jede nur einigermaßen unparteiische Erwägung der Zeitumstände läßt hier Friedrich als vollständig gerechtfertigt erscheinen. Gegenüber den Rabalen der kaiserlich Gesinnten und der mindestens gesagt zweideutigen Haltung des Breslauer Magistrats, war jener Schritt nur ein Akt politischer Nothwehr.

Wie ein Zeitgenosse erzählt, soll Prinz Leopold von Dessau, durch die menschenerfüllten Gassen reitend, das ihn umdrängende Volk angeredet haben,

¹⁾ Vor sein Haus ward eine Wache gestellt, welche dann den hannöverschen Gesandten Schwilchelt, der im gleichen Hause wohnte und allein von den fremden Diplomaten in der Stadt zurückgeblieben war, in fürchtbare Aufregung versetzt und zu energischen Reklamationen veranlaßt hat, freilich sehr ohne Grund, da nicht nachzuweisen war, daß seiner persönlichen Freiheit irgendwelcher Zwang angethan worden sei.

es der königlichen Gnade versichernd und hinzusetzend: es soll auch auf dem Rathhaus und in den Kirchen von den Kanzeln öffentlich abgelesen werden, wie man mit euch hat wollen umgehen, wie euere Herren euch verraten und verkaufen wollen (welche Eröffnung dann freilich unterblieben ist).

Die Besetzung war in den frühen Morgenstunden von 5 Uhr ab erfolgt, und schon um 8 Uhr sah man die Herren vom Magistrat in ihrer feierlichsten Amtstracht und ebenso Kaufmanns- und Zunftältesten dem Rathhause zuweilen, dorthin entboten auf den Wunsch des preussischen Oberbefehlshabers Feldmarschall Graf Schwerin. Sie erschienen alle mit Ausnahme des Rats Herrn v. Ohlen und Adlerstron, welcher schon in aller Frühe, noch vor dem Einmarsche der Truppen, einen Spazierritt unternommen, und des Ratspräsidenten v. Kot, welcher schwerkrank darniederlag ¹⁾. Aber auch dieser nahm Anteil an den Ereignissen. Auf die Kunde von dem, was heut in der Stadt vorgehe, hatte er sich ans Fenster tragen lassen und noch einmal hinuntergeschaut auf des jetzigen Treiben des Marktes, wo die preussischen Grenadiere hielten und die Kanonen drohend aufgepflanzt standen. Der Scheideblick des Sterbenskranken traf zugleich die Todesstunde des alten freistädtischen Breslaus, dem er seit 11 Jahren vorgestanden hatte. Er hat das als preussische Stadt wieder ankommende nie gesehen, und der alte Herr hätte sich auch schwer in die neuen Verhältnisse zu finden vermocht.

Indessen hatte Schwerin durch einen Offizier anfragen lassen, ob der Rat versammelt wäre, und die Antwort erhalten, derselbe erwarte ihn im Fürstensaale. Um 9 Uhr war er dann erschienen, begleitet von den Geheimräthen des Feldkriegskommissariats, Reinhard Münchow und Arnold, unten an der Treppe von dem Ratssekretär Wolff empfangen, der ihn nach dem Fürstensaal geleitete. Es hätte kaum noch der Besetzung der Rathhausthüren durch preussische Soldaten bedurft, um den Herren die Situation vollständig klar zu machen ²⁾. Schwerin begrüßte den Rat, erwähnte, wie die politischen Konjunkturen das, was geschehen sei, durchaus nothwendig gemacht hätten, und ließ dann, während er auf dem für ihn bereit gehaltenen Lehnstuhl Platz nahm, die königliche Vollmacht für ihn verlesen, und darauf die königlichen Propositionen des Inhalts, daß die Neutralität nun ein Ende habe, da allerlei dem Könige feindliche Machinationen und Neutereien, wie auch sonstige erhebliche Ursachen die Besetzung der Stadt unerläßlich gemacht hätten, daß der König vollständige Amnestie erlasse, die Stadt und die Bürgerschaft ohne Unterschied des Bekennnisses seines Schutzes und seiner Gnade versichere, aber dafür auch sofortige Huldigung und den Eid der Treue verlange, den dann auch die Mitglieder des Rates und die Oberältesten der Kaufmannschaft und der Zünfte laut nachsprachen. Mit einem dreimal wiederholten allgemeinen Vivat auf den König schloß die feierliche Handlung, welche Breslau preussisch machte ³⁾. Bei dem Herausgehen aus dem Rathhause brachte Schwerin, als er von den feineren Stufen aus die dichtgedrängte Menge überjah, noch einmal ein

¹⁾ Des Ratssekretärs Goworref authentisches Protokoll bei den Ratsakten.

²⁾ Ein Zeitgenosse sagt: „Es hieß hier: ‚stiß Vogel oder stirb‘“; Genders Aufzeichnungen a. a. O., S. 166.

³⁾ Kundmann, S. 513. Goworref giebt den Inhalt der Propositionen nicht an.

Bivat auf Friedrich aus, in welches das Volk jubelnd einstimmt. Von da ritt der Feldmarschall auf den Salzring, wo die 600 Stadtsoldaten nebst ihren Offizieren, sämtlich nur mit ihrem Untergewehr bewaffnet, seiner warteten. Er ließ sie um sich einen Kreis schließen und stellte ihnen in einer kurzen Rede vor, wie sie der König nun in seinen unmittelbaren Dienst zu nehmen beabsichtige; es wurden ihnen darauf die Kriegsartikel vorgelesen und der Fahneneid, wo sie dann laut nachsprachen, daß sie dem Könige zu Wasser und zu Lande allezeit getreulich dienen wollten. Diese weite Ausdehnung ihrer Wehrpflicht stößte zwar zuerst den wenig streitbaren Wächtern des Breslauer Gemeinwohls einen nicht geringen Schrecken ein; doch beruhigten sie sich, als man sie versicherte, man wolle sie nicht zu scharfen Attaquen auswärts verwenden, sondern bei der Stadt belassen, und nachdem sie dann ihren Kriegsherrn leben gelassen, nahmen sie gefahter jeder seine zwei 10gröschler = 5 Sgr. und thaten das möglichste, um dafür Friedrichs Gesundheit zu trinken. Wesentlicher als diese war eine andere militärische Erwerbung, welche der König in Breslau machte, nämlich die stattliche Artillerie, die er hier vorfand, und die er wie Schwerin rühmen ¹⁾, auf den Wällen allein 156 Geschütze und an 170 in den beiden Zeughäusern, auch sonst ansehnliche Kriegsvorräte ²⁾. Inzwischen wurde im Räte, der nach der Huldigung beisammen geblieben war, recht im Gegensatz zu den Vorgängen auf dem Salzringe noch einmal das *ius praesidii*, jenes alte Recht, nur die Stadtsoldaten als Besatzung zu dulden, aufs Tapet gebracht, doch mochte man wohl fühlen, daß es damit für immer vorbei sei, und so kam es zu keiner Resolution darüber, man begnügte sich damit, überhaupt um Bestätigung der Privilegien zu bitten, und hatte alle Hände voll zu thun, die Weisungen des Feldkriegskommissariats zu erfüllen, in dem Rathause Platz zu machen für die preussische Wache, die noch vorhandenen Zeichen der Landestrauer um Karl VI. zu entfernen, Huldigungspredigten in den Kirchen für den nächsten Sonntag zu bestellen, für die Änderung des Kirchengebets zu sorgen, die gesamte Bürgerschaft für Tags darauf zur Huldigung aufs Rathaus zu citieren.

Die Soldaten bivouaktierten indessen auf den Straßen. In den Wirtschaftshäusern war den ganzen Tag ein reges Leben; mochten die österreichisch Gesinnten erzürnt versichern, sie würden ihr Lebtag an den krummen Lorenz denken (der 10. August ist der Tag Laurentius) und manche der Reicheren und Vornehmeren überhaupt auch ernster in die Zukunft sehen, die große Menge, die bei jedem Wechsel der Dinge immer zu gewinnen hofft, feierte die Huldigungsfreude leichtmütig mit, sie steckten sich weiße Schleifen auf die Hüte, das preussische Feldzeichen, und freuten sich, die preussischen Soldaten fortan mit dem Ausdruck „lieber Landsmann“ anreden zu dürfen.

Am nächsten Tage wurde nun mit den Huldigungen fortgefahren, die Ärzte, Juristen, Kaufleute, die possessionierten Bürger leisteten vor Schwerin ihren Eid; die nicht erschienenen stellten schriftliche Reverse aus; an die pro-

¹⁾ Der König an den Fürsten von Anhalt den 10. August; bei Orlich I, 342, und Schwerins Bericht vom 11. August; Berliner St.-A.

²⁾ Eine Spezifikation bei Malinowsky und Bonin, Gesch. der preussischen Artillerie I, 475, und daraus aufs neue abgedruckt in der Zeitschr. des schlesischen Geschichtsvereins, Bd. XV (1881).

antische Geistlichkeit hielt Schwerin eine kurze Anrede des Inhaltes: daß e. Majestät bei dem großen Zutrauen, welches Sie zu den H. Geistlichen hätten, keinen besonderen Eid verlangten, sondern sich mit einem Handag begnügen wollte“. Als bei dieser Gelegenheit der erste Geistliche, Inspektor Burg, Schwerins Hand küssen wollte, gestattete dieser es nicht, sondern küßte den Herrn Pastor auf beide Wangen und ließ konsequenterweise den übrigen Geistlichen jedem einen Kuß zukommen. Das offizielle Protokoll fährt fort: „Dieser (nämlich Inspektor Burg) machte eine kurze, aber sehr bewegliche Dankfagnungsrede, nicht ohne Wehmut aller und jeder, und sagte sich dieser Aktus mit der größten Zärtlichkeit.“ Dieser Inspektor Burg, der oberste evangelische Geistliche Breslaus, Prediger bei St. Elisabeth, ist ein ebenso kluger als beredter Herr gewesen sein. Er hatte noch im Oktober 1740 das größte Lob und die allseitigste Bewunderung geerntet wegen seiner äußerst beweglichen Leichenrede, die er zu Ehren des Todes Karls VI. gehalten, und die auch später gedruckt worden ist, und noch während der Zeit der Neutralität wird er in einem nach Wien gerichteten Briefe eines österreichisch gesinnten Breslauer Kaufmanns als ein Mann bezeichnet, auf den die dortige Regierung unter allen Umständen verlassen könne, aber er hatte ungemein schnell die veränderte Situation begriffen, und die Gewandtheit, mit der er diese Wendung dokumentierte, brachte ihm nicht nur jenen Appellkuß Schwerins ein, sondern seine gelungene Huldigungspredigt Sonntags darauf wurde auch vonseiten des sonst bekanntlich nicht gerade sehr freigebigen Königs durch eine goldene Medaille im Werte von 600 Thlr. besetzt¹⁾, und ein Jahr darauf ward er auch zum Mitgliede des von Friedrich gegründeten Oberkonsistoriums für die Provinz Schlesien ernannt²⁾, wo er sich Gelegenheit gefunden hat, sich wesentliche Verdienste um die evangelische Kirche in Schlesien zu erwerben.

Während nun auf dem Rathause jene solenne Huldigung erfolgte, gab es auf dem Ringe unten ein gar merkwürdiges Schauspiel. Um 11 Uhr nämlich stellten sich an der goldenen Krone 30 Dragoner und 30 Grenadiere auf, an deren Spitze der königlich preussische Feldkassierer, Herr Kubitz, hielt, höher vorn auf dem Sattel neben den Halstern zwei rotsammetne große Hüte hängen hatte; derselbe zog an der Spitze seiner militärischen Bedeckung eine grüne Röhrseite entlang dreimal um den ganzen Markt, beständig aus seinen Beuteln Geld ausstreugend in allerlei Münzsorten vom Louisdor bis zum Zweigroschenstück herab. Ich habe nun nicht nötig, dem Berichte unseres Chronisten Steinberger eine Schilderung der halb kläglichchen, halb komischen Szenen zu entlehnen, welche die Kauferei um das Geld hervorrief; ich will nur bemerken, daß, wie sehr auch eine solche Zeremonie im Geschmacke jener Zeit liegen mochte (wie denn trotz der sonstigen Sparsamkeit des Berliner Hofes das Geldauswerfen auch nach der Thronbesteigung Friedrichs des

¹⁾ Er sollte wählen zwischen einer pièce d'argenterie, einem Geldgeschenke und einer Medaille und entschied sich für die letztere. Akten, betreffend die Huldigung in Niederschlesien (aus dem Breslauer St.-A.).

²⁾ Seine sonstigen nicht unbedeutenden Verdienste um die evangelische Kirche in Schlesien würdigt Schmeidler, Gesch. der Elisabethkirche, S. 243—244. Siehe darüber noch Gef. Nachr. V, 662.

Großen in Berlin nicht gefehlt hat) ¹⁾, doch schon unser Berichtersteller einen gewissen Anstoß nimmt an einer Art von Almosenverteilung, wobei, wie er sich ausdrückt, „wohl manche starke Stößlinge und Balger etliche Louisd'ors oder Dukaten erwißten, die meisten aber mehr Stöße als Geld erhielten“. Die Summe des auf diese Weise ausgestreuten Geldes wird in allen Berichten übereinstimmend in der überraschenden Höhe von 15,000 Gulden angegeben ²⁾.

Die in den nächsten Tagen in immer weiteren Kreisen fortgesetzte Huldigung fand nur bei der katholischen Geistlichkeit einen gewissen Widerstand. Nachdem nämlich noch am Tage des Einmarsches der Preußen für den folgenden Tag Deputierte des sämtlichen Breslauer Klerus durch Schwerin in die Dompropstei zur Anhörung königlicher Propositionen berufen worden waren, ward in einer Vorversammlung auf Anregung der Domgeistlichkeit beschlossen, um Bedenkzeit zu bitten, in der Hoffnung, inzwischen, wenn sich die Gerüchte von dem siegreichen Vordringen der Oesterreicher bestätigten, möglicherweise der ganzen Huldigung überhoben bleiben zu können ³⁾. Und wie zornig auffahrend auch Schwerin, als er eine Antwort in diesem Sinne erhielt, drohend warnte, die Herren möchten sehen, was sie thäten, ob es geraten sei, die Gnade des Königs so von der Hand zu weisen, so war doch der ihm in größter Bescheidenheit entgegengehaltene Einwand, die Deputierten wären ja ganz ohne Instruktionen, da über den Zweck ihres besügten Erscheinens die Citation nichts besagt hätte, so stichhaltig, daß er nicht umhin konnte, eine Frist zu gewähren, die er dann allerdings nur bis auf den nächsten Tag steckte. Darauf entschlossen sich nun die Deputierten der Klostergeistlichkeit, militärische Zwangsmaßregeln fürchtend, zur Nachgiebigkeit und leisteten dann auch tags darauf durch Handschlag die verlangte Huldigung. Nur die Canonici vom Domstifte und dem zum heiligen Kreuze blieben auch jetzt noch bei ihrer Weigerung, dazu bestimmt teils durch allgemeine Rücksicht auf ihren noch nicht gelösten früheren Unterthaneneid und auf die Abwesenheit ihres Hauptes, des Fürstbischofs, ganz besonders aber durch die Furcht, da die meisten Kirchengüter damals noch von den österreichischen Truppen besetzt waren, möchte eine allzu große Willfährigkeit gegen Preußen an jenen gebüßt werden. Friedrich nun, der bei jeder Gelegenheit gerade der katholischen Geistlichkeit gegenüber alle möglichen Rücksichten walten gelassen hat, zeigte auch damals viel Geduld, und als nach mehrwöchentlicher Frist die Domherren noch immer auf ihrem Widerstande beharrten, war es nicht eigentlich eine Strafe, sondern nur ein auch von der Gegenseite in diesem Sinne aufgenommenes Auskunftsmittel, um aus diesem Konflikte herauszukommen, daß er die noch immer sich Weigernden veranlaßte, vorläufig die Stadt zu verlassen, und ihre Güter sequestrieren ließ bis zu der auf Ende Oktober anberaumten allgemeinen Huldigung, die er selbst in Person entgegenzunehmen gedachte. Die Domherren mochten im ganzen schon zu

¹⁾ Am 7. August 1740; Aufzeichnungen des dänischen Gesandten Prätorius, Neue Berliner Monatschr. XII, 10.

²⁾ Kundmann, S. 515; Gef. Nachr. I, 915; Steinberger bei Kapfert, S. 74.

³⁾ Tagebuch aus dem Vincenzkloster, Stenzel V, 545.

frieden sein mit diesem Arrangement, bei dem es einerseits ohne Freiheits- oder Vermögensstrafen abging, während sie andererseits doch den Anspruch hatten, von Oesterreich als Opfer ihrer Anhänglichkeit an dasselbe betrachtet zu werden.

Den nächsten Sonntag wurde die Hulbigung auch kirchlich durch feierlichen Gottesdienst in allen Kirchen begangen und bei dem *Te Deum laudamus* zugleich auf den Wällen die Geschütze gelöst. Die Texte für die Prediger waren von den preussischen Behörden bestimmt, und in der Elisabethkirche war eine eigene Tribüne, prächtig mit farbigen Tapeten geschmückt, aufgerichtet worden, auf der der neue Gouverneur v. d. Marwitz und die Räte des Feldkriegskommissariats samt ihrem Gefolge die Festpredigt des Inspektors Burg anhörten.

Die ganze Angelegenheit mit ihren Präcedentien legte es dem König nahe, sich der städtischen Obrigkeiten mehr als dies bisher der Fall war, zu versichern. Bekanntlich hatte in allen schlesischen Städten (mit Ausnahme von Breslau) in österreicherischer Zeit das katholische Glaubensbekenntnis als Bedingung zum Eintritte in die kommunale Verwaltung gegolten. Um der hierin liegenden Ungerechtigkeit abzuhelpen, hatte dann unter dem 28. Juni das Feldkommissariat auf königlichen Befehl angeordnet, daß überall zwei evangelische Beisitzer dem Räte beigeordnet werden sollten. Jetzt aber schien es dem König an der Zeit, direkt von den Magistratsmitgliedern wenigstens der größeren oder bei der militärischen Lage besonders in Betracht kommenden Städte einen Schwur der Treue zu verlangen, wie dies ja am 11. August bereits in Breslau erfolgt war. So in Strehlen am 13ten, wo auch die Eidesleistung keine Schwierigkeiten fand ¹⁾, während am 14ten in Liegnitz sämtliche Ratsmitglieder, jeder Überredung unzugänglich, den Eid verweigerten und lieber ihre Ämter aufgaben ²⁾, und ähnlich ging es am 15. August in Schweidnitz, wo der König bei der gefährlichen Nähe der feindlichen Hauptarmee für die damals noch unbesetzte Stadt, welche ein größeres Magazin in sich barg, ernste Besorgnisse hegte. Hier ward der bisherige Prokonsul Heyn, dem der König österreicherische Sympathieen zuschrieb, definitiv abgesetzt; die anderen katholischen Mitglieder sollten ihre Ämter behalten, wenn sie dem König Treue schwören wollten, was sie jedoch sämtlich unter Hinweis auf ihren der Königin geleisteten Eid, von dem sie noch nicht entbunden wären, verweigerten ³⁾. In den Gebirgsstädten Girsberg, Schmiedeberg, Landskhat hat sich der König durch Ernennung eines ihm ergebeneu Mannes zum Bürgermeister geholfen.

Auch in Breslau gedachte der König einen Wechsel des Rates vorzunehmen und verfügte am 12. August an den neuen Kommandanten v. d. Marwitz, man sollte den Magistrat kassieren, und die Bürger sollten einen neuen evangelischen Rat erwählen, den er konfirmieren werde ⁴⁾. Als er jedoch in

¹⁾ Görlich, Gesch. von Strehlen, S. 537.

²⁾ Die Wohlhabenden unter ihnen, wie der durch seine umfanglichen Stiftungen bekannt gewordene Wittiber und der Bürgermeister v. Braun blieben in Liegnitz als Privatleute, die anderen suchten dann in Oesterreich Stellen. Nur zwei Subalternbeamte leisteten den Eid. Krassert, Chronik von Liegnitz III, 187.

³⁾ Nur ein Registrator leistete den Eid. Scholtz, Schweidn. Tagebuch.

⁴⁾ Berliner St.-A.

Kenntnis gesetzt wurde, daß seit der Einführung der Reformation in Breslau alle städtischen Beamten immer dem protestantischen Bekenntnisse angehört hatten, ließ er die Sache vorläufig ruhen, um sich nachmals hier, wie wir das noch näher zu schildern haben werden, durch Ernennung eines ihm ergebenen Ratsdirektors zu helfen.

Sechstes Kapitel.

Erneuter Kampf um Meiß. Vom Kriegsschauplatz der Allierten.

Obwohl nun die Besetzung Breslaus auch militärisch für den König von Bedeutung war, so war derselbe doch mit seiner Lage keineswegs zufrieden.

Er wünschte lebhaft, Meißerg aus dem Lande delogieren und Meiß nehmen zu können, weil er sonst nicht auf ruhige Winterquartiere rechnen konnte, und hätte ja jetzt von Strehlen aus auf die Meiß zu marschieren, den Fluß überschreiten und Meißerg von der Festung abschneiden können, aber er mochte sein ansehnliches Magazin in dem unbefestigten Schweidnitz nicht dem Feinde preisgeben, und da er anderseits erwog, daß bei längerer Unthätigkeit die günstige Zeit für Kriegsoperationen verfließen würde, fühlte er sich „in doubiöser Lage“ und durchaus unschlüssig, was er thun solle ¹⁾.

Aber auch Meißerg war mit der Situation nicht besser zufrieden. Er bangte vor einem Zuge des Königs gegen Meiß und wäre wohl am liebsten zurückgegangen, hätte ihn nicht ein Befehl aus Wien, wo man in dem Momente erneuter Unterhandlungen einen Rückzug der österreichischen Armee gern vermieden sah, zum Aussharren gezwungen ²⁾. Er sah in der That in einem Unternehmen auf Schweidnitz das einzige Mittel den König von Meiß abzulenken, und marschierte am 14ten von Baumgarten durch Frankenstein nach dem etwas nordwestlich davon gelegenen Peterwitz und von da am folgenden Tage auf Reichenbach zu, ließ sich jedoch durch eine falsche Nachricht von dem Anrücken der Preußen zur Rückkehr in das Lager von Peterwitz bewegen ³⁾.

¹⁾ An den Fürsten von Dessau, 25. August; Orlich I, 344.

²⁾ Meißerg beruft sich auf einen solchen Befehl in einem Berichte vom 29. August; Wiener Kriegsminist.-A.

³⁾ Wenn die Österr. militär. Zeitschr. (1827 II, 76), deren Darstellung sonst auf dem Material des Wiener Kriegsministerial-Archivs beruht, angiebt, daß Meißerg damals den General Fstetics mit 1000 Husaren in die Schweidnitzer Gegend entsendet habe, so bin ich geneigt, hier an eine Verwechslung mit dem einige Wochen vorher ausgeführten Zuge dieses Generals, der ja denselben bis nach Leubus führt, zu glauben. Aus der zweiten Hälfte des August hören wir sonst nirgends etwas von größeren österreichischen Reiterscharen in der Schweidnitzer Gegend, und auch in den Regesten des Wiener Kriegsministerialarchivs, die mir vorgelegen haben, habe ich nichts von jenem Zuge finden können.

Bald rückte aber der König ihm entgegen; den 16ten verließ er sein so lange behauptetes Strehleener Lager und bezog am 21sten ein neues Lager vor Reichenbach, worauf Meipperg bis in die Gegend von Frankenstein zurückging, so daß dann beide Heere in einer Entfernung von wenig über 2 Meilen einander gegenüberstanden.

Der König hatte große Neigung, den Feind anzugreifen. Er hatte durch den Obersten Dumoulin eine Skizze des feindlichen Lagers (allerdings noch des von Peterwitz) entwerfen lassen und dieselbe dem Fürsten von Anhalt gesendet, um dessen Meinung über den von ihm beabsichtigten Angriff zu hören und ward fast unwillig, als der Fürst Bedenken äußerte. Er schob die Schuld auf die mündlichen Berichte des mit dem Briefe abgeforderten Offiziers, des Obersten v. Diersfort, und antwortete dem Fürsten: „Diersfort ist ein dummer Teufel, der die Situation nicht kennt, mir ist sie besser bekannt, es geht sehr wohl und wird ganz gewiß gut gehen.“¹⁾

So schrieb der König noch, nachdem er am Tage vorher eine große Rekognoscierung mit 8 Grenadierbataillonen, 20 Schwadronen Husaren und 8 Geschütze gegen Frankenstein und das österreichische Lager ausgeführt hatte. Hierbei waren die Vortruppen beider Parteien ernstlich an einander geraten, und die Österreicher rühmten sich die Oberhand behalten und 100 preussische Husaren gefangen genommen zu haben²⁾.

Das österreichische Lager zog sich von den Höhen des Culengebirges östlich von Silberberg, welche seine linke Flanke deckten, bis nach Frankenstein hin und hatte eine erwünschte Deckung in den verschiedenen tiefer eingeschnittenen Gebirgsbächen, welche nicht weit vor seiner Front vom Gebirge herabkommen und von einem Angreifer zu überschreiten waren. Gerade vor der Front des Lagers gewährten auch noch einige Teiche besondere Deckung.

Der König findet die Situation des Lagers zwar stark, doch nicht unangreifbar, mag sich aber schließlich doch für einen sofortigen Angriff nicht entscheiden, sondern verschiebt einen solchen bis auf den 6. September, falls der Feind so lange noch stehen bliebe³⁾. Im Lager erzählte man sich, der König und Schmerin hätten den Angriff gewollt, aber die ganze Generalität, den Prinzen Leopold von Dessau an der Spitze, hätten entschiedene Vorstellungen dagegen gemacht mit Rücksicht auf die Stärke der Position und die unvermeidlich zu passierenden Defilés⁴⁾.

Das schließliche Resultat aller Erwägungen des Königs war, daß er den schon früher ins Auge gefaßten Plan, sich auf Meisse zu werfen und Meipperg von der Festung abzuschneiden, nun auszuführen beschloß. Die Entscheidung muß bereits am 2. September erfolgt sein, denn an diesem Tage schreibt er an den Kurfürsten von Bayern, er habe einen Coup vor, der die Meippergische Armee entweder vernichten oder in die Flucht treiben werde; von der Ausführung und der Bewahrung des Geheimnisses hänge der Erfolg ab⁵⁾.

1) Den 24. August; bei Orlich I, 348, und Polit. Korresp. I, 308.

2) Meipperg an den Großherzog, den 25. August; Wiener Kriegsminist.-A.

3) An den Fürsten von Anhalt, den 28. August; bei Orlich I, 348. Der König gibt keinen Grund für den Aufschub an.

4) Seegebart, S. 56.

5) Polit. Korresp. I, 323.

Er zweifelt kaum an dem Gelingen, und hoch fliegen seine Pläne. Wenn Reiperg in die Flucht geschlagen und aus dem Lande vertrieben ist, gedenkt er Reife zu belagern, das er in 14 Tagen erobern zu können hofft; dann kommt Glaz an die Reihe, mit dem er in ebenso langer Zeit fertig zu werden meint; darnach soll die Armee in Böhmen und Mähren Winterquartiere beziehen und die schwere Artillerie dem Kurfürsten von Bayern, der darum gebeten hatte, zur Belagerung Wiens zur Verfügung gestellt werden ¹⁾. Schon im Befehl gegeben, mit Rücksicht auf die böhmischen Wege, die Fahrzeuge schmalspurig zu machen ²⁾. Etwas, was Reiperg, der sofort davon unterrichtet ist, sehr zu denken giebt ³⁾.

In augenscheinlicher froher Stimmung schreibt der König am 7. September an seinen Freund Jordan in französischen Versen: „Morgen brechen wir auf, und weder die Heiligen, noch der Teufel wissen, wohin wir gehen; dir aber, mein Vertrauter, sage ich, daß wir die ersehnte Belagerung von Reife unternehmen werden“, und bald werde, hoffe er, der Ruf ihm die Kunde bringen von einem Siege über die hochmütigen Oesterreicher ⁴⁾.

Aber seine Hoffnungen sollten diesmal bitter getäuscht werden. Der König hatte zwar bereits am 3. September dem in Nimptsch postierten Obersten Voigt 8 Compagnien Grenadiere und 500 Husaren nach Nimptsch vorausgeschickt, um die Tete des ganzen Corps zu bilden, aber den Marsch des letzteren noch um einige Tage verzögert, weil erst Brot für das Heer auf 8 Tage fertig gestellt werden sollte. Erst am 7ten des Abends marschirt die Avantgarde, etwa 10.000 Mann stark, ab unter dem Kommando des Generals v. Kalkstein, mit vollständigem Brückentrain. Es war ein beschwerlicher Nachtmarsch, ein dichter Nebel bedeckte die Gegend, die Wege waren durch anhaltenden Regen gründlos gemacht, das coupierte Terrain gestattete nicht, in mehreren Kolonnen zu marschieren, und große Schwärme österreichischer Reiter waren ihnen fortwährend an den Fersen. In dem Nebel verfehlte Kalkstein die Richtung, und als das Hauptheer durch den auch am 8. September in den Morgenstunden fortdauernden Nebel gleichfalls sehr beunruhigt und von den österreichischen Reitern nicht immer ohne Erfolg angehalten; bis Töpliwoda kam, zeigte es sich, daß man die Avantgarde nicht vor sich hatte, sondern links zur Seite in Heinrichau. Am 9ten ging das Gros des Heeres bis Münsterberg, mußte aber am 10ten dort liegen bleiben, um dem Kalksteinschen Corps, das ja die Pontons mit sich führte, Zeit zu lassen, wieder voranzukommen. Der versäumte Tag war nicht mehr einzubringen, denn auch Reiperg war, sowie er den Abmarsch der Preußen erfahren, in Eilmärschen aufgebrochen über Kamenz nach Patzschau. Kalkstein konnte, als er am 11. September Voigt zwischen Ottmachau und Reife erreichte, zwar noch Brücken über den Fluß schlagen und einige Bataillone Grenadiere hinübersenden, doch fand der König, als er selbst dem Gros vorausziehend hier eintraf, die österreichische Armee bereits in gleicher Höhe 1 Stunde

¹⁾ Vgl. die Briefe an Schmettau und Valori vom 4. September; Polit. Korresp. I, 328, 329.

²⁾ Seegebart, S. 56.

³⁾ Reiperg an den Großherzog, 5. September; Wiener Kriegsminist.-A.

⁴⁾ Oeuvres XVII, 132.

vom Ufer bei Granau postiert, nicht mehr von Meisse abzuschneiden und um so weniger angreifbar, da auf dem sumpfigen Terrain des linken Ufers eine Aufstellung in Schlachtordnung nicht möglich war, auch das Gros der preussischen Armee noch zurück war. Friedrich ließ die Brücken wieder abbrechen, das Heer kampierte bei Woitz ¹⁾. Der Coup war mißlungen, und wiederum fand, wie vor einigen Monaten, der König den österreichischen Feldhern sich in einer Stellung gegenüber, in welcher derselbe Meisse deckte und durch Meisse gedeckt wurde, bei Reunz ein wenig östlich von dem so lange innegehabten Lager an der Viele, in einer Stellung, die nur durch schweres Blutvergießen zu forcieren war. Der König zog jetzt den 13. September die Meisse aufwärts und bezog südlich von der Festung ein Lager bei Groß-Neundorf, wo wenigstens die Verpflegung über Löwen und Michelau, welche Punkte stärker besetzt wurden, von Brieg aus leichter bewerkstelligt werden konnte. Einer Abtheilung seiner Kavallerie gelang die Zerstörung eines großen feindlichen Magazins ganz nahe der Festung und die Aufhebung eines Wagentrains.

Es blieb jetzt kaum etwas anderes übrig, als auf den Plan zurückzugreifen, welchen bereits im Sommer der Fürst von Anhalt ihm vorgeschlagen hatte, nämlich die Meisse unterhalb der Festung zu überschreiten und Neipperg durch Bedrohung seiner rückwärtigen Verbindungen zum Weichen zu bringen. Bereits unter dem 16. September zeigt er diesen Entschluß dem Feldmarschall Schmettau an ²⁾. Am 14. September vertrieb ein Kommando aus Schwargast an der Mündung der Meisse in die Oder die österreichischen Husaren und besetzte den Ort ³⁾, und am 15ten hatte er bei der Parole davon gesprochen, daß seine Soldaten Winterquartiere in Mähren und Böhmen haben sollten ⁴⁾. Doch nahmen die Vorbereitungen für die Verpflegung des Heeres noch einige Zeit in Anspruch, und erst am 25ten des Abends begann der Marsch. Das Gepäck ward unter Bedeckung nach Friedwalde zurückgesendet, nur die Packpferde blieben bei den Regimentern. Eine Stunde später, abends 8 Uhr brachen sämtliche Zimmerleute des Heeres, von den Bronikowskischen Husaren eskortiert, nach Koppitz auf, die Meisse abwärts; ihnen folgte Erbprinz Leopold mit starker Heeresmacht, 5 Regimentern und 2 Grenadierbataillonen und 36 Kanonen außer den Bataillonsgeschützen, auch den erforderlichen Pontons. Ein Posten irregulärer österreichischer Infanterie ward leicht in die Flucht getrieben, und 4 Brücken, 2 Schiff- und 2 Pontonbrücken, wurden schleunigst in Angriff genommen. Man arbeitete die Nacht hindurch so fleißig, daß am anderen Morgen um 10 Uhr die Brücken vollständig fertig waren; zugleich ward am rechten Ufer eine Redoute gebaut, welche zum Schutze der Brücken von einem Bataillon besetzt blieb.

Am 26. September brach das Gros des Heeres aus seinem bisherigen Lager auf. Sämtliche Husaren wurden zur Sicherung des Abmarsches bis gegen die Mährengasse (die nördliche, auf dem linken Ufer der Meisse gelegene Vorstadt von Meisse) vorgehoben, und zu ihrem Soutien blieb das

¹⁾ Hist. de mon temps in der älteren Bearbeitung, ed. Posner, S. 235, und Lettre d'un offic. pruss. a. a. L., S. 348.

²⁾ Polit. Korresp. I, 336.

³⁾ Neipperg an den Großherzog, den 17. September; Wiener Kriegsminist.-A.

⁴⁾ Neipperg an den Großherzog, den 15. September; Wiener Kriegsminist.-A.

regiment Rothenburg in Groß-Neundorf stehen ¹⁾. Gegen Mittag übertritt das Heer die Meise und bezog zwischen dem Flusse und Kößdorf ein Lager, um dann am folgenden Tage 1½ Meile flussaufwärts zu rücken, wo er König sein Hauptquartier in Kaltede nahm, einem Vorwerke zwischen Hietzig und Lammsdorf gelegen. Ein weiteres Vorrücken bis gegen Oppersdorf ^{2/4} Meilen östlich von Meise, welches der König ursprünglich beabsichtigte, ward dadurch vereitelt, daß Meiperg am 28sten des Morgens diese orteilhafte Stellung selbst einnahm. Der König beschloß, sie zu umgehen; er ließ das Städtchen Friedland besetzen und bezog am 3. Oktober ein neues Lager südlich von Friedland, worauf dann auch Meiperg weiter östlich bis Breiskau bei Steinau rückte.

Bei der Richtung, die jetzt der Marsch des Königs nahm, ward es, um ihm Flanke und Rücken zu sichern, zur höchsten Notwendigkeit, das Terrain zwischen Oder und Meise vollständig zu beherrschen. Falkenberg hatte man bereits im September besetzt, gegen Ende dieses Monats erhielt nun der Kommandant von Brieg Ordre, sich Oppeln's zu bemächtigen, welches eine Abtheilung Kroaten und ungarische Husaren besetzt hielt. Am 1. Oktober erschien hier ein preussisches Detachement und forderte die Stadt zur Übergabe auf, zog sich jedoch, als diese abgelehnt wurde, nach Chroszczyna (auf dem Wege nach Falkenberg) zurück; am 4ten aber führte Oberst Hautcharmoy aus Brieg 1 Bataillon, 200 Husaren und 3 Geschütze vor die Stadt und nötigte so die Besatzung zum Rückzuge nach Krappitz; ein für sie daher gesendeter Succurs kam zu spät ²⁾. Doch auch nach Krappitz rückten die Preußen (6 Grenadiercompagnien unter Major v. Wedell und eine Husarenabtheilung) vor, zwangen am 6. Oktober die Kroaten, nach Kosel sich zurückzuziehen, und besetzten die Stadt mit so viel Truppen, daß man wagen konnte, hier ein kleines Magazin anzulegen, welches man aus der Umgegend durch Ausschreibungen zu füllen sich befließ ³⁾.

Nicht allzu schnelle Fortschritte hatten inzwischen die Waffen der Verbündeten gemacht. Allerdings hatte es Schmettau, trotz des Widerstandes des französischen Bevollmächtigten, dahin gebracht, daß in einem Kriegsrathe am 20. August beschloffen wurde, der Kurfürst Karl Albert solle bis an die Elbe vorgehen und erst dort die Ankunft der Franzosen erwarten, ein Resultat, welches den König so erfreute, daß er seine in zahlreichen Berichten ausgesprochene Zufriedenheit seinem Gesandten auch noch durch die Verleihung des schwarzen Adlerordens bezeugte ⁴⁾. Doch erst am 7. September begab sich der Kurfürst zu seinen bei Schärding versammelten Truppen; am 12ten ward bei St. Willibald die österreichische Grenze überschritten; am 13ten kamen, als das Heer bei Efferding lagerte, die ersten großen Donaufähne mit französischen Soldaten in Sicht. Mit den Bayern vereinigt, besetzten sie am 14ten Linz, die Hauptstadt Oberösterreichs, das gar keinen Widerstand versuchte. Die kleine österreichische Abtheilung unter Graf Palfy, die in Ober-

¹⁾ Lettre d'un offic. Pruss. a. a. O., S. 351, und dazu Orlich I, 144, der hier noch einige Einzelheiten hat.

²⁾ Berichte aus Oppeln an Meiperg vom 1. und 4. Oktober; Wiener Kriegsmitt.-Bl.

³⁾ Lettre d'un offic. pruss. a. a. O., S. 351.

⁴⁾ Den 2. September; Berliner St.-Bl.

österreich aufgestellt war, wich hinter die Ens zurück. Und als man am 22ten weiter vorrückte, räumten die Österreicher sogar die bei Ens aufgeworfenen Schanzen. Am 30. September ward die Ens überschritten, man drang in Niederösterreich vor, hielt aber bald wieder inne, da der Kurfürst nach Linz zurückging, um dort die Huldigung für Oberösterreich zu empfangen.

Wenn die Sachsen, schrieb in jener Zeit (am 27. September) der Kurfürst an König Friedrich, dem Frankfurter Vertrag entsprechend in einer Stärke von 18,000 Mann in Böhmen einrückten, das zweite französische Corps aus der Oberpfalz vordränge und gleichzeitig die preussische Armee einen Vorstoß unternähme, sei die Armee Reippergs von allen Seiten umzingelt und verloren. „Was sollte mich dann hindern können, gerader Weges unmittelbar auf Wien loszugehen, um Ihren Plan zur Ausführung zu bringen und dadurch zu bezeugen, wie hoch ich die erleuchteten Anweisungen, die Sie mir geben wollen, zu schätzen weiß? Von vier Armeen bedrängt, muß die Großherzogin um jeden Preis Frieden schließen. Die Umstände sind uns so günstig wie möglich, an uns ist es, sie zu benützen. Ich habe des Beispiel Ew. Majestät vor Augen, ich will's befolgen! Sie verdanken ja alle Erfolge Ihrer eigenen Festigkeit, Ihrem Mut und Eifer — mit einem solchen Führer an der Seite kann ich niemals irgehen.“¹⁾

Dem König von Preußen vermochten diese schwungvollen Partien des Briefes nicht über das hinwegzuhelfen, was sonst noch in demselben stand, daß nämlich der Kurfürst, den Friedrich, wie er schreibt, vor den Thüren Wiens geglaubt hätte, immer noch an der Ens stehe, und daß er die preussische schwere Artillerie verlangte zur Belagerung nicht von Wien, sondern von Prag. Er schreibt warnend: „Ew. kurfürstl. Hoheit wird thun, was Ihnen angemessen scheint, aber Sie werden sicherlich den jetzt gefaßten Entschluß eines Zuges gegen Prag zu bedauern Veranlassung haben, und die Folgen werden zeigen, daß ich mich nicht täusche. Wenn Ew. kurfürstl. Hoheit jetzt, wo Sie keinen Feind vor sich hat, langsam handelt, verliert Sie alle den Vorteil, den ihr die Gunst der Zeit gewähren könnte. Für die Operationen ist es ein gewaltiger Unterschied, ob man den Feind sich gegenüber hat, oder ob man seine Bewegungen ohne Opposition dirigieren kann.“²⁾

Friedrich war in der That unzufrieden mit dem ganzen Laufe der Dinge, vor allem mit der Gewinnung Sachsens um den Preis der Zusage von Mähren und Oberschlesien, wozu die Sachsen noch ein Stück Böhmen zu gewinnen sich alle Mühe gaben. Vorwurfsvoll erklärt er dem Marschall Belleisle: „Ich habe auf meine jülich-bergischen Ansprüche verzichtet, habe das ganze Jahr die Last des Krieges allein getragen, habe mich von Anfang an für den König von Frankreich erklärt und dessen Absicht bei jeder Gelegenheit nach bestem Vermögen unterstützt und gefördert, und Sie lassen auf das Haupt des Königs von Polen, der Ihnen alle mögliche Abneigung und allen möglichen üblen Willen gezeigt, Ihnen nichts von Ansprüchen geopfert hat, einen Anteil fallen aus den Trümmern des Hauses Österreich, größer als der des Kurfürsten und der meinige. Muß man denn der Feind der Franzosen sein, um von Euch am meisten begünstigt zu werden? Kann man durch

¹⁾ Angeführt bei Heigel, Der österreichische Erbfolgestreit, S. 196.

²⁾ Den 7. October; Polit. Korresp. I, 368.

loße feindliche Gesinnung, ohne Schwertschlag, von Euch ganze Provinzen erkaufen? — Sie haben wohl nicht erwogen, daß Sie, der Sie die Provinzen aus Rußlands herabbringen wollten, dieselbe nun erhöhen in der Person des sächsischen Kurfürsten und ihr durch dessen Vergrößerung die Mittel, so oft es ihr beliebt, in Deutschland einzubringen, während ich in Folge ganz von Bayern geschieden werde ¹⁾. Allerdings fand er sich, nach dem was der Kurfürst von Bayern erklärt hatte, lieber den Sachsen ganz Mähren lassen, als ihnen einige Kreise Böhmens abzutreten, in die Gewährung eines Anteils und meinte sogar, daß Oberschlesien in sächsischen Händen für ein Bollwerk gegen Oesterreich bilden könne, doch empfand er es übel, daß ihm seine Forderung einer Lisière von 1 Meile jenseits der Meisse gemacht werden sollte, und machte dagegen geltend, daß das Fürstentum Meisse zu Niederschlesien gehört habe und daher er es sei, welcher den Sachsen ein Stück concediere, das sie nicht zu verlangen hätten ²⁾.

Auch bezüglich seiner Forderung der Grafschaft Glatz, welche er gleichfalls als Pertinenz von Niederschlesien ansah, fand er bei Karl Albert Schwierigkeiten; er hatte diese Forderung um so stärker betont, als es eine Zeitlang den Anschein hatte, daß ein Teil des nördlichen Böhmens an die Russen fallen würde; als das nun zugunsten Bayerns entschieden war, ließ er einen Augenblick geneigt, von jener Forderung abzugehen, doch hatte ihn in besonderer Vorfalle bewogen, schließlich daran festzuhalten. Als nämlich Salori dem König die Präliminarien des bayerisch-sächsischen Bundesvertrages überreichen wollte, vergriff er sich in den Papieren und gab statt dessen eine beschiffrierte Depesche des Marschalls Belleisle in die Hände Friedrichs, die ohne zu lesen seinem Kabinettssekretär Eichel gab. Doch dieser entdeckte das Wertvolle dieser unabsichtlichen Eröffnung, insofern darin der Marschall erklärte, daß Salori zwar noch versuchen solle, den König von der Erfüllung seiner Forderung abzubringen, wenn derselbe sich aber darauf steife, werde der Kurfürst wohl nachgeben müssen ³⁾. Natürlich beharrte man nun fest, jedoch bereit, dafür Ravensberg an das pfälzische Haus zu cedieren.

Was den König noch weiter beunruhigte, war die Niederlage der Schweden bei Willmansstrand am 23. August, in Folge deren dieselben zum Frieden gezwungen werden konnten, wo dann die Russen die Hände frei hätten und leicht einen Gedanken kommen könnten, zugunsten der Oesterreicher einzugreifen ⁴⁾. Von den Ungarn, welche Maria Theresia durch Bewilligung ihrer Forderungen gewann, und die sich am 7. September begeistert bereit erklärten, für ihre Verteidigung und Errettung Gut und Blut daranzusetzen, kamen dem österreichischen Heere ansehnliche Verstärkungen. Um so mehr verdroß ihn daher das zögernde Vorgehen der Alliierten.

Fort und fort lastete die ganze Last des Krieges allein auf seinen Schultern. Reiperg machte keine Miene, abzugeben, ja er hatte, obwohl Lob-

¹⁾ Den 16. September; Polit. Korresp. I, 337.

²⁾ An Belleisle, den 23. September; Polit. Korresp. I, 354. Der König hatte den Alten des schlesischen Oberfiscenamtes ein Promemoria über die Einteilung der Provinzen ausarbeiten lassen, das dann noch Belleisle vorgelegt wurde; Polit. Korresp. I, 353.

³⁾ Eichel an Podewils, den 23. September; Polit. Korresp. I, 351.

⁴⁾ An Podewils, den 19. September; Polit. Korresp. I, 341.

Kowiz, der ein Heer gegen die Franko-Bavaren sammeln sollte, erst ein kleines Häuflein beisammen hatte, bis zum 23. September nicht mehr als 2 ungarische Husarenregimenter zu jenem Heere abgeben dürfen¹⁾. Und wenn nun die Sachsen und Franzosen und Bayern, da sie nun einmal nicht nach Wien gehen wollten, wenigstens Lobkowitz und Meipperg auf den Leib hätten rüden wollen, wo man den letzteren hätte zwischen zwei Feuer nehmen und viel leicht einschließen können²⁾, aber so dachten sie nur an das seitabliegende Prag; indessen verstärkten sich die Oesterreicher, und er behielt Meipperg auf dem Halse.

Anfang Oktober stand er diesem wieder gegenüber, er bei Friedland, die Oesterreicher bei Steinau, die beiden Heere kaum 2 Meilen von einander. Am 3. Oktober war der König in das Lager eingerückt, am 5ten rekonnozierte er selbst die Stellung des Feindes, und im Heere erwartete man einen Angriff auf das feindliche Lager, zu dem es jedoch nicht kam. Was nun folgt, erzählt der König in einem jener Briefe, in denen er selbst unter dem Namen eines preussischen Offiziers für die Presse die Kriegsergebnisse successive schilderte, in folgender Weise:

„Am 13. Oktober brachen wir auf (wiederum die rechte Flanke des Feindes umgehend) und bezogen zwischen Loncznik und Simmsdorf ein Lager in der Hoffnung, daß die Feinde ihrer Gewohnheit entsprechend uns nachziehen würden. Sie kamen auch am 14ten heran und lagerten sich bei Neustadt, 2 Meilen von uns. Den 15ten zog der König aus, ihre Stellung zu rekonnozieren, und entschlossen, sie anzugreifen, marschierte er am 16ten gegen Bülz. Aber ehe wir hier anlangten, erfuhren wir zu unserer Überraschung durch unsere Husaren und mehrere feindliche Deserteure, daß Graf Meipperg bei Tagesanbruch sein Lager verlassen und sich nach Jägerndorf zurückgezogen hatte. Unsere Husaren brachten mehrere Wagen, Ochsen und Pferde heran, welche sie den Feinden bei deren Rückzuge abgenommen hatten. Am folgenden Tage detachierte der König den Prinzen Leopold mit 13 Bataillonen und 10 Schwadronen zur Einschließung von Neiße, und die Generalmajore Truchseß und Posadowsty wurden detachiert mit einem Corps Infanterie, Dragoner und Husaren, die dann den Feind bei Troppau, welches derselbe stark besetzt hielt, verfolgten, während der König mit dem Gros des Heeres bei Schnellwalde stehen blieb, um nachmals seine Truppen in Oberchlesten Winterquartiere beziehen zu lassen.“

Der Abzug der österreichischen Feldherren konnte kaum überraschend erscheinen. Die Bewegungen des Königs gingen direkt auf die große Straße, welche von Neiße über Jägerndorf nach Troppau und von da nach Mähren führte; wollte Meipperg diese nicht in die Hände des Feindes fallen lassen, so mußte er entweder, Neiße preisgebend, sich auf ihr zurückziehen oder eine Schlacht darum wagen. Auf eine solche konnte er es aber einem an Zahl überlegenen und, wie er selbst anerkannte, waffengeübteren Feinde gegenüber nicht ankommen lassen, um so weniger, da inzwischen auch das französische bayerische Heer seit dem 30. September über die Ens hinaus in der Rich-

¹⁾ So schreibt der König am 23. September an Schmettau (Polit. Korresp. I, 352), und die Berichte im Wiener Kriegsminist.-A. bestätigen es.

²⁾ An Schmettau, den 23. September; Polit. Korresp. I, 352.

ung auf Wien vorrückte, ohne daß die Königin diesem eine hinreichende Streitmacht entgegenzustellen gehabt hätte. Wenn Neipperg in solcher Lage sich zurückzog und das einzige Heer, über das Oesterreich damals verfügte, für die Rettung Wiens aufsparte, mußte das erklärlich und natürlich erscheinen.

Thatsächlich aber ist Neipperg, ehe er dazu kommen konnte, sich von jenen Beweggründen aus Schlesien hinaustreiben zu lassen, zu seinem Rückzuge veranlaßt worden durch ein mit dem Könige von Preußen geschlossenes gemeinsames Abkommen, dessen Genesis dann im Zusammenhange der diplomatischen Campagne zu erzählen sein wird.

Siebentes Kapitel.

Das Corps des Fürsten von Anhalt.

Wir haben nun noch einen Blick zu werfen auf das Beobachtungscorps, welches König Friedrich unter dem Kommando des alten Fürsten von Anhalt in der Mark aufstellte in der Absicht, Sachsen und Hannover in Schach zu halten.

Dasselbe hat allerdings keinen Feind zu sehen bekommen, keinen Schuß abzufeuern, kein Blut zu vergießen Gelegenheit gehabt. Nichts desto weniger hat es seine Rolle gespielt und seine Bedeutung gehabt; sein bloßes Dasein hat eine nicht geringe Wirkung geübt und dazu beigetragen, die politische Haltung der Nachbarn Preußens zu bestimmen. Es schien angemessen, über die Schicksale auch dieser Heeresabteilung im Zusammenhange der militärischen Ereignisse zu berichten, wengleich in diesen Schicksalen sich eigentlich nur die wechselnden Phasen der Unterhandlungen abspiegeln, die in dem nächsten Buche eingehender geschildert werden sollen.

Als der alte Fürst Leopold von Dessau, untröstlich darüber, daß er an dem schlesischen Feldzuge nicht teilnehmen solle, wiederholte Beschwerten darüber dem Könige vortrug, antwortete dieser ihm den 2. Dezember 1740, er verehere in dem Fürsten den erfahrenen General viel zu sehr, um eine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, sich seines Rates zu bedienen; aber die Expedition, die er jetzt vorhabe, sei eigentlich nur eine Bagatelle, eine bloße Besitzergreifung. „Künftig Frühjahr aber“, fährt er fort, „möchte es zum Ernste kommen und alsdann mehr auf sich haben, und da ich überdem an Sachsen einen Nachbar habe, vor dessen Intentionen ich nicht sicher bin, so kann ich in meiner Abwesenheit solche importante Aufsicht und in allem Falle darauffolgende seriösere Expedition wie die jetzige keinem Besseren als Ihrer Durchlaucht anvertrauen; allein diese Expedition reserviere ich mir alleine, auf daß die Welt nicht glaube, der König in Preußen marschiere mit einem Hofmeister zuzelbe.“ ¹⁾

¹⁾ Politische Korrespondenz Friedrich d. Gr. ed. Roser I, 117. Die Briefe des Fürsten an den alten Fürsten von Dessau aus der hier in Frage kommenden Zeit

Der Fürst ließ sich dadurch einigermaßen beruhigen, und seine Antwort ließ durchblicken, er erwartete nun, während der König im Felde sei, als dessen alter ego in militärischen Dingen wenigstens fungieren zu dürfen, doch belehrt ihn der König eines andern mit den Worten: „Daß ich meine übrige im Lande bleibende Regimenter an Ew. Liebden verweisen sollte, solches werden Dieselben leicht ermeßten, daß es sich nicht thun lassen werde, inmaßen es die Natur und Art der Regierung zu erfordern scheint, daß alle Regimenter Mir allein angewiesen sind und bleiben.“¹⁾

Der Fürst machte seinem Mißvergnügen durch eine heftige Kritik des ganzen Unternehmens Luft, und der König hat in seinen Memoiren in scharfen Ausdrücken das damalige Verhalten des alten Heerführers charakterisirt. „Der Fürst von Anhalt“, schreibt er, „war wütend darüber, daß er weder von dem Könige zurate, noch bei der Ausführung zugezogen worden war. Seine Eigenliebe, darüber empört, bewog ihn, alle Unglücksfälle, die ein Misanthrop und Hypochonder sich erdenken kann, vorherzuverkündigen. Er betrachtete die kaiserliche Armee als seine Wiege und fürchtete meine Machtvergrößerung, er warf Schrecken und Kleinmut in alle Gemüther, er hätte mich selbst eingeschüchtert, wäre mein Entschluß nicht mit der vollsten Entschiedenheit gefaßt gewesen.“²⁾

Als der Fürst einmal dem König selbst seine Besorgnisse aussprach, antwortete dieser ihm: „Ich habe Ew. Durchlaucht ihren Brief getrieht und gesehen, mit was vor Inquietude Sie den bevorstehenden Marsch meiner Truppen ansehen, ich hoffe, daß Sie sich darüber beruhigen werden und erwarten mit Geduld, zu was ich Sie ästimiere, ich habe meine Dispositionen alle gemacht und werden Ew. Durchlaucht schon zeitig genug erfahren, was ich befohlen habe, ohne sich weiter darum zu inquietieren, indeme Nichts verfallen, noch versäumt ist.“³⁾

Indessen gehören diese Mißhelligkeiten doch nur der allerersten Zeit des Krieges an⁴⁾. Der alte Fürst erhielt bald Gelegenheit, zu erfahren, daß der König im Ernste geschrieben hatte, er werde sich allezeit gerne seines Rates bedienen⁵⁾; vom ersten Anfange des Feldzuges an schreibt Friedrich dem Fürsten, unterrichtet ihn eingehend von dem Stande der Kriegsergebnisse, fragt ihn direkt um Rat und zeigt bei verschiedenen Gelegenheiten, daß er der Ansicht des erfahrenen Feldherrn Einfluß auf seine Entschlüsse einräumt. Auch

sind bis auf einen (hier unter den Beilagen mitgetheilten) im Anhang zu Drlich's Gesch. der schles. Kriege I, und zum Teil auch in der erwähnten politischen Correspondenz abgedruckt. Daß der zweite angeblich hier noch in Betracht kommende Brief kein Schreiben des Königs an den Fürsten ist, sondern nur Abschrift eines jener vom Könige selbst verfaßten Kriegsberichte, welche Dronsen im Militär-Wochenblatte von 1878 veröffentlicht hat, ist schon oben S. 209, Anm. 5 bemerkt worden.

1) Den 11. Dezember; ebd. S. 135.

2) So in der Bearbeitung von 1746 ed. Posner, S. 217. Die spätere Redaction Oeuvr. II, 58 detaillirt dann noch näher die Verpflichtungen, welche der Fürst gegen den kaiserlichen Hof gehabt.

3) Den 24. November 1740; Polit. Korresp. I, 111.

4) Der König giebt in der angeführten Stelle seiner Memoiren die schlechten Prophezeiungen des Fürsten als ein Motiv an, weshalb er es für nötig gehalten habe, an seine Offiziere beim Ausmarsch einige ermutigende Worte zu richten.

5) In dem Schreiben vom 11. Dezember; Polit. Korresp. I, 135.

erfuhr der Fürst sehr bald, für welchen besonderen Zweck der König den bewährtesten seiner Generale aufgespart hatte. Gegen Ende des Jahres 1740 berichteten die preussischen Gesandten in Wien, wie man von sächsischer Seite dort gegen jede Verständigung mit Preußen arbeitete, und daß zwischen dem Wiener und Dresdener Hofe bereits ein Bund geschlossen sei. Daraufhin schreibt der König, der schon vorher unter dem 23. Dezember dem Fürsten von Anhalt aufgetragen hatte, über die angeblichen Rüstungen der Sachsen Erkundigungen einzuziehen ¹⁾, dem letzteren unter dem 9. Januar, er werde jetzt erkennen, welches die wahre Ursache gewesen, daß er ihn für diesmal noch zurückgehalten. „Ich will zwar noch zur Zeit nicht glauben, daß der Traktat zwischen dem wienerischen und sächsischen Hofe in dermaßen zur Konsistenz gediehen, als im oberneldtem Berichte ²⁾ angeführt werden wollen. Da es aber doch nötig ist, bei so delikaten Konjunkturen seine Mesures in Zeiten zu nehmen, als habe Ew. Liebden hierdurch erfuchen wollen, einen Plan zu formieren, welchergestalt man allenfalls ein Corps von 24,000 Mann aufbringen und nötigenfalls damit in Sachsen gehen könne, bevor solcher Hof seine bösen Intentiones in das Werk zu setzen zustande kommt.“ Der Fürst soll überlegen, wie man den Sachsen wehe thun und verhindern könne, daß sie Remontepferde bekommen, doch alles in tiefstem Geheimnis ³⁾.

Der Fürst sandte eine ausführliche Disposition für ein Unternehmen gegen Sachsen, aber der König zweifelte immer noch, ob das österreichisch-sächsische Bündnis wirklich bereits fertig, und ob nicht das Gerücht davon nur von dem Wiener Hof ausgesprengt worden sei, und erklärte deshalb, Bedenken zu tragen, „wider solches Kurhaus wirkliche Mesures zu nehmen“, behielt sich aber vor, zum Frühjahr bei Berlin ein Beobachtungscorps zu versammeln, ansehnlich genug, um dem sächsischen Heere, das er auf höchstens 17 Bataillone und 26 Schwadronen anschlag, gewachsen zu sein. Die dazu aussersehenen Regimenter hatte er bereits bestimmt ⁴⁾. Der Gesandte in Dresden erhielt Befehl, sorgfältig aufzupassen und über etwaige Rüstungen und namentlich das Anlegen von Magazinen sofort zu berichten ⁵⁾.

Der Fürst war beordert worden, in der Zeit, wo der König aus dem Felde nach Berlin zurückkehren wollte, zum 4. Februar von Magdeburg herüberzukommen ⁶⁾, und in Konferenzen zwischen ihm und seinem königlichen Herrn ward Näheres über die eventuelle Zusammenziehung des Corps verabredet. Daßselbe gewann jetzt noch nach einer anderen Seite hin Bedeutung. Die Nachricht von der Mobilmachung der dänischen und heffischen Soldtruppen Englands hatte König Friedrich beunruhigt, und er hatte dem englischen Gesandten deshalb Vorhaltungen gemacht. Um so mehr glaubte dieser die schnell verbreitete Nachricht von der beabsichtigten Aufstellung eines Observationscorps damit in Zusammenhang bringen und als eine gegen Hannover gerichtete Maßregel ansehen zu müssen. Er beeilte sich, die Regent-

¹⁾ Polit. Korresp. I, 155.

²⁾ Gotterß aus Wien vom 8. Januar.

³⁾ Polit. Korresp. I, 174.

⁴⁾ Den 22. Januar 1741; ebd. S. 184.

⁵⁾ Ebd. S. 185.

⁶⁾ Brief vom 18. Januar; bei Orlich, Gesch. der schles. Kriege I, 301.

mit seinen Regimentern tüchtig zu exerzieren und an der Neuorganisation der Kavallerie, welche der König seit Mollwitz betrieb, sich eifrig zu beteiligen, eine Beschäftigung, deren Eintönigkeit einmal (Anfang Mai) durch den mehrlägigen Besuch der beiden Brüder des Königs, der Prinzen Heinrich und Ferdinand, unterbrochen ward. Die Besichtigung des Lagers mußte ihnen Ersatz bieten für den schlesischen Feldzug, von dem ihr Bruder sie zu ihrem großem Bedauern fernhielt. Der alte Fürst bemühte sich, durch Manöver und Revuen ihnen Unterhaltung zu bereiten, und erregte ihre aufrichtige Bewunderung ¹⁾.

Von sächsischer Seite zeigte man sich so freundlich, daß, als z. B. in jener Zeit der König von Polen einmal eine Truppenrevue unweit Torgau abhielt, auf seine Einladung 28 Offiziere vom Anhaltischen Heere derselben beizuhohnen durften, welche natürlich in hohem Auftrage die Gelegenheit eifrig wahrnahmen, sich unter den fremden Truppen möglichst umzusehen ²⁾.

Die Gefahr eines Angriffes vonseiten Hannovers oder Sachsens schien damals so fern zu liegen, daß Podewils in der Zeit, wo König Friedrich sich entschieden hatte, mit Frankreich abzuschließen und England-Hannover durch verdoppelte Freundschaft möglichst lange darüber zu täuschen sich bemühte, die Meinung aussprach, „durch nichts könnten ‚die Argüsse‘ wirksamer getäuscht werden, als wenn man das Heer Anhalts kantonieren ließe, d. h. in Quartiere auseinanderlegte, „weil man dann glauben wird, daß wir friedfertig sein werden wie die Lämmer“. Darauf entscheidet der König unter dem 3. Juni: „Gut, die Ordre ist schon ergangen, daß die dortige Kavallerie kantonieren soll“ ³⁾.

Erfreut berichten die Gesandten von der Absicht des Königs, das Göttinger Lager aufzulösen, nachhause, der hannoversche am 4. Juni, der sächsische am 10ten ⁴⁾.

Bald aber mußten die guten Nachrichten revociert werden. Von der Auflösung des Anhaltischen Corps sei keine Rede mehr, berichteten Ende Juni die hannoverschen Gesandten aus Dresden und Breslau ⁵⁾. Auf das Drängen des österreichischen Gesandten, und nachdem das Bündnis Frankreichs und Preußens bekannt geworden war, glaubte man doch wieder englischerseits einige kriegerische Maßregeln vornehmen zu müssen, um so mehr, da von den durch das Parlament der Königin von Ungarn bewilligten Subsidien König Georg einen ansehnlichen Teil sich anzueignen beabsichtigte. Georg ließ es dem preußischen Hofe anzeigen, er beabsichtigte einen Teil seiner Truppen zusammenzuziehen, auch die in englischem Solde stehenden Dänen heranzuordern, ohne damit jedoch irgend etwas Feindseliges gegen Preußen zu beabsichtigen. Auch nach Dresden wurde Anfang ein höherer Offizier, Alten, gesandt, um zu gemeinsamem Handeln einzuladen. Der Prinz von Dranien, König Georgs Schwiegerjohn, schrieb damals an einen holländischen General,

¹⁾ Angeführt bei Schöning, Die ersten Jahre Friedrich des Gr., S. 83. Die Zeitbestimmung aus Geuder a. a. D., S. 109.

²⁾ Angeführt bei Schöning a. a. D., S. 84.

³⁾ Polit. Korresp. I, 255.

⁴⁾ Archive zu Hannover und Dresden.

⁵⁾ Von dem Busche, den 25. Juni; Schwibelt, den 28ten; St.-A. zu Hannover.

vollem Marsche“ (nämlich nach dem Lager), schrieb am 28. März der englische Gesandte ¹⁾. Sein Plan war, den Feldzug mit einem Handstreich auf die Festung Wittenberg zu beginnen, damit nicht bei einem Vorrücken gegen die Saale hin die Landeshauptstadt allzu exponiert erscheine. Mit 14 Bataillonen ²⁾ rückte er am 2. April in das Lager von Götting ein, südlich von Brandenburg, die Vorposten nahe der sächsischen Grenze. In wenigen Tagen wuchs das Heer auf 28 Bataillone und 42 Schwadronen ³⁾ mit 14 dreispündigen, 14 sechspfündigen Kanonen und 2 Haubitzen ⁴⁾, also thatsächlich etwa 20,000 Mann Infanterie und etwas über 6000 Mann Kavallerie.

Im übrigen aber hatten die letzten Weisungen vom Könige die Aussichten, wirklich zum Kampfe zu kommen, wieder weiter hinausgeschoben. Einmal wollte der König erst abwarten, bis alle zu dem Anhaltischen Corps gehörigen Regimenter beisammen wären, dann aber auch sich erst überzeugen, ob dem wirklich Rußland mit ihm brechen und auch Hannover, das sich bis jetzt noch stille verhalte, gegen ihn marschieren wolle. Der Fürst, hofft der König, werde unter allen Umständen Wittenberg haben und mit den Sachsen jenseitig sein, ehe die Hannoveraner heran seien ⁵⁾.

Auf den sächsischen Hof machte es natürlich einen nicht geringen Eindruck, das Heer des Fürsten so nahe der Grenze sich aufstellen zu sehen. Unmittelbar nach dem 18. April, erzählte man sich, werde der Fürst in Sachsen einrücken und die Leipziger Messe ruinieren ⁶⁾; man wollte wissen, berrück Friedrich Wilhelm I. habe diese Stadt vom Erdboden vertilgen wollen, weil sie dem preussischen Handelsplatze Frankfurt a. D. so sehr Schaden zufüge ⁷⁾. Mit den eigenen Rüstungen, den drei Lagern, welche man zwischen Leipzig und Torgau zu errichten gedachte ⁸⁾, den Anstalten zur Verteidigung des Elbüberganges kam man nur langsam vorwärts, und der 6000 Mann, welche man auf Grund der alten Bundesverträge von Hannover reklamierte, fühlte man sich wenig sicher ⁹⁾. Natürlich war man eifrig bemüht, die besten Gesinnungen gegen Preußen zu versichern, die Armee habe man nur deshalb ergänzt, weil der König nach der Leipziger Messe eine große Revue halten wolle ¹⁰⁾. Auch richtete König August ein Handschreiben an Friedrich, in welchem er darauf aufmerksam machte, daß die preussischen Husaren so gar nahe der sächsischen Grenze lägen, daß Verletzungen derselben leicht vorkommen könnten, gegen welche er Vorkehrungen zu treffen hat ¹¹⁾, worauf der König

1) Londoner Record office.

2) Schönning, Die fünf ersten Jahre Friedrich d. Gr., S. 72. Friedrich gibt in der älteren Bearbeitung seiner „Hist. de mon temps“, p. 221 die Stärke des Corps in runder Summe auf 30 Bataillone und 40 Schwadronen an.

3) Eine Spezifikation derselben in Oeubers Aufszeichnungen a. a. D., S. 80.

4) Ebd. S. 103.

5) An den Fürsten, den 26. März; Polit. Korresp. I, 325.

6) Bericht des hannoverschen Gesandten vom Busche aus Dresden vom 13. April; St.-A. zu Hannover.

7) Bericht des englischen Gesandten Villiers aus Dresden vom 19. März; Londoner Record office, Poland.

8) Derselbe, den 5. April.

9) Vom 15. April datiert die offizielle Requisition; St.-A. zu Hannover.

10) Angeführt bei Droysen V, 1. S. 231.

11) Anführungen aus Podewils' Bericht vom 16. April; Polit. Korresp. I, 229.

man besorgete, es wäre docoubrieret worden, mithin befürchtete, ich würde in rechtmäßiges Prävenire spielen. Man sucht keinen hinter der Thüre, man habe denn dahinter gesteckt. Man handle aber nur redlich, als ich es zu thun intentionieret bin, so wird keiner was zu besorgen haben. Dieu et mon droit. Dieses sollet ihr ihm sagen.“¹⁾

Der Fürst hatte auf des Königs Wunsch einen Operationsplan für einen ventuellen Feldzug gegen Hannover entworfen, auch den König dringend zu einer Besichtigung des Lagers eingeladen. Friedrich bedauert unter dem 13. Juli, zu dem letzteren für jetzt keine Zeit finden zu können, und erachtet bezüglich des ersteren, „daß die Sachen eine andere Face bekommen hätten und der hannoversche Hof noch wohl Bedenken haben dürfte, gegen mich öffentlich etwas Feindseliges zu tentieren“²⁾.

Der König urtheilte richtig. Generalmajor Iten hatte am 1. August ganz unvorbereiteter Sache aus Dresden abreisen müssen; wohl hatte man zwischen ihm und sächsischen Offizieren einen Kriegsplan verabredet, bei welchem Queblinburg als Vereinigungspunkt der beiderseitigen Heere in Aussicht genommen war, doch täuschte er sich selbst nicht darüber, daß derselbe schwerlich je zur Ausführung kommen werde³⁾.

Das Heer des Fürsten von Anhalt blieb aber als Warnung vornehmlich für Hannover stehen, und es mag an jene stolze Aeußerung erinnert werden, mit welcher König Friedrich am 7. August den dreiften Robinson abfertigte, als dieser von einem möglichen feindlichen Auftreten Englands sprach: „Herr, keine Drohung, der König von England ist mein Freund; wäre er es aber nicht, so würde der Fürst von Anhalt für das Weitere sorgen.“

Aus dem Briefwechsel des Königs mit dem alten Fürsten geht deutlich hervor, daß der letztere es ganz besonders auf die Sachsen abgesehen hatte und am liebsten gerade denen zuleibe gegangen wäre, und daß der König derartige Ideen zu bekämpfen für nötig findet. Schon in dem Briefe vom 23. Juli hebt der König dem Fürsten gegenüber hervor, in wie obligeanter Weise die sächsischen Behörden einige Huzaren, die man in Torgau gefangen genommen, zurückgeschickt hätten, und beauftragt denselben, zu versichern, daß der König in allen Fällen gleiche Attention für gedachten Hof haben werde⁴⁾. Unter dem 6. August schreibt er dann, was die von den Fürsten in Erfahrung gebrachte beschleunigte Anfertigung von Stiefeln für die sächsische Armee anange, so glaube er nicht, daß die Sachsen dadurch mehr intendierten, „als ihre Kavallerie zustande zu bringen“⁵⁾.

Bald darauf setzt er in einem weiteren Briefe im größten Geheimnisse auseinander, daß man Aussicht habe, Sachsen werde sich doch auf Seiten der Gegner Oesterreichs rangieren⁶⁾, und versichert einige Tage später dem Fürsten ostwärtig: „Mit den Sachsen werden und können Sie nichts zu thun kriegen, es könnte aber wohl kommen, daß die Franzosen auf die Hannoveraner an-

1) Den 12. Juli; Polit. Korresp. I, 268.

2) Ebd. S. 283.

3) Berichte Itens im hannoverschen Archiv.

4) Polit. Korresp. I, 284.

5) Ebd. S. 296.

6) Den 24. August; ebd. S. 308.

rückten, und daß Ihre Durchlaucht von unferseits alsdann nach Hannover zu marschieren müßten, alsdann sie sich wohl darwärts meistens zu schiden haben, und würde wohl solchenfalls das hannöversche Tresor zu occupieren vor die Franzosen das größte Objekt sein.“¹⁾

Dieser eigenhändig geschriebene Brief war im ganzen in so herzlich-freundlichem Tone abgefaßt, daß der alte Fürst, gerührt, sich zu etwas entschloß, was er selten und ungern that. Er ergriff nämlich selbst die Feder und schrieb eigenhändig acht ganze Seiten nieder, mit deren Entzifferung des Königs Kabinettsrat Eichel, der einzige, der den absonderlichen Schriftzeichen des alten Herrn gewachsen war, mehr Not hatte, als je mit einer chiffirten Depesche²⁾.

Der Fürst schlug vor, der König möge, nachdem er Meipperg hinreichend gedemüthigt habe, jetzt die Operationen gegen Sachsen oder Hannover selbst in die Hände nehmen; etwas, worauf einzugehen allerdings dem König in dem damaligen Augenblicke sehr fern gelegen haben würde.

Übrigens fuhr der alte Feldherr, der so leicht nicht von einer einmal gefaßten Idee abzubringen war, fort, ganz besonders die Sachsen scharf auf dem Korne zu behalten und sandte gegen Ende August einen seiner Offiziere, den Rittmeister v. Bork, an den preußischen Gesandten in Dresden, v. Ammon, um über die politische Haltung Sachsens Erkundigungen einzuziehen. Ammon, in sichlicher Verlegenheit durch eine so wenig diplomatische mündliche Anfrage in so heikler Angelegenheit, schrieb dem Fürsten einige wohl-angewogene Worte, vermied es aber, mit dem Rittmeister irgendwie über die Sache zu sprechen. Als der König nachmals von der Sache erfuhr, entschied er ganz kurz: „Hat recht gethan, soll sich aber nicht weiter damit mölieren.“³⁾

Mitte August hatte der Fürst einen Wechsel seiner Quartiere für notwendig erklärt, da verschiedene Krankheiten, vornehmlich hitziges und Fleck-Fieber, immer mehr um sich griffen und so zunahmen, daß in einem Monate 2648 Kranke gezählt wurden, von denen 209 in jenem Monate starben; über seine Ärzte, die Regiments-Feldscheerer, hat der Fürst sehr zu klagen, bis auf 2 taugten sie insgesamt nichts⁴⁾. Er hatte erklärt, sich in die Gegend von „Gröningen“ ziehen zu wollen, und da der König sehr erklärlicher Weise dabei an die Stadt Gröningen (an der Bode im Fürstentum Halberstadt) dachte⁵⁾, so trug er Bedenken, dazu seine Zustimmung zu geben, da die Bewegung der Armee sonst bei den Nachbarn neuen Alarm erregen und Gelegenheit geben würde, „sich allerhand intendierende Absichten dadurch in die Köpfe zu setzen. Daß selbige vor Civ. Liebden und Dero unterhabenden Armee in allerhand fürchterlichen Gedanken stehen, ist mir bekannt; meine Wohlfahrt und mein Interesse erfordert, auch dieselben so bonno maniers darunter zu unterhalten.

1) Den 28. August; Polit. Korresp. I, 312.

2) Schöning a. a. D., S. 86.

3) Bericht Ammons vom 2. September und Marginale des Königs dazu; St.-A. zu Berlin.

4) Angeführt bei Schöning, Die ersten fünf Jahre der Regierung Friedrich d. Er., S. 83.

5) Ich bekenne, von demselben Mißverständnis ausgegangen zu sein in dem früheren Abdruck dieses Abschnittes: Neues Archiv für sächs. Gesch., I. Hft.

mit seinen Regimentern tüchtig zu exerzieren und an der Neuorganisation der Kavallerie, welche der König seit Mollwitz betrieb, sich eifrig zu beteiligen, eine Beschäftigung, deren Eintönigkeit einmal (Anfang Mai) durch den mehrlägigen Besuch der beiden Brüder des Königs, der Prinzen Heinrich und Ferdinand, unterbrochen ward. Die Besichtigung des Lagers mußte ihnen Ersatz bieten für den schlesischen Feldzug, von dem ihr Bruder sie zu ihrem großem Bedauern fernhielt. Der alte Fürst bemühte sich, durch Manöver und Revuen ihnen Unterhaltung zu bereiten, und erregte ihre aufrichtige Bewunderung ¹⁾.

Von sächsischer Seite zeigte man sich so freundlich, daß, als z. B. in jener Zeit der König von Polen einmal eine Truppenrevue unweit Torgau abhielt, auf seine Einladung 28 Offiziere vom Anhaltischen Heere derselben beizuhohnen durften, welche natürlich in hohem Auftrage die Gelegenheit eifrig wahrnahmen, sich unter den fremden Truppen möglichst umzusehen ²⁾.

Die Gefahr eines Angriffes vonseiten Hannovers oder Sachsens schien damals so fern zu liegen, daß Podewils in der Zeit, wo König Friedrich sich entschieden hatte, mit Frankreich abzuschließen und England-Hannover durch verdoppelte Freundschaft möglichst lange darüber zu täuschen sich bemühte, die Meinung aussprach, „durch nichts könnten ‚die Argüsse‘ wirksamer getäuscht werden, als wenn man das Heer Anhalts kantonieren ließe, d. h. in Quartiere auseinanderlegte, „weil man dann glauben wird, daß wir friedfertig sein werden wie die Lämmer“. Darauf entscheidet der König unter dem 8. Juni: „Gut, die Ordre ist schon ergangen, daß die dortige Kavallerie kantonieren soll“ ³⁾.

Erstret berichtet die Gesandten von der Absicht des Königs, das Göttinger Lager aufzulösen, nachhause, der hannöversche am 4. Juni, der sächsische am 10ten ⁴⁾.

Bald aber mußten die guten Nachrichten revociert werden. Von der Auflösung des Anhaltischen Corps sei keine Rede mehr, berichteten Ende Juni die hannöverschen Gesandten aus Dresden und Breslau ⁵⁾. Auf das Drängen des österreichischen Gesandten, und nachdem das Bündnis Frankreichs und Preußens bekannt geworden war, glaubte man doch wieder englischerseits einige kriegerische Maßregeln vornehmen zu müssen, um so mehr, da von den durch das Parlament der Königin von Ungarn bewilligten Subsidien König Georg einen ansehnlichen Teil sich anzueignen beabsichtigte. Georg ließ es dem preussischen Hofe anzeigen, er beabsichtigte einen Teil seiner Truppen zusammenzuziehen, auch die in englischem Solde stehenden Dänen heranzubereichern, ohne damit jedoch irgendetwas Feindseliges gegen Preußen zu beabsichtigen. Auch nach Dresden wurde Anfang ein höherer Offizier, Alten, gesandt, um zu gemeinsamem Handeln einzuladen. Der Prinz von Dranien, König Georgs Schwiegersohn, schrieb damals an einen holländischen General,

¹⁾ Angeführt bei Schöning, Die ersten Jahre Friedrich des Gr., S. 83. Die Bestimmung aus Geuder a. a. D., S. 109.

²⁾ Angeführt bei Schöning a. a. D., S. 84.

³⁾ Polit. Korresp. I, 255.

⁴⁾ Archive zu Hannover und Dresden.

⁵⁾ Von dem Busche, den 25. Juni; Schwiebelt, den 28ten; St.-A. zu Hannover.

Brühl hatte ein noch schwerer wiegendes Argument im Rückhalte, er versicherte, Velleisle habe in Frankfurt dem sächsischen Gesandten erklärt, wenn Sachsen einen Mann Hannover zuhülfe sende, werde der Fürst von Anhalt sofort in Sachsen einrücken. Das sah ernst aus; natürlich beeilte man sich, in Breslau interpellieren zu lassen; Bodewils meinte vorsichtig, er zweifle, ob der König dem Marschall sollte geschrieben haben, was er in einem künftigen möglichen Falle zu thun gedenke ¹⁾.

Auf das Heer des Fürsten von Anhalt spekulierten damals beide Teile. König Georg hatte auf Grund des ewigen Bündnisses von 1693 preussische Hilfe reklamiert und vorgeschlagen, das Corps des Fürsten möge nach Weisungen vorrücken, wo sich die Hannoveraner und Hessen anschließen würden. Der König ließ antworten, es ginge dies nicht an: 1) weil jenes Corps den König gegen Sachsen decken müßte; 2) weil das Geld, das dessen Unterhaltung kostete, im Lande verzehrt werden müßte; 3) weil er sonst das gerechte Ressentiment der Franzosen auf sich ziehen würde ²⁾.

Umgekehrt hatte man französischerseits die Erwartung ausgesprochen, Friedrich werde, um die Erblande König Georgs von zwei Seiten zu bedrohen, jenes Corps gegen die hannoverschen Grenzen vorschleichen. Auch dieses hatte der König abgelehnt, er müsse fürchten, sich dadurch die Russen auf den Hals zu ziehen ³⁾.

Indessen mußte doch die Thatsache, daß er mit einer der beiden Parteien, und zwar eben mit Frankreich, einen Bundesvertrag geschlossen hatte, sich geltend machen, und die Forderung der Franzosen, einen sächsischen Zuzug nach Hannover zu verhindern, konnte er in der That nicht wohl abweisen.

Auf der anderen Seite aber ist es höchst zweifelhaft, ob, auch wenn das Corps des Fürsten von Anhalt damals gar nicht existiert hätte, Graf Brühl die mindeste Neigung verspürt haben würde, den Hannoveranern Hilfe zu senden; zu tief war er doch bereits in Verhandlungen mit Frankreich engagiert und hatte schon in der ersten Hälfte des September sich dieser Macht gegenüber verpflichtet, der hannoverschen Requisition keine Folge zu geben ⁴⁾, auch hatte er doch wohl bereits so viel von den Bemühungen Hannovers um Erlangung einer Neutralität erfahren, daß er nicht mehr recht daran glaubte, daß es dort zu einem feindlichen Zusammenstoß kommen werde. Als ihm der hannoversche Gesandte einst davon sprach, daß nächstens die dänischen Soldtruppen zu den Hannoveranern stoßen würden, verstieg sich Brühl zu der Äußerung: „An dem Nagel da oben will ich mich aufhängen, wenn die wirklich marschieren.“ ⁵⁾

Er hatte übrigens so unrecht nicht; gerade um die Zeit, wo jene Unterhaltung stattfand, brachte der französische Gesandte in Hannover dem dortigen Hofe die ersehnte Kunde der bewilligten Neutralität, zur großen und nicht gerade freudigen Überraschung für König Friedrich, dem Frankreich

¹⁾ Bülow an Graf Brühl, den 13. September; Dresdner St.-A.

²⁾ An Bodewils, den 29. August; Polit. Korresp. I, 316.

³⁾ Den 21. September; ebd. S. 346.

⁴⁾ Der Geheimrat Hennicke hat das in des hannoverschen Gesandten Münchhausens Gegenwart erzählt. Bericht vom 14. September, St.-A. zu Hannover.

⁵⁾ Bericht des von dem Busche vom 29. September, ebd.

„*allein* ist es noch nicht an der Zeit, dieses Wespennest zu regen“, er mün-
schte deshalb, daß der Fürst sein Lager in der Nähe von Brandenburg,
 wenn auch auf einer anderen Seite dieser Stadt, behalte. Wenn das Haus
 Hannover in seiner bisherigen Jalousie und Duplicität fortfahre, so könne es
 leicht geschehen, daß der Fürst noch in diesem Jahre zur Operation käme.
 Bis dahin käme es darauf an, Hannover und Sachsen zwar keine befugte Ur-
 sache zur Umbrage zu geben, solche aber dennoch durch die dortige Armee in
 Reife zu erhalten ¹⁾.

Offenbar hatte der Fürst nicht die Stadt Gröningen, sondern das Dorf
 Gröningen, südwestlich von Brandenburg, im Kreise Jerichow, unweit des
 Städtchens Bieslar, gemeint, und da sich so die Bedenken des Königs erledigten,
 bezog der Fürst Mitte September ²⁾ 1741 das neue Lager, in welchem dann
 wiederum sehr fleißig exerziert wurde; den größeren Übungen sah zuweilen
 auch des Fürsten Gemahlin zu, die, mit Kindern und Enteln dem Gemahl
 nachgereist, in dem Dorfe Gröben Quartier genommen hatte. Der große
 Kriegsminister formierte auch hier den Stamm von 4 neuen Husarenregimen-
 tern, und die bei ihnen beliebten Farbenunterschiede zwischen schwarzen,
 weißen, blauen und grünen Husaren sind von dieser Zeit an in der preußi-
 schen Armee zur durchgehenden Norm geworden.

Da der Fürst aber mit seinem neuen Lager der sächsischen Grenze doch
 wieder näher gekommen war, so erregte er neuen Schrecken in Dresden, und
 wenn er gleich von dieser Veränderung des Lagers der preussischen Gesandt-
 schaft am sächsischen Hofe Mittheilung machte, und diese wiederum alles that,
 „um keine Umbrage zu geben“ ³⁾, so half das doch um so weniger, als in-
 dessen Äußerungen des Fürsten über die Eventualität eines Einrückens in
 Sachsen kolportiert wurden, an welche er die drastische Bemerkung geknüpft
 haben sollte, wenn es zum Einmarschieren in Sachsen käme, werde er dort
 einen solchen Gestank machen, daß man es noch nach seinem Tode riechen
 solle ⁴⁾.

Gewiß ist, daß man in Dresden gerade damals ein lebhaftes Interesse
 daran hatte, sich als schwerbedroht ansehen zu lassen. Seit ein französisches
 Corps unter Maillebois am Niederrhein vorrückte, wuchs die Angst in Han-
 nover von Tage zu Tage, und in der ersten Hälfte des September stellte sich
 Graf Münchhausen, der Bruder des leitenden hannöverschen Ministers, in
 Dresden ein, um die traktatmäßige Hilfe zu verlangen, worauf man ihm hier
 den Einwand der eigenen bedrohten Lage machte und auf jene gefährlichen
 Äußerungen des alten Dessauers hinwies. Wohl erklärte darauf Münch-
 hausen, es sei doch kaum glaublich, daß man um einiger drohenden Worte
 Katalis willen seinen Bundespflichten untreu werden wolle; wenigstens werde
 kein niemand mehr Lust haben, ein Bündnis zu schließen ⁵⁾. Doch Graf

¹⁾ Den 24. August; Polit. Korresp. I, 307.

²⁾ „Das bei Brandenburg stehende Lager ist anigo in voller Bewegung von
 bannen aufzubrechen und 2 Meilen näher an Magdeburg zu rücken“; Geuder
 1 a D., S. 181, zum 19. September.

³⁾ Bericht Ammons vom 16. September; Berliner St.-A.

⁴⁾ Der sächsische Geheimrat Hennicke berichtet das an Münchhausen, den 10. Sep-
 tember; St.-A. zu Hannover.

⁵⁾ Bericht Münchhausens vom 13. September; ebd.

Brühl hatte ein noch schwerer wiegendes Argument im Rückhalte, er versicherte, Belleisle habe in Frankfurt dem sächsischen Gesandten erklärt, wenn Sachsen einen Mann Hannover zuhilfe sende, werde der Fürst von Anhalt sofort in Sachsen einrücken. Das sah ernst aus; natürlich beeilte man sich, in Breslau interpellieren zu lassen; Podewils meinte vorsichtig, er zweifle, daß der König dem Marschall sollte geschrieben haben, was er in einem künftigen möglichen Falle zu thun gedente ¹⁾.

Auf das Heer des Fürsten von Anhalt spekulierten damals beide Teile. König Georg hatte auf Grund des ewigen Bündnisses von 1693 preussische Hilfe reklamiert und vorgeschlagen, das Corps des Fürsten möge nach Westfalen vorrücken, wo sich die Hannoveraner und Hessen anschließen würden. Der König ließ antworten, es ginge dies nicht an: 1) weil jenes Corps den König gegen Sachsen decken müßte; 2) weil das Geld, das dessen Unterhaltung kostete, im Lande verzehrt werden müßte; 3) weil er sonst das gerechte Ressentiment der Franzosen auf sich ziehen würde ²⁾.

Umgekehrt hatte man französischerseits die Erwartung ausgesprochen, Friedrich werde, um die Erblande König Georgs von zwei Seiten zu bedrohen, jenes Corps gegen die hannöverschen Grenzen vorschieben. Auch dieses hatte der König abgelehnt, er müsse fürchten, sich dadurch die Russen auf den Hals zu ziehen ³⁾.

Indessen mußte doch die Thatsache, daß er mit einer der beiden Parteien, und zwar eben mit Frankreich, einen Bundesvertrag geschlossen hatte, sich geltend machen, und die Forderung der Franzosen, einen sächsischen Zug nach Hannover zu verhindern, konnte er in der That nicht wohl abweisen.

Auf der anderen Seite aber ist es höchst zweifelhaft, ob, auch wenn das Corps des Fürsten von Anhalt damals gar nicht existiert hätte, Graf Brühl die mindeste Neigung verspürt haben würde, den Hannoveranern Hilfe zu senden; zu tief war er doch bereits in Verhandlungen mit Frankreich engagiert und hatte schon in der ersten Hälfte des September sich dieser Macht gegenüber verpflichtet, der hannöverschen Requisition keine Folge zu geben ⁴⁾, auch hatte er doch wohl bereits so viel von den Bemühungen Hannovers um Erlangung einer Neutralität erfahren, daß er nicht mehr recht daran glaubte, daß es dort zu einem feindlichen Zusammenstoß kommen werde. Als ihm der hannöversche Gesandte einst davon sprach, daß nächstens die dänischen Soldtruppen zu den Hannoveranern stoßen würden, verstieg sich Brühl zu der Äußerung: „An dem Nagel da oben will ich mich aufhängen, wenn die wirklich marschieren.“ ⁵⁾

Er hatte übrigens so unrecht nicht; gerade um die Zeit, wo jene Unterhaltung stattfand, brachte der französische Gesandte in Hannover dem dortigen Hofe die ersehnte Kunde der bewilligten Neutralität, zur großen und nicht gerade freudigen Überraschung für König Friedrich, dem Frankreich

1) Bülow an Graf Brühl, den 13. September; Dresdner St.-A.

2) An Podewils, den 29. August; Polit. Korresp. I, 316.

3) Den 21. September; ebd. S. 346.

4) Der Geheimrat Hennicke hat das in des hannöverschen Gesandten Mümchsen Gegenwart erzählt. Bericht vom 14. September, St.-A. zu Hannover.

5) Bericht des von dem Busche vom 29. September, ebd.

Viertes Buch.
Diplomatische Verhandlungen.

Viertes Buch.
Diplomatische Verhandlungen.

Erstes Kapitel.

Die Bemühungen für einen Bund gegen Preußen bei Holland und Rußland.

ien rätlich, die kriegerischen Ereignisse zusammenhängend darzustellen, in dem ersten großen Abschnitte des Krieges, und nur kurz anzudeuten die politischen Konstellationen auf sie eingewirkt haben; aber es wird öftlich; auch den diplomatischen Verhandlungen ihr Recht zu geben diese näher einzugehen. Haben doch auch diese wesentlich bestimmend auf die ganze Gestaltung des Krieges und das so unendlich wichtige ergeben, daß König Friedrich nur eben Oesterreich zu bekämpfen hatte, kein Gegner noch von anderen Feinden angefallen wurde. Und es wieder auch ein besonderes Interesse den schon früh beginnenden ermittelungen nachzugehen und in Angebot und Antwort die Gesandten der streitenden Höfe sich abspiegeln und allmählich wandeln zu sehen in dem Laufe der Kriegsergebnisse und der allgemeinen politischen Situation.

König Friedrich die europäische Konstellation, unter der er seinen Krieg begann, wesentlich unter dem Gesichtspunkte des großen Gegensatzes zwischen England und Frankreich aufgefaßt hatte und in diesem Gegensatz die Bürgschaft des Gelingens für seine Pläne erblickt hatte, so hat die Entwicklung der Dinge seine Auffassung in vollstem Maße bestätigt. England und Frankreich als zwei Mitwirkende in dem Gange des ersten schlesischen Krieges anzusehen, die einen nicht getrennt von dessen Ausbruche, an seiner Gestaltung und seinem schließlichen Gange haben, und zwar hat jene Macht, welche thatsächlich nicht getheilt hat, kaum einen geringern Anteil als diese, die ja selbst mit zu den Uebernachgriffen hat.

Am Beginne des Jahres 1741 die Unterhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich sich ganz zerbrachen, und an die Entscheidung der Waffenruhe wurde, da ward von beiden Parteien die Haltung der zwei Großmächte England und Frankreich sehr ernstlich in Betracht gezogen, und jede Partei legte dieselbe zu ihren Gunsten aus.

Hier hat der Staatsmann, der zu der schroffen Ablehnung der Oesterreichlichen Anerbietungen vornehmlich geraten hatte, Bartenstein, an der Über-

zeugung festgehalten, daß der Kardinal Fleury sich zu einer Feindsel gegen Oesterreich nicht entschließen würde, während anderseits von den Mächten im Vereine mit Rußland eine Verteidigung der pragmatischen San auch gegen Preußen mit Sicherheit erwartet wurde. Der König von Pr dagegen meinte die französische Allianz gegen Oesterreich jeden Augenblick zu können, bemühte sich aber zunächst um England in der Hoffnung, dieses, um ihn eben nicht in die Armee Frankreichs zu treiben, Oesterreich Nachgeben drängen und jedenfalls wenigstens ihm nicht feindlich entgegen treten werde.

In der That ist es auch wohl glaublich, was in den Memoiren Gilbert Walpoles uns berichtet wird ¹⁾, daß nämlich dieser und das Minister überhaupt, so unerwünscht ihm der schlesische Zwischenfall überhaupt doch aufrichtig wünschten, Maria Theresia möchte durch eine Abtretung Schlesiens sich den Beistand des kriegsgerüsteten jungen Königs erkaufen.

Es kann nun nicht in Abrede gestellt werden, daß dieses Programm mannigfache Schwierigkeiten stieß. Zunächst begegnete es der Weig Oesterreichs, welches jede Art von Abtretung in den Erblanden schon als Bruch der pragmatischen Sanktion ansah, zu deren Aufrechterhaltung doch England verpflichtet sei. Der Versuch, diesen Widerstand durch eine enere Passion zu brechen, konnte dann wieder sein Bedenken darin finden, daß man mußte, die Seele dieser Non-possimus-Politik der einflußreiche Minister Hartenstein war, dem man allgemein ein großes Vertrauen, um nicht zu eine Hinneigung zu Frankreich, zuschrieb. Wenn bei dieser Gesinnung religiöse Eifer des Konvertiten eine wesentliche Rolle spielte, so war es zweifelhaft, ob nicht gerade dieser Impuls einer Berufung auf die Solidität der katholischen Interessen auch auf die junge Königin wirken und stimmen konnte, durch Abtretungen auf einer Seite, die England am wenigsten erwünscht war, die Freundschaft Frankreichs zu erkaufen.

Konnte ein nüchtern und praktisch erwägender Staatsmann über die sorgnis vor solchen Eventualitäten sich leichter hinweg helfen mit einer wägung der großen Schwierigkeiten, die doch eine plötzliche Ausgleichung so festgewurzelten traditionellen Gegensatzes der Häuser Bourbon und Habsburg haben mußte, so erwachsen dagegen andre Hemmnisse von sehr unumbarer und gegenwärtiger Wirksamkeit dem Ministerium.

Wie wir wissen, hatte nach dem Tode des Kaisers aber noch vor Lautbarwerden der preußischen Absicht auf Schlesien das Parlament si gewisser Weise für die Aufrechterhaltung der Verträge, also auch der pragmatischen Sanktion engagiert, und der Gedanke, Oesterreich als kontinierliches Gegengewicht gegen Frankreich zu stützen, war ein so unbedingt populärer auch die starke Opposition, welche das Ministerium Walpole gegen sich hatte ungerne sie auch demselben aufs neue die Kräfte der Nation zur Verfügung stellt sah, doch hier nicht anzukämpfen gewagt hatte. Aber die Früchte des Sieges wurden dem Ministerium eben durch die schlesische Unternehmung Preußens arg verbittert, und es war nicht zu verwundern, daß die Opponenten Schwierigkeiten, welche das strikte Eintreten für die pragmatische San

¹⁾ Foxe, Memoirs of R. W. IV, 158.

unter den durch Preußen so modifizierten Umständen haben mußte, gebührende Rechnung zu tragen sich wenig geneigt zeigte.

Man könnte nicht sagen, daß die parlamentarische Opposition im Grunde preußenfeindlich gewesen sei. Als sie nachmals im Februar 1741 einen großen Sturmlauf gegen das Ministerium versuchte, war sie schnell mit der Frage bei der Hand, weshalb das Ministerium, bevor es einst die pragmatische Sanktion garantiert, es unterlassen habe, eine Klausel zugunsten der jetzt so unbequem hervortretenden preußischen Ansprüche zu stipulieren. Im übrigen aber beurteilte sie die Situation, wie dies bei einer parlamentarischen Opposition in Sachen der auswärtigen Politik so leicht geschieht, mit jener naiven Freiheit, welche die mangelnde eigene Verantwortlichkeit und die Unbekanntschaft mit dem inneren Zusammenhange der obschwebenden Fragen und ihrer besonderen Schwierigkeiten zuläßt. So mutete man, wie wir bereits erzählten, auf der einen Seite Preußen ein bedingungsloses Eintreten für die pragmatische Sanktion zu; einem hochherzigen Vergessen aller kleinlichen Streitpunkte in solchem großen Momente, meinte Lord Carteret, werde der Lohn nicht fehlen ¹⁾, auf der anderen Seite tröstete man den österreichischen Gesandten über die Bedrängnisse seines Hofes, sprach von dem einmütigen Willen der englischen Nation, dem alten Verbündeten beizustehen, welchen Willen allerdings das energielose Ministerium Walpole nicht zum Ausdruck zu bringen vermöge ²⁾.

Es war kaum in Abrede zu stellen, daß im großen und ganzen der Zug der öffentlichen Meinung in England nach dieser Seite ging, eine Aufrechthaltung Oesterreichs gegen die von Frankreich heimlich unterstützten Präentionsen Bayerns verlangte. Und damit mußte sich das Ministerium in Widerspruch setzen, wenn es der österreichischen Hartnäckigkeit gegenüber seine Unterstützung von einer Befriedigung der preußischen Ansprüche abhängig machen wollte.

Allerdings hätte ein energischer Mann am englischen Staatsruder in Erwägung, daß ein offener Konflikt mit Preußen, der diese Macht in das Lager Frankreichs treiben mußte, gleichfalls von keiner Partei in England gewünscht wurde, an seinem Programme, vorerst den schlesischen Zwischenfall aus der Welt zu schaffen, ruhig festgehalten, selbst um den Preis einer anfänglichen Unpopulartät der dazu erforderlichen Maßregeln; indeß für einen Minister wie Sir Robert Walpole, der um jeden Preis sein so lange geführtes Portefeuille noch weiter behaupten wollte und vor jedem Schritte, mit welchem er dasselbe auß Spiel setzte, zurückbebt, der eben deshalb stets gewöhnt war, der augenblicklichen Strömung sich vorsichtig anzuschmiegen, und der damals ohnehin sein Kabinett bereits wanken sah, war solche Politik schwieriger; wenigstens wird es uns sehr erklärlich, daß er nachgab, als nun auch der Träger der Krone in einem jenem Programme entschieden feindlichen Sinne seine Entscheidung traf.

Es ist bekannt, daß König Georg II. seinen Schwager Friedrich Wilhelm von Preußen aufrichtig gehaßt hat, namentlich in den letzteren Jahrzehnten von dessen Regierung. Man könnte nun kaum behaupten, daß Georg diese Gesinnung ohne weiteres auf seinen Neffen hätte übertragen wollen. Ebenso wenig

¹⁾ Bericht Andriés vom 25. November 1740; Berliner St.-A.

²⁾ Anführung bei Hanke, 12 D. Preuß. Gesch. III, 376.

allerdings durfte man von einer eigentlichen Zuneigung sprechen - ^{Dür} derartiges Gefühl scheint es Georg an Organen gefehlt zu haben, ^{es} wird fast kaum nachweisen lassen, daß er irgendein Wesen wirklich lieb ^{gehabt} habe. Seine Gemahlin, seine Kinder, seine Geschwister gewiß nicht, und ^{keine} Raubegeben, Diener, sowie die zahlreichen Damen seiner Gunst haben ^{wohl} immer nur Gelegenheit gefunden, jene cynische Menschenverachtung kennen ^{zu} lernen, welche man als einen der Grundzüge seines Charakters ansehen darf. ^{Wie} es hatte Georg seiner Zeit wirklich Freude gemacht, dem Kronprinzen von Preußen in dessen Sturm- und Drangperiode gewisse Dienste zu leisten; ^{aber} aus Haß gegen den Vater sah er den Konflikt desselben mit seinem ^{Selbst} gern, und trotz seines sonstigen Geizes war er hier bereitwillig des ^{letzten} finanziellen Nöthen zuhülfe gekommen. Und als dann der Kronprinz ^{zu} Regierung kam, hätte es sein Oheim recht gern gesehen, wenn derselbe sich in alter Dankbarkeit näher ihm angeschlossen, sich seiner Führung überlassen hätte. Die schnelle Sendung Münchhausens nach Berlin hatte ^{wesentlich} diesen Zweck gehabt. Es hätte doch ein nicht übles Relief für die von ^{den} Engländern sonst so geringschätzig angesehenen hannoverschen dynastischen Beziehungen abgegeben, hätte man hier so gleichsam in persönlicher ^{Gefolgschaft} des Königs den Herrscher von Preußen aufweisen können, der durch sein Kriegsheer immer doch eine gewisse Bedeutung beanspruchen konnte.

Die Gesandtschaft Münchhausens schlug nicht so sehr fehl, um nicht noch Hoffnung zu lassen, und König Georg that ein übriges, beugte den sonst so steifen Nacken etwas und streckte ziemlich weit vorgeneigt dem Knecht die Hand hin mit der wiederholten Einladung nach Herrenhausen. Aber der Knecht bekam das Fieber und reiste einige Meilen von Herrenhausen vorbei heim und verfügte gleichzeitig so eilig und eigenmächtig über die Hand seines Bruders zugunsten einer braunschweigischen Prinzessin, während demselben eine englische zugebacht war.

Der Rückschlag, die Enttäuschung mußte groß sein, das schwache Klammchen von Interesse, welches Georg an seinem Knecht genommen, erlosch eilig, und derselbe sank in seinen Augen in die große Masse nichtsnutziger Kreaturen zurück, von welchen er die Welt allerorten bevölkert ansah. Aber weitgedrungen richteten sich wieder seine Blicke gespannt auf denselben, als er etwa Ende November 1740 sich der Wahrnehmung nicht verschließen konnte, der junge König von Preußen gehe damit um, auf irgendeine Weise sich Schlesiens zu bemächtigen. Wenn derselbe es unternommen hätte, die englischen Kolonien in lichten Aufruhr zu bringen oder an einem Punkte der vereinigten drei Königreiche eine Landung zu versuchen, König Georg würde es an heldenmütigen Anreden an das Parlament nicht haben fehlen lassen, vielleicht auch nicht an tapferen Thaten, da es ihm an persönlichem Mute nicht gebrach; im stillen aber hätte er schwerlich eine gewisse Schadenfreude unterdrücken können, die übermütigen Engländer einmal etwas im Gedränge zu sehen, und in so hohem Maße fatal wäre ihm die Sache kaum erschienen wie jetzt Friedrichs Unternehmen auf Schlesien. Denn alle die schönen Dinge, welche in seinen Thronreden wiederhallten, die Heiligkeit der Verträge, die Freiheit Europas, das Gleichgewicht der Mächte ließ ihn im Grunde sehr kühl, waren ihm nicht viel mehr als Hekuba dem Schauspieler Hamlets, eins aber war ihm aus ^{Herz} ^{gewachsen}, das Gleichgewicht in Deutschland, wenigstens zwischen den größeren

Wittelsbaaten, den Kurfürsten. Ohnehin war es gefährdet durch das Emporkommen Preußens, mit einer weiteren ansehnlichen Vergrößerung dieser Macht ist es ganz dahin, der Sieg des Rivalen in Norddeutschland war entschieden, & Kuchhaus Hannover empfing einen Schlag, wie wenn ihm ein Stück seines Landes geraubt worden.

Es ist nicht unmöglich, daß daneben noch mitgespielt hat die in den hantelnden Beratungen sehr oft ausgesprochene Besorgnis vor preußischen Anzügen auf die welfischen Stammlande. Denn wie wenig auch Preußen dazu Anlaß gegeben hat, so wird man doch einräumen müssen, daß das welfische Unternehmen gegen Schlesien, die Kühnheit des Entschlusses, die Unvollständigkeit der Ausführung, die seltsame Mischung von freundlichem Zuspruch und zwingender Gewalt, alles so unerschrocken gegen eine Großmacht wie Preußen ausgeführt, schwächeren Nachbarn recht unheimlich erscheinen konnte. Was aber immer dabei zusammengewirkt hat, gekränkter Stolz, welfische Feindschaft, Furcht, persönliche Antipathie, fest steht das Resultat, daß König Georg seinen Neffen aufs tiefste hassen lernte. Ein sehr glaubhafter und unerschütterlicher Gewährsmann, der englische Minister Lord Harrington, bekennt dies mit dürren Worten ¹⁾, und die Herzensergießungen Georgs gegen den welfischen Gesandten v. Utterodt liefern sprechende Belege dafür. Die Ausdrücke, in denen er gegen diesen von seinem Neffen spricht, sind zuweilen solcher Art, daß der Gesandte, wie sehr ihm auch die Gesinnung seines Hofes gegen Preußen bekannt ist, doch Anstand nimmt dieselben zu wiederholen ²⁾.

In einer Audienz am 16. Dezember 1740 erklärte Georg II. dem Votterodt ³⁾: „Der König von Preußen ist ein Fürst, der sich allein von seinem Ehrgeiz und dem Wunsche sein Gebiet zu vergrößern leiten läßt, und welcher alle Vertragstreue spottet. Jetzt will er Schlesien occupieren, zum Vorwandem beruft er sich auf Ansprüche, welche er vielleicht von den Zeiten Karls des Großen herleitet; auf diese Weise wird niemand seiner Besitzungen in Deutschland sicher sein. Ich versichere Ihnen und weiß es sicher, daß er Ihnen nicht liebt, Sie können davon überzeugt sein. Er hat einen alten Groll gegen ihn, mich selbst liebt er ebenso wenig, obwohl ich sein Oheim bin und er mein Neffe, und ich würde mich nicht wundern, wenn ich nächsten Frühling 40,000 Preußen an meinen Grenzen sähe. Das ist ein Fürst ohne Treue und Glauben. Er läßt jetzt verbreiten, Sachsen ließe in Paris für Stanislaus Leszinski die polnische Krone anbieten, wenn es selbst Böhmen erhielte; er verhandelt überall, aber wer wird ihm trauen?“ Wenn man ihn gewähren lasse, werde er bald 150,000 ja 200,000 Mann unter den Waffen haben und niemand mehr vor ihm sicher sein. Sachsen möge nur suchen Zeit zu gewinnen, bis man ein gutes „Konzert“ zusammengebracht habe. Ob man denn nicht auf Rußland rechnen könne, wo doch schon eine so günstige Erklärung der verstorbenen Kaiserin vom Januar 1739 vorliege, 30,000 Russen würden diesen Herrn (ou seigneur) zu ganz anderen Ansichten bringen.

In diesem Tone geht es weiter; in einer folgenden Audienz am 23. Januar 1741 macht der König Sachsen direkte Hoffnung ein gutes Stück preußischen

¹⁾ Utterodts Bericht vom 17. März 1741; Dresdner St.-A.

²⁾ Utterodt, bent 23. Januar.

³⁾ Dresdner Archiv.

Vandes zu gewinnen; man muß, sagt er, diesem Fürsten die Flügel beschneiden, er ist uns beiden zu gefährlich ¹⁾).

Und sehr früh schon war Georgs Entschluß gefaßt. Bereits unter dem 20. Dezember setzt er von London aus das hannöversche Ministerium in Kenntniß, daß, „nachdem sich nunmehr die preußischen Absichten völlig geäußert und bei so veränderter facie rerum eines Zusammengehens mit dem preußischen Hofe nicht weiter zu gedenken sei“, auch die beabsichtigte Sendung eines Gesandten von Hannover unterbleiben solle ²⁾).

Als der König dies schrieb, war er der Nachgiebigkeit seiner englischen Minister wohl schon sicher, und alles, was seitdem von dieser Seite in Unterhandlungen mit Preußen geleistet wurde, war also nichts als Simulation, um dem gerüsteten Feinde gegenüber Zeit zu gewinnen für das große „Konzert“, welches König Georg ersehnte.

Wir deuteten schon an, auf welche Schwierigkeiten das ursprüngliche den preußischen Ansprüchen günstigere Programm des englischen Ministeriums gestoßen war, das nun bei solcher Gesinnung des Souverains doppelt schwer durchzuführen war, und gern bereit bei Beurteilung dieser Nachgiebigkeit uns ganz auf englischen Standpunkt zu stellen, möchten wir nicht von vornherein über eine für Preußen ungünstigere Wendung den Stab brechen.

Englands Hauptinteresse war, den schlesischen Zwischenfall aus der Welt zu schaffen; wenn dies durch eine Pression auf Oesterreich nicht gelang, mochte man wohl daran denken, eine solche auf Preußen zu üben, und wenn die übrigen Garanten der pragmatischen Sanktion einmütig für dieselbe eintreten, warum sollte England nicht auf ihre Seite sich stellen in der Hoffnung, durch solche Koalition Preußen wenn nicht zum Aufgeben seiner schlesischen Ansprüche so doch zu einer derartigen Beschränkung zu drängen, daß eine Verständigung mit Oesterreich sicheren Erfolg haben konnte.

Eine solche Politik hätte einen Sinn gehabt, und wenn man ihr den Vorwurf eines Verrates an den protestantischen Interessen hätte machen wollen, würde man von England aus haben entgegenen können, jener Gegensatz zwischen Frankreich und Oesterreich, für dessen Konservierung jetzt eben wieder England eintreten wolle, sei der protestantischen Sache Jahrhunderte hindurch so förderlich gewesen, wie es kaum eine enge Allianz der Fürsten dieses Bekenntnisses vermocht hätte.

Aber die Sache nahm überhaupt einen wesentlich anderen Verlauf. Wenn ein energischer Charakter auf seinem Wege ein Hinderniß findet, das er nicht niederzuwerfen vermag, so wird die neue Bahn, die er nun einschlägt, wenn auch vielleicht auf einem Umwege, immer doch die alte Richtung festhalten; schwächere Naturen aber läßt ein Mißerfolg leicht überhaupt ganz die DIRECTION verlieren. Zudem die englischen Minister ihr ursprüngliches Programm, das der herrschenden Stimmung nicht ganz konform schien, dann vor der so energisch entgegenstehenden Meinung ihres Souveräns definitiv aufgaben, ließen sie sich gleichzeitig von dieser in einer Weise gefangen nehmen, bei der sie die eigene Überzeugung vollständig opferten, ja sogar die Interessen Englands zugunsten der Hannoverer, welche König Georg allein im Sinne hatte.

¹⁾ Dresdner Archiv.

²⁾ St.-A. zu Hannover.

In der That hat kaum jemals, um einen englischen Ausdruck zu gebrauchen, Hannover so sehr auf den Schultern Englands geritten als eben damals. Wenn es vom englischen Standpunkte aus verständlich und nicht ohne Würde gewesen wäre, sich den preussischen Anerbietungen fest und bestimmt zu veragen unter Hinweis auf die für die pragmatische Sanktion eingegangenen Verpflichtungen, so ließ man sich jetzt durch die Beklemmungen, welche das drohende Anwachsen Preußens dem Kurfürsten von Hannover verursachte, zu einem heuchlerischen Spiele verleiten, das in seinen Konsequenzen zu Mißtrauen und Entfremdung zwischen den beiden Staaten führen mußte.

Und ferner, wie weit ab von den Interessen Englands lag der von welcher Eiferjucht gefaßte Plan einer Zerstückelung Preußens! Um Sachsen zu vergrößern und vielleicht den hannöverschen Erblanden ein Stück hinzuzufügen, ging man darauf aus, den einzigen wirklich kriegstüchtigen evangelischen Staat Deutschlands zu zertrümmern; das hieß dann in der That die Interessen des Protestantismus aufs schändeste verraten. Und nicht gleichzeitig auch die Englands? Wir bezeichneten es wiederholt als das Interesse Englands in der damaligen Krisis, den schlesischen Zwischenfall aus der Welt zu schaffen, und als im Grunde erklärlich den Versuch, durch eine Koalition der pragmatischen Mächte, gleichsam eine bewaffnete Vermittelung, Preußen eine bedeutende Herabminderung seiner schlesischen Ansprüche resp. auch eine anderweitige Abfindung aufzuzwingen, welche auch Oesterreich acceptiren konnte. Solch ein Versuch aber wurde unausführbar, so wie man von einer Teilung Preußens sprach. Von dem Augenblicke an durfte man auch nicht die kleinste Konzession von Oesterreich mehr erwarten. Die pragmatischen Mächte waren ja dann nicht mehr die uneigennütigen Bundesgenossen, die zum Lohn ihrer Vertragstreue von der Erbin Karls VI. schon ein kleines Opfer zur Erhaltung des Friedens verlangen durften. Sie suchten ja das Ihre, ihren Anteil aus der preussischen Teilung, mochte doch der Krieg geführt werden, bis das Ziel erreicht, Preußen, der verhasste Nebenbuhler, geschwächt, zerstückelt war; wahrlich, gerade Oesterreich hatte kein Interesse, einem solchen Kriege noch dazu mit irgendwelchem Opfer vorzubeugen.

Und anderseits, wie stellte man sich nun Preußen gegenüber? Eine große pragmatische Demonstration, eine bewaffnete Vermittelung konnte ja vielleicht ohne Blutvergießen einen Erfolg haben; so wie eine Zerstückelung Preußens in Frage kam, mußte es ein Krieg bis aufs Messer werden. Wunderliche Verschiebung der Verhältnisse! Um nicht im Kampfe gegen den Erbfeind Frankreich den präsumtiven Bundesgenossen Oesterreich schwächen zu lassen, sollte sich England in einen Vernichtungskrieg gegen Preußen stürzen, und mit den Streitkräften, welche die Seeherrschaft und das Monopol des amerikanischen Handels gegen Frankreich behaupten sollten, ein Stückchen Land für Hannover robern. Es war in der That nicht anders: an die Stelle der durch die Umstände natürlich gegebenen Rivalität zwischen England und Frankreich stellte ine verkehrte Politik die Rivalität zwischen dem welfischen und hohenzollernschen Hause.

Es liegt nahe, hier zur Entschuldigung das anzuführen, was namentlich on englischer Seite wohl auch geltend gemacht worden ist, die Sache sei doch nie so recht ernst gemeint gewesen, und wenn auch vielleicht König Georg an eine wirkliche Zerstückelung Preußens gedacht und von derselben gesprochen habe,

das englische Ministerium habe niemals solchen Plan ernstlich gehegt, niemals mehr als eine auf die Einschüchterung Preußens abzielende Demonstration im Sinne gehabt.

Aber einer näheren Prüfung hält diese Beschönigung nicht stand. Im Verlaufe der Verhandlungen, die wir näher kennen zu lernen haben werden, durch welche man das Konzert gegen Preußen zustande zu bringen suchte, hat die englische Diplomatie wiederholt die Preußen abzugewinnenden „Esqueten“ als Köder gebraucht, um ihre Alliierten zu locken, hat sich also ganz ernstlich und bewußt für die Erwerbung jener Eroberungen engagiert.

Hier berühren wir zugleich einen neuen Punkt, der auch vom englischen Standpunkte aus betrachtet die englische Politik noch ganz besonders belästet. Gleich die erste Sondierung mußte ja herausstellen, daß die pragmatischen Mächte, auf welche England etwa rechnen durfte, ganz abgesehen von ihrem guten Willen zu einem tatsächlichen raschen Vorgehen, ja auch nur zu einer Demonstration fürs erste in keiner Weise gerüstet waren, sondern daß hier Vorbereitungen von langer Hand erforderlich wurden. Damit aber schwanden auch die letzten Aussichten auf Erfolg.

Vermochte man das in Schlesien aufgeloderte Kriegsfeuer nicht gleich im Beginne zu ersticken, so mußten die Schwierigkeiten wachsen, und das englische Ministerium konnte mit Sicherheit voraussehen, daß, falls Frankreich aus seiner passiven Rolle heraus und auf die Seite der Gegner der pragmatischen Sanktion trat, die englische Nation gebieterisch Verwendung der disponiblen Kräfte gegen diesen Erb- und Hauptfeind verlangen würde.

Aber die englischen Minister fanden die anderen Garanten der pragmatischen Sanktion nicht nur vollkommen unvorbereitet zu einem schnellen Vorgehen gegen Preußen, sondern auch überhaupt einem solchen wenig geneigt, und man darf wohl behaupten, daß ohne die großen diplomatischen Anstrengungen, welche England gemacht hat, auch nicht einmal jener Anlauf zur Bildung einer pragmatischen Koalition zustande gekommen wäre, und daß die Verantwortung dafür und die daraus entsprungenen Folgen, die dadurch bei Oesterreich erweckten Hoffnungen, die infolge dessen von dieser Macht eingenommene Haltung und somit die eigentliche Entwicklung des Krieges eben wesentlich den englischen Ministern zur Last fallen.

Um dieses nun im einzelnen nachzuweisen, werden wir den Weg der englischen Diplomatie zur Herstellung des großen Bundes gegen Preußen bei den hauptsächlich in Frage kommenden Höfen nachgehen und, bevor wir an den Hauptherd der Verschwörung zu Dresden herantreten, die bei den Generalstaaten und in Rußland erzielten Resultate darstellen müssen, insofern mit diesen dann an der Centralstelle wirksam operiert wurde.

In beiden Orten, im Haag wie in Petersburg, wurde es nicht leicht, für die Intentionen König Georgs Anklang zu finden, obwohl wenigstens bei den Generalstaaten seit längerer Zeit der englische Einfluß der maßgebende gewesen war. In den ersten Tagen des Jahres 1741 setzten zwei niederländische Minister dem englischen Gesandten auseinander, man müsse doch davon ausgehen, daß ein wirklicher Bruch zwischen den Seemächten und Preußen etwas Abfurdes und Unnatürliches sei, woran man höchstens im Falle der äußersten Not denken könne, während man auf der anderen Seite hoffen dürfe, durch eine möglichst enge Verbindung mit dem Könige von

Preußen dem allzu kühn vordringenden Geiste dieses Fürsten geeignete Schranken zu setzen. Von der Königin von Ungarn mußte man darauf gehofft sein, daß, da ihre Minister den Seemächten immer noch ihre Indifferenz im letzten Kriege nachtrügen und religiöse Sympathieen sie nach der französischen Seite zögen, sie diese letztere Macht durch Abtretung der Niederlande, die ihr offenbar viel weniger am Herzen lägen, als Schlesien, zu gewinnen suchte. Dies müsse man zu verhindern und sie lieber zu Abtretungen in Schlesien an Preußen zu bestimmen trachten, für die sich ja irgendwelche beschönigende Form, etwa die einer Verpfändung oder einer Belehnung leicht finden lasse. Im Interesse der Niederlande liege solches Arrangement unzweifelhaft, wenn Preußen dafür auf die jülich-bergischen Ansprüche verzichte und so Sicherheit gewähre, daß nicht hier bei dem Tode des alten Pfalzgrafen weitere Zwistigkeiten entstünden, und dasselbe außerdem seine alte Forderung bezüglich des Rheinzolles aufgebe. Dann werde es nicht schwer sein, aus der pfälzischen Erbschaft Sachsen, das ja hier auch alte Ansprüche habe, etwas zukommen lassen, und diesen Staat, der jetzt, wie die Sendung Pomiatowski nach Paris zeige, eine sehr verdächtige Politik treibe und auch die bisherige Intimität mit Rußland schon sehr habe erkalten lassen, vielleicht zu gewinnen ¹⁾.

So sprach man hier und fand die Anerbietungen Preußens in Wien: volle Bundesgenossenschaft, Kurstimme für Lothringen und 2 Millionen Thaler, doch recht ansehnlich.

Allerdings ließen sich auch entgegengesetzte Stimmen vernehmen; sie kamen hauptsächlich aus der einflußreichsten der vereinigten Provinzen, Holland, wo seit alten Zeiten eine ausgesprochen antioranische Gesinnung mit einer gewissen Feindseligkeit gegen Preußen verschwifert gewesen war, und jetzt außerdem die reichen Kaufherren von Amsterdam um die von ihnen kürzlich (1737) gewährte auf Schlesien hypothekierte Anleihe bangten, obwohl der König ihnen die Übernahme der Schuld und die Zahlung der Interessen zugesagt hatte, wenn die Republik ihn menagiere ²⁾. Der Pensionar von Holland, Bassecour, meinte, die Seemächte sollten Preußen auffordern, alle Feindseligkeiten in Schlesien einzustellen und die Befriedigung seiner Ansprüche ihrer Vermittelung überlassen, unter der Drohung, daß sie sich sonst auf Österreichs Seite stellen würden, und als Mr. Trevor ihn darauf fragte, ob er es also auf einen Bruch mit Preußen ankommen lassen wolle, antwortete er: Ja, denn es würde sonst niemand in seiner Nachbarschaft aushalten, wenn er keine Kontrolle zu fürchten habe ³⁾.

Als dann am 17. Januar der Brief, durch welchen die Königin von Ungarn die Garantie der Republik anrief, in der Ständeversammlung von Holland verlesen und die Wahl einer Kommission beantragt wurde, erklärte man es für eine Schande, wenn erst eine Kommission darüber beraten solle, ob die Republik ihr Wort halten solle; höchstens über das quomodo, möge eine solche beraten dürfen. Aber indem der Gesandte dies berichtet

¹⁾ Bericht des englischen Gesandten Trevor, den 6. Januar 1741; Londoner record office.

²⁾ Reskript an den preussischen Gesandten vom 29. Dezember 1740; angeführt in Droysen V, 1. S. 212, Anm. 1.

³⁾ Trevor, den 10. Januar; Londoner Record office.

jügt er auch hinzu, so dächten nicht alle Deputierten, und namentlich die ärmeren Provinzen würden doch vor den Opfern, die ein Krieg ihnen auferlegen müßte, erschrecken ¹⁾. Ja, er selbst erklärt Bassecour's Ideen für sanguinisch und einen Krieg der Seemächte gegen Preußen, von welchem Gesichtspunkte aus man ihn ansehen möge, als so unnatürlich, so verderblich für England und die gemeinsame Sache, daß, ehe man zu diesem schlimmsten aller Auskunftsmitel griffe, man erst alles thun müsse, um einen anderen Ausweg zu finden, und da, nach einem Briefe Robinson's zu schließen, Preußen schon etwas gelindere Saiten aufziehe, so werde man von hier aus den Berliner Gesandten, General Winkel, sofort nach dem Lager gehen lassen, um auf einen Ausgleich hinzuarbeiten.

Ja, wenn ihm vonseiten holländischer Deputierten heftige Reden über Friedrich's Duplizität und Gewaltthätigkeit, hinter denen sich die Angst versteckt, dieser unternehmende junge Fürst könne es auch mit ihnen einmal so machen, wie jetzt mit Schlesien, gehalten wurden, suchte Trevor, ohne ihren Eifer zu tadeln, ihnen doch zu Gemüthe zu führen, wie naturwidrige und gefährliche Konsequenzen ein Bruch mit Preußen haben müsse ²⁾. Den Amsterdamer Pensionar aber fragte er, ob man denn ausreichend gerüstet sei, um solchen Fürsten zu provocieren. Darnach dürfe man nicht fragen, antwortete Bassecour; ließe man den König gewähren, er würde ein zu unerträgliches Nachbar werden; und als Trevor einwandte, man arbeite schließlich doch mit Frankreich in die Hände, wenn man in einem Kriege gegen Preußen seine Kräfte verbrauche und erschöpfe, blieb jener bei seiner Meinung, ein schlimmeres Übel könne es nicht geben, als wenn man Preußen siegen und seinen Raub behalten lasse ³⁾. Trevor sieht die eigentlichen Motive dieses verbitterten Eifers nicht bloß in der Furcht und Eifersucht, sondern vielleicht mehr noch in der Parteilust der holländischen Herren, die von einer Stärkung Preußens gleich auch ein Wachsen des oranischen Einflusses fürchteten.

Der Gesandte war weit entfernt, zu ahnen, daß die Meinung Bassecour's, die ein entschlossenes Frontmachen gegen Preußen forderte und welche er ja noch bekämpfen zu müssen geglaubt hatte, gerade die war, die man am Hofe von St. James wünschte, und daß hier seine Berichte eben deswegen, weil man bei der antipreußischen Koalition auf Holland zählen zu können hoffte, so höchst willkommen waren. In der That war, als der Gesandte so berichtete, bereits die Depesche des britischen Unterstaatssekretärs abgefaßt, die ihn belehren sollte, daß er diesmal die Intentionen des Kabinetts durchaus nicht getroffen habe, und daß dieses vielmehr an einer Koalition gegen Preußen arbeite. Ein unglücklicher Zufall wollte aber, daß diese Depesche fast 2 Wochen in Harwich liegen blieb, ehe sie ihren Weg über den Kanal fand ⁴⁾, und so kam es denn, daß Trevor noch längere Zeit die Friedensschalmei blies, während die englische Diplomatie an anderen Orten schon in die Kriegsdrommete gestossen hatte und die Berichte über die in Holland

¹⁾ Trevor, den 17. Januar.

²⁾ Den 20. Januar.

³⁾ Den 24. Januar.

⁴⁾ Lord Harrington befragt das in einer Depesche an Robinson vom 24. Februar; Londoner Record office.

herrschende Neigung zu Friedensvermittlungen z. B. in Dresden viel Beiden erregten ¹⁾).

Endlich gelangt die vom 20. Januar ²⁾ datierte Depesche Lord Harringtons in Trevors Hände, die im wesentlichen Bassencours Vorschlag acceptierte, daß Preußen Schlesien räume, wollten die Seemächte ihm eine Entschädigung und zwar aus den jülich-cleveschen Landen auswirken, sonst sich aber auf Österreichs Seite stellen; nur ward dazu bemerkt, es sei zu besorgen, bei gewaltthätigen Temperamente des preußischen Königs könnte die vorgelegene entschiedene Sprache denselben etwa zu einem Einfall in die ganz n liegenden hannoverschen Lande, zu welchem er 2 Meilen von der Grenze mit 40,000 Mann versammelt habe (dieselben existierten damals allerdings : in Lord Harringtons Phantasie) veranlassen, es müßten daher die Generalstaaten zunächst zu einer wirklichen Unterstützung Englands sich verpflichten ³⁾).

Mr. Trevor, wie sehr er auch überrascht sein mochte, fügte sich, änderte den Kurs und steuerte gehorsam auf „den ruinösen und widernatürlichen Weg der Seemächte mit Preußen“ los, obwohl der preußische Gesandte selbst ihm und dem kriegslustigen Pensionarius erklärte, wenn das Gerücht wahr sei, daß die Seemächte eine Aufforderung zur Räumung Schlesiens an den König richten wollten, so riete er dringend, sich eine so ganz überflüssige Mühe zu sparen ⁴⁾).

Wie wenig bei alledem die Generalstaaten zu einem ernstlichen kriegerischen Vorgehen geneigt waren, zeigte recht deutlich die Antwort, welche österreichische Gesandtschaftssekretär Falloix in einer Konferenz am 27. Februar ganz offiziell erhielt, als er zu einer Diversion ins Clevesche beauftragt wurde. Derselbe wurde bedeutet, er scheine anzunehmen, es seien die Generalstaaten dazu verpflichtet, mit Österreich gemeinsame Sache zu machen, und demgemäß als ein interessierter Teil wider den König von Preußen zu handeln. Dies sei niemals ihre Meinung gewesen, in solchem Verhältnis gemeinsamer Sache ständen sie wohl zu England und auch da nur rein defensivem Zwecke; gegen das Haus Österreich aber erstreckten sich keine Verbindlichkeiten nicht weiter als auf die versprochene Hilfe an Mannschafft oder Geld ⁵⁾).

Dieser Gedanke, falls nun einmal etwas gethan werden müßte, sich mit einer Summe Geldes abzufinden, war und blieb die Lieblingsidee der hochgebenden Herren, und nur unter dieser Voraussetzung ließen sie sich zu der Annahme des ihnen nun von England vorgeschlagenen Dehortatoriums herabzulassen, welches übrigens gerade der preußenfeindlichen Provinz Holland am wenigsten gefiel, insofern es Preußen eine Ländererwerbung im jülich-cleveschen, also an der holländischen Grenze in Aussicht stellte; dieser Passus sollte fallen, aber auch sonst erschien das Dehortatorium zu scharf und weitgehend, und nach langer Debatte ward eine mildere Fassung festgestellt.

1) Billiers aus Dresden, den 22. Februar; Londoner Record office.

2) Den 9. Januar alten Stils; ebd.

3) Lord Harrington, den 20. Januar; ebd.

4) Trevor, den 24. Februar.

5) Angeführt bei Adelung, Pragmatische Staatsgesch. Europas 2c. II, 244.

das englische Ministerium habe niemals solchen Plan ernstlich gehegt, niemals mehr als eine auf die Einschüchterung Preußens abzielende Demonstration im Sinne gefaßt.

Aber einer näheren Prüfung hält diese Beschönigung nicht stand. In Verlaufe der Verhandlungen, die wir näher kennen zu lernen haben werden durch welche man das Konzert gegen Preußen zustande zu bringen suchte, so die englische Diplomatie wiederholt die Preußen abzugewinnenden „Counqueten“ als Köder gebraucht, um ihre Alliierten zu locken, hat sich also ganz ernstlich und bewußt für die Erwerbung jener Eroberungen engagiert.

Hier berühren wir zugleich einen neuen Punkt, der auch vom englische Standpunkte aus betrachtet die englische Politik noch ganz besonders belaste. Gleich die erste Sondierung mußte ja herausstellen, daß die pragmatische Mächte, auf welche England etwa rechnen durfte, ganz abgesehen von ihrem guten Willen zu einem thatsächlichen raschen Vorgehen, ja auch nur zu einer Demonstration fürs erste in keiner Weise gerüstet waren, sondern daß hie Vorbereitungen von langer Hand erforderlich wurden. Damit aber schwanke auch die letzten Ausichten auf Erfolg.

Vermochte man das in Schlesien aufgeloderte Kriegsfeuer nicht gleich in Beginne zu erstickten, so mußten die Schwierigkeiten wachsen, und das englische Ministerium konnte mit Sicherheit voraussehen, daß, falls Frankreich an seiner passiven Rolle heraus und auf die Seite der Gegner der pragmatische Sanktion trat, die englische Nation gebieterisch Verwendung der disponiblen Kräfte gegen diesen Erb- und Hauptfeind verlangen würde.

Aber die englischen Minister fanden die anderen Varianten der pragmatischen Sanktion nicht nur vollkommen unvorbereitet zu einem schnellen Vorgehen gegen Preußen, sondern auch überhaupt einem solchen wenig geneigt und man darf wohl behaupten, daß ohne die großen diplomatischen Anstrengungen, welche England gemacht hat, auch nicht einmal jener Anlauf zur Bildung einer pragmatischen Koalition zustande gekommen wäre, und daß die Verantwortung dafür und die daraus entsprungenen Folgen, die dadurch bei Oesterreich erweckten Hoffnungen, die infolge dessen von dieser Macht eingenommene Haltung und somit die eigentliche Entwicklung des Krieges eben wesentlich den englischen Ministern zur Last fallen.

Um dieses nun im einzelnen nachzuweisen, werden wir den Wegen der englischen Diplomatie zur Herstellung des großen Bundes gegen Preußen bei den hauptsächlich in Frage kommenden Höfen nachgehen und, bevor wir an den Hauptherd der Verschwörung zu Dresden herantreten, die bei den Generalstaaten und in Rußland erzielten Resultate darstellen müssen, insofern mit diesen dann an der Zentralstelle wirksam operiert wurde.

An beiden Orten, im Haag wie in Petersburg, wurde es nicht leicht, für die Intentionen König Georgs Anklang zu finden, obwohl wenigstens bei den Generalstaaten seit längerer Zeit der englische Einfluß der maßgebende gewesen war. In den ersten Tagen des Jahres 1741 setzten zwei niederländische Minister dem englischen Gesandten auseinander, man müsse doch davon ausgehen, daß ein wirklicher Bruch zwischen den Seemächten und Preußen etwas Absurdes und Unnatürliches sei, woran man höchstens in Falle der äußersten Not denken könne, während man auf der anderen Seite für, durch eine möglichst enge Verbindung mit dem Könige vor

von Mollwitz am 24. April auf Antrag der Kommission von den Generalstaaten beschlossen, dem König von Preußen jene Sontimation zu übermitteln und eventuell der Königin von Ungarn den traktatmäßigen Beistand in Aussicht zu stellen, allerdings mit der Klausel: so weit die Kräfte reichten. Wir werden noch zu erzählen haben, wie sich der englische Gesandte in Berlin geradezu schämte, dem preussischen Herrscher kurz nach dem blutigen Siege von Mollwitz die Zumutung zu machen, ohne weiteres Schlessien zu räumen.

Wenn man erwägt, mit welcher Sicherheit die englische Diplomatie bereits im Februar und März an verschiedenen Höfen von dem gemeinsamen energischen Vorgehen der Seemächte gegen Preußen gesprochen, und durch solche Eröffnungen, z. B. Rußland und Sachsen zu weitgehenden Maßregeln zu verleiten gestrebt, so erscheint allerdings der endliche Ausgang des ganzen diplomatischen Feldzuges doppelt kläglich.

Wie gering man in London über den Alliierten jenseits des Kanals dachte, zeigt am besten die folgende Stelle einer an Robinson gerichteten Depesche Lord Harringtons vom 28. April ¹⁾:

„Die angesehensten Mitglieder und Minister der Generalstaaten zeigten einen großen Unwillen über den unerwarteten Einfall des Königs von Preußen in Schlessien und wendeten ihren ganzen Kredit an, um die Revolution wegen Vermehrung ihrer Truppen zum Abschluß zu bringen: Se. Majestät verlor keine Zeit, diesen Anschein von Lebhaftigkeit und Energie unter den Gliedern der Republik zu beleben und zu ermutigen und ihnen einen Plan vorzulegen, um Sr. Preussischen Majestät starke und angemessene Vorstellungen wegen der Gewaltthätigkeit seiner Maßnahmen zu machen, und ebenso eine der Königin von Ungarn günstige Erklärung bezüglich der Erfüllung ihrer Verpflichtungen, und Se. Majestät hatte einen höheren Offizier nach dem Haag bestimmt, dort einen Operationsplan für die von den verschiedenen Garantien zu liefernden Kontingente zu vereinbaren; aber in dieser getheilten Republik ging der Prozeß der Zusammenbringung aller Stimmen von den einzelnen Provinzen sehr langsam, und wenn auch vielleicht jetzt der Beschluß mit einer Majorität von 5 Stimmen gefaßt worden ist, so ist derselbe doch weit zurückgeblieben hinter dem, was der König vorgeschlagen, und was man ihn hatte hoffen lassen, und dies, verbunden mit dem ohnmächtigen und verschuldeten Zustande ihres Gouvernements, und ihre großen Besorgnisse vor Frankreich und dem König von Preußen haben den König ganz und gar überzeugt von der Schwachheit und Langsamkeit des Beistandes, den man von den Generalstaaten erwarten kann, dessen Ganzes, wofür sie einen Teil ihrer Besorgnisse gehoben und eine Allianz hinreichend, um sie selbst unter allen Umständen zu schützen, gebildet sehen, schwerlich ihr Kontingent von 5000 Mann übersteigen wird, und im Hinblick auf den Anteil, welchen Frankreich an diesen Handeln nehmen könnte, werden sie kaum riskieren, auch nur jenen ärmlichen Beistand zu leisten, ohne gleichzeitig von Sr. Majestät 10,000 Mann zu beanspruchen, als nötig für ihre eigene Sicherheit, entsprechend den zwischen beiden Nationen für einen Fall so großen Bedürfnisses bestehenden Traktaten.“ — Es kam das allerdings ziemlich einem Verzichte auf irgendwelchen Beistand seitens der Niederlande gleich, und

¹⁾ Neuen Stils; Londoner Record office.

fügt er auch hinzu, so dächten nicht alle Deputierten, und namentlich in ärmeren Provinzen würden doch vor den Opfern, die ein Krieg ihnen auferlegen müßte, erschrecken¹⁾. Ja, er selbst erklärt Bassacours Ideen sanguinisch und einen Krieg der Seemächte gegen Preußen, von welchem Gesichtspunkte aus man ihn ansehen möge, als so unnatürlich, so verderblich England und die gemeinsame Sache, daß, ehe man zu diesem schlimmsten aller Auskunftsmitel griffe, man erst alles thun müsse, um einen anderen Ausweg zu finden, und da, nach einem Briefe Robinsons zu schließen, Preußen sich etwas gelindere Saiten aufziehe, so werde man von hier aus den Berliner Gesandten, General Ginkel, sofort nach dem Lager gehen lassen, um auf ein Ausgleich hinzuarbeiten.

Ja, wenn ihm vonseiten holländischer Deputierten heftige Reden über Friedrichs Duplizität und Gewaltthätigkeit, hinter denen sich die Angst versteckt, dieser unternehmende junge Fürst könne es auch mit ihnen einmal machen, wie jetzt mit Schlessien, gehalten wurden, suchte Trevor, ohne ihn Eifer zu tadeln, ihnen doch zu Gemüthe zu führen, wie naturwidrige und gefährliche Konsequenzen ein Bruch mit Preußen haben müsse²⁾. Den Amsterdamer Pensionar aber fragte er, ob man denn ausreichend gerüstet sei, solchen Fürsten zu provocieren. Darnach dürfe man nicht fragen, antwortet Bassacour; ließe man den König gewähren, er würde ein zu unerträgliches Nachbar werden; und als Trevor einwandte, man arbeite schließlich doch mit Frankreich in die Hände, wenn man in einem Kriege gegen Preußen seine Kräfte verbrauche und erschöpfe, blieb jener bei seiner Meinung, ein schlimmeres Übel könne es nicht geben, als wenn man Preußen siegen und sein Raub behalten lasse³⁾. Trevor sieht die eigentlichen Motive dieses vertornten Eifers nicht bloß in der Furcht und Eifersucht, sondern vielleicht noch in der Parteistellung der holländischen Herren, die von einer Stärkung Preußens gleich auch ein Wachsen des oranischen Einflusses fürchteten.

Der Gesandte war weit entfernt, zu ahnen, daß die Meinung Bassacours die ein entschlossenes Frontmachen gegen Preußen forderte und welche noch bekämpfen zu müssen geglaubt hatte, gerade die war, die man am von St. James wünschte, und daß hier seine Berichte eben deswegen, man bei der antipreußischen Koalition auf Holland zählen zu können so höchst willkommen waren. In der That war, als der Gesandte richtete, bereits die Depesche des britischen Unterstaatssekretärs an die ihn belehren sollte, daß er diesmal die Intentionen des Kabinetts aus nicht getroffen habe, und daß dieses vielmehr an einer Koalition mit Preußen arbeite. Ein unglücklicher Zufall wollte aber, daß diese fast 2 Wochen in Harwich liegen blieb, ehe sie ihren Weg über den Kanal fand⁴⁾, und so kam es denn, daß Trevor noch längere Zeit die Besorgnisse schalmee blieb, während die englische Diplomatie an anderen Orten die Kriegsbrommete gestoßen hatte und die Berichte über die in

1) Trevor, den 17. Januar.

2) Den 20. Januar.

3) Den 24. Januar.

4) Lord Harrington beklagt das in einer Depesche an Robinson vom 7. Record office.

in Sibirien vertauschen mußte. An die Spitze des neuen Ministeriums trat der Feldmarschall Münnich, das auswärtige Amt leitete vornehmlich General Oftermann.

Aber die Intriguen dauerten fort. Wie fest auch der leitende Staatsmann die Regentin durch die Bande der Dankbarkeit an sich gefesselt zu haben glaubte, und obwohl sein Einfluß noch durch den seiner Verwandten, der Javorit-Hofdame der Regentin, Fräulein v. Mengden, verstärkt wurde, so arbeitete doch der nicht minder ehrgeizige Oftermann an seinem Sturze, unterstützt durch seinen ehemaligen Schüler, den Gemahl der Regentin, Prinz Anton Ulrich von Braunschweig, der, jetzt zum Generalissimus ernannt, die Abhängigkeit von dem Kriegsminister Münnich schwer ertrug. Daneben übte wiederum noch einen besonderen persönlichen Einfluß der sächsischen Gesandte, der schöne Graf Lynar, dem das Gerücht sehr intime Beziehungen zu der Regentin zuschrieb, welche durch eine Scheinverlobung zu verdecken deren Vertraute, die Mengden, sich herbeiließ.

Welche Partei nun auch obsiegen mochte, für Preußen schien keine Gefahr zu drohen. Münnich galt für einen erklärten Freund Preußens, zwei Schwiegeröhne von ihm standen im Dienste dieser Macht, und auch Oftermann hatte bisher ein wohlwollendes Interesse für sein preussisches Geburtsland nie verleugnet, Anton Ulrich aber war der Bruder der Gemahlin König Friedrichs. Ob dem gegenüber Sachsen auch nur den Willen zeigen würde, die Schale Osterreichs sinken zu lassen, schien bei den ehrgeizigen Plänen, welche man in Dresden an den Tod des Kaisers zu knüpfen gemeint war, sehr zweifelhaft.

Als am 26. Oktober die Nachricht von Karls VI. Ableben in Petersburg eintraf, war dort gerade der Plan einer englisch-russisch-preussischen Allianz auf dem Tapet, über welche zwischen Rußland und Preußen in Berlin wie in Petersburg eifrig verhandelt wurde, und Oftermann hatte auch dem englischen Gesandten gegenüber lebhaft für die Gewinnung Preußens durch einen ansehnlichen Teil der jülich-schen Erbschaft plaidiert. Die große Nachricht belebte nur noch seinen Eifer. Denn obwohl eigentlich alle Mächte, selbst Frankreich, die pragmatische Sanction garantierten, sei es doch gut, jetzt eifrig zusammenzuhalten. Es befremdet ihn daher nicht wenig, daß Truchseß jetzt gerade nicht in London sei und andererseits Guy Dickens, wie er höre, seine Abberufung erwarte. Er spielt darauf an, als könne vielleicht König Georgs welfische Eifersucht der so erwünschten Allianz Hindernisse bereiten.

Die Erneuerung alter Defensivallianzen von 1726 resp. 1737 zwischen Preußen und Rußland, zu deren Unterzeichnung der preussische Gesandte bereits im Oktober 1740 bevollmächtigt worden war, enthielt für Preußen eine den jülich-bergischen Ansprüchen günstige Klausel, für Rußland die Garantie des Herzogtums Kurland. Das sehr erklärliche Interesse, welches Biron gerade an diesem letzteren Punkte nahm, übertrug sich, nachdem die Unterzeichnung russischerseits in den Wirrsalen jener Zeit sich bis zu seinem Sturze verzögert hatte, doch nicht in gleichem Maßstabe auf seinen Nachfolger, den befreundeten Münnich; diesen hielt im Dezember andauernde Krankheit von den Geschäften fern, und Preußens Absichten auf Schlesien schienen dann die Lage der Dinge wesentlich zu verändern; die Regentin hatte sogar unter dem ersten Eindrucke der beim Einrücken in Schlesien erlassenen preussischen Prokla-

als diese dann an die Provinzen versendet ward, fand sie weitem Erfolg; Seeland, Utrecht, Oberhffel verlangten alles entfernt zu sehen, nach Drohung schmeckte, das oranisch gesinnte Friesland gab ein besondres Votum ab, es sähe zu einem Vorgehen solcher Art überhaupt keine Anlassung, und es sei entschieden vorteilhafter, sich auf eine freundliche Mittelung zu beschränken ¹⁾, und in der Plenarsitzung am 1. März schienen Stimmen der Deputierten so geteilt, so wenig energischen Beschlüssen gedachte man, um das Projekt nicht ganz fallen lassen zu müssen, froh war, es über einer Kommission überweisen zu können, obwohl, wie der Pensionar des englischen Gesandten klagte, nun die Gegner des Projektes so zu Gegenständen Zeit finden, die Anhänger Frankreichs die Form und die Preussensinhalt bekämpfen würden.

Hr. Trevor ließ auf die Nachricht davon sofort einen ostentibeln Brief an Pensionar vom Stapel, voller Vorwürfe über die Haltung der Regierung. Es werde nicht leicht jemand sich in Unterhandlungen mit der britischen Regierung einlassen, wenn er dem ausgesetzt sei, daß Abmachungen, über die nach vielfachen Unterhandlungen endlich übereingekommen, dann in der Opposition im Plenum abortierten. Ganz von seinen früheren Meinungen bekehrt, erklärte er, jene oppositionellen Meinungen seien kaum zu rechtfertigen, nachdem jetzt aus Petersburg und Dresden so günstige Nachrichten seien und die Augen von ganz Europa sich nach dem Haag richteten.

Der Kredit, das Heil des Hauses Oesterreich, das Schicksal der russischen und schliesslich das Gleichgewicht von Europa hänge davon ab, den Oesterreichern die Vermächte fest zusammenstünden, während Preußen täglich neue Ungemessenen Ehrgeizes und einer turbulenten Gesinnung gäbe, über welche trotz Trevors Eifer, über welchen sich ja König Friedrich beschwert, wollte es nicht gelingen, den Holländern recht zu thun, anzuzuföhren; im Laufe des März kamen die leitenden Männer der Regierung immer auf die Idee gütlicher Verständigung mit Preußen. Als Lord Harrington damals seinem Gesandten in Dresden einen Auftrag gab, die Konferenz, welche dort über einen Vergleich zwischen Preußen seit Monaten beriet, auch den Fall in Erwägung zu ziehen, daß Preußen nicht als Feind, sondern als Bundesgenosse zu behandeln sei, fügte er entschuldigend hinzu, wenn diese Idee nicht erteilt zu widersprechen scheine, so trage Holland die Verantwortung für die englischen Intentionen ward die Stimmung in London erst im April, als die zum 1ten dieses Monats fallende russische Anleihe nicht eingelöst werden konnten und infolge dessen derselben um 15 % an der Börse fielen ⁴⁾; als nun der englische Gesandten Stellen der Thronrede bekannt wurden, die dem König das Parlament zu eröffnen beabsichtigte, ward Trevor

Trevor, den 7. März; Londoner Record office, und dazu
2 aus den Berichten der preussischen Gesandten.

Vom 2. März; Londoner Record office.

Den 20. März (ebb.), nachdem bereits eine frühere D

hatte.
Angeföhrt bei Ranke XXVII, 413.

mation und unmittelbar nach deren Bekanntwerden ¹⁾ ein Abmahnungsschreiben an König Friedrich erlassen, welches warm für die Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanktion eintritt, von der Entzündung des nicht so leicht wieder zu löschenden Kriegsfeuers höchst bedenkliche Folgen fürchtet, und inständig bittet, von dem beabsichtigten Unternehmen abzustehen, zugleich die guten Effizien für einen gütlichen, aber befriedigenden Ausgleich anbietend.

Von Seiten Preußens wurden die hier angebotenen guten Dienste bereitwillig angenommen, und es ward Januar 1741, wie wir weiter unten noch näher sehen werden, gleichzeitig an Rußland und England der Antrag gestellt, eine Vermittelung zwischen den beiden Gegnern zu übernehmen. In der That enthielt auch das sogen. Dehortatorium eigentlich kein Wort, welches als Drohung gefaßt werden konnte, und der befriedigte Hinblick auf den preussisch-russischen Defensivvertrag, der wirklich an demselben Tage, dem 16. Dezember (alten Stils, 27. Dezember neuen), unterzeichnet ward, schien ein gewisses Interpand der im Grund doch fortdauernden guten Beziehungen, doch ward das ganze Dehortatorium mit jenem Eifer für die pragmatische Sanktion natürlich von den Gegnern Preußens bestens verwertet, und die Hoffnungen Englands belebten sich daran.

Sehr vorsichtig und allmählich ward der englische Gesandte in Petersburg, Mr. Finch, mit der Rolle vertraut gemacht, die ihm zugeacht war. Vom 26. Dezember datiert die erste Weisung, zu berichten, wie Rußland über die pragmatische Sanktion und Preußens Absichten auf Schlessien denke, dann unter dem 9. Januar eine weitere Frage, ob Rußland geneigt sei, um der Schwägerschaft des Königs von Preußen mit dem Gemahle der Regentin die Gewaltthaten jenes zu übersehen, oder ob es sich dagegen zu setzen gemeint sei, gleichzeitig auch die Eröffnung von dem beabsichtigten gemeinsamen Schritte Englands und Hollands, doch mit der Warnung, nur wenn man Rußlands ganz sicher sei, König Georgs wirkliche Absichten zu enthüllen, damit nicht etwa dessen deutsche Erblande einem plötzlichen Angriffe ausgesetzt seien ²⁾.

Mr. Finch im Vereine mit dem österreichischen Residenten Hochhalster thaten das Möglichste, fanden aber das Terrain nicht sehr günstig, namentlich seit Münnich, der den letzten Türkenkrieg den Österreichern nicht vergeben konnte, wieder genesen am Ruder des Staates stand. Viel ungünstiger als Ostermann, klagte der Resident, äußere sich der Feldmarschall, verlange geradezu von Österreich, daß es Abtretungen in Schlessien mache, wenn man dafür Preußens Kurstimme und Allianz contra quoscunqve gewinnen könne, man müsse das Kleinere opfern, um das Ganze zu retten. Und doch, meinte Hochhalster, darf die Königin nichts entfremden oder, fügte er vorsichtig hinzu, wenigstens nur im äußersten Notfalle ³⁾.

Eine günstigere Wendung für die österreichischen Wünsche versprach man

¹⁾ Nach einem Berichte Finchs vom 20. Dezember (Londoner Archiv) ward die preussische Proklamation am 14. Dezember (alten Stils) bekannt, vom 16ten datirt das Dehortatorium. Allerdings bezieht sich dieses auf Eröffnungen des preussischen Gesandten Mardefeld, doch dürften diese in nicht frühere Zeit zu setzen sein, da Finch ausdrücklich von der Überraschung spricht, welche die Nachricht vom 14. Dezember erregt habe.

²⁾ Londoner Record office.

³⁾ Finch, den 30. Dezember; Londoner Record office.

sich von Marquis Botta d'Udorno, der Anfang des neuen Jahres als außerordentlicher Gesandter des Wiener Hofes in Petersburg eintraf, einflussreiche Verbindungen von früherher und außerdem hinreichende Mittel hatte, durch ansehnliche Geschenke die leitenden Persönlichkeiten des russischen Hofes zu gewinnen. Da jedoch auch König Friedrich gewisse Anstrengungen machte und den Oberst v. Winterfeld, den Gemahl einer Stieftochter des Feldmarschalls, mit ähnlicher Ausrüstung nach Petersburg sandte ¹⁾, wetteiferten beide Mächte in Angeboten für die Gunst der russischen Nachhaber, wie denn der preussische Gesandte ausdrücklich angewiesen war, immer höher zu bieten als Botta ²⁾. Winterfeld brachte außer der guten Nachricht, daß Münnichs Schwiegersohn Kalzahn preussischer Oberst geworden, einen Brillantring mit, den der König selbst am Finger getragen, und das Geschenk der Herrschaft Bingen in der Renmarl, welches, wie es scheint, der Feldmarschall abgelehnt, sein Sohn aber, der Obersthofmeister, den englische Berichte als ebenso geizig bezeichnen, wie der Vater verschwenderisch sei, angenommen hat ³⁾.

Aber Österreich bot Höheres, nämlich die große schlesische Herrschaft Polnisch-Wartenberg, welche bisher der Herzog von Kurland besessen, allerdings eine Verleihung momentan, wenn man so sagen darf, in partibus, insofern die Preußen sie in Händen hatten. Eben deshalb erklärte auch der König von Preußen, da er sich jetzt als Herrscher von Schlesien ansehen dürfe, bäte er den Feldmarschall, die Herrschaft aus seinen Händen annehmen zu wollen ⁴⁾. Dohsthaft bemerkt der englische Gesandte: „Unser neuer großer Mann hat in zwei Monaten eine so reiche Ernte gemacht, wie der Herzog von Kurland in sieben Jahren.“

Dazu kam dann noch, daß der König den Feldmarschall, der den Regungen der Göttheit sehr zugänglich war, aufs höchste auszuzeichnen sich bemühte. Zu der Zeit, wo Preußen die russische Mediation nachsuchte, schreibt er demselben einen eigenhändigen Brief, der mit den Worten beginnt: „Ich habe immer Herrn v. Münnich als einen Helden angesehen und ihn als solchen geschätzt; jetzt aber bin ich von Freude durchdrungen, daß dieser von mir so geschätzte Mann mein vertrauter Freund ist. Ich setze mein ganzes Vertrauen in Sie, und ich bin sicher, Sie als ebenso treuen Freund zu finden, wie Sie mich den Interessen Ihres Kaisers und den Ihrigen unverbrüchlich zugethan finden

¹⁾ Den 18. Dezember (alten Stils, also den 29ten neuen) kam er in Petersburg an; Finchs Bericht vom 20ten, Londoner Record office.

²⁾ Den 6. Januar 1741; Polit. Korresp. I, 172.

³⁾ Die Ablehnung des Vaters berichtet Droysen S. 211, Anm. 3. Da nun aber aus der amtlichen Anführung bei Preuß, Friedrich v. Gr. IV, 434 feststeht, daß die Königin die Herrschaft wirklich besessen hat und Finch (unter dem 30. Dezember alten Stils) die Schenkung an den Sohn anführt, so habe ich das, was Finch (unter dem 10. Januar 1741) bezüglich eines Geldgeschenktes von 20,000 Kronen berichtet, das der Vater abgelehnt, der Sohn angenommen habe, auf jene Herrschaft übertragen zu dürfen geglaubt.

⁴⁾ Finch, den 27. Januar; Londoner Record office. Nach Münnichs Sturze ist die Herrschaft sequestriert worden und später, nachdem der Herzog von Kurland aus seiner sibirischen Verbannung zurückgekehrt war, in dessen Händen geblieben, der 1763 bei inzwischen gleichfalls begnadigten Münnich durch eine Geldsumme abfand. Vgl. den Aufsatz Schönborns über die Geschichte der Herrschaft B. in dieser Zeit; Schles. Zeitschr. XIV, 451.

werden.“ Hierauf folgt dann eine Darlegung der militärischen Lage, daß nämlich der König ganz Schlesien besetzt habe, aber, obwohl er es gekonnt, nicht weiter nach Mähren vorgebrungen sei, weil er eben nicht das Haus Oesterreich verderben, sondern nur seine Ansprüche auf einen Teil von Schlesien geltend machen wolle, und nichts Besseres wünsche, als daß Oesterreich in Folge der Vermittlung Rußlands seine gerechten Forderungen befriedige und es ihm si ermöglichen, die Waffen, die er jetzt gegen dasselbe verwenden müsse, zur Verteidigung desselben zu gebrauchen. „Sie sehen“, heißt es noch am Schluß „daß ich Ihnen mit aller möglichen Offenheit mein Herz öffne“ ¹⁾).

Und in der That zeigt sich Münnich dem Könige aufrichtig zugethan. Nicht nur, daß er in seinen Briefen sich als aufrichtiger Bewunderer des jungen Preußenkönigs zeigt, dessen eigenhändige Briefe ihm mehr als Millionen wert seien, unter dessen Fahnen er, wenn er nicht russischer Minister wäre, gern einen Feldzug mitmachen würde ²⁾, seine Sympathieen stehen überhaupt ganz auf preussischer Seite; er bedauert, daß Friedrich nicht, statt an der Grenze Schlesiens still zu halten, direkt auf Wien losgegangen sei, man dürfe den Feind nicht zu Atem kommen lassen und ihm nie die weiche Seite zeigen, aber zu Unterhandlungen immer bereit erscheinen, um der öffentlichen Meinung gegenüber des Gegners Hartnäckigkeit recht ins Unrecht zu setzen ³⁾. Über die Veröffentlichung des russischen Abmahnungsschreibens zeigt er sich sehr erzürnt und sagt von dem russischen Gesandten in Dresden Resperling, dem er die Schuld davon beimißt, ganz offen, derselbe habe zehnmal den Kopf verwirrt ⁴⁾.

Um Oestermann hat es gleichfalls eine starke Konkurrenz zwischen Oesterreich und Preußen gegeben. Oesterreich soll demselben bis 200,000 Thlr. gegeben haben ⁵⁾. Von einem preussischen Angebote in der Höhe von 100,000 Kronen erzählte Herzog Anton Ulrich dem englischen Gesandten ⁶⁾. Der preussische Gesandte in Petersburg wird noch unter dem 12. April instruiert, mit Gewalt darauf hinzuwirken, Oestermann zu gewinnen, er solle demselben versprechen, was er irgend für angemessen finde, sei es für ihn selbst, sei es für seine Verwandten ⁷⁾.

Gewiß ist, daß der österreichische Gesandte Botta keinen besonders leichten Stand hatte; Münnich hat selbst über seine ersten Unterredungen mit demselben sächsischen Agenten Mitteilung gemacht. Das erste, worauf Botta angetragen, sei gewesen, daß Rußland unvorzüglich seine 30,000 Mann senden solle, ohne auch nur im geringsten Ermahnung zu thun, wie man dieselben gebrauchen und erhalten wollte. Die alte Wienerische hochtrabende Art zu sprechen, sei noch immer in Flor, und aus allem leuchte das allzu weit ausgebehnte Prinzip des dortigen Ministeriums hervor, daß schon unter dem verstorbenen

1) Polit. Korresp. I, 186. Verschiedene Stellen des Briefes stimmen wörtlich mit dem am gleichen Tage geschriebenen Brief an den König von England überein (ebd. S. 185, vgl. unten in einem der nächsten Kapitel).

2) Angeführt bei Ranke, Werke XXVII, 414.

3) Aus preussischen Gesandtschaftsberichten bei Droysen S. 211, Anm. 4.

4) Lynar, den 31. Januar; Dresdner Archiv.

5) Aus Wardefelds Bericht angeführt bei Droysen V, 1. S. 211, Anm. 3.

6) Finck, den 24. Februar; Londoner Record office.

7) Polit. Korresp. I, 226.

kaifer Karls VI. alles verdorben habe, nämlich daß Europa nicht bestehen könne, wenn das österreichische System nicht bliebe, und daß mithin die Höfe, denn sie jezo viel verderben, über kurz oder lang viel wieder gut zu machen haben. Er (Münich) habe dem Marquis vorgehalten, daß man sich ja in Wien im letzten Türkenkriege nichts weniger als beeilt habe, Rußland die ertrogsmäßige Hilfe zu leisten, er wundere sich, daß man sich in Österreich schon in solchen Nöthen befände, da ihnen der König von Preußen nur mit 20,000 Mann zusehe; wenn sie sich auf einen solchen Angriff nicht besser gefaßt gehalten hätten, würden ihnen auch 30,000 Russen nichts helfen, und es sei schwer ein Land zurückzuerobern, wo die Unterthanen selbst nach einem andern Herrn seufzten ¹⁾.

Freilich bleibt es zweifelhaft, ob der Feldmarschall wirklich, wie er vorab, alle diese wenig angenehmen Dinge dem österreichischen Gesandten zu Ohren gegeben hat, ein gewisser Grad von Renommage gehörte zu seinen Eigentümlichkeiten, er war sonst Diplomat genug, um seine Meinung verbergen zu können, und es sind uns sehr anders klingende Äußerungen von ihm aus derselben Zeit überliefert. Als Brühl ihm die ungeheuerliche Nachricht, der König von Preußen strebe nach der schwedischen Krone, warnend mittheilt, dankte ihm Münich aufrichtig für die Warnung, die sehr à propos komme, man habe Preußen gegenüber eine sehr reservierte Haltung sich zur Richtschnur genommen und den preussischen Propositionen gegenüber daran gehalten, sich nicht von der Politik Sachsens und Österreichs zu trennen ²⁾.

Nicht ganz in gleicher Richtung aber immer noch sehr behutsam hat er sich am etwa Ende Januar im russischen Ministerrate geäußert: er meine nie eine so delikate und schwierige Situation gesehen zu haben. Noch sei eine Antwort des Königs von Preußen auf jenen abmahnenden Brief nicht da, doch aus Äußerungen des preussischen Gesandten Mardefeld dürfe man schließen, daß der König das dort enthaltene Anerbieten guter Dienste bereitwillig aufgreifen werde, während Rußland solche Vermittelung nur in Gemeinschaft mit den Seemächten übernehmen könne, ganz abgesehen davon, daß sie mit den Engagements Österreich gegenüber nicht gut zusammenstimmen. Andererseits sei ein offener Bruch mit Preußen für Rußland, welches keines seiner Nachbarn, Türkei, Persien, Schweden, Polen sicher sei, nicht wünschlich. Man müsse doch beklagen, daß in Wien, wo verschiedene Minister, unter andern auch Sinzendorf und Starhemberg, für eine Verständigung mit Preußen stimmten, der Einfluß Bartensteins, der doch eigentlich nur eine Krantur Frankreichs sei, prävaliere und selbst der Herzog von Lothringen ihm folge ³⁾. Eine Hilfeleistung seitens Rußlands müsse immer von einem entschiedenen Vorgehen der Seemächte abhängig gemacht werden, und in keinem Falle werde man ein russisches Corps etwa einem Manne wie Reiperg anvertrauen können, der sich im letzten Türkenkriege so schimpflich benommen habe ⁴⁾. Wohl war die Abneigung des Feldmarschalls sich gegen Preußen

¹⁾ Nach Berichten vom 19. Januar bei Herrmann, Gesch. Rußlands IV, 667.

²⁾ So der österreichische Gesandte in Dresden, Graf Khevenhüller, an den Großherzog unter dem 7. Januar nach Mitteilungen Brühls; Wiener Archiv.

³⁾ Brühl, den 24. Januar (alten Stils); Londoner Record office.

⁴⁾ Vergl. den 31. Januar.

bei irgendwelchem ernstern Schritte die Seemächte vorausgehen müßten¹⁾, woran er unter keinen Umständen glauben wollte.

Indessen schien die Sache doch ein ernsteres Ansehen zu erhalten, als in der zweiten Hälfte des Februars von Dresden ein Entwurf der gegen Preußen zu schließenden Koalition mit der Perspektive von Eroberungen auf Kosten dieser Macht ankam und Rußland nun dazu Stellung nehmen mußte. Nun wurde auch in Petersburg der Kampf der beiden Parteien heißer. Noch vermochte Münnich standzuhalten. Nicht ohne eine gewisse Besorgnis teilte noch Anfang März der Herzog von Wolfenbüttel dem englischen Gesandten mit, der König von Preußen setze alle Hebel in Bewegung, habe der Regentin (bekanntlich einer Tochter Karl Leopolds von Mecklenburg) die Succession in Mecklenburg nach Vater und Oheim angeboten²⁾, sowie ihm selbst das Herzogtum Kurland, Ostermann 100,000 Kronen, alles freilich vergeblich; dagegen sei der Premierminister vollständig gewonnen, und auch bezüglich der Favoritdame, Fräulein v. Mengden, sei zu fürchten, daß das derselben übersendete Bild der Königin von Preußen in einer Fassung schöner Brillanten nicht verfehlen werde, Eindruck zu machen³⁾.

Im übrigen aber hegt der Herzog gute Zuversicht, sieht bereits England mit Dänen, Hessen und Hannoveranern gegen Magdeburg, die Sachsen gegen Brandenburg marschieren, die Russen Ostpreußen besetzen, ihre Schiffe die pommerische Küste blockieren, Osterreich mit neuem Mute vorgehen — man müsse so Preußen zum Frieden zwingen können. Aber indem der englische Gesandte von dieser Phantasie berichtet, fügt er kühl hinzu, man dürfe in London an zweierlei unter allen Umständen festhalten, einmal, daß Rußland keinen Schritt thun werde, ohne der Seemächte ganz sicher zu sein, und ferner, daß, so fest auch Ostermann von der Notwendigkeit überzeugt sei, dem preussischen Ehrgeize Schranken zu setzen, er sich doch nimmer dazu hergeben werde, daß die Osterreichler ihre Pique an Preußen ausließen, oder, daß Sachsen auf preussischem Gebiete eine Entschädigung empfinde⁴⁾.

Die Beobachtung des Gesandten bezüglich Ostermanns zeigt einen gewissen Scharfblick, nichtsdestoweniger hat gerade des letzteren Haltung in jenem kritischen Augenblicke das Meiste dazu beigetragen, das Preußen doch ernstlich bedrohende Koalitionsprojekte zu dem Grade von Reife kommen zu lassen, den dasselbe überhaupt erlangt hat.

Es ist nicht wohl daran zu denken, daß der Hergang dieser Angelegenheit so gewesen sei, wie ihn die Berichte des preussischen Gesandten Wardefeld auf Grund der den gezeigten Eifer stark renommiert herausstreichenden Mitteilungen Münnichs schildern⁵⁾, daß die russischen Minister auf die erste Mitteilung von dem Dresdner Koalitions- resp. Teilungsprojekte zunächst entrüstet erklärt hätten, das sei ein nichtswürdiges Projekt, solches Schriftstück sei nur wert, ins Feuer geworfen zu werden, daß aber wenige Tage später

¹⁾ Wardefeld, den 11. Februar; bei Droyßen, S. 212.

²⁾ Eine Erwähnung davon findet sich in der Instruktion für Wardefeld vom 11. Januar 1741 (Polit. Korresp. I, 177). Das Herzogtum Kurland wird hier dem Prinzen Ludwig von Braunschweig zugebach.

³⁾ Finck, den 24. Februar (alten Stils).

⁴⁾ Finck, den 28. Februar.

⁵⁾ Bei Droyßen V, 1. S. 223.

etrenzlich; schon Mitte Februar berichtet der englische Gesandte voller Freude, Münnichs Stern sei im Sinken ¹⁾).

Freilich, so weit wie das englische Ministerium Rußland haben wollte, war es noch lange nicht. Bereits unter dem 3. Februar hatte Lord Harrington einen Gesandten angewiesen, wenn er den Petersburger Hof gut disponiert finde, möge er denselben zu bewegen suchen, ohne jeden Zeitverlust ein ansehnliches Corps nach Preußen zu senden, der König von England stehe in Verhoff, ein Konzert mit den Generalstaaten zu schließen behufs sofortiger Ausführung ihrer Verpflichtungen, und auch den König von Polen hoffe er bald dazu zu bringen ²⁾).

Aber nicht minder bestimmt wie England die Initiative von Rußland erwartete, verlangte dieses den ersten Schritt von den Seemächten. In diesem Punkte war selbst Anton Ulrich mit Ostermann einverstanden ³⁾. Es mußte unter diesen Umständen von großer Bedeutung werden, wenn es gelang, einen mit den Niederlanden geplanten Schritt so auszustaffieren, daß er einmal als so gut wie beschlossen und dann als die Initiative zu einem wirklich energischen Vorgehen erscheinen konnte. Wir haben gesehen, wie wenig damals (etwa Mitte Februar) die Generalstaaten zu energischen Maßregeln geneigt waren, aber Lord Harrington hatte mit ungleich mehr Geschicklichkeit als Wahrheitsliebe aus jenen Haager Pourparlers etwas zu machen gewußt, und was noch etwa fehlte, fügte Mr. Finch dann zu, so daß die englisch-niederländische Kollektivnote sich recht stattlich ausgenommen haben mag, als der Gesandte am 13. Februar (alten Stils) dem General Ostermann darüber Vortrag hielt. Jedenfalls machte er Eindruck, denn der General fragte sehr ernsthaft, ob der Gesandte für jene Deklaration mit dem Worte eines öffentlichen Ministers und der Ehre eines Gentleman einstehen könne, und als Finch hierauf „ja“ zu sagen den Mut hatte, war der General am 16. Februar (alten Stils) etwas weiter mit der Sprache herausgegangen und hatte, wenn auch immer noch mit großer Vorsicht, von der beabsichtigten Erklärung der Seemächte gesprochen. Münnich hatte im Grunde zugestimmt, auch Rußland könne auf des Königs von Preußen letztes Schreiben in gleichem Sinne antworten, nur würde es, da doch Preußen immerhin gewisse gerechte Ansprüche auf Schlesien habe, am liebsten eine gütliche Verständigung herbeigeführt sehen ⁴⁾; auch zweifelt er daran, ob man die Generalstaaten zu einem ernstlichen Vorgehen würde bewegen können; soviel er wisse, würden diese höchstens sich zu einer Geldbeisteuer verstehen.

In der That täuschte sich Münnich darüber nicht, daß er seine Stellung geradezu gefährde, wenn er darauf beharre, Österreich jede Unterstützung zu versagen; der allgemeinen Strömung weichend, stimmte er in den Tadel des unangenehmen Vorgehens Preußens ein und erkannte die Notwendigkeit einer Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanktion an, meinte jedoch, schon viel gewonnen zu haben, wenn er die Regentin daran festzuhalten vermöge, daß

¹⁾ Finch, den 10. Februar; Londoner Record office.

²⁾ Ebd.

³⁾ Ebd.

⁴⁾ Finch, den 17. Februar.

bei irgendwelchem ernstem Schritte die Seemächte vorausgehen müßten ¹⁾, woran er unter keinen Umständen glauben wollte.

Indessen schien die Sache doch ein ernsteres Ansehen zu erhalten, als in der zweiten Hälfte des Februars von Dresden ein Entwurf der gegen Preußen zu schließenden Koalition mit der Perspektive von Eroberungen auf Kosten dieser Macht ankam und Rußland nun dazu Stellung nehmen mußte. Nun wurde auch in Petersburg der Kampf der beiden Parteien heißer. Noch vermochte Münnich standzuhalten. Nicht ohne eine gewisse Besorgnis teilte noch Anfang März der Herzog von Wolfenbüttel dem englischen Gesandten mit, der König von Preußen setze alle Hebel in Bewegung, habe der Regentin (bekanntlich einer Tochter Karl Leopolds von Mecklenburg) die Succession in Mecklenburg nach Vater und Oheim angeboten ²⁾, sowie ihm selbst das Herzogtum Kurland, Ostermann 100,000 Kronen, alles freilich vergeblich; dagegen sei der Premierminister vollständig gewonnen, und auch bezüglich der Favoritdame, Fräulein v. Mengden, sei zu fürchten, daß das derselben übersendete Bild der Königin von Preußen in einer Fassung schöner Brillanten nicht verfehlen werde, Eindruck zu machen ³⁾.

Im übrigen aber hegt der Herzog gute Zuversicht, sieht bereits England mit Dänen, Hessen und Hannoveranern gegen Magdeburg, die Sachsen gegen Brandenburg marschieren, die Russen Ostpreußen besetzen, ihre Schiffe die pommerische Küste blockieren, Osterreich mit neuem Mute vorgehen — man müsse so Preußen zum Frieden zwingen können. Aber indem der englische Gesandte von dieser Phantasie berichtet, fügt er kühl hinzu, man dürfe in London an zweierlei unter allen Umständen festhalten, einmal, daß Rußland keinen Schritt thun werde, ohne der Seemächte ganz sicher zu sein, und ferner, daß, so fest auch Ostermann von der Notwendigkeit überzeugt sei, dem preussischen Ehrgeize Schranken zu setzen, er sich doch nimmer dazu hergeben werde, daß die Osterreichler ihre Pique an Preußen ausließen, oder, daß Sachsen aus preussischem Gebiete eine Entschädigung empfinde ⁴⁾.

Die Beobachtung des Gesandten bezüglich Ostermanns zeigt einen gewissen Scharfblick, nichtsdestoweniger hat gerade des letzteren Haltung in jenem kritischen Augenblicke das Meiste dazu beigetragen, das Preußen doch ernstlich bedrohende Koalitionsprojekt zu dem Grade von Reife kommen zu lassen, den dasselbe überhaupt erlangt hat.

Es ist nicht wohl daran zu denken, daß der Hergang dieser Angelegenheit so gewesen sei, wie ihn die Berichte des preussischen Gesandten Mardefeld auf Grund der den gezeigten Eifer stark venommistich herausstreichenden Mitteilungen Münnichs schildern ⁵⁾, daß die russischen Minister auf die erste Mitteilung von dem Dresdner Koalitions- resp. Teilungsprojekte zunächst entriistet erklärt hätten, das sei ein nichtswürdiges Projekt, solches Schriftstück sei nur wert, ins Feuer geworfen zu werden, daß aber wenige Tage später

¹⁾ Mardefeld, den 11. Februar; bei Droyßen, S. 212.

²⁾ Eine Erwähnung davon findet sich in der Instruction für Mardefeld vom 11. Januar 1741 (Polit. Korresp. I, 177). Das Herzogtum Kurland wird hier dem Prinzen Ludwig von Braunschweig zugebach.

³⁾ Finck, den 24. Februar (alten Stils).

⁴⁾ Finck, den 28. Februar.

⁵⁾ Bei Droyßen V, 1. S. 223.

erneuerte sachliche Vorstellungen der Gesandten von Oesterreich, Sachsen und England die Meinung jener vollkommen geändert und ihre Zustimmung zu dem Projekte herbeigeführt hätten, der nur die energische Weigerung Münnichs ein Hindernis bereitet habe. Wir dürfen dem die Berichte des englischen Gesandten entgegensetzen, der von dem allen nichts weiß und sicher, sein, daß die erwähnte scharfe Verurteilung des Dresdner Projektes kein russischer Minister gewagt haben würde, nicht einmal Münnich selbst, von dem wir ja wissen, daß die guten Dienste, die er Preußen unverkennbar geleistet, wesentlich nur in der Abschwächung oder Hinausschiebung des diesem Staate feindlichen gelegen haben. Überhaupt haben in dieser Sache weit mehr persönliche Einflüsse und Motive den Ausschlag gegeben.

Die Regentin wünschte, daß etwas für Maria Theresia geschähe, und zürnte Münnich, der ihr nach dieser Seite fortwährend Schwierigkeiten machte; ihr Gemahl schürte nicht weniger aus Neigung zu Oesterreich, als aus Haß gegen Münnich den Groll nach Kräften, und Ostermann erkannte hier den Punkt, wo es gelingen könnte, dem Nebenbuhler am russischen Staatsruder trotz aller Verdienste desselben den Rang abzulaufen. Er nahm sich daher des Dresdner Projektes an, ließ in Dresden daran erinnern, daß, wenn überhaupt etwas geschehen sollte, es die höchste Zeit sei, Hand ans Werk zu legen, und mahnte die Seemächte zu ernstlichen Beschlüssen, gab aber auf der anderen Seite dem ganzen Projekte engere Grenzen, indem er im Anschlusse an die von österreichischer Seite abgegebenen Erklärungen (wir kommen bei Gelegenheit der Dresdner Verhandlungen darauf zurück) die Teilungsgelüste aus dem Projekte strich und so den ursprünglich beabsichtigten Eroberungskrieg gegen Preußen zu etwas doch ganz anderem, nämlich dem Plane einer durch Zwangsgewalt aufzuzwingenden Vermittelung machte. Das Projekt mit den Korrekturen Ostermanns versichert der preußische Gesandte selbst gesehen zu haben, ohne daß ihm freilich zu wirklicher Kenntnisaahme die Zeit gelassen wurde ¹⁾.

Allerdings war für Preußen ein Engagement Rußlands auch nach jenen Modifikationen immer noch eine recht ernste Sache, und Münnich, an seiner Begeisterung für Preußen unerschütterlich festhaltend, rang nach Kräften, um Schlimmeres abzuwenden; doch auch ihm war die Stimmung am Hofe bereits so übermächtig, daß er selbst in den Tadel der preußischen Politik einstimmt und alles Heil nur in einer dilatorischen Politik suchte, indem er daran festhielt, bevor Rußland eine Entscheidung treffe, müßten einerseits die Seemächte sich bestimmt und bindend erklärt und andererseits Oesterreich und Sachsen sich geeinigt haben ²⁾.

¹⁾ Den 2. März. „J'ai vu de mes propres yeux la piece susmentionnée avec les corrections d'un certain ministre marque qu'il l'a approuvée.“ So lautet sie bei Droyßen V, 1. S. 224, Anm. 2 nicht ganz genau wiedergegebene Stelle.

²⁾ Obwohl sicher ist, daß Münnich, wie wir selbst anführten, von vielen am russischen Hofe als von Preußen besessen angesehen, und daß seine Hinnäherung zu dieser Macht auch eine der Hauptursachen seines Sturzes ward, so zweifle ich doch, ob er wirklich damals noch einen so scharfen Widerspruch gegen den ganzen Plan gewagt habe, wie er gegen Mardefeld vorgiebt (Droyßen, S. 224, Anm. 2). Die von mir eingesehenen Gesandtschaftsberichte aus Dresden und London sprechen dagegen, ebenso wie der tatsächliche Effekt (vgl. auch Droyßen, S. 225). In Dresd-

lung Englands angenommen habe, unterdrückte er geradezu als zu bedenklich; aber auch sonst sah er mit Sicherheit voraus, daß die Eröffnung nicht nur bei Rußland den letzten Rest von Geneigtheit, bei dem Konzerte mitzuwirken, benehmen, sondern auch außerdem Ostermann willkommene Gelegenheit geben werde, die Schuld der Vereitelung auf England zu wälzen, welche Erwartungen dann auch in vollstem Maße eintrafen.

So kam es dean, daß zu derselben Zeit, wo in Dresden, wie wir noch näher sehen werden, die versammelten Minister einander zu dem nun endlich wirklich arrangierten Konzerte gratulierten, die Hauptacteurs im Grunde eilig waren, überhaupt nicht mitzuspielen, und nur darüber uneinig, wer zuerst den Verabredungen untreu geworden sei.

Fortan war es eigentlich nur noch Sachsen, welches in der trüben Empfindung, sich doch nur zwischen zwei Stühle gesetzt zu haben, noch weiter in Peterssburg drängte, und an gewisse Belleitäten Ostermanns, der Niederschlesien mit Breslau nicht gern in preußischen Händen sah, anzuknüpfen, weitere, immer vergebliche Versuche einer Erneuerung der großen Coalition machte.

Zweites Kapitel.

Der Dresdner Plan einer Teilung Preussens.

Wir werden nun unsere Blicke auf Sachsen richten müssen, den eigentlichen Herd der Verschwörung gegen Preussen.

So wird man allerdings sagen können und zwar mit ungleich mehr Recht, als man lange Zeit das Gleiche vom Jahre 1756 gesagt hat. Es ist ja nicht zu leugnen, daß die eigentlichen Verhandlungen über die auf eine Zerstückelung Preussens abzielende Koalition in Dresden stattgefunden haben; wenn dagegen Friedrich der Große in dem sächsischen Hofe den eigentlichen Urheber der ihn bedrohenden Verbindung gesucht hat ¹⁾, so trifft das doch nicht ganz zu, wie wir jetzt, wo man in Dresden von der ängstlichen Besorgnis, mit welcher man früher die auf diese Angelegenheit sich beziehenden Akten der Förschung vorenthielt ²⁾, längst zurückgekommen ist, auf Grund der archivalischen Quellen mit Sicherheit behaupten können. Die Stellung Sachsens war beim Tode des Kaisers eine sehr eigentümliche.

An der Frage der pragmatischen Sanktion war es auf das allerlebhafteste interessiert. Die Königin von Polen und Kurfürstin von Sachsen Maria Josepha war die älteste Tochter Kaiser Josephs II., und prinzipiell hätte man ja, falls überhaupt weibliche Erbfolge bei dem Fehlen der männlichen eintreten sollte, für die Tochter des älteren Bruders vor der des Jüngeren den Vortrang beanspruchen können. Allerdings stand dem der Sondervertrag der pragmatischen Sanktion, der die Erbtochter des jüngeren Bruders bevorzugte und den auch Sachsen garantiert hatte, entgegen, doch konnten immerhin, falls dieser Familienpakt aus irgendwelchem Grunde hinfällig wurde, jene Erbrechte wiederum zur Geltung kommen und zum wenigsten den Anspruch auf eine besondere Entschädigung begründen.

Zu der That war der leitende Minister in Dresden Graf Brühl entschlossen, den Ereignissen nach dem Tode des Kaisers nicht unthätig zuzusehn. Er hatte schon, bevor dieser Fall eintrat, in Berlin erklären lassen, Sachsen würde nicht

¹⁾ An Bodewiß, den 17. März. „La malice et l'envie des Saxons l'ont courue“; Polit. Korresp. I, 207.

²⁾ Die Klage hierüber ist aus Rantes „9 Büchern preussischer Geschichte“ in die neue Bearbeitung (Werke XXVII, 416 Ann.) unverändert herübergenommen worden.

den ersten Schritt thun zu einem Bruche der pragmatischen Sanction, werde aber alles ins Werk setzen, um seine Rechte geltend zu machen, für den Fall, daß andere die gedachte Sanction antasten wollten ¹⁾, und mit König August III., als dieser im Herbst nach Warschau übersiedelte, eine Mobilisierung der sächsischen Armee sogleich auf die Nachricht von dem Tode des Kaisers verabredet ²⁾.

Man wird zugestehen müssen, daß ein sächsischer Minister unter den obwaltenden Umständen und gegenüber den ziemlich offenkundigen Absichten Bayerns den Versuch einer Geltendmachung auch der sächsischen Ansprüche kaum hätte unterlassen können, für Brühl, der sich über die Mißliebigkeit seines heillosen Regiments doch nicht ganz und gar täuschen konnte, hatte es eine erhöhte Bedeutung, sich durch das Gelingen einer Gebietsvergrößerung ein neues Relief zu verschaffen, und der Einfluß, der sonst dem seinigen in manchen Stücken die Wage zu halten vermochte, der der Königin und ihres Reichsvaters, des Jesuitenpaters Guarini, wendete sich in diesem Stücke nicht gegen ihn. Ja Sachsen hatte sogar für diese Eventualität sich eine mächtige Bundesgenossenschaft gesichert. Als im Anfange des Jahres 1739 August III. sich herbeigelassen hatte, dem Günstlinge der russischen Kaiserin, Biron, die Belehnung mit dem Herzogthume Kurland zu erteilen, hatte dieser die Gunst durch eine geheime Deklaration erkaufte, dahingehend, daß, falls beim Tode des Kaisers „mächtige Höfe“ die österreichische Succession bestreiten sollten, auch Sachsen seine Ansprüche erheben und Rußland dieselben mit gewaffneter Hand unterstützen werde ³⁾.

Es leuchtet ein, wie sehr Sachsen im eigensten Interesse wünschen mußte, daß die pragmatische Sanction überhaupt fraglich und bestritten würde. In einer der preußischen im Grunde sehr ähnlichen Situation hatte es also von dem Tode des Kaisers eine Trübung der Verhältnisse zu hoffen gehabt, welche ihm einen lohnreichen Fischzug verbürgen konnte, ein politisches Ziel diametral entgegengesetzt dem Englands, das nicht minder lebhaft eine prompte und glatte Ausführung des pragmatischen Erbvertrages ersehnte.

Man schien sich auch in Dresden dieser Ähnlichkeit der ganzen Lage vollständig bewußt zu sein, und bei dem Tode des Kaisers wünschte Brühl nichts lebhafter als im Verein mit Preußen vorzugehen, um sich wie dieses von der Erbin Karls VI. den zu leistenden Beistand durch eine geeignete Landabtretung ablaufen zu lassen ⁴⁾, und beeilte sich Bülow mit Anträgen dieser Art nach Berlin abzuschicken.

Nun war aber das Konzept Brühls durch die Ereignisse mehrfach verrückt. Wenn man in Dresden, als man die nicht unerwartet kommende Nachricht von dem Tode der Kaiserin Anna erhielt, sich damit trösten konnte, daß dieselbe über das Grab hinaus ihrem Günstlinge Biron, dem Gönner Sachsens, die Herrschaft zu sichern versucht habe, so dauerte diese Freude bekanntlich nicht

¹⁾ Brühl an Mantuffel, den 20. October 1740; Dresdner Archiv.

²⁾ Der Befehl zur Mobilmachung datirt aus Warschau vom 28. October. Vgl. den Aufsatz des Major Winkler hierüber; Sächsisches Archiv VII, 264.

³⁾ Anführung bei Droysen V, 1. S. 166.

⁴⁾ So urtheilen die preussischen Gesandten in Dresden, Finckenstein und Ammon. Bericht vom 20. December 1740; Berliner St.-A.

lange, und nach dem Sturze Viron's konnte es trotz der persönlichen Beliebtheit des sächsischen Gesandten Lynar bei der Regentin 1) doch bedenklich erscheinen, zu eifrig auf die Vollführung einer Verabredung zu drängen, die dem jetzt regierenden Nebenbuhler und Feinde des gestürzten Ministers nur zu leicht als mehr von dem persönlichen Interesse Viron's als dem seines Staates diktiert erscheinen konnte. Wie eifrig man sich auch bemühte die Freundschaft mit Rußland weiter zu pflegen, zu der früheren Intimität wollte es doch nicht mehr kommen.

Ferner kam dann die überraschende Kunde von Friedrich's Entschlusse, ohne weiteres in Schlesien einzurücken. Auf diesem Wege hätte Sachsen unter keinen Umständen folgen können, denn es war nicht gerüftet, und sehr unwillig sah Brühl den Nachbar und Nebenbuhler auf diese Art einen mächtigen Vorsprung gewinnen. Natürlich machte man gute Miene dazu, Bülow warb eifrig um Preußens Freundschaft, der in Paris beliebte Poniatowsky ward im Ver-eine mit dem sächsischen Diplomaten Fritsch Anfang Dezember an Fleury ab-geendet; auf der anderen Seite aber horchte man in Wien hin, ob man wohl für die Zusicherung sächsischen Beistandes gegen Preußen einige böhmische Grenzkreise abgetreten erhalten könnte.

Auf das allerentschiedenste aber lehnte dies Oesterreich ab, fest daran haltend, von Sachsen auf Grund des Vertrages von 1733 Waffenhilfe zur Erhaltung der pragmatischen Sanction mit vollstem Rechte verlangen zu können; den Lohn dafür habe Sachsen aber damals in der polnischen Krone, die Karl VI. einst nicht ohne große Anstrengungen und Opfer August III. verschafft habe, im voraus erhalten. Eine tiefer gehende Verstimmung trennte infolge dieser Meinungsverschiedenheit die beiden Höfe.

Die Königin ließ in Dresden erklären, sie sei erstaunt, daß man hier Ab-tretungen begehrte; um solchen zu entgehen, fordere sie ja eben die ver-trags-mäßige Hilfe von Sachsen; wenn sie sich zu Länderentäußerungen verstehen wolle, könne sie ja jeden Augenblick den Frieden mit Preußen und sogar die Bundesgenossenschaft dieser Macht haben. Mochte diese Äußerung König August aufs tiefste verstimmen, das Argument selbst war doch kaum anfecht-bar; selbst Brühl konnte sich darüber doch nicht täuschen, daß es ein vorteil-hafteres Geschäft sei, die stattliche in vollster Kriegsrüstung in Schlesien stehende Armee König Friedrich's um ein Stück Schlesien zu gewinnen, als um ein Stück Böhmen die kleinere und bei der chronischen Geldklemme Sachsens noch lange nicht ausgerüstete sächsische Armee. In der That hing seitdem fort und fort der Gedanke an die Möglichkeit eines schnellen Ver-gleichs zwischen Oesterreich und Preußen, der ja unzweifelhaft Sachsen hatte ganz leer ausgehen lassen, wie ein Damoklesschwert über dem sächsischen Mi-nister, der dann auch bereits unter dem 16. Dezember 1740 als Vorbedingung der sächsischen Bundesgenossenschaft von Oesterreich eine offene Darlegung des Standes der Unterhandlungen mit Preußen verlangt 2).

Dazu kam noch etwas anderes. Der Einfluß, der am sächsischen Hofe

1) Nicht in gleichem Maße bei den russischen Ministern, wie der englische Ge-sandtschaftssekretär du Bignau unter dem 4. Dezember berichtet; Londoner Record office.

2) Arnetz, M. Th. I, 197.

dem des Ministers unter Umständen die Wage halten konnte, der der Krönung und ihres Reichthums, hatte zwar bereitwillig sich ihm zur Seite gestellt in dem Streben Sachsen beim Tode des Kaisers einen Landgewinn zu verschaffen, war aber durch das preußische Unternehmen auf Schlesien von diesem abgedrängt worden. In der Königin wirkte das österreichische Blutreligiöser Eifer zusammen, um sie mit Entrüstung über den Schritt des Königs von Preußen zu erfüllen. Als sie um jene Zeit aus Warschau nach Dresden zurückkehrte, hatte sie es sich, wie sie selbst sich rühmte, weder Zeit noch Wege verdrießen lassen, um nur nicht den Anblick eines jener verhassten polnischen Soldaten auf schlesischem Boden ertragen zu müssen¹⁾. Über Guarinis Gesinnung konnte kein Zweifel sein. Sein Orden, die Gesellschaft Jesu, hatte sich mit Schlesien zu viel Mühe gegeben, um nicht mit wahrem Entsetzen an die Möglichkeit zu denken, daß dieses mit solchen Anstrengungen Gegnern zum Teil abgerungene Land nun wieder in die Hand eines feindlichen Königs fiel, und wo für den Vater solche Rücksicht in die eine Wage fiel, mußte die andere mit allen sächsischen Interessen federleicht in die andere schnellen²⁾. Von diesen Seiten also drängte man zur Unterstützung Österreichern auf jeden Preis; ein Programm sehr wenig nach dem Geschmacke Brühl auf diesem Wege nicht nur die Gebietsvermehrung, sondern auch noch andere kühne Hoffnung in nichts zerfließen sah.

Brühl hatte nämlich auch noch eine andere Saite auf seinem Bogen gedachte alles Ernstes daran, die Kaiserkrone des römischen Reiches an das sächsische Fürstenhaus zu bringen, da diese doch Maria Theresia, wenn sie auch die Erbschaft ihres Vaters ganz in Besitz nahm, der Reichsverfassung sprechend in keinem Falle tragen durfte. Es war nicht allzu schwer gegen den König von Polen und selbst seine Gemahlin für diesen Gedanken zu wirken, wie es ja in der That kaum einen Hof geben konnte, wo Fürst und Minister ihrem Wesen nach so qualifiziert waren, den äußeren Schimmer der Kaiserwürde, das festliche Gepränge, das damals bereits als das Beste an der römischen Kaiserwürde angesehen werden konnte, zu würdigen.

Die eigentliche Chance der sächsischen Kandidatur sah Brühl darin dieselbe im Grunde beiden Parteien im Reiche, der zu Frankreich neigenden und der österreichischen, genehm sein könnte; jene könnte vielleicht zu zeugen sein, daß ein notorisch von Frankreich beherrschter Kandidat, wie der Kurfürst von Bayern, niemals die Majorität der Kurstimmen gewinnen würde, während man dagegen in der Erhebung Sachsens wenigstens ein großes Resultat erblicken könnte, die Kaiserkrone dem Hause entzogen zu haben, in dem sie seit mehr als drei Jahrhunderten erblich gewesen; an anderer Seite hätten die österreichischen gesinnten Reichsfürsten doch in dem das befreundete Sachsen dem feindlichen Bayern vorzuziehen Ursache gefunden. Und ebenso sahen Sachsen in konfessioneller Hinsicht nach beiden Seiten genehm sein zu können. Während der Hof den Katholiken die besten Garan-

1) Arneth I, 198.

2) Zartheim, der österreichische Gesandte in Hannover, ein Schwager Reichs und mehr der Partei des Großherzogs als der Parteinischen Richtung zugewandt äußert sich in Hannover sehr ungünstig über Guarini: „Derselbe habe Nebenabsichten und figuriere sich gar im Religionsinteresse.“ Vortrag vom 3. März; Arneth Hannover.

bot, mochten doch auch die Protestanten sich einen Fürsten gefallen lassen, dessen Gesandter im Corpus evangelicorum präsidirte, und welcher der Religionsübung seiner größtentheils protestantischen Einwohner niemals zu nahe getreten war ¹⁾. Außerdem prahlte Brühl, wenn ein Kaiser beständig 30,000 Mann auf den Beinen halten könne, wie dies sein Souverän vermöge, werde er mehr für das Reich thun können, als das Haus Oesterreich, das nie so viel für das Reich aufgewendet, dasselbe vielmehr immer in seine den Reichsinteressen fremden Kriege verwickelt habe ²⁾.

Auch diesen Plänen stellte sich Oesterreich mit kaum geringerer Schroffheit entgegen, als in der Sache der Abtretungen. Am Wiener Hofe durfte man gar nicht einmal von diesen Ideen sprechen. Maria Theresia machte ein Hehl ebenso wenig aus ihrem Wunsche, ihren Gemahl, den Großherzog Franz von Toscana, zum Kaiser gewählt zu sehen, wie daraus, daß die unmittelbar nach dem Tode ihres Vaters gethanen Schritte, die nicht ohne Verletzung der pragmatischen Sanction thunliche Ernennung des Großherzogs zum Mitregenten, sowie die Übertragung der böhmischen Kurstimme auf denselben, deren Berechtigung nach den Grundsätzen der Reichsverfassung gleichfalls bestreitbar war, jenem Zwecke dienen sollten. Die formelle Anfechtbarkeit beider Maßregeln gab Sachsen willkommenen Vorwand, dem Wiener Hofe, der sich so wenig willfährig zeigte, nun auch als Reichsvicar sich streng gegenüberzustellen und die verfassungsmäßige Unzulässigkeit jener von Maria Theresia getroffenen Maßnahmen zu betonen. Kurz, das Verhältnis zwischen Sachsen und Oesterreich war am Beginne des Jahres 1741 fast feindlich geworden.

Allerdings hätte ja Brühl sich wohl bereit finden lassen, einen der beiden Punkte seines politischen Programms, die Gebietsvergrößerung oder die Kaiserwürde zugunsten des anderen zu opfern; aber beides aufzugeben und Oesterreich ganz uneigennützig zu helfen, aus katholischem Eifer, wie Guarini, aus Liebe zu Oesterreich wie die Königin, oder aus Haß gegen Preußen, wie Georg II. wollte, dazu hatte er sehr wenig Neigung, und da man in Oesterreich nur stolze Zurückweisungen und in London nur unfruchtbare Deklamationen gegen Preußen hatte, war es nicht zu verwundern, daß Brühl an anderer Thüren klopfte.

Aber auch in Paris erzielten die sächsischen Gesandten nicht besondere Resultate. Wohl behandelte der Kardinal Fleury den Fürsten mit auszeichnender Freundlichkeit, betonte lebhaft den Wert, den er auf die Freundschaft des Königs von Polen lege, aber für die sächsische Kaiserkandidatur hatte er begreiflicherweise kein Wort der Aufmunterung, wie hätte er den alten Verbündeten Frankreichs, Bayern, dem ferneren, nie in solcher Abhängigkeit zu haltenden Sachsen aufopfern sollen.

Und natürlich dachte ebenso wenig König Friedrich daran, die brandenburgische Kurstimme, die er bei den Unterhandlungen, sei es Oesterreich, sei es Frankreich gegenüber, in der That besser verwerten konnte, Sachsen zur Disposition zu stellen.

Ungleich bessere Chancen fand auf diesen Seiten der Wunsch einer Ge-

¹⁾ Diese Motive macht der sächsische Gesandte in London geltend.

²⁾ Von dem Busche, den 20. Februar; Archiv zu Hannover.

bietsvergrößerung. Wenn der Kardinal nach seiner Art auch hierin ^{sich} zurückhaltender zeigte, so erklärte dagegen der König von Preußen ^{bereits am} 26. Dezember in seinem Hauptquartier zu Herrendorf vor Glogau ^{unter dem} frischen Eindruck österreichischer Ablehnungen mit größter Offenheit dem Gesandten: „Sachsen kann thun, was es will, nur möge es sich ^{entschieden} entscheiden; Preußen ist stark genug, um seinen Weg allein zu gehen, aber es verlangt zu wissen, woran es ist. Man möge sich in Dresden die Sache wohl überlegen. Was kann Österreich bieten? Kaum einige Ämter in Schlesien, die man Mühe haben dürfte, mir abzunehmen; ich aber biete ein gutes Stück von Böhmen.“ ¹⁾

Das klang ganz schön, und Brühl hätte vielleicht trotz aller traditionellen Eiferjucht auf Preußen und trotz der tiefbegründeten Abneigung, welche der sybaritische Höfling gegen den spartanischen Soldatenstaat an der Spree hegte, auch aus Preußens Hand den gewünschten Landenerwerb genommen, hätte er nur gekonnt, wie er wollte, und nicht die Hofströmung zu fürchten gehabt. Gewiß ist, daß Bülow unter dem 1. Januar 1741 den Auftrag erhielt, vor dem Drängen Preußens durch die Erklärung auszuweichen, die Konvention mit Rußland von 1739 verpflichtete Sachsen, ohne Wissen dieser Macht kein neues Bündnis einzugehen, und überhaupt nicht allzu große Besonnenheit an den Tag zu legen, dabei aber doch vorsichtig zu sondieren, ob Preußen wohl geneigt sein würde, das Stück Niederschlesien, das Sachsen zur Verbindung mit Polen brauche, herzugeben, was dann allerdings keinen großen Erfolg haben konnte.

Es bestand, wie schon einmal angedeutet wurde, eine gewisse Ähnlichkeit zwischen der Stellung Preußens und der Sachsens beim Tode Karls VI. Beide hofften von einer europäischen Verwicklung eine Gelegenheit zu eigener Vergrößerung. Interessant ist es nun, wahrzunehmen, wie Sachsen sogar den Weg, den Preußen eingeschlagen, auch seinerseits zu betreten gewünscht, ja sogar in gewisser Weise versucht hat. Es kam Brühl der Gedanke, sein Kurfürst könne das beanspruchte Stück von Böhmen in seiner Eigenschaft als Reichsvikar besetzen, um, wie man sagte, dasselbe im eigenen Interesse Maria Theresias vor allen Eventualitäten, die aus den bayerischen Intentionen hervorgehen könnten, zu sichern ²⁾. Bereits Anfang Januar macht Brühl dem österreichischen Gesandten vorsichtige Eröffnungen darüber, König August gedente zunächst als Reichsvikar Truppen an der böhmischen Grenze zu konzentrieren, um Preußen gegenüber einen guten Vorwand zu haben, und Rheinhüller berichtet ganz arglos darüber ³⁾. Nicht im entferntesten hätte irgend ein moralisches Bedenken abgehalten, den so hart getadelten Vorgang Preußens nachzuahmen; jedoch wie dieses ganz selbständig vorzugehen, dazu fand man weder den Entschluß noch die Mittel, und als man den Gedanken bei dem Bundesgenossen in London anregte, erhielt man, wie zu erwarten war, die Antwort, vor solchem Schritte müsse man auf das entschiedenste warnen, wofern nicht Österreich ausdrücklich seine Zustimmung gäbe ⁴⁾.

¹⁾ Bülow, den 28. Dezember 1740; Dresdner Archiv.

²⁾ Brühl an Utterodt, den 7. Januar; Dresdner Archiv.

³⁾ Den 7. Januar; Wiener Archiv.

⁴⁾ Utterodt, den 24. Januar; Dresdner Archiv.

So übel sah es mit Brühls Plänen aus. Den Weg, auf welchem ihm allein ein Gewinn zu winken schien, ließ man ihn nicht gehen, und auf der Seite, nach der man ihn drängte, fand er nichts als kahle Ablehnungen. Inzwischen verstrich Zeit und Gelegenheit. Es war kein Wunder, wenn er mißmutig ward.

Aber auch auf der anderen Seite war man kummer- und sorgenvoll. Die Königin und Guarini wußten recht wohl, daß Friedrich August doch an jenen Plänen Brühls zu viel Geschmack gefunden hatte, als daß man hätte hoffen können, ohne weiteres über dieselben hinweggehen zu können.

Eine mitleidende Seele fand der sächsische Hof für seine Bekümmernisse in der Person des russischen Gesandten v. Kaiserling. Dieser, wie sein Freund und Gönner Prinz Viron ein Kurländer, hatte dessen Sturz überdauert, geschützt durch manche schätzbare Eigenschaften, so z. B. weitreichende Verbindungen unter den polnischen Magnaten, mit denen er ganz besonders gut umzugehen wußte, und nicht minder durch seine große Beliebtheit am Dresdner Hofe. Er war mit diesem in der That so eng liiert, daß man nach seiner Ablehnung von dem Gesandtschaftsposten erwartete, er werde in sächsische Dienste treten oder wenigstens als Privatmann in Dresden wohnen bleiben ¹⁾.

Während man in Petersburg jene geheime Punktation von 1739, welche Sachsen beim Tode des Kaisers gewisse Vorteile in Aussicht stellte, eigentlich wie eine persönliche Schuld Viron's anzusehen schien, für die man nicht aufzukommen habe, hielt Kaiserling daran fest und zeigt sich gern bereit, auf jede Weise die Hand dazu zu bieten, Sachsen auf eine oder die andere Art einen Gewinn zu verschaffen.

So nimmt er denn die Unterhandlungen zwischen Sachsen und Oesterreich, welche vonseiten der letzteren Macht an der Stelle des altersschwachen Großen Bratislaw seit Ende des Jahres 1740 der außerordentliche Gesandte, Graf Rhevenhüller, führte, in seine Hand. In seinem Hauße werden sie nun im Januar 1741 gepflogen zwischen dem erwähnten Gesandten Brühl und dem (charakteristisch genug!) nie fehlenden Jesuitenpater Guarini, während der englische Gesandte Williers auf Urlaub abwesend erst hergerufen werden mußte.

Freilich schienen die Unterhandlungen sehr wenig Erfolg zu versprechen. Von einer Landabtretung in Böhmen, an welcher Brühl festhielt, mochte man in Wien durchaus nichts hören. Umsonst bemühte sich der neue österreichische Gesandte, Graf Rhevenhüller, wenigstens kleine Konzessionen auszuwirken. Auch er war kein Freund des sächsischen Hofes und der drei Persönlichkeiten, welche hier den Ton angeben, Brühl mit seinem Adjutanten, Geheimrat Hennicke, und Guarini ²⁾, und erwartete nicht allzu viel von dem militärischen

¹⁾ Von dem Busche, den 21. März; St.-A. zu Hannover.

²⁾ Als Probe der Art, wie man sich über die leitenden Persönlichkeiten äußerte, mag folgende Stelle über Geheimrat Hennicke hier Platz finden, die übrigens nicht einem Privatbriefe, sondern einem der offiziellen Berichte an den Großkanzler (vom 6. Januar) entnommen ist: „Was den Hennicke betrifft, hat selber vormals die Sicherheit getragen, die Gunst der Favoriten u. s. w. allerhand Intriguen zur Last des armen Volkes und Schaden des Publikums mittelst gemachter Projekte Geld zu erwerben gewußt, gleichwie nun dergleichen niederträchtige Gemüther immer gewinnstüchtig und

Beistande dieser Macht; aber für die Kaiserwahl schien die Stimme des Reichsvikars doch von erhöhter Bedeutung, und gerade diese Sache lag dem Grafen, einem der treuesten Verehrer des Großherzogs, ganz besonders am Herzen. In den Schreiben an diesen, in denen doch zuweilen ein vertrauterer Ton angeschlagen wird, beschwört er ihn, irgendwelche Konzessionen für Sachsen auszuwirken, da ohne solche der Dresdner Hof nicht zu gewinnen sein werde ¹⁾.

Es lag nahe, daß man in dieser Verlegenheit nach dem Auskunftsmitel griff, die Entschädigung an Land und Leuten, welche Sachsen nun einmal verlangte, und die Osterreich nicht gewähren wollte, auf Preußen anzuweisen und diese Macht als die Urheberin der Friedensstörung, auch die Kosten tragen zu lassen.

Es ist nicht ohne Interesse, der Entwicklung dieses Gedankens einer Teilung Preußens einen Augenblick nachzugehen. Die Urheberchaft wird man unbedenklich König Georg II. zuschreiben dürfen, der schon in einer am 16. Dezember 1740 dem sächsischen Gesandten erteilten Audienz diesem den Rat giebt, Sachsen möge bestimmt darauf ausgehen, den gewünschten Landenerwerb auf Kosten Preußens zu erlangen ²⁾, und auf diese Idee wiederholt und mit Vorliebe zurückkommt ³⁾, und bald auch Osterreich gegenüber von seiner Absicht von Preußen Conquäten zu machen spricht ⁴⁾.

Als Ende Januar 1741 die Mitwirkung der Generalstaaten bei der an Preußen zu richtenden Aufforderung seine Truppen aus Schlesien zurückzuziehen in England als gesichert angesehen wurde, läßt König Georg seinem hannöverschen Ministerium melden ⁵⁾, falls jener Schritt bei Preußen erfolglos bleibe, würden die Seemächte im Vereine mit Sachsen und Rußland wohl ohne Säumen offensiv gegen Preußen vorzugehen und im halberstädtischen und magdeburgischen Gebiete Posto zu fassen nicht umhin können, und es solle Sachsen zugesichert werden, daß man ihm seine Eroberungen an der Seite gegen die Oder hin gern gönnen wolle, „sowie dieselben uns die unfrigen an der Seite der Elbe gönnen würden“.

Freilich war das zunächst nur Georgs persönliche Ansicht; schon das hannöversche Ministerium antwortete auf des Königs direkte Frage, welche Konvenienzen wohl hauptsächlich in Aussicht zu nehmen seien, kühl genug ⁶⁾, es empfehle sich Osnabrück und Hildesheim, und von den preußischen Besitzungen könnten ebensowohl das mindensche wie das magdeburgische oder halberstädtische Gebiet in Frage kommen; doch scheine es bedenklich, damit zu früh hervorzukommen, es ginge, wenn Osterreich sich in dem mit ihm abzuschließenden Bündnisse verpflichte, etwaige Preußen durch Hannover abge-

interessiert seiend, also wird man diesen Mann auf keine andere Weise als mit Offerierung einer namhaften Summe Geldes in Ew. Königl. Majestät Interesse ziehen können.“ (Wiener St.-A.)

¹⁾ J. B. den 6. und den 20. Januar.

²⁾ Utterodt, den 30. Dezember 1740; Dresdner Archiv.

³⁾ Utterodt, den 24. Januar 1741. 14. Februar.

⁴⁾ Bericht Otheins vom 13. Februar; Arnetz, Maria Theresia I, 391 u. 392, Anm. 6 u. 10.

⁵⁾ Den 31. Januar (neuen Stils); Archiv zu Hannover.

⁶⁾ Den 10. Februar; ebd.

nommene Eroberungen diesem zu gönnen und zu ihrer Behauptung mitzuwirken.

Als nun von König Georg an Sachsen die wiederholte Aufforderung kam, die Entschädigungen, die es verlange, auf Kosten Preußens anzustreben ¹⁾, wollte dieselbe den Grafen Brühl wenig anmuten; die böhmischen Kreise lodten ihn ungleich mehr, aus dem einfachen Grunde, weil zu ihrer Erwerbung es nur eben der Nachgiebigkeit einer schwerbedrängten Herrscherin bedurfte, während, um Sachsen Eroberungen auf Kosten Preußens zu verschaffen, erst die vollständige Niederwerfung dieser Macht vorausgehen mußte, durch einen voraussichtlich schweren Krieg, zu dem er der sich bildenden Koalition nicht recht die Kraft zutraute.

Anderß urteilte die mit ihm rivalisierende Hofpartei, Guarini und die Königin, schon weil ihnen das Mittel, die Niederwerfung Preußens, mindestens ebenso sehr am Herzen lag, als der Zweck, die Vergrößerung Sachsens. Wenn sie daran verzweifelt hatten, den König, der persönlich verstimmt gegen Österreich schien, für eine uneigennützigte Unterstützung dieser Macht zu gewinnen, so lag doch die Sache anders, wenn man ihm eine ansehnliche, wohlgelegene Landwerbung als Preis dieser Hülfe zeigen konnte; daß eine Schwächung Preußens, des jetzt doppelt gefährlich scheinenden Nebenbuhlers noch besonders im Interesse Sachsens liegen mußte, davon den König zu überzeugen, konnte nicht schwer fallen.

Von größter Bedeutung für diese Bestrebungen mußte nun werden, daß der russische Gesandte Kaiserling sie unterstützte, nicht allein wegen des persönlichen Einflusses, den derselbe auf Friedrich August übte, sondern mehr noch, weil derselbe im Namen der russischen Großmacht zu sprechen befugt war. Von England war die Anregung zu der Teilung Preußens ausgegangen: wenn jetzt auch Rußland zustimmte und seine Waffen mit denen Österreichs vereinigte, so konnte man die Niederwerfung Preußens wohl als höchst wahrscheinlich ansehen.

Indem Kaiserling dem zustimmte, überschritt er nun allerdings seine Instruktionen in einer nicht zu rechtfertigenden Weise. Daß im Januar 1740, wo Münnich das Ruder des Staates in Händen hatte, man in Petersburg keine Vollmacht erteilt hat, über eine Teilung Preußens zu unterhandeln, braucht nach dem früher Dargestellten kaum noch erwiesen zu werden. Münnich hat über die ganze Sache noch in einem späteren vorgerückteren Stadium derselben einfach gespottet, über die Teilung der Haut des Bären, ehe man das Tier erlegt ²⁾, und nicht mit Unrecht erklärt, Kaiserling hätte zehnfach seinen Kopf verwirrt ³⁾.

Freilich kann immer noch fraglich bleiben, ob Kaiserling, der bei den prekären und wechselnden Verhältnissen seines Hofes allerdings vielfach, namentlich im strengen Winter, ohne bestimmte Direktiven von Hause geblieben ist, nicht doch in gewisser Weise bona fide gehandelt und einfach aus dem frühern Verpflichtungen Rußlands für die pragmatische Sanktion Konsequenzen gezogen hat, die dann unter dem Einflusse des Wuniches dem noch befreundeten

1. Sgl. die oben erwähnten Berichte Usterodts vom 14. Januar und 14. Februar.

2. Finck, den 28. Februar: Londoner Archiv.

3. Ponar, den 31. Januar: Dresdner Archiv.

sächsischen Hof unter allen Umständen eine Entschädigung zu verschaffen, immer weitgehender wurden.

Gewiß ist, daß eben bereits im Januar und noch vor der Rückkehr des englischen Gesandten das Teilungsprojekt eine bestimmtere Fassung erhalten hatte. Nach verschiedenen Konferenzen zwischen Brühl und den österreichischen Gesandten, deren einer sogar der König von Polen beigewohnt, die aber sämtlich resultatlos geblieben, erscheint in einer Besprechung zwischen Kaiserling, Brühl und Guarini am 21. Januar 1741 für Sachsen in Aussicht genommen Magdeburg, Halle, das Fürstentum Crossen und alles, was Preußen in der Niederlausitz besitzt, außerdem der dritte Teil aller sonstigen von Preußen zu machenden Conquäten; daneben figurieren noch als Ersatz für die aufzuwendenden Kriegskosten von Osterreich der Leitmeritzer, Schlanzer und Saazer Kreis, das letztere die von Brühl mit Zähigkeit festgehaltenen Forderungen, die jedoch, von Osterreich auß entschiedenste verweigert, jetzt durch die preußischen Conquäten in den Schatten gestellt und verdrängt werden sollten. Auf dieser Grundlage übernimmt es Kaiserling, einen Ausgleich mit Osterreich zu vereiteln ¹⁾.

Die Aussicht auf die preußische Beute schien in den Dresdner Hofkreise so verlockend, daß sich das Geheimnis nicht streng bewahren ließ; wenige Tage bereits nach jener Konferenz klagt der englische Legationssekretär Du Bigneau, die preußischen Gesandten Zintenstein und Ammon hätten ihn mit Fragen wegen eines angeblichen Offensivbundes gegen Preußen arg zugelegt ²⁾.

So lagen die Dinge, als am 16. Februar der mit Ungeduld erwartete englische Gesandte Sir Williers in Dresden eintraf. Die ihm mitgegebenen Instruktionen ³⁾ verpflichteten denselben, Sachsen für die große Allianz gegen Preußen zu gewinnen unter Hinweis auf die zahlreichen und mächtigen Alliierten, England-Hannover, das 12,000 Mann bereit habe, Holland, das entrüstet über das Verfahren Preußens sei, Rußland, von welchem 30,000 Mann zu erwarten seien, Dänemark, das dem Grafen Ostein sein Festhalten an der pragmatischen Sanktion erklärt habe, und dazu die ganze Macht Osterreichs. Nach dem Willen seines Königs, versicherte er, habe er ungefähr auf ein Konzert hinzuwirken, geeignet, die Staaten des Hauses Osterreich in ihrer Totalität zusammenzuhalten und den König von Preußen niederzuwerfen ⁴⁾.

Zur speziellen Anlockung Sachsens bot die Instruktion nicht viel, hinsichtlich des Landgewinnes nur eine allgemeiner gehaltene Verweisung auf Gelegenheiten zu Konventionen, welche die Eventualitäten des Krieges bringen könnten und bezüglich der Kaiserhoffnungen die weitaussehende Bertröstung auf den Fall, daß Maria Theresia ohne männliche Erben stürbe.

Gleich am Tage seiner Ankunft suchte Williers Brühl auf, fand ihn jedoch wenig günstig disponiert, vor allem lebhaft erzürnt über das, was derselbe als den österreichischen Hochmut bezeichnete. Den Auseinandersetzungen über

1) Dresdner Archiv.

2) Londoner Record office.

3) Bom 23. Januar; ebd.

4) „pour écraser le roi de Prusse“; Wratislaw und Schevenhüller, den 12. Februar 1741; Wiener Archiv.

Notwendigkeit, dem Ehrgeize Preußens entgegenzutreten, stimmte Brühl erklärte aber unumwunden, daß er ebenso wenig auf die Ehrlichkeit der men, als auf die Courage der Holländer und die Beständigkeit Rußlands traue („wie er über England dachte, verbot die Höflichkeit zu sagen“). n klein wenig hoffnungsvoller äußerten sich tags darauf der König und arini; Friedrich August erwartete Entschädigung für Sachsens Ansprüche d die aufzuwendenden Kosten von der Freundschaft des Königs von Eng- d¹⁾. Hier saß eben der Köder der preußischen Conquëten schon leid-

fest. Villiers ging unverweilt daran, das schwierige Geschäft der Vermittelung ischen Oesterreich und Sachsen, nachdem der Kaiserlingsche Versuch vom . Januar an der Ablehnung des Wiener Hofes einfach gescheitert war, von em aufzunehmen. Die österreichischen Gesandten, die er noch am 16ten suchte, fand er ängstlich und mißmutig über die Unnachgiebigkeit ihres ses, deren Schuld sie auf Bartenstein schoben, der allzu sehr auf Frank- ch vertraue; sie hofften auf des Großherzogs Vermittelung, versprachen auch h, die Nacht einen Kurier nach Wien zu senden.

Wiederholt klagt der Gesandte, wie schwierig sein Vermittleramt, wie er t die Leidenschaften auf beiden Seiten seien. Nach vielen Konferenzen hat er an mit Brühl und Guarini einen Vertragsentwurf ausgearbeitet, in welchem shen vielerlei zusagt: Anerkennung der Korregentschaft und der böhmischen rstimme, die sächsische Kurstimme für den Großherzog, Verteidigung der agmatischen Sanktion mit allen Kräften unter der Voraussetzung der Mit- rtung von England, Rußland und den Niederlanden, wogegen Oesterreich die s böhmischen Kreise abtreten, Sachsen einen Anteil an der preußischen te zusichern, eine Garantie der sächsischen Lande gegen Preußen über- men, eine freie Militärstraße durch Schlesien zur Verbindung Sachsens t Polen gewähren und die Wahl des Königs von Polen zum römischen nige zu betreiben versprechen sollte.

Aber als das Programm am 25. Februar den österreichischen Gesandten egelegt wird, bedauern diese, wegen der böhmischen Abtretungen, es ab- men zu müssen, sofort würde sonst Bayern mit seinen noch stärkeren Prä- nomen hervorkommen. Vergebens seht der englische Gesandte auseinander, an man Sachsen gewinne, werde man Kraft haben, gleichzeitig Bayern d Preußen Widerstand zu leisten, und man dürfe doch auch nicht Sachsen, s sich bisher nicht feindlich gezeigt, auf gleiche Stufe stellen mit dem als ind deklarierten Bayern. Rhevenhüller weist schließlich einen Brief des oßherzogs vor, der jede Landabtretung als eine Verletzung der pragma- chen Sanktion ausschließt, und erklärt, nichts weiter thun zu können, als h brieflich an den Großherzog zu wenden, um größere Konzessionen herbei- führen²⁾.

Die Ratlosigkeit ist groß; wenn auch Guarini zu verstehen giebt, Sachsen rde mit zwei böhmischen Kreisen, vielleicht auch mit noch weniger zufrieden

¹⁾ Villiers, den 19. Februar; Londoner Record office.

²⁾ Dresdner Archiv: Aeta, den Ausgleich mit der Königin von Ungarn betreffend, 141. Villiers, den 26. Februar; Londoner Record office. von dem Bische nach sönungen Villiers, den 26. Februar; Archiv zu Hannover.

sein, und Villiers sogar es für möglich erklärt, mit dem Grünberger Kreise und der Exspektanz der preussischen Lehen in der Lausitz daselbe abzufinden, so erscheinen doch die Aspekte nicht günstig. Aus Petersburg droht die Abberufung Kaiserlings, ein bedenkliches Zeichen, und aus dem Haag kommen Nachrichten, als ob die Generalstaaten auf einen Waffenstillstand zwischen Oesterreich und Preußen hinwirkten, was dann den Kriegseifer sehr lähmen würde ¹⁾. Ferner zeigt man sich in Rußland empfindlich über die Zustimmung, möglicherweise russische Truppen einem Manne wie Meiperg anvertrauen zu sollen, der vom letzten Türkentriege her in so schlechtem Andenken stehe. Alle diese Anstände hebt dann Brühl aufs stärkste hervor, als Zeichen geringer Geneigtheit bei den Alliierten, dadurch eben, wie Villiers urteilt, vor allem den eigenen üblen Willen bezeugend. Brühl wolle doch nicht einmal den so entschieden französisch gesinnten Fürsten Poniatowski, der zu großem Anstoße für die anderen Mächte fortwährend noch in Paris unterhandle, von dort abrufen, weil das den Cardinal zu sehr beleidigen könne. Der Minister habe erst neulich im Laufe einer lebhaften Unterredung gesagt, da es sich so schwer zeige, mit Oesterreich ins Reine zu kommen, werde er seinen König fußfällig bitten, sich als Kandidaten für die Kaisertürde zu erklären ²⁾.

Anderseits hatte Oesterreich nunmehr auf Villiers' Vermittelungsversuch geantwortet, die ihm gemachten Konzessionen dankbarst angenommen, aber die Gegenleistungen verweigert und nur eine Entschädigung angeboten für das, was Sachsen über den Vertrag von 1732 hinaus leisten würde. Schließlich ist Khevenhüller in weiterer Verhandlung mit einem Vorschlage herangerückt, zu dem sich Oesterreich vielleicht verstehen würde, und der seitens dieser Macht für jene Zusicherung Sachsens Folgendes in Aussicht stellt: „Einen Landstrich in der Lausitz zur Verbindung Polens mit Sachsen, freie Passage für das Krakauer Salz durch Schlesien, Begünstigung für den sächsischen Handel mit Krakau, Garantie aller sächsischen Kurrechte, und endlich Bevorzugung eines sächsischen Prinzen vor allen anderen der karolinischen Linie Verwandten für die Würde eines römischen Königs, falls die Wahl eines solchen den Alliierten beider Häuser notwendig erscheinen sollte.“ Kaiserling sucht nun Sachsen diesem Vorschlage geneigt zu machen, doch fürchtet Villiers, bei der großen Abhängigkeit dieses Staatsmannes vom sächsischen Hofe werde derselbe dort die notwendige Beschränkung der sächsischen Forderungen kaum durchsetzen ³⁾.

Aber Villiers begnügte sich nicht mit diesen Vermittelungsversuchen, sondern nahm unabhängig davon auch sogleich nach seiner Ankunft den Plan eines allgemeineren „Konzertes“ zum Schutze der pragmatischen Sanktion in Angriff.

Streng genommen folgte er bei diesem Schritte mehr noch den mündlichen Eröffnungen seines Königs, als der Instruktion des Ministeriums, die ihn eigentlich nur auf die Herbeiführung einer engeren Verbindung Englands mit Sachsen gegen Preußen hinwies, für welche in weiterer Linie allerdings auch der Bei-

¹⁾ Villiers, den 26. Februar und 1. März; Londoner Record offic.

²⁾ Villiers, den 1., 8. u. 12. März; ebd.

³⁾ Villiers, den 15. März.

tritt anderer Mächte, Rußlands, der Generalstaaten, Dänemarks gehofft wurde und auch Sachsen in Aussicht gestellt werden sollte. Thatsächlich ist ja dann noch Mitte März Villiers ohne Instruktion zum Abschlusse des allgemeineren Konzertes.

Freilich mußte ihm sehr bald offenbar werden, daß die Sachen in Dresden wesentlich anders lagen, als man in London meinte, daß gerade Sachsen die allergrößten Schwierigkeiten machte, während z. B. der russische Gesandte Kaiserling sich dem Projekte höchst entgegenkommend zeigte.

Es konnte sich allerdings unter diesen Umständen empfehlen, anstatt, wie man in London beabsichtigt hatte, den Bund Englands mit Sachsen zum Kongressationspunkte der ganzen Koalition zu machen, lieber den Plan gleich in größerem Rahmen zu entwerfen und darin Sachsen ohne weiteres mit einzureihen, wenn gleich unter Vorbehalt der näheren Bedingungen.

Man durfte hoffen, durch die Zustimmung der andern Mächte Sachsens Bedenkllichkeiten zu besiegen, es gleichsam mit fortzureißen, wie denn der Entwurf eigentlich die Hauptsache demselben bereits über den Kopf nahm, dessen Beitritt zu der Koalition bestimmt voraussetzte und ihm nur noch zwischen zwei Alternativen die Wahl ließ.

In diesem Sinne verfaßte nun Villiers ¹⁾ auf Grund eingehender Besprechungen namentlich mit den österreichischen Gesandten einen Entwurf, der uns erhalten ist, thatsächlich das einzige Dokument des so viel besprochenen „Konzerts“. Dasselbe hatte im wesentlichen folgenden Inhalt:

Nachdem in Folge des Einfalles des Königs von Preußen in Schlesien die Königin von Ungarn und Böhmen die vornehmsten Höfe Europas, die Stände des Reiches und insonderheit die Garanten der pragmatischen Sanktion um Hilfe erucht hat, haben König Georg II. von England, Friedrich August König von Polen und Kurfürst von Sachsen, Johann Kaiser aller Rußen und endlich die Generalstaaten, von dem Wunsche geleitet die öffentliche Ruhe wiederherzustellen und ihre Verpflichtungen als Garanten der pragmatischen Sanktion zu erfüllen, sich entschlossen, mit der Königin von Ungarn die dienlichsten Maßregeln zur schleunigen Erreichung eines so heilsamen Endzweckes zu verabreden, und die zu diesem Zwecke bevollmächtigten Minister haben nun sich folgender Artikel verglichen.

¹⁾ Wenngleich die Autorschaft des englischen Gesandten nirgends positiv bezeugt ist, so kann doch über dieselbe kaum ein Zweifel obwalten. Wie Droyßen (S. 225, Num. 2) anführt, wurde der Entwurf noch im Februar durch das englische Ministerium nach Wien gesandt. Dies, und daß er aus Dresden kam, vorausgesetzt, kann man doch seinen Ursprung nur entweder im sächsischen Ministerium oder der Botschaft von England oder Rußland suchen. An Sachsen zu denken verbietet aber absolut der gerade von dieser Macht handelnde Paragraph. Wenn Brühl sich mit solcher Alternative hätte einverstanden erklären wollen, wären die schwierigen Verhandlungen mit Oesterreich ganz überflüssig gewesen; wir dürfen ganz sicher sein, daß derselbe mit jenem Paragraphen nicht einverstanden gewesen ist, wenn er auch vielleicht in dem Bewußtsein, daß die Sache ja ohnehin durch Sonderverhandlungen erledigt werden müßte, nicht direkt protestiert hat. Ebenso wenig kann Kaiserling als Verfasser des Entwurfes in Frage kommen; haben wir doch schon wiederholt seine enge Verbindung mit dem sächsischen Hofe hervorgehoben, ein von ihm ausgehender Entwurf hätte sicherlich für Sachsen Günstigeres stipuliert; es wird daher der Ruhm der Autorschaft der englischen Botschaft kaum bestritten werden können.

1. Die paktierenden Mächte erneuern die zur Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanction von den einzelnen geschlossenen Verträge.

2. Ihr Zweck ist zunächst, die von dem König von Preußen gestörte Ruhe wiederherzustellen, dann dieselbe aufrecht zu erhalten und jeder neuen Störung vorzubeugen, kurz, einerseits die Zerteilung des von Karl VI. hinterlassenen Besitzstandes zu verhindern, andererseits die Verfassung und Sicherheit des Reiches aufrecht zu erhalten.

3. Andere Fürsten zum Beitritte zu diesem Bundesvertrage zu bewegen wird man sich bemühen.

4. Nachdem die Königin von Ungarn den vertragschließenden Mächten freigestellt, ob sie ihr ihre Hilfsvölker senden oder dem Angreifer den Krieg erklären wollten, haben England, die Generalstaaten und Rußland den letzteren Weg erwählt, und es gedenken England und die Generalstaaten vereinigt von der einen und Rußland von der andern Seite mit einer hinlänglichen Armee in die benachbarten Lande des ungerechten Angreifers einzufallen, womit sich Oesterreich vollkommen zufrieden erklärt hat.

5. Die Königin von Ungarn verspricht wider den gemeinsamen Feind wenigstens 14 Regimente zu Fuß, 12 zu Pferde und 4 Regimente Husaren zu stellen.

6. Da der Krieg auf die nachdrücklichste Weise wider den König von Preußen geführt werden soll, so versprechen die Alliierten, wenn derselbe sich gegen einen von ihnen mit ganzer Macht wendet, demselben jede mögliche Hilfe zuzuwenden.

7. Da sich der König von Polen als Kurfürst noch nicht entschieden hat, welchen Weg er einschlagen wolle, so haben die übrigen Bundesgenossen unter einander verglichen, daß, falls derselbe nur 6000 Mann der Königin zu Hilfe senden wollte, es bei dem den 16. Juni 1732 geschlossenen Vertrage sein Bewenden haben solle. Wenn aber derselbe sich entschließen sollte, seine ganze Macht gegen den gemeinsamen Feind zu kehren, so solle er dann auch seinen Anteil an den von Preußen zu gewinnenden Eroberungen haben.

8. Die Alliierten versprechen nicht später als im nächstfolgenden Monat April sich in Bewegung zu setzen, schon weil die Königin von Ungarn sich in dem in § 6 erwähnten Falle befindet.

9. Zunächst soll dafür gesorgt werden, daß jeder das Seinige behält, also die Königin von Ungarn vollständig befriedigt wird; dafür macht dieselbe auf einen Anteil von den etwa dem Könige von Preußen abzunehmenden Eroberungen keinerlei Anspruch, wofern ihr das Ihrige mit vollständiger Entschädigung wieder verschafft wird.

10. Über die Teilung der von Preußen zu machenden Eroberungen soll eine besondere Vereinbarung unter den Alliierten entscheiden; doch erklärt die Königin von Ungarn, so wenig sie auf irgendwelchen Anteil an den Eroberungen Anspruch mache, so wenig dürfe ihr zugemutet werden, aus dem Ihrigen irgendeine Entschädigung zu gewähren, falls etwa wider Verhoffen die Eroberungen nicht gemacht werden sollten.

11. Der abzuschließende allgemeine Friede wird von allen Alliierten garantiert werden.

12. Gegenwärtige Konvention soll binnen 6 Wochen ratifiziert werden, ohne daß jedoch deswegen der in § 8 festgestellte Grundsatz, den König von

Preußen noch vor Ablauf des bevorstehenden April mit Krieg zu überziehen, inen Aufschub erfahren dürfe. ¹⁾ —

Es kann kaum auffallen, daß in dem Entwurfe der auf Preußens Kosten zu machenden Eroberungen mit einer gewissen Zurückhaltung gedacht, und daß diese Frage einer späteren Konvention vorbehalten wird. Denn ganz abgesehen von der eingerückten nicht unbedenklichen Erklärung Österreichs, welches, auf jeden Anteil an jenen Eroberungen selbst verzichtend, doch zugleich auch jede Garantie für andere Alliierte nach dieser Seite hin ablehnte, hatte in englischer Minister, wenn er gleich selbst recht wohl wußte, wie sehr das Herz seines Souveräns an den „preussischen Conquäten“ hing, doch gegründete Ursache, mit Stipulationen einer Gebietsvergrößerung für Hannover, die er ventuell vor dem englischen Parlamente zu vertreten gehabt hatte, mit Rücksicht auf die in dem letzteren herrschende Eifersucht ganz ungemein vorsichtig zu sein.

Der Entwurf ward nun in London, Wien und Petersburg vorgelegt, und wir sahen bereits an anderer Stelle, wie derselbe am russischen Hofe gegen Ende Februar einen lebhaften Kampf zwischen den beiden Nebenbuhlern Rännich und Ostermann entzündete. Wir mögen hier noch hinzufügen, daß er letztere, wenn er gleich dem Projekte günstiger gegenüberstand, die Teilungspläne wiederum noch weiter modifizierte. Es lag ihm seitens Österreichs eine Erklärung vor, wie sie eigentlich ja auch schon in dem Entwurfe einen Ausdruck gefunden hatte. Diese hatte aber auch in Petersburg erklären lassen, die Königin von Ungarn wünsche nur das Ihrige zu bewahren, nicht anderen etwas zu nehmen, und könne Verpflichtungen nach dieser Seite nicht eingehen, womit sie übrigens den andern Alliierten keine Fesseln anlegen wolle. Zur Zusicherung einer Entschädigung an Geld für Sachsen sei sie dagegen immer bereit ²⁾.

Nur bezüglich des Herzogtums Krossen und der sonstigen Lausitzer Besitzungen Preußens, welche von Böhmen zu Lehen gingen ³⁾, und welche König Friedrich dadurch, daß er gegen seinen Lehnherrn die Waffen erhob, also durch einen Akt offenbarer Felonie ipso facto verwirkt habe, wollte Österreich eine Ausnahme zugestehen und diese unter denselben Bedingungen, wie sie bisher Preußen besessen, Sachsen zugestehen.

Jene Auffassung von den preussischen Conquäten war sehr nach dem Geschmacke Ostermanns, der ebenso wenig allzu scharf gegen Preußen vorgehen, als eine Garantie für eine Vergrößerung Sachsens aus den preussischen Landen übernehmen mochte. Gewiß ist, daß er geradezu unwillig über die

¹⁾ Adelung, Staatsgesch. II, 273 und III, Beil. S. 10, druckt den Entwurf englisch mit deutscher Übersetzung aus einem englischen historischen Sammelwerke ab, wo verschiedene Papiere, welche bei dem Sturze des Ministeriums Walpole 1742 dem Parlamente vorgelegt wurden, mitgeteilt sind. Den Urtext in lateinischer Sprache habe ich in London als Beilage zu einem Berichte Villiers' vom 13. April mit ebenso in Dresden in den Akten, den Vergleich mit der Königin von Ungarn betreffend, 1741, gefunden. Weidemale, so viel ich aus meinen Exzerpten sehen kann, übereinstimmend mit dem Adelung'schen Texte.

²⁾ Finch, den 28. Februar (doch wohl alten Stils); Londoner Record office.

³⁾ Gottbans, Beiz, Tempitz, Beerselde, Groß-Kübbenau; erst 1815 hat Österreich auf die Lehnsberrlichkeit definitiv verzichtet.

Idee, altpreußische Lande wie Magdeburg und Halberstadt wegnehmen zu wollen, gesprochen und höchstens die Lausitzer Lehen hat wollen in Frage kommen lassen ¹⁾, und demgemäß sehr wahrscheinlich, daß die Korrekturen, die er in dem Entwurfe angebracht hat ²⁾, sich auf jenen Punkt bezogen haben. Gewiß ist ferner, daß, wenn dann ab und zu namentlich von Sachsen auch an Rußland der Vorschlag gemacht worden ist, etwa Ostpreußen zu erobern, sei es auch nur um dasselbe dann gegen ein besser gelegenes Stück von Polen einzutauschen, Ostermann doch nie darauf eingegangen ist ³⁾. Endlich hat derselbe noch nach dem Sturze Münnichs die bestimmte Erklärung abgegeben, Rußland werde höchstens für den status, wie er beim Tode König Karls VI. gewesen, eintreten, nimmermehr aber für Spolien, die Preußen abgenommen werden sollten ⁴⁾.

Hinter diese Erklärung Rußlands verchanzte sich dann auch das englische Ministerium, um den Gelüsten seines Königs nach preußischen Conquëten mit gutem Vorwande entgegenzutreten zu können ⁵⁾: ein Umstand, der, wie wir noch sehen werden, bei König Georgs Denkungsart auf dessen Entschliefungen wiederum weiter eingewirkt hat ⁶⁾.

Insofern Rußland nun für das eigentliche Schwert der Koalition galt, mußte die Stellung, welche dieses zu dem ganzen Projekte nahm, von größter Bedeutung für die in Dresden gepflogenen Verhandlungen werden. Mit nicht geringer Spannung wartete man daher auf Nachrichten von da über die Aufnahme, welche das Projekt gefunden. Dieselben lauteten einigermassen widersprechend, auf der einen Seite mußte es als ein Sieg der Münnichschen Richtung angesehen werden, daß mit der schon früher drohenden Abberufung ⁷⁾ Kaiserlings nun ernst gemacht wurde und sein Nachfolger, der mit Münnich durch seine Gemahlin verschwägerte Graf Solms auch wirklich am 17. März in Dresden eintraf; auf der andern Seite meldeten die Nachrichten aus Petersburg übereinstimmend, daß alle russischen Minister, selbst Münnich nicht ausgeschlossen, darüber einig, Preußen entgegenzutreten, und bereit seien einem Konzerte, das die Seemächte abgeschlossen haben werden, beizutreten; notabene, wenn inzwischen noch Sachsen und Osterreich sich vertragen hätten. Auch schien ja der am 15. März erfolgte Sturz von Münnich das letzte Hindernis weggeräumt zu haben. Kaiserling ward jetzt rehabilitiert und neben vorläufig Graf Solms belassen.

In einer Konferenz bei Guarini am 25. März eröffneten die beiden russischen Gesandten ihre neuen Instruktionen, die also nun bereits auf Ostermann allein zurückgeführt werden durften, und Brühl bestätigte, nachdem er sie gehört, daß seine direkten Nachrichten aus Petersburg ganz übereinstimmend lauteten. Rußland erklärte sich bereit, einem Konzerte mit den

1) Lynar, den 11. März; Dresdner Archiv.

2) Anführung bei Droysen V, 1. S. 224, Anm. 2.

3) J. B. Lynar, den 22. Mai; Dresdner Archiv.

4) Ostein, den 7. April, nach Mitteilungen Harringtons; Wiener Archiv.

5) Ein Vertrauter König Georgs eröffnet das dem Grafen Ostein. Dessen Bericht vom 21. April; Wiener Archiv.

6) Vgl. den weiteren Abschnitt: „Weltsche Begehrlichkeiten“.

7) Bereits am 26. Februar berichtet Finck darüber.

Seemächten beizutreten, sowie sich Oesterreich und Sachsen geeinigt hätten ¹⁾. Eingehender äußerte sich ein wahrscheinlich von Ostermann verfaßtes Memoire: *Pensées sur les points communiqués par le comte de Lynar* ²⁾, welches auseinandersetzte, daß wenn erst Sachsen sich überzeuge, wie Oesterreich die begehrten böhmischen Kreise abzutreten außerstande sei und sich mit dem Angebote einer Geldsumme begnügen wolle, die allgemeine Verständigung leicht würde ins Werk gesetzt werden können, um so mehr, da Rußland bereit sei, der Forderung Sachsens entsprechend zuerst seine Truppen marschieren zu lassen, allerdings nach Maßgabe des allgemeinen Kriegsplanes.

Die russischen Erklärungen wie die Denkschrift wandten sich eigentlich zunächst an die Adresse von Sachsen, dessen Ansprüche allein die allgemeine Einigung zu hindern schienen; der sächsisch-österreichische Vertrag, dessen bisher immer resultatlos gebliebene Verhandlungen Villiers bestimmt hatten, stets wieder darauf zu dringen, daß abgesehen von ihm das Konzert selbst beraten werden möge ³⁾, mußte nun in den Vordergrund treten, gewann aber auch mit einemmale neue Chancen, insofern Graf Brühl, der bisher die größten Schwierigkeiten gemacht, anfang andere Seiten aufzuziehen. Der englische Gesandte macht etwa von Mitte März an die Beobachtung, derselbe zeige jetzt auf einmal einen kaum geringeren Appetit nach den preussischen Eroberungen als Guarini ⁴⁾, bestehe also jetzt weniger auf den böhmischen Kreisen.

Der Grund der Schwentung ist leicht zu erraten. Die im stillen betriebenen Rüstungen Sachsens zeigten von Stunde zu Stunde mehr die arg finanzielle Erschöpfung des Staates, und mit dieser wachsenden Erkenntnis stieg das Anerbieten sofortiger Geldhilfe durch Oesterreich anstatt einer Landesabtretung sätig im Preise, und die Wahrscheinlichkeit englischer Subsidien schien auch über das Können keinen Zweifel zu lassen; so begann denn Brühl mit der Idee, von Oesterreich Geld und sonstige Vorteile, die Landentschädigung aber auf Kosten Preußens zu erlangen, sich immer mehr und mehr auszu-
söhnen.

Bereits vor dem Eintreffen der neuen Nachrichten aus Petersburg war die Wendung eingetreten und an dem Grafen ein früher nie gezeigter kriegerischer Eifer verspürt worden. Er hatte auf eine höchst energische Kriegsführung gedrungen, da man bei dem Charakter des Königs von Preußen gegen denselben nicht die Waffen ergreifen dürfe, wenn man nicht die Mittel habe ihn so zu reduzieren, daß er nicht mehr zu Schaden vermöge; man müsse, um Rußland ganz zu degagieren, Schweden durch die Hoffnung auf Stettin zu gewinnen suchen, von den 38,000 Mann, welche Sachsen stellen könne, seien 20,000 in der That marschfertig. Die Stimmung in jener Konferenz (etwa am 21. März) war so kriegerisch gewesen, daß, wie der englische Gesandte meint, wofern er selbst die Vollmacht zu bindendem Abschlusse gehabt hätte, die sämtlichen Truppen hätten Marschordre erhalten können ⁵⁾.

¹⁾ Hinz, den 25. März; Londoner Record office. Acta, den Vergleich mit der Krönung von Ungarn betreffend; Dresdner Archiv.

²⁾ Liegt bei einem Berichte vom 29. März; Londoner Record office.

³⁾ So noch in einer Konferenz vom 13. März; Dresdner Archiv.

⁴⁾ Villiers, den 15. März.

⁵⁾ Villiers, den 22. März; Londoner Record office.

Wenn in dieser Konferenz noch jener fromme Wunsch König Georgs, den preussischen Adler die Flügel gründlich zu beschneiden, den Grundton gebildet hatte, so setzten dem die am 25. März publizierten russischen Erklärungen, welche im Grunde doch mehr den Plan einer bewaffneten Mediation durch geführt wissen wollten, zwar einen gewissen Dämpfer auf, doch hielt Brühl, wie wir noch sehen werden, und schwerlich er allein an der Hoffnung fest, daß wenn es erst zum Kriege kommen werde, sich weitere Konsequenzen von selbst ergeben würden.

Auch die Abfindung Sachsens durch eine Geldsumme war bereits im Laufe des März ventilirt und von Brühl nicht mehr zurückgewiesen worden; nur die Höhe der Summe machte noch gewisse Schwierigkeiten. Brühl hatte ursprünglich 40 dann 20 Millionen verlangt und, als Williers ihn mit der Hälfte hatte abspeisen lassen wollen, erklärt, so peinlich ihm solch ein Feilschen sei, so könne er doch nicht anders, er müsse durchaus erst Geld schaffen, wenn er die sächsischen Truppen ins Feld führen wolle; Williers, dies berichtend, fügt hinzu: „Ich fürchte, er hat recht“¹⁾.

In der Konferenz am 25. März, bei Guarini, ward dann eine Vereinbarung in der Weise erzielt, daß Sachsen sich mit 12 Millionen begnügen zu wollen erklärte, welcher Punkt nun als feststehend in das Protokoll eingetragen und mit Recht als die eigentliche Grundlage der Verständigung angesehen ward. In weiteren Verhandlungen ward dann festgesetzt, daß Oesterreich dieselben binnen 18 Jahren zu zahlen habe gegen Verpfändung der Einkünfte einiger Sachsen benachbarten Gebiete, und falls zur Erreichung der in dem Bundesvertrage festgesetzten Ziele (Erhaltung der pragmatischen Sanction und des österreichischen Besitzstandes) es keines Krieges bedurfte, blieb doch die Zahlungsverpflichtung für Oesterreich, nur ward der Betrag für diesen Fall auf 8 Millionen herabgemindert.

Doch sollte, falls Sachsen in den Besitz der von Preußen vermirkten böhmischen Lehen, des Herzogtums Krossen und der Lehen in der Lausitz komme, deren Wert gegen die 12 Millionen aufgerechnet werden. Bis Sachsen diesen Besitz erlange, ward demselben ferner auch ein Streifen Land in Niederschlesien (im Grünbergischen) zu freier Passage ohne vorherige Anmeldung in Aussicht gestellt, zum Zwecke einer Verbindung Sachsens und Polens und so lange diese beiden Staaten unter demselben Scepter ständen. — Abmachungen, welche zugleich uns dadurch interessant werden, daß hier österreichischerseits selbst jene Lausitzer Lehen immer nur als mögliche und keineswegs unbedingt anzustrebende oder gar zu garantierende Erwerbungen in Aussicht genommen werden im rechten Gegensatz zu den ausschweifenden Teilungsplänen früherer Zeit.

Zu der von Oesterreich bestimmt für den Großherzog von Toscana geforderten sächsischen Kurstimme hatte Brühl sich nur widerstrebend verstehen mögen. Auf die Nachricht von der Geburt eines Erzherzogs²⁾ hatte er sofort, unter Berufung auf die Vorgänge bei der Königswahl von Ladislaus posthumus, das Projekt gegründet, für diesen die Kaiserwürde resp. die eines Königs von Böhmen zu reservieren, wo dann Sachsen auf lange Jahre mit

1) Den 22. März; Londoner Record office.

2) Sie traf am 17. März in Dresden ein.

dem Reichsvikariate die thatsächliche Regierung des Reiches in den Händen gehabt haben würde¹⁾. Als er hiermit nirgends Anklang fand, schlug er in dem Anfang April übergebenen Gegenprojekte folgende Fassung für die Paragraphen der Kaiserwahl vor: Sachsen verspreche oportuno tempore dafür thätig zu sein, daß der Großherzog die Kaiserwürde erlange; wenn derselbe jedoch selbst mit dem sächsischen Botum die Kaiserwürde nicht erlangen könne, sollte die böhmische Stimme die Wahl des Kurfürsten von Sachsen unterstützen. Als er auch damit nicht durchdrang, suchte er Entschädigung in den auch wirklich dem Vertrage eingefügten Bestimmungen, einmal, daß, wofern kein Erbe aus der karolinischen Linie Oesterreichs vorhanden wäre, der Großherzog, falls er Kaiser würde, die Wahl des sächsischen Kurprinzen zum römischen Könige herbeiführen solle, und dann daß der neu zu wählende Kaiser mit allem Nachdrucke dahin wirken solle, daß das kurfürstliche Haus für sein Stammland Sachsen die Königswürde erlange; beides Konzeptionen von größerer Tragweite, welche die österreichischen Gesandten in Dresden ohne eigentliche Vollmacht *sub spe rati*, in der Hoffnung auf Ratifikation, angenommen hatten, von welchen aber der letztere Punkt, als sehr geeignet die Eifersucht anderer Reichsfürsten zu erregen (in der That wollte selbst das verbündete Hannover davon nichts wissen), sogleich beanstandet wurde. Sächsische Gegenkonzeptionen waren Anerkennung der Korregentschaft des Großherzogs und der Führung der böhmischen Stimme durch denselben.

Eine weitere Differenz — tiefer gehend, als es den Anschein hatte — trennte die beiden Höfe bezüglich der Form und namentlich des Zeitpunktes für das Eintreten der sächsischen Hilfe. Daß Sachsen mit allen ihm zugebote stehenden Streitkräften für Oesterreich einzutreten habe, darüber bestand keine Meinungsverschiedenheit; während man aber in Wien annahm, durch den Sondervertrag mit Sachsen nun auch den bewaffneten Beistand dieser Macht sofort nach erfolgter Ratifikation des Vertrages beanspruchen zu dürfen, so gut wie die Geldzahlungen Oesterreichs nun gleich beginnen sollten, war man in Dresden sehr anderer Meinung und faßte die militärischen Operationen und die Verpflichtung dazu nicht unter dem Gesichtspunkte eines Sonderabkommens mit Oesterreich, sondern unter dem der großen Koalition, zu welcher ja auch Rußland und England gehörten.

Die Motive lagen allerdings sehr nahe. Bei der exponierteren Lage Sachsens und der immer wachsenden Besorgnis, welche das in der Mark unter dem Fürsten von Anhalt versammelte Heer einflößte, war für Brühl die hauptsächlichste Sorge die, ein zu frühes Bekanntwerden der sächsischen Intentionen könne einen Einfall preussischer Truppen herbeiführen, ehe die Alliierten zuhilfe kommen könnten. Obwohl nun Sachsen, wenn es wirklich, wie man sich in Dresden rühmte, 35,000 Mann auf die Beine brachte, von dem kleinen Corps des alten Dessauers wenig zu befürchten gehabt hätte, so mußte doch eben Brühl mir allzu gut, wie sehr viel zu jenen 35,000 Mann noch fehlten, und er hatte deshalb immer aufs neue in den Konferenzen die Beobachtung des strengsten Geheimnisses betont, sich auch das Recht vorbehalten, den Vertrag gegen jedermann auf das bestimmteste rundweg ab-

¹⁾ Billiers, den 26. März, Londoner Record office; auch in einem undatierten Promemoria Münchhausens, Hannöversches Archiv.

leugnen zu dürfen, und in dem schon erwähnten sächsischen Gegenprojekte die von Oesterreich verlangte Hilfeleistung beschränkt quantitativ durch eine Klausel: „soweit es die Verteidigung der eigenen Lande gestatte“, und zeitlich durch die andere: „nachdem die Heere der übrigen Verbündeten und vornehmlich Rußlands die Feindseligkeiten gegen die preußischen Staaten eröffnet haben würden.“

Noch deutlicher zeigt uns die nach dieser Seite hin in Dresden herrschende Meinung der um dieselbe Zeit von dem sächsischen General Renard entworfene Kriegsplan ¹⁾.

Derselbe ging von der Ansicht aus, da keiner der Alliierten so exponiert sei wie Sachsen, das weniger von den schlesischen Heeren wie von dem Corps des Fürsten von Anhalt bedroht werde, so müsse gerade dieses zunächst sich ruhig halten und die anderen handeln lassen, während dagegen Rußland eigentlich absolut nichts zu fürchten habe und bei einem Einfall in Ostpreußen voraussichtlich nicht einmal Widerstand finden, sondern sich ganz ruhig in diesem Lande werde festsetzen können. Aber eben weil König Friedrich voraussichtlich Ostpreußen ganz preisgeben und um der Besetzung dieses Landes willen seinen Raub in Schlesien nicht fahren lassen werde, müsse Rußland weiter nach Pommern vordringen, auch diese Provinz besetzen. Wenn dies erfolgt sei und inzwischen auch Hannover mit den dänischen und hessischen Hilfstruppen die Operationen gegen das Corps des Fürsten von Anhalt eröffnet habe, dann werde auch für Sachsen der Zeitpunkt zum Handeln gekommen sein *ic.*

Man wird einräumen können, daß Brühl sich vorsichtig genug salbiert hatte, und erstaunt nur darüber, daß die österreichischen Bevollmächtigten sich geneigt zeigten, mit allerlei doch ziemlich lästigen Opfern eine Bundesgenossenschaft zu erkaufen, die ihre Leistungen in so weite Ferne rückte. Denn auch in dem eigentlichen Vertrage hieß es dann, daß die Operationen Sachsens nach den Festsetzungen eines mit den übrigen Verbündeten zustande zu bringenden Übereinkommens erfolgen sollten; eine Bestimmung, deren Vieldeutigkeit dadurch nicht aufgehoben wird, daß man hinzufügte, jedenfalls im Monat April, da die russischen Truppen, auf deren Erfolge zu warten Sachsen doch einmal entschlossen schien, unmöglich so schnell im Felde erscheinen konnten.

Der österreichisch-sächsische Vertrag ist am 11. April unterzeichnet worden ²⁾, doch muß man die erfolgte Übereinkunft wenigstens in den wesentlichen Punkten einige Tage früher setzen.

Wir haben in dem Vorstehenden bereits die Hauptpunkte der Übereinkunft zwischen Oesterreich und Sachsen, deren Vermittlung nun seit Ende März die Hauptaufgabe der Dresdner Gesandtenkonferenz gewesen war, mitgeteilt und wollen aus dem Vertrage selbst nur noch eine jedenfalls auf Betreiben Sachsens noch eingerückte Bestimmung mitteilen ³⁾, merkwürdig dadurch, daß sie ein bisher immer festgehaltenes Prinzip des österreichischen Hofes doch teilweise

¹⁾ Im Londoner Record office, als Beilage zu einem Berichte Villiers' vom 13. April.

²⁾ Arnetb, Maria Theresia I, 206.

³⁾ Eine Abschrift des lateinisch abgefaßten Originals lag mir im Hannoverschen Staatsarchive vor. Der Auszug bei Arnetb, Maria Theresia I, 207, läßt neben manchen minder wichtigen Punkten auch den hier angeführten vermiffen.

preisgab. In dem § 8 nämlich findet sich die Bestimmung, daß alles, was über die Teilung der Preußen abzunehmenden Besitzungen im Namen der Verbündeten beschloffen werde, so gelten solle, als sei es in die vorliegende Konvention wörtlich eingerückt; eine Erklärung, die freilich erst praktisch gefährlich werden konnte, wenn etwas zu teilen vorhanden war, wo dann doch wohl wenigstens für die Behauptung der Eroberungen Österreich eine Garantie, die es bisher immer abgelehnt hatte, aufgebürdet werden konnte.

Allmählich war nun ziemlich über alle Punkte des zu schließenden Vertrages eine Übereinstimmung zwischen den beiden pacifizierenden Mächten hergestellt worden, und die vermittelnden Gesandten durften allerdings wohl meinen, damit das Zustandekommen des Konzertes überhaupt gesichert zu haben.

So kamen denn am 10. April 1741 in den Nachmittagstunden, also genau in der Zeit, wo auf dem Blaschfelde von Mollwitz ein blutig erkaufter Sieg die preußische Besitzergreifung besiegelte, hier in Dresden in der Wohnung des Jesuitenpaters Guarini die beiden Gesandten Rußlands, der Englands, der zugleich auch die Generalstaaten vertrat, die beiden österreichischen Bevollmächtigten, der leitende Minister Sachsens und der kaum weniger leitende Reichsvater zusammen, um ihre Entschlossenheit zu einem schleunigen angreifenden Vorgehen gegen den kühnen König von Preußen zu erklären, als Grundlage jenes „schwarzen Bundes“, dessen Kunde im preußischen Hauptquartier und mehr noch bei dem Minister Bodewits so schwere Besorgnisse hervorrief.

Der allerdings noch nicht unterschriebene Vertrag zwischen Österreich und Sachsen ward vorgelesen, „ajustiert und paraphiert“¹⁾, worauf dann die Gesandten unter einander sich zur Vollendung des „importanten Werkes“ gegenseitig beglückwünschten.

Auf diesem Höhenpunkte der Situation aber geschah nun etwas ganz Unerwartetes. Der englische Gesandte Villiers erbat sich noch einmal das Wort zu einer vertraulichen Mittheilung und erklärte nun, gewichtige Gründe hätten seinen König bewogen, den dringenden Bitten Preußens um Vermittelung Österreich gegenüber stattzugeben. Nachdem es sich nämlich als gewiß herausgestellt, daß Frankreich darauf ausgehe, durch Unterstützung Bayerns einen Krieg im Reiche zu entzünden, erscheine es doch von großem Werte, Preußen nicht mit Gewalt in die Arme Frankreichs zu treiben, sondern lieber durch ein gütliches Übereinkommen sich den Beistand dieses kriegsmächtigen Fürsten gegen die verderblichen Pläne Frankreichs zu sichern. Bereits habe Robinson zu vermitteln gesucht, allerdings bis jetzt mit geringem Erfolge. Man werde im geheimen einen doppelten Operationsplan machen müssen, einen für den Fall, daß Preußen mit zu dem großen Konzerte träte, und einen für den, daß dies nicht geschehe, für welchen letzteren Fall dann König Georg die 6000 Dänen und die 6000 Hessen in englischem Solde zur Verfügung stelle; wegen der hannoverschen Truppen werde man mit dem hannoverschen Gesandten Herrn von dem Busche, der bisher zu dem Konzerte nicht zugezogen war, zu verhandeln haben²⁾.

¹⁾ Villiers, den 13. April; Londoner Record office.

²⁾ Acta, den Ausgleich mit der Königin von Ungarn betreffend; Dresdner Archiv.

Die Eröffnung hätte eigentlich nicht ganz überraschend kommen dürfen; denn bereits seit etwa Mitte März hatte Utterodt aus London von den vermittelnden Neigungen des dortigen Kabinetts, von einer durch die Furcht vor Frankreich bewirkten Schwenkung der englischen Politik zum Zwecke der Gewinnung Preußens berichtet ¹⁾, und seit eben dieser Zeit war Villiers angewiesen, dem Könige von Polen vertraulich mitzuteilen, daß England in Wien geraten habe, sich mit Preußen wo möglich gütlich zu verständigen ²⁾, und wir wissen auch, daß sich der Gesandte dieses Auftrags entledigt, ohne daß Brühl im Grunde besondere Einwendungen gemacht hätte, mofern nur Sachsen nicht leer ausginge ³⁾. Troß alledem aber wirkte die englische Erklärung in jenem Momente in hohem Grade befremdend und überraschend.

Brühl vollzog an dem eben gehörten Vorschlage die schneidendste Kritik, indem er im Hinblick auf die Eventualität eines Eintrittes von Preußen in das große Konzert den Antrag stellte, es sollten alle Alliierten sich gegenseitig verpflichten, falls einer von ihnen einen andern angriffe, *viribus unitis* gegen diesen loszugehen, gleichsam eine nicht mißzuverstehende Bekundung des Vertrauens, das man dem neuen Verbündeten entgegenzubringen geneigt war.

Man hatte in der That in diesem Kreise seit Monden allzu viel gegen den bösen Friedensstörer und dessen gewalthätigen Übermut deklamiert, und einer hatte hier mit dem andern gewetteifert, im Interesse des großen Werkes durch das Dokumentieren der eigenen Entrüstung auch die fremde zu wecken, als daß man nun mit einemmale sich darein hätte finden können, jenen gefährlichen Mann als Bundesgenossen ans Herz zu drücken. Die Zumutung mochte ihnen allen vorkommen, wie den beiden in Schillers Bürgerschaft verewigten Freunden die Auslicht Dionys den Tyrannen als dritten in ihren Bund aufnehmen zu sollen.

Es ist erklärlich, daß Sachsen doch noch am Tage darauf (11. April) die Zeichnung des Vertrages mit Osterreich durchsetzte — freilich unter dem Vorbehalte der Wiener Bevollmächtigten, für einzelne Bestimmungen erst noch nachträglich die Zustimmung ihres Hofes zu erlangen; man hatte sich hier am Tage vorher allzu bestimmt engagiert, sonst aber mußte es sich bald zeigen, wie die englische Erklärung thatsächlich allem, was hier geplant worden war, den Boden unter den Füßen weggezogen hatte, so daß in der That hier alles auseinanderfallen mußte.

Seitens der Seemächte bedeutete die Erklärung von Villiers thatsächlich den Rücktritt von der beabsichtigten Konvention auf unbestimmte Zeit, nämlich so lange, bis sich England überzeugt haben würde, Preußen sei zu einem vernünftigen Ausgleich mit Osterreich nicht zu bewegen. So hatte es das englische Ministerium gemeint und die Hoffnung ausgesprochen, diese Wendung werde dem löblichen Eifer, der sich jetzt bei den Alliierten zeige, keinen Dämpfer aufsetzen ⁴⁾; diese Hoffnung war kühn, thatsächlich lag ein sehr samer Widerspruch in dem allem. Wenn England in Dresden erklärte, es wolle eine Vermittelung versuchen, gelinge die aber nicht, gegen Preußen

¹⁾ Den 17. und 24. März; Dresdner Archiv.

²⁾ Den 6. März (alten Stils); Londoner Record office.

³⁾ Harrington, den 31. März; ebd. — Utterodt, den 24. März; Dresdner Archiv.

⁴⁾ Harrington, den 31. März.

die Waffen ergreifen, so war doch nichts natürlicher, als daß Oesterreich vorzog es auf diesen letzten Fall antommen zu lassen, als für den ersten Opfer an Land zu bringen, und wollte England seine Vermittelung fördern, konnte es nicht umhin die Eventualität eines bewaffneten Bestandes in Zweifel zu stellen, womit dann das ohnehin so schwierig einzuleitende Werk des Konzerts aufs schwerste gefährdet ward.

Aber nun weiter: — konnte wohl vernünftigerweise angenommen werden, Rußland, das doch bei der ganzen Sache nicht gerade einen hervorragenden Eifer gezeigt hatte, werde sich die von England ihm zugemutete Rolle gefallen lassen, nämlich nach kostspieligen Rüstungen und Truppenzusammenziehungen Gewehr bei Fuß abzuwarten, ob es je nach den Erfolgen der englischen Diplomatie seine 30,000 Mann nachhause schicken oder sie in Preußen eindringen lassen sollte? Bei den englischen Staatsmännern begegnet uns nicht eben selten ein Grad von fast naiv erscheinendem Selbstvertrauen; diese Probe aber erscheint doch fast allzu stark.

In der That ging die Auflösung des Konzertes, als dann namentlich die Nachricht von der Kollwitzer Schlacht eintraf, schnell vor sich. Kaum hatten die österreichischen Gesandten am 11. April den Vertrag mit Sachsen unterzeichnet, so kam ein Kurier an Graf Bratislaw aus Wien an mit der Weisung, bis auf weitere Ordre die Unterzeichnung noch zu verzögern ¹⁾. Sehr begreiflich! Oesterreich hätte, um den prekären Bestand Sachsens zu gewinnen, nimmermehr jenen Vertrag mit seinen doch immerhin lästigen Bedingungen eingegangen, — nur als Vorbedingung des allgemeinen Konzerts gewann er Wert. Nachdem die Seemächte von dem letzteren thatsächlich zurückgetreten und nicht mehr eine Bekämpfung Preußens, sondern eine Befriedigung desselben durch ein Stück Schlessen in Aussicht nahmen, schwand in Wien jede Lust zu Konzessionen an Sachsen. Die Unterzeichnung war nun zwar erfolgt, mit der Ratifikation aber hatte es gute Wege.

Und Sachsen wiederum täuschte sich doch nicht so sehr über den Stand der Dinge, um nicht einzusehen, daß bei einer direkten Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen für Sachsen unmöglich viel zu gewinnen sein könne. Die nie ganz fallen gelassenen Unterhandlungen mit Frankreich und Bayern wurden mit neuem Eifer aufgenommen, und Marschall Belleisle, der Mitte April in Dresden eintraf, fand für seine tönende Beredsamkeit, der es auf einige Mundvoll Versprechungen nie ankam, recht günstigen Boden, wie der englische Gesandte mit Schmerz bemerkte ²⁾.

Thatsächlich war also das Schiff der großen Koalition in dem Augenblicke, wo es den sicheren Port erreicht zu haben glaubte, gescheitert. Das Brackriszugeben hat man sich schon um Sachsens willen lange nicht entschließen mögen, doch es noch einmal flott zu machen, ist nie wieder gelungen.

Als ein Resultat dieser Dresdener Konferenzen kann eigentlich nur jener unter Englands Vermittelung geschlossene österreichisch-sächsische Vertrag angesehen werden. Zwar blieb auch er nur eine taube Frucht; aber als sich dann England von jenen Dresdener Abmachungen ganz loszumachen suchte, blieb der Anteil Englands an jenem Vertrage das Stück Fessel, welches ihm fort

¹⁾ Villers, den 13. April; Londoner Record office.

²⁾ Den 16. April; Londoner Record office.

und fort nachschleppte, und von Wien aus hat man eifrig dafür gesorgt, daß es immer von neuem mahnend klirrte. Ungezähltemale haben die österreichischen Minister, wenn das Londoner Kabinett zur Verständigung mit Preußen drängte, darauf hingewiesen, wie unbillig es sei, von der Königin von Ungarn weitere schwere Opfer zu verlangen neben den recht ansehnlichen, durch die man auf den bringenden Wunsch Englands einst die schiffische Freundschaft erkaufte habe.

Drittes Kapitel.

Preussische Diplomatie in den ersten Monaten des Jahres 1741.

Die preussischen Unterhändler Wien verlassen mußten, empfahl Podewils nicht ganz ohne alle Nachrichten von da zu sein, den württembergischen Rat v. Keller, der in Wien von altersher gute Verbindungen tiefsten Geheimnis dorthin zu senden, und erlangte auch eine Erlaubnis für denselben, wenn sich Gelegenheit böte, die durch Gotter und machten Anerbietungen zu wiederholen, die preussischen Forderungen erschleifen zu beschränken, ferner 2—3 Millionen Gulden zu bieten (dem den Ministern, welche die Abtretung herbeiführen würden, noch 300,000 Thlr. ¹⁾), ein Schritt, dessen Erfolglosigkeit der König bestimmt vorausah ²⁾.

Grunde hatte die schroffe Ablehnung der preussischen Vorschläge in : sehr erklärliche Wirkung auf den König gehabt, ihn auf die Seite Frankreichs zu drängen.

Podewils sehr zu Frankreich“, schreibt er unter dem 2. Januar 1741 an den König: „wenn das mich will, ist es die sicherste Partei“ ³⁾; er erklärt sich mit dem Cardinal abzuschließen und Bayern die Stimme zur Kaiserkrone zusichern, wofür der Kurfürst sich mit ihm zu gemeinsamem Handeln, Schweden Rußland im Schach halte und Dänemark mit Preußen Frankreich in ein Bündnis trete ⁴⁾. Ein eigenhändiger Brief an den Kaiser enthielt für diesen die freundlichsten Dinge ⁵⁾; man müsse, schreibt er zwei Tage später, „seine Pfeifen nach denen Frankreichs stimmen, Rußland wird niemals uns helfen noch selbst uns günstig scheinen“ ⁶⁾. am 6. Januar hatte Chambrier dem Cardinal einen bestimmteren Vorschlag vorlegen können, nämlich Verzicht auf Jülich-Berg gegen Garantie Preussens.

¹⁾ Originale des Königs, vom 9. Januar; Polit. Korresp. I, 173.

²⁾ am 9. Januar; ebd.

³⁾ ib. S. 169.

⁴⁾ an Podewils, den 5. Januar 1741; ebd. S. 161.

⁵⁾ ib.

⁶⁾ ib. S. 172.

Allerdings war das nun alles sehr wenig nach dem Geschnacke von Podewils, der einmal daran festhielt, daß eine Verbindung mit Frankreich einen allgemeinen europäischen Krieg heraufbeschwören würde, dessen Ende niemand absehen könne. Er setzte in einer besonderen Denkschrift (vom 8. Januar) auseinander, daß der sicherste Weg, die schlesische Angelegenheit zu einem günstigen Abschlusse zu bringen, offenbar der sein würde, wenn es gelinge, England und Rußland zu einer wirksamen Preßion auf Osterreich zu bewegen und durch die Vermittelung dieser beiden Mächte einen Teil Schlesiens zu gewinnen. Wenn Friedrich sich durch die Gründe seines Ministers wirklich überzeugen ließ und seine Politik danach einrichtete, so trug wohl viel dazu bei das eigentlich befremdliche Verhalten Frankreichs und des Kardinals Fleury.

Dieser nämlich meinte einerseits, daß nach der schroffen Ablehnung der preussischen Vorschläge in Wien der König von Preußen eine französische Allianz nicht würde entbehren können und man ihn kommen lassen müsse; anderseits war er doch selbst keineswegs zum Kriege entschlossen, und wenn er es für möglich hielt, ohne Krieg die Kaiserwahl seines Schützlings, des Kurfürsten von Bayern, durchzusetzen, war er begreiflicherweise sehr vorsichtig, sich nicht zugunsten Preußens zu sehr zu binden ¹⁾.

So erschienen denn im Januar 1741 die Äußerungen Frankreichs äußerst reserviert. Valori ward angewiesen, dem Könige zu versichern, daß Frankreich ohne jede Eiferjucht seine Pläne ansehe, ja sogar ihm wünsche, daß sein Unternehmen Erfolg habe, zugleich aber im Interesse seines Rufes, daß er sich beeile, daselbe zu rechtfertigen. Sowie er das Publikum über die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche werde unterrichtet haben, würde niemand seine Schritte tadeln können. Zum Abschlusse einer Defensivallianz sei Frankreich bereit u. c. ²⁾.

Und in gleichem Sinne hatte sich bereits vor Empfang dieser Instruction Valori gegen Podewils geäußert, immer mit dem Hinweis auf den noch beizubringenden Rechtstitel Preußens ³⁾, so daß es immer schien, als wolle der Kardinal sich das Recht vorbehalten, wenn es ihn angemessen dünkte, zu erklären, er habe sich doch nicht von der Begründung der preussischen Ansprüche überzeugen können, und sich insolge davon zurückzuziehen.

Als der König gegen Ende Januar aus dem schlesischen Feldlager nach Berlin zurückkehrte, setzte er auf einem Hofballe am 30. Januar dem französischen Gesandten Valori seinen Standpunkt mit großer Offenheit auseinander; er nähme ein großes Risiko auf sich, wenn er sich mit Frankreich verbände, alle seine Nachbarn würden, so wie es bekannt werde, sich gegen ihn vereinigen; in der Meinung der Reichsfürsten schade dem Kurfürsten von Bayern nichts so sehr, als sein Verhältnis zu Frankreich. Wenn er (der König von Preußen) sich mit Frankreich verbünden solle, müßte er zunächst sehr bestimmte Zusicherungen darüber haben, was Frankreich zu seinen Gunsten

¹⁾ Val. die Anführungen bei Drossen S. 209 aus den Papieren des Grafen Steinberg.

²⁾ Amelot an Valori, den 14. Januar 1741, mitgeteilt bei Ranke, Werke XXVII, 573.

³⁾ Anführungen bei Drossen V, 1. S. 209, aus einem Briefe von Podewils vom 17. Januar.

zu thun beabsichtige, und wie sich dasselbe in den Stand setzen wolle, von ihm die Gefahren abzuwenden, welche sein Bund mit Frankreich unvermeidlich heraufbeschwören würde ¹⁾).

Es war das seine wirkliche Meinung, aber indem er darauf bestand, von Frankreich zuvörderst Garantien wirklichen, thatsächlichen Beistandes zu verlangen, vermochte er zugleich auf gute Manier die Unterhandlungen mit dieser Macht hinzuhalten, woran ihm in diesem Augenblicke, wo er in erster Linie eine Mediation der Seemächte und Rußlands anstrebte, viel lag ²⁾).

Ehtatsächlich sind nun die Verhandlungen mit Frankreich noch mehrere Monate lang auf diesem Punkte geblieben, obwohl der König (offenbar in viel höherem Grade als sein Minister) sich bemüht hat, dieser Macht gegenüber das höchste Maß von Freundlichkeit und Entgegenkommen zu zeigen. Wiederholt schärft er dies auch seinem Minister ein, mit dem Bedeuten, daß er sehr wohl in den Fall kommen könne, den Beistand Frankreichs zu brauchen ³⁾. Ganz nebenher gingen dann noch Verhandlungen mit Sardinien, wo sich eigentlich schon seit dem Tode Karls VI. des Königs geistreicher Freund Algarotti abmühte, den Hof zu einem energischen Auftreten gegen Österreich zu drängen. Als derselbe unter dem 1. Februar klagte, man käme über allgemeine Freundschaftsvorschläge nicht hinaus, die Mysterien der guten Götter hätten den Menschen nicht verborgener sein können, als die Politik dieses Hofes, schrieb der König sehr resigniert auf das Schriftstück: „Es wird nicht viel herauskommen.“ ⁴⁾

Ernstlich dagegen bemüht sich namentlich Podewils mit mehr Eifer und größerem Vertrauen als irgendwam um die Freundschaft Englands gerade zu einer Zeit, wo dieses die allerfeindseligsten Absichten gegen Preußen ins Werk zu setzen sich bemüht. Der Plan ward von Podewils mit um so größerem Eifer betrieben, als er in ihm das einzige Mittel erblickte, die gesüchtete französische Allianz abzuwenden. Und es lagen doch auch wirklich Momente vor, welche diesem Streben Erfolg versprachen. Was Andrieü aus London berichtete, lief im wesentlichen darauf hinaus, daß man hier, nachdem der erste Schreck überwunden und die preussischen Erklärungen bekannt geworden waren, lebhaft wünsche, es möge zu einer Verständigung zwischen Österreich und Preußen kommen, ja der Großkanzler Lord Hartwicke habe sich kürzlich im Ministerrate erklärt, man könne legitimerweise den König von Preußen nicht eines Bruches seiner Verpflichtungen anklagen, wenn er die Rechte seines Hauses auf Schlessien geltend mache, und habe dabei mehrfache Zustimmung gefunden ⁵⁾.

Ja es ward sogar der Gedanke einer von England zu übernehmenden Vermittelung Preußen geradezu entgegengetragen in einem Briefe König Georgs vom 30. Dezember 1740; hier hieß es, England erwarte über die Ansprüche Preußens auf Schlessien noch näher unterrichtet zu werden und ste mit großer Ungeduld den Antworten Österreichs auf die preussischen Pro-

¹⁾ Balotti, den 31. Januar 1741; bei Ranke a. a. O., S. 574.

²⁾ An Podewils, den 20. Januar; Polit. Korresp. I, 181.

³⁾ So den 14. Januar und den 12. Februar; ebd. S. 179 u. 193.

⁴⁾ Ebd. S. 198. Anfang März wird dann Algarotti zurückgerufen.

⁵⁾ Andrieü, den 3. Januar; Berliner Archiv.

positionen entgegen, es sei bereit, seine guten Dienste möglichst wirksam anzuwenden, um jeder Mißhelligkeit zwischen beiden Mächten vorzubeugen; Preußen habe von seinen Plänen erst gesprochen, als es auf dem Punkte gestanden, sie zur Ausführung zu bringen, sonst würde England Vorstellungen dagegen gemacht haben schon mit Rücksicht darauf, daß Osterreich doch nicht gut in die Abtrennung eines Erblandes willigen könne, ohne den Schein zu erregen, als gäbe es selbst die pragmatische Sanktion preis, zum willkommenen Vorwande für andere sich auch ihren Verpflichtungen zu entziehen ¹⁾.

Als dieser Brief geschrieben ward, begann eben das Fetzen in Petersburg, und die Sanftmut, die darin zum Ausdruck kam, entsprang nur dem Wunsche, so lange bis „das gute Konzert“ arrangiert sei, das Opfer mit freundlichen Worten hinzuhalten, resp. der Besorgnis König Georgs, Friedrich könne, wenn er irgendetwas von dem schwarzen Plane erführe, sich im ersten Zorne gleich auf Hannover stürzen ²⁾.

Indessen die Täuschung gelang diesmal vortrefflich, selbst der König zeigt ein erhöhtes Maß von Vertrauen; „es wird notwendig sein“, schreibt er am 17. Januar, „mit der größten Verbindlichkeit auf die honette Art zu antworten, mit welcher König Georg sich unser Unternehmen zu Herzen zu nehmen scheint“. Wenn es dem letzteren gelinge, Osterreich auf gütlichem Wege zur Abtretung eines verhältnismäßigen Stückes von Schlesien zu bringen, würde auch er (der König) Beweise seiner Mäßigung geben ³⁾. Bald findet er, daß seine Angelegenheiten in England und Rußland den allerbesten Fortgang haben ⁴⁾.

Die Gesandten in London und Petersburg erhielten neue Instruktionen und den Auftrag, direkt die Vermittlung dieser Höfe nachzusuchen; für den ersteren Hof ward sogar in der Person des Grafen Truchsess von Waldburg ein außerordentlicher Botschafter ernannt, der auch Anfang Januar abreiste. Als Wäkterlohn wurden für König Georg in Aussicht gestellt die von Hannover bisher pfandweise in Besitz gehaltenen mecklenburgischen Ämter ⁵⁾, für Rußland das Herzogtum Kurland, und speziell für die Regentin die Hoffnung, ihren Vater, den vertriebenen Herzog von Mecklenburg, wieder eingesetzt zu sehen ⁶⁾.

Friedrich selbst erklärte sich bereit, seine schlesischen Forderungen eventuell auf Niederschlesien und Breslau zu beschränken, mißbilligte es aber, als Podewils diese Beschränkung gleich den Gesandten in ihre Instruktionen schrieb; es sei dies ein Ultimatum, mit welchem die Unterhändler erst im Verlauf der Unterhandlungen herausrücken sollten ⁷⁾. Der Minister mußte das ändern.

Wir sahen bereits, welchen Verlauf die Dinge am russischen Hofe nahmen, werden aber nun auch noch die Verhandlungen Preußens mit England

¹⁾ Berliner Nachrichten; vgl. Drossen V, 1. S. 204, Anm. 1.

²⁾ Instruktion für Finck vom 9. Januar; Londoner Record office.

³⁾ Polit. Korresp. I, 181.

⁴⁾ „Nos affaires vont en merveille en Russie et en Angleterre“, den 21. Januar; ebd. S. 182.

⁵⁾ Vgl. die Ausführungen in der Polit. Korresp. I, 188.

⁶⁾ An Mardefeld, den 11. Januar 1741; ebd. S. 177.

⁷⁾ An Podewils, den 22. Januar; ebd. S. 182.

in den ersten Monaten des Jahres 1741 etwas näher ins Auge fassen müssen.

Podewils schrieb unter dem 27. Januar namens des Königs an Georg II. einen Brief voll bitterer Klagen über Österreichs Verhalten, welches neuerdings so perfiderweise die vertraulichen Eröffnungen Gottes veröffentlicht habe, um Preußen anderen Höfen, z. B. Frankreich gegenüber, Verlegenheiten zu bereiten. „Hätte Österreich“, heißt es dann darin, „sich meinen vorteilhafteren Anträgen geneigt zeigen wollen, man hätte sich leicht einigen und selbst ein angemessenes Äquivalent finden können, geeignet, die Abtretung eines Teils von Schlesien aufzuwiegen, ohne in die pragmatische Sanktion Bresche zu legen. Aber der Stolz und die unerträgliche Schroffheit, mit der meine freundlichsten Anträge zurückzuweisen dem Wiener Hofe beliebt hat, haben mich genötigt, meine Unternehmung mit Ernst zu betreiben, um zu sehen, ob es denn kein Mittel giebt, diesen Hof traitabler zu machen.“ Vielleicht gelinge es England, Österreich zur Vernunft zu bringen, und er acceptiere gern dessen gute Dienste, habe aber auch die ihm in einer gewissen Weise angebotene Vermittlung Rußlands annehmen müssen ¹⁾.

Energischer aber noch nahm König Friedrich, als er am 29. Januar aus dem Felde nach Berlin zurückkehrte, nachdem er ganz Schlesien bis an den Zablunkopfschloß hinauf besetzt, die Sache in die Hand. Augenscheinlich war sein Vertrauen gewachsen, sein Programm, Niederschlesien mit Breslau, stand jetzt ganz fest, und auch England hoffte er mit fortreißen zu können. Sein Bevandter erhielt neue Weisung zu ernstlicher Pression: Preußen sei bereits mit Rußland im Bunde; schlossen sich ihnen die Seemächte an, so gäbe es eine formidabile Allianz, der zuliebe Österreich sehr wohl ein kleines Opfer bringen könne. Für König Georg wurden noch besondere Erwerbungen in Deutschland in Aussicht gestellt ²⁾; der sprechendste Ausdruck der gehobenen Stimmung des Königs ist der merkwürdige Brief, den er nun unter dem 30. Januar, also wenige Tage später, jenem ersten von Podewils verfaßten nach an König Georg sandte. Derselbe verdient es wohl, ganz mitgeteilt zu werden, nicht nur deswegen, weil er augenscheinlich von dem jungen Könige selbst verfaßt, etwas so ganz anderes ist, als die Aneinanderreihungen konventioneller Höflichkeitsphrasen, aus denen sonst die Bilette der gekrönten Häupter zu bestehen pflegen, sondern mehr vielleicht noch deshalb, weil er den Moment bezeichnet, wo Friedrich mit wirklichem Vertrauen seinem Oheim die Hand bietet.

Der Brief lautet in deutscher Übersetzung:

„Mein Herr Bruder!

Mit Freuden sehe ich in Ihrem Briefe das in Sie gesetzte Vertrauen durch die günstige Beurteilung meines schlesischen Unternehmens gerechtfertigt. Da ich mit niemandem eine Allianz hatte, konnte ich mich niemandem eröffnen; aber angesichts der guten Absichten Ew. Majestät sehe ich dieselbe bereits als meinen Verbündeten an, und will gleichsam der Zukunft vorgreifend vor Ihnen nichts mehr verheimlichen oder verbergen.

¹⁾ British Museum, Hyndford papers, p. 22. Der Brief ist also nicht, wie Droysen S. 206, Anm. 1 glaubt, im Konzept von Friedrich verworfen worden, sondern wirklich abgegangen.

²⁾ Den 30. Januar; Berliner Archiv.

So habe ich denn Ew. Majestät mitzuteilen, daß ich mich ganz Schlesiens bemächtigt habe (mit Ausnahme zweier schlechter Feste ¹⁾), in welche die Offiziere der Königin von Böhmen Leute sehr unklugerweise geworfen haben, und die nicht zu halten sind), daß ich Herrn Brown nach Mähren gejagt habe und daß, wenn ich im geringsten die Absicht gehabt hätte, das Haus Oesterreich zu stürzen, es nur von mir abgehangen hätte, bis Wien vorzudringen. Doch da ich Rechte nur auf einen Teil von Schlesien habe, machte ich da Halt, wo dessen Grenzen aufhören. Weit entfernt, die Ruhe Europas stören zu wollen, ersehne ich vielmehr, nichts als Anerkennung für meine unbestreitbaren Rechte und Gerechtigkeit für mich zu erlangen und nicht gezwungen zu werden, die Dinge zum Äußersten zu treiben und mich von jeder Schonung für den Wiener Hof loszusagen.

Unendlichen Wert lege ich auf die Freundschaft Ew. Majestät, und die allen protestantischen Fürsten gemeinsamen Interessen, welche eine Unterstützung der um des Glaubens willen Unterdrückten verlangen. Die tyrannische Regierung, unter der die Schlesier geseufzt haben, ist abscheulich, und die Barbarei der Katholiken gegen sie nicht zu schildern. Die Protestanten würden in mir ihre letzte Stütze verlieren.

Wenn die angeführten Gründe schon hinreichen könnten, so möchte ich doch noch stärkere in Ew. Majestät eigenem Interesse erblicken, denn wenn dieselbe jemals einen treuen Alliierten mit unzerreißbaren Banden an sich fesseln will, so ist jetzt der Augenblick dazu. Bei der Gemeinsamkeit unserer Interessen, unserer Religion, unseres Blutes wäre es traurig, uns einander feindlich gegenüberstehen zu sehen, wovon andere eifersüchtige Nachbarn Vorteil zu ziehen nicht verfehlen würden. Noch betrüblicher wäre es, wenn man mich nötigte, an den weitaussehenden Plänen Frankreichs teilzunehmen, was ich nur gezwungen zu thun beabsichtige, während Ew. Majestät mich jetzt in der für Ihre Interessen günstigsten Disposition bereit findet, auf Ihre Ideen einzugehen und in Übereinstimmung mit ihr zu handeln.

Ich bin mit der vollkommensten Achtung, mein Herr Bruder, Ihr guter und sehr getreuer Bruder und Freund

Friedrich

Ich habe mitzuteilen vergessen, daß ich ein Defensivbündnis mit Rußland abgeschlossen habe.“ ²⁾

Der Brief war kaum geschrieben, so erregte die Nachricht, daß England seine dänischen Soldtruppen marschfertig mache, des Königs Argwohn von neuem, und auf jenem Hofballe am 30. Januar 1741, wo die oben erwähnte Eröffnung an Valori erfolgte, hatte auch der englische Gesandte Guy Dickens eine Unterredung mit dem Könige, welche fast eine Stunde währte, und von welcher der Gesandte, dessen Berichten allerdings eine gehässige Ubertreibung wohl zuzutragen ist, berichtet, Friedrich habe geäußert, König Georg müsse jetzt zeigen, ob er Freund oder Feind sei; er wisse wohl, Familienhaß sei schlimmer, als ein anderer, aber er könne jeden Augenblick die Allianz Frankreichs haben, das ihm Großes verspreche, und auf den Einwurf, er werde doch einen so verzweifeltsten Entschluß nicht fassen, der ganz Europa in Verwirrung stürzen könne, soll er gesagt haben, wenn man ihn zum Äußersten treibe.

¹⁾ „deux mauvaises bicoques“.

²⁾ Londoner Record office, abgedruckt Polit. Korresp. I, 185.

werde er um sich hauen und beißen und alles vor sich zur Wüste machen. Der Gesandte will ihm darauf bemerkt haben, wenn er gleich ein mächtiger Fürst sei, so gäbe es doch auch noch andere Mächte, die sich ihm entgegenstellen könnten; darauf habe der König auf die bereits abgeschlossene Allianz mit Rußland hingewiesen und erklärt, wenn es zum Ohrfeigengeben käme, werde man sehen, daß er sich den ersten Schlag nicht werde nehmen lassen ¹⁾.

Es darf dem hinzugefügt werden, daß Guy Dickens, dessen dreiste, hoffmeisternde Art fast jedesmal den König zur Heftigkeit reizte, eigentlich in dieser Angelegenheit nichts zu verhandeln hatte; Lord Hyndford war ja bereits bestimmt, ihn zu ersetzen, und die Unterhandlungen wegen der englischen Vermittelung wurden ausschließlich in London durch den außerordentlichen Botschafter Preußens, den Grafen Truchseß, geführt, der dann auch nach einer durch Ungunst der Wege vielfach gehemmten Reise am 24. Januar in London eintraf.

Graf Truchseß war einer der wenigen aus dem Rheinsberger Kreise in den Ernst des politischen Lebens hinübergewandenen Freunde des Kronprinzen. Er hatte bereits im Sommer eine Mission nach England ausgeführt, und der junge Kavaliere mit den feinen Umgangsformen und dem freundlich offenen Wesen hatte sich unter dem englischen hohen Adel viele Freunde erworben, und mehr dieser Umstand, als ein besonderes Vertrauen in seine diplomatische Befähigung hatte jetzt wiederum des Königs Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. In der That war Truchseß ungleich mehr Offizier als Diplomat und zu schlaudem Erforschen eines diplomatischen Intriguenspiels nicht die geeignete Persönlichkeit. Schon bei seiner ersten Sendung nach London hatten (wie wir oben anführten), sehr scharfe Mahnungen aus Berlin seiner für einen Diplomaten allzu freundlich vertrauenden Art nachhelfen müssen, und hätte Friedrich geahnt, ein wie böses Spiel sein Oheim gegen ihn begonnen habe, er hätte schwerlich gerade Truchseß gewählt. Dieser, wie dankbar er auch für das Vertrauen seines Königs war, und wie gern er auch seine Freunde in London wiedersehen mochte, wäre doch ungleich lieber mit ins Feld gezogen; er werfe sich, schreibt er, zu den Füßen des Königs mit gefalteten Händen bittend, wenn zum Frühjahr die preussische Armee in Aktion träte, ihm nicht die Kränkung anzuthun, ihn zurück zu lassen ²⁾.

Am 27. Januar hatte er seine erste Unterredung mit Lord Harrington und entwickelte seinem Auftrage gemäß noch einmal in Kürze den Stand der Dinge, die Land- und Geldansprüche Preußens und dem gegenüber die Sünden Oesterreichs, die Intriguen bezüglich des Schwiebuser Kreises, die Treulosigkeiten mit der jülich-bergischen Erbschaft, die jüngst hochmütig verlegende Abweisung der günstigen Anerbietungen Preußens. Es hätte ihm wohl auffallen können, wie geschraubt und nichts sagend bei aller äußerlichen Freundlichkeit die Antwort Harringtons war. England, sagte dieser, wolle gern zu einem Accommodement helfen, doch müsse es dazu direkte Propositionen seitens des Königs von Preußen haben, die freilich so getartet sein müßten, daß sie einerseits den Verpflichtungen Englands für die pragmatische Sanction

¹⁾ Der Gesandte berichtet über diese Audienz unter dem 31. Januar und 1. Februar: Londoner Record office.

²⁾ Am 10. Dezember 1740; Berliner St.-A.

nicht zuwiderliefen, anderseits aber auch von Österreich angenommen werden könnten, ohne daß dieses sich dem Vorwurfe aussetzte, selbst zuerst die pragmatische Sanktion gebrochen zu haben ¹⁾.

Nicht günstiger verlief eine zweite Audienz am 31. Januar bei dem lebenden Minister Sir Robert Walpole, schon dadurch sehr erschwert, daß sie durch den als Dolmetscher dienenden Bruder des Ministers, Horaz Walpole, geführt werden mußte, da Truchseß nicht Englisch und Sir Robert nicht Französisch verstand. Der letztere hatte neben Klagen darüber, daß Preußen in der schlesischen Sache Kläger und Richter in einer Person spielen wolle, auch wieder nur die Äußerungen Harringtons wiederholt ²⁾. Harrington gefiel sich in eigentümlichen, in das Gewand freundlicher Besorgnis gekleideten Hinweisen auf Rußlands der pragmatischen Sanktion entschieden günstige Gesinnungen ³⁾, Gynsfords Abreise nach Berlin ward unter immer neuen Veränderungen fort und fort verzögert.

Selbst der England so wohlgesinnte Podewils fand den Vorbehalt, daß die preußischen Propositionen die pragmatische Sanktion nicht langieren dürften, nach der nun einmal jenseits des Kanals herrschenden Auffassung sehr bedenklich ⁴⁾, beschloß aber weiter zu drängen; Truchseß solle vorstellen, Preußen bedrohe nicht wie Bayern und Spanien die pragmatische Sanktion im großen und ganzen, sondern begehre nur im speziellen Falle die Befriedigung gerechter Ansprüche. Österreich habe 1735 und 1739 an Spanien und Sardinien zwei Königreiche und einen großen Theil eines Herzogtums weggegeben, und England habe dies trotz der pragmatischen Sanktion zugegeben und zwar katholischen Fürsten und dem feindlichen Spanien gegenüber, und jetzt wolle man einem protestantischen Staate, einem alten Freunde und Alliierten Englands, um eines Stückes von Schlesien willen solche Schwierigkeiten machen? ⁵⁾.

Natürlich mußte alles Werben von Truchseß verlorene Liebesmühe bleiben zu einer Zeit, wo die englischen Gesandten an den verschiedenen Höfen Europas eifrig zum Kriege gegen Preußen drängten und schürten, und König Georgs seinem hannöverschen Ministerium gegenüber ganz offen ausgesprochenes Bestreben nur das war zu simulieren, bis „man ein gutes Konzert zustande gebracht habe“ und Preußen über seine Absichten zu täuschen, damit dieses nicht seine deutschen Erblande angreife ⁶⁾.

Truchseß hatte seine geheimen Eröffnungen wegen der Konvenienzen für Hannover lange nicht an den Mann bringen können, da im Hause des hannöverschen Ministers, Grafen Steinberg, die Pocken waren, und als es dann gelungen, vermied König Georg zuerst, überhaupt darauf einzugehen, und hielt sich dann beharrlich in großer Reserve, obwohl Preußen seine Angebote steigerte ⁷⁾.

1) Bericht vom 27. Januar; Berliner St.-A.

2) Truchseß, den 31. Januar.

3) Truchseß, den 3. Februar.

4) Podewils an den König, vom 14. Februar; Berliner Archiv.

5) Podewils an Truchseß, den 14. Februar; ebd.

6) Georg II. an den hannöverschen Minister, den 10. Januar (alten Stils); St.-A. zu Hannover.

7) Truchseß, den 3. Februar (Min.-Korresp.), den 7. u. 14. Februar (Immediatkorresp.); Berliner Archiv.

Auf jenen so sehr entgegenkommenden Brief König Friedrichs antwortete Georg erst unter dem 24. Februar und zwar kühl genug mit der Verheißung, er werde auf ein Expediens sinnen, um Preußen zu befriedigen, ohne die pragmatische Sanction zu verletzen.

Und auch die große Debatte in beiden Häusern des Parlamentes am 23. Februar über die von der Opposition erhobene Anklage gegen das Ministerium Walpole ergab für die Interessen Preußens nichts direkt Günstiges. Allerdings suchten die Gegner des Ministeriums auch aus der schlesischen Verwickelung für ihren Angriff Kapital zu schlagen, und im Unterhause machte einer der Führer der Opposition John Barnard das Ministerium dafür verantwortlich, daß jetzt die eine Hälfte von Deutschland mit ihren Interessen dem Objecte der englischen Garantien feindlich gegenüberstehe; warum habe Walpole nicht die Befriedigung jener preussischen Ansprüche auf Schlesien, welche in diesem Augenblicke die pragmatische Sanction und zugleich die Freiheit Europas in Gefahr brächten, zur Vorbedingung der englischen Garantie gemacht? Es möge vielleicht, hatte er mit sehr verständlicher Anspielung auf die welfischen Neigungen des Königs zugesügt, mancher deutsche Fürst auf das Anwachsen der benachbarten brandenburgischen Macht sehr eifersüchtig sein, aber solche Eifersucht könne doch für einen englischen Minister nicht bestimmend sein. Aber Walpole hatte den Angriff geschickt genug pariert. Wohl erhob der König von Preußen, sagte er, Ansprüche auf einige Herrschaften in Schlesien, aber der Wiener Hof stellte jede Berechtigung desselben in Abrede, und der König von Preußen selbst bestand zu jener Zeit nicht eigentlich darauf. Ja und wenn er bis zu dieser Zeit gelebt hätte, ich glaube nicht, daß er jetzt darauf bestanden hätte, solchen Anspruch durchzuführen, denn er trat jener Garantie bei ohne Vorbehalt des Anspruches auf Schlesien, ich muß daher den ganzen Vorwurf als einen solchen ansehen, der erst nachträglich auf Grund eines nicht vorauszusehenden, noch im voraus abzuwendenden Verfalls erhoben wurde ¹⁾

In beiden Häusern des Parlamentes siegte das Ministerium mit ansehnlicher Stimmenmehrheit. Wäre es anders gekommen, so hätte ein neues Ministerium dem Intriguenspiel des Königs vermutlich mehr gewehrt; im großen und ganzen aber hatte die Opposition auch nicht viel mehr Neigung, Preußen zuliebe den alten österreichischen Verbündeten allzu sehr zu drängen, besonders da Frankreich noch immer unschlüssig zu zögern schien.

Eine bestimmte Antwort auf die, wie wir wissen, von Preußen offiziell nachgesuchte Vermittelung Englands war unter verschiedenen Vorwänden immer hinausgeschoben worden, Lord Harrington setzte Truchseß auseinander, eine Mediation vermöge eigentlich England ebenso wenig wie Rußland zu übernehmen, insofern beide die pragmatische Sanction garantiert hätten. Auch würde Österreich dies nicht zulassen, wie es ja auch dies in dem letzten Kriege zwischen dem Kaiser und Frankreich verweigert habe. Höchstens könne von guten Diensten die Rede sein. Er hatte hinzugesetzt, man möge nur in Preußen nicht vergessen, daß, wenn ein englischer Minister zu einer Verletzung

¹⁾ Parl. hist. XI, 1263 u. 1298.

der pragmatischen Sanktion die Hand böte, er das Parlament und die ganze Nation gegen sich haben würde ¹⁾.

Friedrich hatte sofort darauf verfügt, Truchseß solle doch endlich einmal gründlich die Meinung widerlegen, als beabsichtige er eine Verletzung der pragmatischen Sanktion, und daß diese sein schlesisches Unternehmen absolut nichts angehe ²⁾. Bezüglich der Vermittelung urteilte Podewils, möchten sie es nennen, wie sie wollten, gute Dienste oder Mediation, wenn sie nur Frucht machten ³⁾.

Man wird die Geduld Friedrichs England gegenüber erklärlich finden, wenn man erwägt, daß er einmal auf eine gewisse Unlust Englands zu einer ernstlichen Preßion auf Oesterreich gefaßt war, und daß ferner schon das bloße Weiter-spinnen der Verhandlungen, so lange dabei die Engländer sich von einer wirklichen Unterstützung der Königin von Ungarn abhalten ließen, ihm erwünscht sein könnte.

Eine andere Gestalt gewannen nun aber die Sachen, als im Laufe des März Kunde von den englischen Umtrieben im Haag und in Petersburg und von den Dresdner Verhandlungen an den König gelangten. Daß dies geschah, dafür sorgte schon der treue Freund Preußens in Petersburg, Münnich, der, als er die eigene Widerstandskraft gegen die feindliche Strömung an seinem Hofe im Abnehmen sah, wenigstens noch warnen wollte, was er dann allerdings in einer Form that, welche nicht ganz korrekt die Hauptschuld an der Konspiration Sachsen zuschob ⁴⁾.

Im Hauptquartiere des Königs machten diese Nachrichten einen tiefen Eindruck. „Die Büchse der Pandora ist geöffnet“, schreibt damals Podewils; „wir treten in die fürchtbarste Krisis, die je über das Haus Brandenburg gekommen ⁵⁾.“ Wovor er am meisten bangte, war im Grunde nicht sowohl die unmittelbar drohende Gefahr als vielmehr die Wahrscheinlichkeit, daß jene Nachrichten König Friedrich in die Arme Frankreichs treiben könnten, worin er einen Schritt der Verzweiflung erblickt, dessen Folgen ein allgemeiner Krieg und schweres Unheil sein würden, denn Frankreich, urteilt er, sucht im Grunde nur den Umsturz des europäischen Gleichgewichts durch die Niederwerfung des Hauses Oesterreich, um dann einen Staat nach dem anderen für seine Interessen ausbeuten zu können, wobei für uns nun jene Gunst des Polyphem zuletzt verspeißt zu werden, herauskommen würde ⁶⁾.

Auch der König war von dem, was er den abscheulichen Verrat Rußlands nennt, betroffen, und er ist in seinen Memoiren so weit gegangen, zu behaupten, daß, wenn in jenem Momente die Königin von Ungarn ihm das Herzogtum Glogau angeboten hätte, er sich damit begnügt und ihr dann gegen ihre übrigen Feinde beigestanden haben würde ⁷⁾. Aber wir dürfen dem gegenüber konstatieren, daß in seinen in jenen Tagen nach London gerichteten Eröffnungen

¹⁾ Truchseß, den 7. Februar; Berliner St.-A.

²⁾ „ni en blanc ni en noir“; der König an Podewils, den 24. Februar, mit Marginale zu Podewils vom 20. Februar; Polit. Korresp. I, 197.

³⁾ Den 20. Februar; ebd.

⁴⁾ Droysen, S. 211.

⁵⁾ Ebd. S. 224.

⁶⁾ Ebd. S. 225, Anm. 1.

⁷⁾ *Histoire de mon temps* (1746) ed. Posner, S. 222.

sich nirgends eine Andeutung einer möglichen Herabstimmung seiner Forderungen wahrnehmen läßt¹⁾. Was er nach dieser Seite hin beabsichtigt, spricht deutlich seine Marginale zu einem Kabinettschreiben vom 16. März aus: „Ich gestehe, daß das ein Verräterstreich ist; aber man wird sehen müssen, ob die Sachen so bleiben, oder ob es nicht ein Mittel giebt, die Wetterfahne wieder zum Umdrehen zu bringen, — geht das nicht, nun so wird Sachsen die zerbrochenen Töpfe zu bezahlen haben“²⁾.

„Es braut sich etwas gegen mich zusammen“, schreibt der König bereits am 14. März an Truchseß³⁾; derselbe solle bald Näheres erfahren, zunächst aber vor allem auf das schärfste aufpassen, und an demselben Tage noch in einem zweiten Reskripte, wie verlautete, suchten die russischen Minister in London und im Haag die Seemächte gegen ihn aufzureizen; Sachsen schüre fortwährend in Petersburg, Truchseß solle hören, wie England geminnt sei, er, der König, könne nicht denken, daß dieses die Hand bieten werde zu einem Projekte, das ganz geeignet sei, Europa an allen vier Ecken anzustecken und Ströme von Christenblut vergießen zu machen.

Es spricht eine erküste, dabei aber des Selbstvertrauens nicht entbehrende Entschlossenheit aus dem demwürdigen Briefe, den er dann am 11. März an seinen Minister Podewils richtet: „Der Verrat Rußlands ist abscheulich. Die Bosheit und Mißgunst der Sachsen hat das Ei gelegt, und die Schwachheit des Prinzen Anton hat es auskriechen lassen. Wenn die weiteren Nachrichten den bis jetzt erhaltenen entsprechen, wird man aufs schnelligste mit Frankreich abschließen müssen, und nicht ich, sondern Rußland und England werden die Schuld tragen, wenn in Europa alles drüber und drunter geht. — Man muß sich mit Standhaftigkeit waffnen, mit Heldennut kämpfen, mit Klugheit siegen und mit stoischem Sinne dem Mißgeschick standhalten. Ich habe das Möglichste für die Ruhe der Welt gethan, meine Gegner sind es, die sie stören. Aber was immer geschehen möge, ich würde wenigstens die Genußthuung haben, das Haus Osterreich zu stürzen und Sachsen zu begraben. Vielleicht ändern sich die Konjunkturen, aber ich sehe das Konzert meiner Gegner als eine vollendete Thatfache an. Dies Feuer ist unter der Asche entglommen, und wir sehen jetzt nur erst die ersten Funken. Adieu, teurer Freund, verteidigen Sie mich mit der Feder, wie ich Sie mit dem Degen verteidigen werde, und alles wird gut gehen zum Verdruße unserer Neider.“⁴⁾

Und an demselben Tage noch erließ er eine neue Weisung auch an Graf Truchseß, es entspinne sich, wie er aus guter Quelle durch einen befreundeten deutschen Hof erfahren, gegen ihn das schwärzeste Komplott und das verabscheuenswerteste Konzert von der Welt zwischen den Höfen von Sachsen und Petersburg, worin man nun auch die Seemächte ziehen wolle. Sachsen schlage vereint mit dem Wiener Hofe und selbst, was allen Glauben übersteige, mit dem englischen Gesandten Mr. Finch Rußland einen Operationsplan vor, um nicht nur Preußen mit Krieg zu überziehen, sondern demselben auch einen großen Teil seiner Staaten wegzunehmen, die dann geteilt werden sollten.

¹⁾ Wie dies bereits Droysen S. 227 bemerkt hat.

²⁾ Polit. Korresp. I, 207.

³⁾ Berliner St.-A., Ministerialkorresp.

⁴⁾ Polit. Korresp. I, 207.

Der Plan solle eben jetzt in Dresden von den Ministern der Staaten, welche Sachsen hineinziehen wolle, näher ins Auge gefaßt werden, nachdem Rußland erklärt habe, es mache seinen Beitritt von dem der Seemächte abhängig.

Truchseß solle nun unmittelbar nach dem Empfange dieser Depesche schleunigst eine besondere Audienz bei König Georg begehren, ohne jedoch zuvor gegen irgendeinen von den Ministern von dem Gegenstande, um den es sich handle, zu sprechen, damit der König keine Zeit habe, eine Antwort einzustudieren oder sich die Art seiner Haltung vorzubereiten, für den Fall, daß wider alles Erwarten jenes Komplott mit seinem Vorwissen sich bilde.

Der Gesandte soll dann dem König sagen, sein Herr habe Nachrichten, daß der englische Gesandte in Petersburg allem Anscheine nach ebenso gut wie die von Sachsen und Wien, Rußland zum Beitritte drängten, doch sei König Friedrich allzu fest überzeugt von der Freundschaft und Zuneigung Seiner britischen Majestät für ihn und sein königliches Haus, um an die Möglichkeit von dessen Beitritt zu einem Komplotte zu glauben, das ihn sicher nur mit Abscheu erfülle, um so mehr, da sich König Georg erinnern werde, daß sein Neffe bei seinem Unternehmen auf Schlesien sich gerade an ihn zuerst gewendet habe, um ihm die geheimsten Gedanken seines Herzens zu enthüllen und auf der Grundlage einer Freundschaft und unauflöselichen Einigung beider Mächte das ihm vorsehwebende, allgemein heilsame Ziel zu erreichen. Seitdem habe der König von Preußen nichts gethan, als eifrig diese Allianz zu suchen und derselben vor allen anderen trotz der vorteilhaftesten Anerbietungen den Vorzug gegeben. Mit Genugthuung habe er wahrgenommen, wie Seine britische Majestät mit Offenheit und Freimut geantwortet, ihre guten Dienste zugesichert und nach dem bestimmten Zeugnisse Lord Harringtons nach bestem Vermögen über einer Verständigung mit dem Wiener Hofe arbeite.

Diese so oft wiederholten Versicherungen und das heilige Wort des Königs seien sichere Bürgen der Fortdauer seiner Freundschaft, und es hieße seinen Ruf kränken, wollte man auch nur an die Möglichkeit glauben, derselbe könne sich in ein so schwarzes Komplott einlassen gegen einen Fürsten, der ihm und zwar nicht bloß durch seine Verwandtschaft so nahe stände. Unzweifelhaft handle der Gesandte Sünd nicht im Einklang mit seiner Instruktion, wenn er dem Drängen Sachsens nachgebend anscheinend die Hand biete zu dem unwürdigen Verrate, den man gegen Preußen sinne. Der König von Preußen schmeichle sich, daß sein Oheim ergriffen und empört von jenem schwarzen Projekte des Dresdener Hofes alles thun werde, um denselben davon abzubringen und auch Rußland von der Teilnahme abzuhalten, um so mehr, da es ja in die Augen springe, daß solches Konzert, weit entfernt König Friedrich zu einem Schritte zu zwingen, der seines Ruhmes und seiner Ehre unwürdig sei, ihn nur in die traurige Notwendigkeit bringen würde, statt der natürlichen Verbündeten sich andere zu suchen, um sich aus der Affaire zu ziehen, auf die sichere Gefahr hin, ganz Europa und vornehmlich das Deutsche Reich in Feuer und Flammen zu setzen, während eine mit der Ehre und den Interessen Friedrichs verträgliche Verständigung zwischen Preußen und Oesterreich, zu der er sich wiederholt gern bereit erklärt habe, dem Reiche die Ruhe wiedergeben, ihn dem Hause Oesterreich verbinden und das Gleichgewicht Europas besser als je herzustellen würde.

Er schmeichle sich, der König von England werde ihn aus seiner Unruhe

reißer, indem er erkläre, was er von ihm zu erwarten habe, die gegenwärtige Krisis sei zu gewaltig, um länger in Ungewißheit bleiben zu können, er hoffe dies von König Georgs Freundschaft, die er der anderer vorzöge, nur müsse man sich ein- für allemal über die angetragene Allianz erklären, die ja auch Englands Interessen erheischten, damit man wisse, woran sich zu halten.

Nach diesen Eröffnungen sollte Graf Truchseß auch Lord Harrington und Ritter Robert Walpole und Herrn v. Steinberg dasselbe sagen, ihnen allen von den schrecklichen Folgen für die Ruhe von ganz Europa sprechen und dem letzteren (Minister für Hannover) noch speziell von denen für die deutschen Lande des Königs, wenn man nicht frühzeitig genug derartigen Konzerten vorbeuge.

„Ich gestehe“, schreibt der König, „daß die Verzögerung der Abreise von Lord Hyndford mir heftigen Argwohn einflößt, als könnte der englische Hof in dieses Komplott hineingeraten sein und vorerst die Resultate der Verhandlungen zwischen den Höfen von Petersburg und Dresden abwarten wollen, ehe er sich entschiede.

„Doch nachdem die Lunte einmal entdeckt ist, hoffe ich, werden Sie auf irgendwelche Weise auch im übrigen der Sache auf den Grund kommen und den König von England sowie sein Ministerium auf den guten Weg und zu mir mehr günstigen Dispositionen zurückführen, für den Fall, daß man sich von diesen sollte entfernt haben“¹⁾.

Es war sehr natürlich, daß unter dem Eindrucke jener Nachrichten die Aktien Frankreichs wiederum sehr stiegen, und als Valori am 15. März in Schweidnitz, dem damaligen Hauptquartiere des Königs eintraf, wurde er nicht nur sogleich vorgelassen, sondern fand auch den König in der allgünstigsten Stimmung. Derselbe sprach ihm ganz offen von jenem in Dresden gegen ihn geschmiedeten Komplote, schalt auf die Engländer, deren ewiger Keiraun von dem Ehrgeize Frankreichs spräche, das überall herrschen wolle, während sie selbst eben solche Gelüste verrieten und noch dazu in hochmütigster Weise. Er gestand, daß er nur eben bei Frankreich unter den jetzigen Konjunkturen eine Teilnahme für seine Interessen gefunden habe, und daß er zu einer Allianz mit dieser Macht bereit sei, so wie er des thatkräftigen Beistandes dieser Macht für Bayern sicher sei. Darauf müsse er allerdings bestehen und ebenso auf der unverbrüchlichsten Geheimhaltung ihres Vertrages; denn Rußland habe ihm ganz formell erklärt, daß es die Allianz mit Preußen auflösen und sich gegen ihn erklären würde, sowie er eine Verbindung irgendwelcher Art mit Frankreich eingehe. Valori versichert, der König habe ihm gesagt: „So wie ich Sicherheit habe über die guten Absichten des Königs (von Frankreich) zugunsten des Kurfürsten von Bayern, brauchen wir nur eine Karte zu nehmen und mit einem Bleistifte das zu bezeichnen, was dem Kurfürsten zufallen soll, und ich stehe quasi mit meinem Kopfe dafür ein, daß er es haben wird“²⁾.

Seinem Minister schreibt der König darauf, bei der Situation, in der er sich befände, scheine es ihm notwendig, auf einen geheimen Vertrag mit Frankreich einzugehen, Podewils solle deshalb mit Valori konferieren und die Fassung in möglichst klarer und bestimmter Form seinen Interessen entsprechend ein-

1) Instruktion für Truchseß, den 21. März; Berliner St.-A.

2) Bericht Valoris vom 15. März; abgedruckt bei Ranke, Werke XXVII, 576.

richten, und auch noch ausdrücklich auf einer Verpflichtung Frankreichs bestehen, für den Fall, daß Rußland Preußen bedrohe, Schweden zum Kriege gegen die Russen zu bringen ¹⁾).

Dem Minister, dessen Meinung über das Gefährliche einer Allianz mit Frankreich sich nicht geändert hatte, war der Auftrag natürlich wenig erwünscht; er widersprach nicht, fand aber doch in den von Frankreich zu fordernden Garantien ein Mittel, den wirklichen Abschluß noch zu verzögern. Inzwischen bemühte er sich, des Königs Aufregung gegen England zu besänftigen.

So ließe sich anführen, daß gerade in jenen Tagen, am 16. März, der lang erwartete besondere Gesandte von Hannover, Geheimerat Schwidelski, in Breslau eingetroffen war, und Bodewils wenigstens glaubte aus dessen Interesse für die von Preußen offerierten Konventionen (wir kommen noch darauf zurück) schließen zu dürfen, daß König Georg an dem „detestablen Plane“ doch wohl nicht ernstlich beteiligt sei ²⁾; und der König hielt es in der That für möglich, wenn man den Gesandten recht cajoliere und ihm lockende Perspektiven etwa auf Osnabrück und Ostfriesland eröffne, Georg noch „von der Bande“ loszumachen ³⁾).

Vald kamen auch wirklich beruhigende Nachrichten aus London; am 24. März hatte Friedrich einen Bericht seines Gesandten vom 17ten in Händen, der ihm nach zwei Seiten hin Erfreuliches meldete, einmal vonseiten des hannoverschen Ministers Grafen Steinberg, daß König Georg nun auf einmal ganz ernstlichen Appetit auf den ihm längst hingehaltenen Köder der welfischen Konventionen zeige (wir kommen darauf noch zurück), und dann vonseiten Lord Harringtons die Versicherung, soeben sei ein Kurier von Robinson abgegangen, um Hand an das Werk zu legen im Sinne der preussischen Forderungen, wenngleich in der Form einer Verpfändung ⁴⁾.

Und Truchseß war nicht hintergangen worden. Wie wir im nächsten Abschnitte im einzelnen sehen werden, war der englische Minister in seiner Depesche vom 16. März mit einem Eifer wie nie vorher und selten nachher direkt für das preussische Programm Niederschlesien und Breslau eingetreten. Die Wendung war eben in London gerade damals erfolgt, wesentlich infolge der Nachrichten aus Frankreich.

Jetzt wagte es Bodewils auch (am 28. März), dem König zu schreiben, selbst wenn England wirklich etwas im Schilde führe, werde man immer noch jeden Augenblick die Wahl haben, auf Frankreichs Seite zu treten, wo man stets willkommen sein werde, auch wenn man spät komme, und der König begnügte sich zu erwidern: „Gut, aber wenn England mit uns sein Spiel treiben will, wird man sich in die Arme Frankreichs werfen müssen“ ⁵⁾.

Aber immer aufs neue kommen beruhigende Bottschaften aus London. Unter dem 24. März berichtet Truchseß von einer Audienz bei König Georg, wo dieser ihm gesagt, er thue eben jetzt das Möglichste, um Oesterreich ohne

¹⁾ Den 18. März; Polit. Korresp. I, 211.

²⁾ Den 18. März, angeführt bei Dronsen, S. 247, Anm. 1.

³⁾ An Bodewils, den 24. u. 26. März; Polit. Korresp. I, 214 u. 216.

⁴⁾ Berliner Archiv; Anführungen bei Dronsen, S. 229.

⁵⁾ Ebd. S. 247, Anm. 2.

jeden Zeitverlust zur Annahme der preussischen Forderungen zu bewegen in der Hoffnung, daß König Friedrich nicht neue Schwierigkeiten machen und anderseits sich der hannöverschen Konvenienzen annehmen werde; nur verlangt er, geschreckt durch Valoris Besuch im preussischen Hauptquartiere, eine Zusicherung, daß Preußen nicht bereits gegen Frankreich gebunden sei, und dann wieder unter dem 28. März, er sei jetzt mehr als je von der Aufrichtigkeit des englischen Hofes überzeugt und von dessen ernstem Willen, ein Arrangement zustande zu bringen, das dem König nicht mißfallen werde. Wenn man in Rußland oder Sachsen etwas gegen Preußen angesponnen, so wäre man hier ganz sicher, daß dabei nichts herauskommen würde ¹⁾, Hyndford sei bereits am 22. März von London abgereist und nur durch widrigen Wind von der Überfahrt über den Kanal zurückgehalten.

So schien es dem Hauptintriganten gelingen zu sollen, mit dem Momente, wo er selbst sein Spiel aufgab, auch den schon erweckten Argwohn in der Seele dessen, auf den es gemünzt gewesen war, wieder zu zerstreuen und das ganze Odium nach anderer Seite zu lenken. In der That ist allem Anscheine nach über den eigentlichen Zusammenhang der Dresdner Verschwörung und darüber, daß nicht Sachsen, sondern England der intellektuelle Urheber gewesen, König Friedrich, wenn überhaupt, so erst nach Jahren ins Klare gekommen.

¹⁾ „n'en que faire de l'eau toute claire“. Truchseß, den 28. März; Berliner Archiv.

Viertes Kapitel.

Die englische Diplomatie in Wien zur Zeit der Dresdner Konferenzen.

Wenn wir zur Ergänzung der eben geschilderten diplomatischen Vorgänge nun noch einen kurzen Blick auf die Beziehungen zwischen Wien und London in dieser Zeit werfen, so werden wir mit Recht erwarten, hier das Widerspiel dessen, was wir eben kennen gelernt, zu finden, an der Stelle ängstlichen Ausweichens, geschraubter Redensarten eine volle, freudige Übereinstimmung, wie sie sich natürlich ergibt zwischen zwei Mächten, die auf dasselbe Ziel lossteuern, und nicht ohne Überraschung finden wir diese Erwartung vollständig getäuscht.

Wir sahen bereits in einem früheren Abschnitte, wie der Vertreter der englischen Politik in London, Robinson, bei den preussischen Gesandten als ein erklärter Freund der Verständigung zwischen Oesterreich und Preussen galt, und wir dürfen gern glauben, daß der jähe Abbruch der Verhandlungen, der als ein Sieg der Bartensteinschen Richtung angesehen werden mußte, Robinson sehr unerwünscht kam; wir teilten oben auch schon einen Bericht des hannöverschen Gesandten Lenthe mit, welcher den Gang, den die Dinge in Wien gegen Ende des Jahres 1740 nahmen, aufs tiefste beklagt. Weder er, noch sein englischer Kollege ahnten, daß man inzwischen in London sehr feindselige Entschlüsse gegen Preussen gefaßt hatte, und bemühten sich im besten Glauben fort und fort im Sinne einer Verständigung mit Preussen.

Unter dem 30. Dezember 1740 setzte das hannöversche Ministerium dem König Georg auseinander, es liege nicht im hannöverschen Interesse, daß Oesterreich sich mit Preussen setze, sondern viel eher, daß jenes sich bis auf das äußerste wehre. Es sei deswegen zu bedauern, daß Robinson und Lenthe in Wien auf eine Verständigung hinarbeiteten. Freilich habe man aus Mangel spezieller Anweisung an letzteren noch keine besondere Gegeninstruktion geschickt. Es sei ja übrigens auch notwendig, so lange, bis das angestrebte große Konzert gegen Preussen zustande gekommen, auf das sorgfältigste zu simulieren, weil sonst Preussen sich eher in französische Hände werfen, vielleicht auch gar einen gefährlichen Coup gegen Hannover ausführen könnte, wie es ja bereits im Magdeburgischen Truppen zusammenziehe¹⁾. Darauß

1) St.-A. zu Hannover.

antwortet Georg, er sei mit dem Angeführten ganz einverstanden, auch damit, daß es zu wünschen wäre, daß sich Robinson und Lenthe nicht so äußerten, wie sie es thäten, doch müsse man bei alledem mit der äußersten Diskretion und dem größten Menagement vorgehen, damit man sich nicht vor der Zeit Unruhe und Last auf den Hals ziehe ¹⁾).

Infolge davon unterblieb die Gegeninstruktion an Lenthe; dagegen dachte man Ende Januar daran, denselben ganz zurückzurufen, unter dem Vorwande, ihm eine Stelle im Ministerium zu geben, ein Plan, dessen Ausführung sich dann aber so lange verzögerte, bis schließlich die veränderte Lage der Dinge das eigentliche Motiv wegfallen ließ.

Auch vonseiten des englischen Ministeriums ließ man Robinson lange Zeit ruhig seinen Weg gehen. Man hatte vielleicht eine gewisse im Grunde ja begreifliche Scheu, dem erfahrenen und an Selbständigkeit gewöhnten Diplomaten eine so plötzliche Umkehr vorzuschreiben, und es ist auch nicht zu verkennen, daß, wenn man gleich den Wünschen König Georgs gefügig jene Koalition in Angriff genommen, man dabei doch, wie wir noch näher sehen werden, die andere Möglichkeit, den schlesischen Zwischenfall durch einen Vergleich zwischen den nächstbetheiligten Mächten zu erledigen, nie ganz und gar aus den Augen verloren hat.

Freilich hatte dieses seltame Gehehlaffen auch manches Mißliche, es brachte die englisch-hannoverschen Gesandten thatsächlich um allen Kredit am Wiener Hofe und ließ die Unterhandlungen über deren Köpfe weggehen.

Gerade um Weihnachten 1740 verlangte Graf Ostein, der österreichische Gesandte in London, von dem dortigen Hofe die vertragsmäßige Hilfe gegen Preußen und gleichzeitig die Kaiserstimme für den Großherzog von Toskana, mit dem ausdrücklichen Hinzufügen, nach sicheren Erkundigungen habe Frankreich durchaus keinen Teil an dem preußischen Unternehmen, dasselbe habe mündlich und schriftlich deklariert, es werde niemandem, am allerwenigsten aber Preußen Vorstus leisten, etwas gegen die pragmatische Sanktion zu antehnehmen ²⁾).

König Georg antwortete auf eine seine Hilfe begehrendes Schreiben Maria Theresias vom 29. Dezember unter dem 29. Januar in entgegenkommendster Weise, auf das bestimmteste seine Sympathie für die Königin und den festen Entschluß, seine vertragsmäßigen Pflichten treulich erfüllen zu wollen, betuernd; und auch vonseiten des Ministeriums wurden die Berechtigung der österreichischen Forderung und der casus foederis anerkannt, aber die eigentliche Gewährung der Hilfe von der Herstellung eines Konzertes zunächst mit den Generalstaaten und dann weiter mit Rußland und Sachsen abhängig gemacht. Obwohl dies nun etwas weit ausfah, so mußte doch die dem Konzerte zugrunde liegende Intention in Wien im höchsten Maße willkommen sein. Die jetzt hier herrschende Bartensteinsche Richtung, die in jener Eröffnung Osteins sich ganz bestimmt kennzeichnet, hatte das englische Bündnis immer hauptsächlich deshalb gemißbilligt, weil damit zugleich ein Frontmachen gegen Frankreich notwendig gegeben war. Wenn jetzt nun König Georg von den „Conquäten“ sprach, die er von Preußen zu gewinnen hoffte, mit aller

¹⁾ Den 10. Januar; St.-A. zu Hannover.

²⁾ König Georg an die hannoverschen Minister, den 16. Dezember (alten Stils).

seiner Macht und den englischen Soldtruppen gegen Preußen zu agieren verhielt¹⁾, und auch das englische Ministerium ernstlich Miene machte, sich mit anderen Mächten direkt zu feindlichem Vorgehen gegen Preußen zu engagieren, so hob sich jene Schwierigkeit; Oesterreich konnte fortfahren, recht freundliche Beziehungen zu Frankreich zu pflegen, diesem gegenüber die Ablenkung der englischen Feindschaft sich zum Verdienst zu machen, und selbst ein kleines Opfer an Frankreich gebracht mochte ungleich leichter verschmerzt werden, als eine Abtretung in Schlesien. Das alles leuchtete Maria Theresia ungemein ein; der schnell entflammte Haß gegen den kühnen Bedränger, religiöser Eifer, habsburgischer Stolz, Liebe zu den deutschen Erblanden, alles wirkte zusammen, um ihr jeden Weg, der sie von einer Abtretung in Schlesien dispensierte, wert zu machen. So triumphierte Bartenstein, und das Verhalten König Georgs und seines Ministeriums hatte wesentlich dazu mitgewirkt, der politischen Richtung, welche Robinson in englischem Interesse bisher immer bekämpft hatte, den Sieg zu verschaffen.

Es waren in der That zwei Standpunkte, zwischen denen kaum eine Veröhnung möglich war. Bartenstein sagte zu dem englischen Ministerium: heßt uns nur gegen den nächsten Feind, gegen Preußen, mit Frankreich werden wir uns schon selbst zu stellen wissen, der englische Gesandte dagegen ward nicht müde, ganz im Gegensatz dazu vorzustellen, der eigentliche natürliche Feind Oesterreichs sei Frankreich; um gegen diesen die Hände frei zu behalten, müsse man je eher, je lieber sich mit Preußen verständigen, dessen mächtigen Beistand man außerdem gegen Frankreich dringend benötige. Gerade von dieser Allianz aber wollte Bartenstein überhaupt nichts hören, und weit entfernt, dieselbe durch Opfer zu erkaufen, mochte er sie nicht einmal umsonst haben. Friedrich Wilhelm I. 12,000 Mann hätten seiner Zeit am Rheine mehr Schaden gethan als Gutes gestiftet, und für die Kaiserwahl bringe der Gewinn der brandenburgischen Stimme den Verlust von zwei anderen, Trier und Kurpfalz, kurz Preußens Freundschaft werde nachtheiliger sein, als seine Feindschaft²⁾.

Natürlich predigte Robinson nicht nur tauben Ohren, sondern brachte sich auch in den Ruf eines eigenmächtigen, den Intentionen seines Souveräns geradezu entgegenhandelnden Diplomaten. Wir haben noch einen Brief Maria Theresias an Graf Ostein, der das ganze Sündenregister des englischen Diplomaten zusammenstellt. Derselbe sei gleich anfangs der eifrigste Fürsprecher des Königs von Preußen gewesen und habe auch nach dessen Einfall in Schlesien für seine Befriedigung in einer Art sich bemüht, daß alle anderen fremden Minister sich geärgert hätten, habe dann den längeren Aufenthalt der preussischen Gesandten Gotter und Bock erzwingen wollen, die preussische Anforderung an Jägerndorf verteidigt und zu einer Zeit, wo König Georg ihr von einem schädlichen Vergleiche mit Preußen abgeraten und selbst die Notwendigkeit, dem preussischen Übermuth Schranken zu setzen und dessen Macht zu mindern, erkannt habe, sich ganz abweichend geäußert³⁾. Wir er-

¹⁾ Ostein, den 27. Januar und den 13. Februar; Anführung bei Arnet's I, 391. 392.

²⁾ Anführung bei Kaumer, S. 111.

³⁾ Vom 21. April; bei Arnet's I, 391.

konnen in dem Schreiben leicht Hartensteins Feder, der ja auch in seiner Denkschrift mit Rücksicht auf jene Zeit behauptet, Georg II. habe gegen Ostein geäußert, man müsse der Königin aufs äußerste abraten, in die pragmatische Sanktion irgendwie ein Loch zu machen, weil sonst alle die verschiedenen Ansprecher nicht zu ersättigen sein würden und ein Opfer das andere nach sich ziehen würde¹⁾.

Robinson selbst, stets seiner Sache ganz sicher und in seinem vollblütigen Eifer wenig nach rechts oder links blickend, hätte sich schwerlich mit der Aufklärung jenes Widerspruchs abgemüht, aber die wiederholten Beschwerden Osterreichs und nicht minder auch des sächsischen Hofes, welcher letztere ja ernstlich fürchten mußte, bei einer Verständigung der Königin mit Preußen ganz leer auszugehen, nötigten doch endlich den Staatssekretär Lord Harrington, sein Schweigen zu brechen.

Derfelbe erteilte unter dem 27. Februar dem Gesandten in Wien neue Instruktionen in einem höchst charakteristischen Schreiben. Dasselbe beginnt mit einigen nicht eben überzeugenden Phrasen, welche die Verzögerung dieses Schreibens erklären sollten. Nachdem nun das außerordentliche Betragen des Königs von Preußen und die ernstlichen Gesuche um Hilfe seitens der Königin von Ungarn die Scene ganz geändert, habe Se. Majestät den Gesandten nicht länger ohne genaue Kenntnis dieser Gesinnungen lassen wollen. Mit Robinsons Eifer sei man durchaus zufrieden. — Graf Ostein werde ohne Zweifel seinen Hof benachrichtigt haben von dem gänzlichen Mißfallen, welches der König über das nicht zu rechtfertigende Vorgehen des Königs von Preußen ausgesprochen und von seinem Entschlusse, seine Verpflichtungen gegen die Königin zu erfüllen, sobald ein geeigneter Plan für die militärischen Operationen festgesetzt sein werde.

Robinson möge diese Versicherungen in der stärksten Form, die er finden könne, wiederholen, wie dies auch der König in seinem jüngst an die Königin gerichteten Briefe ausgesprochen. Die Absendung dieser Antwort sei nur dadurch verzögert worden, daß man erst die Entscheidung der Generalstaaten über das diesen proponierte Konzert habe abwarten wollen. Man habe diesen nämlich vorgeschlagen, zunächst zu versuchen, den König von Preußen durch freundliche Ermahnungen von seinem gegenwärtigen Unternehmen abzubringen, falls dies nichts helfe, denselben zu schrecken durch die gemeinsam abgegebene Erklärung, man werde nicht umhin können, die Verpflichtungen gegen den Wiener Hof zu erfüllen, und wenn auch dies resultatlos bleibe, vorzugehen in Gemeinschaft mit der Königin und den anderen Mächten, welche dazu die Hand bieten würden, um Preußen durch Waffengewalt zu zwingen, seine Truppen aus Schlesien zurückzuziehen. Mr. Trevor im Haag sei hierzu bereits durch Instruktionen vom 9. und 13. Januar angewiesen worden, doch seien diese unglücklicherweise fast 2 Wochen in Harwich liegen geblieben; daß jetzt die Sache im Gange sei, zeige ein mitgeteilter Brief Trevors vom 17. Februar.

¹⁾ „Traurige Gedanken etc.“ ed. Arneth, Archiv für österr. Geschichtsqu. XLVI, 174. Droysen, S. 271, Anm. 3 bezieht doch wohl mit Unrecht dies auf ein frühere Zeit; man erkennt aus dem Folgenden deutlich, daß Hartenstein die Zeit vor Ostein 1741 meint.

Österreich werde hoffentlich nicht Anstoß daran nehmen, daß England dem Könige von Preußen zunächst seine guten Dienste zugesagt habe, es sei derartiges immer in ähnlichen Fällen geschehen, auch habe man ja aus Robinsons Berichten ersehen, daß man in Wien eine gütliche Beilegung lebhaft ersehnt habe; die mitgesandten Briefe an Trevor zeigten, auf welcher Grundlage man die Verständigung habe erreichen wollen (Entschädigung aus der jülich-bergischen Erbschaft), und Trevors Antwort, weshalb man diesen Gedanken habe ganz fallen lassen müssen (weil Holland davon nichts wissen wollte).

Da nun der Erfolg dieses Vermittlungsversuches sehr ungewiß sei, sehe sich der König von England ohne Zeitverlust in den Stand, seinen Verpflichtungen gegen Österreich nachzukommen, falls Preußen billigen Vorstellungen Raum zu geben sich weigere, und habe auch bereits den Höfen von Dänemark und Hessen-Kassel Nachricht gegeben, daß er die von diesen traktatmäßig zu stellenden Soldtruppen nun zu brauchen gedenke. In gleicher Weise thue der König sein möglichstes, die guten Absichten, welche der russische Hof anscheinend für die Durchführung der pragmatischen Sanktion hege, zu beleben und zu stärken und habe denselben darauf hingewiesen, von welcher Bedeutung es sein würde, um den König von Preußen zur Raison zu bringen, wenn man eine Diverfion in dessen nächstgelegene Provinzen unternähme; daß dafür sich auch die österreichischen Gesandten bemühten, möge nun Robinson dem Wiener Hofe ans Herz legen, auch zur Verständigung mit Sachsen hindrängen, vor allem aber zur schleunigen Aufstellung eines gemeinsamen Operationsplanes für alle Mächte, die an dem Konzerte teilnehmen wollten, ermahnen.

Robinson habe wiederholt von vertraulichen Eröffnungen einiger österreichischer Minister und namentlich des Großherzogs, welche das Verlangen nach einer gütlichen Verständigung mit Preußen ausdrückten, berichtet, Graf Ostein aber derartiges immer in Abrede gestellt, und dieser Widerspruch mache es Sr. Majestät von England schwer, die wahren Absichten des Wiener Hofes zu erkennen, und doch habe England, das so loyal alle seine Verpflichtungen gegen Österreich zu erfüllen sich bereit erklärt, und die dänisch-hessischen Soldtruppen zu Ende nächsten Monats marschfertig haben werde, gerechten Anspruch darauf, daß ihm die Königin ohne jede Zurückhaltung ihre wahre Meinung über den König von Preußen kundgebe, damit England nicht nur für jenen Endzweck mitwirken, sondern auch die nötigen Maßregeln zur eigenen Sicherheit ergreifen könne. König Georg wolle in dieser Angelegenheit, wo, welchen Weg man auch einschlagen möge, Schwierigkeiten und bedenkliche Konsequenzen vorauszusehen seien, keinen Rat erteilen, aber wohl die Königin unterstützen, wie immer sie sich entschließen möge, nur eben möge sie sich entscheiden und ohne Zeitverlust König Georg ihren definitiven Entschluß mitteilen.

Denn wenn Österreich, wie dies Ostein ausgesprochen, entschlossen ist, sich in keinen Vergleich mit Preußen einzulassen, sondern sich mit aller Macht bemühen will, dessen Truppen durch Waffengewalt aus Schlesien zu vertreiben, so wird es den König von England bereit finden, im Verein mit den anderen Mächten, die dazu mitwirken wollen, einen geeigneten Operationsplan zu verabreden, um die von ihm verlangten 12,000 Mann Dänen und Hessen möglichst vorteilhaft für die gemeinsame Sache verwenden zu können.

Wenn jedoch den Eröffnungen des Großherzogs an den Gesandten entsprechend der Wiener Hof mit Rücksicht auf die gewaltsame und ungewisse Lage Europas, die verdächtigen, wo nicht bestimmt schlechten Absichten Frankreichs, die eingeständlich bösen Spaniens und Bayerns, die zweifelhaften Dispositionen Sachsens und Rußlands, sowie die Furchtsamkeit und Unentschlossenheit der Niederlande sich mit dem Könige von Preußen, um dessen Beistand zu gewinnen, gütlich vergleichen wolle, entweder nach dem Gotterischen Plane, den ja der Großherzog seinen eigenen zu nennen beliebt habe, oder vermöge einer Preußen anderweitig zu bietenden Entschädigung, so werde König Georg für diesen Zweck seine guten Dienste anzuwenden sich nicht weigern.

Der Gesandte möge nun mit dem Großherzoge und denjenigen Ministern, bei denen er es für zweckdienlich halte, über vorstehende Punkte sprechen, doch ohne ihnen den einen oder den anderen Weg anzuraten, und baldmöglichst eine bestimmte Antwort zu erhalten suchen ¹⁾.

Wenn jemand aus vorliegendem Schriftstücke die eigentliche Gesinnung des Brieffstellers herauszulesen versuchen wollte, so würde derselbe, mit ganz objektiver Kritik vorgehend, kaum anders urteilen können, als daß der Staatssekretär trotz allem die Verständigung mit Preußen für das geratenste hielt, so gewiß wir die zu einer entgegengesetzten Politik in der That doch recht wenig anlockende und aufmunternde Charakteristik der verschiedenen Höfe Europas, die auf der anderen Seite keinerlei Gegengewicht hat, als aus des Lords Überzeugung entsprungen ansehen müssen. Es ist daher schwerlich gerechtfertigt, gerade diese Depesche zu einem Akte höchster Feindseligkeit gegen Preußen zu stempeln ²⁾, im Gegenteile hätte man weit eher vonseiten Oesterreichs Ursache gehabt, über die Perfidie des englischen Ministers zu klagen. Denn als perfide konnte es wohl vom österreichischen Standpunkte aus angesehen werden, wenn hier der Minister die persönlichen, im Vertrauen an Robinson gethanen Äußerungen des Großherzogs auf gleiche Stufe stellte mit den amtlichen Eröffnungen des Grafen Stein und so einen Zwiespalt der Meinungen am Wiener Hofe fingierte, der dann den englischen Hof außerstand setze, so energisch, wie er es wünschte, die Interessen seines Alliierten zu vertreten. Schlimmer aber erscheint die Sache noch, wenn man auf die eigentliche Absicht, welche der ganzen Depesche zugrunde liegt, näher eingeht. Das eigentliche Motiv war, wie der Eingang ganz deutlich zeigt, jener Widerspruch, der sich zwischen dem Verhalten Robinsons und den Äußerungen König Georgs an seine Minister und den Bestrebungen der englischen Diplomaten an anderen europäischen Höfen herausgestellt habe. Es ist kaum zu zweifeln, daß Graf Stein diesen Widerspruch sehr ernstlich am Hofe von St. James betont hat, und daß infolge dessen eben Lord Harrington auch wohl durch König Georg veranlaßt worden ist, Robinson zu einem den Intentionen des Ministeriums mehr entsprechenden Vorgehen anzuhalten. In diesem Sinne unternimmt es ja der Staatssekretär, wie er schreibt, mit Rücksicht auf die dringenden Gesuche um Hilfe seitens der Königin von Ungarn,

¹⁾ Brit. Mus. Hyndford papers I, 7, p. 30; in deutscher Übersetzung bei Abelung, Staatsgesch. Europas II, 267, mit dem 28. Februar (neuen Stils).

²⁾ Wie dies z. B. Droysen thut: Preuß. Polit. V, 1. S. 225.

und auf das unbegreifliche Benehmen des Königs von Preußen, dem Gesandten neue Instruktionen zu erteilen. Welches ist nun aber die eigentliche Summe dieser neuen Instruktion? Nicht etwa, wie man aus dem Eingange schließen könnte, ein Verbot eines weiteren Fortgehens auf dem Wege, den der Gesandte eingeschlagen, sondern nur die Aufforderung, von Oesterreich eine definitive Entscheidung über die eigene Politik, über die Frage, ob ein Vergleich mit Preußen für zulässig gelten solle oder nicht, zu verlangen. Hierbei sollte sich Robinson aller eigenen Ratschläge enthalten, aber er durfte doch anführen, was seine Lordschaft in der Depeſche selbst ihm auseinandergesetzt hatte, daß nach deren Meinung die Lage Europas eine gewaltsame und ungewisse, daß außer Preußen noch Spanien und Bayern als offene Feinde Oesterreichs anzusehen seien, und daß Frankreich höchst verdächtige, wo nicht offenbar schlimme Absichten hätte, daß die Dispositionen von Rußland und Sachsen nicht zu berechnen seien und bei den Generalstaaten Zurchtsamkeit und Unentschlossenheit regierten. Und wenn mit so gesümmten Alliierten ein Operationsplan verabredet sein würde, dann wollte eventuell Se. Britische Majestät 12,000 Mann englische Soldtruppen zur Verfügung stellen.

Eröfflicher waren die Perspektiven nicht, welche Robinson dem Wiener Hofe für den Fall, daß derselbe jede Verständigung mit Preußen hartnäckig von sich wies, zu eröffnen berechtigt war, und daß dieselben bei ihrer Wiedergabe durch den Gesandten nicht günstiger dargestellt werden würden, dafür bürgte dessen fattsam bekannte eigene Überzeugung. Um aber bei diesem jeden etwa noch aufsteigenden Zweifel zu beseitigen, ward er ja in der Depeſche selbst zunächst an den Großherzog und die geeignet scheinenden Minister (d. h. doch wohl die ungefähr ebenso gesümmten) gewiesen, also an die Freunde der Vermittelung mit Preußen.

Kurz, es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Depeſche, nachdem sie im Eingange einen Anlauf genommen, als wolle sie dem Gesandten eine veränderte Haltung zur Pflicht machen, in einer Weise schließt, die Robinson in seiner immer gehegten Überzeugung, daß Oesterreichs Heil einzig in der Verständigung mit Preußen liege, nur noch bestärken mußte.

Um die Bedeutsamkeit dieser Kundgebung des englischen Ministeriums vom 27. Februar 1741 zu würdigen, müssen wir uns erinnern, daß Ende Januar König Georg mit Graf Ostein über ein direktes Bündnis verhandelte und 3. B. unter dem 31. Januar dem hannöverschen Ministerium auftrag, sich für den Fall zu rüsten, daß Hannover baldigst die Offensive gegen Preußen zu ergreifen sich veranlaßt sähe ¹⁾, daß unter dem 20. Januar das englische Ministerium gleichlautende Instruktionen an die Gesandten im Haag und in Petersburg erließ zur Anbahnung einer Offensivallianz gegen Preußen, und daß Mitte Februar Willers auf seinen Posten in Dresden zurückkehrte, mit neuen Instruktionen, namentlich zur Gewinnung von Sachsen für das in Dresden selbst abzuschließende allgemeine Koalitionsprojekt.

Und während England derartiges betrieb und thatsächlich sich als die Seele einer zur Niederwerfung Preußens abzuschließenden Koalition sich gerierte, ließ es in Wien seinen Gesandten nicht nur ruhig weiter das undankbare Geschäft betreiben, dem österreichischen Hofe zur Verständigung mit

1) St.-A. zu Hannover.

Preußen selbst um den Preis einer Landabtretung zu raten, sondern bestrafte ihn noch in diesem Vorhaben, obschon es sonnenklar sein mußte, daß diese verschiedenen politischen Bestrebungen einander gegenseitig ausschlossen und nichts mit einander gemein hatten, und daß z. B., wenn Oesterreich sich bereit finden ließ, wie der englische Minister Robinson riet, Abtretungen an Preußen zu machen, um dessen Beistand zu gewinnen, es absolut keinen Grund mehr haben konnte, auch Sachsen durch weitere Opfer zu gewinnen, wie der englische Gesandte Williers dringend anriet, und daß es thatsächlich ein Verrat an der großen Koalition in Dresden war, wenn Oesterreich dieselbe nun auf einmal gegenstandslos machte durch eine direkte Verständigung mit Preußen.

Der eigentliche Grund dieser Duplicität liegt nicht allzu tief. Das englische Ministerium, obwohl es prinzipiell, wie wir wissen, eine Verständigung Oesterreichs mit Preußen gewünscht hätte, hatte doch den auf ein energisches Vorgehen gegen Preußen gerichteten Wünschen des Königs sich um so weniger entziehen mögen, da in gewisser Weise ja auch die Meinung des englischen Volkes und des Parlamentes dahinging, der Königin Beistand zu leisten. Insofern es jedoch von den Koalitionsprojekten König Georgs sich nicht allzu viel versprach, und dagegen vor dem Eintreten Frankreichs in die Aktion ernstlich bangte, so blieb fort und fort der Wunsch, Oesterreich möge sich mit Preußen gütlich auseinandersetzen. Die Schwierigkeit lag nur darin, auf die Erfüllung dieses geheimen Wunsches hinzuwirken, ohne Gefahr zu laufen, daß der österreichische Gesandte König Georg und das Parlament mit Klagen darüber alarmierte, daß das Ministerium den alten österreichischen Alliierten im Stich lasse und in die Arme Frankreichs treiben werde, Klagen, die der englischen Oppositionspartei gefährliche Waffen geliefert haben würden.

Wenn damals von einem englischen Minister gesagt worden ist, England habe dem Könige von Preußen zugleich das Gesetz und das Evangelium gezeigt¹⁾, so sind die Erfolge dieser Doppelthätigkeit nicht allzu sehr zu rühmen, wie bereit man auch sein mag, die Schwierigkeiten der Sache anzuerkennen. Noch schwieriger ist es aber sicherlich gewesen, Oesterreich gegenüber neben dem Evangelium das Gesetz wirksam zu zeigen und zu verhüten, daß dasselbe aus Freude über das Evangelium des angekündigten Beistandes nicht das Gesetz, d. h. den Zwang der Verständigung mit Preußen ganz aus den Augen lasse.

Ein Kunststück dieser Art meinte offenbar Lord Harrington mit jener Depesche geliefert zu haben. Dem Könige und dem Parlamente gegenüber vermochte er sich darauf zu berufen, daß er ganz unumwunden Oesterreich, falls dieses darauf bestehe, den Beistand Englands für Ende März zur Verfügung gestellt habe; daß dabei auch die Rehrseite der Medaille wirksam zur Geltung gebracht werde, durfte er getrost den Anführungen in dem zweiten Teil seiner Depesche und dem ingenium Robinsons überlassen.

Wie sehr dieser den Erwartungen des Ministers entsprochen, zeigen aufs deutlichste die Schmerzensäußerungen des sächsischen Botschafters in Wien über die unverbesserliche Preußenfreundschaft des englischen Gesandten, Klagen, die endlich auf Graf Brühls Andringen Lord Williers in Dresden be-

1) Ranke, 12 B. Preuß. Gesch. III, 425.

wogen, seinem Wiener Kollegen ernstliche Vorstellungen zu machen ¹⁾, was ihm freilich nichts eintrug, als die doppelte Belehrung, daß man ebenso unrecht thue, an die Friedfertigkeit Frankreichs zu glauben, wie an die Wahrscheinlichkeit, den König von Preußen zum Ausgeben seiner schlesischen Forderungen zwingen zu können. Robinson brauchte sich hierbei um so weniger Zwang anzuthun, als inzwischen jene Schwenkung in der englischen Politik eingetreten war, deren wir noch näher gedenken werden.

Von dem Augenblicke an, wo ein bewaffnetes Eintreten Frankreichs für Bayern wahrscheinlich erschien, brauchte das englische Ministerium das Drängen auf eine Befriedigung Preußens nicht mehr verhüllt zu betreiben, und eine Verwendung englischer Streitkräfte gegen Preußen, wie sie König Georg wünschte, ward schwieriger. Die Geneigtheit der englischen Nation, Oesterreich zu helfen, blieb unermindert, aber doch in erster Linie gegen den Erbfeind, gegen Frankreich.

In diesem Sinne und mit der ausdrücklichen Hinweisung auf neuere Nachrichten, welche inzwischen eingelaufen, schreibt nun Lord Harrington unter dem 16. März (neuen Stils) eine zweite Depesche, welche erklärt, der König von England habe bei den verschiedenen Höfen Europas sich die größte Mühe gegeben, einen allgemeinen Bund zur Verteidigung Oesterreichs zusammenzubringen, und so lange noch irgendeine Hoffnung vorhanden gewesen, den König von Preußen durch Waffengewalt zur Raison zu bringen, sich auch enthalten, zu einer Verständigung mit diesem zu drängen. Nun aber, nachdem bestimmte Nachrichten eingelaufen, daß nicht nur Spanien den Kurfürsten von Bayern mit Geld unterstütze, sondern auch Frankreich sich anheischig gemacht habe, mit 30,000 Mann die Ansprüche des Kurfürsten auf die österreichische Succession und die Kaiserwürde zu unterstützen, spanischen Truppen den Durchzug nach Italien gewähre und ernstliche Unterhandlungen mit Preußen führe, um auch dieses für seine Pläne zu gewinnen, sei die Lage Europas eine so verzweifelte geworden, daß der König von England es für seine Pflicht gehalten habe, durch eine Stafette seinem Gesandten zu Wien von dieser Sachlage Kenntnis zu geben, damit dieser ohne Zeitverlust dem Großherzoge und den Ministern, welche der letztere für geeignet halten werde, auf das dringendste empfehlen möchte, zur Abwendung der augenscheinlichen drohenden Gefahren das sicherste, wo nicht einzige Mittel zu ergreifen und sich schleunigst mit dem Könige von Preußen zu verständigen.

Der letztere habe England gegenüber sich bereit erklärt, gegen Abtretung von Niederschlesien mit Breslau im Wege einer Verpfändung oder sonstwie, mit seinen gesamten Streitkräften für die Verteidigung Oesterreichs einzutreten und dem Großherzoge die Kaiserwürde zu verschaffen, zugleich auch zu diesem Zwecke mit Rußland und den Seemächten eine enge Allianz zu schließen. Dieses Anerbieten müsse man annehmen, und um keine Zeit zu verlieren, solle sich Robinson anbieten, die Unterhandlungen direkt zu führen, während inzwischen das englische Ministerium versuchen werde, zunächst Preußen vom Abschlusse mit Frankreich noch abzuhalten.

Den Schluß der Depesche bildet eine schüchterne Empfehlung Sachiens, dem man eine bescheidene Landabtretung in der Lausitz gönnen möge, da die

¹⁾ Villiers, den 29. März; Londoner Record office.

Gewinnung dieses Hofes, der doch auch gewisse Successionsansprüche und eine Kurstimme habe, nicht ohne Vorteile sein werde ¹⁾).

Man wird einräumen dürfen, daß Lord Harrington damals im Hinblick auf diese Depesche mit dem Grafen Truchseß von den englischen Anstrengungen, die das englische Ministerium in Wien machte, um das preussische Programm zur Annahme zu empfehlen, sprechen durfte; aber nicht weniger steht doch auch die Thatfache fest, daß um dieselbe Zeit jene Dresdner Konferenzen, welche wesentlich auf Englands Betreiben angesponnen, eine Niederwerfung Preußens mit Waffengewalt, ja eine Verkleinerung von dessen Staatsgebiet bezweckten, ihren eigentlichen Höhepunkt erreichten, Rußland nicht ohne Englands Zutun für diese Zwecke damals gewonnen wurde, auch die Schwierigkeiten zwischen Oesterreich und Sachsen sich zu ebnen begannen, und daß erst, als das Werk ziemlich fertig schien, einige Wochen nach der Abfassung jener Depesche, am 10. April, der englische Gesandte Villiers der Konferenz die überraschende Mitteilung machte, daß England nicht gegen den König von Preußen, sondern in Gemeinschaft mit diesem gegen Frankreich das große Konzert in Ausführung zu bringen beabsichtige.

Und es ist nicht in Abrede zu stellen, daß hier monatelang zu derselben Zeit zwei Gesandte derselben Macht, zu Wien und zu Dresden, beide in gutem Glauben Oesterreich nach zwei ganz entgegengesetzten Zielen hingedrängt haben, daß, wenn der eine Opfer zugunsten des Königs von Preußen aufs dringlichste anriet, der andere gegen diesen Monarchen, zu seiner Bekämpfung solche Opfer der sächsischen Allianz gebracht wissen wollte. Nähere Betrachtung zeigt nun wohl, daß dieses scheinbare Nebeneinander wenigstens in der Absicht des englischen Ministeriums ein Nacheinander bedeuten sollte, die wechselnden Phasen einer allerdings sehr wenig charaktervollen Politik, und daß nur, weil man sich scheute, die politischen Wendungen einzugestehen und alle Konsequenzen davon auf sich zu nehmen, in die neu angestimmte Tonart die frühere verwirrend und mißtönend nachklingen konnte.

Es war nicht zu vermeiden, daß eine so widerspruchsvolle Haltung unerwünschte Konsequenzen nach sich zog. Wie bestimmt und energisch auch die letzte Depesche Lord Harringtons lauten mochte, im Munde Robinsons, dessen Kredit in Wien wesentlich durch die Schuld des englischen Ministeriums so schwer gelitten hatte, verloren diese Vorstellungen den besten Teil ihrer Wirksamkeit. Es konnte fast scheinen, als gehöre eben ein englischer Hochkirchmann dazu, um die Kombination von Gesetz und Evangelium, auf deren Erfindung die englischen Minister so stolz waren, schmachhaft zu finden.

¹⁾ Brit. Mus. Hyndford papers in deutscher Übersetzung bei Abeckung, Staatsarch. II, 280.

Fünftes Kapitel. Die Wendung der englischen Politik.

Wie schon bemerkt, hatte das englische Ministerium darin abweichend von seinem Souverän inmitten seines scheinbaren Kriegseifers gegen Preußen fort und fort den stillen Wunsch gehegt, Oesterreich möge durch eine direkte Verständigung mit Preußen die ganze Sache kurz abschneiden. Es hatte ja auch, wie wir wissen, zwar eine offizielle Mediation abgelehnt, aber seine guten Dienste bei dem Wiener Hofe König Friedrich zugesagt, und wir dürfen es als eine Äußerung jenes Wunsches ansehen, wenn bereits Anfang Februar 1741 Lord Harrington gegen Truchseß die Äußerung hinwarf, es ließe sich vielleicht ein Arrangement in der Weise erzielen, daß, um den Anschein einer Verletzung der pragmatischen Sanktion zu meiden, Maria Theresia Preußen Schlesien als Pfandschaft für seine Geldansprüche ließe und durch einen geheimen Vertrag sich verpflichte, einen Teil Schlesiens abzutreten, sobald der Herzog von Lothringen Kaiser sei ¹⁾).

Der Vorschlag kann ganz gut und ehrlich gemeint gewesen sein; doch um die Gesinnung, aus der er hervorging, nicht zu überschätzen, dürfen wir uns erinnern, daß gerade zu derselben Zeit, wo jene Unterredung stattfand, von London aus an die Gesandten in Dresden, Petersburg und dem Haag die Aufforderungen zur Bildung einer bewaffneten Koalition gegen Preußen ergangen sind.

Nichtsdestoweniger mehrten sich von diesem Zeitpunkte an die Anzeichen der beginnenden Schwankung des englischen Ministeriums, die wir in den Berichten des sächsischen Gesandten in London, v. Utterrodt, getreulich wieder gegeben finden. Derselbe berichtet unter dem 21. Februar, Graf Truchseß dränge immer auf eine Mediation, die man nicht von der Hand weise, da die englischen Minister große Abneigung gegen einen Landkrieg hätten und sich den Nachrichten von den Absichten Frankreichs Preußen mit anderen Augen angesehen werde. Ferner unter dem 24. Februar, Lord Harrington scheine ihm auszuweichen, und der Hof unsicher geworden zu sein; unter dem 28. Februar, der Staatssekretär stelle die Absicht, zwischen Preußen und Oesterreich zu vermitteln, zwar in Abrede, füge aber hinzu, in keinem Falle werde solche vorge-

¹⁾ Truchseß, den 14. Februar; Berliner Archiv (Immediatkorresp.).

nommen werden ohne Entschädigung Sachsens; den 10. März, wie es scheinete, machte man hier alles von der Erklärung Rußlands abhängig; und endlich unter dem 17. März, Harrington habe erklärt, er sei nun im Besitze bestimmter Nachrichten darüber, daß Frankreich für Bayern eintreten werde, und da außerdem Rußland sich nicht für den Krieg gegen Preußen erklären möge, so bleibe König Georg, obwohl er den König von Preußen hasse, nichts übrig, als in Wien zur Verständigung mit diesem zu raten ¹⁾.

Was König Georg anbetrifft, so war in der That auch mit ihm eine Wendung vorgegangen, und wenn wir seine unter dem 20. Dezember 1740 erlassene Weisung an das hannöversche Ministerium, von der beabsichtigten Sendung eines Gesandten nach Berlin Abstand zu nehmen, da bei der veränderten *facies rerum* eines Zusammengehens mit dem preußischen Hofe nicht mehr zu gedenken sei ²⁾, als sicheres Symptom seines Entschlusses, gegen Preußen feindlich aufzutreten, verzeichnen durften, so wird umgekehrt die nun doch erfolgte Absendung jenes Gesandten wohl mit Recht so zu erklären sein, daß er andern Sinnes geworden die Möglichkeit einer Verständigung mit Preußen nun auch seinerseits in Aussicht genommen habe. Den Zeitpunkt bestimmt die Thatfache, daß der Gesandte, Geheimrath Schwichelt, am 1. März den Befehl zur Abreise erhielt ³⁾.

Wie dies gekommen, und ob die Änderung der Willensmeinung bei König Georg nur eine Folge der Wahrnehmung war, daß ihm das englische Ministerium noch weiter auf seinen Wegen zu folgen nicht geneigt sei, oder ob doch auch hier noch besondere Motive gewirkt haben, — dies zu untersuchen, mag dem besondern Kapitel der welfischen Begehrlichkeiten vorbehalten bleiben, während wir zu dem englischen Ministerium zurückkehren, das die veränderte Lage der Dinge durch eine per Stafette an Robinson abgefundete Depesche vom 16./27. März gekennzeichnet hatte, deren Inhalt wir im vorigen Abschnitt eingehender vorlegten, und welche darauf hinauslief, daß der Königin von Ungarn in dringendster Form die Gewinnung Preußens durch Gewährung seiner Forderung, Niederschlesien mit Breslau, empfohlen ward.

Es war das entschiedenste Wort, welches England seit dem Ausbruche des schlesischen Krieges gesprochen; und Robinson hat es an seinem Eifer nicht fehlen lassen; mit seiner gewohnten Heftigkeit habe derselbe, klagt Bartenstein ⁴⁾, in der Charwoche (dieselbe begann 1741 mit dem 26. März) auf die Annahme der preussischen Forderungen gedrungen. Natürlich ganz umsonst, denn das englische Ministerium verstand es selbst, dafür zu sorgen, daß seine Vorstellungen wirkungslos blieben.

Unter dem 20. März, also 4 Tage nach Erlaß jener Depesche an Robinson, instruiert derselbe Lord Harrington den englischen Gesandten in Dresden, Billiers, derselbe solle sich eifrig bemühen, daß die große Allianz zur Verteidigung der Königin von Ungarn zustande käme entweder gegen Preußen, falls dieses hartnäckig bliebe, oder im Bunde mit ihm, wenn es zur Verständigung

1) Dresdner Archiv.

2) Archiv zu Hannover.

3) Summarische Relation Schwichelts; Archiv zu Hannover.

4) Denkschrift u. d. F.: „Traurige Gedanken etc.“ ed. Arneth, Archiv f. österr. Geschichtsq. XLVI, 174.

die Hand hôte, und so hat denn Villiers jener Eröffnung, durch welche derselbe am 10. April die Konferenzmitglieder überraschte, daß man in den Bund, welchen alle Welt gegen den König von Preußen zu schließen gemeint hatte, nun diesen selbst als Bundesgenossen aufzunehmen versuchen möge, den Trost hinzugefügt, falls dies nicht gelinge, stelle der König, wie er es versprochen, die 12,000 Mann dänischer und hessischer Truppen in englischem Solde zur Verfügung d. h. zum Kriege gegen Preußen.

Es liegt eine Logik verzeifelter Art in diesem ganzen Verfahren, denn in der That, wenn man versucht, auch nur Lord Harringtons Äußerungen vom 16. und 20. März in Einklang zu bringen, so ergiebt sich etwa folgendes Resultat: wir empfehlen die Forderungen Preußens aufs dringendste Oesterreich zur Annahme; sollte dieses jedoch dazu nicht zu bewegen sein, so bleibt uns nichts übrig, als für diese Hartnäckigkeit Oesterreichs Preußen zu strafen, indem wir unsere Truppen gegen dasselbe in Marsch setzen.

Freilich mögen wir, um unseren Glauben an die Herrschaft des gesunden Menschenverstandes nicht zu gefährden, hinzufügen, daß in der Kette von Ursachen und Wirkungen, deren letzte Enden hier zutage treten, noch Glieder sich befinden, die mehr dunkel bleiben, weil sie mit dem inneren politischen Leben Englands zusammenhängen (wir werden bald davon zu sprechen haben), und die dann erst jene scheinbaren Widersprüche zu erklären vermögen. Immerhin aber kann dem englischen Ministerium der Vorwurf nicht erspart werden, daß, falls dasselbe der inneren Hemmnisse, die ihm entgegenstanden, nicht Herr werden konnte, es sich auch nicht so weit vorwagen durfte, in einer Aktion, die ja um ihrer inneren Widersprüche willen fruchtlos bleiben und den Kredit ihrer Urheber schwer kompromittieren mußte.

In Wien hatte man allerdings eine bessere Meinung von den englischen Ministern und rechnete darauf, durch die eigene Standhaftigkeit über die Angstlichkeit der Verbündeten den Sieg davonzutragen. Freilich so leicht wie bisher ward es den österreichischen Ministern diesmal nicht gemacht, die ganze Schuld auf die eigenmächtige Verblendung Robinsons zu schieben und in London eine ungleich günstigere Gesinnung vorauszusetzen, denn an demselben Tage, wo Harrington jene Depesche an Robinson expedierte, setzte derselbe in London ziemlich das Gleiche dem österreichischen Gesandten Grafen Ostein auseinander, allerdings schon in etwas abgeschwächter Form, insofern die angefonnene Abtretung nicht wie in der Depesche als Niederschlesien mit Breslau fest präcisirt, sondern nur allgemein angedeutet wurde, so daß man an ein Stück von Schlesien zu denken hatte ¹⁾, auch dies eine Schwachheit, welche notwendig der in Wien ohnehin schon herrschenden Meinung, als steigere Robinson aus Eingenommenheit für Preußen die Forderungen seines Ministeriums, doch wieder aufs neue Vorschub leisten mußte.

Ehe noch die Antwort auf jene Eröffnungen Harringtons in London sein konnte, stellte sich nun Graf Ostein am 23. März in Whitehall ein, um dem Staatssekretär zu eröffnen, ein eben aus Wien eingetroffener Kurier setze ihn in den Stand, ganz wie König Georg es immer gewünscht habe, nun ein direktes Bündnis abzuschließen. Alles, was der König verlange, Sicherheit seiner deutschen Besitzungen gegen jeden Angriff, Garantie etwaiger Conquäten,

¹⁾ Ostein, den 17. März; angeführt bei Arnet's I, 203 u. 392.

das unverzügliche Erscheinen eines österreichischen Militärs zur Verabredung eines Operationsplanes solle erfüllt werden.

Aber Lord Harrington erklärte, die Nachrichten aus Frankreich hätten alles geändert, es müsse ein anderer Plan gemacht und vor allem Preußen gehindert werden sich nicht in Frankreichs Arme zu werfen. Graf Ostein bat darauf ihm nun wenigstens folgende 5 Fragen zu beantworten:

1) Ob ihm nicht Näheres über die Entdeckungen, welche zur Änderung des Planes geführt, mitgeteilt werden könnte; 2) welche Mittel man ergriffen hätte oder ergreifen wollte, um zu verhüten, daß sich Preußen in Frankreichs Arme werfe; 3) welche Mittel man gefunden oder zu finden hoffte, um die Ansprüche des Königs von Preußen zu befriedigen, ohne die pragmatische Sanction zu verletzen; 4) wie man dächte, das, was die Königin eventuell in Schlessien verlöre, anderweitig zu ersetzen, damit die Totalität der pragmatischen Sanction und die darin bestehende Macht des Hauses Osterreich erhalten würde; 5) was die Gegenleistungen des Königs von Preußen sein würden, und wie man sich zu sichern vermöge, daß er seine Versprechungen auch halten und nicht von neuem gegen jemand sich regen werde? ¹⁾

Wir wissen nicht, ob der Graf auf diese Punkte bestimmte Antwort erhalten, wohl aber, daß er einige Tage später in feierlicher Audienz bei dem leitenden Minister Sir Robert Walpole aus dessen Munde eine Bestätigung der Eröffnungen des Staatssekretärs vernommen hat. Auf die Wiederbelebung der großen Allianz, welche zu Prinz Eugens und Marlboroughs Zeiten so Herrliches gegen Frankreich und Spanien vollbracht habe, müsse wiederum die englische Politik gerichtet sein, und um in diese Allianz auch Preußen einzuziehen, dürfe man ein Opfer nicht scheuen ²⁾.

Dagegen erhielt noch im Laufe des März Robinson vom Wiener Hofe eine Antwort in Gestalt einer Denkschrift ³⁾, allerdings nicht auf die letzte Mahnung, welche positiv die Abtretung von Niederschlesien mit Breslau an Preußen anriet, sondern nur auf jene frühere Aufforderung (vom 27. Februar), zwischen den zwei möglichen Wegen sich bestimmen zu entscheiden ⁴⁾.

Die Seemächte, heißt es hier, seien unbestreitbar nach den Traktaten von 1731/32 zur Hilfeleistung verpflichtet; daß sie mit derselben zögerten, verschulde in immer steigendem Maße den Ruin einer der reichsten und frucht-

¹⁾ Abschriftlich im Archiv zu Hannover in einer Mitteilung des Grafen Steinberg vom 24. März.

²⁾ Ostein, den 31. März; Anführung bei Arnetz, S. 201.

³⁾ Réponse demandée par Mr. de Robinson en forme d'un mémoire raisonné; Abschrift im Archiv zu Hannover. Sie ist undatiert, doch kann man die Abfassungszeit ziemlich genau feststellen, insofern sie auf den Bericht Osteins vom 17. März Bezug nimmt, der als „der 17. dieses Monats“ bezeichnet wird. Sie muß also wohl etwa in der letzten Woche des März abgefaßt sein.

⁴⁾ Nach der réponse muß man glauben, daß, als dieselbe abgefaßt wurde, die Aufforderung, zu der Robinson durch die Depesche vom 16. legitimiert worden, noch nicht ausgesprochen war, doch sollte man meinen, daß zu einer Zeit, wo der Bericht Osteins vom 17. März bereits angekommen war, auch die am Tage vorher und zwar, wie ausdrücklich bemerkt wird, durch einen Kurier abgeforderte Depesche Harringtons zur Stelle sein mußte; daß Robinson nicht einen Augenblick gezögert haben wird, um sich des ihm dringend gemachten Auftrages zu entledigen, ist gewiß, aber es ist auf der anderen Seite auch klar, daß sich das Memoire viel besser ablassen ließ, wenn man jene zweite Eröffnung Robinsons nicht zu berücksichtigen brauchte.

barsten Provinzen Oesterreichs, die als mit der Hauptmasse zusammenhängend, dem Staate ungleich mehr Kräfte gebe, als viele andere entferntere, deren Konsevation für den englischen Handel so wichtig sei. Die Verzögerung der Hilfeleistung sei ein größeres Übel, als die Preisgebung von vornherein gewesen wäre, man hätte zu Anfang mit der Abtretung eines Stückes von Schlesien wenigstens doch die Verwüstung von ganz Schlesien und noch eines Theils von Mähren abwenden können. Aber eine Abtretung von Schlesien jetzt nach allen den Verlusten, die vorausgegangen, Oesterreich zumuten, heiße diesen Staat außerstand setzen, für das Gleichgewicht Europas und die Interessen der Seemächte irgendwie ferner wirken zu können. Dagegen öffne die darin liegende Preisgebung der pragmatischen Sanktion allen anderweitigen Präensionen Thür und Thor. Könne irgendwer von einer Befriedigung des preussischen Ehrgeizes sich einen Vorteil versprechen, für das Wohl des Reiches, für die Aufrechterhaltung seiner Verfassung, für die Ruhe Europas? Was werde auch ein abgeschlossener Vertrag bedeuten für einen Fürsten, welcher sich von den von seinen Vorfahren geschlossenen Traktaten einfach los- sage mit der Redensart, dieselben hätten weder das Recht, noch die Macht gehabt, solche Verträge zu schließen?

Vonseiten der Seemächte lägen die bestimmtesten, wiederholten, an verschiedenen Orten ausgesprochenen Erklärungen vor, die pragmatische Sanktion aufrechtzhalten zu wollen. England habe sich mit der Einleitung der Dresdner Verhandlungen selbst so viel Mühe gegeben, und Maria Theresia sei weit entfernt, König Georg die Absicht zuzutrauen, nun von denselben zurückzutreten oder dieselben zu brechen, oder endlich, was das allerschlimmste wäre, ihr zumuten, neben den zu Dresden ihr aufgezwungenen Opfern für Sachsen auch noch Abtretungen in Schlesien an Preußen auf sich zu nehmen, womit dann Oesterreich aus der Reihe der Großmächte ausscheiden würde.

Aber schon Gerüchte von der Unschlüssigkeit Englands würden, von den preussischen Emisären gewandt benutzt, den größten Schaden thun. Zu einer Verständigung mit Preußen, die ja allerdings auch Oesterreich in Aussicht nehmen müßte, könnte nur ein energisches Vorgehen aller Garantten der pragmatischen Sanktion führen.

Die Aussichten seien keineswegs ungünstig. Oesterreich führe 14 Regimenter Infanterie, 16 Kavallerie ins Feld, und es gelobe, falls der König von Preußen vielleicht seine Truppen nach anderer Seite wenden wolle, ihn unverzüglich zu verfolgen. An dem guten Willen Rußlands zu zweifeln, sei unrecht; nach den Erklärungen seiner Minister und Gesandten hinge der Beginn einer Diversion dieser Macht gegen die preussischen Lande nur von dem Beginne der Operationen seitens Englands, Sachsens und der Generalstaaten ab. Mit Befriedigung vernehme Maria Theresia, daß die Soldtruppen Englands und die sächsischen Regimenter marschbereit seien. Wenn sie alle mit Rußland und Oesterreich einmütig und eifrig zusammenwirkten, sei der Erfolg unzweifelhaft, und Bayern werde dann gar nicht erst wagen, seine Entwürfe zur Ausführung zu bringen. Also es heiße schnell Hand ans Werk legen, um das Übel nicht noch wachsen und die Unruhen sich ausbreiten zu lassen.

Es war dies, wie man sieht, eine vollkommen ablehnende Antwort, auf welche vonseiten Englands kaum etwas anderes geschehen konnte, als daß man

eistung thätlichen Beistandes von der Verständigung mit Preußen abgesehen zu machen erklärte. Aber etwas sehr anderes erfolgte.

Am 19. April hielt König Georg an die beiden Häuser des Parlamentes eine Rede, in der es nach einer Erinnerung an die dem Parlamente in der Session gemachten Eröffnungen bezüglich der Ausführung der zum der pragmatischen Sanction gemachten Traktate wörtlich weiter hieß: Der seitdem innerhalb der österreichischen Lande ausgebrochene und fortwährende Krieg und die mannigfaltigen, weitaussehenden Ansprüche, die auf die Nachfolge des verstorbenen Kaisers öffentlich erhoben wurden, sind neue Ereignisse, welche die äußerste Sorgfalt und Aufmerksamkeit erheischen, insofern diese Europa in einen blutigen Krieg verwickeln und in ihren Folgen die Interessen von Fürsten, welche an der Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanction sich beteiligen würden, drohenden und unmittelbaren Gefahren aus-

Bereits hat die Königin von Ungarn die ausdrücklich vertragsmäßig verlangten 12,000 Mann Hilfstruppen requiriert, und ich habe daraufhin dem König von Dänemark und dem von Schweden als Landgrafen von Schlesien verlangt, ihre respectiven Corps von je 6000 Mann zum Beistand ihrer Ungarischen Majestät marschbereit zu halten. Ich bin auch in die Beratung von Maßregeln eingetreten zur Bekämpfung und Unwirksammachung der gefährlichen, im Interesse ungerichteter Ansprüche zum Schaden des Hauses Österreich zu bildenden oder weiter zu führenden Aufschläge und Versuche. Bei dem so verwickelten und ungewissen Stande der Dinge können während der Session wegen des herannahenden Schlusses dieses Parlamentes ich Ihres Beistandes entbehren muß, Zwischenfälle eintreten, welche mich in noch größere Ausgaben zum Zwecke der Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanction einzulassen. In einer so kritischen Konjunktur ist es für geeignet gehalten, diese wichtigen Erwägungen Ihnen vorzutragen und den Beistand meines Parlamentes anzurufen, um mich in den Stand zu setzen, in der möglichst energischen Weise mitzuwirken an der Unterstützung der Königin von Ungarn, an der Abwendung des Umsturzes des Hauses Österreich mit allen vernünftigen Mitteln und an der Erhaltung der Freiheit und des Gleichgewichtes von Europa."

Ein Antrag, die Verpflichtung zur Stellung des traktatmäßigen Hilfscorps von 12,000 Mann anzuerkennen und die Forderung eines Credits bis zum Betrage von 300,000 Pfd. Sterl., zur Unterstützung der Königin neben den früher zugesagten Geldern zur Erhaltung der englischen Soldtruppen (600,000 Pfd. Sterl.) schlossen sich hieran und wurden mit großer Majorität von den Häusern beschlossen.

Inzweifelhaft hat es in den Wünschen des Ministeriums gelegen, die parlamentarische Demonstration als nicht eigentlich gegen Preußen gerichtet erscheinen zu lassen; die Mitglieder der Regierung bemühten sich, diese Macht nicht zu schonen, die Meinungsdivergenz mit ihr zu bedauern und von den Verhandlungen einer Vermittelung zu sprechen; indessen im Laufe der Debatte doch der Schleier, den man gern über diesem delikaten Punkte gelassen

Mr. Biner sprach es in der Debatte vom 19. April offen aus, wie die Sache verstehe, enthalte die vorgeschlagene Adresse die Aufforderung, die Erklärung dahin abzugeben, man wolle den Ansprüchen des Königs von Preußen auf Schlesiens entgegenzutreten, was doch ohne eine genaue Unter-

suchung und Prüfung dieser Ansprüche nicht zulässig sei, und in der sündendebatte am 24. April ergriff derselbe Redner noch einmal das um geltend zu machen, daß seiner Ansicht nach die preußischen Ansprüche pragmatische Sanction nicht gefährdeten, und daß selbst, wenn dies Erwarten der Fall sein sollte, es nicht Englands Sache sein könnte, hier einzugreifen, während die übrigen Garanten jenes Vertrages sich zu keine Miene machten. Mr. Biners Ausführungen fanden in beiden Fällen eigentliche Widerlegung seitens der Minister, aber auch keine Desavouierung tatsächlichen Voraussetzungen, von denen er ausgegangen war. Zu heit lähmte die überall durchklingende Besorgnis, daß König Friedrich sächlich nur Wasser auf Frankreichs Mühle treibe, alle preußischen S thieen. So setzte im Unterhause Mr. Clutterbuck nicht ohne Scha auseinander, politische Größe sei ebenso wie natürliche nur ein relative griff, wahrhaft mächtig sei nur der Fürst, welcher alle, mit denen er zu haben könne, an Macht übertreffe, und ein Fürst, der durch die Eroberung einer benachbarten Provinz seine Macht zu vergrößern hoffe, könne sich darin täuschen, falls er eben dadurch gleichzeitig einen anderen Nachbarn ohnehin schon ihn übertreffe, noch mächtiger mache. Dies eben sei der Fall mit dem König von Preußen, der bisher durch die Rivalität zwischen Oesterreich und Frankreich geschützt, wenn Oesterreich niedergeworfen wäre, das Land der Übermacht Frankreichs bald empfinden werde. Auch der große Redner der Opposition, Mr. Pulteney, der sonst günstiger über König Friedrich äußerte und die Gewinnung dieses mächtigen Fürsten als das wirkliche Mittel zur Rettung Oesterreichs hinstellte, wußte schließlich doch keinen anderen Rat, als daß man einerseits die zu bewilligenden Geldsummen anstatt der Königin von Ungarn zu geben, zur Erlaufung der Freundschaft des Königs von Preußen verwenden und andererseits diesen überzeugen möge, wie es in seinem wahren Interesse läge, die Pläne Frankreichs zu begünstigen und ein anderer großer Oppositionsmann, der spätere Minister Lord Cobden bedauerte, daß diese Debatte nicht vom Anfange der Session stattgefunden habe, denn dann würde der König von Preußen den Krieg nicht begonnen haben. Noch jetzt versprach er sich den größten Erfolg davon, wenn derselben ernstlich früge, ob er denn die Freundschaft Englands für sich einbüßen wolle. Ja, der Staatssekretär für den Süden, Herzog von Devonshire, nahm doch sogar die Möglichkeit des Kriegesfalles zwischen Preußen und Hannover in Aussicht, indem er erklärte: große Truppenkörper (er meinte das Corps des Fürsten von Anhalt) sind versammelt an Plätzen, wo sie zu anderer Verwendung finden können, als uns in Ausführung unserer Verpflichtungen dadurch zu hindern, daß sie des Königs Erblande in Gefahr bringen. Lassen Sie uns, setzte er hinzu, den König oder seine Familie nicht in die Versuchung führen, ja auch nicht in den Verdacht bringen, als sei die Versuchung, etwas, was die Interessen Englands betrifft, zu unterlassen, nicht seine Erblande dadurch in Gefahr zu bringen.

Wenn wir die ganze Debatte überblicken, stellt sich eins sehr deutlich heraus. Mochte auch die Opposition an der Motion mäkeln, Abmildern zeigen, diesem Ministerium große Summen zur Verfügung zu stellen, die Befürchtung aussprechen, daß hier wiederum die Interessen Hannovers auf Kosten Englands gefördert werden würden; die Verpflichtung Englands zur

stärkung Österreichs ward kaum von irgendeiner Seite bestritten und ebenso wenig verlangt, daß man diese Hilfe von einer Befriedigung Preußens abhängig mache. Wäre nach dieser Richtung der Wille der Nation nicht so ganz ausgesprochen und einmütig gewesen, es hätte sich einer der Anwärter eines Portefeuilles, Lord Carteret, nimmer zu der starken Beteuerung aufgeschwungen: Es soll nie von mir gesagt werden, daß ich das Haus Österreich zu den Toten legen lasse, wenn ich nicht das Gleiche mit meinem Vaterlande zu thun willens bin. Das Durchschlagende war eben die Überzeugung, daß man Österreich als Gegengewicht gegen Frankreich auf dem Kontinente nicht entbehren könne, oder wie es praktisch gefaßt Carteret aussprach: „Wenn das Haus Österreich sinkt, werden wir genötigt sein, in Friedenszeiten so viel Truppen zu halten, daß wir daran zugrunde gehen.“

Bei solcher Lage der Dinge hätte kein englisches Ministerium, gleichviel wie zusammengesetzt, sich Österreich ganz versagen können, und selbst der Versuch, Frankreich und Preußen auseinanderzuhalten und nur gegen jenes Front zu machen, hätte sehr große Schwierigkeiten gehabt. Es soll damit nicht gesagt werden, daß es nicht möglich gewesen wäre, durch ein festes und sicheres Auftreten gleich beim Beginne der Krise die Dinge in ein anderes Fahrwasser zu leiten. Hätte England im allgemeinen Interesse von vornherein ernstlich eine Befriedigung Preußens in bestimmt vereinbarten Grenzen als unerlässliche Bedingung seiner Hilfe für Österreich hingestellt, so würde sich vermutlich dieses gefügt haben, und vor dem Parlamente würde ein solches Programm sich um so leichter haben verteidigen lassen, da hier bei aller Sympathie für Österreich doch ein großer Wert darauf gelegt wurde, alle Kräfte vereint gegen den Hauptfeind Frankreich zusammenhalten zu können, und anderseits ein Krieg in Norddeutschland an der Seite Hannovers in England nun einmal von vornherein mit ungünstigen Augen und mit Mißtrauen angesehen wurde. Solch' eine Haltung Englands hätte vielleicht den Krieg im Keime erstickt; ob in Frankreich dann die Kriegspartei gesiegt hätte, ist gleichfalls zweifelhaft, — aber ebenso gewiß ist, daß Preußen dann mit einem Stück von Niederschlesien abgefunden worden wäre.

Statt dessen war das Ministerium Walpole auf die welschen Velleitaten König Georgs eingegangen, hatte in Petersburg wie im Haag zum Kriege gegen Preußen geschürt, die Dresdner Konferenzen eingeleitet, kurz alles gethan, um Österreich in seiner ablehnenden Haltung gegen Preußen zu ermutigen und zu bestärken, und erst als die Nachrichten aus Frankreich Angst einflößten, verlangte man mit plötzlicher Schwenkung nun auf einmal von der Königin von Ungarn Erfüllung der preussischen Forderungen, natürlich jetzt erfolglos. — Hätte die letztere wenigstens im Prinzipie nachgegeben, sich auf Unterhandlungen eingelassen, so wäre zwar die Vorlage an das Parlament mit den obligaten pragmatischen Beteuerungen nicht minder notwendig geworden, doch die Stellung des Ministeriums würde eine ungleich günstigere gewesen sein, man würde mit dem vollen Winde der öffentlichen Meinung gegen Frankreich allein haben segeln können, — statt daß nun mit der Eventualität der Beschützung der hannöverschen Erblande gegen Preußen ein für die Engländer widerwärtiges Moment in die Sache kam, dessen Konsequenzen recht fatal werden konnten.

Gewiß war eins. Der Verlauf der Parlamentsverhandlungen vom 19.

und 24. April hatte einen Sieg für das Ministerium ergeben. Dieses, welches bereits als so mankend angesehen worden war, daß schon im Februar die Taktiker der Opposition einen allgemeinen, allerdings noch zurückgeschlagenen Sturmversuch wagen zu können geglaubt hatten, hatte nun in beiden Häusern eine Art Vertrauensvotum erlangt, eine Kreditbewilligung von ansehnlicher Höhe, und zwar hatte ganz unzweifelhaft der patriotische Zug, der in dem Antrage lag, das Ganze über Wasser gehalten. Jetzt ging die Sitzungsperiode zu Ende — bis zu den neuen Wahlen im Herbst war das Ministerium gesichert, immerhin etwas sehr Bedeutames für Herren wie Sir Robert Walpole und Genossen, die ja nicht sowohl für ein politisches Programm als für den Besitz ihrer Portefeuilles von Fall zu Fall, von Session zu Session zu kämpfen gewöhnt waren: Und da in der Politik der Erfolg das eigentlich Entscheidende ist, so durfte das Ministerium Walpole in seinem Siege zugleich seine Rechtfertigung suchen.

Freilich eine andere Frage war, ob es nicht doch ein Pyrrhusieg war, dessen schlimme Konsequenzen erst allmählig sich herausstellen und rückwirken mußten, denn nicht minder gewiß, wie jenes erwähnte Resultat war das Weitere, daß dem Siege nach innen eine Niederlage nach außen hin entsprach.

Die Opposition hatte in der letzten Zeit mit der in der Politik den Engländern eigenen Rücksichtslosigkeit wiederholt von der charakterlosen Feigheit des Ministeriums deklamiert ¹⁾, und Lord Carteret hatte Graf Ostein geradezu erklärt, nur aus Furcht vor der öffentlichen Meinung und dem Parlamente habe sich Walpole widerwillig die Anrede vom 19. April und die Forderung der Subsidien abzwängen lassen ²⁾. Es mag unbillig erscheinen, wenn auf Grund solcher Insinuationen die ganze Schuld der Hartnäckigkeit Maria Theresias und infolge dessen das Scheitern der englischen Vermittelung der Opposition in die Schuhe geschoben wurde, aber ohne Folgen ist deren Verhalten sicher nicht geblieben.

Wie gern glaubte man an die Schuld der Minister in Wien, wie schände erschien die Hinterlist derselben, die, obwohl wissend, daß sie demnächst sich gezwungen sehen würden, öffentlich vor dem Parlamente der Königin von Ungarn ihren Beistand zu versprechen, kurz vorher noch versucht hatten, die letztere um alle Früchte dieser Hilfe zu bringen, indem sie dieselbe zur feigen Ergebung, zur Zerstückelung ihrer Länder zu drängen suchten! Dieselbe ungünstige Meinung, welche sich nicht ohne Schuld des englischen Ministeriums in Wien über Robinson gebildet hatte, als sei derselbe ein eigenwilliger und ungetreuer Interpret des Willens seiner Auftraggeber, ward jetzt auf das ganze Ministerium ausgedehnt, welches den wohlwollenden Absichten der hochherzigen englischen Nation so wenig zu entsprechen sich geneigt zeige. Zunächst nannte man das in Wien Charakterschwäche; bald ging man weiter und sprach offen davon, Sir Robert Walpole habe sich von Frankreich bestechen lassen ³⁾.

Die Folge davon war, daß die Beweise wohlwollender Teilnahme, welche

¹⁾ Mahon, Gesch. von England, Übersetzung von Steger III, 98.

²⁾ Coxe, Memoirs of R. Walpole IV, 228 und Wolterton, Life of Lord Walpole, p. 224.

³⁾ Bünau, den 20. Juni; Dresdner Archiv.

England dem Wiener Hofe zeigte, ohne Dank und mit dem Gefühl entgegen genommen wurden, es sei das viel zu wenig, die Mahnungen zur Verständigung mit Preußen aber, in denen man englischerseits fortfuhr, widerwillig gehört und unbeachtet gelassen wurden.

In der That hatte das englische Ministerium es für notwendig gehalten, unmittelbar nach jenem Parlamentsbeschlusse die durch denselben in Wien voraussichtlich erregten Hoffnungen nach Kräften wieder herabzustimmen, und so hatte Lord Harrington unter dem 28. April an Robinson eine sehr eingehende Denkschrift gesandt, welche die Notwendigkeit einer Verständigung mit Preußen noch stärker betonte, als die Note vom 16. März, freilich ohne so bestimmt wie jene auch das Maß der preußischen Forderungen anzugeben.

Mit großem Schmerze habe man in London wahrgenommen, daß Osterreich den Vorstellungen Robinsons bezüglich eines Arrangements mit Preußen nachzugeben nicht geneigt sei, und doch hätten sich die Motive, welche jene Ratschläge eingegeben, inzwischen nur noch verstärkt. Nach den aus verschiedenen Orten mitgetheilten Äußerungen des Marschalls Belleisle sei gar kein Zweifel daran, daß Frankreich die Zeit für gekommen erachte, die Maske fallen zu lassen, daß der Cardinal Fleury, weit entfernt an der pragmatischen Sanktion festzuhalten, vielmehr dem russischen Gesandten zu Paris erklärt habe, jener Vertrag könne schon deshalb keine Geltung beanspruchen, da ihm die Zustimmung des Reiches fehle, welches letztere nunmehr sich entschlossen zeige, den Großherzog von Toscana von der Kaiserwürde auszuschließen und den Kurfürsten von Bayern in dem Streben nach dieser Würde und in den Ansprüchen auf die österreichische Succession mit 30,000 Mann zu unterstützen; und wie weit seine Pläne gingen, zeigten Äußerungen gegen Fürst Boniatowski über eine beabsichtigte Teilung der österreichischen Lande zwischen Preußen, Bayern und Sachsen, dem König von Preußen habe man die vorteilhaftesten Anerbietungen gemacht auf Kosten Osterreichs, und nur die Rücksicht auf die acceptierte englische Vermittelung habe diesen Fürsten bis jetzt von ihrer Annahme abgehalten. Spanien und Sardinien ständen bereits auf Frankreichs Seite.

Dieser Koalition mit Erfolg zu widerstehen, werde nur dann möglich sein, wenn es gelänge, den König von Preußen auf die Seite Osterreichs herüberzuziehen; das dafür zugemutete Opfer erschien nicht zu groß, wenn man dafür das Ganze rette; es sei auch unrichtig, daß man durch eine solche Abtreibung anderen Prätendenten Waffen in die Hände gebe und in die pragmatische Sanktion Breche lege, denn abgesehen davon, daß die vorgeschlagene Form einer Verpändung ein bequemes Auskunftsmittel darbiete, seien jene Ansprüche schon vorbereitet und formuliert gewesen, ganz unabhängig von dem Verlangen Preußens.

Wenn diese letztere Macht auf Seiten der Gegner stehe, werde Osterreich so vielen Gegnern nicht gewachsen sein. Aus eigenen Mitteln sicher nicht, und von wem habe es auf Weistand zu rechnen? Eben jetzt habe es Sachsen gewonnen, doch um teuren Preis, aber wie wenig vermöge dieses zu bieten? Wenn Preußen, das schon voll Argwohn nach Dresden blicke, wirklich angreife, werde Sachsen seine Truppen ganz zur eigenen Verteidigung brauchen; Rußland aber sei durch innere Unruhen und das von Frankreich aufgestachelte Schweden selbst bedroht, von den Generalstaaten so gut wie nichts zu er-

warten, und was England anbetreffe, so habe dasselbe eigentlich gar keine Verpflichtung, Oesterreich gegen Preußen beizustehen, da dieses die Erbordnung Karls VI., zu deren Aufrechterhaltung sich England allein verpflichtet habe, nicht bedrohe, sondern nur gewisse Forderungen geltend mache, welche viel älter seien, als die pragmatische Sanktion. Nachdem jedoch König Georg die bekannte Deklaration dem Parlamente und auch der Königin von Ungarn gewisse Zusicherungen gemacht habe, wolle derselbe gern zur Verteidigung der letzteren nach Kräften beitragen, soweit dies die eigene Sicherheit erlaube, nur möge man in Wien im Auge behalten, daß unter den gegebenen Umständen, wo König Georg bereits einen Krieg auf dem Halse habe und mehrere seiner Staaten gefährlichen Nachbarn exponiert seien, er unmöglich mit dem Nachdrucke und der Energie, wie er es gewünscht hätte, für Oesterreich werde eintreten können.

Wenn Oesterreich sich zu einigen konvenablen KonzeSSIONen herbeilasse, werde das englische Ministerium mit Freuden alles thun, um die Vermittelung zur Konsistenz zu bringen. Dagegen müsse dasselbe eine Aeußerung über den von Robinson übersandten Entwurf eines Bündnisvertrages zwischen England und Oesterreich ablehnen, da dieses zur Voraussetzung den Krieg gegen Preußen habe, welchen England durch eine baldige Verständigung mit dieser Macht zu Ende bringen zu können immer noch hoffe ¹⁾.

Man wird einräumen dürfen, daß diese Note namentlich in dem die Stellung Englands präzisierenden Passus deutlich genug ankündigte, daß ohne eine Verständigung mit Preußen Oesterreich sich auf eine Unterstützung vonseiten Englands nicht wesentliche Hoffnung machen dürfe. Das Schlimme war nur, daß die herrschende Partei in Wien, Bartenstein natürlich voran, eben dies nicht glaubte, vielmehr derartige Ausführungen nur für Ausflüsse der Characterschwäche des Ministeriums hielt, während die Nation ganz anders denke. Deren Wille werde schon durchdringen, wenn man nur selbst standhaft bliebe; so gut wie das Ministerium trotz seines üblen Willens sich zu jener Ansprache an das Parlament habe verstehen müssen, ebensowohl werde es auch einer ernstlichen Unterstützung Oesterreichs, wie das englische Volk sie wünsche, auf die Dauer sich nicht entziehen können. Und so erneuerte denn die Antwort vom 6. Mai nur die Ablehnung jeder Abtretung an Preußen.

Das war die eine Reihe von Konsequenzen jenes parlamentarischen Sieges. Kaum minder bedeutungsvoll zeigte sich eine andere Seite. Unter dem 17. April schreibt König Georg von London aus an sein hannoversches Ministerium, er werde übermorgen ins Parlament gehen „und allem Ansehen nach darin solche Resures genommen werden dürfften, worüber der König von Preußen Ombrage fassen könnte, daß er womöglich mit dem bei Brandenburg zusammenziehenden Corps uns ins Land zu fallen trachtete“. Das Ministerium solle die geeigneten Vorkehrungen treffen, um das Land vor einer Surprise zu sichern; von London aus würden Befehle gegeben werden, daß die dänischen und hessischen Auxiliartruppen auf die erste Requisition zu den hannoverschen Truppen stoßen könnten ²⁾.

¹⁾ Abschrift im Hannoverschen Archiv.

²⁾ Archiv zu Hannover.

War die Besorgnis vor einem Einfalle des preußischen Observationscorps grundlos, so war dagegen ganz richtig vorauszusehen, daß man im preußischen Hauptquartiere an den Parlamentsbeschlüssen großen Anstoß nehmen würde, und es lag auf der Hand, daß dies auch auf die englischen Vermittlungsversuche übel einwirken mußte. In der That ist diese Wirkung eine bedeutende und nachhaltige gewesen.

Der König von Preußen hatte bis dahin, wie wir sahen, der englischen Politik ein im Grunde unverdientes Vertrauen bewährt, der aus Anlaß der Dresdner Konferenzen und der damit zusammenhängenden Intriguen in ihm aufgestiegene Argwohn war wirklich zerstreut worden; über jenen Parlamentsbeschluß aber hat er nie wegzutommen vermocht. Wie ernstlich und eindringlich man ihm auch vorgestellt hat, daß jener Antrag bei dem Parlamente nur die unvermeidliche Konsequenz jener ersten Ansprache unmittelbar nach dem Tode des Kaisers, noch vor dem Bekanntwerden des schlesischen Unternehmens gewesen und an sich unerläßlich für jedes wie immer sonst gesinnte Ministerium dem Parlament gegenüber, daß der Beschluß doch nur gegen Frankreich gerichtet sei und den ernstlich gemeinten Vermittelungsbestrebungen Englands in keinem Falle präjudiziere, und obwohl Lord Harrington von diesem ernststen Willen dem Grafen Truchseß die deutlichsten Beweise zu geben suchte, und sein Ehrenwort, ja seinen Kopf zum Pfande setzte für die ehrliche Meinung König Georgs, was Münchhausen sogar bei seiner Seligkeit, seiner Ehre und allem, was er Heiliges kenne, beschwor ¹⁾, bei Friedrich schlug immer die einfache Erwägung durch, England werde nimmermehr Oesterreich zur Nachsichtigkeit bewegen können, nachdem das Parlament demselben auch für den Fall, daß es hartnäckig zu bleiben vorzöge, Geld und Truppen in Aussicht gestellt hätte.

Dabei ist er im wesentlichen geblieben; er hat wohl mit England unterhandelt, was ja unter allen Umständen in seinem Interesse gelegen hätte, aber man merkt aus allem heraus, daß er abweichend von seinem Minister Podewils keinen rechten Glauben mehr hat an die Möglichkeit eines Zusammengehens mit England. Man wird wohl sagen können, nichts hat so entschieden darauf eingewirkt, Friedrich auf die französische Seite zu drängen als jene Parlamentsbeschlüsse vom April 1741.

In der That hat das Ministerium Walpole ein eigenes Schicksal gehabt. Aus weitverzweigten ernstlich böslischen Anschlägen gegen Preußen hatte es sich glücklich herauszuwickeln vermocht, ohne dessen Vertrauen einzubüßen, — und nun, wo König wie Ministerium wirklich ehrlich die Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen betrieben, entfremdete ihm das letztere anscheinend für immer ein Akt, den es entschieden ohne eine direkt feindselige Absicht gegen Preußen und „der Not gehorchend nicht dem eignen Trieb“ gethan, den es selbst nur als eine ganz interne englische Angelegenheit, eine Handlung parlamentarischer Konvenienz, anzusehen geneigt war.

Aber noch nach einer andern Seite hin hat jener Parlamentsbeschluß eine gewisse Wirkung zu üben vermocht, nämlich auf den sächsischen Hof. Es hatte übel ausgesehen in Dresden Anfang April und nach jenem 10. April, wo der englische Gesandte es als die Meinung seiner Regierung proklamiert hatte,

¹⁾ Truchseß, den 21. April, den 24. Mai, den 5. Juni; Berliner St.-A.

man müsse suchen den König von Preußen mit in die große Allianz zu ziehen. Die Dresdner Konferenzen schienen thatsächlich gesprengt, ihr einziges positives Resultat, der Vertrag zwischen Sachsen und Oesterreich vom 12. April, in Frage gestellt, insofern es doch sehr zweifelhaft erscheinen mußte, ob die Königin von Ungarn dieses Abkommen, welches ihre Gesandten nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß es ihrer Regierung anheimzustellen wäre, ob sie die Überschreibung der Vollmacht seitens der Gesandten genehm halten wollte, unter den veränderten Umständen ratifizieren würde, dabei der Rückzug der Seemächte erklärt und damit auch Rußland verloren, welches immer die eigene Teilnahme an der Koalition von der Englands und der Niederlande abhängig gemacht, und dazu die unheimliche Nähe des Anhaltischen Corps, welches Anfang April eine Bewegung nach der sächsischen Grenze hin gemacht hatte und zum Gipfel alles Schreckens dann die preussische Siegesbotschaft von Mollwitz.

Es war kein Wunder, daß Brühl wiederum mit Preußen anzuknüpfen versuchte. Am 15. April ward der lange gemiedene preussische Gesandte v. Ammon zu Brühl geladen. Die Schlacht von Mollwitz, meinte der Minister, sei doch nicht so entscheidend gewesen, daß sie Oesterreich zum Frieden zwänge, Preußen bedürfe eines Vermittlers, niemand sei dazu so geeignet wie Sachsen, welches als eventueller Erbe bei etwaigen Abtretungen ja notwendig gefragt werden müsse. „Sehen Sie“, schloß er, „wenn der König von Preußen mir sagen wollte, da ist ein und da sind zwei Herzogtümer, mit denen ich mich begnügen will, so könnte man Mittel finden, sich zu arrangieren“¹⁾.

Friedrich erklärte sich sehr damit einverstanden, daß Sachsen England bei dem Versuche einer Mediation unterstütze²⁾. Brühl wiederum glaubte mit der Aufnahme, welche sein Vorschlag gefunden, zufrieden sein zu können, fügt aber, indem er dies an seinen Londoner Gesandten schreibt, hinzu, er habe den Schritt überhaupt nur gethan, um Preußen von einem Einfall in Sachsen abzuhalten³⁾, trägt übrigens kein Bedenken, in Hannover vorzuspiegeln, Preußen habe Sachsens Vermittelung nachgesucht, und man sei auf die Sache nur deshalb eingegangen, um desto sicherer einen etwaigen Angriff des Fürsten von Anhalt abzuwenden⁴⁾; der englische Gesandte in Dresden spottet über diesen eiteln Hof, der, wie die Äußerungen von Brühls Vertrauten, dem Geheimenrat Hennicke, zeigten, sich schon in der Rolle eines Schiedsrichters zwischen Oesterreich und Preußen anerkannt sehe⁵⁾.

Auch nach anderer Seite hin hat Brühl damals anzuknüpfen gesucht und hatte auch die schönste Gelegenheit dazu, als am 16. April Marschall Belleisle auf der Reise nach dem schlesischen Hauptquartier König Friedrichs Dresden berührte und für den sächsischen Minister mancherlei freundliche Worte und glänzende Versprechungen hatte. Billiers hatte schwerlich unrecht, wenn er als sicher annehmen zu können glaubte, daß Brühl in den Konferenzen mit dem Marschall sich ein Schlupfloch offen zu halten gewußt hatte für den

1) Bei Droysen, S. 249.

2) An Ammon in Dresden, den 18. April; Polit. Korresp. I, 230.

3) An Utterodt, den 1. Mai; Dresdner Archiv.

4) Münchhausen an den König, den 28. April; Archiv zu Hannover.

5) Billiers, den 23. April; Londoner Record office.

Fall, daß man etwa in Wien den Vertrag mit Sachsen vom 11. April abwies¹⁾.

Aber vor der Hand kamen solche Eventualitäten nicht in Frage. Wir wissen ja, daß man in Wien die englischen Vermittlungsvorschläge abwies und an den Dresdener Vereinbarungen festzuhalten gemeint war. So brachte denn Graf Bratislaw, welcher, wie oben erwähnt, gleich nach Abschluß des sächsischen Vertrages nach Wien gereist war, um sich wegen der Überschreitung seiner Instruktion zu rechtfertigen, zwar noch nicht eine Ratifikation des Vertrages zurück, aber doch den Ausdruck der Geneigtheit, mit einigen Modifikationen denselben zu acceptieren. In Leipzig, wohin der sächsische Hof übersiedelte, ward darüber verhandelt, und Sachsen fügte sich ohne Schwierigkeit den österreichischen Forderungen, daß z. B. die sächsische Kriegshilfe, deren Eintreten sonst, wie wir wissen, von dem Beginne der kriegerischen Operationen durch die Verbündeten abhängig gemacht war, in dem einen Falle sogleich geleistet werden sollte, wenn das Corps des Fürsten von Anhalt gegen Oesterreich verwendet würde, und daß die Verleihung der Königswürde an Kurachsen erst in Angriff genommen werden sollte, wenn der Großherzog Kaiser geworden, um nicht sonst dem Wahlgeschäfte Schwierigkeiten zu bereiten.

Es ist natürlich, daß dieses wiederhergestellte Einverständnis zwischen Oesterreich und Sachsen durch die Nachrichten aus England von des Königs Rede an das Parlament und dem Beschlusse des letzteren neues Leben empfing. Schon verlautete ja auch aus dem Haag, daß man dort jetzt sich doch entschließen wolle, den König von Preußen zur Räumung Schlesiens aufzufordern. Sachsen hatte natürlich ein lebhaftes Interesse daran, den englischen Vermittlungsvorschlägen entgegenzutreten; und ganz im Sinne Bartensteins schreibt Brühl unter dem 11. Mai, die Königin möge nur standhaft die schwachmütigen Zumutungen von Abtretungen in Schlesien seitens des englischen Ministeriums ablehnen, dasselbe werde sich doch gezwungen sehen, Hilfe zu leisten²⁾.

In Dresden wurden nun auch wieder Konferenzen gepflogen, aber in rechten Fluß wollten die Koalitionsprojekte nicht mehr kommen, und die Berichte der sächsischen Gesandten aus London und Petersburg enthielten mancherlei Bedenkliches. Als der sächsische Gesandte von König Georg eine Garantie des österreichisch-sächsischen Vertrages erbat, sagte der König, er sei schon so mit Garantien behaftet, daß er sich nicht zu lassen wisse, mit einer Bewegung, als sei jede der Garantien ein schmerzhafter Schwär an seinem Körper³⁾, und Lord Harrington wollte von der Marschordre für die englischen Soldtruppen nichts mehr hören, Oesterreich, meinte er, thue ungleich besser sich mit Preußen zu verständigen⁴⁾.

Noch weniger günstig lauteten die Nachrichten aus Petersburg. Graf Lynar fand, daß der leitende Minister General Ostermann eine gewisse Feindseligkeit gegen Preußen nur so lange zur Schau getragen habe, als es

1) Den 16. und 19. April; Londoner Record office.

2) Dresdner Archiv.

3) Litterodt, den 10. Mai; ebd.

4) Litterodt, den 16. Mai; ebd.

ihm darauf angekommen sei, Münnich zum Falle zu bringen; jetzt zeige er selbst keine bessere Gesinnung als jener; was die verlangte Garantie des österreichisch-sächsischen Vertrages anbetreffe, so verstecke er sich zunächst hinter dem Umstande, daß Oesterreich noch nicht ratifiziert habe, aber auch für den Fall, daß dies erfolge, möge er Rußlands Beitritt nicht mit Sicherheit in Aussicht stellen; ebensowenig dürfe Oesterreich auf seine Hilfe rechnen, der General sage, unter einer minderjährigen Regierung müsse man ganz besonders vorsichtig und behutsam sein, die Lockung mit preussischen Eroberungen, daß etwa Rußland Ostpreußen nehme, um dies an Polen gegen Kurland und die Ukraine auszutauschen, verfange nichts; Ostermann erkläre den Gedanken für unausführbar, wenn er auch hinzusetze, geborgt sei nicht geschenkt. Er weise auf die Unzuverlässigkeit der andern Alliierten hin und habe dem österreichischen Gesandten kürzlich ganz offen erklärt, da Rußland selbst von den Schweden, Türken und Persern bedroht sei, könne es für Oesterreich nichts thun. Und schließlich habe er auf wiederholtes Drängen Lynars unwillig ausgerufen, 30,000 Mann seien kein Kapendreef ¹⁾.

Das waren wenig tröstliche Ausichten für die große Koalition, die man in Wien und Dresden so ungern aufgeben mochte, und gegen Ausgang des Mai scheint trotz der günstigen Einwirkung, welche eine Zeit lang der englische Parlamentsbeschluß zu üben vermocht hatte, die Stimmung in Wien wie in Dresden niedergeschlagen genug zu sein, und in natürlicher Folge davon auch das Einvernehmen zwischen beiden Höfen wieder mehr in Frage gestellt; in Wien zögerte man mit der Ratifikation jenes Bundesvertrages, und von Dresden aus ließ man andeuten, daß, wenn Oesterreich eine direkte Versöhnung mit Preußen betreibe, ohne an Sachsen zu denken, dieses letztere nicht würde umhin können, seine Entschädigung anderswo zu suchen ²⁾. Die Berichte des sächsischen Gesandten Büнау enthalten vor allem unaufhörliche Klagen über Robinsons verderbliche Thätigkeit, derselbe agitire nicht nur für Preußen, sondern auch direkt gegen Sachsen, dessen Forderungen er als exorbitant bezeichnet, und er scheine Boden zu gewinnen; — wenn nicht ein Umschwung auf dem schlesischen Kriegstheater eintrete, könne die Sache leicht zu unerwünschtem Ende kommen. Das englische Ministerium scheine bestochen zu sein: von dem sei keine Hilfe zu erwarten, und die Ratgeber der Königin, selbst Sinzendorf, neigten allmählich zum Frieden mit Preußen, nur Bartenstein und Rinsky hielten noch stand; Maria Theresia selbst habe kürzlich erklärt, von ihren Alliierten verlassen, werde sie am Ende einen schlechten Frieden machen müssen ³⁾.

Dazu sollte es aber nun doch fürs erste nicht kommen; unter allzu widerspruchsvollen Umständen hatte sich der Umschwung der englischen Politik vollzogen, als daß sie auf solche Resultate hätte hoffen dürfen, und dieselben Widersprüche, die in Wien dem Drängen Englands den Nachdruck nahmen, machten im preussischen Hauptquartier den König ungeduldig und geneigter, es mit Frankreich zu versuchen, da ihn England doch nur hinhalten wolle.

¹⁾ Lynar, den 22. Mai; Dresdner Archiv.

²⁾ Brühl an Büнау, den 22. Mai; ebd.

³⁾ Büнау, den 17., 18. und 20. Mai; ebd.

Sechstes Kapitel.

Welsche Begehrlichkeiten.

Ehe wir den Fortgang der englischen Vermittelung, welche zunächst nun an erster Stelle Lord Hyndsford zufiel, weiter verfolgen, müssen wir eine andere Kette von Verhandlungen, welche seitab von den übrigen lagen und lange in tiefem Geheimnis geführt wurden, näher ins Auge fassen, nämlich die zwischen Preußen und Hannover.

König Georg II. steht bei den Engländern in dem Rufe, die Interessen seiner deutschen Stammlande zu allen Zeiten höher gehalten zu haben, als die Englands; im Unterhause warf man ihm offen genug seine Unkenntnis der englischen Sprache und Verfassung vor, und daß seine Reden immer mehr für den Meridian von Deutschland als für den Großbritanniens berechnet schienen ¹⁾, und schwerlich ganz mit Unrecht. Graf Brühl schreibt in dieser Zeit einmal nach Hannover, die Herren Engländer schienen immer nur das Gleichgewicht zwischen den Häusern Oesterreich und Frankreich im Auge zu haben und weniger nach der Ordnung und der inneren Proportion unter den Gliedern des Reiches zu fragen als nach dem Gleichgewichte unter den Staaten Europas ²⁾. Nicht im Sinne Brühls, aber in Wahrheit war dies ein Lob, kaum verdient von den englischen Ministern und sicherlich nicht von König Georg, dem, wie es Brühl nur wünschen konnte, der kurbraunschweigische Gesichtspunkt ganz die Seele füllte. Jene „innere Proportion unter den Gliedern des Reiches“ drohte eine Vergrößerung Preußens in Schlesien zu stören. Solcher Störung zu begegnen, gab es zwei Mittel: den das kurfürstliche Gleichgewicht gefährdenden Machtzuwachs des Nachbarn konnte man entweder unschädlich machen durch eine entsprechende eigene Vergrößerung, oder aber hindern.

Allen Anschein nach haben beide Möglichkeiten fort und fort vor Georgs Seele gestanden. Wir finden, daß er noch am 27. Januar, also in einer Zeit, wo er bereits tief in Pläne einer Aktion gegen Preußen verwickelt war, seinen

¹⁾ Mr. Shippen ward für eine solche Auserung eine Zeit lang in den Tower gesperrt. Coxe, Memoirs of R. W. IV, 209.

²⁾ Bemerkungen zu Harringtons Promemoria vom 28. April; St.-A. zu Hannover.

hannoverschen Ministern gegenüber erörtert, wie man wohl für den Fall, daß Preußen doch seine Absichten durchführe, für die eigenen Interessen noch am besten zu sorgen vermöge. Er wolle, schreibt er, alles Mögliche für die Erhaltung der pragmatischen Sanktion thun. „Dafem aber die Umstände im Fortgange dermaßen verworren werden sollten, daß sie Gelegenheit zu einer Acquisition darreichten, so ist wohl nichts billiger, als daß, wenn andere bei ihren reichsverfassungswidrigen Unternehmungen Acquisitionsen machen, wir unseres Ortes bei unserem guten Willen und legalen Absichten nicht leer ausgehen, und gleich wie solchenfalls die perpetuierliche Erwerbung des Stiftes Hildesheim allerdings unser Augenmerk sein wird“ u. s. w. Es wird dann ein 1711 noch von Leibniz ausgearbeiteter Plan herangezogen, der die alten Ansprüche Braunschweig-Lüneburgs auf Hildesheim entwickelt, die man in den Bedrängnissen des 30jährigen Krieges 1642/43, doch nicht ohne Vorbehalt, aufgegeben habe ¹⁾.

Indessen, vom welfischen Standpunkte aus betrachtet, konnte dies doch immer nur als ein Auskunftsmitel, zu dem man in der Not greifen mochte, erscheinen. Als das Erwünschtere mußte es unter allen Umständen angesehen werden, wenn es gelang, die Vergrößerung des ohnehin schon zu mächtigen Nachbars überhaupt zu hintertreiben. Denn schon die bloße Möglichkeit eines solchen Unternehmens, wie es hier der junge König von Preußen allein, ohne Alliierte, gegen eine der alten Großmächte wagte, war geeignet, den letzten Rest von Täuschung darüber zu zerstören, als ob das Gleichgewicht unter den deutschen Kurfürsten überhaupt noch bestehe; es zeigte, daß Kurbrandenburg denn doch über das Maß der übrigen hinausgewachsen war, und ein solcher Überschuß von Macht in der Hand eines jungen Fürsten, der seine Regierung mit einem so kühnen Beginnen anfang, mußte ja doppelt bedrohlich erscheinen und in demselben Maße zweifelhaft werden, ob eine gleichartige Konvention für Hannover, die doch immer nicht wohl der Errungenschaft des Nachbarn gleichgekommen wäre, unter solchen Umständen hinreichende Garantien zu bieten vermöchte.

Da mochte das andere Mittel prinzipieller Gegnerschaft gegen die Gelüste des Nachbarn denn doch zweckdienlicher scheinen. Gelang es, Preußen zum Verzicht auf die erhobenen Ansprüche zu zwingen, so war das nicht bloß die Verhinderung eines Machtzuwachses, sondern die erlittene Niederlage schloß notwendig eine gewisse Schwächung in sich; und noch weitergehende Absichten schienen sich ja, wie wir wissen, in erfreulichem Klimax zu eröffnen, nicht nur jene indirekte Machtverminderung des Nachbarn, sondern ein direktes „Beschneiden der Flügel“, eine Verkleinerung seines Landgebietes als Strafe jenes Unterfangens schien sich erzielen zu lassen und schließlich sogar eine eigene Bereicherung aus den Spolien des Bestraften. Das war dann wirklich reeller Vorteil, Vermehrung der eigenen Kraft gleichzeitig mit der Schwächung eines allzu mächtigen Nachbarn, besser konnte für die „innere Proportion der Glieder des Reiches“ nicht gesorgt werden, und für solch löblichen Zweck, was sonst so ungemein schwer fiel, in Folge einer besonders günstigen Konstellation auch die Kräfte Englands gewinnen zu können, das mußte in der That vom welfischen Standpunkte aus, und einen anderen hat

¹⁾ Archiv zu Hannover.

König Georg wohl nie zu gewinnen vermocht, überaus lockend erscheinen. Es war kein Wunder, daß er zugriff und daß solchen Perspektiven gegenüber es zunächst ganz unwirksam blieb, wenn Preußen jenen anderen Hebel der welfischen Konvenienzen spielen zu lassen versuchte und Graf Truchseß die mecklenburgischen Pfandämter zu bleibendem Besitze versprach und Weiteres in Aussicht stellte.

Kühl und spröde ward in London seinem Werben begegnet. An den Minister für Hannover konnte er lange gar nicht herankommen, es hieß, in dessen Hause seien die Pocken, und König Georg vermied auf die Sache einzugehen, und noch schlimmer als in London schien man sich in Hannover stellen zu wollen. Wir hörten schon von der Kabinettsordre vom 20. Dezember 1740, durch welche König Georg die früher angeordnete Absendung eines außerordentlichen hannöverischen Gesandten widerrief, da an ein Zusammengehen mit Preußen nicht mehr zu denken sei ¹⁾, und als Preußen in Hannover den Einmarsch in Schlesien anzeigen ließ und freundliche Erwartungen daran knüpfte, antwortete das dortige Ministerium in referiertestem Tone, es bedauere, über die preußischen Gerchtfame nicht informiert zu sein ²⁾, worauf dann Podewils sich beeilt, zwölf Exemplare der Rechtsdeduktion einzujenden ³⁾.

Zu das Studium dieser Deduktionen vertieft, beobachten nun die hannöverischen Minister länger als einen Monat ein zurückhaltendes Schweigen. Natürlich wissen sie, was sich von London aus vorbereitet, und wenn sie auch selbst dem König gegenüber auf die Nothwendigkeit hinweisen, so lange bis der König das Konzert wirklich fertig habe, zu simulieren und in dieser Absicht, um nicht Verdacht zu erregen, ihren Gesandten Lenthe in Wien ruhig an der Verständigung mit Preußen weiter arbeiten lassen, der in bestem Glauben an der Seite von Robinson den dortigen Hof zur Vermittelung mit Preußen drängt ⁴⁾, so bleiben sie doch nicht ganz unthätig; sie rüsten im stillen, versuchen ausmärtige Werbungen und unternehmen sogar, allerdings erst auf Anregung des Grafen Stolberg-Bernigerode, einen niedersächsischen Bund zustande zu bringen, dem dann Georg dadurch ein praktisches Interesse abzugewinnen sucht, daß er vorschlägt, so wie vor einigen Jahren Braunschweig gegen eine Summe Geldes es übernommen, für Hamburg das Reichs- und Preiskontingent zu stellen, so wolle er jetzt, wenn die niedersächsischen Städte insgesamt angemessene Summen bewilligten, für sie Truppen liefern.

Wesentliche Früchte hat der ganze Gedanke des niedersächsischen Bundes nicht getragen, wenngleich die Verhandlungen bis in den April hinein fortgeschritten werden. Dänemark ließ sich nicht heranziehen, und von den übrigen Ständen zeigte sich bald, daß sie gegen Preußen nicht zu engagieren sein würden. Braunschweig-Wolfenbüttel, auf das natürlich sehr gerechnet wurde, wünschte von vornherein Preußen keine Umbrage zu geben, vielmehr ihm die Accession offen zu halten; sein Gesandter v. Münchhausen plädierte bald ganz

1) Archiv zu Hannover.

2) Den 8. Januar; Berliner Archiv. Hannöversche Neutralität.

3) Den 14. Januar; ebd.

4) König Georg wollte das übrigens auch so. Verfügung vom 10. Januar 1741; Archiv zu Hannover.

offen zugunsten Preußens ¹⁾, und Graf Stolberg, dessen Bundesentwurf übrigens gleich anfangs schwerlich eine wirklich feindselige Haltung gegen Preußen bezweckte ²⁾, bemühte sich, als ihn König Friedrich unter dem 18. Februar eines eigenen Briefes würdigte, mit der Aufforderung, das hannöversche Ministerium zum engen Anschluß an Preußen zu bewegen, dieser nach besten Kräften nachzukommen. Schließlich fand übrigens König Georg selbst, daß der Bundesgedanke ihn hindern könne, seine eigenen Wünsche, z. B. die Annexionierung von Hildesheim zc. zu betreiben ³⁾, und so schloß die Sache denn ein.

Dagegen hat es einen Zeitpunkt gegeben, wo König Georg, und zwar unabhängig von den Dresdner Konferenzen an ein kriegerisches Vorgehen gegen Preußen von Hannover aus ernstlich gedacht hat, natürlich aber im Bunde mit Oesterreich, welches letztere ihm alle Avantagen, welche der Krieg bringen würde, gönnen und zu ihrer Maintienierung das Beste thun sollte, das Ministerium in Hannover solle erwägen, worin solche Avantagen wohl am günstigsten bestehen könnten ⁴⁾. Es war dies die Zeit, wo Mr. Trevor aus dem Haag von den so entschieden klingenden Äußerungen des holländischen Pensionars Bassacour und anderer Vertreter dieser einflußreichsten Provinz der vereinigten Niederlande berichtete und damit die Meinung erweckte, man werde ohne Schwierigkeit diese Macht zu energischem Vorgehen gegen Preußen mit fortreißen können. Damals eben schrieb, wie schon früher angeführt wurde, König Georg an sein hannöversches Ministerium, es sollten schleunigst durch den englischen und holländischen Gesandten dem Könige von Preußen erste Vorstellungen gemacht und die Zurückziehung seiner Truppen gefordert werden, Guy Dickens solle unverzüglich über die darauf erhaltene Antwort nach Hannover berichten, und falls dieselbe „ungewierig“ laute, solle das Ministerium schleunigst alles zur Hand nehmen, zur Deckung der Lande alles in Postur setzen, rüsten, für Fourage sorgen, Magazine anlegen, Pferde kaufen zc.

Ja, es solle sogar den Fall in Erwägung ziehen, daß Hannover offenlos vorgehen müsse, Sachsen werde man durch die Eröffnung von Ausichten einer Teilnahme an den zu machenden Conquäkten gewinnen können, man werde sich im Halberstädtischen und Magdeburgischen festsetzen, das Ministerium solle (wie mit geographischer Unbefangenheit hinzugefügt wird) berichten, an welchem Punkte man zu dem Ende am besten die Elbe werde überschreiten können u. s. w. ⁵⁾.

Es war das die Zeit, wo Georg II. dem österreichischen Gesandten, Grafen Ostein, ganz positiv versprochen hat, mit aller seiner eigenen Macht und den „anverlangenden“ dänischen und hessischen Auxiliartruppen gegen Preußen zu agieren ⁶⁾.

¹⁾ Vgl. die Anführung bei Droysen, S. 171, Anm. 1.

²⁾ Bericht vom 10. Februar an König Georg.

³⁾ Den 10. März. Von diesen Bestrebungen handelt ein besonderes Aktenstück im Archiv zu Hannover.

⁴⁾ Georg an das Ministerium zu Hannover, den 31. Januar; Archiv zu Hannover.

⁵⁾ So ein zweiter Erlaß vom 31. Januar (neuen Stils).

⁶⁾ Bericht Ostein's vom 27. Januar; angeführt bei Arnetz, S. 391, Anm. 7.

Noch deutlicher treten uns die Absichten des Königs aus dem Berichte entgegen, welchen Graf Ostein Anfang Februar dem hannoverschen Minister Grafen Steinberg über die Äußerungen machte, die der König in den ihm gewährten Audienzen gethan. Georg hatte auf das erneuerte Gesuch um Gewährung der traktatmäßigen Hilfe erwidert, der Plan ginge vorläufig dahin, die heßischen und dänischen Auxiliärtruppen an sich zu ziehen und nicht, wie die Königin begehrte, selbige nach Schlesien zu schicken, sondern vielmehr den König von Preußen damit im eigenen Lande anzugreifen. Die Königin von Ungarn würde nach solcher Gegend zu gleichfalls agieren müssen, man werde den Feind alsdann in die Mitte nehmen und allmählich zusammenstoßen. Sachsen werde sich anschließen können, den Rücken müßte Holland frei halten, Rußlands Diverſion werde dann dazu kommen.

Georg hatte ausdrücklich angeraten, die Königin von Ungarn solle sich nicht mit Preußen verständigen, dagegen zu verstehen gegeben, er erwarte, man werde ihm seine Conquëten, die man Preußen abnehme, gönnen, Graf Ostein solle sich Vollmacht zu einem förmlichen Vertrage verschaffen, aber nur mit dem hannoverschen Ministerium, ohne gegen die englischen Minister etwas zu äußern ¹⁾.

Aber lange hat diese kühne und kriegsmutige Stimmung nicht vorgehalten. Auf ein erneutes Drängen Osteins (Anfang März) muß ihm Graf Steinberg antworten, die Assistenz von Rußland und Holland sei immer als Bedingung vorausgesetzt worden ²⁾, und wir dürfen es schwerlich für bedeutungslos halten, daß bereits am 17. Februar Georg die Sendung eines außerordentlichen hannoverschen Gesandten, des Geheimrates v. Schwichel, in das preußische Hauptquartier anordnete.

Was den König bestimmte, scheint nicht allzu schwer zu erkennen. Wir müssen uns erinnern, daß die ganze Idee des großen Konzertes gegen Preußen recht eigentlich der Ausdruck der persönlichen Willensmeinung König Georgs war; von dem englischen Ministerium wissen wir ja, daß es nicht ohne Reserve darauf eingegangen war, und von dem hannoverschen werden uns gleich anzuführende Äußerungen überzeugen, daß es nicht ohne Bedenken Intentionen zustimmte, denen direkt zu widersprechen man nicht den Mut hatte. Für Georg aber war die Hauptsache an der ganzen Sache, die Krönung des Gebirgskönigs, seines Lustschlosses nämlich, „die preußischen Conquëten“, wie dies auch der österreichische Gesandte sehr richtig erkannte ³⁾. Nun mochte aber schon die erste Sondierung der Alliierten gezeigt haben, wie ungünstig gerade hierfür die Aussichten waren. Rußland, auf dessen Kriegsmacht doch besonders gerechnet wurde, war für jenen Plan nicht zu erwärmen, und auch von Osterreich wissen wir ja, wie es gerade über diesen Punkt sehr abweichende Gedanken hegte, einfach von den Garanten der pragmatischen Sanction die vertragsmäßige Hilfe heischte, aber Eroberungen auf Kosten Preußens niemandem gewährleisten mochte. Wir sahen ja auch, wie die Dresdner Verhandlungen

¹⁾ Diese Eröffnungen hat Graf Ostein dem Grafen Steinberg am 14. Februar gemacht, Bericht des letzteren nach Hannover vom 15. Februar; Archiv zu Hannover. In ganz gleichem Sinne hat Ostein unter dem 13. Februar nach Wien berichtet; bei Arnetz, S. 391, Anm. 6 und S. 392, Anm. 10.

²⁾ Unter dem 14. März teilt das Steinberg nach Hannover mit.

³⁾ Ostein, den 13. Februar; bei Arnetz, S. 392, Anm. 10.

auch in ihrer Blütezeit eigentlich immer nur das Ziel, in Aussicht nehmen, Preußen durch bewaffnete Vermittelung zum Frieden zu zwingen und höchstens bei günstigem Verlauf der Kriegsoperationen ihm die Lausitzer Lehen zu entziehen.

Allerdings hätte welfischer Eiferjucht auch dieses Ziel, die Demütigung des gefürchteten Nachbarn, genügen können, aber hier war Georg eben nicht ganz konsequent. Wohl haßte er seinen Neffen, wie es Lord Harrington selbst so aufrichtig eingestand ¹⁾, aber dem Haße vermochten in seiner Seele Weisheit und Gabsucht die Wage zu halten. Anstrengungen zu machen, Opfer zu bringen, ein gewisses Risiko auf sich zu nehmen, bloß aus Vertragstreue, ohne jede Aussicht auf eigenen Gewinn, für eine Vergrößerung Sachsens zu arbeiten, während Hannover leer ausgehen sollte, war doch sehr wenig nach dem Geschmade einer Politik, bei der, wie Georgs vertrautester Minister Münchhausen einmal ganz offen es ausspricht, die „*cupido habendi* immer nur allzu sehr hervorblickt“ ²⁾.

Es ist ganz deutlich wahrzunehmen, daß bei König Georg der anfängliche Eifer für eine Aktion gegen Preußen erkaltet, in demselben Maße, wie die Aussichten auf preußische Conquëten verschwinden, in den Schriften des Königs wird wiederholt darauf Bezug genommen, daß Rußland von jenen Spolien nichts habe hören wollen; von kriegsmütigen Äußerungen, wie sie früher Graf Stein aus des Königs Munde wiederholt zu berichten hatte, hören wir seit Ende Februar nichts mehr, und den Anfang dieser Wendung bezeichnet eben bereits der Entschluß zur Sendung Schwicgeltz's, wengleich zu dieser den ersten Anstoß das hannöversche Ministerium gegeben haben dürfte, welches dieselbe bereits unter dem 10. Februar anrät, allerdings zunächst in der Absicht, damit der König von Preußen nicht „vorzeitig soupçon fasse und man Näheres über die *contenance* von Preußen erfahren könne“, aber dann doch auch zu dem Zwecke, daß derselbe für alle Fälle wegen einer Annexion von Hildesheim unterhandle“ ³⁾.

Hierin eben, daß man nun doch auch jenen zweiten Weg, in gütlichen Vernehmen mit Preußen die Erzielung des von der Gegenpartei verfasten Landgewinnes, anstrebte, wenn dies auch vorerst nur als Eventualität ins Auge gefaßt wurde, scheint der Anfang einer Wendung zu liegen.

Die Vertagung der kriegerischen Absichten war entschieden sehr nach dem Sinne der hannöverschen Minister, welche trotz aller Feindschaft gegen Preußen sich doch nie für die Koalitionspläne ihres Herrn zu erwärmen vermocht hatten, einfach deswegen, weil man an die Ausführbarkeit der Eroberungspläne auf Kosten Preußens nicht recht zu glauben vermochte. So antworteten die Minister auf jene kriegerische Verfügung des Königs vom 31. Januar, sie hegten große Bedenken wegen des Bündnisses mit Osterreich, Rußland werde durch die Besorgnis vor Türken und Schweden abgehalten werden, etwas zu thun, Sachsen spekulierte selbst auf die Depouillen Osterreichs, von Holland sei nicht viel zu erwarten, die hannöverschen Truppen seien nicht gerüstet, das Land liege ganz offen, und Osterreich selbst sei ohne Truppen, Geld und

¹⁾ Vgl. o. S. 347.

²⁾ In einer noch näher anzuführenden Denkschrift vom 23. Mai.

³⁾ Archiv zu Hannover.

guten Rat¹⁾. Nach solcher vorausgeschickten Erklärung konnte das, was es auf die Fragen des Königs bezüglich eventueller kriegerischer Maßnahmen pflichtmäßig eingehend erwidert, nur von geringerm Gewichte sein.

Weiter hat dann in einem großen, am 1. März abgehaltenen Räte das Ministerium dem Könige als das Förderlichste vorgeschlagen, auf die Propositionen des am 24. Februar in Hannover eingetroffenen preußischen Gesandten Baron Plötho bezüglich einer engeren Allianz zwischen Preußen und Hannover, resp. der Erneuerung des foedus perpetuum von 1693 einzugehen, da auf diesem Wege, wobei Preußen nichts als bona officia in Wien verlange, es dahin zu bringen sein werde, daß das Haus Oesterreich nach Befriedigung der preußischen Ansprüche und allenfalls einer mäßigen Konvenienz für Sachsen, im Besitz seiner übrigen Lande erhalten und der Herzog von Lothringen zur Kaiserwürde erhoben werde und endlich auch Hannover einen Landzuwachs erlange²⁾.

Wesentlich herbeigeführt hat den Beschluß ein ausführliches Gutachten des einflussreichsten Ministers, des Großvogts v. Münchhausen, der hier fünfzehn Gründe, „welche für die preußische Allianz militirten“ mit einem Scharfsinne und einer Gründlichkeit zusammengestellt hatte, wie dieß der preußische Gesandte kaum hätte besser ausführen können. In der That findet man hierin Gesichtspunkte, welche uns sonst nur in preußischen Ausführungen zu begegnen pflegen, es werden die Interessen der zahlreichen Evangelischen in Schlesien betont, welche gegen die allzeit auf Unterdrückung ihrer Religion gerichteten consilia der österreichischen Regierung geschützt zu werden einen Anspruch hätten, und anderseits die österreichischen Anführungen bekämpft; es sei von vornherein zweifelhaft, ob ein casus foederis anzuerkennen sei, da Hannover doch nur die Erhaltung der in der pragmatischen Sanction enthaltenen Erbfolgeordnung garantiert habe, welche letztere einmal die Rechte Dritter nicht ausschliesse und dann von Preußen nicht angefochten würde; ferner sei es ebenso wenig zuzugeben, daß eine Vergrößerung Preußens in Schlesien das europäische Gleichgewicht erschüttern würde, und ebenso wenig, daß eine Abtretung nach dieser Seite hin Oesterreich allzu sehr schwächen würde. Kaiser Leopold habe seiner Zeit mit ungleich kleinerem Landbesitz siegreich gleichzeitig gegen die Türkei und Frankreich zu kämpfen vermocht, und schließlich seien, wenn nun doch einmal, wie es den Anschein habe, Oesterreich gewisse Opfer bringen müsse, diese doch noch lieber Preußen und an zweiter Stelle Sachsen zu gönnen, als daß man Frankreich und Spanien zugreifen ließe.

Auch das Sonderinteresse Hannovers spräche für einen Anschluß an Preußen, welches ja nicht mehr als eine Defensivallianz und gute Dienste in Wien verlange und dafür erwünschte Erwerbungen in Aussicht stelle. Wenn gleich eine Vergrößerung dieses Nachbarn für Hannover nicht erwünscht sein könne, so sei eine solche gerade nach der schlesischen Seite hin noch am wenigsten bedenklich, und immer sei eine Verständigung mit Preußen das Ratksamste, da die ganze Lage Hannovers im Falle eines Bruches mit dieser Macht höchst gefährlich werden müsse, auch gar nicht abzusehen sei, wie in solchem Falle, wo Preußen notgedrungen in Frankreichs Arme getrieben werde, ein land-

¹⁾ Den 10. Februar.

²⁾ Bericht vom 8. März.

verderbender Krieg und der Umsturz der Reichsverfassung abgewendet werden sollte. Eine Allianz mit Sachsen werde für diesen Fall um so weniger Schutz gewähren, als die Dresdner consilia so weitaussehend und verderblich schienen, daß sie noch mehr Unheil anrichten könnten, als die Preußens.

Allerdings werden um voller Unparteilichkeit willen und mit Rücksicht auf des Königs bekannte Gesinnung nun weitere neun Gründe aufgestellt, die wiederum gegen die Allianz mit Preußen sprächen; indessen konnte niemandem verborgen bleiben, wohin nach des Verfassers Meinung das Zünglein der Wage sich neige.

Man empfiehlt zugleich die Verhandlungen in Dresden etwas zu „trainieren“¹⁾, um nicht in Widersprüche zu kommen, doch König Georg mit seinen zwei Sehnen auf seinem Bogen zieht es vor, wie bisher, an einer Stelle auf, an anderer abwiegeln zu lassen; er antwortet unter dem 14. März, das eine wie das andere scheine bedenklich, es empfehle sich noch abzuwarten; gegen den preußischen Gesandten Plottho möge man sich declinatorisch verhalten. Natürlich war Plottho wenig damit gedient; als ihm nun das Ministerium erklärte, sein König wünsche vor Abschluß der Allianz mit Preußen die sächsischen Streitigkeiten beendigt zu sehen, da man doch einmal auch gegen Österreich Verpflichtungen habe, erwiderte er, man schiene seinen Herrn bloß hinhalten zu wollen, und ließ merken, daß, wenn erst ein Abkommen mit Österreich zustande gekommen sei, die hannoversche Allianz keinen Preis mehr haben würde²⁾, und als die Sachen nicht vorwärts kommen wollten, drohte er Ende April mit seiner Abberufung.

Augenscheinlich wünschten König Georg und sein Londoner Minister für Hannover, Graf Steinberg, den Schwerpunkt der über das preußische Bündnis zu pflegenden Verhandlungen nicht sowohl nach Hannover verlegt zu sehen, vielleicht weil ihnen Münchhausen wieder zu sehr für Preußen eingenommen schien, als vielmehr den Händen des außerordentlichen Gesandten v. Schwichelt anvertraut zu sehen, welcher Mitte März bei König Friedrich eintraf. Sehr zum Schaden ihrer Sache, denn Plottho hätte sich vermutlich namentlich mit Münchhausen wohl verständigen können und zwar um so leichter, da der österreichische Gesandte in Hannover, Freiherr v. Zartheim, der Schwager des Feldmarschalls Reiperg, für einen sehr gemäßigten Mann, einen Gegner Bartensteins und Anhänger der Partei des Großherzogs galt, dessen versöhnliche Gesinnung Plottho sehr rühmt³⁾. Man hat in Preußen ernstlich daran gedacht, der freundlichen Gesinnung Münchhausens durch den Schwarzen Adlerorden und der versöhnlichen Zartheims, wenn das anzugehen schiene, durch eine ansehnliche Geldsumme nachzuhelfen⁴⁾.

Recht im Gegensatz dazu hat sich der eigentliche Unterhändler, der Geheimerat v. Schwichelt, ein beschränkter zopfiger Diplomat der alten Schule, dem die engherzigste argwöhnische Hinterhältigkeit für die Hauptkunst des Staatsmannes galt, als die allerungeeignetste Persönlichkeit für den Verkehr gerade

1) Den 1. März.

2) Bericht Münchhausens vom 20. März; Archiv zu Hannover. Plottho, den 21. März; Berliner Archiv.

3) Den 6. April.

4) Aus dem Kabinett an Plottho, Lager von Mollwitz, den 29. April.

mit einem Fürsten, wie König Friedrich war, gezeigt. Mit seiner ungeschickten und breitspurigen Angftlichkeit, welche überall Fallstriche witterte, hat er trotz allen guten Willens, welchen ihm anfangs der König und ganz besonders dessen Minister Podewils entgegenbrachten, seinen Hof um alles und jedes Resultat gebracht, immer den geeigneten Moment unbenutzt vorübergehen lassen und ist mit traurigem Fiasco schließlich heimgegangen.

Zunächst wurde er freundlich empfangen, vor allem in Berlin von der Königin-Mutter, bei der die Stimmne des Blutes trotz der wenig brüderlichen Gesinnung König Georgs nicht zu sprechen aufgehört hatte. Sie gab ihrem lebhaften Wunsche Ausdruck, ein möglichst inniges Bündnis zwischen beiden Höfen geschlossen zu sehen, und zitterte bei dem Gedanken, daß hinter der immer aufs neue verzögerten Absendung Hyndfords irgendwelches feindselige Geheimnis sich bergen könne ¹⁾.

Auch bei Podewils findet er freundliche Aufnahme in seiner ersten offiziellen Audienz am 16. März und vernimmt die günstigsten Äußerungen über seinen Souverän, von dem man mit Genugthuung gehört habe, wie warm er in Wien die preussischen Forderungen befürworte; um so sicherer sei man, daß er sich nicht in die verderblichen Pläne Sachsens ziehen lassen werde ²⁾. So kam man denn schnell zu dem Gegenstande, der Schwichelt am meisten interessierte; derselbe äußerte mit einer gewissen Naivetät, bei den großen Erwerbungen, die Friedrich vorhabe, möge man auch sie etwas abkommen lassen, man möchte sie miteissen lassen ³⁾. Podewils erwidert, Truchseß in London und Blotho in Hannover hätten Befehl, nach den Wünschen des Königs von England zu fragen, und Schwichelt, der die Instruktion hatte, möglichst den preussischen Minister selbst anbieten zu lassen, ging sogleich näher auf die Sache ein.

Zunächst kamen die mecklenburgischen Ämter an der Elbe samt dem Zolle auf diesem Flusse in Betracht, welche Hannover etwa seit 1734 besetzt hielt, als Unterpfand für die aufgewendeten Kosten einer von Reichswegen gegen den gewalthätigen und starrköpfigen Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin vollstreckten Exekution.

Graf Truchseß hatte bereits hier angeboten, nicht nur zur Ummwandlung des hypothekarischen Besitzes in einen definitiven zu helfen, sondern auch außerdem noch die Zustimmung Preußens, dem ein verbrieftes Erbanspruch auf die mecklenburgischen Lande zustand. Den Wert dieses Angebotes herabzusetzen, schien Schwichelt zweckmäßiger Handelsbrauch: den Pfandbesitz besetzte Hannover im Grunde niemand, sollten aber die Herzoge Geld genug aufreiben, so werde es schwer sein, sie an der Auslösung zu hindern, und große Anstrengungen lohnten die Ämter nicht, da sie kaum die Zinsen der Pfandsumme abwürfen; aber Podewils zeigte sich gefattelt, er wisse ganz genau, daß, wenn man auch die darauf haftende Summe abziehe, man immer noch mindestens 20 % gewinne, auch seien Land und Leute unschätzbar. Hier schäpe der Gesandte zu niedrig und bei Schlesien viel zu hoch, wenn er von 10 Millionen jährlicher Einkünfte spreche, er könne nachweisen, daß das ganze

¹⁾ Schwichelt, den 18. März; Archiv zu Hannover.

²⁾ Schwichelt, den 18. März.

³⁾ Podewils, den 18. März; Berliner Archiv.

Land dem Kaiser nie mehr als 3 Millionen gebra
Widerspruches brauche man nicht besorgt zu sein, u
einig sein. Über die preussischen Successionsan
zu leicht denken, weil noch einige Herzoge da sei
seien oft zur Wirklichkeit geworden.

Im übrigen aber zeigt sich Podewils
in Betracht zu ziehen und schlägt, als
Bisum Osnabrück vor, wo Hannover
ein Besatzungsrecht abwechselnd mit
Schwichelt da Einspruch von den
tet, beruhigt Podewils, Brand
liches wohl durchzusetzen ver
friesland an, falls die g
seinerseits wagt zwar n
tungen der westfälische
einfach einen Repuls
welches man ja e

geben zu wollen
da die Preusse
hier größ
herige
Zur
die ganze
Breslau
den 4.
sächsischen
mögen
doch als er, am 8. April in Breslau eingetroffen, am 21sten
im Lager von Mollwitz Audienz hatte, fand er diesen
gnädiger Stimmung.

Von dem alten foedus perpetuum von 1693 will
hören: wie Schwichelt behauptet, soll er anachronistisch ge
was seine Vorfahren vor 300 Jahren beschloffen, das h
sei er zu einer engen Allianz mit König Georg bereit un
so gut wie geschlossen an, denn er sehe ein ganz festes
Oheim und habe auch überzeugende Beweise in den Händen
Besinnung; von dieser Besinnung lasse er sich auch nicht
die nun seit 4 Monaten immer wieder verzögerte Sendu

1) Zwei Berichte, beide vom 28. März; Archiv zu Hann

2) Verfügung vom 7. April.

3) Schwichelt, den 4. April.

4) Den 4. April; Archiv zu Hannover.

5) Dies erklärt Münchhausen an Gotter, die Sache sehr

selbst Ansprüche, dann habe die Fürstin kürzlich eine Tochter geboren, und könne auch wohl noch männliche Erben hinterlassen, auch sei die Qualität des Landes als bloßes Mannslehen nicht unbestritten, daher die Erwartung Preußens weitausehend, wogegen Podewils bei dem Zustande des Fürsten an die Erzielung männlicher Descendenten nicht glaubte und im übrigen die preussischen Ansprüche für allgemein anerkannt erklärte ¹⁾.

Im Grunde lagen die Dinge gerade damals für Hannover nicht ungünstig; im preussischen Hauptquartiere hatte man eben erst die beunruhigenden Nachrichten über die in Dresden verhandelten Koalitionspläne gegen Preußen erhalten, deren Urheberchaft man Sachsen zuschrieb, Nachrichten, welche um so bedrohlicher klangen, als Ende März die von dem Sturze des preußenfreundlichen Münnich in Petersburg dazu kam. In solchem Zeitpunkte griff man gern nach Konzessionen, um König Georg jenen gefährlichen Intriguen zu entziehen.

Podewils empfahl dem Könige, auf die Sache einzugehen und selbst sich Hildesheim gefallen zu lassen, wo ja Hannover schon seit längerer Zeit ein jus praesidii beanspruche, wenn für Preußen nur die Militärstraße gesichert bliebe. Hannover möge es zusammen entweder mit den mecklenburgischen Ämtern oder mit Ostfriesland erhalten, gegen die Garantie von Niederschlesien und Breslau ²⁾, und Friedrich giebt seine Zustimmung, wenn es nicht anders ginge, obwohl er lieber Osnabrück gegeben hätte ³⁾.

Es war der Moment, wo Hannover eifrig hätte zugreifen sollen.

Aber König Georgs einmal entflammter Appetit war nicht leicht in Schranken zu halten. Obwohl er im Grunde nicht geneigt war, überhaupt etwas wirklich Reelles zu gewähren, so erhob er doch mit fast naiver Begehrlichkeit wahrhaft ausschweifende Forderungen: die mecklenburgischen 8 Ämter, beide Bistümer, Hildesheim und Osnabrück, und wenn irgend möglich auch noch Paderborn, ohne dabei Ostfriesland ganz aufzugeben ⁴⁾. Münchhausen suchte dem Programme etwas bestimmtere und andererseits bescheidenere Grenzen zu ziehen. Er riet zunächst, Preußen gegenüber sich nicht auf eine Garantie irgendwelcher Erwerbungen in Schlesien einzulassen, sondern nur, was man je ursprünglich auch allein begehrt habe, auf das Versprechen guter Dienste in Wien und dafür auch die Forderungen zu beschränken, nämlich auf die Mecklenburger Ämter und Osnabrück, von Paderborn ganz abzusehen und bezüglich Hildesheims nur die zwei Ämter Peina und Ruthe und höchstens noch Lappenberg zu verlangen. Inbetreff Ostfrieslands hegte er noch besondere Bedanken. Es sei hier sehr möglich, daß das Land binnen kurzem zur Erledigung komme, und unzweifelhaft könne man nur mit Bedauern eine Erwerbung, die für Hannover so günstig gelegen sei, in die Hände Preußens kommen sehen, das dann auch zwischen Rhein und Weser eine größere Macht besitzen werde. Auf der anderen Seite müsse man aber in Erwägung ziehen, daß der Erbfall nicht unbestritten und keineswegs entschieden sei, ob der Successionsanspruch der Töchter ausgeschlossen sei. Preußen werde jedenfalls bei der Besetzung

¹⁾ Schwibelt, den 21. März; Archiv zu Hannover.

²⁾ Den 31. März; Berliner Archiv.

³⁾ Marginale vom 13. April; Polit. Korresp. I, 226.

⁴⁾ Verfügung vom 17. März; Archiv zu Hannover.

Schwierigkeiten finden und Eifersucht erregen, und es würde nicht der *rogalis prudentia* gemäß sein, wenn Hannover die Zahl der preußischen Mißgönnner vermindere, die es eher zu mehren suchen müsse, und unzweifelhaft müsse man lieber Preußen sich in diese Unruhe stecken lassen, als sich damit selbst zu beladen. Wenn Preußen in dieser Sache mit anderen Mächten in Streit gerate, würde es Hannovers Freundschaft um so nötiger brauchen. Es empföhle sich daher hierbei, die Sache umzukehren und Preußen lieber den Verzicht auf die von Hannover hier bisher aufrecht erhaltenen Ansprüche und die Anerkennung der preußischen Exspektanz anzubieten ¹⁾.

Wie schwächlich und kleinlich auch im Grunde diese Argumentation war, so sagte sie doch der *rogalis prudentia* König Georgs ungemein zu, der sie nicht nur guthieß, sondern dann noch in seiner Weise aufbauschte. Man möge dies Anerbieten recht betonen, dann werde die Welt sehen, daß Hannover die Konventionen, die ihm Preußen verschaffen wolle, nicht wegen der Zusagen bezüglich Schlesiens, sondern bloß wegen seines Verzichtes auf Ostfriesland also *titulo oneroso* erlangt habe. Auch die Beschränkung wegen Hildesheim will der König sich gefallen lassen ²⁾.

In der That findet Schwichelt gerade in bezug auf Hildesheim die meisten Schwierigkeiten, und als er darüber dem Hofmarschall v. Gotter, einem der eifrigsten Freunde der englischen Allianz, klagt, meint dieser, wenn England wirklich Ernst machen, mit Preußen sich verbünden und, falls Oesterreich durchaus hartnäckig bliebe, es mit Gewalt zur Nachgiebigkeit zwingen wollte, würde König Friedrich kein Preis zu hoch sein ³⁾, ja Gotter schrieb in diesem Sinne noch selbst an Münchhausen, mahnte zu schneller Entschließung ⁴⁾.

Inzwischen folgte auf die Nachricht vom Mollwitzer Siege Bodewils und das ganze diplomatische Corps dem König nach Schlesien und nahm in Breslau Quartier. Schwichelt beging die Taktlosigkeit, ohne Ermächtigung dazu ⁵⁾ und, wie es scheint, in der That bloß der Gesellschaft wegen, mit dem sächsischen Gesandten Bülow über Dresden zu reisen, obwohl er sich hätte sagen können, daß ein Besuch in Dresden, das hier doch für die eigentliche Brutstätte aller preußenfeindlichen Anschläge galt, Argwohn erregen mußte; doch als er, am 8. April in Breslau eingetroffen, am 21^{ten} bei König Friedrich im Lager von Mollwitz Audienz hatte, fand er diesen noch im ganzen in gnädiger Stimmung.

Von dem alten *foedus perpetuum* von 1693 will der König nichts hören: wie Schwichelt behauptet, soll er anachronistisch genug geäußert haben, was seine Vorfahren vor 300 Jahren beschlossen, das sei jetzt veraltet, noch sei er zu einer engen Allianz mit König Georg bereit und sähe dieselbe schon so gut wie geschlossen an, denn er setze ein ganz festes Vertrauen in seinen Oheim und habe auch überzeugende Beweise in den Händen von dessen redlicher Gesinnung; von dieser Gesinnung lasse er sich auch nicht abbringen, obgleich die nun seit 4 Monaten immer wieder verzögerte Sendung Lord Hyndfords

1) Zwei Berichte, beide vom 28. März; Archiv zu Hannover.

2) Verfügung vom 7. April.

3) Schwichelt, den 4. April.

4) Den 4. April; Archiv zu Hannover.

5) Dies erklärt Münchhausen an Gotter, die Sache sehr bebauernd.

wohl geeignet sei, Verdacht zu erwecken. Nur müsse jetzt König Georg schnell sich entschließen, sonst werde er andere Beschlüsse fassen müssen. Er habe nichts dagegen, Sachsen mit in die Verbindung zu ziehen, obwohl er sehr gut wisse, daß man in Dresden über eine Teilung seiner Lande verhandelt habe. Schließlich ersucht der König noch den Gesandten, den vielfach gegen ihn ausgebreiteten Verleumdungen, als gehe er auf eine Bedrückung der Katholiken aus, entgegenzutreten, er sei als Fürst mit dem Degen, nicht als Bischof mit der Bibel in der Hand nach Schlesien gekommen ¹⁾.

Was der König dem Gesandten ans Herz gelegt, die Notwendigkeit schneller Entschließung, das wiederholte dann Podewils noch dringender dem Gesandten, er hot ihm an, er wolle selbst den Kurier bezahlen, alles in bester Absicht, da gerade er die englische Allianz in demselben Maß wünschte, als er die französische fürchtete, und anderseits wohl wußte, wie sein König, den die Franzosen jetzt so eifrig umwarben, durch die englischen Weitläufigkeiten ungeduldig zu werden begann. Aber sein Eifer eben machte den überschlauen Schwichelt stutzig. Derselbe zerbrach sich den Kopf darüber, welche geheime Absicht wohl hier obwalten könne, da man diesen Preußen niemals trauen dürfe, und zitterte vor dem Gedanken an seine Verantwortlichkeit, wenn er den Vertrag schließen müßte ²⁾. Es ist schwer zu sagen, ob ein fähigerer Diplomat in richtiger Würdigung des Moments die Sache zum Abschlusse hätte bringen können, trotz der Schwierigkeiten, welche an seinem Hofe sich entgegenstellten; jedenfalls wurde der günstigste Augenblick versäumt.

Schwichelt ließ am 25. April Podewils ins Lager sagen, neue Instruktionen ³⁾ hätten ihn jetzt in die Lage gebracht, die Wünsche Hannovers bezüglich einer Allianz bestimmt zu formulieren; aber es dauerte fast 8 Tage, ehe er Antwort erhielt, und von neuem quälte den armen Geheimrat der Kummer, was wohl wieder dahinter stecken möge, daß man nun sich so Zeit nehme, nachdem man vorher so zum Abschlusse gedrängt. Der Grund war augenscheinlich der, daß man im preussischen Lager jetzt genaue Nachrichten von der bevorstehenden Ankunft des langersehnten englischen Botschafters Hyndford hatte und der König dessen Propositionen erst abwarten wollte ⁴⁾, schon weil er eben von Schwichelts Verhalten so wenig erbaut war.

Nach der Ankunft Lord Hyndfords in Breslau (am 2. Mai) hätte eigentlich auf diesen der Schwerpunkt der Unterhandlungen übergehen und Schwichelt ganz zurücktreten müssen, um so mehr, da ja König Friedrich sehr wenig nach Hannover fragte, sondern vielmehr nur zu England in ein ihm erwünschtes Verhältnis zu kommen wünschte, während anderseits Schwichelt gegenüber eigentlich das größte Hindernis einer Verständigung darin lag, daß er seinen Herrn immer nur in dessen Eigenschaft als Kurfürst

¹⁾ Den 19. April; Archiv zu Hannover.

²⁾ Den 22. April; ebd.

³⁾ Sie datieren vom 11. April, können aber erst nach dem 22^{ten} in Podewils' Händen gewesen sein.

⁴⁾ Das Motiv wird angeführt von Podewils bereits in einem Berichte an den König vom 18. April; Berliner Archiv. Daß er selbst anderer Ansicht war, erkennt man aus seinen vorsichtigen Einwendungen und vor allem daraus, daß er eben gerade nach dem 18^{ten} Schwichelt ganz besonders gedrängt hat. Als er dann selbst im Lager war, machte König Friedrich seinen Willen noch härter betont haben.

von Hannover nicht aber als König von England zu irgendetwas verpflichtet durfte.

Nun kam aber Hyndford wo möglich mit noch leererer Hand als Schwichelt, er hatte für eine Allianz mit England eben nichts zu bieten, ja er erschien gar nicht als Mittelsmann zwischen dem preussischen Hauptquartiere und London, sondern nur als Vermittler zwischen Breslau und Wien. Nachdem dies Bodewils mit nicht geringer Enttäuschung ersehen, mochte er doch Schwichelt nicht aufgeben und hielt in seinem Eifer, die englische Allianz schon zur Abwendung der französischen durchzusetzen, an dem Auskunftsmittel fest, durch vorläufigen Abschluß mit Hannover den König Georg wenigstens persönlich zu engagieren.

So besprach er dann am 3. Mai mit Schwichelt dessen aufs neue präcisierte Forderungen (beide Bistümer Osnabrück und Hildesheim, die mecklenburgischen Ämter, bei dem Anfall Ostfrieslands einige Bezirke), und wenn er gleich diesem vorwarf, der Vogen erscheine allzu sehr gespannt, und wenig Hoffnung auf Ausnahme machte ¹⁾, so empfahl er doch an demselben Tage seinem königlichen Herrn die hannoverschen Propositionen angelegentlich.

Hannover verlange, sagt er, in der That viel; indessen wenn dasselbe wirklich Preußen den Besitz von ganz Niederschlesien und Breslau verschaffe, könne man ihm wohl den größten Teil, wo nicht alles bewilligen, natürlich werde es sich, falls Preußens Erwerbungen kleiner ausfielen, auch seinerseits verhältnismäßige Abzüge gefallen lassen müssen. Preußen opfere bei der Sache außer eventuell bei den mecklenburgischen Ämtern keinen eignen Besitz, wegen Hildesheim ließ sich eine Militärstraße stipulieren, und die Ämter der Grafschaft Hohenstein kämen erst in Betracht, wenn Preußen in Ostfriesland succediere, was noch weit im Felde sei, und bei dem Erwerbe einer ganzen Provinz könne man wohl auf einige Ämter verzichten. Rückfichtlich der sonst noch verlangten Grenzregulierungen, begehre Hannover eigentlich nur den status quo, den Preußen allerdings anfechte, aber auf Grund zweifelhafter Ansprüche ²⁾.

Zu dem allen bemerkt der König am Rande: „Gut, ich werde alles accordieren, aber auf den Fall, wenn ich durch Englands Vermittelung Niederschlesien inklusive Breslau kriege“ ³⁾.

Bodewils bemerkt dann noch, Schwichelt bitte um strenge Geheimhaltung dieser Verhandlungen auch gegen Hyndford, die englische Nation solle nicht wissen, daß ihr König für seine hannoverschen Spezialinteressen arbeite, während doch (fügt der Minister hinzu) derselbe wesentlich nur durch dieses Motiv zum Eintreten für Preußen bewogen werden könnte. Dazu schreibt König Friedrich, das sei ein delikater Punkt, darüber wolle er mit Bodewils, wenn dieser nach dem Lager komme, sprechen ⁴⁾.

Der König hatte wohl recht, das für einen delikataten Punkt zu erklären. Es war in der That seltsam, daß Lord Hyndford sich bemühen und Schwichelt den Lohn einstreichen und dabei jener nicht einmal erfahren sollte, welchen

1) Schwichelt, den 3. Mai; Archiv zu Hannover.

2) Berliner Archiv.

3) Den 4. Mai; Polit. Korresp. I, 235.

4) Ebd.

Breis Preußen nach dieser Seite hin zu zahlen habe. Es war dies die Stelle, wo noch manches dunkel war und auch im dunkeln gehalten werden konnte, schon deshalb, weil Schwichelst nach seiner Instruktion nichts Schriftliches von sich gab und im mündlichen Verkehr man ja um mißliche Sachen eher herumkommen konnte, und schließlich Podewils, immer in der Absicht, den gefährlichen Abschluß mit Frankreich möglichst hinzuhalten, der hannöverisch-englischen Allianz lieber die gute Seite abzugewinnen, als ihre schwachen vorzukehren bemüht war.

So konnte es kommen, daß eine sehr wesentliche Meinungsdivergenz nicht so recht an die Oberfläche trat. Wenn Friedrich sich die Konvenienzen Hannover als Lohn für eine erfolgreiche Vermittelung König Georgs in Wien, welche für Preußen Niederschlesien und Breslau auszuwirken vermocht hatte, vorstellte, so hätte sich dagegen König Georg schon aus Rücksicht auf England nicht leicht zu dieser Auffassung herbeilassen mögen. Seine Meinung war, erst wenn die Verständigung zwischen Preußen und Oesterreich, für welche Niederschlesien mit Breslau in Aussicht genommen wurde, perfekt geworden wäre, die preußisch-hannöverische Allianz resp. die modifizierte Erneuerung des foedus perpetuum ins Leben treten sollte, worauf dann Preußen dem Nachbarn für seine Anerkennung wo nicht Garantie der neuen Erwerbungen bei der Durchführung einiger alten Ansprüche behilflich sein wollte. Es war dies weniger ein propter hoc als ein post hoc.

Wenn das anscheinend thatsächlich auf daselbe hinauslief, so zeigte sich die tiefgreifende Differenz doch deutlich, so wie man den Fall ins Auge faßte, daß die von Preußen begehrte schlesische Erwerbung entweder weniger ergab als Niederschlesien mit Breslau, oder aber an der Hartnäckigkeit Oesterreichs ganz scheiterte. Die preußische Auffassung hielt in dem ersten Falle eine entsprechende Kürzung der hannöverschen Konvenienzen für eine ganz selbstverständliche Folge, während Georg vom Standpunkt des bloßen post hoc dem widersprach; denn die Allianz mit Preußen sei jetzt bereits unter gewissen Bedingungen vereinbart, und ihrer definitiven Schließung stehe nur der obwaltende Kriegszustand zwischen zwei Hannover gleich befreundeten Mächten im Wege; wenn dieses Hindernis weggeräumt werde, gleichviel auf welche Weise, trete die Allianz in Geltung.

Noch schlimmer war der zweite Fall, wenn Oesterreich in der bisherigen strengen Hartnäckigkeit verharrte. Friedrichs Meinung war doch bei der hannöverischen Allianz immer die gewesen, König Georg und damit England so gut wie Hannover mit direkt in sein Interesse zu ziehen und so, daß für Oesterreich kein Zweifel obwalten konnte, es habe in keinem Fall von England-Hannover Hilfe zu erwarten gegen dessen Alliierten, den König von Preußen. Nach der Auffassung seines Oheims aber sah es so aus, als läge die Entscheidung über die hannöverische Allianz eigentlich in den Händen seiner Gegnerin, der Königin von Ungarn, und wenn diese nicht wolle (und warum hätte sie wollen sollen?), könne es kommen, daß König Georg endlich bedauernd erkläre, es thue ihm sehr leid, aber wie die Sachen lägen, und da die vorausgesetzte Einigung nicht zustande käme, könne er nicht nur keine Verbindung mit Preußen eingehen, sondern müsse sogar den Traktaten entsprechend seine Truppen gegen ihn marschieren lassen.

Diese schlimmste Eventualität ward nun gerade in der Zeit, von der wir

eben sprechen, Anfang Mai 1741 besonders nahe gerückt durch die Nachricht von König Georgs Ansprache an das Parlament und den Debatten resp. Beschlüssen des letzteren. Zudem so das Gegentheil von dem geschah, was man sich von der englischen Freundschaft versprochen hatte, verlor auch die hannoversche Allianz den besten Theil ihrer Bedeutung.

Die veränderte Stimmung des Königs bekam Schwichelt zu kosten, als er am 7. Mai Vormittags 10 Uhr im Lager zu Mollwitz in des Königs Schlafzelle unmittelbar nach Lord Hyndford eine dreiviertelstündige Audienz hatte. Zwar der Anfang schien nicht ungünstig. König Friedrich sagte, er wollte sich alle Propositionen König Georgs gefallen lassen, die Bedingung des Durchmarsches durch Hildesheim sei eine Kleinigkeit, die keine Schwierigkeit machen werde. Er selbst verlange nichts als Niederschlesien mit Breslau und König Georgs Garantie dafür. Wenn davon etwas abginge, müßten Hannovers Konvenienzen entsprechend beschränkt werden, die ja dann doch ohne seine Hilfe überhaupt schwerlich zu erreichen sein werden.

Nun aber begann er in sehr aufgeregter Weise sich über die Erklärungen dem Parlament gegenüber und das Verhalten der englischen Gesandten im Haag wie in Petersburg zu äußern. Dies alles liefte schmerztrucks gegen die Kontestationen von Freundschaft, die König Georg ausgesprochen habe, denn so lange Oesterreich Hoffnung habe, durch England unterstützt zu werden, werde man es nie zur Abtretung des begehrten Stückes Land bringen. Der König von Preußen, berichtet Schwichelt, sei hier so in Zorn geraten und habe in so heftigen Ausdrücken gesprochen, daß er in seiner offiziellen Relation dieselbe habe unmöglich wiedergeben können, er selbst habe alle Selbstbeherrschung nötig gehabt, um sich nicht zu einer hitzigen Antwort hinreißen zu lassen ¹⁾.

Auch über Hyndfords inhaltslose Instruktion hatte der König geklagt. Als Schwichelt ihm das erste Mal aufgewartet, habe er sich versichert gehalten, der König von England meine es aufrichtig; nun aber müsse er schließen, derselbe neige sich auf Oesterreichs Seite und wolle durch Hyndfords Sendung ihn bloß hinhalten, um inzwischen seinen Feinden Zeit zu lassen, sich in bessere Verfassung zu setzen, damit man ihm alsdann alle Vorteile aus der Hand winden und ihn empfindlich treffen könne.

Umsonst waren alle Beteuerungen des Gesandten; derselbe, meinte der König, sei vielleicht selbst von seinem Hofe nicht ins Geheimnis gezogen, und wenn derselbe seinen Kopf zum Pfande setze, so biete ihm das immer keine hinlängliche Gewähr. Schwichelt solle sich bemühen, von seinem königlichen Herrn eine Erklärung zu erlangen, geeignet alle Widersprüche zu beheben. Vor allem dürfe man nicht so England und Hannover auseinanderzuhalten streben. Für Preußen könne es zwar gleich sein, ob ihm der König oder der Kurfürst Niederschlesien verschaffe; wenn aber König Georg der Meinung sei, sich nur als Kurfürst in die Händel nicht zu mischen und sich das hoch anrechnen lassen wolle, während er als König von England Oesterreich unterstütze, so sei das nicht zu dulden. Es sei ein Projekt auf dem Tapet, der Königin von Ungarn bloß Engländer, Hessen und Dänen zuhülfe zu schicken, die Hannoveraner zur Deckung des Landes zurückzubehalten; das dürfe nicht

¹⁾ An Münchhausen, den 12. Mai.

gelten. Er sei selbst zu einem Waffenstillstand auf sechs Monate bereit. Der Traktat mit England müsse auf das höchste beschleunigt werden, sonst müsse sich Preußen andere Alliierte suchen. Schwichelt bemerkt hierauf, nach König Friedrichs anfänglichen Erklärungen dürfe man den Traktat mit Hannover als geschlossen ansehen, worauf jener wieder die Meinungsverschiedenheit bezüglich der notwendigen Restriktionen, falls nicht das Gewünschte in Schlessien ganz erzielt würde, betonte, aber auf genauere Bezeichnungen dieser Eventualitäten nicht einzugehen geneigt war ¹⁾.

Die beiden Abgesandten König Georgs machten die Rückreise nach Breslau gemeinsam, doch ohne zu irgendeinem vertrauteren Gedankenaustausch zu kommen. Wenn für Schwichelt strenge Verschwiegenheit dem englischen Kollegen gegenüber hinsichtlich der territorialen Gelüste seines Kurfürsten geboten war, so sah Hyndford dagegen keinen genügenden Grund, den Hannoveraner in seine Karten bliden zu lassen. Und doch hingen ihre Interessen enger zusammen, als beide dachten.

Podewils, der schon aus Abneigung gegen die französische Allianz die Verständigung mit England lebhaft wünschte, trieb Schwichelt gerade in jener Zeit unmittelbar nach der Audienz aufs eifrigste an, den Traktat zum Abschluß zu bringen. „Es ist nicht zu beschreiben“, berichtet derselbe am Tage nach seiner Rückkehr, „wie stark man hier auf die Vollziehung meines negotii drängt“ ²⁾. Aber während er noch unschlüssig erwägt, welche hinterlistige Absicht wohl hinter jenem Drängen verborgen sein möge, muß er schon wieder berichten, man scheine anderer Meinung geworden zu sein und sich für den Vertrag überhaupt nicht mehr besonders zu interessieren ³⁾. Vermutlich hat er, als er dies schrieb, die identische Note der Seemächte vom 24. April, welche die Zurückziehung der preußischen Truppen aus Schlessien verlangte, und deren alarmierende Wirkung im preußischen Hauptquartier (wir kommen im nächsten Kapitel darauf zurück) noch nicht gekannt; die Aktien der englischen Vermittelung sanken damals bis auf den Gefrierpunkt herab, selbst Podewils zweifelte daran.

Neuen großen Anstrengungen Hyndfords gelingt es (wie wir das noch näher sehen werden), bei Podewils noch einmal etwa 2—5 Tage später neue Hoffnungen zu erregen, der dann bei dem Könige die Erlaubnis zu einem letzten Versuche auswirkt. Jetzt wird denn auch ein neuer Anlauf bei Schwichelt gemacht, zu dessen freudiger Überraschung Podewils sich nun wirklich dazu versteht, den Entwurf eines Traktates mit Hannover aufzusetzen.

„Accidit in puncto quod non speratur in anno“, schreibt Schwichelt erfremt, ahnt aber den Zusammenhang der Dinge so wenig, daß er in seiner kleinhüch Eitelkeit den erreichten Erfolg einer, wie er schreibt, „bei einem Glase Wein mit guter Manier an den Mann gebrachten artigen Tabatidros von Dresdner Porzellan mit Gold gefütterte“ zuschreibt ⁴⁾.

¹⁾ Der offizielle Bericht Schwichelts datiert vom 12. Mai; Archiv zu Hannover. In der Polit. Korresp. I, 241 findet sich ein kurzes Protokoll über die Audienz.

²⁾ Den 8. Mai; Archiv zu Hannover.

³⁾ Den 13. Mai; ebd.

⁴⁾ Den 18. Mai, an demselben Tage, wo Podewils dem Könige von neuen Anträgen Hyndfords zu berichten hat.

Dieser Entwurf knüpfte die volle Gewährung der hannöversischen Forderungen an im Grunde nicht schwere Bedingungen, daß nämlich König Georg als König von England wie als Kurfürst von Hannover seine guten Dienste mit allem Eifer geltend machen sollte, um durch gütliche Vermittelung in Wien Preußen Niederschlesien mit Breslau zu verschaffen, etwas, was ja auch das englische Ministerium ganz wohl hätte übernehmen können um so eher, da ja auch die Möglichkeit einer gewissen Ermäßigung der preussischen Forderungen nicht prinzipiell ausgeschlossen war. Und nachdem die Verständigung mit Oesterreich perfekt geworden, sollte dann England-Hannover die erlangten Abtretungen *contra quoscunqve* garantieren so gut wie Preußen *vices versa* die zu erzielenden hannöversischen Konvenienzen. Wenn Art. 10 des Konventionsentwurfs Bedenken erregen konnte, insofern dieser von König Georg als König wie als Kurfürst die Verpflichtung verlangte, während der Dauer der Negotiationen die Königin von Ungarn weder direkt noch indirekt zu unterstützen, insofern hiermit eine strikte Neutralität auch für England während der Dauer des Krieges stipuliert schien, so durfte dagegen bei näherer Betrachtung in die Augen fallen, daß in dem Vertragsentwurfe nichts enthalten war, was England-Hannover hätte hindern können, in einem Momente, wo es freie Hand zu haben wünschte, zu erklären, es sähe jetzt die Negotiation als definitiv gescheitert an und würde fortan sich nur von seinen Interessen leiten lassen.

Man wird sagen müssen, daß vom hannöversischen Standpunkte aus eine schleunige Annahme des Vertrages ohne jedes Opfer eigentlich sonst doch recht ansehnliche Antwortschaften eingebracht haben würde, allerdings unter der bei normalen Verhältnissen ganz selbstverständlichen Voraussetzung, daß der Kurfürst von Hannover in Übereinstimmung mit dem Könige von England handelte.

Podewils legte Schwichelst damals aufs dringendste ans Herz, binnen 14 Tagen die Ratifikation des Vertrages zu schaffen, sonst sei es zu befürchten, daß sein König zu andern Alliierten, *ad diversissima castra*, sich wende.

Auch der preussische Gesandte in Hannover Plotzo erhielt noch einmal eine vom 20. Mai datierte dringende Mahnung, der man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie auf König Friedrichs eigene Weisung so abgefaßt ist. Nachdem er noch einmal alle seine Beschwerden über die Politik König Georgs zusammengefaßt, fährt er fort: „Trotzdem mache ich Hannover die schönsten Anerbietungen, wie sie ihm nie wieder geboten werden, aber der König darf mir nicht mit einer Trennung von England und Hannover kommen, als dürfte er als König von England über mich herfallen und meinen Feinden Beistand leisten. Die Zeit drängt.“¹⁾

Zwei Tage später schreibt dann noch Podewils an Plotzo offenbar in zunehmender Besorgnis, derselbe möge nur Münchhausen vorstellen, wenn man Preußen gewönne, werde niemand sonst Oesterreich anzugreifen wagen; „wenn aber nicht, wird bald ein Lager von 50,000 Franzosen da sein, und das ist das Mittel, Deutschland an allen vier Ecken in Brand zu stecken.“²⁾ Und

1) Berliner St.-M.

2) Den 23. Mai; ebd.

einmal am 30. Mai, noch habe der König die Hand frei, nur werde er mit Frankreich abschließen ¹⁾).

Der Zeitpunkt war schneller Entschließung besonders ungünstig; er hatte im Mai seine Reise von London nach Hannover angetreten, traf er in Herrenhausen ein. Die Instruktionen für Schwichelt he Spannung der Forderungen waren bisher recht eigentlich sein ihm sich ganz fügenden Grafen Steinberg Werk gewesen, und die Nachgiebigkeit Preußens ließ ihn hoffen, wenn er nur festhielte, auch nur kleinen Punkte, wo man noch differierte, durchzusetzen.

Das hannöberische Ministerium und seinen Leiter, den Großvogt ausen, betraf, so hatte Plotzo die Überzeugung gewonnen, sie seien : Preußen günstig gesinnt ²⁾, und gewiß ist, bei aller Eifersucht auf gen Nachbar hätte Münchhausen ein freundliches Verhältnis zu wünscht; wir wissen, daß er die Koalitionspläne seines Herrn nicht hat. Aber auch der jetzt verhandelte Traktat war nicht recht nach ihm, es schien ihm alles zu sehr in die Luft gebaut, von unsicheren Abhängigkeiten abhängig gemacht; wenn erst Preußen seine schlesischen Erbscheit eingeehmt habe, würde es, meinte er, wenig Eifer zeigen, bei seinen Konventionen zu unterstützen, es werde dann heißen:

„*nam modicus olot*“; das Beste an dem Traktate sah er darin, daß die Unterhandlungen mit Preußen abgehalten werde mit Frankreich abzu-

. Nach seiner Meinung hätte man weniger verlangen, aber dafür sollte sich auch sichern müssen, wie er denn seines Königs Unerfahrenheit billigte und in einer seiner Denkschriften zu schreiben wagte: „es inmittelst tournieren, wie man will, so ist der Mantel allzeit zu unsere Blöße und *cupido habendi* blicket allenthalben herfür.“ ⁴⁾

wiederum war zu einer Beschränkung seiner Forderungen kaum ; und nachdem er jetzt gegen Ende Mai sich entschlossen hatte, dem Minister Lord Harrington, der ihn nach Hannover begleitet, über die Unterhandlungen mit Preußen zu machen, und diese Ausnahme fanden, hätte er daraufhin am liebsten seine Forderungen war nur schwer zu hindern, Konzeffionen, die er bereits gemacht, abzuzunehmen ⁵⁾.

esultat von allem war, daß Fürst und Minister wetteifernd alles den Traktat mit Preußen unmöglich zu machen. König Georg, in- ne selbst Keelles gewähren zu wollen, seine Forderungen sehr hoch Münchhausen, indem er auf das scharfsinnigste die verschiedensten Gewährleistungen und Verpflichtungen zur Belastung Preußens in sich hineinarbeitete.

nt kaum der Mühe, die einzelnen Bestimmungen dieses Gegenentwurfes auszuführen, welchen Schwichelt auf Grund einer Verfügung vom 17. Mai schriftlich ausarbeitete, nachdem ihm Podewils erklärt, sein König

ner Archiv.

10, den 1. Juni; ebd.

Schrift vom 19. Mai; Archiv zu Hannover.

Schrift vom 23. Mai; ebd.

sterium an den König, den 12. Juli; ebd.

habe ihm Vorwürfe gemacht, daß er zuerst etwas Schriftliches vorgelegt, und er werde nicht weiter unterhandeln, bis der Gesandte seinen Entwurf schriftlich beantwortet habe. Nicht im mindesten kam man durch dieses Gegenprojekt dem preußischen Standpunkte, wie ihn die Verhandlungen bisher gezeigt hatten, näher. Was hier als unannehmbar zurückgewiesen worden war, die Trennung von England und Hannover bezüglich der Verpflichtung, während der Dauer der Verhandlungen Oesterreich nicht zu unterstützen, die Zumutung, Hannover die gewünschten Konvenienzen im ganzen Umfange auch für den Fall zu verschaffen, daß Preußen weniger, als es wünschte, zu erreichen vermöchte, das fand sich wiederholt, wo möglich in noch schrofferer Form, und dagegen waren die großen KonzeSSIONen, welche Preußen gewährt hatte, nicht nur festgehalten, sondern noch mit allerhand lästigen Ersatzverpflichtungen verziert.

Und ein so geartetes Projekt ward nun dem König von Preußen dargeboten in einem Zeitpunkte, wo derselbe durch die neue Ablehnung, welche Lord Hyndford der Kurier aus Wien gebracht hatte, gereizt und erzürnt war. Vielleicht, daß eine schnelle, entschlossene Annahme des Podewil'schen Entwurfes Friedrich noch hätte hindern können, den lang erwogenen Entschluß auszuführen. Das Gegenprojekt, welches das so entschiedene Zurückgewiesene wiederum vorbrachte, schien nur durch weitere endlose Verhandlungen ihn hindern zu sollen, und so schreibt denn der König auf die ausführliche Analyse des Schwichel'schen Gegenprojektes, welche ihm Podewils unter dem 8. Juni zuschickte, als Marginal die kurze Entscheidung: „Verhandeln Sie, so viel Sie wollen, aber ich will spätestens in drei Tagen mit Frankreich abschließen, jedoch halten Sie Hannover, Sachsen und England hin.“¹⁾

Das war das Ende dieser welfischen Begehrlichkeiten, deren Todesurteil allerdings bereits einige Tage früher gesprochen worden war, insofern schon am 4. Juni Podewils mit dem französischen Gesandten abgeschlossen hatte.

¹⁾ Polit. Korresp. I, 259.

Siebentes Kapitel. Das Bündnis mit Frankreich.

Zurückkehrend nun zu Lord Hyndford und seinen Vermittelungsbestrebungen, für welche dieser besonders instruiert und zu diesem Zwecke auch beauftragt war ohne Rückfrage in London resp. Hannover sich durch Robinson in direkte Verbindung mit dem Wiener Hofe zu setzen, haben wir zu berichten, daß derselbe am 2. Mai in Breslau eintraf, wo es ihm aber gar nicht gelungen wollte, ein anständiges Quartier zu finden, weil, wie man ihm zur Entschuldigung sagte, die wohlhabenden Leute beider Parteien ihre besseren Möbel und Effekten fortgeschafft hätten, mit Rücksicht auf die unsichere Lage der Dinge ¹⁾.

Was seine diplomatische Aufgabe anbetraf, so war für ihn, den so lange und so sehnlich Erwarteten, dem König wie Minister persönlich die günstigste Meinung entgegengebracht, der Zeitpunkt seines Eintreffens nicht gerade vorteilhaft gewählt. Es war schon bedenklich, daß er erst nach der Mollwitzer Schlacht abreiste und damit der Meinung Vorschub leistete, die Podewils dem hannöversischen Gesandten ganz offen aussprach ²⁾, daß ohne jenen Erfolg die Sendung vielleicht ganz unterblieben wäre; ungleich schlimmer war es, daß die Nachricht von der kriegslustigen Anrede des Königs Georg an das Parlament einige Tage vor ihm eintraf und er König Friedrich unter dem frischen Eindrucke dieser alarmierenden Nachricht zu sprechen hatte.

Indessen zeigte sich Podewils gleich bei der ersten Unterredung so entgegenkommend, daß selbst der mißtrauische Schotte die Überzeugung gewann, derselbe interessiere sich aufrichtig für die Verständigung mit England.

Schon an diesem Tage kam ein neues Moment in die Unterhandlungen; der preussische Minister hielt einen Waffenstillstand von einigen Monaten für sehr günstig, doch wage er selbst nicht, den König darüber zu fragen. Hyndford findet darüber zwar nichts in seinen Instruktionen, aber den Gedanken selbst für gut, wenn er gleich (sehr irrtümlich) dies nur für eine Idee von Podewils hält, entsprungen vielleicht aus dessen Besorgnis, seine Güter in

¹⁾ Bericht vom 5. Mai; Londoner Record office. Es sei hier nichts zu bekommen, und was man habe, ungemein teuer. „This is at present a most miserable place.“

²⁾ Schwibelt, den 22. April; Archiv zu Hannover.

Pommern durch einen russischen Einfall heimgesucht zu sehen. Podewils beilte sich auch dem Verlangen Hyndfords nach einer Audienz zu entsprechen, und die durch einen Expreß eingeholte Zustimmung des Königs beschied den Lord in Gemeinschaft mit Schwichelt nach dem Lager von Mollwitz, wo dann am 7. Mai in des Königs Schlafzelt beide, der englische Gesandte zuerst, empfangen wurden.

Der König hörte eine Weile den Freundschaftsversicherungen des Gesandten ruhig zu, dann unterbrach er ihn: „Mylord, wie ist es möglich, an etwas zu glauben, was in sich so widersprechend ist? Sie richten mir viele freundliche Worte von dem Könige von England aus, aber wie stimmen dieselben mit seiner letzten Rede an das Parlament und den Anstrengungen, welche seine Gesandten Finch in Petersburg und Trevor im Haag machen, um jene Mächte aufzureizen und Allianzen gegen mich zustande zu bringen? Ich habe eher Grund, an der Aufrichtigkeit des Königs von England zu zweifeln und zu glauben, all' diese freundlichen Worte seien nur dazu bestimmt, mich hinzuhalten; aber bei Gott, Sie täuschen Sich, denn ich will eher alles auf Spiel setzen, ehe ich das mindeste von meinen Ansprüchen aufgebe.“

Hyndford entschuldigt sich, von solchen Instruktionen jener Gesandten nichts zu wissen, in solch kritischen Zeiten rißte sich eben jeder. Der König aber erwidert: „Mylord, in alledem scheint ein Widerspruch zu stecken. Der König von England sagt in seinem Briefe, Sie seien von allem unterrichtet, und nun schützen Sie Unkenntnis der Unterhandlungen von Finch und Trevor vor; aber ich bin genau von allem unterrichtet und wünsche nicht, daß Sie dadurch überrascht würden, wenn Sie nächstens nach allen diesen schönen Worten eine geharnischte Resolution gegen mich empfangen.“¹⁾

„Ich antwortete“, schreibt Hyndford, „gar nichts; der König aber in der Hitze der Erregung wendete sich an Podewils, der protokollführend am Tische saß, mit den Worten: ‚Schreiben Sie nieder, daß Mylord eingestand, er würde nicht überrascht sein, wenn er solche Instruktion erhielte.‘ Ich war ganz betroffen von dieser neuen Art von Verfahren und sagte mit einer gewissen Wärme: ‚Ew. Majestät fassen mich zu kurz²⁾, ich habe so etwas nicht gesagt und kann mir kein Urtheil bilden über etwas, wovon ich nichts weiß. Wenn solch' eine Resolution an mich kommen sollte, würde sie, wie ich voraussetze, von einer besondern Instruktion für mein Verhalten begleitet sein. Ich wünsche deshalb, daß das, was ich nicht gesagt habe, auch nicht niedergeschrieben werde; es ist dies ein ungewöhnliches Verfahren, das mich nötigt, ganz ungemün auf meiner Hut zu sein.‘“ „Europa“, fügt er hinzu, „ist genötigt, einen schnellen Entschluß zu fassen; die Dinge sind in einem Stadium der Krise, wie bei einem Fieber in einem menschlichen Körper, welches einen solchen Grad erlangt hat, daß man zum Chinin greifen muß.“ Dieser Ausdruck entlockte

¹⁾ Carlyle, der in seiner „History of Friedrich II.“ (Tauchnitz edition VIII, 20 sqq.) die Audienz nach Hyndfords eigenem Berichte wiedergibt, hat doch auch, wo er mit Anführungszeichen citirt, viele kleine Änderungen vorgenommen; ich übersehe möglichst wörtlich aus Hyndfords Berichte vom 13. Mai (Hyndford papers im British Museum); Podewils' Précis, abgedruckt in der Polit. Korresp. I, 239, gibt nur die Hauptpunkte kurz an.

²⁾ „Your Maj. takes me to short.“

em König ein Lächeln ¹⁾, und er begann etwas ruhiger zu werden. Hyndford erklärte, er habe Vollmacht, sich direkt mit Robinson in Wien in Verbindung zu setzen, wenn der König es wolle.

Der König: „Sie mögen es thun, wie es Ihnen beliebt.“

Hyndford: „Ich darf nicht, wofern mir nicht Ev. Majestät einen Wunsch zu erkennen giebt.“

Der König: „Thun Sie es, aber wenn der Kurier zurück sein wird, werden Sie sehen, es kommt dabei nichts heraus. Herr, wie kann man sich bilden, daß die Königin von Ungarn Konzeffionen machen wird, wenn sie freundliche Zusicherungen von Beistand empfängt, wie von Ihrem König.“

Hyndford darauf, Robinson habe Anweisung, eine Vermittelung zu versuchen auf den Bedingungen, die einst Gotter in Wien vorgeschlagen. Ob der König ihm nicht dazu ein Wort im Vertrauen sagen wolle, er sichere strenge Verschwiegenheit zu, und als Friedrich schweigt, ob er nicht sein Ultimatum andeuten wolle. Oft genug, sagt der König, habe er es schon ausgesprochen, der der Gesandte möchte es aus seinem eigenen Munde hören. Da nimmt Bodewils das Wort: „Niederschlesien und Breslau“, und der König fügt hinzu: „Die Königin von Ungarn kann sich glücklich schätzen, so gut wegzukommen. Sie sehen, es steht in meiner Macht, mich ganz Schlesiens und höchst dem Nährens zu bemächtigen. Denn die kleine Stadt Olmütz kann mich nicht aufhalten, und dann sind alle Verbindungen mit Böhmen abgeschnitten. Wer ungeachtet aller meiner Siege will ich immer noch gemäßiget ²⁾ sein.“ Hyndford erkundigt sich, ob der König noch an dem Gotterschen Vorschlage stehalte, gegen Abtretung von Niederschlesien und Breslau der Königin mit ihren Truppen zur Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanktion beizustehen und für die Kaiserwahl des Großherzogs zu stimmen, und als dies nachsach bejaht wird, fragt er nach der Höhe der damals angebotenen Geldsumme. „Der König“, schreibt Hyndford, „schwankte, als hätte er es vergessen; Bodewils fiel ein: 3 Millionen Gulden“; Friedrich ergänzt: „Auf die Summe sollte es mir nicht ankommen; wenn Geld Ihre Majestät zufriedenstellen kann, würde ich auch mehr geben.“ Nach einer längeren Pause, in welcher Hyndford vergeblich wartet, ob der König noch etwas zufügen wolle, regt er in Erinnerung an den Bodewils'schen Vorschlag die Idee eines Waffenstillstandes an. Friedrich erklärt sich bereit dazu, doch auf nicht weniger als 6 Monate, er zählt an den Fingern ab: Juni bis Dezember, „ja da können sie nichts thun“. Also Robinson dürfe sich damit beschäftigen. Schließlich ward auch noch die Frage der auf Schlesien haftenden Schulden besprochen, zu deren Übernahme pro rata der Abtretung sich der König bereit erklärte ³⁾. Nachdem sich dann Hyndford noch überzeugte, daß das Protokoll, welches Bodewils geführt, zutreffend war, schließt die Audienz, die, wie der inzwischen wartende Schwichelz angiebt, eine halbe Stunde gedauert hatte ⁴⁾.

¹⁾ Es war bekannt, daß der König, wie er ja auch selbst in seinen Memoiren erzählt, gegen den Willen der Ärzte zum Chinin gegriffen hatte, um das Fieber, das ihn gerade in der Zeit, wo die Nachricht vom Tode Karls VI. eintraf, quälte, los zu werden.

²⁾ „reasonable.“

³⁾ Dieser Punkt findet sich nur in Bodewils' Précis.

⁴⁾ Den 8. Mai.

Nachträglich fragte der Lord noch den preußischen Minister, ob denn der König nicht etwas von seiner hohen Forderung nachlassen würde. Vielleicht, meinte dieser, wenn erst Oesterreich mit den Unterhandlungen wirklichen Ernst mache.

Die beiden Gesandten wurden vom König zur Tafel gezogen und traten zusammen ihre Rückreise nach Breslau an.

Nach Breslau zurückgekehrt, fand der Gesandte eine Weisung Lord Harringtons vor, den König von Preußen zu einer Herabsetzung seiner Forderungen zu bewegen, da man in Wien Niederschlesien und Breslau, was so viel hieße, als zwei Dritteile und zwar bei weitem das Beste der Provinz, nimmermehr abtreten wolle. Es sei von großem Werte, zunächst nur überhaupt den Wiener Hof zu Unterhandlungen zu bewegen. Als er aber bei Podewils um eine Audienz anhielt, widerriet dieser, dem König schon wieder mit neuen Forderungen zu kommen, er thue besser, zu schreiben ¹⁾, wozu sich auch der Gesandte entschloß und nun von Friedrich sein allerletztes Ultimatum, bei welchem derselbe dann, koste es, was es wolle, stehen zu bleiben gebete, erbat ²⁾. Umgehend schrieb der König freundlich, aber ablehnend zurück, es sei nicht seine Sache, noch weitere Avancen zu machen, er werde jetzt ruhig abwarten, was der Wiener Hof antworten werde ³⁾.

Aber bevor noch der Kurier abgesandt war ⁴⁾, wurde Hyndford auf das unangenehmste überrascht durch die Nachricht, daß die Generalstaaten jene im Januar beantragte gemeinsame Aufforderung an den König von Preußen, Schlesien zu räumen und die Befriedigung seiner Ansprüche vertrauensvoll den Seemächten zu überlassen, nun am 24. April angenommen hätten, und er jetzt im Vereine mit dem niederländischen Gesandten die Erklärung dem Könige mitzuteilen und denselben zu ersuchen hätte, durch Zurückziehung seiner Truppen den Weg für eine gütliche Verständigung zu ebnen ⁵⁾.

Man muß an die bekannte Münchhauseniade von den eingefrorenen Tönen denken, welche dann, als das Posthorn schon wieder ganz friedlich am Nagel hängt, aufgetaut, überraschend in die Welt hineinschmettern. Der Antrag mochte seinen Sinn gehabt haben unmittelbar nach dem Einmarsche der preußischen Truppen, jetzt nach der blutigen Schlacht bei Mollwitz war er eine Thorheit. Aber obwohl die Engländer sich darüber nicht täuschten, war es ihnen doch schließlich erwünscht gewesen, die schwerfälligen Holländer überhaupt zu einer Art von Engagement bringen zu können, und im Grunde hielten sie es doch auch wieder für möglich, durch das Einverständnis der Seemächte eine gewisse Pression auf Preußen zur Ermäßigung seiner Forderungen üben zu können ⁶⁾.

¹⁾ Beides den 8. Mai; Londoner Record office.

²⁾ Den 9. Mai; ebd. Vgl. Droyßen, S. 262, Anm. 2.

³⁾ Brief Friedrichs (von Eißels Hand) vom 19. Mai, Lager von Mollwitz. Aus meiner Abschrift im Londoner Record office abgedruckt in der Polit. Korresp. I, 242.

⁴⁾ Droyßen, S. 262 führt an, daß der Kurier am 12ten noch nicht abgegangen sei. Dagegen spricht Hyndfords Bericht vom 13ten von demselben als einem bereits abgesandten, und am 2. Juni (alten Stils) hat Harrington in Hannover auch schon die Antwort des Wiener Hofes in Händen.

⁵⁾ „paver le chemin à un accommodement“. Die Resolution der Seemächte ist abgedruckt in den Gesammelten Nachrichten I, 632.

⁶⁾ Wir werden Hyndfords und auch Harringtons Äußerungen in diesem Sinne noch anzuführen haben.

ht so Gynsford, der selbst seinem Minister gegenüber den tiefen Widerden er gegen den neuen Auftrag empfindet, nicht zu verhehlen ver-

Er bedauert lebhaft, einen solchen erhalten zu haben; die Aufforde- den König von Preußen stehe mit seiner Instruktion, nach welcher eben durch seine Vermittelung einen Teil von Schlesien zu verschaffen olle, in direktem Widerspruche. In Erwägung dessen, sowie des Um- daß seine letzte Weisung aus Hannover vom 28. April vier Tage ei, als das Schreiben Trevors, welches die Resolution der General- anzeigt, beschließt er, sich zunächst nur an die erstere zu halten und die

Meldung von jenem Beschlusse wenigstens so lange zu verschieben, Kurier aus Wien zurück sein werde *).

findet seinen holländischen Kollegen General Gindel seinen Vorstel- ungänglich und teilt seine Absicht auch Podewils mit. Aber mochte schritt auch den guten Willen des Ministers deutlich bekunden, der he Eindruck, den die Thatsache selbst auf König Friedrich machen onnte dadurch nicht abgeschwächt werden.

e wiederholten Klagen des Königs über des englischen Gesandten im r. Trevors, Mänke, um die Generalstaaten zur Feindschaft gegen Preußen heln, schienen nun eine ganz unwiderlegliche Bestätigung zu erhalten : Resolution vom 24. April, welche jetzt endlich die Bemühungen des n den Holländern nach langem Sträuben abgerungen, während in- ne anscheinend vom aufrichtigsten Wohlwollen diktierte Vermittelung ahalten und hindern zu sollen schien, sich etwa andere Alliierte zu ar. War es nicht bereits eingetroffen, was der König vor wenig Tagen ischen Gesandten prophezeit hatte, daß nächstens derselbe statt der bis- schönen Versicherungen eine starke Resolution zu überreichen haben

war in der That kein Wunder, wenn König Friedrich jetzt bei Eng- bestimmte Absicht, ihn zu täuschen, voraussetzte. Unter dem ersten e der Haager Simultanerklärung, die er kurzweg als abgeschmakt be-), geschrieben, erscheint der bekannte Brief des Königs an Podewils vom , der jenem so viele harte und ungerechte Beurteilungen eingetragen hätte es, schreibt es, auf der einen Seite mit den eigensinnigsten n Europa (Österreich), auf der anderen mit den ehrgeizigsten (Frank- thun. Es sei schwer, unter solchen Umständen die Befriedigung der Interessen zu erlangen, Österreichs Eigensinn die gewünschten Konz- abzurufen, ohne sich dabei zum Werkzeuge von Frankreichs Ehrgeiz n, und es sei gefährlich, dabei selbst streng sich auf dem Wege ge- heftigkeit zu halten, wenn die Gegner alle Kunstgriffe der Arglist an-

h) auf Unterhandlungen zu verlassen mit Leuten, welche die Absicht

Es mag namentlich gegenüber der allzu ungünstigen Beurteilung des eng- sandten durch Droysen betont werden, daß Gynsford in der That ehrlich e Hintergedanken an einer Verständigung zwischen Österreich und Preußen e hat. Bis zum Kleinschnellendorfer Vertrage erscheint er überall als auf- Anhänger der preussischen Allianz.

Gynsford, den 13. Mai; Londoner Record office.
an Podewils, den 8. Juni; Polit. Korresp. I, 258.

haben, zu täuschen (England), sei ein verzweifelter Entschluß, von sehr unsicherem Erfolge; was soll man also thun? Sich einerseits in den Kriegsoperationen nicht aufhalten lassen und anderseits weiter unterhandeln; das eine werde der König, das andere möge der Minister besorgen, letzteres aber so, daß, wenn man sich überzeuge, man vermöge mit der Ehrlichkeit nichts zu erreichen, man die Arglist mit gleichen Waffen bekämpfe ¹⁾.

Selbst Podewils wagte nicht mehr den Engländern das Wort zu reden, er schreibt dem König, auch Hyndford könne nicht umhin, den Widerspruch in diesem Benehmen einzuräumen, und verhehle seine Mißbilligung nicht ²⁾. Schwichelt klagte in diesen Tagen, Podewils schiene alles Interesse an dem hannöverischen Vertrage verloren zu haben, er mache neue Weitläufigkeiten ³⁾. Der Minister war eben selbst schwer erzürnt; Schwichelt spreche weiß, klagt er in jenen Tagen, die Engländer schwarz. „Die letzteren wollen uns täuschen, verbinden sich mit den Holländern zu einer feindlichen Erklärung. C'est une fourberie plus qu'italienne.“ Der König sei aufs höchste piquiert und mache ihm heftige Vorwürfe, den Abschluß mit Frankreich bisher immer verhindert zu haben, und er räume auch ein, daß er sich von der englischen Zweizüngigkeit habe hinter's Licht führen lassen, und daß sein lebhaftes Plädieren viel dazu beigetragen, wenn Marschall Belleisle unverrichteter Sache habe abziehen müssen; aber jetzt gestehe er, daß er unrecht gehabt habe. Fast verzweifelnd schließt er: „Cupio dissolvi; auf welch verwünschter Galeere befinde ich mich!“ ⁴⁾

Hyndford, der sich unmöglich darüber täuschen konnte, daß bei so bedenklicher Lage der Dinge das am meisten Gefürchtete, der Abschluß König Friedrichs mit Frankreich, jeden Augenblick eintreten könnte, wagte einen kühnen Schritt eigener Initiative. Er eröffnete Podewils am 18. Mai allerdings nur als seine Idee, wenn sich der König mit Glogau, Wohlau, Sagan und Liegnitz begnügen wollte, so könnte Georg II. vielleicht den Wiener Hof gewissermaßen zwingen, auf solche Bedingungen einzugehen. Auf Podewils' Erwiderung, er zweifle, daß der König darauf eingehen werde, zudte der Gesandte die Achseln und deutete auf die schweren Gefahren hin, die ein allgemeiner Brand heraufbeschwören müßte ⁵⁾.

Er berührte damit eine Saite, die bei Podewils sehr lebhaft mitklang, und auch das Angebot, von dem niemand vorausgesetzt hätte, daß der Lord es ohne jegliche Autorisation gethan habe ⁶⁾, schien trotz seiner Unzulänglich-

¹⁾ Vgl. meinen Aufsatz: „Ein denkwürdiger Brief Friedrich d. Gr. und seine Schicksale“, in den Preussischen Jahrbüchern von 1877, wo auch zuerst ein korrekter Text desselben aus dem Record office mitgeteilt ist, der dann auch in die Polit. Korresp. I, 244 übergegangen ist.

²⁾ Den 12. Mai; angeführt bei Droysen, S. 263, Anm. 2.

³⁾ Den 13. Mai; Archiv zu Hannover.

⁴⁾ Podewils an Minister Borde, den 13. Mai; Berliner Archiv, Kabinettsakten. Ausführungen daraus bei Droysen, S. 264, Anm. 2.

⁵⁾ Angeführt bei Droysen, S. 263.

⁶⁾ In Hyndfords Depeschen findet sich keine Spur von der Offerte, und natürlich noch weniger etwas von einer Ermächtigung dazu. Wie Kaumer S. 114 berichtet, hatte Oesterreich noch am 6. Mai alle Abtretungen an Preußen abgelehnt, und die bald zu erwähnenden Schreiben Robinsons an Hyndford zeigen, wie weit man in Wien von einem Anerbieten der Art, wie es hier Hyndford gethan, entfernt war.

eit doch immer bemerkenswert. Hatte doch der König um jene Zeit noch was von seiner ursprünglichen Forderung nachgelassen und außer dem Schwiebener Kreise nur die Herzogtümer Glogau, Wohlau, Liegnitz, Schweidnitz-Nauer verlangt und außerdem die Erklärung Breslaus zur Reichsstadt oder freien Stadt, so daß dieselbe nicht wieder unter österreichische Herrschaft käme¹⁾, wobei offenbar Sagan, das doch nicht gut als österreichische Enklave bleiben konnte, ganz vergessen worden zu sein schien. Rechnete man dieses, das das Hyndfordsche Angebot noch hinzufügte, mit, so konnte man allerdings wohl glauben, eine Grundlage für die Unterhandlungen gefunden zu haben.

Kurz, der Minister, bei dem inzwischen die erste Enttäuschung über die saager Resolution verraucht war, trat noch einmal für die englische Allianz ein und riet dringend, bevor man zu dem Äußersten, dem Abschlusse mit Frankreich, griffe, noch drei Mittel zu versuchen, einmal die Rückkunft des von Hyndford nach Wien gesandten Kuriers abzuwarten, ferner noch einmal mit Schwizel zu versuchen, ob man nicht durch einen Sondertraktat mit Hannover Georg II. von den Feinden Preußens definitiv fernhalten könne, und endlich auch Rußland, wie dieses gewünscht hatte, sein Ultimatum mitzutheilen, um vielleicht der englischen Vermittelung in Wien eine Verstärkung zu sichern.

Aber des Königs Geduld zeigte sich erschöpft. „Wie lange, mein Freund“, schreibt er am 18. Mai, „werden wir noch warten, um uns von Wien und London an der Nase herumführen zu lassen“²⁾, und am 21sten: „Diese Leute trügen uns sicherlich, Robinsons Antwort an Lord Hyndford wird erlitten sein von einem dunklen Wortschwalle ohne rechten Inhalt — Sie insinuen eine Verständigung und glauben, was Sie wünschen; ich, der ich mich schämen würde, mich von einem Italiener überlisten zu lassen, würde ich selber verachten, wenn ich der Spielball eines Hannoveraners würde. Ich erwäge Sie das alles, und Sie werden zu dem Schlusse kommen, daß die Gefinnungen, welche Sie dem Könige von England zuschreiben, auf bloßen Vermutungen beruhen, während seine Handlungen, auf welche ich mich beziehen, wirklich sind.“³⁾

Aber Podewils war nicht so leicht zu entmutigen; in einer Denkschrift setzt er noch einmal alle die Gründe zusammen, welche für ein Zusammengehen mit England oder, was für ihn die Hauptsache war, gegen den Abschluß mit Frankreich sprächen⁴⁾. Der König widerlegt ihn Punkt für Punkt, ist mit drastischem Ausdruck, von welchem eine charakteristische Probe die Stelle ist, welche Podewils Vertrauen auf die Engländer mit folgenden Worten ironisirt: „Ihr wollt Euch überreden, eine feile Maitresse sei Euch werth; aber ich bin Zeuge ihrer Duhlerei und sehe mit eigenen Augen, wie sie Euch Hörner aufsetzt.“ Man könnte eigentlich nicht sagen, daß der Minister von seinem übermäßigen Vertrauen auf England erfüllt gewesen wäre, er gesteht

¹⁾ Das wird als preussisches Ultimatum unter dem 1. Juni nach Petersburg mitgetheilt; Polit. Korresp. I, 254.

²⁾ Ebd. S. 245.

³⁾ Ebd. S. 245.

⁴⁾ Den 22. Mai ausführliche Excerpte ebd., S. 246.

selbst ein, daß er seit Georgs Ansprache an das Parlament dies Vertrauen eingebüßt habe; wohl aber glaubte er, daß die Abneigung der Engländer gegen einen allgemeinen Krieg und das Interesse König Georgs, namentlich wenn seine Sehnsucht nach Konventionen für Hannover geschickt benutzt würde, England wohl abhalten könnte, wirklich feindlich gegen Preußen aufzutreten, und daß ohne England weder Rußland noch Sachsen sich rühren würden; auf der anderen Seite aber hielt er den Abschluß mit Frankreich für einen Schritt von unberechenbaren Folgen, für das Signal zur Entzündung eines Krieges von unabsehbarer Dauer, aus dem dann selbst im Falle des Sieges Frankreich den besten Preis davontragen und Preußen, das selbst schwere Opfer zu bringen haben werde, mit gebundenen Händen werde erwarten müssen, was ihm Frankreich gönnen wolle.

Anderer argumentierte der König. Wenn seines Ministers Ausführung schließlich darauf hinauszuweisen schien, daß es noch besser sei, gar keine Allianz zu haben als eine so gefährliche wie die mit Frankreich, so meinte er dagegen, um den Krieg mit Erfolg durchzuführen, einer starken Allianz nicht entbehren zu können, „Wenn wir Alliierte haben“, sagt er, „wird man uns respektieren, wenn nicht, pufft uns ein Jeder. — Ohne Alliierte vorgehen heißt sich ins Verderben stürzen, aber einen starken Beistand gewinnen, das heißt, wir mir scheint, sich retten.“ England will uns hindern, wie es das bisher gethan hat, um uns zu hindern uns mit Frankreich zu verbünden, und dann nach seinem Gefallen mit uns umspringen zu können. Mit Frankreich und Bayern haben wir eine so starke Übermacht, daß der Krieg nicht lange dauern kann; aber wir müssen zugreifen, denn wenn wir es auf das Äußerste ankommen lassen, wird Frankreich nicht mehr imstande sein, in Aktion zu treten (nämlich noch in diesem Jahre); man muß den Plänen der Feinde zuvorkommen ¹⁾.

Noch bis zur Rückkehr des Kuriers von Lord Hyndford warten zu wollen, ließ sich endlich der König bereit finden. Es war klar, daß von der Antwort, die er bringen würde, abhängen mußte, ob von den weiteren Versuchen, dem an Rußland mitgetheilten Ultimatum und dem Entwurfe eines Traktats mit Hannover irgendwelche Frucht erwartet werden durfte. Die Entscheidung über die große Frage, ob der König von Preußen sich genötigt sehen würde, sich in die Arme Frankreichs zu werfen, lag in diesem Augenblicke wiederum bei dem Wiener Hofe, und Hyndford, obwohl er den Augenblick der definitiven Entschließung doch nicht für so nahe hielt, als er es wirklich war, suchte durch einen zweiten Kurier das Bewußtsein der Bedeutung der Entscheidung in Wien recht wachzurufen und zunächst die Idee eines Waffenstillstandes warm zu empfehlen ²⁾.

Freilich ohne Erfolg für seine Interessen. jene Haager Resolution, welche im preussischen Hauptquartier so großen Schaden angerichtet, wirkte in Wien kaum weniger unheilvoll. Als die Nachricht in Wien eintraf, beschwor Robinson den Gesandten der Niederlande Burmannia, dieselbe vorläufig noch geheim zu halten; aber dieser, ein sehr schwer zu behandelnder, pedantischer, argwöhnischer Mann ³⁾, wies dieses Ansuchen weit von sich, er bildete sich

¹⁾ Polit. Korresp. I, 247. 248.

²⁾ Den 25. Mai; Londoner Record office.

³⁾ Wie Robinson an Truchseß schreibt, den 17. Mai; ebb.

ein, spottet der Engländer, den König von Preußen aus Schlesien zu verjagen durch die bloße Wucht der holländischen Resolution. Seinem Kollegen Gindel in Breslau eriparte er selbst nicht Vorwürfe, weil dieser Gyndford in dem Aufschube zugestimmt, und der General scheint schwach genug gewesen zu sein, die ganze Schuld auf Gyndford zu schieben ¹⁾.

Das österreichische Ministerium stimmte natürlich in die patriotische Entrüstung Burmannias über das pflichtwidrige Benehmen der beiden Gesandten in Breslau von Herzen ein, es beschwerte sich in Hannover (wo jetzt König Georg verweilte) bei Lord Harrington darüber, und in Dresden sagte Williers jedem, der es hören wollte, Gyndford habe mit jener Unterdrückung der Resolution ebenso wie mit dem Vorschlage eines Waffenstillstandes seine Instruktionen überschritten.

Am so schroffer gestaltete sich unter diesen Umständen die Ablehnung der neuen Vermittlungsvorschläge Robinsons. Man wünschte sie prinzipiell ganz zu ignorieren und erklärte, man begehre nichts weiter, als daß England seinen vertragsmäßigen Pflichten nachkomme, und als der Gesandte dringend bat, nur wenigstens einmal ein Angebot an Preußen zu thun, erklärte man das, für jetzt nicht zu können, da man vor allen Dingen abwarten wolle, welchen Eindruck die gemeinsame Vorstellung der Seemächte auf den König von Preußen machen würde; im übrigen ließ man Robinson keinen Zweifel darüber, daß man eine Verständigung mit Preußen nur auf dem Boden der pragmatischen Sanktion für zulässig halte, was dann so viel hieß, daß dabei von irgendwelcher Abtretung in den Erblanden nicht die Rede sein dürfe. Die Idee eines Waffenstillstandes wies man einfach ab, man könne nicht Preußen noch länger im Besitze von Schlesien lassen ²⁾.

Die Note, in welcher das Ministerium dem englischen Gesandten seine Entschließung mittheilte, verfehlte dann nicht, wiederum darauf hinzuweisen, daß man, ehe man sich entschlosse, der Verständigung mit Preußen besondere Opfer zu bringen, man immer doch auch an die Zugeständnisse denken müßte, durch welche man früher und zwar eben in Folge des eifrigen Drängens Englands die sächsische Bundesgenossenschaft erlaust hätte ³⁾. Man muß gesehen, daß man in Wien keine Gelegenheit hat vorüber gehen lassen, um bei den Britten durch die Mahnung an jenen sächsischen Vertrag die Erinnerung an die Dresdener preußenfeindlichen Koalitionsgefühle wieder wach zu rufen, welche man in London so schnell zu vergessen gelernt hatte.

Jene unverblümte Ablehnung brachte der Kurier aus Wien am 28. Mai Lord Gyndford. Mochte dieser nun die Form noch etwas abschwächen, die Thatsache der durchaus abschläglichen Antwort ließ sich doch nicht verhehlen, und es lag auf der Hand, daß die Angebote, welche Gyndford als seine Ideen am 18. Mai dem König von Preußen gemacht hatte, und welche schon von Podewils als ganz unzulänglich bezeichnet worden waren, für wahrhaft utopische Schwärmereien gelten konnten gegenüber dieser jede Hoffnung auf Verständigung abschneidenden Antwort aus Wien. Die beiden Gegner, die veröhnt werden sollten, standen eben himmelweit auseinander.

¹⁾ Freilich leugnet er das Gyndford gegenüber, Brief vom 28. Mai; Londoner Record office.

²⁾ Robinson an Gyndford, den 25. Mai; ebd.

³⁾ Vgl. die Anführung daraus bei Ranke, Werke XXVII, 424, Anm. 1.

Natürlich war nun der Abschluß der Allianz mit Frankreich nicht länger aufzuhalten. Derselbe war lange verzögert worden. Daß Podewils, so lange es irgend anging, auszuweichen sich bemühte, wissen wir; aber auch der König hatte sie ja immer nur für den Notfall sich aufgespart, wie dann derselbe namentlich nach dem Mollwitzer Siege sich entschlossen zeigt, den Abschluß mit Frankreich unter allen Umständen noch hinauszuschieben, bis der jetzt wirklich von London abgereiste Lord Hyndford eingetroffen sei und man zu erkennen vermöge, ob die englische Vermittelung irgendwelche reelle Vorteile verspreche. Podewils, in diesem Sinne instruiert, hatte Not genug, sich auf gute Manier und ohne Argwohn zu erregen des Drängens von Valori zu erwehren, da Frankreich Preußens Wünschen in allen Stücken entgegenkam¹⁾; die Besorgnis vor Rußland gab dann noch den besten Vorwand der Zögerung ab. Inzwischen eilte, um die Sache zum Abschlusse zu bringen, der Marschall Belleisle der Hauptvertreter der Kriegspartei in Frankreich und darum der größte Freund der preussischen Allianz, herbei; auf der Durchreise in Dresden sucht er den sächsischen Hof für den großen Bund gegen Oesterreich zu gewinnen, und Graf Brühl hörte mit großem Interesse den lockenden Auerbietungen eines Land-erwerbes aus den österrreichischen Erblanden zu, wünschte aber zunächst den Bund Frankreichs mit Preußen geschlossen zu sehen.

Wenn König Friedrich damals gemeint hat, man könne den Abschluß mit Frankreich von der Haltung Sachsens abhängig machen, da, wenn dieses sich ruhig verhalte, dies als ein Zeichen angesehen werden könne, daß es noch keine Alliierte habe und daß man deshalb mit dem Eingehen jenes Bündnisses sich nicht zu beeilen brauche²⁾, so hätte es gute Wege mit dem gehabt, was Podewils fürchtete; jedenfalls aber setzte auch Belleisle seinen Wunsch nicht durch; der König empfing ihn, nachdem er ihn einige Tage in Breslau hatte zurückhalten lassen, am 22. April im Lager von Mollwitz mit der ausgefeiltesten Freundlichkeit und ging mit lebhaftem Interesse auf die Ideen des Marschalls ein. Man besprach den gemeinsam zu unternehmenden Feldzug; aber als es sich um die Unterzeichnung des verabredeten Übereinkommens handelte, machte Friedrichs Forderung, Frankreich solle Schweden zum Kriege gegen Rußland bewegen, Schwierigkeiten, und da der König, Podewils' Drängen³⁾ nachgebend, auf diesem Punkte beharrte, mußte der Marschall, der hierzu keine Vollmacht hatte, abreisen, ohne den Abschluß erreicht zu haben.

Den König aber reizte die großsprecherische Art des Marschalls zum Spotte, und er erzählt in seinen Memoiren, wie derselbe gethan, als ob alle Provinzen der Königin von Ungarn bereits unter dem Hammer ständen, so daß eigentlich nur die Schwierigkeit vorläge, sie an den Mann zu bringen, und derselbe sei eigentlich in Verlegenheit gewesen, wer von den deutschen Fürsten wohl Mähren haben wolle, und ob dasselbe wohl Sachsen nehmen würde⁴⁾.

¹⁾ Vgl. die Anführungen der Polit. Korresp. I, 228. 229.

²⁾ Marginal zum 16. April; ebd.

³⁾ Podewils spricht in einem Briefe an Börde vom 13. Mai davon, daß er wesentlich dazu beigetragen habe, Belleisle unvertreteter Sache abziehen zu lassen.

⁴⁾ Hist. de mon temps 1746 (p. 230). Wenn der König in der spätern Bearbeitung (p. 79) hinzufügt, er habe für Mähren Sachsen in Vorschlag gebracht, so stimme ich mit Droysen (S. 257, Anm. 1) darin überein, dies für eine

Als Belleisle das Hauptquartier des Königs verließ, traf Hyndford gerade ein. Wir wissen bereits, mit wie wenig Erfolg er unterhandelte, wie sehr die Nachrichten von der Parlamentsrede König Georgs und von der englisch-holländischen Sommaton den König erzürnten, und wie Podewils' Denkschrift dessen Entschluß mit Frankreich abzuschließen nicht wankend gemacht hatte. Wenn er dann noch vorher die Rückkunft des Kuriers, den Hyndford nach Wien gesendet hatte, abwarten wollte, so that er dies nur, um, wie er sich ausdrückt, „Herrn Podewils ein Vergnügen zu machen“¹⁾ und ohne daß er den geringsten Erfolg davon hoffte; nicht eine Stunde, erklärt er, nach der Ankunft des Kuriers mehr warten zu wollen²⁾, und am 30. Mai 1741 instruierte er bereits seinen Minister für den Fall, daß der Wiener Kurier keine befriedigende Antwort bringe, mit Valori abzuschließen, indem er zugleich die bisher noch aufrecht erhaltenen Einwände fallen ließ und den französischen Entwurf nach den bisherigen Verabredungen *purs acceptierte*³⁾. Aber noch an demselben Tage traf ein Eilbote des Ministers mit der Nachricht von der ablehnenden Antwort aus Wien ein, und unverzüglich sendete nun der König eine zweite Ordre an Podewils, welche jene hypothetische Anweisung in eine definitive verwandelt. Er solle mit Valori abschließen, doch im größten Geheimnisse, am dritten Orte, „damit kein Mensch das Geringste davon erfahre noch *soubconniere*“: er solle zu diesem Zwecke den Vertrag selbst aufsetzen und mundieren; auch die Absendung des betreffenden Kuriers durch Valori müsse unter den möglichsten Vorsichtsmaßregeln erfolgen, und „überhaupt das Sekret auf das höchste menagiert werden; als wovor mir euer Leben, Ehre und Reputation *responjabel* bleiben sollen“. Mit Hyndford und Schwichelt solle er weiter unterhandeln, um sie hinzuhalten und zu täuschen⁴⁾.

Noch an demselben Tage schreibt dann der König an den Kardinal Fleury, dem er bereits die Unterzeichnung des Traktates anzeigt, sein treues Festhalten an dem nun geschlossenen Übereinkommen werde seine Zögerung verzeihen machen, er behaupte von jetzt an ein ebenso guter Franzose zu sein wie der Kardinal selbst⁵⁾.

Ein zweiter Brief gleichfalls von demselben Datum an Marschall Belleisle wiederholt diese Versicherungen noch gewürzt durch kräftige Schmeicheleien.

„Ich rechne darauf“, schreibt der König hier, „in zwei Monaten Ihre Fahnen auf dem diesseitigen Rheinufer entfaltet zu sehen, ich freue mich im voraus darauf, Ihre Manöver bewundern zu können, Ihre Operationen, die zu Lektionen werden für jeden Kriegsmann und mir zur Hilfe und Stütze dienen werden. Ihr Name lockt ebenso wie die Kriegsmacht Ihres Königs zur Allianz mit einem Fürsten, dem Ihre Dienste den besten Erfolg sichern. — —

grammatische Zuspitzung zu halten, die nicht der Sachlage entspräche; aber wohl ist es denkbar, daß Belleisle, der gern einen Köder für Sachsen haben wollte, Mähren in Vorschlag gebracht und, um Friedrichs Zustimmung leichter zu erlangen, den Wert dieses Angebotes herabgesetzt und einen Zweifel ausgesprochen hat, ob Sachsen eine ihm so wenig bequem liegende Erwerbung nach seinem Geschmade finden werde.

¹⁾ Post. Korresp. I, 246.

²⁾ An Podewils, den 24. Mai; ebd. S. 249.

³⁾ Ebd. S. 250.

⁴⁾ Ebd.

⁵⁾ Ebd. S. 251.

Adieu, teurer Freund, ich brenne vor Ungeduld, Sie siegreich vor den Thoren Wiens zu sehen und an der Spitze Ihrer Truppen zu umarmen.“¹⁾

Ungeduldig schärft er in einem weiteren Briefe am folgenden Tage dem Minister von neuem das strengste Geheimnis ein. Valori solle sich unwillig stellen über einen vermeintlichen Frieden des Königs mit Oesterreich und überhaupt das gerade Gegenteil seiner wirklichen Gesinnung zeigen; die Engländer solle man auf jede Weise dupieren und hervorheben, wie der König jetzt bereits das Observationscorps des Fürsten von Anhalt kantonieren lasse²⁾.

Als Bodewils für einige unwesentliche Änderungen an dem Vertrage, welche Valori verlangte, die Zustimmung des Königs in den Händen hatte³⁾, beeilte er sich am 4ten des Abends, den Vertrag mit Frankreich abzuschließen, er hatte das Exemplar, das er Valori übergab, mit eigener Hand geschrieben, während das ihm von dem Gesandten übergebene von dessen Sekretär aufgesetzt war. Indem er dasselbe dem König noch am selbigen Tage zur Unterzeichnung zusendet, versichert er, daß er das Geheimnis wahren werde, zweifelt aber, ob es Frankreich ebenso streng damit nehmen werde⁴⁾. Des Königs Ungeduld ging die Sache immer noch nicht schnell genug, am 5. Juni, wahrscheinlich, kurz bevor er den Vertrag erhielt, mußte des Königs Kabinettssekretär noch einmal zur Beschleunigung mahnen⁵⁾.

Der Vertrag bezeichnet sich als defensiver Natur und stipuliert gegenseitige Hilfe gegen alle Angreifer für eine Dauer von fünfzehn Jahren. Die eigentliche Bedeutung liegt in den drei Separatartikeln. Frankreich gewährt seinem Alliierten zweierlei, einmal Garantie von Niederschlesien und Breslau und dann eine gewisse Rückendeckung durch die Übernahme der Verpflichtung, Schweden schleunigst in Waffen gegen Rußland zu bringen. Die Gegenleistungen Preußens sind das Versprechen, mit allen Kräften für die Kaiserwahl Karl Alberts von Bayern einzutreten, eventuell falls dies nicht gelänge, für einen Frankreich genehmen Kandidaten und dann der Verzicht auf die jülich-bergischen Ansprüche zugunsten des pfälzischen Hauses, doch dies erst, wenn die Abtretung in Schlesien durch die Einwilligung Oesterreichs würde verfeßt geworden sein.

Der Vertrag hatte noch ein merkwürdiges Nachspiel, auf das wir doch näher eingehen müssen, als charakteristisch für des jungen Königs Gemüthsart. Am Morgen nach dem Abschlusse des Vertrages (5. Juni) hatte Bodewils dem König den Abschluß mitgeteilt und zugleich demselben vorgerechnet, der Kurier, den Valori zur Einholung der Ratifikation von Paris abgesendet, brauche zehn Tage zur Hinreise, zehn zurück; um die Zeit, wo diese Frist abgelaufen sein würde, werde er die preußische Ratifikationsurkunde zur Unterzeichnung des Königs bereit halten⁶⁾.

Ehe dies Schreiben in des Königs Hand war, hatte derselbe (den 6. Juni) Valori aufgefordert, auf ein möglichst schleuniges militärisches Vorgehen des Kurfürsten von Bayern hinzudrängen. Um über die eigene Vertragstreue

1) Polit. Korresp. I, 251.

2) Ebd. S. 252.

3) Ebd. S. 256.

4) Ebd. S. 259.

5) Ebd. S. 257.

6) Geh. St.-A. zu Berlin.

keinen Zweifel zu lassen, fügt er hinzu: „Ich habe Podewils Befehl gegeben, mir den Vertrag zu schicken, und ich rechne, daß man Ihnen denselben spätestens in vier Tagen geben wird.“ ¹⁾

Einen solchen Befehl hatte der König nun aber noch nicht erlassen, und ganz im Gegenteile hatte Podewils, wie wir sahen, vorgeschlagen, preussischerseits die Ratifikation erst dann vorzunehmen, wenn die Ankunft der französischen Ratifikation zu erwarten stehe, und da der König zu diesem Vorschlage nichts bemerkt hatte, durfte der Minister sein Einverständnis voraussetzen ²⁾.

Dagegen bemerkte der König an den Rand eines zweiten Berichtes von Podewils, drei Tage später datiert als jener erwähnte (also vom 8. Juni), betreffend den von Hannover überreichten Entwurf einer Konvention: „Unterhandeln Sie, wie Sie wollen; aber ich will in spätestens drei Tagen mit Frankreich unterzeichnen.“ ³⁾ Das mochte dann nun wohl für einen Befehl zur Zusendung des Vertrages, wie einen solchen der König Valori in Aussicht gestellt hatte, gelten können.

Inzwischen aber hatte Valori, der nach der Zusage des Königs etwa vom 10. Juni an den Empfang der preussischen Ratifikation erwarten durfte, bei Podewils wiederholt danach gefragt, allerdings ohne sich direkt auf jene Zusage des Königs zu beziehen, in welchem Falle sich das Mißverständnis vielleicht schneller gelöst haben würde. Podewils setzt den König von dem wiederholten Drängen des Gesandten unter dem 12. Juni in Kenntnis mit dem Bemerkten, er habe, da ihm der König über diesen Punkt nichts geantwortet, dem Gesandten nichts sagen können. Und auf den Rand dieses Berichtes nun schreibt der König unter dem 14. Juni, er solle den Gesandten beruhigen und die notwendigen Stücke vorbereiten, um alles bereit zu haben, bei der Rückkehr des Kuriers (mit Paris) ⁴⁾. Man sieht, der König schließt sich also ganz dem Vorschlage des Ministers vom 5ten an, nicht mehr eingedenk seines inzwischen erteilten Befehles, den Vertrag jetzt schon zur Unterschrift zugehend zu erhalten.

Mit einemmale erscheint nun etwa vom 14. zum 15. Juni der König ganz umgestimmt und lebhaft gegen Podewils erzürnt. Verschiedene Umstände hatten dabei zusammengewirkt.

Es war bekanntlich eine Bedingung des Vertrags mit Frankreich gewesen, daß Schweden gegen Rußland unter die Waffen gebracht werden sollte. Dazu wollte nun auch Preußen mitwirken, und Podewils unterhandelte in dieser Sache mit dem schwedischen Gesandten Rudenskjöld. Als nun inzwischen auch der preussische Gesandte in Stockholm, v. Linden, von seinen eigenen Bemühungen in dieser Sache schrieb, war es dem König unangenehm, zu erfahren, daß in dieser Sache, die mit dem größten Geheimnis behandelt werden sollte, so viele Mitwisser seien und namentlich Linden, dessen Diskretion er nicht ganz sicher zu sein glaubte. Daß er früher (den 29. April) mündlich dem

¹⁾ Polit. Korresp. I, 257.

²⁾ Ebd. S. 259. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß des Königs Marginalien zu Podewils' Bericht vom 5. Juni erst den 14ten in des letzteren Hand waren.

³⁾ Ebd. S. 259.

⁴⁾ Ebd. S. 260.

⁵⁾ An Podewils, den 15. Juni; Polit. Korresp. I, 261.

Minister den Auftrag erteilt hatte, Linden in der Sache zu schreiben, hatte er vergessen ¹⁾ und zürnte nun seinem Minister.

Auch kam zu derselben Zeit ein Schreiben von Valori an den König voller Beschwerden über Podewils, in dessen hannöverscher Gesinnung der Gesandte den wesentlichsten Grund der Verzögerung der Ratifikation sah. Valori schrieb um so aufgeregter, als die seit einigen Tagen in Breslau kursierenden Gerüchte von einem heimlichen Übereinkommen zwischen Friedrich und der Königin ²⁾, deren Entstehung anscheinend auf die in jener Zeit begonnene Auswechslung der Gefangenen bezweckenden militärischen Besprechungen zurückzuführen ist, mehr und mehr Konsistenz gewonnen hatten und z. B. der dänische Gesandte Prätorius von dieser Sache als etwas ganz Unzweifelhaftem gesprochen hatte.

Dem König riefen die Klagen Valoris den Argwohn wach, Podewils, der ja bis zum letzten Augenblicke von der französischen Allianz abgeraten und zufällig immer noch in den letzten Tagen von Hynsford und Schwichelt wiederholt berichtet hatte, könnte am Ende versuchen, noch jetzt der Vollziehung des französischen Bündnisses Steine in den Weg zu werfen, und in dieser Absicht es auch unterlassen haben, den Gesandten den Ungrund jener Gerüchte klar zu machen, und er geriet in großen Zorn.

Unter dem 15. Juni fordert er schleunige Einsendung des Traktates, um denselben noch vor Ablauf des nächsten Tages, und ehe das Hauptquartier seinen Ort wechsle, unterschreiben zu können ³⁾, und einem tadelnden Reskripte in Sachen des schwedischen Gesandten von demselben Datum fügt er eigenhändig die Worte bei: „Wenn Sie in dem geringsten Punkte es an einer pünktlichen Ausführung meiner Ordres fehlen lassen, sind sie für immer ein verlorener Mann“ ⁴⁾.

Am nächsten Tage aber muß sein Zorn sich noch gesteigert haben, er schrieb im Tone höchster Erregung an Podewils den nachstehenden Brief:

„Sie werden mich schließlich Argwohn schöpfen und glauben lassen, Sie seien von England gewonnen, wenn Sie meine Befehle nicht ausführen und nicht mit Valori zum Schlusse kommen ⁵⁾. Es ist schlecht und schändlich von Ihnen gehandelt, daß Sie Valori über die lächerlichen und falschen Gerüchte, die man über eine Verständigung (natürlich mit Osterreich) veröffentlicht hat, nicht enttäuscht haben. Ich warne Sie, spielen Sie nicht mit mir und führen Sie angefichts der Ordre meinen Befehl aus, oder Ihr Kopf wird ohne weiteres springen. Gehen Sie zunächst zu Valori und beruhigen Sie ihn vollständig.

1) Polit. Korresp. I, 262, Anm. 1.

2) Ihrer wird bereits in dem Berichte Podewils' vom 12. Juni gedacht.

3) Polit. Korresp. I, 260.

4) Ebd.

5) „et si vous ne concluez pas avec Valori“. — Die Worte können kaum anders als in einem allgemeinen Sinne gefaßt werden. An die nächstliegende Bedeutung zu denken, erscheint kaum möglich, da in der vorhergehenden Korrespondenz des Königs so vielfach von dem Vertrag als einem bereits abgeschlossenen und nur noch zu ratifizierenden die Rede ist; allerdings hat Podewils die Worte in diesem Sinne aufgefaßt, da er in seinem Antwortschreiben bemerkt, er habe schon vor dem Abgange abgeschlossen.

Bringen Sie die Sache wieder in Ordnung, ich habe Grund mit Ihnen sehr schlecht zufrieden zu sein, und wenn Sie Ihre groben Fehler nicht wieder gut machen, so denken Sie daran, daß es in meinem Lande Festungen genug giebt, um Minister darein zu stecken, die gegen den Willen ihres Herrn handeln.“¹⁾

Indessen dauerte die erregte Stimmung des Königs nicht lange; ein noch an demselben Tage eintreffender Bericht des Ministers überzeugte ihn von dessen Unschuld, und in seinem Auftrage durfte der Podewils übrigens sehr befreundete Kabinettsrat Cichel noch an demselben Tage schreiben: „Es sind Se. königliche Majestät mit denen von Cw. Excellenz angeführten Ursachen, warum die Einsendung des bewußten Traktates zu Dero Unterschrift mit geschehen können, vollkommen zufrieden, auch nun mehro wiederum völlig beruhigt; da Sie sonst sehr inquiet und besorgt waren, es möchte die von dem Generalmajor Prätorius ausgebrachte Nachricht bei dem bewußten Gesandten allerhand Soupçons gemacht und selbigen dahin gebracht haben, seinen Hof davon zu avertieren. Es hat gedachte Nachricht Se. königliche Majestät sehr beruhigt und zu allem darauf bezeigten Empressement und darauf erfolgten Chagrin Gelegenheit gegeben, so aber, nachdem Se. königliche Majestät dero Freunde davon abusiret zu sein glauben, sich wieder gelegt hat. Des Königs Majestät haben bei dieser Gelegenheit mir befohlen, Cw. Excellenz zu schreiben, daß dieselbe sowohl den Marquis de Valori als den von Rudenskjöld von dem Grunde mehrgedachter malitioser Weise ausgesprengter Zeitungen abusiren möchten, wegen der übrigen aber sich keine sonderlichen Bewegung geben dürften, um ihnen ein anderes zu überreden.“²⁾

Ehe diese beruhigenden Worte in des gekränkten Ministers Hand waren, schrieb er (den 17. Juni) einen Brief zu seiner Rechtfertigung. „Meine Armut und mein Ruf sprechen in gleicher Weise für mich“, heißt es hierin, „Gott sei Dank, und schütze mich vor jedem Verdachte. Die Drohungen Cw. Majestät schrecken einen Mann nicht, welcher die Ehre dem Leben vorzieht, und dem sein gutes Gewissen gestattet mit erhobener Stirne einherzugehn.“³⁾ — Der König möge nur Valori fragen, ob er ihm nicht die Unwahrheit jener Gerüchte versichert und schließlich, um ihn ganz zu überzeugen, in seiner Gegenwart Prätorius eine Wette um 100 Dukaten angeboten habe, daß die von dem letzteren ausgesprengte Nachricht falsch sei⁴⁾.

Des Ministers Genugthuung bestand in des Königs mündlicher Äußerung auf dieses Schreiben: „alles sehr gut und ich bin von ihm zufrieden“⁵⁾; Cichel aber schrieb ihm etwa eine Woche später: daß was dormalen geschehen ist, aus einer kleinen Übereilung geschehen und nunmehr nach reiferer Überlegung regrettiert worden und vergessen ist⁶⁾.

Unter allen diesen Wechselfällen war der Vertrag immer noch nicht an den König zur Unterschrift gekommen, und erst unter dem 1. Juli fordert sich derselbe ihn ein, wo ihn dann Podewils am 2. Juli selbst ins Lager von

¹⁾ Polit. Korresp. I, 261.

²⁾ Ebd. S. 262.

³⁾ Ebd. S. 262, Anm. 1.

⁴⁾ Berliner geb. St.-A., Kabinettskorrespondenz.

⁵⁾ Den 18. Juni, angeführt in der Polit. Korresp. I, 262, Anm. 1.

⁶⁾ Ebd. Anm. 2.

Strehlen überbringt, der König hatte ihm zu größerer Sicherheit ein *Kommando* bis Großburg entgegeneschiekt. In seiner Begleitung besand sich einem Wunsche des Königs entsprechend Lord Hyndford, der weit entfernt war, zu ahnen, wель inhaltsschweres Schriftstück sein Begleiter mit sich führte, und der eben Friedrichs große Freundlichkeit so lange als möglich von der Vermutung eines Einverständnisses mit Preußen und Frankreich fernhalten sollte.

Nach des Ministers Rückkehr wurden am 5. Juli zu Breslau zwischen ihm und Valori die beiderseitigen Ratifikationen ausgetauscht — der große Bund war geschlossen.

Er war geschlossen gegen die Meinung von Friedrichs treuem Ratgeber, und wir mögen an dieser Stelle wohl mit einigen Worten die Frage berühren, wem von beiden die Ereignisse recht gegeben haben, ob dem König ob dem Minister?

Wir werden Podewils die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß er in manchen Dingen die thatsächlichen Verhältnisse richtiger gewürdigt hat als sein Gebieter. Diesem gegenüber hatte er recht mit der Annahme, daß trotz aller mißgünstigen Gesinnungen König Georgs ein direkt feindliches Auftreten gegen Preußen nicht als im Interesse Englands liegend angesehen werden wäre, dafür spricht alles, was aus den Archiven zu London und Hannover uns vorliegt; wie konsequent und schielend auch die englische Politik in jener Zeit war, die bösen Absichten, welche ihr Friedrich zuschrieb, hat sie damals nicht gehabt. Und des Ministers weitere Folgerung, daß, ohne Englands sicher zu sein, weder Rußland noch Sachsen noch Holland mit Preußen anbinden würden, war nicht weniger begründet.

Und scheint es nicht, als ob die weitere Entwicklung der Dinge Podewils' Mißtrauen und Abneigung gegen die französische Politik sehr recht gegeben habe?

Dem nenngleich der allgemeine Brand, den Podewils befürchtete, ausgeblieben ist und vielmehr auch das Eintreten Frankreichs in die Aktion keiner der Garanten der pragmatischen Sanktion zur Unterstützung Maria Theresias unter die Waffen zu rufen vermocht hat, so ist dagegen und trotz dieses günstigen Umstandes auch die Überlegenheit, welche Friedrich von den französischen Waffen voraussetzte, nicht eingetroffen, vielmehr hat, wie der Minister prophezeit hatte, die Last des Krieges zum größten Teile auf Friedrichs Schultern geruht. Diesen hat der Zwang einer Lage, in welcher er für ihn fremde Interessen, für Ziele, die er gar nicht einmal als erwünscht ansehen konnte, mit großen Opfern und Gefahren einzustehen hatte, aufs schwerste bedrückt, und der Fesseln, die er damals am 4. Juni freiwillig auf sich genommen, sich wieder zu entledigen, hat er nur vermittelst einer Politik vermocht, die mannigfachen Vorwürfen nicht entgangen ist.

Aber dies alles zugegeben, bleibt es doch nicht minder wahr, daß König Friedrich klug und im vollen Verständnisse seiner Interessen gehandelt hat, als er damals die Allianz mit Frankreich abschloß, und daß er, ohne diesen Schritt zu thun, nach menschlichem Ermessen nicht nur nicht im entferntesten einen Gewinn, wie er ihn aus jenem Kriege davongetragen hat, erzielt, sondern überhaupt nicht einen Lohn sich zu sichern vermocht haben würde, der das kühne Wagnis von 1740 und all' die Opfer und Gefahren des Feldzuges aufgewogen haben würde. Denn wir dürfen es wohl für wahrscheinlich halten,

daß Frankreich zu einem direkten Eintreten in die Aktion sich in keinem Falle eher entschlossen haben würde, als bis es die Sicherheit erlangt, die preussische Armee wenigstens sich nicht feindlich gegenüberstehen zu finden; und daß ohne Frankreichs Kriegserklärung gegen Oesterreich dieses letztere zu einer nemmenswerten Konzeßion, einer angemessenen Landabtretung nicht wohl zu bringen sein werde, davon mochte sich Friedrich jetzt überzeugt und auch erkannt haben, daß es seiner Macht allein doch nicht leicht fallen würde, Maria Theresia einen Frieden, wie er ihn wünschte, zu diktieren. Wenn er eine Zeit lang noch gehofft hatte, daß die Preßion Englands in Wien stark genug sein würde, Oesterreich gefügiger zu machen, so hatten nun die argen Widersprüche in der englischen Politik jene Hoffnungen zerstört, und ohne das Bedenkliche, das die französische Allianz in sich schloß, zu verkennen, hielt er es für geboten, zu diesem letzten Mittel entschlossen und ohne Zeitverlust zu greifen.

Wir haben dabei, um nicht allzu weit in hypothetische Spekulationen zu gehen, noch gar nicht den Fall in Betracht gezogen, ob nicht doch vielleicht, wenn Preußen sich Frankreichs Verben auf die Dauer und ganz versagt hätte, dieses versucht haben würde, sich auf eigene Hand mit Oesterreich zu setzen und mit kleinen Konzeßionen für sich und Bayern sich abfinden zu lassen, und ob nicht dann die Neider und Feinde Preußens den Mut gefunden hätten zu einer bewaffneten Unterstützung Maria Theresias.

Noch weniger aber möchte ich die Frage in Erwägung ziehen, ob nicht König Friedrich, wenn er in jener Krisis anders entschieden und mit dem geringeren Gewinne, den ihm die englische Vermittelung verhieß, sich begnügt hätte, den schweren Kämpfen und Gefahren, welche die Folgezeit ihm brachte, hätte entgehen können. Wer vermöchte eine solche Frage zu entscheiden? Und ließe sie sich entscheiden und bejahen, so würde man immer noch sagen müssen, daß in jenen schweren Kämpfen Friedrich der größte Feldherr seines Jahrhunderts und Preußen eine deutsche Großmacht geworden ist, ein Ziel des Schwelbes eines Helden nicht unwert. Die Wahl zwischen der thatenlosen Stille einer friedfertigen Regierung und den Aufregungen und Gefahren, welche ein kühnes Wagen nach sich zieht, hatte der junge König nicht im Juni 1741, sondern bereits im Oktober 1740 getroffen, als er mit dem Einmarsch in Schlesien, wie er selbst sagte, den Rubicon überschritt; und der, welcher damals so kühn den Janustempel aufschloß, würde sich selbst ingetren worden sein, wenn er jetzt, vor dem Risiko, das ein Bündnis mit Frankreich in sich schloß, zurückbedenkend, mit einer kleinen Abfindung vorlieb genommen hätte.

An jenen ersten Anfang wird man in dem Momente, bei dem wir jetzt stehen, vielfach zurückerinnert. Auch damals hatte Bodewils mit gleicher Dringlichkeit, gleichem Freimuth, gleicher Gründlichkeit alles vorgebracht, was sich gegen das Unternehmen sagen ließ. Friedrich hatte ihn ruhig angehört, seine Gegengründe vorgebracht und gehandelt nach den freien Entschließungen des kühnen Mutes, der ihn befeelte.

Es war damals ganz bestimmt in Aussicht genommen worden, man wolle prinzipiell mit den Seemächten gehen und, falls diese nicht zu gewinnen wären, mit Frankreich. Jetzt schien der Moment der Entschädigung gekommen, und Friedrich hätte vielleicht seinem Minister es vorwerfen können, daß derselbe, der doch mit über den Rubicon gegangen, nun vor der weiteren Konsequenz

Strehlen überbringt, der König hatte ihm zu größerer Sicherheit ein Kommando bis Großburg entgegengeschickt. In seiner Begleitung befand sich einem Wunsche des Königs entsprechend Lord Hyndford, der weit entfernt war, zu ahnen, welch inhaltschweres Schriftstück sein Begleiter mit sich führte, und den eben Friedrichs große Freundlichkeit so lange als möglich von der Vermutung eines Einverständnisses mit Preußen und Frankreich fernhalten sollte.

Nach des Ministers Rückkehr wurden am 5. Juli zu Breslau zwischen ihm und Valori die beiderseitigen Ratifikationen ausgetauscht — der große Bund war geschlossen.

Er war geschlossen gegen die Meinung von Friedrichs treuem Ratgeber, und wir mögen an dieser Stelle wohl mit einigen Worten die Frage berühren, wem von beiden die Ereignisse recht gegeben haben, ob dem König ob dem Minister?

Wir werden Podewils die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß er in manchen Dingen die thatächlichen Verhältnisse richtiger gewürdigt hat als sein Gebieter. Diesem gegenüber hatte er recht mit der Annahme, daß trotz aller mißgünstigen Gesinnungen König Georgs ein direkt feindliches Auftreten gegen Preußen nicht als im Interesse Englands liegend angesehen worden wäre, dafür spricht alles, was aus den Archiven zu London und Hannover uns vorliegt; wie konsequent und schielend auch die englische Politik in jener Zeit war, die bösen Absichten, welche ihr Friedrich zuschrieb, hat sie damals nicht gehabt. Und des Ministers weitere Folgerung, daß, ohne England sicher zu sein, weder Rußland noch Sachsen noch Holland mit Preußen anbinden würden, war nicht weniger begründet.

Und scheint es nicht, als ob die weitere Entwidlung der Dinge Podewils' Mißtrauen und Abneigung gegen die französische Politik sehr recht gegeben habe?

Dem wenngleich der allgemeine Brand, den Podewils befürchtete, ausgeblieben ist und vielmehr auch das Eintreten Frankreichs in die Aktion keinen der Garanten der pragmatischen Sanktion zur Unterstützung Maria Theresias unter die Waffen zu rufen vermocht hat, so ist dagegen und trotz dieses günstigen Umstandes auch die Überlegenheit, welche Friedrich von den französischen Waffen voraussetzte, nicht eingetroffen, vielmehr hat, wie der Minister prophezeit hatte, die Last des Krieges zum größten Teile auf Friedrichs Schultern geruht. Diesen hat der Zwang einer Lage, in welcher er für ihm fremde Interessen, für Ziele, die er gar nicht einmal als erwünscht ansehen konnte, mit großen Opfern und Gefahren einzustehen hatte, aufs schwerste bedrückt, und der Fesseln, die er damals am 4. Juni freiwillig auf sich genommen, sich wieder zu entledigen, hat er nur vermittelst einer Politik vermocht, die mannigfachen Vorwürfen nicht entgangen ist.

Aber dies alles zugegeben, bleibt es doch nicht minder wahr, daß König Friedrich klug und im vollen Verständnisse seiner Interessen gehandelt hat, als er damals die Allianz mit Frankreich abschloß, und daß er, ohne diesen Schritt zu thun, nach menschlichem Ermessen nicht nur nicht im entferntesten einen Gewinn, wie er ihn aus jenem Kriege davongetragen hat, erzielt, sondern überhaupt nicht einen Lohn sich zu sichern vermocht haben würde, der das lähne Wagnis von 1740 und all' die Opfer und Gefahren des Feldzuges aufgewogen haben würde. Denn wir dürfen es wohl für wahrscheinlich halten,

daß Frankreich zu einem direkten Eintreten in die Aktion sich in keinem Falle eher entschlossen haben würde, als bis es die Sicherheit erlangt, die preussische Armee wenigstens sich nicht feindlich gegenüberstehen zu finden; und daß ohne Frankreichs Kriegserklärung gegen Oesterreich dieses letztere zu einer nemenswerten Konzession, einer angemessenen Landabtretung nicht wohl zu bringen sein werde, davon mochte sich Friedrich jetzt überzeugt und auch erkannt haben, daß es seiner Macht allein doch nicht leicht fallen würde, Maria Theresia einen Frieden, wie er ihn wünschte, zu diktieren. Wenn er eine Zeit lang noch gehofft hatte, daß die Preßion Englands in Wien stark genug sein würde, Oesterreich gefügiger zu machen, so hatten nun die argen Widersprüche in der englischen Politik jene Hoffnungen zerstört, und ohne das Bedenkliche, das die französische Allianz in sich schloß, zu verkennen, hielt er es für geboten, zu diesem letzten Mittel entschlossen und ohne Zeitverlust zu greifen.

Wir haben dabei, um nicht allzu weit in hypothetische Spekulationen zu gehen, noch gar nicht den Fall in Betracht gezogen, ob nicht doch vielleicht, wenn Preußen sich Frankreichs Verben auf die Dauer und ganz versagt hätte, dieses versucht haben würde, sich auf eigene Hand mit Oesterreich zu setzen und mit kleinen Konzessionen für sich und Bayern sich abfinden zu lassen, und ob nicht dann die Neider und Feinde Preußens den Mut gefunden hätten zu einer bewaffneten Unterstützung Maria Theresias.

Noch weniger aber möchte ich die Frage in Erwägung ziehen, ob nicht König Friedrich, wenn er in jener Krisis anders entschieden und mit dem geringeren Gewinne, den ihm die englische Vermittelung verhieß, sich begnügt hätte, den schweren Kämpfen und Gefahren, welche die Folgezeit ihm brachte, hätte entgehen können. Wer vermöchte eine solche Frage zu entscheiden? Und ließe sie sich entscheiden und bejahen, so würde man immer noch sagen müssen, daß in jenen schweren Kämpfen Friedrich der größte Feldherr seines Jahrhunderts und Preußen eine deutsche Großmacht geworden ist, ein Ziel des Schweißes eines Helden nicht unwert. Die Wahl zwischen der thatenlosen Stille einer friedfertigen Regierung und den Aufregungen und Gefahren, welche ein kühnes Wagen nach sich zieht, hatte der junge König nicht im Juni 1741, sondern bereits im Oktober 1740 getroffen, als er mit dem Einmarsch in Schlesien, wie er selbst sagte, den Rubicon überschritt; und der, welcher damals so kühn den Janustempel aufschloß, würde sich selbst ingetren geworden sein, wenn er jetzt, vor dem Risiko, das ein Bündnis mit Frankreich in sich schloß, zurückbehebend, mit einer kleinen Abfindung vorlieb genommen hätte.

An jenen ersten Anfang wird man in dem Momente, bei dem wir jetzt stehen, vielfach zurückerinnert. Auch damals hatte Podewils mit gleicher Frönglichkeit, gleichem Freimut, gleicher Gründlichkeit alles vorgebracht, was sich gegen das Unternehmen sagen ließ. Friedrich hatte ihn ruhig angehört, seine Gegengründe vorgebracht und gehandelt nach den freien Entschliessungen des kühnen Rates, der ihn befeelte.

Es war damals ganz bestimmt in Aussicht genommen worden, man wolle zunächst mit den Seemächten gehen und, falls diese nicht zu gewinnen wären, mit Frankreich. Jetzt schien der Moment der Entschädigung gekommen, und Friedrich hätte vielleicht seinem Minister es vorwerfen können, daß derselbe, da doch mit über den Rubicon gegangen, nun vor der weiteren Konsequenz

erschraf, obwohl er selbst eingestehen mußte, daß die englische Vermittelung herzlich wenig versprach.

Indessen, es war doch ein Glück für Friedrich, einen Ratgeber zu haben, der in der Stunde großer Entscheidungen freimütig, klar und folgerichtig die ganze Lage der Dinge mit den Konsequenzen, die sie im natürlichen Verlaufe der Dinge haben mußten, vor dem jungen König entwickelte und bedächtig alle die Hemmnisse beleuchtete, welche sich einem kühnen Vorstürmen entgegensetzen mußten. Der Gewaltige, bei dem die letzte Entscheidung war, mochte dann prüfen, ob ihm die Kraft inwohne, alle die Schranken zu durchbrechen, oder zu überspringen, und es war wenig Gefahr vorhanden, daß die Warnungsstimme des treuen Dieners dem kühnen Mute die Flügel lähmen würde.

König Friedrich war kein konstitutioneller Fürst, und Podewils kein verantwortlicher Minister in modernem Sinne; und wenn jener seine Entscheidung getroffen, führte dieser die Befehle aus, mochten sie auch seiner Überzeugung nicht entsprechen, es genügte ihm, sagen zu können: *dixi et salvavi animam meam*. Daraus erklärt es sich auch, daß er gar nicht auf einen Kompromißgedanken verfallen zu sein scheint, der die beiden widerstrebenden Ansichten wohl hätte in Einklang bringen können und welcher, wie es unserer jetzt bequem zu erlangenden Einsicht schnell einleuchtet, vielleicht der allerfruchtbarste gewesen wäre.

Wir sagten schon, nach menschlichem Ermessen würde Frankreich seine Aktion schwerlich begonnen haben, ohne wenigstens Sicherheit zu haben, daß es in keinem Falle auch Preußen in der Reihe seiner Gegner finden werde. Wie, wenn man nun versucht hätte, dieses Minimum zur Grundlage der Allianz mit Frankreich zu machen und ein Mehr nur so lange zu verheißan, als die eigenen Interessen es erforderten, mit anderen Worten, wenn man von Frankreich das Recht sich hätte zugestehen lassen, von dem Augenblicke an, wo Oesterreich die preußischen Forderungen zu erfüllen sich geneigt zeigen würde, in die Neutralität zurückzutreten? Geling das, so konnte der König von Preußen es sich kaum besser wünschen, und auch Podewils hätte gegen eine solche Allianz kaum Einwendungen machen können, man war ja dann sicher, nicht zum Werkzeuge französischen Ehrgeizes zu werden und nicht länger Opfer zu bringen, als es die eigenen Interessen erheischten.

Und die Möglichkeit, eine solche Konzession zu erlangen, hat in der That wirklich vorgelegen. Unter dem 21. Mai aus Nymphenburg schreibt Belleisle an Valori, derselbe möge dem Könige von Preußen vorstellen, er dürfe nicht hoffen, daß Frankreich und seine Alliierten Anstrengungen machten bloß zu Preußens Vorteil, und denselben durch diese Vorstellungen dahin bringen, entweder einen Bundestraktat mit Frankreich zu schließen oder wenigstens einen Vertrag abzuschließen, dahin gehend, daß von dem Tage an, wo der König von Preußen ein gütliches Abkommen mit der Königin von Ungarn herbeigeführt haben werde, er eine strenge Neutralität beobachten werde gegen über allen sonstigen Ansprüchen auf die österreichische Erbschaft ¹⁾.

¹⁾ Mitgeteilt bei Ranke, Werke XXVII, 588. Daß das nur eben ein Vorschlag Belleisles gewesen wäre, ist allerdings möglich, aber es ist anderseits doch kaum wahrscheinlich, daß er eine so bestimmte Aufforderung an Valori gerichtet haben z, ohne der Zustimmung der maßgebenden Kreise in Paris sicher zu sein.

Daß es dieses Angebots, wenn man es dem Könige entgegengebracht hätte, von Seiten „gefährlich zurückgewiesen worden wäre, als zugleich Annäherung und Mißtrauen ansprechend“¹⁾, erscheint kaum wahrscheinlich, vielmehr würde vermuthlich Podewils mit Freude darnach gegriffen und ihm schon eine Zusage zu geben verstanden haben, die auch dem König zugesagt hätte. Aber Saleri hat sich gehütet, derartiges anzubieten und Podewils eben sich gehütet, es zu verlangen, wohl schwerlich aus einem anderen Grunde, als weil man es für unmöglich hielt, daß Frankreich darauf eingehen könne, wie denn der Kaiser ebenso wie der König damals die Macht Frankreichs doch überschätzt haben. Würde ein Artikel dieser Art angenommen worden sein, so wäre die Politik König Friedrichs eine ungleich leichtere und einfachere gewesen, mancher vielfach gemißdeutete Schritt wäre ihm erspart geblieben, aber noch menschlichem Ermessen würden die Grenzspähle des preußischen Schlesiens dann an der Keiße und Drinniß zu suchen sein.

1) wie Drosfen V, 1. S. 278 annimmt.

Achstes Kapitel.

Pragmatische und antipragmatische Verabredungen.

Mit dem Abschlusse der preussisch-französischen Allianz traten die europäischen Angelegenheiten in ein neues Stadium. Zu dem Kampfe zwischen Oesterreich und Preußen, dem Kriege um Schlesien, ward jetzt ein zweiter Krieg beschlossn, um die Erbschaft Kaiser Karls VI., zu führen von Bayern im Bunde mit Frankreich gegen Oesterreich.

Was den Leiter der französischen Politik, den Cardinal Fleury, anbetraf, so ist es zwar unzweifelhaft, daß er vom Anfang an entschlossen war, nach dem Tode Kaiser Karls VI. Anstrengungen zu machen, um die Kaiserwahl des Großherzogs von Toscana, von dem man immer noch Ansprüche auf sein Stammland Lothringen fürchten mußte, zu verhindern und dafür in der Person des Kurfürsten von Bayern einen befreundeten Reichsfürsten auf den Kaiserthron zu bringen; aber nicht gleich sicher ist es, ob er ebenso bestimmt auch eine militärische Unterstützung der bayerischen Erbansprüche, also einen Krieg zur Vergrößerung Bayerns in Aussicht nahm. Wie es scheint, hat der Einfluß der glänzenden Persönlichkeit des Marschalls Belleisle und dessen Beredsamkeit erst den König Ludwig XV. für die Kriegspläne gewonnen; der Cardinal hatte nachgegeben, doch in der Absicht, Frankreich möglichst hinter den Coulissen zu halten, den Kampf gegen Oesterreich durch deutsche Reichsfürsten führen zu lassen, wenn auch mit französischer Unterstützung.

Wir werden die nun folgenden Unterhandlungen etwas eingehender, als wir dieselben oben ¹⁾ bei Gelegenheit der Kriegsoperationen angedeutet haben, darzustellen nicht umhin können.

Marschall Belleisle, der die Hauptrolle bei der Ausführung der französischen Pläne ersehnt und übertragen erhalten hatte, erschien Anfang März 1741 in Deutschland und begann seine Rundreise an den deutschen Höfen, allerdings nicht mit allzu großem Glücke, denn gerade die, auf die man am meisten gezählt hatte, nahmen Anstand, sich zu binden; Sachsen blickte allzu ängstlich auf Preußen, und selbst Bayern vermied nähere Erklärungen, bis man König Friedrichs sicher sein würde. Preußen aber griff keineswegs so eifrig zu, wie man gemeint hatte, es zögerte, stellte Bedingungen und, wie

wir wissen, mußte Belleisle das schlesische Hauptquartier verlassen, ohne die erhoffte Allianz erreicht zu haben.

Er begab sich nun nach Mainz und dann nach München, und auf dem nahen Lustschlosse Nymphenburg kam unter seiner Vermittelung am 28. Mai ein Traktat Bayerns mit Spanien zustande, der Bayern seitens der letzteren Macht eine ansehnliche Geldunterstützung und die Verwendung bei der Kaiserwahl zusichert ¹⁾. Daß kurz vorher (den 12. Mai) an demselben Orte auch ein Vertrag zwischen Frankreich und dem Kurfürsten geschlossen worden sei, in welchem der letztere jener Macht u. a. Eroberungen an Rheine zugesichert habe, darf nunmehr, wie lange man auch an die Sache geglaubt hat, als Fabel und der vielfach verbreitete Text des Vertrages als eine Fälschung angesehen werden ²⁾; im Gegentheil sehen wir Belleisle gerade in den Tagen, wo er jenen Vertrag abgeschlossen haben sollte, dem französischen Gesandten Valori den Auftrag geben, dem Könige von Preußen vorzustellen, daß Frankreich sich nicht dem Kurfürsten gegenüber binden könne, ohne Preußens sicher zu sein ³⁾.

Bald aber entschloß er sich doch, bei seinem Hofe auf entschiedenere Maßregeln hinzuwirken, ohne welche man weder die Allianz Preußens, noch die Sachien haben werde; selbst der Kurfürst von Mainz zögerte, sich für Bayern zu erklären, so lange es noch nicht gewiß scheinete, daß Frankreich diesen ernstlich zu unterstützen gesonnen sei. In diesem Sinne schrieb Belleisle an den französischen Minister des Auswärtigen am 6. Juni ⁴⁾, also zu einer Zeit, wo die Nachricht von dem preußisch-französischen Bundesvertrage ihm noch nicht zugekommen war.

Mit Jubel begrüßt er diese dann, als sie ihm zukommt, als die größte, willkommenste, entscheidendste Nachricht nach jeder Rücksicht hin, die es unter den gegenwärtigen Umständen hätte geben können ⁵⁾; dem König schreibt er enthusiastisch, man werde ihm Wort halten, im August würden die französischen Fahnen jenseits des Rheins wehen, und bereits Ende Juni werde ein bayerisches Corps von 12- bis 13,000 Mann an der Grenze Ober-Osterreichs stehen.

Und als von dem französischen Minister Amelot eine Antwort eintrifft, welche die großen Kriegspläne Belleisles mit Rücksicht auf die vorgerückte Jahreszeit ablehnt und für dies Jahr sich mit einer Geldunterstützung von 2 Millionen Livres an den Kurfürsten und einem möglichst schnell auszurüstenden Hilfscorps von 20,000 Mann für diesen Fürsten begnügen will ⁶⁾, eilt der Marschall selbst nach Versailles und setzt in einer Staatsratsitzung am 11. Juli seinen Kriegsplan durch, die schnelle Ausrüstung zweier französischer Heere, die Mitte August den Rhein überschreiten sollten. Erst jetzt (am

¹⁾ Aretin, Bayer. Staatsvertr., S. 390.

²⁾ Vgl. Drossen, Der Nymphenburger Vertrag von 1741 (in dessen Gef. Abhandlungen, S. 230, und Heigel, Der österreichische Erbfolgekrieg, S. 134 ff. und 351 ff.

³⁾ Nymphenburg, den 21. Mai; bei Ranke, Werke XXVII, Analecten S. 588.

⁴⁾ Ausführungen bei Heigel a. a. O., S. 141.

⁵⁾ An Valori, den 8. Juni; bei Ranke a. a. O., S. 589.

⁶⁾ Ausführung aus einem Briefe Amelots am 26. Juni; bei Heigel a. a. O., S. 143.

16. August) wird eine Konvention zwischen Frankreich und Bayern geschlossen, welche die Ausdehnung und Art der Hilfe festsetzt, die der allerchristlichste König dem Kurfürsten von Bayern leisten soll und zwar auf Grund des älteren Bundesvertrages vom 12. November 1727, allerdings in einer Weise, mit der Bayern sehr wenig zufrieden sein konnte, das über die ihm zugesagten Eroberungen bestimmte Zusagen ebenso sehr vermisse wie über die Unterhaltung der französischen Truppen ¹⁾.

Die Berufung auf den Vertrag von 1727 hatte Fleury deshalb gewählt, weil es seine Meinung war, daran festzuhalten, daß Frankreich keinen Krieg gegen Österreich unternähme, sondern nur eine durch alte Traktate ihm auferlegte Bundespflicht gegen Bayern erfülle, eine Fiktion, die wirklich während des ganzen Krieges fortwährend aufrecht erhalten worden ist.

Belleisle eilte dann von Paris nach Frankfurt, um dort für die Kaiserwahl des bayerischen Kurfürsten nach Kräften zu wirken.

Wenn Belleisle und Frankreich überhaupt jetzt wirklich mit Eifer die Kriegsrüstungen betrieb, so trug unzweifelhaft viel dazu bei das unermüdlige Drängen des Königs von Preußen. Derselbe ließ geradezu seinen Rädrit von dem Bündnisse fürchten, wenn man nicht Ernst zeige. Er schreibt unter dem 18. Juni an Valori: „Ich erkläre Ihnen, daß ihr ganzer Vertrag null und nichtig ist, wenn nicht Schweden auf Frankreichs Veranlassung in Aktion tritt, wenn der Kurfürst von Bayern nicht zum Handeln kommt und Belleisle nicht in Deutschland einrückt, um noch diesen Sommer in Böhmen und Österreich zu agieren. — — Wenn man in Frankreich sich einbildet, mich an der Nase herumzuführen, täuscht man sich.“ ²⁾

Noch vor Ablauf von 3 Wochen erwartete er das bayerische Heer mobil zu sehen ³⁾, und Valori erklärte er mündlich, daß, wenn die Franzosen nicht im Monat Juli bereit wären, in Aktion zu treten, sie auf ihn nicht mehr rechnen dürften, als auf Blätter im November ⁴⁾.

Da er besorgt, daß, so wie das Geheimnis dieses Bundes ruckbar würde, Rußland, England, Hannover und Sachsen für Österreich die Waffen ergreifen könnten, so soll, während Rußland durch Schweden im Schach gehalten sein wird, vornehmlich England durch Weiterspinnen der Unterhandlungen getäuscht werden. Von 3 Wochen, meint er, hänge das Heil Preußens ab ⁵⁾.

Bei weitem nicht so schnell, wie es Friedrich gehofft hatte, erfolgte die Rüstung der Verbündeten; doch auch die pragmatischen Mächte zeigten sich, als der Schleier jenes Geheimnisses sich zu lüften begann, ungleich weniger kriegslustig, als der König und sein Minister vorausgesetzt hatten.

Der englische Gesandte hat sich, wie wir noch näher sehen werden, nur sehr langsam und schwer entschlossen, an das preußisch-französische Bündnis zu glauben; so weit ist die Täuschung vollständig gelungen, und für Friedrich

1) Heigel a. a. O., S. 145.

2) Polit. Korresp. I, 263.

3) An Belleisle; ebd. S. 268.

4) Audienz vom 24. Juni, Valoris Bericht vom 1. Juli; bei Ranke, *Sechszwanzigste Geschichte*, XXVII, 590.

5) An Podewils, den 31. Mai; Polit. Korresp. I, 252.

wuchs aus der Geheimhaltung des Vertrages noch ein besonderer Vorteil, dessen Bedeutung je länger je mehr sich bemerkbar machte, durch den Umstand, daß ihm nämlich fort und fort unterwehrt blieb, ganz offen sich durch England Anerbietungen aus dem Lager der Gegner machen zu lassen, ohne daß er genötigt war, zugleich die Interessen seiner Verbündeten zur Sprache zu bringen und deren Befriedigung gleich von vornherein mit zur Bedingung zu machen.

Wenn er dann auch ganz loyal dem Verbündeten von jenen Anerbietungen und ihrer Ablehnung Kenntnis gab, so war das immerhin für diesen ein Sinken sich der Opfer, die er dem Bunde bringe, bewußt zu werden und dieselben durch verdoppeltes Entgegenkommen zu vergelten. Und wenn einstweilen der Verbündete seine Schuldigkeit zu thun säumte, Ursache zu Mißtrauen, zu Unzufriedenheit, Grund zu einem Bruche, zu einem Zurücktreten von dem ertrage bot, so konnte es wohl willkommen sein, die Brücke auf das andere Ufer bereits halb gebaut zu finden.

Was Lord Hyndford anbetrifft, so sehen wir bereits, wie sehr peinlich ihm der Zwischenfall der Haager Erklärung gekommen war, und wie er verachtete hatte, von der unliebsamen Eröffnung sich überhaupt entbinden zu lassen. Er erhielt er unter dem 2. Juni die Antwort seitens des Staatssekretärs Lord Harrington¹⁾: Da die verzögerte Eröffnung jener Resolution anderswo (in Wien) so übel vermerkt worden, möge er dieselbe nun doch in Gemeinschaft mit General Gindel vortragen, aber möglichst vorbeugen, daß der König von Preußen daran Anstoß nehme und auf eine Änderung der englischen Politik schließe. Die Verabredung mit den Generalstaaten datierte aus der ersten Zeit nach dem Einmarsche in Schlesien, und nur die Langsamkeit des holländischen Gouvernements trage die Schuld, wenn diese erst jetzt uns Licht trete. Aus Wien lauteten die Nachrichten allerdings nicht günstig; die Königin von Ungarn sei nicht geneigt, das erste Angebot anzunehmen, weil sie sich dadurch die Hände binde, während Preußen freie Hand gelasse, wolle auch von dem sechsmonatlichen Waffenstillstand als zu vorteilhaft für Preußen nichts hören. Überhaupt möge Hyndford im Vertrauen mit dem Kaiser es werde sehr schwer sein, von Oesterreich eine Abtretung gerade in Schlesien durchzusetzen, eine Entschädigung an anderem Orte (Zülich-Berg) werde sich viel leichter machen lassen. Ganz im geheimen erhält der Gesandte in Hannover noch die Weisung, mit Schwichelt zusammenzuwirken. Seit der englische Gesandte in Hannover war, hatte sich für die dortigen Minister genug Gelegenheiten gefunden, dem englischen Kollegen klar zu machen, daß ihr Gesandter sich viel weiter mit dem Könige von Preußen gekommen sei, als der Kaiser wünsche, und in Erwägung einerseits des lebhaften Wunsches, den König von Preußen irgendwie zu engagieren und von Frankreich fernzuhalten, andererseits der Hoffnungslosigkeit der Wiener Vermittelung hatte man sich ganz gern an den österreichischen Sondervertrag gefallen lassen und nichts einzuwenden gegen denselben heraus für Hannover zu gewinnende Vorteile.

So mußte denn Hyndford den sauren Weg ins Lager machen, um dem Kaiser jene Eröffnung der Seemächte zu überbringen. Am 9. Juni traf er in Hannover an und wurde im Hauptquartiere zu Grottkau ein. Aber es gab dies-
1) Harrington, der spätere Lord Bessborough, war damals britischer Gesandter in Wien.

mal keine heftige Scene. Der König, für den es sich nach dieser Seite hin jetzt nur noch um ein Hinhalten mit freundlichen Worten handelte, hatte es sich vorgenommen, sehr liebenswürdig zu sein, und bereits durch Podewils versichern lassen, daß er über die österreichische Antwort nicht erzürnt sei ¹⁾. Er empfängt die fatale Eröffnung sehr ruhig und erklärt nur kurz, er vermöge jetzt keine Antwort zu geben, weil er keinen Minister hier habe. Nachträglich aber ward Hyndford durch Graf Haacke zu dem König beschieden, der ihn noch zu sprechen wünsche. Erneute Beschwörungen des Gesandten, im Interesse der Erhaltung der deutschen Reichsverfassung und des protestantischen Glaubens zur Verständigung mit Oesterreich die Hand zu bieten, unterbrach Friedrich mit der Frage, was er zu proponieren habe. Hyndford proponierte auf Grund einer allerdings nicht ganz offiziellen Andeutung des Grafen Kinsky an Robinson ²⁾ Glogau mit Schwiebus und Grünberg unter der Form einer Hypothek, worauf der König erwiderte, er freue sich, daß England sich so interessiere, indessen sei das zu wenig gegenüber den Ansprüchen, die er auf verschiedene Herzogtümer habe, und lohne nicht, viel Geld dafür auszugeben. Im Anfange des Krieges hätte er sich vielleicht damit begnügen können, jetzt aber, wo er so viel Geld aufgewendet, eine Schlacht gewonnen und verschiedene Belagerungen durchgeführt, sei ein Fürstentum zu wenig ³⁾. In mehreren der Landschaften, die er beanspruche, fänden sich jetzt noch die Beweise der Herrschaft seiner Vorfahren, in Jägerndorf sähe man noch hier und dort die Wappen der Hohenzollern. Er könne nicht mit dem vierten Teile von dem zufrieden sein, was ihm zukomme. Ein Mann, der 4000 Kronen von einem anderen zu erhalten habe, werde sich nicht leicht mit 1000 abspesen lassen. Wenn er wolle, könne er sich zum Herrn von ganz Schlesien machen; dann werde die Königin wohl bessere Bedingungen bieten und Niederschlesien mit Breslau nicht für zu viel finden. Soll ich sie, jagte er, noch einmal schlagen und sie ganz aus dem Lande treiben?

Wenn England sich ernstlich anstrenge, würde es bessere Angebote in Wien auswirken können, vier Fürstentümer und Ersatz der Kriegskosten. Eifrig bemerkt der Gesandte, das letztere sei doch wohl kaum zu beanspruchen, der König habe den Krieg begonnen und habe es in seiner Hand, einen ehrenvollen Frieden zu schließen, seine Seelengröße und Großmut zu zeigen.

„Mylord“, unterbricht ihn hier der König, „dabon nichts, ein König darf sich nur durch die Interessen seines Landes leiten lassen.“

Auf eine Einladung des Königs sehen die beiden Gesandten dann noch die preußische Armee vorbeidefilieren in der Richtung gegen Reize auf den Feind zu. Sie mochten das als thatsächliche Antwort ansehen auf ihre Auf-

¹⁾ An Podewils, den 31. Mai; Posit. Korresp. I, 252.

²⁾ Wie Arneht (S. 226) berichtet, habe Kinsky (am 25. Mai) nur davon gesprochen, daß jene Landschaften „auf eine Zeit“ als Pfand gelassen werden sollten, die Zeit müsse jedoch im voraus genau bestimmt werden. Diese Beschränkung erscheint in dem Schreiben Robinsons von demselben Tage (Londoner Record office) verwischt.

³⁾ Der König, sagt Hyndford in seinem Berichte vom 11. Juni (Londoner Record office), rechnete Schwiebus und Grünberg zu Glogau, und wir dürfen hinzusetzen, ganz mit Recht. Größere Mittelungen aus dem Berichte bei Coxe, *History of the house of Austria* III, 254.

forderung, Schlesien zu räumen, erhielten aber doch noch eine besondere des Inhaltes, der König habe immer nach einem vernünftigen Accommodement mit dem Wiener Hofe gestrebt, aber seine Forderungen stets mit Hochmut abgewiesen gesehen. Er danke den Seemächten für ihre Freundschaftsver Sicherungen und hoffe, daß sich dieselben nie von der Unparteilichkeit entfernen und noch weniger von ihm Zugeständnisse verlangen würden unverträglich mit seiner Ehre und den unbestrittenen Rechten seines königlichen Hauses ¹⁾).

Selbst Hyndford täuschte sich wohl darüber nicht, daß, wie die Sachen lagen, die Aussicht auf eine Verständigung zwischen den kriegführenden Parteien sehr gering seien. Vielleicht daß ein Ereignis auf dem Kriegstheater oder am diplomatischen Horizonte neue Chancen brachte. In dieser Zeit der Windstille war dann, wie dies ja oft geschieht, die Fama besonders geschäftig, und die damals angesponnenen Besprechungen über die Auswechslung der Kriegsgefangenen ließen ein weit verbreitetes Gerücht entstehen, der König von Preußen habe an Reipberg einen Trompeter gesendet mit einem Briefe an den Großherzog. Dieser letztere habe dann infolge davon in einem Ministerrate nach fünfständiger heftiger Debatte und trotz des Widerspruchs einiger älterer Minister und vor allem des Klerus es durchgesetzt, daß dem Könige von Preußen Glogau, Wohlau und Liegnitz abgetreten werde. Hyndford berichtet aus Breslau davon ²⁾, Graf Brühl aus Dresden ³⁾, aber Robinson heilt sich von Wien aus zu widersprechen. Es sei eine lächerliche Erfindung, schreibt er unter dem 21. Juni, unglaublich für jeden, der den Wiener Hof kenne. Gar nicht einmal sprechen dürfe er hier von jenen Forderungen Preußens. Wenigstens erziele er kein anderes Resultat damit, als ein erneuertes Rufen nach der traktatmäßigen Hilfe Englands ⁴⁾.

Indessen auch von anderer Seite war die Fama thätig. Es entstand damals das Gerücht von jenem angeblich am 18. Mai zu Nymphenburg abgeschlossenen und am 4. Juni zu Versailles ratifizierten Traktate, in welchem Karl Albert von Bayern durch eine weitgehende Preisgebung deutscher Reichsländer die Hilfe Frankreichs erkaufte habe. Bereits unter dem 12. Juni berichtet der österreichische Gesandte aus Paris von einem kürzlich zu München zwischen Frankreich und Bayern abgeschlossenen Offensiv- und Defensivbündnisse. Das verfehlte denn doch nicht einen gewissen Eindruck zu machen; auch kam dazu, daß unter dem 21. Juni Lord Harrington noch einmal in dringendster Form den Wiener Hof zur Verständigung mit Preußen gemahnt hatte. Man dürfe keinen Augenblick zögern, sonst einige sich Preußen und Frankreich, und ein langer, doppelt gefährlicher Krieg stehe bevor. Nicht bloß eine oder zwei Landschaften, nein, die ganze Erbschaft der Königin von Ungarn stehe auf dem Spiele. Sollte der Wiener Hof länger beraten, ob er einen seiner mächtigen Feinde durch Verpfändung einer kleineren oder größeren Strecke in Schlesien gewinnen solle, sollte er länger in dieser Verblendung verharren, so solle Robinson ihm fühlen lassen, daß dem König von England

¹⁾ Den 15. Juni; Londoner Record office. Unter dem 18. Juni abgedruckt in „Geschichte und Thaten Maria Theresias“ (1743), S. 445.

²⁾ Den 14. Juni; Londoner Record office.

³⁾ An Büchau, den 16. Juni; Dresdner Archiv.

⁴⁾ An Hyndford; Londoner Record office.

dies als ein schlechter Dank erscheine für so viele wesentliche und kostspielige Beweise seiner Neigung, Oesterreich beizustehen und es aufrecht zu erhalten. Es sei zu fürchten, daß dieses aus Eigensinn und Thorheit sich und England in einen gefährlichen Krieg stürze ¹⁾. Gleichzeitig erhielt der Gesandte auch einen Brief des Königs offenbar mit der Bestimmung, denselben ganz mitzutheilen, in welchem die Gewinnung Preußens als das einzige Mittel hingestellt wurde, um einen hoffnungslosen, unnatürlichen und verderblichen Krieg zu vermeiden, in welchen England mit Eifer und Energie eintreten zu sehen man unmöglich erwarten könne ²⁾.

So viel wurde erreicht, daß die preussischen Forderungen wenigstens ernstlich diskutiert wurden, allerdings mit geringem thatsächlichem Erfolge. Die Fürstentümer Schweidnitz-Zauer, an Preußen abgetreten, würden, macht man geltend, die Sicherheit Böhmens gefährden und Wohlau das übrige Schlesien von Polen und den dort hindurchgehenden Handelsstraßen abschneiden.

Bartenstein, für welchen doch der konfessionelle Gesichtspunkt mehr, als er selbst eingestand, maßgebend war ³⁾, blieb dabei, man möge lieber an anderen Stellen große Konzessionen machen, nur nicht an König Friedrich, lieber alle italienischen Besitzungen dem Könige von Sardinien überlassen, als einen Fußbreit Landes in Schlesien an Preußen. Der Großherzog erklärte Robinson, mehr als Glogau werde in der That nicht zu erlangen sein, und wenn er es selbst vorschlagen wollte, werde er nicht Einfluß genug haben, es durchzusetzen; er gab zu, daß die Hartnäckigkeit, die man hier zeige, verderblich werden könne, aber er vermöge nichts zu thun, ihm selbst habe es in der öffentlichen Meinung bereits schwer geschadet, daß er in gewisser Weise den preussischen Forderungen das Wort geredet habe. Ubrigens schloß auch er mit einer Beschwerde darüber, daß England immer auf Abtretungen dringe, statt werththätige Hilfe zu leisten. „Wenn ihr nur nicht durch jenen verwünschten Graben (den Kanal) vom Kontinente geschieden und dadurch selbst gefährdet wäret, ihr würdet ganz anders denken.“ ⁴⁾

Und die Königin ließ sich durch des Gesandten Vorstellungen zwar zu den heftigsten Äußerungen des Schmerzes und leidenschaftlichen Klagen bewegen, aber von Abtretungen in Schlesien wollte doch auch sie nichts hören; Glogau war ihr schon zu viel. „Was wollte ich nicht hergeben“, rief sie, „wenn es nur nicht in Schlesien sein müßte; ich will alles, was wir in Geldern haben, abtreten, und wenn dies noch nicht genügt, auch noch mehr!“ Am allerliebsten freilich wäre ihr gewesen, gerade an Preußen gar nichts abzutreten und dafür eine Ablunft nach anderer Seite zu treffen, etwa eine Abfindung Bayerns; ihr liebtester Restrain war: „wenn nur der König von England marschieren lassen wollte“, was sie immer aufs neue wiederholte ⁵⁾.

¹⁾ Raumer, S. 132.

²⁾ Bei Ranke, S. 457, Anm. 1. Der Druckfehler 21. Januar statt 21. Juni ist auch in die neue Bearbeitung übergegangen.

³⁾ Recht charakteristisch ist für ihn eine Äußerung, die er 1742 that: „A ist klar, wie Frankreich die Deutschen durch die Deutschen, so will England die Katholiken durch die Katholiken zugrunde richten; angeführt bei Droysen V, 2. S. 37.“

⁴⁾ Robinson, den 27. Juni; bei Raumer, S. 135.

⁵⁾ Robinson vom 2. Juli; Coxe, House of Austria III, 256.

Indessen seit Frankreich sich erklärt hatte, war die Gefahr dringend geworden, und in den großen Ministerkonseils, welche sich damals Ende Juni häuften, hat die Entscheidung, ob man nicht doch auf die preußischen Forderungen mehr eingehen solle, hin- und hergeschwankt, und die Königin selbst hat zu dem päpstlichen Nuntius geäußert, ihre Verbündeten würden sie zwingen, einen noch schlechteren Frieden abzuschließen, als den von Belgrad ¹⁾. Am 1. Juli berichtet der englische Gesandte aus Paris, sein österreichischer Kollege habe ihm erzählt, ein Ministerrat in Presburg habe nach längerer Debatte sich doch für Fortsetzung der Kriege entschieden ²⁾, und am 2. Juli ward die Frage noch einmal erörtert ³⁾. Was war es nun, das da den Ausschlag gab?

Als sei es der englischen Vermittlungspolitik bestimmt gewesen, sich selbst immer die größten Steine in den Weg zu werfen, traf in diesem Augenblick der Vertrag ein, welchen am 24. Juni Graf Ostein zu Hannover abgeschlossen hatte, und demzufolge Hannover sich verpflichtete, gegen einen ansehnlichen Theil der vom englischen Parlamente für Osterreich bewilligten Subsidien-gelder der Königin von Ungarn Truppen zu stellen. Jetzt war ja das erfüllt, was die Königin immer als das Allererwünschteste bezeichnet hatte: der König von England ließ marschieren; von den verhassten Konzessionen an Preußen durfte nun nicht mehr die Rede sein, man war voll Freude und Dankbarkeit gegen den Alliierten ⁴⁾.

Es läge sehr nahe, anzunehmen, dieser merkwürdige Vertrag wäre geschlossen worden unter dem Eindrucke der Kunde von Friedrichs Bündnis mit Frankreich, welches allerdings gerade eben damals Ende Juni in Hannover ruckbar wurde. Indessen hat es sich in Wahrheit mit dem Vertrage vom 24. Juni sehr anders verhalten, und es lohnt in der That, die Genesis desselben mit einigen Worten zu schildern.

Am 19. April hatte bekanntlich König Georg in jener berühmt gewordenen Rede an das Parlament zugleich 300,000 Pfd. Sterling Subsidien für die Königin von Ungarn gefordert. Als er sich dazu entschloß, faßte er zugleich einen anderen schönen Plan.

Friedrich der Große sagt einmal sehr mit Recht, König Georgs Augapfel sei der hannöckerische Schatz. Für diesen Schatz englisches Geld zu gewinnen, mochte ihm ganz besonders lockend erscheinen, vielleicht schon deswegen, weil dies so schwer zu erreichen war. Jetzt stand nun ein Krieg mit Frankreich in Aussicht, man mußte rüsten, und woher sollte das viele Geld kommen, klagt er einst gegen seine Minister, das Militär koste ihm ohnehin so entsetzlich viel ⁵⁾. Wie, wenn es nun gelang, von jenen Osterreich bewilligten englischen Subsidien eine ansehnliche Summe zu erlangen und so indirekt die Verteidigung Hannovers gegen Frankreich ganz auf Englands Kosten zu bewirken?

¹⁾ Robinson, den 27. Juni; bei Raumer, S. 135.

²⁾ Ebd. S. 137.

³⁾ Binan an Graf Brühl, den 5. Juli; Dresdner Archiv.

⁴⁾ Daß dies den Ausschlag gegeben, versichert Binan u. a. D. und ebenso Coxe, p. 256, auf Grund Robinsonscher Berichte.

⁵⁾ Den 20. März 1741; Hannöb. Archiv.

Man zögerte keinen Augenblick, den Versuch zu machen. Unter dem 21. April bereits, also unmittelbar nach der Parlamentsrede, berichtet Graf Dstein aus London nach Wien Folgendes ¹⁾: eine ansehnliche und vom König Georg eigens autorisierte Person, der er habe das Wort geben müssen, ihren Namen nicht zu nennen, habe ihn aufgesucht und Nachstehendes in Vorschlag gebracht:

Als Kurfürst sei Georg nur zur Stellung seines traktatmäßigen Quantum verpflichtet; da er jedoch mehr Truppen auf den Weinen habe, auch mehrere noch anwerben könne, würde es im Interesse der Königin von Ungarn liegen, von dem englischen Ministerium Geld zur Anwerbung hannöversicher Truppen zu erlangen. Als Graf Dstein erwiderte, in Wien würde man vielleicht erwarten, daß ein Bundesgenosse auch ohne besondere Belohnung mit allen seinen Kräften Weistand leiste, ereiferte sich der königliche Vertraute gewaltig über solche Zumutung. Vergebens machte dann der Graf geltend, Hannover habe dabei doch auch das Interesse eigener Sicherheit, für welches es kämpfe, und außerdem ständen ja vielleicht auch Conquäten in Aussicht; man war schnell mit der Antwort bei der Hand, Rußland habe sich bereits sehr entschieden gegen alle Eroberungen erklärt, und die englischen Minister hegten eine gleiche Gesinnung. Der Eindruck, den der Gesandte von der ganzen Unterredung empfing, war der, daß man ohne die gewünschte Geldzuwendung von Hannover nichts werde erlangen können.

Die Unterredung hatte noch eine andere Folge. Wie es scheint, war der österreichische Hof und auch dessen Gesandter der Ansicht gewesen, die vom Parlamente bewilligten 300,000 Pfd. Sterl. seien zur Ausrüstung der traktatmäßigen englischen Hilfsvölker bestimmt, und wahrscheinlich erst in Folge einer Anregung seitens eines der Führer der Opposition, Lord Carteret, trat man dem Gedanken, von England außer der Unterstützung an Mannschaft noch eine Geldhilfe zu verlangen, näher. Auf eine Anfrage bei dem Herzog von Newcastle und dem Schatzkanzler Sir Robert Walpole antwortete dieser, er habe sich gewundert, nicht solchen Antrag bereits erhalten zu haben, es sei nicht Sitte, jemandem Geld aufzudrängen, worauf dann Dstein am 23. April eine Denkschrift einreichte, welche nun neben der Truppenstellung die Subsidien beantragte ²⁾. Zu dem letzteren waren die englischen Minister um so geneigter, je mehr sie von dem ersteren entbunden zu sein gewünscht hätten, wenigleich die letzten Parlamentsbeschlüsse ihre Verpflichtung auch nach dieser Seite hin außer Zweifel stellten.

Ubrigens legten sie einen großen Eifer an den Tag, ihrem König die von diesem so sehr gewünschte Gratifikation zu verschaffen, welche in der ansehnlichen Höhe von 200,000 Pfd. Sterl. in Aussicht genommen waren, so daß also zwei Dritteile der vom Parlamente bewilligten Subsidiensumme gleich von vornherein für den hannöversichen Schatz Junter der Firma der Truppenanwerbung abgegeben werden sollten. Als Graf Dstein 50,000 Pfd. abzuhandeln versuchte, ward Harrington äußerst empfindlich und drängte sehr darauf, daß der Gesandte noch vor der nahe bevorstehenden Übersiedelung des Königs nach Hannover jenem Abkommen zustimme. Es schien in der That

¹⁾ Wiener Archiv.

²⁾ Graf Dstein, den 3. Mai; Wiener Archiv.

die Sache sich so zu stellen, daß, ohne auf die Befriedigung König Georgs mit jenen 200,000 Pfd. einzugehen, die Subsidien überhaupt nicht leicht flüssig zu machen sein würden ¹⁾. So stimmte denn Graf Ostein zu, allerdings ohne dazu autorisirt zu sein, in der Hoffnung, nachträglich die Genehmigung seiner Regierung erlangen zu können, und dem Könige konnte am Abend vor seiner Abreise, den 16. Mai, noch ein Entwurf des Vertrages mit der so sehr ersehnten Bewilligung vorgelegt werden ²⁾, wenigleich der eigentliche Abschluß erst später in Hannover erfolgen sollte.

Vielleicht mehr noch als der gewisse Druck, der in dieser Sache auf die österreichische Regierung geübt worden war, hatte diese zur Zustimmung geneigt gemacht die Hoffnung, auf diese Weise England schnell unter die Waffen bringen zu können und zwar, worauf alles anzukommen schien, gegen Preußen. Wir erinnern uns, wie Maria Theresia gegen Robinson immer wiederholte: „Wenn nur der König von England marschieren lassen wollte!“ Nun schien man es so weit bringen zu können.

Freilich mochte es dem Gesandten schon befremdlich erscheinen, daß König Georg bei der Abschiedsaudienz, wo er allerdings (der Gesandte schreibt, wie gewöhnlich, vor seiner Reise) sehr übler Laune war, wiederum die Notwendigkeit, sich mit Preußen zu verständigen, nachdrücklich hervorhob. Er selbst, jagte er, habe ja am lebhaftesten gewünscht, die Macht dieses Nachbarn verringern zu können; unter den obwaltenden Umständen gehe das nun aber nicht an ³⁾.

Die Hauptschwierigkeiten begannen nun aber erst, als Graf Ostein, dem Könige nach Hannover nachfolgend, die Formulierung der Verträge in die Hand nahm. Es handelte sich eigentlich um drei verschiedene Verträge. Den ersten hatte England in Ausführung der Parlamentsbeschlüsse mit der Königin von Ungarn abzuschließen und zwar dahin, daß jenes dieser aufs neue die Entsendung der traktatmäßigen Hilfe von 12,000 Mann und die Zahlung von 300,000 Pfd. Sterl. zusagte; ein zweiter Vertrag, der als Zusatz zu jenem ersten gefaßt wurde, sollte zwischen Maria Theresia und dem Kurfürsten von Hannover verabredet werden, dem zufolge dieser außer seinem traktatmäßigen Contingente von 3000 Mann noch 10,000 Mann stellen wollte gegen eine Entschädigung von 200,000 Pfd. Sterl. aus den englischen Subsidien; die dritte Konvention sollte dann die Verwendung und Unterhaltung der gesamten Hilfstruppen regeln.

Obwohl nun der erste dieser Verträge eigentlich keine Schwierigkeiten hatte, so hielt man doch daran fest, nur alle drei zusammen unterzeichnen zu wollen, wo dann wesentliche Differenzen sich herausstellten. Wenn Graf Ostein noch in London bei den ersten Besprechungen verlangt hatte, die Truppen müßten Anfang Juni marschbereit sein, so war ihm bedeutet worden, das sei einfach unmöglich, über den Termin werde überhaupt König Georg erst Entscheidung treffen können, wenn er, in seinen deutschen Landen angekommen, sich vom Stande der Dinge dort selbst unterrichtet haben würde. Als dann die Verhandlungen in Hannover wieder aufgenommen wurden,

¹⁾ Dohlg., den 13. und 16. Mai; Wiener Archiv.

²⁾ Akten über den Vertrag vom 24. Juni; Hannöb. Archiv.

³⁾ Ostein, den 16. Mai; Wiener Archiv.

blieb König Georg dabei, daß als frühester Termin für den Beginn der Operationen ein Monat nach Ratifikation des Vertrages angenommen werden könne, und das Äußerste, was die österreichischen Gesandten durchzusetzen vermochten, war, daß man an Stelle von Ratifikation Unterzeichnung setzte.

Die größte Schwierigkeit lag jedoch auf einem anderen Punkte. Das Wichtigste an dem ganzen Vertragswerke sah Maria Theresia in dem Vertrage mit Hannover resp. in der Verpflichtung des Kurfürsten, so schnell als möglich eine Diversion gegen Preußen zu unternehmen. Eine solche, hoffte man, würde dann sicher Sachsen mit fortreißen, und wären die beiden im Felde, hätte Rußland keinen Vorwand mehr, seinen traktatmäßigen Beistand länger zu verzögern. In dieser Absicht hatte Graf Ostein in den von ihm ursprünglich eingereichten Vertragsentwurf die Bestimmung gesetzt, Hannover verpflichte sich Anfang Juni, mit den in englischem Solde stehenden Dänen und Hessen verbunden, mit den eigenen Truppen eine Diversion gegen Preußen aus den kurhannöverischen Landen zu machen, oder wo die Königin von Ungarn es sonst für gut finde. Darauf hatte man aber vonseiten des hannöverischen Ministeriums sogleich erwidert: da in dem englischen Haupttraktate keine einzelne Macht genannt sei, gegen welche der Vertrag gerichtet sein solle, werde dies auch in dem hannöverischen Nebentraktate besser unterbleiben, und als am 13. Juni in einer Konferenz zu Hannover, welcher außer den Ministern Münchhausen und Bentze Graf Ostein und der österreichische Gesandte in Hannover Jartheim bewohnten, die letzteren diesen Punkt wiederum urgirten, blieben jene dabei, man dürfe den Vertrag so nicht fassen, ohne vorher die englischen Minister zu befragen; auch könne man sich nicht bestimmt gegen Preußen engagieren, da man mit dieser Macht in Unterhandlungen stehe, deren Success zu erwarten stände. Ostein antwortete, er sei instruiert, ohne diesen Passus nicht zu schließen, gerade eben vornehmlich gegen Preußen wolle die Königin die Hilfsvölker gebrauchen, das sei der gegenwärtige Feind und das *objectum praesentaneum*, wodurch das Übel, welches die Königin drücke, bestehe. Von einem Vergleiche mit dieser Macht könne nicht wohl die Rede sein, nachdem erst kürzlich wieder ein aus Wien gekommener Kurier die Erklärung gebracht habe, man sei dort nicht gemeint, auch nur einen Fußbreit Landes an Preußen abzutreten. Da aber auch die hannöverischen Minister hier nicht nachgeben zu können erklärten und ebenso wenig den Jartheimischen Vermittelungsvorschlag, König Georg solle eine geheime Erklärung abgeben, es sei Preußen an dieser Stelle gemeint, annehmen mochten, so blieb nichts übrig, als daß die Minister sich zunächst zum Könige begaben, um dessen Entscheidung einzuholen.

Noch an demselben Abende konnte weiter konferiert werden, nachdem Münchhausen vom König zurückgekommen war, und das Ende war, daß Ostein erklärte, da König Georg die Versicherung geben wolle, daß Preußen nicht ausgenommen sein solle, veneriere er Sr. Majestät hohes Wort in dem Wohle, daß er es sich gefallen ließe, wenn die Nennung jener Macht in der Konvention unterbliebe und dafür bloß gesagt würde, die Königin dürfe die Hilfsvölker gebrauchen, wo es ihr am passendsten scheinen werde. Doch auch dies erregte Bedenken, und in neuen Konferenzen am 20. und 21. Juni ward weiter über diesen Punkt verhandelt, und Georgs Meinung, das Parlament, welches das Geld bewilligt, müsse über die Art der Verwendung der dafür

geworbenen Hilfsvölker mitzusprechen haben, stand der Ostein, welcher die Disposition ausschließlich der Königin gewahrt wissen wollte, schroff genug gegenüber, bis man sich schließlich über eine mehrdeutige Fassung, das Hilfs-corps solle verwendet werden, wo es am passendsten sein werde, vereinigte. Am 24. Juni wurden die drei Verträge unterzeichnet ¹⁾.

Es ist fraglich, ob die Unterzeichnung so glatt gegangen sein würde, wäre nicht gerade in diesen Tagen die Nachricht eingetroffen, daß Preußen nun doch mit Frankreich abgeschlossen habe. Daraufhin flammte noch einmal König Georgs Kriegseifer auf, und Graf Ostein konnte zu seiner und seines Hofes größter Freude nachhause berichten, wie sehr der König jetzt für den Krieg sei, wie er mit Eifer davon spreche, sich in eigener Person an die Spitze von 44,000 Mann zu stellen, und die verhasste Verständigung mit Preußen, der er früher das Wort geredet, nun selbst verwerfe ²⁾. Am Tage des Abschlusses jener Verträge erhielt der hannöversische General-Major v. Alten die Instruktion, sich unter einem plausibeln Vorwande unvorzüglich nach Dresden zu begeben, dort im größten Geheimnisse den Plan eines militärischen Zusammenwirkens mit Sachsen zu verabreden, während gleichzeitig Oberst-Lieutenant v. d. Borgk in gleicher Absicht an die Stifter Paderborn und Münster geschickt wurde.

Alten sollte zugleich auch den Wunsch Oesterreichs befürworten, einige tausend Mann ³⁾ zur Hilfe nach Schlesien gesendet zu erhalten, um dem Heere Reippergs das numerische Übergewicht zu verschaffen. Am 1. Juli traf er in Dresden ein.

Der hannöversische General fand das Terrain weniger günstig, als er erwartet, und namentlich Brühl zeigte im Grunde wenig Sympathien für Oesterreich. In einer Konferenz mit Brühl, dem Weidvater der Königin Guarini und dem englischen Gesandten Villiers am 8. Juli bemühte sich Alten ganz fruchtlos für die Detachierung sächsischer Truppen nach Schlesien. Auf das entschiedenste lehnte man es ab; die Antipathie zwischen den beiderseitigen Kriegsvölkern sei sehr groß und größer noch das Risiko für Sachsen. Dieses, meinte Brühl, setze ohnehin alles aufs Spiel, von Polen sei gar nichts zu erwarten, wie dies überhaupt Sachsen nur Kosten verursache, vermöge der Pensionen von einigen 100,000 Thalern, die man an einflußreiche Magnaten zahlen müsse. Dazu wisse man nicht, wie man mit Oesterreich daran sei, das doch seit vielen Monaten die Ratifikation des Vertrages mit Sachsen vom 11. April immer verzögere und vielleicht sich eines schönen Tages gütlich mit Preußen setzen werde, wie denn von geheimen Unterhandlungen zwischen dem Großherzoge, resp. dessen Schützlinge, dem Marschall Reipperg, und dem Könige von Preußen fortwährend verlautete. Sachsen, meint er, hätte auf der

¹⁾ In dem betreffenden Aktenstücke des Staats-Archivs zu Hannover, dem obige Darstellung folgt, heißt es, als man 1745 nach dem Vertrage gesucht, habe man ihn nicht auffinden können, und ein Ministerialbeamter, Namens Meyer, versichert, dem Münchhausen gehört zu haben, der Vertrag sei nie ratifiziert, vielmehr die eingereichte Vollmacht für Ostein und Balthem unter dem 10. Februar 1742 zurückgegeben worden.

²⁾ Maria Theresia an Reipperg, den 8. Juli; angeführt bei Arnetz, S. 231.

³⁾ So hatte Münchhausen die österreichische Forderung, welche auf 12,000 Mann gelautet hatte, abgeschwächt. Akten, die Sendung Akten betreffend; Archiv zu Hannover.

Seite der Gegner Österreichs ungleich größere Vorteile haben können. Trotzdem werde man seinen Verpflichtungen nachkommen und in drei Wochen bereit sein. Iten möge mit dem sächsischen General Renard den Operationsplan verabreden, aber auch in Betracht ziehen, daß, im Fall das Armeecorps des Fürsten von Anhalt gegen Sachsen vorrücke, das sächsische Heer die Verteidigung des eigenen Landes nicht würde der in Aussicht genommenen Vereinigung mit den Hannoveranern aufopfern können ¹⁾.

Natürlich klang das Iten nicht besonders viel versprechend, wenngleich, wie er versichert, Guarini viel günstiger für Österreich gesinnt schien als gerade Brühl. Übrigens war auch in Hannover das Kriegsfeuer schon wieder etwas verraucht, und als Graf Dstein auf Vollziehung der Konvention vom 24. Juni drängte, mußte Münchhausen unter dem 13. Juli antworten, man habe Iten nach Dresden gesandt, um dort einen gemeinsamen Operationsplan zu verabreden, den Erfolg werde man zuvörderst abwarten müssen.

Von den drei Verträgen des 24. Juni ward nun auch nur der erste ratifiziert, bezüglich der beiden anderen die Bestätigung unter allerlei Vorwänden hinausgeschoben.

Unter dem 21. Juli erging dann an Iten ein sehr bedenkliches Schreiben. Es hätten sich mittlerweile neue Umstände herausgestellt; Frankreich gedenke nicht nur dem Kurfürsten von Bayern 20,000 Mann zu senden, um mit diesen in Böhmen einzufallen, sondern außerdem gedenke es, unterstützt durch Streitkräfte von Kurköln, sowie den Stiftern Münster und Baderborn eine Diverſion gegen die hannöberischen Lande zu unternehmen. Unter solchen Umständen werde Hannover eventuell doch einen Teil seiner Truppen zur Sicherung seiner Lande verwenden müssen, und Sachsen werde zu erwägen haben, ob es nun noch möglich sein werde, offensiv gegen Preußen vorzugehen.

Allerdings würde auch ohnedies Iten schwerlich sein Vaterland in einen Krieg verwickelt haben. Die Sachsen zeigten wenig Neigung dazu. Zwischen Iten und Brühl handelte es sich eigentlich bloß darum, wer dem anderen die beste Handhabe geben würde, die Schuld der fortdauernden Unthätigkeit auf fremde Schultern zu wälzen. Brühl unterhielt den Hannoveraner fleißig mit Klagen über Rußland, wo Oftermann seiner Engagements gegen Österreich gar nicht mehr sich zu erinnern scheine, immer wie Iten meint, in der Hoffnung, von diesem eine Antwort zu erhalten, die Hannovers geringe Neigung ins Feuer zu gehen bezeugte ²⁾. Es half dem letzteren wenig, daß er eine solche Antwort vermied; dem österreichischen Gesandten gegenüber schob Brühl doch die Schuld auf die Hannoveraner. Als Rhevenhüller Iten daran mahnte, am 22. Juli seien die vier Wochen nach Unterzeichnung des Vertrags abgelaufen und die Zeit zum Beginne der Operationen da, mußte dieser bekennen, daß davon keine Rede sein könne, aber gleichzeitig hören, Brühl habe versichert, die Sachsen seien bereit, die Schuld liege bloß an Hannover ³⁾. Als er jedoch Brühl deshalb interpelliert, meinte dieser, er habe

¹⁾ Berichte Itens vom 2., 9., 10. und 14. Juli; Archiv zu Hannover.

²⁾ Iten, den 22. Juli.

³⁾ Bratislaw an Dstein, den 22. Juli. Von dem letzteren den hannöberischen Ministern mitgeteilt.

den Gesandten, als der ihm von jenem Termine gesprochen, einfach ausgelacht, ihre Armee habe alle Ursache sich nicht ohne Not zu exponieren, sondern sich still zu halten und abzuwarten ¹⁾.

Der sächsische Minister ließ sogar seinen Herrn an König Georg einen Brief schreiben voller Klagen über Oesterreich, das jenen Vertrag vom 11. April, den Sachsen seiner Zeit wesentlich auf das Drängen des englischen Gesandten geschlossen, noch immer nicht ratifiziert habe; nun sei die Lage so gefährlich, Frankreich gegen Oesterreich in Waffen, und dazu verweigere Rußland jede Mitwirkung, bis eine englische Flotte in der Ostsee erscheinen werde ²⁾. König Georgs Antwort vom 23. Juli lautete wenig ermutigend: er sei erstaunt über die Weiterungen Oesterreichs, da sein Vertrag vom 24. Juni jenen sächsischen zur eigentlichen Voraussetzung und Basis habe; er müsse, schreibt er, mit Vorsicht an seine eigene Sicherheit denken und vor allem zu verhindern suchen, daß er nicht etwa zum Dank für seine guten Intentionen selbst das Opfer werde. Je mehr er die Gefahren der Situation erwäge, desto mehr halte er es für wünschenswert, daß sich Oesterreich gütlich mit Preußen vertrage. Eine Eröffnung in diesem Sinne, daß die Ratifikation des sächsischen Vertrages allem Weiteren vorausgehen müßte, ward auch am 23. Juli an Ostein gemacht, und damit, sowie mit der schlechten Wahrung des Geheimnisses die Verzögerung der Ratifikation motiviert ³⁾.

Unter solchen Aspekten hatte natürlich der Kriegsplan, den Zlten mit Renard verabreden sollte, schlechten Fortgang. Daß Meipperg seinen besten General, Brown, dazu nach Dresden entsendet hatte, vermochte daran nichts zu ändern; man vermied thatsächlich mit ihm in Verbindung zu treten; er reiste unverrichteter Sache ab. Zwischen Zlten und Renard wurden verschiedene Eventualitäten erörtert und prinzipiell Quedlinburg für eine Vereinigung der beiderseitigen Truppen in Aussicht genommen; aber im übrigen kam Zlten bald dahin, in seinen Berichten nachhause zu erklären, es lohne gar nicht der Mühe, die immer neu auftauchenden sächsischen Bedenkllichkeiten zu bekämpfen, da doch in diesem Jahre wenigstens es überhaupt zu nichts kommen werde ⁴⁾.

Zlten hatte in Wahrheit sehr guten Grund jede Bemühung um einen Beistand Sachsens als hoffnungslos anzusehen. Gerade in jenen Tagen (Ende Juli) ward in Dresden der Entschluß gefaßt, sich an Frankreich anzuschließen, und der gewiegteste Diplomat, über den man verfügte, der Geheimrat Saul, nach Paris abgesendet, um zu versuchen, wie viel noch in später Stunde für Sachsens Beitritt zu den Antipragmatikern aus der großen österreichischen Kontinentsmasse zu gewinnen sein würde ⁵⁾.

Um die Mitte Juli legte König Georg seinen hannöversischen Ministern die Frage vor, ob unter den gegebenen Konjunkturen ein feindliches Vorgehen gegen Preußen dem Könige anzuraten sei. Jeder der Minister wurde zu einem besonderen Gutachten verpflichtet. Dieselben sind uns noch erhalten

¹⁾ Zlten, den 22. Juli.

²⁾ Den 19. Juli; hannöversisches Archiv.

³⁾ Den 22. Juli.

⁴⁾ Zlten, Den 30. Juli.

⁵⁾ Viquet Comte Maurice, S. 388. 389.

Seite der Gegner Osterreichs ungleich größere Vorteile haben können. Trotzdem werde man seinen Verpflichtungen nachkommen und in drei Wochen bereit sein. Iten möge mit dem sächsischen General Renard den Operationsplan verabreden, aber auch in Betracht ziehen, daß, im Fall das Armeecorps des Fürsten von Anhalt gegen Sachsen vorrücke, das sächsische Heer die Verteidigung des eigenen Landes nicht würde der in Aussicht genommenen Vereinigung mit den Hannoveranern aufopfern können ¹⁾.

Natürlich klang das Iten nicht besonders viel versprechend, wenngleich, wie er versichert, Guarini viel günstiger für Osterreich gesinnt schien als gerade Brühl. Übrigens war auch in Hannover das Kriegsfeuer schon wieder etwas verraucht, und als Graf Ostein auf Vollziehung der Konvention vom 24. Juni drängte, mußte Münchhausen unter dem 13. Juli antworten, man habe Iten nach Dresden gesandt, um dort einen gemeinsamen Operationsplan zu verabreden, den Erfolg werde man zuvörderst abwarten müssen.

Von den drei Verträgen des 24. Juni ward nun auch nur der erste ratifiziert, bezüglich der beiden anderen die Bestätigung unter allerlei Vorwänden hinausgeschoben.

Unter dem 21. Juli erging dann an Iten ein sehr bedenkliches Schreiben. Es hätten sich mittlerweile neue Umstände herausgestellt; Frankreich gedenke nicht nur dem Kurfürsten von Bayern 20,000 Mann zu senden, um mit diesen in Böhmen einzufallen, sondern außerdem gedenke es, unterstützt durch Streitkräfte von Kurköln, sowie den Stiftern Münster und Paderborn eine Diverſion gegen die hannöberischen Lande zu unternehmen. Unter solchen Umständen werde Hannover eventuell doch einen Teil seiner Truppen zur Sicherung seiner Lande verwenden müssen, und Sachsen werde zu erwägen haben, ob es nun noch möglich sein werde, offensiv gegen Preußen vorzugehen.

Allerdings würde auch ohnedies Iten schwerlich sein Vaterland in einen Krieg verwickelt haben. Die Sachsen zeigten wenig Neigung dazu. Zwischen Iten und Brühl handelte es sich eigentlich bloß darum, wer dem anderen die beste Handhabe geben würde, die Schuld der fortdauernden Unthätigkeit auf fremde Schultern zu wälzen. Brühl unterhielt den Hannoveraner fleißig mit Klagen über Rußland, wo Ostermann seiner Engagements gegen Osterreich gar nicht mehr sich zu erinnern scheine, immer wie Iten meint, in der Hoffnung, von diesem eine Antwort zu erhalten, die Hannovers geringe Neigung ins Feuer zu gehen bezeugte ²⁾. Es half dem letzteren wenig, daß er eine solche Antwort vermied; dem österreichischen Gesandten gegenüber schob Brühl doch die Schuld auf die Hannoveraner. Als Khevenhüller Iten daran mahnte, am 22. Juli seien die vier Wochen nach Unterzeichnung des Vertrags abgelaufen und die Zeit zum Beginne der Operationen da, mußte dieser bekennen, daß davon keine Rede sein könne, aber gleichzeitig hören, Brühl habe versichert, die Sachsen seien bereit, die Schuld liege bloß an Hannover ³⁾. Als er jedoch Brühl deshalb interpelliert, meinte dieser, er habe

¹⁾ Berichte Itens vom 2., 9., 10. und 14. Juli; Archiv zu Hannover.

²⁾ Iten, den 22. Juli.

³⁾ Bratislaw an Ostein, den 22. Juli. Von dem letzteren den hannöberischen Ministern mitgeteilt.

den Gesandten, als der ihm von jenem Termine gesprochen, einfach ausgelacht, ihre Armee habe alle Ursache sich nicht ohne Not zu exponieren, sondern sich still zu halten und abzuwarten ¹⁾.

Der sächsische Minister ließ sogar seinen Herrn an König Georg einen Brief schreiben voller Klagen über Oesterreich, das jenen Vertrag vom 11. April, den Sachsen seiner Zeit wesentlich auf das Drängen des englischen Gesandten geschlossen, noch immer nicht ratifiziert habe; nun sei die Lage so gefährlich, Frankreich gegen Oesterreich in Waffen, und dazu verweigere Rußland jede Mitwirkung, bis eine englische Flotte in der Ostsee erscheinen werde ²⁾. König Georgs Antwort vom 23. Juli lautete wenig ermutigend: er sei erstaut über die Weiterungen Oesterreichs, da sein Vertrag vom 24. Juni jenen sächsischen zur eigentlichen Voraussetzung und Basis habe; er müsse, schreibt er, mit Vorsicht an seine eigene Sicherheit denken und vor allem zu verhindern suchen, daß er nicht etwa zum Dank für seine guten Intentionen selbst das Opfer werde. Je mehr er die Gefahren der Situation erwäge, desto mehr halte er es für wünschenswert, daß sich Oesterreich gütlich mit Preußen vertrage. Eine Eröffnung in diesem Sinne, daß die Ratifikation des sächsischen Vertrages allem Weiteren vorausgehen müßte, ward auch am 23. Juli an Ostein gemacht, und damit, sowie mit der schlechtesten Wahrung des Geheimnisses die Verzögerung der Ratifikation motiviert ³⁾.

Unter solchen Aspekten hatte natürlich der Kriegsplan, den Ilten mit Renard verabreden sollte, schlechten Fortgang. Daß Meipperg seinen besten General, Brown, dazu nach Dresden entsendet hatte, vermochte daran nichts zu ändern; man vermied thatsächlich mit ihm in Verbindung zu treten; er reifte unverrichteter Sache ab. Zwischen Ilten und Renard wurden verschiedene Eventualitäten erörtert und prinzipiell Quedlinburg für eine Vereinigung der beiderseitigen Truppen in Aussicht genommen; aber im übrigen kam Ilten bald dahin, in seinen Berichten nachhause zu erklären, es lohne gar nicht der Mühe, die immer neu auftauchenden sächsischen Bedenkllichkeiten zu bekämpfen, da doch in diesem Jahre wenigstens es überhaupt zu nichts kommen werde ⁴⁾.

Ilten hatte in Wahrheit sehr guten Grund jede Bemühung um einen Beistand Sachsens als hoffnungslos anzusehen. Gerade in jenen Tagen (Ende Juli) ward in Dresden der Entschluß gefaßt, sich an Frankreich anzuschließen, und der gewiegteste Diplomat, über den man verfügte, der Geheimrat Saul, nach Paris abgeendet, um zu versuchen, wie viel noch in später Stunde für Sachsens Beitritt zu den Antipragmatikern aus der großen österreichischen Kontursmasse zu gewinnen sein würde ⁵⁾.

Um die Mitte Juli legte König Georg seinen hannöversischen Ministern die Frage vor, ob unter den gegebenen Konjunkturen ein feindliches Vorgehen gegen Preußen dem Könige anzuraten sei. Jeder der Minister wurde zu einem besonderen Gutachten verpflichtet. Dieselben sind uns noch erhalten

¹⁾ Ilten, den 22. Juli.

²⁾ Den 19. Juli; hannöversisches Archiv.

³⁾ Den 22. Juli.

⁴⁾ Ilten, Den 30. Juli.

⁵⁾ Viquet Comte Maurice, S. 388, 389.

und lauten bis auf das Venthes sämlich friedlich. Namentlich hebt Münchhausen hervor, kein Alliirter könne verlangen, daß man sich sicherem Verderben aussetze. Wenn Osterreich lieber alles aufs Spiel setze, als etwas zu verlieren und gutem Räte Raum zu geben, so könne es doch nicht verlangen, daß seine Bundesgenossen ebenso desperat verfahren und dasselbe Risiko liefen.

Es half nun wenig, daß vom Bresburger Hofe aus noch einmal versucht wurde, Hannover-England auf bessere Gedanken zu bringen, indem man auf die Eröffnung vom 22ten erwiderte, wenn die Ratifikation des sächsischen Vertrages verzögert worden, so sei allein England schuld, welches plötzlich so dringend die Verständigung mit Preußen befürwortet habe; da man doch nicht zugleich für Sachsen und Preußen Opfer bringen könne, so habe man zunächst darüber Sicherheit verlangt, daß, falls die Verständigung mit Preußen nicht ausführbar erscheine, England seine traktatmäßigen Verpflichtungen erfüllen werde. Nachdem jetzt dies der Vertrag vom 24. Juni garantiere, habe man sofort an Rhevenhüller nach Dresden Instruktionen geschickt, damit die Ratifikationen ausgetauscht würden.

Es war zu spät; man mußte in Hannover von dem Anrücken eines französischen Corps am Niederrhein und erklärte unter dem 28. August dem österreichischen Gesandten vorwurfsvoll, es sei nun eingetroffen, was England wiederholt und seit langer Zeit prophezeit habe, die Hartnäckigkeit Osterreichs habe es dahin kommen lassen, daß Hannover um der Sympathieen willen, die es für die Sache der Königin von Ungarn gezeigt habe, seine eigenen Lande schwer bedroht sehe und zu deren Verteidigung selbst aller seiner Truppen bedürfe.

Georg II. aber, obwohl er nun die Ausführung der Konvention vom 24. Juni thatsächlich ablehnte und demgemäß auch auf die Zahlung der stipulierten Geldsumme keinen Anspruch hatte, konnte es sich doch nicht verjagen, wenigstens den vierten Teil, also 50,000 Pfd. zu fordern, allgemein als Entschädigung für „Auslagen zugunsten der Königin in Ungarn in Deutschland gemacht“¹⁾. Und wir haben bestimmte Zeugnisse dafür, daß die Summe wirklich gezahlt worden ist²⁾.

Es wird wohl niemand behaupten, daß der ganze hannöversche Vertrag, und die Art, wie die englischen Minister ihrem Souverän aus den von der englischen Nation der Königin von Ungarn bewilligten Subsidien eine ansehnliche Gratifikation zu verschaffen sich bemühten, ein stolzes Blatt in der Geschichte Englands und König Georgs bildet. Wenn Macaulay diesen Hergang gekannt hätte, es wäre ihm doch vielleicht zweifelhaft geworden, ob nicht diese schöne Erpressung noch viel unritterlicher erscheine als der von ihm so unbillig hart beurteilte Angriff Friedrichs. Es mag im Grunde nicht allzu hoch angeschlagen werden, daß die durch den Abschluß des Vertrags vom 24. Juni erregten Hoffnungen die Königin von Ungarn veranlaßt haben, sich spröde

¹⁾ Instruktion für Baron Schütz vom 16. August; Archiv zu Hannover.

²⁾ Den 21. August berichtet Schütz aus London an den dortigen hannöverschen nieder Grafen Steinberg, Zöhrer (der österreichische Agent in dieser Sache) werde gen das Geld zahlen, so wie er es von der Bank erhalten. Und: am 4. September berichtet Zöhrer, daß er gezahlt; Archiv, S. 282 und 304.

gegen Preußen zu zeigen und so den Abschluß eines Friedens unmöglich zu machen. Gerade in jener Zeit und so kurz nach der Allianz zwischen Preußen und Frankreich würde wohl auch bei einer entgegenkommenderen Haltung Österreichs König Friedrich sich schwerlich haben gewinnen lassen. Aber man mag sich doch wohl bewußt werden, was jene mit soviel Veredsamkeit und Pathos in Scene gesetzte parlamentarische Sympathieäußerung vom 19. April thatsächlich für Erfolge gehabt, und was sie der Königin von Ungarn genützt hat. Daß sie im Verein mit der im Haag schließlich noch durchgesetzten Sommatation vom 24. April den König von Preußen zum Abschlusse mit Frankreich getrieben hat, sahen wir schon; auf der anderen Seite sind die damals zugefügten Hilfstruppen bekanntlich nie gestellt worden, und was dann noch übrig blieb, so sind von den in der Höhe von 300,000 Pfd. Sterl. bewilligten Subsidien zunächst also abgezogen worden erstens jene erwähnten 50,000 Pfd. für König Georgs „Auslagen“, ferner 25,000 Pfd. für einen damals verfallenden Anteil eines ungarischen Anlehens und 5000 Pfd. für sonstige Unkosten, so daß die Summe, welche Maria Theresia wirklich erhalten hat, nicht mehr als 220,000 Pfd. betrug, welche dann auf 4 Raten so verteilt wurden, daß die erste Rate am 2. September 1741, die letzte am 27. Januar 1742 in Wechselfn auf Amsterdam bezahlt wurde ¹⁾.

Thatsächlich hat allerdings bei der argen Not, in welcher sich Maria Theresia auch finanziell im Herbst befand, die englische Subsidienzahlung eine große Bedeutung gehabt; das Keippergische Heer wird im Oktober 1741 wesentlich auf dieselbe angewiesen ²⁾.

¹⁾ Arneth II, 60 u. 479.

²⁾ Arneth hat ebd., indem er die Bedeutung dieser Subsidien abschwächen zu müssen glaubt, bei den Ausführungen, denen er entgegentreten will, vermutlich vor allem Ranke im Auge, der (12 Blicher preuß. Gesch. III, 506) allerdings, dem Zusammenhange nach vom Anfang 1742 und in einer Weise sprechend, die uns zu der Annahme verführen kann, es seien damals die englischen Subsidien erst eingetroffen, aus einem (unbatierten) Berichte Porters an Carteret eine Stelle anführt, welche mit den Worten schließt, die englische Gelbhilfe sei so opportun gekommen, daß sie die ganze Theresianische Armee vor der Auflösung gerettet habe. — Wir mögen dies für jetzt dahingestellt sein lassen und nur aus dem Herbst 1741 einige unbedächtige Zeugnisse für die Bedeutung der englischen Subsidien anführen. In den „Erinnerungen“, welche Keipperg unter dem 13. Oktober 1741 für Lentulus' Sendung nach Wien aufgesetzt hatte (im Wiener Kriegsministerialarchive), klagt er (unter Nr. 22), daß er „bekanntlich“ seit dem 1. Mai zur Unterhaltung seines Corps nur 300,000 Gulden monatlich erhalten habe (Arneth a. a. O. berechnet als Kosten für die gesamte österreichische Kriegsmacht pro Monat 800,000 Gulden) und auch diese schon lange nicht mehr regelmäßig, so daß die verschiedenen Regimentschefs sehr bedeutende Vorschüsse hätten machen müssen. Auf dieses Schreiben scheidet die Königin 200,000 Gulden an die Armee mit dem Bedeuten, „daß es an ferneren Anreisen, so lange die aus England überkommenen Gelder fortbauern, nicht gebrochen würde, und bis solche zu Ende, würde man andere Mittel und Wege auszufinden bedacht sein, die Armee, so lange immer möglich, mit Gelde zu sustentieren.“

Neuntes Kapitel.

Robinsons schlesische Reisen.

Mit dem Schwinden der Hoffnungen auf Englands bewaffneten Beistand gegen Preußen und der zunehmenden Gefahr vonseiten Frankreichs mußten auch die Pläne einer Verständigung zwischen den kriegführenden Mächten wieder mehr in den Vordergrund treten.

Die eigentliche Führung der Verhandlungen war bereits seit Ende Juni an den englischen Gesandten in Wien Sir Thomas Robinson übertragen worden, der zugleich bevollmächtigt ward, sich selbst zu diesem Ende ins preußische Hauptquartier zu begeben ¹⁾. Der ungestüme Eifer Robinsons, der nicht eben gering von seinen Fähigkeiten dachte, mochte den Wunsch angeregt und der geringe Erfolg Hyndfords seine Erfüllung noch besonders nahe gelegt haben.

Zu erhöhter Thätigkeit ward dann Robinson noch angepornt durch einen Brief Lord Harringtons vom 4. Juli, der ihm meldete, man wisse aus guter Quelle, daß kürzlich zu München ein Vertrag zwischen Frankreich, Spanien und Bayern abgeschlossen worden sei. Der Gesandte möge sofort den Großherzog von Toscana davon in Kenntnis setzen und alles thun, um von dem österreichischen Hofe ein Angebot zu erlangen, mit welchem ausgerüstet er dann vielleicht den König von Preußen von dem Beitritte zu jener gefährlichen Konföderation abzuhalten vermöge ²⁾.

Aber bevor dieser Brief noch eine Wirkung zu üben vermochte, hatte Robinson bereits einen Erfolg erzielt, er hatte es dahin gebracht, daß die Königin von Ungarn wirklich eine Art von Angebot an Preußen machte, zwar noch nicht direkt, denn so weit ließ sich der habsburgische Stolz noch nicht herab, aber immerhin doch ein Angebot in Gestalt einer Weisung an Graf Ostein in Hannover, dem englischen Minister die Bedingungen vorzutragen, unter welchen man sich mit Preußen zu verständigen geneigt sei.

Das Schriftstück verlangte kurz und gut die Räumung Schlesiens (auf Schadenersatz erklärte die Königin verzichten zu wollen), die Kurstimme für Großherzog Franz, bewaffnetes Eintreten für die pragmatische Sanktion und

¹⁾ Harrington an Hyndford, den 22. Juni; Londoner Record office.

stellte dafür ganz unbestimmt eine Entschädigung nach der Seite der österreichischen Niederlande hin in Aussicht. Als Graf Ostein, der österreichische Gesandte bei dem damals in Hannover residierenden englischen Könige, jenes Papier überreichte, wünschte Lord Harrington wenigstens eine nähere Erklärung zu erhalten über das, was man Preußen auf jener Seite anzubieten beabsichtige, aber der Graf erklärte, zu einer solchen keinen Auftrag zu haben, und der englische Minister, der nach den Berichten Robinsons vielmehr erwartet hatte, in den mündlichen Erklärungen des Gesandten die eigentliche Würze des mageren Gerichts zu finden, das er dem König von Preußen servieren sollte, gab seiner Enttäuschung Worte in einem Schreiben an den Großkanzler Grafen Sinzendorf vom 16. Juli, indem er gleichzeitig auch Robinson davon Mitteilung machte.

Hiermit setzen die Berichte Robinsons ein, denen wir zunächst folgen ¹⁾. Der letztere wurde um dieser Angelegenheit willen aus Wien nach Presburg eingeladen, und am 24. Juli begab er sich unmittelbar nach seiner Ankunft in Presburg zu dem Großherzog; er bemerkte, daß man ihn erwartete; die Thüren, sagte er, flogen gleichsam von selbst auf, bis er in des Großherzogs Zimmer stand, wo dann auch gleich nach seinen ersten Worten die Königin eintrat.

Beide schienen über Robinsons Vorstellungen erstaunt. „Wie, Madame“, sagte der Großherzog, „der Graf Ostein hat also seine Befehle nicht ausgeführt?“ „Ich versichere“, erwiderte die Königin, „daß dabei nichts von Geheimnis war, so viel ich weiß.“

Robinson setzt nun auseinander, sein König hätte eine Erklärung jener Worte um so eher erwarten dürfen, da er (Robinson) positiv berichtet habe, in einer Ministerkonferenz habe man ihm auf seine Frage, ob mit jenen Worten bloß Geldern oder etwas und wie viel von Jülich-Berg gemeint sei, geantwortet, es sei der Rhein und dessen beide Ufer gemeint. Auf die Frage der Königin, wer so viel habe versprechen können, erwiderte der englische Gesandte: „Ihr Großkanzler, und da niemand widersprach, so habe ich es für die Meinung der ganzen Konferenz genommen.“ Von Jülich-Berg, versicherte darauf die Königin, hätten ihre Minister doch nichts versprechen können, dies sei ja fremdes Gut, eine Rücksichtnahme, welche ihr Gemahl nach seiner Miene zu schließen übertrieben zu finden schien. Robinson blieb dabei, sich nicht gelübt zu haben, und bat, sich erkundigen zu wollen.

Die Königin aber mißbilligte ebenso wie ihr Gemahl das Verhalten Osteins, der ganz wohl habe erklären können, daß mit jenem Ausdrucke eben Geldern gemeint gewesen, und wünschte zu wissen, wie nun der König von England verfahren sei, worauf sie die Erklärung empfing, derselbe habe eben nur an Lord Hyndsford die unbestimmten Propositionen senden können, ohne diesem oder sich zu verhehlen, daß dieselben kaum auf Annahme rechnen dürften. Im Eifer brach Maria Theresia heraus: „Ich wünsche sogar, daß der König von Preußen sie resümiere.“

Sie fragte, ob denn nichts mit dem Kurfürsten von Bayern zu machen sei, worauf ihr Robinson dessen bereits geschlossene Engagements mit Spa-

1) Vom 29. und 30. Juli; Abschriften im St.-A. zu Hannover.

nien entgegenhielt, und daß derselbe Ehrgeiz genug besitze, um daran zu halten.

Dann fragte sie den Gesandten, ob er jetzt auf eine Antwort bringe. Dieser erwiderte darauf, er habe weder etwas zu proponieren, noch auf etwas zu dringen, aber wenn die Königin ihre Resolution ändere und ihm eine endgültige und günstige Entscheidung anvertrauen wolle, werde er sofort damit nach dem preussischen Lager eilen, damit nichts unversucht bleibe, was in seines Königs Macht stehe, um für ihr Interesse zu wirken.

Vor dem Fenster, an dem sie standen, wogten die Wellen der Donau, die mächtig angeschwollen, so weit das Auge reichte, das Land überschwemmt hatte. Darauf deutend, fügte der Gesandte hinzu, so wie der Fluß da unten, steigt von Stunde zu Stunde die Flut Ihrer Bedrängnisse.

Aber die Königin schwieg, und ihr Gemahl, der sonst ja für den Hauptvertreter der vermittelnden Richtung galt, hatte bei der ganzen Audienz kaum den Mund aufgethan; er gewann erst die Sprache wieder, als Robinson dann noch Veranlassung nahm, sich über die seine Person betreffenden ärgerlichen Gerüchte zu beschweren, als ob er seine Instruktionen überschritte, für seinen Kopf handle und die Königin so weit gebracht habe, daß sie in öffentlicher Konferenz ihren Entschluß ausgesprochen hätte, auf seine Zurückberufung zu dringen. Der Großherzog sprach hier offen seine Entrüstung über solche Verleumdungen aus, und auch die Königin beteuerte, nie solche Gedanken gehabt zu haben, wenn sie gleich über die Härte seiner Instruktionen sich beklagt haben möchte. Robinson solle nur die Urheber solcher Gerüchte nennen, sie wolle ein für allemal ein Exempel statuieren. Robinson wich aus, es stünde ihm nicht an, Personen zu nennen, ob er sie gleich mit Fingern zeigen könne. Sie gehörten hauptsächlich den Kreisen an, welche man die kleine Noblesse nenne. Wir wissen aber, daß er an erster Stelle den Minister Wartenstein meinte, dem er den Wunsch, ihn, den Gesandten einzuschüchtern, und außerdem einen unverföhnlichen Eifer gegen jeden zuschreibt, der eine abweichende Meinung habe.

Robinson ließ sich nun bei Graf Gundacker v. Starhemberg melden, und wurde angenommen, obwohl es sich ungünstig traf, daß derselbe am nächsten Morgen zur Weichte gehen wollte. Derselbe gestand ein, daß Graf Stein auf eigene Faust „Zineffen“ versucht habe. Von den Äußerungen in jener Konferenz wisse er nichts, da er damals krank gewesen. Allerdings sei kein Augenblick zu verlieren, und er werde das der Königin noch selbigen Tages sagen, denn morgen reise sie, wie er glaube, sehr zur Unzeit, wieder einmal nach Wien. Auf seine Frage, was denn der Großherzog in der Audienz gesagt, erwiderte Robinson: „so gut wie nichts, ich glaube, er hat es nicht gewagt“. Unser Berichterstatter fährt fort: „Der gute alte Mann sagte: und doch dependiert seine Konfervation ja sogar seine Existenz in der Welt davon, daß er sich ervertuiere. Warum haben wir ihn zum Mitregenten gemacht?“

Graf Kinsky, der böhmische Kanzler, der dann aufgesucht wurde, gab zu, daß der Großkanzler jene Interpretation abgegeben, aber er sei zu weit gegangen, worauf er dann die vorwurfsvolle Frage hören mußte, warum ihm denn niemand widersprochen habe. Den Grafen Stein hielt Kinsky für den ersten und kapriciösesten Menschen auf der Welt, der sehr viele Fehl-
he. Noch weitere „Konfidenzen“ des etwas rebseligen Herrn folgten.

Außer Geldern könne noch manches in Frage kommen, Züllich und Berg zu seiner Zeit, Schwiebus gleichfalls, mit oder ohne Hypothek, und so viel von Glogau, als außer der Linie der sächsischen Passage läge, welche letztere aber näher an die Stadt Glogau gelegt werden könne. Aber diese Sachen müßten *per gradus* geäußert werden. Noch wäre Zeit dazu, die alten Minister, welche vor einem Monat so inflexibel gewesen, daß sie von Glogau nichts hören wollten, seien nun durch die Furcht vor der herannahenden Gefahr so weit gebracht, sich auf einmal dem König von Preußen in die Arme werfen zu wollen, auch würden sie von manchen Familienrückichten bestimmt und ersehnten für den kleinen Rest ihres Lebens Ruhe. Er habe mehr Courage, werde eventuell seinen Abschied nehmen.

Übrigens hat Robinson auch Bartenstein aufgesucht und auch bei ihm von den gegen seine Person ausgestreuten Verleumdungen gesprochen, was dieser angehört, als ob es ihn gar nicht touchierte. Derselbe hat ihm dann das Konzept der Instruktion für Ostein vom 3. Juli vorgelesen, worin ausdrücklich als Objekt der Entschädigung Geldern bezeichnet wird, mit dem Hinzufügen, daß die Königin nach dieser Seite hin eben so „*facil*“ sei, als entschlossen nach der Seite Schlesiens hin. In diesem Sinne hat auch Bartenstein (möglicherweise, sagt Robinson, auch ein anderer Minister) noch Limburg als in Frage kommend bezeichnet. Ostein sollte mit Graf Truchseß (dem preussischen Gesandten), über dessen versöhnliche Gesinnungen man sich freue, ein gutes Vernehmen halten. Bartenstein meint, bezüglich Züllich-Bergs sei Einzendorf zu weit gegangen, die Sachen seien noch nicht reif genug, um davon Propositionen zu machen, übrigens sei er von der Notwendigkeit einer Verständigung mit Preußen ganz überzeugt und habe schon vor langer Zeit in einem Memoire die Worte gebraucht: „Man täuscht sich darüber nicht, daß man früher oder später sich mit dem Könige von Preußen verständigen muß“, und er glaube, die Zeit sei jetzt da. Aber so pressant die Sache auch sei, so müsse man doch *per gradus* vorgehen. Robinson, der von dem Grundsätze ausgeht, mit diesem Manne könne man nur so fertig werden, daß man ihn ansprechen lasse, und ihm dann mit einer festen und stark ausgesprochenen Meinung entgegenrete, hat ihm darauf gesagt, man stände vor einem Abgrunde; könne man jetzt Preußen gewinnen, so kämen die Franzosen vielleicht nicht über den Rhein; seien sie einmal in Deutschland, dann werde der König auf immer an ihre Partei gefettet sein.

Auch der Kanzler Graf Sinzendorf verkannte die Größe der Gefahr nicht, besonders wenn er an die von Frankreich drohende Universalmonarchie denke. „Das Wasser geht uns bis an den Mund“, sagte er, „wir müssen heraus. Seit 6 Wochen haben wir nur geschwagt und schlecht agiert. Der König von England hat alles vorausgesagt, es ist alles eingetroffen.“ Es müsse jetzt eine „vigoureuse“ Resolution gefaßt werden. Robinson möchte in Preßburg bleiben oder am Sonnabend (den 29ten) wiederkommen.

Alle diese Unterredungen erfolgten am 24. Juli. Am 25ten suchte Robinson noch einmal Graf Starhemberg auf, der die Königin gesprochen, aber nichts ausgerichtet, er begreife gar nicht, wer oder was sie so ruhig und unempfindlich machen könnte, wolle mit Sinzendorf konferieren, Robinson möge nicht zu geschäftig scheinen, sondern sie ihre Sachen unter einander abmachen lassen. Darauf kehrt Robinson am 26. Juli nach Wien zurück.

Es ist ein sehr anderes Bild, welches sich vor uns aufrollt, wenn wir uns nun in das Feldlager des Königs von Preußen unweit Strehlen begeben. Nach Breslau, wo die fremden Gesandten damals ihr Quartier aufgeschlagen, hatte ein Kurier aus Hannover an Gynsford den Auftrag gebracht, sofort eine Audienz bei dem Könige zu verlangen und die beifolgenden österreichischen Propositionen zu überreichen, gleichzeitig aber die Erklärung abzugeben, daß, wenn Preußen überhaupt auf eine Entschädigung nach der Seite von Jülich-Berg eingehe, England sich alle Mühe geben werde, um eine solche nach den Wünschen des Königs zu erzielen. Aber auch für den Fall, daß Preußen darauf bestche, durchaus nach der schlesischen Seite etwas zu erhalten, sei König Georg entschlossen, seine ganze Kraft und seinen ganzen Einfluß aufzubieten, um ihm das zu verschaffen, was ihm England in seinem eigenen Namen früher angeboten ¹⁾, nämlich, wie wir wissen, das Fürstentum Glogau.

Nachdem Bodewils am 19. Juli eröffnet hatte, daß der König ihnen im Lager Audienz zu erteilen bereit sei, machte sich Lord Gynsford in Begleitung des hannoverschen Gesandten Geh.-Rats Schwichelt, der an der Audienz teilzunehmen gewünscht hatte, gen Strehlen auf den Weg, beide in wenig hoffnungsvoller Stimmung und auch durch ihr Zusammensein wenig getröstet, da sie einander nicht eben liebten. Ihr Behagen wuchs nicht, als sie, in Strehlen angekommen, Zimmer von einer, wie Schwichelt behauptet, ganz ausnehmend schlechten Beschaffenheit angewiesen erhielten, und selbst die Aussicht am nächsten Morgen früh 4 Uhr Pferde geschickt zu erhalten, um einer Revue, welche der König über die gesamte Kavallerie abhielt, beizuwohnen, hatte sehr wenig Lockendes für die Herren, welche beide nicht Militärs waren. Um 10 Uhr war die Revue zu Ende, doch den König hatte, wie ihnen gejagt wurde, der Hitz in der Hitze so erschauert und ermüdet, daß er an dem Tage keine Audienz mehr erteilen könne. Tags darauf, also am 22. Juli, erschien in der Frühe Bodewils bei ihnen, um ihnen anzuzeigen, daß der König sie um 10 Uhr sehen wolle, aber zugleich um sie durch die Art, wie er selbst ihre Aufträge besprach, auf den Empfang, den sie finden würden, schonend vorzubereiten. Um 10 Uhr standen die beiden Gesandten in dem Vorzimmer des königlichen Zeltes.

Aber erst um 12 Uhr ward Gynsford zum König gerufen. Es ist sehr erklärlich, daß wir über die Audienz keinen ausführlichen Bericht haben, sie dauerte nach Schwichelts Versicherung nur eine kleine Viertelstunde; indessen ist das, was wir über dieselbe wissen, charakteristisch genug.

Des Königs Gesinnung war im Grunde den Interessen der beiden Unterhändler nicht so abgeneigt, wie man es nach der erfolgten Parteinahme für Frankreich hätte glauben sollen. Die Verzögerung der französisch-bayerischen Rüstungen erfüllte ihn schon wieder mit Argwohn, und als er die beiden Gesandten in sein Lager berief, dachte er daran, sich für alle Fälle eine Thüre offen zu lassen. Bodewils sollte den französischen Gesandten von der Verzögerung Mitteilung machen und ihn darüber „rassurieren, doch ohne Affektation“, mit anderen Worten, Valori sollte merken, daß, wenn sein Hof die übernommenen Rüstungen nicht pünktlich erfülle, der König es in seiner Hand hätte, sich

¹⁾ Harrington an Gynsford, den 20. Juli; Londoner Record office.

nach einer anderen Seite hinzuwenden. „Die propositiones des Schwichelt anlangend“ (Neutralität Hannovers, Garantie eines Stückes von Schlesien gegen einige Konventionen für Hannover), schreibt er in dem gedachten Briefe an Bodewils, „so finde, daß bei denen epineusen Konjunkturern, worinnen ich jezo stehe, man solche nicht gänzlich refüsieren, sondern darüber in Negotiation treten müßte, jedoch dergestalt, damit man allemal entweder eine Thür offen behielte, um sich mit bonno graco darauszuziehen, oder aber, wenn vonseiten Frankreichs mehr versprochen worden, als es zu halten gesonnen oder zu prästieren in stande ist, seine Liaisons mit Hannover machen zu können, so daß derjenige, der mich zu düpiieren gedenket, sich am Ende selbst düpiet finde“¹⁾.

Freilich warf der Inhalt der österreichischen Eröffnung alle günstigeren Dispositionen über den Haufen.

Hyndford begann seinem Auftrage gemäß damit, zu erklären, daß die Königin von Ungarn die Räumung Schlesiens verlange, dagegen aber auf einen Ersatz des Schadens, den die preussische Occupation angerichtet, verzichten wolle. Der englische Gesandte ahnte vielleicht kaum, wie diese den Umständen so wenig angemessene Eröffnung den König geradezu persönlich verletzete. Es war kein Wunder, daß, als Hyndford geendigt und also gegen Räumung Schlesiens, Verpflichtung zum bewaffneten Beistande gegen alle Feinde der pragmatischen Sanction, Kurstimme für den Großherzog Franz nichts als eine unbestimmte Verheißung von Entschädigungen nach der Seite der österreichischen Niederlande hin vorzubringen vermocht hatte, der König erklärte: „Das ist eine schwächliche, thörichte und impertinente Antwort“²⁾, würdig des Wiener Hofes. Wollte man sie veröffentlichen, man würde eher glauben, es sei eine Satire von mir auf den Wiener Hof, als wirklich eine Antwort von diesem.“ Nachdem er sich noch weiter in satirischen Äußerungen ergangen, schließt er: „Ich muß ihnen noch eine Schlacht liefern, denn sie werden nie vernünftig werden, bis ich sie ganz aus dem Lande gejagt habe. Eigentlich“, setzt er hinzu, „verstehe ich die Antwort gar nicht.“ Hyndford verjezt darauf, König Georg habe Sr. Majestät unmittelbare Nachricht geben wollen, aber es auch nicht unternommen, ein Urtheil über den Inhalt auszusprechen. „Ich irre mich“, erklärt der König, „daß auch England in dem Schriftstücke kein spezifizirtes Anerbieten zu erblicken vermocht hat.“ Als Hyndford darauf bemerkt, vielleicht meine die Königin, Preußen möge auf der Seite des Rheins im Hinblick auf seine jülich-bergischen Ansprüche — unterbricht ihn der König: „Wenn sie mich damit hinhalten wollen, so irren sie sich.“³⁾

Auf die Äußerungen des Königs etwa eine empfindliche Miene anzunehmen, hätte dem Gleichmüthe des schottischen Lords sehr fern gelegen, wohl aber hielt er es für praktisch, zu erforschen, wie viel wohl der König von Preußen, falls er auf eine Entschädigung in jenen Gegenden einging, fordern zu müssen glaube. Da slog ein Lächeln über die heut so finstere gefalteten Züge des Königs: „Wenn ich denn fordern soll, so will ich genug fordern, nämlich Brabant, Flandern, Obergeldern, kurz alles, was Osterreich in jenen

1) Polit. Korresp. I, 282.

2) „a weak, silly and impertinent answer“.

3) Bericht Hyndfords vom 24. Juli; Londoner Record office. Der Auszug bei Raumer, Beitr. II, 137 ist unvollständig und ungenau.

Gegenden besitzt, und ich will Niederschlesien so lange behalten, bis ich in den Besitz jener Länder gesetzt bin.“

Und Lord Hyndford empfahl sich und nahm die gesamten österreichischen Niederlande, das heutige Königreich Belgien, ad referendum. Der aber nach ihm kam, sein Kollege Schwichelt, erhielt noch etwas von der Stimmung, welche der österreichische Hochmut in Friedrich erregt hatte, zu kosten.

Wenn sonst dieser mit einigen huldvollen Worten die Audienz zu eröffnen pflegte, so hüllte er sich heut in finsternes Schweigen. „Seine Gesichtszüge verwandelten sich“, so schildert Schwichelt ¹⁾, „bald in ein sehr ernsthaftes und Unnade anzeigendes Wesen, bald in ein gezwungenes Lächeln. In den Händen hielten Sie ein Stück weiß Papier, welches während meiner Rede in hundert kleine Stückchen gerissen und mit Festigkeit zur Erde geworfen wurde. Ein jeder Augenblick veränderte Ihre Mienen. Überhaupt alles verriet an Ihre Majestät den innerlichen Unwillen und dero Gemüthsunruhe.“

Armer Schwichelt, er war eigentlich darauf instruiert, jetzt eben das abzuschließen, was man in Hannover einen Traktat nannte, was aber in Wahrheit darauf hinauslief, für die Mühe der Vermittelung zwischen Osterreich und Preußen, Georg II. eine Maklergebühr in Gestalt einer seinen hannoverschen Landen anzuschließenden Erwerbung zu stipulieren, und er ahnte nicht, wie weit das Geschäft vom Abschlusse entfernt war, wie übel angebracht es daher sein mußte, jetzt mit der Liquidation für eine Vermittelung vorzukommen, die gerade eben solchen Mißerfolg herausgestellt hatte.

Und der König schonte ihn nicht, er ließ ihn gar nicht reden, er möge ihm das alles schriftlich aufsetzen; ein grausames Verlangen, nicht nur insofern es das Geschäft, das man dem Abschlusse nahe geglaubt hatte, in weite Ferne hinausschob, sondern hauptsächlich deswegen, weil Schwichelt, wie Friedrich sehr wohl wußte, bestimmte Ordre hatte, keinerlei schriftliche Propositionen zu machen, da selbst die englischen Minister von den Appetiten des Kurfürsten von Hannover nur unvollkommen unterrichtet waren, geschweige denn Sachien oder Rußland, welche ja den König von England nur als den uneigennütigen Verteidiger der pragmatischen Sanktion kennen durften.

Nodewils tröstet dann den gebeugten Geheimrat, Lord Hyndford habe aus Wien so gar unziemliche Vorschläge mitgeteilt, das allein habe den König so aufgebracht.

Wir müssen nun dem Kurier, welchen Hyndford sofort nach seiner Rückkehr nach Wien expedierte, folgen. Derselbe traf Robinson am 27. Juli bereits wieder in Wien und natürlich nicht eben sehr erbaut von den Neuigkeiten aus dem preussischen Lager. Die Forderung der gesamten österreichischen Niederlande schien ihm wie ein Hohn, und die Erklärung, Niederschlesien nicht eher räumen zu wollen, bis ihm jene Lande vollständig übergeben seien, wie eine Drohung, beides aber gleichkommend der Ablehnung, welche ja die Königin selbst gewünscht hatte. Davon einen rechten Gebrauch zu dem erwünschten Zwecke zu machen, schien schwer. So beschloß er denn noch, zu warten, um, wie er sagt, zu sehen, „was das bessere Genie dieses Hofes an und für sich selbst hervorbringen müsse“, auch wollte er sich einmal in der ihm

¹⁾ Bericht vom 24. Juli; Archiv zu Hannover.

allerdings ganz ungewohnten Positur „eines sehen, der den anderen an sich kommen läßt, statt ihm beständig und eifrig nachzulaufen“.

Aber wie löblich diese Vorsätze auch waren, so vertrugen sie sich doch zu schlecht mit seinem unruhigen Eifer. Tags darauf am 28. Juli um 1 Uhr Mittags war er doch schon wieder in Presburg und einige Zeit darauf im Zimmer des Großherzogs.

Allerdings hatte er auch einen praktischen Gedanken zu verwerthen, der im Kopfe seines Kollegen Hyndford entsprungen war. Dieser argumentierte folgendermaßen: „Der König verlange 5 schlesische Fürstentümer: Glogau, Böhlaus, Liegnitz, Schweidnitz, Jauer; die Königin aber wolle, schon um nicht der pragmatischen Sanction untreu zu werden, von Schlessien absolut nichts hergeben. Andererseits aber habe der König in der Audienz am 22. Juli im Prinzipie eine Abfindung nach der Seite der Niederlande hin nicht abgelehnt, sondern nur allzu hohe Forderungen auch nach dieser Seite hin gestellt. Da nun Maria Theresia erklärt habe, sie würde sich am Rhein ebenso facil finden lassen, als sie fest in Schlessien sei, so möge man dem Könige ein ansehnliches Äquivalent dort aussuchen, nämlich so viel Land, als nötig wäre, um Revenüen in der Höhe zu ergeben, wie sie von den beanspruchten 5 schlesischen Fürstentümern erzielt würden. Auf dieser Basis, glaubte Hyndford, könne man den Frieden haben.“

Vermuthlich wird zwischen den beiden englischen Ministern auch noch geltend gemacht worden sein, in welchem hohem Maße solche Lösung der englischen Politik erwünscht sein könne, da eine erhebliche Vergrößerung Preussens am Niederrhein unvermeidlich die Interessen dieser Macht von denen Frankreichs scheide, wie es sich England nicht besser wünsche.

Robinson freilich mochte denken, aus der Ferne ließe es sich gut reden, Hyndford habe wenig Vorstellung davon, was es heiße, hier etwas durchzusetzen. Indessen er ging mit gewohnter Betriebsamkeit an die Arbeit. Der Großherzog hörte voll Interesse den zunächst nur allgemeinen Vorschlägen zu, er wolle sofort die Königin benachrichtigen, es sei keine Zeit zu verlieren. Im übrigen machte er, da man längst gewöhnt war, Sir Robinson als Agenten in dieser Sache zu betrachten, keine Umstände, diesem zuzumuten, bei den einzelnen Ministern der Reihe nach herumzugehen und sie zu bearbeiten. Bei der immer ein wenig sanguinischen Art des Großherzogs wurde es ihm leicht, die Hoffnung auszusprechen, die Sachen würden gut gehen.

Den Grafen Starhemberg fand Robinson sehr günstig gestimmt; es wäre fast ein Mirakel, meinte derselbe, wenn man sich auf diese Art retten könnte. Auch er schenkt nicht vor der weiteren Forderung zurück, Robinson möge, wenn er die anderen Minister gesprochen, zurückkommen, um ihm Bericht zu erstatten.

Bartenstein zeigte volle Übereinstimmung mit der Idee Hyndfords im Prinzipie, noch den letzten Morgen habe man in der Ministerkonferenz „specifische Offerten resolvirt“, von denen die Königin selbst dem Gesandten Eröffnung zu thun sich vorbehalten habe. Erschienen danach noch Aufklärungen nötig, so erlaubte Herr von Bartenstein, die bei ihm zu suchen.

Graf Kinsky war nach seiner von Großsprecherei nicht freien Art mittheilsamer. Die Minister hätten in der heutigen Konferenz bei ihrer argen Furcht einen guten Teil von Schlessien weggeben wollen, doch die Königin

habe sie „kurz abgefaßt“ und erklärt, sie gedenke von Schlessien nichts herzugeben, und habe dann die Gründe dafür mit erstaunlicher Vollständigkeit entwickelt, ja sogar einen ganz neuen vorgebracht, kein Mensch wisse, woher sie den habe, selbst Wartenstein leugne außs bestimmteste seine Urheberchaft, so möge ihr den wohl ein Pfaffe beigebracht haben, vielleicht ihr Beichtvater ¹⁾. Im übrigen sei in der Konferenz hauptsächlich darüber gestritten worden, ob man mit dem, was beschlossen sei, Robinson ins preussische Lager schicken solle oder nicht. Man habe sich endlich für die Negative entschieden, da die Sendung zu viel Lärm machen würde. Und nach dieser Eröffnung drängt Robinson doch noch darauf, geschickt zu werden, da er nur in mündlicher Unterhandlung allmählich mit den Reserven vorrücken könnte.

Darauf klagt Robinson, zu Graf Starhemberg zurückgekehrt, diesem, daß die Minister doch auf den eigentlichen Vorschlag Hyndfords nicht eingehen möchten, vorschühend, daß man gar keine Garantie für die Annahme solcher Offerte durch König Friedrich habe. Starhemberg teilt mit, daß Wartenstein den Beschluß der letzten Konferenz zusammengefaßt habe in eine Depesche, deren Inhalt Robinson an Hyndford melden solle.

Dem Kanzler, der erst spät vom Lande zurückkehrt, empfiehlt Robinson ebenfalls den Hyndfordschen Vorschlag, aber derselbe findet die Forderung exorbitant und erklärt sich für weitere Auseinandersetzungen wegen Ermüdung untauglich.

Tags darauf am 29ten beschließt eine weitere Konferenz, auf die neuen Eröffnungen aus dem preussischen Lager ein Papier als Ultimatum der Königin Robinson zu übergeben, welches dann die Sache zur Entscheidung bringen solle. Lehne der König wiederum ab, so hoffe man, daß jetzt auch der König von England Preußen den Krieg erklären werde. Graf Harrach, der Robinson hiervon Mitteilung macht, wünscht sehr, daß dieser selbst reise, und schließt mit den Worten: „Man wird Sie innerhalb einer Stunde rufen lassen, der Graf Sinzendorf soll Ihnen das Papier überliefern und explizieren.“

Der Gesandte Großbritanniens, zur Zeit, wie wir sehen, der Dienstmann der österreichischen Minister, wartet gehorjam aber vergeblich bis abends 7 Uhr, dann geht er selbst zum Grafen Sinzendorf, wie er sagt, unter dem Vorwande einer Visite. Der Kanzler läßt ihm sagen, er sei im Begriff zu Graf Starhemberg zu gehen, er möge warten, bis er zurückkehre, oder in einer Stunde wiederkommen.

Und das stolze Albion wartete wirklich geduldig, bis die Portehaise des Grafen zurückkam, welcher letztere freilich auch dann wieder nur so lange Muße hatte, bis der Wagen angespannt war, der ihn zur Königin bringen sollte, und äußerst embarassiert schien.

Um den Schlüssel zu diesem Embarras zu erlangen, ließ sich Robinson einen neuen Weg zu Graf Starhemberg nicht verdrießen und erhielt ihn auch wirklich. Bis um 3 Uhr war der Kanzler bei der Königin gewesen und hatte endlich von ihr ein Papier, das als Instruktion für Robinson gelten sollte, erlangt. Aber kaum hatte er es nachhause gebracht, ließ es seine Herrscherin ihm wieder abfordern, und als er es nach einigen Stunden zurückbrachte, be-

¹⁾ Es war dies wohl das 3. V. Frankreich gegenüber mehrfach geltend gemachte Argument von der Schädigung des Katholicismus durch eine Abtretung Schlesiens.

sand es sich in einem Zustande, daß es dem Gesandten nicht vorgelegt werden konnte; sie hatte, wie der Graf meinte, theils aus Desperation, theils aus Repugnanz, theils aus Irresolution so viel mit eigener Hand hineinkorrigiert und durchstrichen, daß das ganze Papier „verdorben und mutilirt“ war.

Wie charakteristisch und wie — weiblich! Was das hartnäckige Drängen ihrer Minister ihr abgerungen, machte sie dann wieder nachträglich illusorisch. Freilich konnte sie sich selbst unmöglich verhehlen, daß doch etwas geschehen müsse, und hatte deshalb zum zweitenmale das Papier zurückgefordert und gleichzeitig Bartenstein als den ihrer Gesinnung am nächsten Stehenden rufen lassen. Graf Starhemberg versprach nachdrücklichste Intervention.

Der unermüdlche Vermittler wartete dann im Quartiere des Kanzlers auf dessen Rückkunft von der Königin, welche erst um 10 Uhr erfolgte, ohne mehr davonzutragen, als das Aviso: man werde ihn morgen früh rufen lassen.

Auf diese Berufung mußte er nun aber am 30. Juli bis zu Mittag warten, fand dann beim Kanzler die Minister Starhemberg und Bartenstein und hörte von ersterem nach einigen Phrasen über das Vertrauen für den König von England die ihm zuge dachte Instruktion vorlesen, enthaltend als Angebot 2 Millionen Thaler und das österreichische Gelb; und als Robinson das für unzulänglich erklärte, brachte der Kanzler ein zweites Papier hervor, welches dann das Ultimatum enthielt, und das nun noch Limburg hinzufügte. In der Form erkennt man die Hand Bartensteins, der auf die Konzessionen per gradus so große Stücke hielt. Der Gesandte erklärte es für unwahrscheinlich, auch mit der zweiten Vollmacht seinen Zweck zu erreichen, und hätte gen wegen Sülich und Berg, wegen Abtretung von Schwiebus und eines Theiles des Grünberger Kreises noch einige Ermächtigungen gehabt, begegnete jedoch nur ausweichenden Antworten. Dafür belehrte man ihn über den großen Wert und die Steuerkraft der angebotenen Landschaften und redete ihm vor, der Kurfürst von der Pfalz würde seiner Zeit gern das Herzogtum Berg gegen Limburg eingetauscht haben, wenn es bei dem Kaiser durchzusetzen gewesen wäre. Man hatte sogar jeder der beiden graduellen Instruktionen als direkten Sporn für England eine Anspielung hinzugefügt, daß, wenn der König von Preußen nicht schnell zugriffe, man vielleicht die vorteilhaften Anerbietungen zurückziehen müßte, um dieselben einer anderen Macht (d. h. Frankreich) zuzuwenden, auch die Erwartung ausgesprochen, daß der König von England ohne Vorzug die vertragsmäßigen Hilfstruppen marschieren lassen würde, was der Unterhandlung noch mehr Gewicht geben würde. Ja selbst zur Reise in das preussische Hauptquartier forderten ihn die Minister nicht auf, obwohl er ihnen vorstellte, wie die Zeit dränge, wovon bei dem Hin- und Herschreiben so viel verloren ginge. Sie überließen, meinte man, das seiner Klugheit, es genüge, daß er die Intention der Königin kenne. Die letztere hatte es ausdrücklich gewollt, daß auch jetzt noch der Schein, als machte sie dem verhassten Gegner Friedensanträge, gemieden würde. Der König von England mochte sie machen.

Den Großherzog konnte Robinson nicht mehr sprechen, er war auf dem Lande, vielleicht von seiner erlauchten Gemahlin dahingeschickt, um nicht im Augenblick der Entscheidung durch Friedenssehnsucht unbequem zu werden. Wohl aber hatte er noch eine lange Audienz bei der Königin, in welcher diese ihn beschwor, alles aufzuwenden, um ihr Limburg zu erhalten; sie beschwerte

ihr Gewissen mit der Abtretung, da sie den Staaten von Brabant geschworen, keinen Teil des Landes wegzugeben.

Nachdem er dann noch einmal die Runde bei sämtlichen Ministern gemacht, um Abschied zu nehmen, reiste er in der Nacht vom 30. und 31. Juli nach Wien zurück und dann weiter nach Schlessien. In seinem Mantelsack führte er, wie wir wissen, das österreichische Geldern mit und dann in besonderer Verpackung das Herzogtum Limburg; in einem Winkel fand sich auch etwas wie Hoffnung auf Erfolg, gemehrt durch das Vertrauen auf die eigene bewährte Stärke im Unterhandeln. Mehr Platz aber nahm ein das Gefühl einer angenehmen Spannung auf den Moment, wo er dem jungen Fürsten, dessen kriegerische Entschlossenheit ihm mächtig imponierte, in bedeutungsvoller Sendung gegenüberstehen würde.

Wenn man erwägt, wie die Sendung Robinsons zustande gekommen, wie sein eigener Bericht, dem wir bisher ausschließlich gefolgt sind, die Rolle, die er dabei spielt, und über welche zu klagen er nirgends Ursache findet, sicher eher in zu gutem, als zu schlechtem Lichte darstellt, wenn man wahrnimmt, wie diese österreichischen Minister, denen nach ihrer eigenen Aussage das Wasser bis an den Hals geht, die noch eben am 30. Juli ganz positive Nachrichten über die bevorstehende Eröffnung der Feindseligkeiten durch Bayern und Frankreich erhalten, und von einer in diesen Tagen zusammenberufenen Konferenz von Feldmarschällen die betrüblichsten Dinge hinsichtlich der Widerstandsfähigkeit gegen einen neuen, mächtigen Feind zu hören bekommen ¹⁾, dabei dem englischen Gesandten, der darauf brennt, ihnen einen möglichst günstigen Frieden zu vermitteln, wie einen lästigen Wittsteller hin- und herschicken und mit einer Art von Hochmut behandeln, wie etwa ein in Schulden steckender Landedelmann den Agenten, der den Verkauf seines Gutes vermitteln soll, dann pflegt sich in unser Staunen über solche Verblendung auch wohl ein gewisses Bedauern für den armen Engländer zu mischen, den wir in den Strahlen der Hundstagssonne von Thür zu Thür traben sehen, um Leute zu retten, die es ihm so entsetzlich schwer machen. Aber man hat wohl ein Recht, diesem Gefühl nicht allzu sehr nachzugeben. Bei näherem Zusehen muß man doch finden, daß Robinson dem alten Sprüchwort nach so lag, wie er sich selbst und wie ihn sein König gebettet hatte, er der im Eifer für die Friedensstiftung jedes Gefühl für die Würde eines Gesandten eingebüßt zu haben schien, und König Georg, dessen charakterlose und doppelzüngige Politik seinen Ratschlägen so sehr alles Gewicht geraubt hatte, daß jetzt sein Gesandter den Defekt der Qualität durch die Quantität zu ersetzen nötig hatte.

Friedrich, unter dem 2. August von Podewils benachrichtigt, daß sich, wie er sich ausdrückt, „wieder eine neue Sonne wegen der Ankunft des Robinson aufthun will“, hatte sogleich einen Paß für den letzteren an General Tentulus abgehen lassen ²⁾. Dem französischen Gesandten sollte Podewils mitteilen, er könne darauf rechnen, daß der König in eine ernsthafte Unterhaltung mit Robinson nicht eintreten, sondern, nachdem er mit ihm zum Schein verhandelt, sich über ihn lustig machen werde ³⁾.

¹⁾ Arnet's, Maria Theresia I, 234.

²⁾ Der König an Podewils, den 3. August; Polit. Korresp. I, 294.

³⁾ Den 4. August; ebd. S. 295.

Als Robinson am Abend des 3. August nach Breslau kam, konnte er zunächst wohl an seinem Kollegen Hyndford einen gewissen Trost finden, insofern auf dessen Wahrnehmung, daß König Friedrich eine Entschädigung in den Niederlanden nicht prinzipiell abgelehnt habe, die ganze Unterhandlung sich gründete; aber bald umwölkte sich hier der Horizont. So wurde ihm das erste Zusammentreffen mit seinem hannöverischen Kollegen Geheimrat v. Schwichelst peinlich. Dieser, der über die Frage der Konventionen für Hannover, die mecklenburgischen Ämter, Osnabrück etc., noch mit Preußen nicht ins Klare gekommen, fürchtete den schnellen Schluß des Janustempels ebenso sehr, als ihn Robinson wünschte, und machte aus seinen Bedenken kein Hehl, betonte aber auch nachdrücklich das Gewicht, welches König Georg auf die Erlangung seiner Konventionen lege. Um so größer war Robinsons Verlegenheit.

Seine Herreise war thatsächlich ein eigenmächtiger Schritt, er konnte nichts zu seiner Legitimation produzieren als eine Vollmacht von sehr altem Datum, vom 21. Juni, die sich als unter anderen Umständen erteilt selbst kennzeichnete, indem sie nur von einer in Schlesien dem König zu überlassenden Hypothek sprach, war also auf nachträgliche Indemnität angewiesen. Dabei war ihm, nachdem das englische Ministerium in das Geheimnis der zu Hannover erstrebten Ländererwerbungen gezogen worden, die Förderung derselben auch von London aus ans Herz gelegt worden, und er wußte ja sehr gut, daß, wer bei König Georg in Gunst stehen wollte, für die hannöverischen Appetite Mitgefühl zeigen mußte. Aber anderseits drückte ihn ohnehin schon das Gefühl, daß er von dem siegreichen Gegner sehr Großes zu fordern und verhältnismäßig wenig zu bieten hierher kam; sollte er jetzt in die sinkende Wagischale der Forderungen auch noch den ganzen hannöverischen Kram sich dazu packen lassen, der ihm ohnehin so verhaßt war, wie jedem richtigen Engländer? Er faßte sich also ein Herz und eröffnete Schwichelst, 1731 habe er gezeigt, wie es ihm am Herzen liege, die Sorge für die hannöverischen Interessen mit denen der englischen Politik zu vereinigen; diesmal aber gehe das nicht an, er wisse (hier täuschte er sich allerdings), daß der König von Preußen nur bis zum 12. August noch die Hände frei habe, und daß, wenn es nicht gelänge binnen 8 Tagen ihn zu gewinnen, in 3 Wochen ein französisches Heer im Münsterlande stehen würde, in welchem Falle denn von den hannöverischen Konventionen überhaupt keine Rede mehr sein werde. Er sei überzeugt, daß unter diesen Umständen sein König und Herr nicht die Absicht haben werde, „um seiner dero deutsche Provinzen angehenden Partikularinteressen willen die allgemeine Sache und den Ruhestand von ganz Europa auf die Spitze zu stellen“, er werde also durch die Rücksicht auf jene Interessen den Vertrag mit Preußen abzuschließen sich nicht wohl abhalten lassen können.

Zu Schwichelsts Verzweiflung erscheint es ihm als ein Trost, daß Robinson nach der Unterredung mit Podewils erklärte, es ahne ihm, daß sein Weg überhaupt ganz vergeblich sein würde, dagegen bestand der hannöverische Minister darauf, falls die beiden Engländer ins Lager berufen würden, mitgehen zu dürfen — und hat sich erst nachmals davon abbringen lassen ¹⁾,

¹⁾ Schwichelst ist in der That nicht mitgegangen. — Dies zur Berichtigung von Droysens Ausführung, S. 299.

nachdem ihm Robinson versprochen, so wie er Aussicht auf Erfolg habe, werde er ihn durch einen Kurier berufen lassen. Auch dem Minister Podewils klagte Schwichelt sein Leid, ohne jedoch diesen zu rühren, der ihm vielmehr, als jener von dem Danke sprach, den Preußen der Inaktivität Englands schulde, mit größerer Schärfe als je früher erklärte, ganz im Gegenteile habe sein König seinem Oheime zu zürnen das Recht, denn an der Hartnäckigkeit Osterreichs trage niemand so große Schuld wie der König von England im Vereine mit Sachsen ¹⁾.

An seinen Herrn aber schreibt Podewils unter dem 5. August: „Es ist eine Komödie, zu sehen, welche Angst dieser Mann aussteht, daß man den Frieden machen werde, ohne sich um die hannöverschen Interessen zu kümmern; ich glaube sogar, daß das hannöversche Ministerium durch ihn das Verhalten der englischen Minister überwachen läßt“ ²⁾.

Übrigens hätten dem englischen Unterhändler die hannöverschen Sorgen das Herz nicht so schwer gemacht, hätte nur nicht bereits die erste Unterredung mit Podewils, zu der ihn Hynsford gleich am Morgen nach seiner Ankunft geleitet hatte, so ungünstige Perspektiven eröffnet. Zwar hatte Robinson auch hier eine Zuversicht zur Schau getragen, die ihm eigentlich fremd war. Als Podewils erwähnte, wie das Vorrücken Meißens seit Anfang August schlecht zu den Friedensaussichten stimme, erklärte der Gesandte, daß die Überschwemmungen der Neiße jenen vielleicht aus seinem Lager getrieben, oder daß er vielleicht zum eventuellen Schutze Böhmens gegen die Bayern Stellung zu nehmen suche; wenn aber selbst schon beide Heere in Schlachordnung einander gegenüberständen, würden die Bedingungen, welche er bringe, den Zusammenstoß aufhalten können ³⁾. Hierauf aber hatte der preußische Minister, als die englischen Herren ihm die eigentlichen Spezialitäten ihres Auftrages nicht verraten wollten, ihnen eröffnet, allerdings sei sein König, wie er sein eigener General wäre, auch sein eigener Minister und Rat, und er Podewils nichts als sein Beauftragter; aber als solcher müsse er ihnen sagen, daß, wenn sie ihm nicht Abtretungen in Schlesiens brächten, die Sendung keinen Erfolg haben werde. Aber, fragte Lord Hynsford, der König hätte doch die Proposition von einem Äquivalent in den Niederlanden sehr goutiert? „Er hat die sämtlichen österreichischen Niederlande gefordert“, erwiderte Podewils, „und die bringen Sie ihm doch wohl nicht.“ „Daran hat auch wohl niemand gedacht“, nahm jetzt Robinson das Wort; „für den fünfzehnten Teil davon könnte man Frankreich haben.“ Überhaupt habe der letzte Kurier aus Paris nach Wien „Insinuationen“ mitgebracht, welche eine Befriedigung des französischen Hofes als nicht so schwer erscheinen ließen; die Königin von Ungarn aber habe aus „Konfideration für die Freiheit von Europa, für den König von England und selbst für den König von Preußen des letzteren Freundschaft vorgezogen“, und da man wüßte, daß dieser bis zum 12. August die Hände frei habe, so wolle er zu erwägen geben, ob es ratsam sei, die Königin von Ungarn mit Gewalt in die Arme Frankreichs zu treiben.

¹⁾ Bericht Schwichelts vom 5. und 9. August; Archiv zu Hannover.

²⁾ Anführung bei Droysen, Preuß. Polit. V, 1. S. 299, Anm. 2.

³⁾ Dieses letztere führt Droysen S. 299 aus einem Bericht von Podewils an, im übrigen der Relation Robinsons vom 19. August.

Indes Podewils war der Mann dazu, den renommierten Engländer zu übertrumpfen. Robinson sei übel berichtet, sagte er; man wisse ganz wohl, daß Osterreich dem französischen Hofe *carta blanche* angeboten, und erst, nachdem es dort abgewiesen sei, klopfe es hier an. Gereizt erwiderte Robinson, man müsse hier sehr intim mit Frankreich stehen, um solche Eröffnungen zu erhalten. Der Kanal, warf Podewils hin, sei zwar kein direkter, aber ein untrüglicher. Jetzt legte sich Hyndford ins Mittel, und er und Robinson suchten weiterführend die Gegenstände ihres Angebots, ohne sie zu nennen, zu preisen. Nicht von Verpfändung sei dabei die Rede, sondern von Souveränitäten, nicht von Kasualitäten, sondern von Realitäten. Doch Podewils blieb dabei, wenn man nichts von Schlesien bringe, werde alles vergebens sein. Es mag dahingestellt bleiben, ob Robinson bei dieser Gelegenheit dann auch das gesäuert hat, was ihm Valori nachsagt ¹⁾, daß, wenn Friedrich Maria Theresia sähe, er sich sogleich in sie verlieben und dann eher suchen werde, ihre Kronen zu wahren, als zu mindern.

Am 5. August eröffnet Podewils den beiden Gesandten, der König wolle sie folgenden Tages sehen, und Mittags 1 Uhr am 6ten waren dieselben in Strehlen, wo ihnen ihre Audienz für den 7ten um 11 Uhr bestimmt wurde.

Zur bestimmten Stunde holte Podewils die Herren in des Königs Zelt ab ²⁾.

Nach der Produzierung seiner Vollmacht bedauerte Robinson nicht eher haben kommen zu können, dem Könige habe die Formulierung der österreichischen Vorschläge, welche Lord Hyndford überreicht, mißfallen („es war sehr unverschämmt, jenes Papier“, warf Friedrich dazwischen); aber die eigent-

¹⁾ Mémoires I, 120.

²⁾ Über die Audienz selbst liegt mir außer dem in der Posit. Korresp. I, 297 aus dem Berliner Archive abgedruckten *Precis* von Podewils noch der Bericht Robinsons vom 9. August vor (Abschrift im St.-A. zu Hannover), der viel vollständiger & als die Auszüge bei Raumer (Beiträge zur neueren Geschichte II, 139) und bei Carlsruhe (Tauschnitz - Edit. VII, 42), obwohl auch er als Extrait bezeichnet ist, was allerdings auch auf Verkürzungen am Anfang und Ende sich beziehen kann. Bei einer Darstellung der Audienz wird man den Robinsonschen Bericht wohl immer zugrunde legen müssen, der die Angebote *per gradus*, welche die österreichischen Minister dem Gesandten so eingeschärft hatten, ganz richtig wiedergibt, während der Podewilsche *Precis* entschieden unhistorisch sämtliche Offerten vorausstellt und dann des Königs Antworten im Zusammenhange giebt. Wenn Droysen S. 300, Anm. 1 von dem englischen Bericht sagt, er sei „etwas dicker in der Färbung“, so möchte ich nicht glauben, daß Robinson die Farben zu dick aufgetragen; man sieht nicht ein, wozu er das gethan haben sollte; eher scheint die Vermutung gerechtfertigt, daß Podewils in seiner diplomatischen Weise die heftigen Ausdrücke des Königs in seiner Relation abzuschwächen gesucht habe. Und wer wollte leugnen, daß gerade die kräftigen, lebhaftesten Ausdrücke, die ja zugleich dem Ganzen so viel dramatisches Leben verleihen, ganz dem Geiste des Königs entsprachen? Man könnte sich anheißig machen, dies von den einzelnen Redewendungen und Worten nachzuweisen. Daß die Unterhaltung während der Audienz übrigens wirklich bald sehr belebt wurde und dann gewissermaßen auf dem Rothurn hinschritt, bezeugt und motiviert auch der König selbst in der *Histoire de mon temps* (1746), p. 233: „Je pris un ton de déclamation“; ebenso auch in der späteren Bearbeitung (*Oeuvres* II, 84). Ich folge in meiner Darstellung Robinson, das, was er vergessen oder verschwiegen zu haben scheint, aus Podewils ergänzend.

liche Substanz, die Tendenz des Angebots schiene ihm nicht unangenehm gewesen zu sein.

Der König (schnell einfallend): „Die sämtlichen österreichischen Niederlande, das war meine Forderung.“

Robinson: „Wollen Ew. Majestät mir gestatten, die Propositionen der Königin von Ungarn eine nach der anderen darzulegen. Wenn es Ew. Majestät erzürnt hat, daß die Königin auf alle Entschädigung wegen des in Schlesien angerichteten Schadens zu verzichten bereit ist, so möchte ich mir die Freiheit nehmen, zu bemerken, daß, so unnütz und ungeschicklich solche Condition im Falle eines Accommodements angesehen werden möchte, man doch später einmal, falls das Glück sich wendete, bebauern könnte, dies nicht in Betracht gezogen zu haben.“

Der König: „Selbstverständlich (c'est à voir) wird das Kriegsglück darüber entscheiden.“

Robinson: „Die Königin bietet zunächst für die Räumung Schlesiens 200,000 Thaler.“

Der König (sehr erregt zu Hyndford): „Hält man mich denn für einen Wettler (goux)? Ich sollte Schlesien räumen, auf dessen Eroberung ich so viel Geld und Blut verwendet, und zwar um Geldes willen, als ob es meine Art sein könnte, meinen Ruhm und die Interessen meines Hauses zu verkaufen. Geld mag man einem kleinen Fürsten bieten, der des Geldes sehr bedürftig ist, einem Herzog von Gotha, ich aber, mehr empfindlich für den Ruhm und die Rechte meines Hauses, würde lieber anderen Geld geben, wenn es nötig wäre. Und solch insultierendes Anerbieten macht mir ein Hof, der selbst so derangiert in seinen Finanzen ist, der nicht weiß, woher er für die dringendsten Bedürfnisse Geld schaffen soll. Ich sehe wohl, der Hochmut hat das Haus Oesterreich noch nicht verlassen. Mein Herr, wenn Sie nichts Besseres haben, lohnt es sich nicht zu reden.“ (Des Königs Worte waren von heftigen *) Gestikulationen und den Zeichen großer Erregung begleitet.) „Aber laßt sehen, was es weiter giebt!“

Robinson: „Ich habe den Auftrag, Ew. Majestät den österreichischen Anteil von Geldern mit allem Zubehör und voller Souveränität zu bieten.“

Der König (zu Podewils): „Was fehlt uns denn von Geldern?“

Podewils: „So gut wie nichts, Majestät.“

Der König: „Abermals nichts als Bettelkram?). Was? für solch ein Nest (bicoque) soll ich alle meine gerechten Ansprüche in Schlesien hingeben?“

Als Robinson schwieg, wuchs des Königs Unwille, und da es unmöglich war, sich über die Verachtung zu täuschen, mit welcher der König auf alles bisher Gebotene blickte, und jeden Augenblick zu fürchten stand, daß die beiden Engländer einfach fortgeschickt würden, so rückte Robinson mit der letzten Karte heraus, dem Herzogtume Limburg, welches er nun aufs beste anpries hinsichtlich seiner natürlichen Hilfsquellen, seiner Ertragsfähigkeit, zugleich vorstellend, daß man mit geringen Unkosten die dortigen Plätze zu unüberwind-

*) Robinson sagt „theatralischen“.

† Droyens Ausführung, S. 300, umfaßte das damalige österreichische von 4 bis 5 Quadratmeilen mit der Stadt Koermonde.

lichen Bollwerken machen könne. Als er schließlich auch behauptete, der Kurfürst von der Pfalz habe das Herzogtum Berg gegen Limburg hergeben wollen, fiel Podewils ein, gerade das Gegenteil sei wahr, der Kurfürst habe solchen Tausch auf das bestimmteste abgelehnt.

Des Königs Antwort war: er habe auf die Niederlande keinen Anspruch, wohl aber auf Schlesien; er würde vor seinen Ahnen erröthen, wenn er seine Rechte auf dieses Land, die er so tapfer geltend gemacht, nun aufgeben wollte; alle Welt würde ihn tadeln, wenn er eine protestantische Bevölkerung, die ihn mit offenen Armen aufgenommen, der Rache der Katholiken preisgäbe; er würde für den Rest seiner Tage sich in den Ruf eines Mannes bringen, der leichtsinnig eine Unternehmung begonnen, die er dann nicht durchzuführen vermöge. Er habe auch gar keine Neigung, sich nach der Seite der Niederlande auszudehnen. Wie käme er dazu, viel Geld dort auf Festungen auszugeben? Hier in Schlesien reichten die, welche er habe, aus für einen, der gemeint sei, mit seinem Nachbar in Frieden zu leben. Ob man denn die Zustimmung der Generalstaaten habe? Mit Robinsons Versicherung, die würde leicht zu beschaffen sein, erklärte er, sich nicht beruhigen zu können, dann müsse General Ginkel (der holländische Gesandte) herbeigehtolt werden. Hyndford und Robinson schöpften schon Hoffnung, der König werde einlenken, und erklärten ihre Bereitwilligkeit, die Zustimmung der Staaten zu verschaffen, aber der König erklärte, es komme nicht so viel darauf an, er wolle eben nichts von den Niederlanden. Übrigens habe Osterreich kein Recht, Limburg wegzugeben, der Barrieretraktat verbiete es ausdrücklich. Robinson meinte, die feierliche Inalienabilität ginge bloß gegen das Haus Bourbon. „Ja“, erwiderte Friedrich, „so erklärt ihr es, aber die Franzosen anders und zu ihren Gunsten; mit ihnen wie mit den Holländern würde ich in Streit geraten, wollte ich solche unrechtmäßige Acquisition anstreben. Und wer würde sie mir garantieren?“

Wohl meinte Robinson eifrig, das sei ja gerade die andere Seite von der Königin Plan, sie rechne darauf, für das, was sie anbiete, die Garantie von England, Rußland, Sachsen, ja sogar von den Generalstaaten zu erlangen. Aber der König erwiderte mit grausamem Hohne: „Wer bekümmert sich in unserem saeculo noch um Garantien und wer hält sie? Hat nicht Frankreich die pragmatische Sanction garantiert? Hat es nicht England? Warum flücht ihr nicht alle herbei, um sie aufrecht zu erhalten?“ Robinson bemerkte: „Ich könne nicht für alle einstehen, aber der Zwang der Umstände würde zuletzt alle zusammenführen, welche ein Interesse für das Haus Osterreich und die Freiheit Europas hätten.“ „Wer sind die denn?“ fragte der König. — „Nun z. B. Rußland, welches Osterreich zur Abwehr der Türken nicht entbehren kann.“ — „Schön, schön“, bemerkte Friedrich, „die Russen, — es steht mir nicht zu, mich über sie auszusprechen, aber ich habe Mittel für sie.“ — „Die Russen sind nicht die einzigen, welche Verpflichtungen gegen Osterreich haben und diesem helfen müssen, und eine solche Macht wie abgeneigt auch einem Bruche . . .“ — „Herr“, fiel der König ein, indem er den Finger zu seiner Nase erhob, „keine Drohungen, wenn's beliebt, keine Drohungen!“

Hyndford legte sich ins Mittel: „Se. Excellenz ist gewiß fern davon, etwas zu äußern, was seinen Instruktionen so schnurstracks zuwiderliefe.“ Auch Podo-

wils sprach ein begütigendes Wort ¹⁾. Robinson aber verteidigte sich: „Sire, ich bin weit entfernt, zu sagen, was irgendjemand thun wird, sondern ich spreche von dem, was sich von selbst machen wird, was nicht ausbleiben kann; das sind keine Drohungen, der Eifer für das allgemeine Beste brachte mich hierher.“ — „Die Menschheit wird Ihnen dafür sehr verbunden sein“, unterbrach ihn Friedrich; „aber sehen wir einmal näher zu. Wie es mit Rußland steht, das wissen Sie, und auch, daß ich von dem Könige von Polen nichts zu fürchten habe. Was aber den König von England anbetrifft, der ist mein Verwandter, mein alles (mon tout), und wenn er mich nicht angreift, ich werde ihn sicher nicht angreifen; nun und wenn er mich angreift, so wird der Fürst von Anhalt das Weitere besorgen (le prince d'Anhalt en aura soin).“

Nach einer kleiner Pause raffte sich Robinson zu einer letzten Anstrengung auf, erklärte, man wisse wohl, daß Se. Majestät nur bis zum 12. August die Hände frei hätten, und als bei diesem dreiften Auf-den-Busch-Klopfen kein Vogel herausflog, sondern der König schwieg, nahm er das als Zeichen eines bösen Gewissens, schallte nun erst seinen Kothurn an und zog alle Schleißen seiner Beredsamkeit, sprach von der Gefahr eines Bündnisses mit Frankreich, von den geheimen Plänen dieser Macht, von den Pflichten, die ein Reichsfürst für die Erhaltung der Reichsverfassung, eine größere Macht für die Verwahrung des europäischen Gleichgewichts habe, daß dies in diesem Augenblicke in der Hand des Königs von Preußen läge und ganz Europa auf die Entscheidung blicke, die er treffen würde. „Er sprach, als ob er eine große Rede im englischen Unterhause hielte“, urteilt der König von ihm ²⁾. Wenn Friedrich aber dann zufügt, ihm sei das lächerlich vorgekommen, und er habe zur Verfühlung des anderen einen gleichen pathetischen Ton angeschlagen, so müssen wir konstatieren, daß keiner seiner Zuhörer den Spott herausgehört zu haben scheint, und es bleibt fraglich, ob nicht der König erst, als er seine Memoiren schrieb, bei dem Gedanken an das Pathos, zu welchem ihm damals des Engländers Rede hingerißen, die Ironie nachträglich zugethan habe.

Genug, er erwiderte in gleichfalls gehobenem Tone, wenn die Gefahr für die Verfassung des Reiches und das Gleichgewicht Europas wirklich so groß sei, dann sei es erst recht Sache der am meisten bedrohten Macht, den Sturm zu beschwören durch Befriedigung seiner gerechten Ansprüche; von der Königin von Ungarn möge man die Opfer heischen, nicht von ihm, dem doch immer die Pflichten, welche er als König von Preußen gegen sein Haus und seine Nachfolger bezüglich der Rechte seiner Vorfahren habe, in erster Linie stehen müßten; gern wolle er als König von Preußen und als Kurfürst des Reiches zur Erhaltung der Ruhe Europas und der Konservierung des Reiches mitwirken, aber diesen Bestrebungen die Interessen seines Landes zu opfern vermöge er nicht, und er kenne keine Macht innerhalb oder außerhalb des Reiches, die das thun würde.

Hyndford wagte noch einzuwerfen, trotz der großen Abneigung, welche die Königin gegen Abtretungen in Schlesien habe, hoffe sein Herr, der König von England, es durchsetzen zu können, daß zu dem bisher Angebotenen noch

¹⁾ Die Interventionen Hyndfords und Podewils werden in dem mir vorliegenden Berichte nicht erwähnt, ich entnahm sie aus Raumer II, 142.

²⁾ Hist. de mon temps (1746), p. 233 und (1775) Oeuvres II, 84.

das Fürstentum Glogau hinzukäme; aber der König erwiderte schnell, er habe von Anfang an die vorteilhaftesten Anträge in Wien vorbringen lassen und noch neuerdings, um weitere Beweise seiner Mäßigung zu geben, gegen Lord Hyndford sich mit einem Teile von Niederschlesien begnügen zu wollen erklärt; nun aber, nachdem Oesterreich sein Ultimatum hochmütig verworfen, erklärte er sich nicht mehr daran gebunden und verlange jetzt ganz Niederschlesien mit Breslau. Er habe eine Schlacht gewonnen und zwei Festungen erobert und stehe hier an der Spitze eines gewaltigen, unüberwindlichen Heeres, im Besitze des Landes, welches das Ziel seiner Wünsche sei, und man könne sich versichert halten, er wolle es haben und eher untergehen mit allen seinen Soldaten, als von dieser Forderung ablassen.

„Nie“, rief Robinson, „wird die Königin dazu die Hand bieten; ihr auch nur Glogau abzurufen würde unendlich schwer sein, aber sie wird sich Frankreich in die Arme werfen und einen furchtbaren Krieg heraufbeschwören.“

„Möge sie es thun“, sagte Friedrich; „auch in diesem Falle wird die Vorsehung und eine kluge Benutzung der Konjunkturen mich zum Ziele kommen lassen. Warum sollten aber die Oesterreicher mir nicht einige schlesische Fürstentümer gönnen, da sie doch den Spaniern seiner Zeit ganze Königreiche ohne Bedenken weggegeben haben?“

„So habe ich denn“, sagte resigniert Robinson, „das Gehörte in Wien zu berichten als das Ultimatum Eurer Majestät?“

Fast unwillig erwiderte der König: „Wenn ich schon von Ultimatum habe höre, wird mir übel wie einer schwangeren Frau; so viele Ultimatum habe ich schon gegeben und den Wiener Hof nur noch halsstarriger gemacht. Sagen Sie lieber in Wien, wenn binnen 6 Wochen meine jetzige Forderung nicht erfüllt wäre, dann würde ich noch vier weitere Fürstentümer fordern.“

Robinson konnte sich doch nicht enthalten, noch zu fragen, ob er nicht die sämtlichen Anerbietungen des Wiener Hofes zusammenstellen und mit Podewils einer Berathung unterwerfen dürfe, aber der König schnitt alles Weitere ab, indem er mit den Worten: „Meine Herren, es ist überflüssig, auch nur daran zu denken“, seinen Hut lüftend, hinter den Vorhang seines inneren Zeltes sich zurückzog.

„Mit nicht geringer Verwunderung“, erzählt Robinson, „begaben wir uns aus dem Zelte heraus.“ Hyndford, der den preussischen Herrscher näher zu kennen glaubte, erklärte den schnellen Abbruch der Audienz so, daß der König einem leidenschaftlichen Ausbruche des Zornes, dem er sich nahe gefühlt, habe vorbeugen wollen. Gegen Podewils, der das Geleit gab, warnte Robinson noch vor der Hinterlist der Franzosen, welche, wenn sie ihre speziellen Zwecke erreicht hätten, ihre Alliierten im Stiche zu lassen pflegten, worauf der preussische Minister optimistisch genug geantwortet haben soll, wenn man nur selbst ehrlich zuwerke gehe, brauche man dies nicht zu fürchten.

Wenn die beiden Engländer durch den plötzlichen Abbruch der Audienz auch um die sonst übliche Einladung zur Tafel gekommen zu sein glaubten, so bestätigte sich das doch nicht, der König schickte noch nach ihnen, und sie fanden, daß derselbe dann vor der großen Anzahl Personen, die zur Tafel versammelt waren, viel und unbefangen sprach, allerdings auch manches, was nach Robinsons Meinung besser ungesprochen geblieben wäre, nämlich bittere

— und harte Dinge über den Wiener Hof. Ja, sie speiften auch den Tag da beim Könige; derselbe hieß Robinson auf seiner Rückreise den Kommandanten von Meife grüßen und ihm sagen, er dürfe ihn in den nächsten Tagen warten, und Friedrich ging sogar nach Robinsons Bericht so weit, in Wägung zu ziehen, wie viel Zeit er wohl brauchen würde, um vor Wien stehen. Viel Kopfzerbrechen machte den englischen Herren die wiederholte Einladung Bodewils', doch noch 2 bis 3 Tage im Lager zu bleiben, da der K. alle die fremden Gesandten hierher zu bitten beabsichtigte, um ihnen ein sonderes militärisches Schauspiel zu zeigen.

Was dahinter stecken könnte, ihre scharfsinnigen Vermutungen trafen Richtige nicht, daß nämlich Friedrich für den Tag des Handstreiches Breslau, den er vorhatte, die Gesandten aus der Stadt haben wollte.

Gleichen Kummer hatte ihr hannöverscher Kollege Schwickelt gehabt, weil er am 9ten die beiden Engländer zurückerwartete, jener auch ihm fremdlich scheinenden Einladung nicht hatte folgen mögen, und dann die blutige Eroberung Breslaus am 9. August hatte mit erleben müssen, und freilich infolge davon Schlimmeres zu erfahren, als daß er morgens ¼ 6 Uhr von militärischer Musik und Pferdegetrappel geweckt und später von einem vor sein Haus gestellten Posten aufs höchste alarmiert wurde, obn diese Wache nicht ihm galt, sondern dem Unterbefehlshaber der Breslauer Miliz, Oberst v. Wuttgenau, der, im nämlichen Hause wohnend, einen Tag lang gefangen gehalten wurde ¹⁾).

Die Nachricht von der Besetzung Breslaus durch die Preußen, in il Wirkungen fast einem gewonnenen Treffen gleich, kam noch hinzu zu den unermüßtesten Dingen, welche Robinsons Rückreise beschwerten.

Er ging jetzt von einem, der ihm einen mehr als kalten Gruß gebo zu denen, die ihn nichts weniger als lieb hatten. In der That war e Wien seiner preußenfreundlichen Gesinnung wegen verdächtig. Wir so schon oben, wie ungünstige Gerüchte über ihn kursierten, und der sächsische Gesandte Büнау beklagt sich immer aufs neue über den Engländer, der als einen blinden Bewunderer des Preußenkönigs ansieht ²⁾).

Wie anders dagegen im preußischen Lager! Valori schildert, wie derselbe sich durch den Enthusiasmus, mit welchem er von den Reizen der Römi von Ungarn deklamirte, geradezu lächerlich gemacht habe ³⁾, und noch härter urteilt der König selbst: dieser Minister war eine Art Narr, ein Schwärm für die Königin von Ungarn ⁴⁾.

Die Wahrheit zu gestehen, aus dem hier vorliegenden Berichte will man allerdings schwerlich jene Schwärmerei für König Friedrich herausle können, die man ihm in Wien nachsagte. Er habe, schreibt er darin an St Harrington, deshalb alles so ausführlich geschildert, damit seine Lordsch erkennen möge, wie des Königs Gemüthsbeschaffenheit, und wie es ganz möglich sei, mit einem so gearteten Fürsten zu unterhandeln, der seine E

1) Bericht vom 10. August; Archiv zu Hannover.

2) So z. B. den 10. August: „Für Robinson giebt es nur einen Helden, und das ist Friedrich“; Archiv zu Dresden.

3) Mémoires I, 210.

4) Oeuvres II, 84. 85, und ebenso schon in der älteren Edition ed. Potho S. 283.

schlüsse so schnell, so gewaltsam fasse, ohne irgendjemandes Rath oder Vorstellung einen Einfluß zu gönnen.

Als Robinson Mitte August die Nachricht von dem vollständigen Scheitern seines Vermittlungsversuches nach Preßburg brachte, schrieb Maria Theresia in einem Briefe an Kinsky: „Breslau ist besetzt, unsre propositiones verworffen außer Unter-Schlesien, welches man aber in 24 Stunden müßte accordieren. Meine Antwort ist gegeben, alles ist zu Ende.“¹⁾

Sie bestand darauf, lieber mit Bayern und selbst mit Frankreich anzutrippen und den Versuch einer Verständigung nach dieser Seite hin zu machen. Doch im Kreise ihrer Minister hielt man diese Hoffnung für eitel, und selbst Bartenstein riet jetzt dringend zu KonzeSSIONen an Preußen. Die Lage ward von Tag zu Tage bedrängter. Während 2 französische Armeecorps damals (Mitte August) den Rhein überschritten, deren eins mit den bayerischen Truppen vereinigt in Böhmen einfallen sollte, schwand für die Königin jede Hoffnung auf Beistand. Wenn auf Rußland nie besonders viel zu zählen gewesen war, so konnte nun, nachdem die Kriegserklärung Schwedens an dasselbe bevorstand, von dieser Macht kaum mehr die Rede sein. Sachsen erklärte sich um diese Zeit ausdrücklich außerstande, bei den drohenden Zeitverhältnissen Hülfsstruppen senden zu können²⁾, und Robinson eröffnete der Königin mit einer Schärfe wie nie vorher, so lange König Friedrich nicht durch vollständige Erfüllung seiner Wünsche gewonnen sei, werde England weder gegen Preußen noch selbst gegen Frankreich und Bayern auch nur einen Mann zuhülfe senden³⁾.

Mit tiefer Entrüstung sah sich Maria Theresia zu einer Nachgiebigkeit gerade nach der Seite hin gedrängt, welche ihr die widerwärtigste war. Was sich in ihr so besonders dagegen sträubte, war auf der einen Seite Stolz und eine persönliche Antipathie gegen ihren Bedränger, auf der anderen religiöser Eifer, welchen geistliche Ratgeber eifrig zu nähren beflissen gewesen waren, die ja so weit gingen, dem König die Entzündung eines Religionskrieges zuzuschreiben, der ihn dann zum Oberhaupte Norddeutschlands machen sollte⁴⁾. Bitter genug schreibt Lord Hyndford über diesen Gegenstand auf Grund der ihm von Robinson gemachten Mittheilungen, die Königin von Ungarn schütze immer ihr zartes Gewissen vor, weil sie geschworen habe, nichts von der Succession wegzugeben, indessen habe sie ihr Gewissen doch nicht gehindert, für die bloße Neutralität Frankreichs diesem ganz Luxemburg zu bieten; angenscheinlich deckten die Priester dahinter, welche daran dächten, wie zahlreich die Protestanten in Schlesien und wie groß anderseits die Revenüen des katholischen Klerus in diesem Lande seien, und obwohl der König von Preußen niemals einen großen Eifer im Punkte der Religion an den Tag gelegt, fürchte der Klerus doch für seinen Besitz, und insolge dessen wende er alle seine

1) Arnetb I, 395.

2) Eröffnung Brühls in einer Konferenz mit Keyserling, Solms und Guacini am 17. August; Archiv zu Dresden.

3) Denkschrift Robinsons vom 17. August; Arnetb, S. 241.

4) Arnetb, S. 242. Auch Bünan, der sächsische Gesandte in Wien, berichtet wiederholt und so auch unter dem 20. August, daß religiöse Impulse ganz besonders den Widerstand Maria Theresias herbeigeführt hätten.

schen Anteile, ließ aber Goldberg, Liegnitz, Kloster Leubus, Wohlau hart an der Grenze dem österreichischen Teile. Der Gedanke, welcher bei ihrer Entwerfung geleitet hatte, war wohl der gewesen, die auf Niederschlesien gerichtete Forderung des Königs zu erfüllen, und im nordöstlichen Teile hätte das auch vielleicht gelten mögen. Im Südwesten dagegen hatte man eine wesentliche Modifikation für nötig gefunden, welche eben die Hälfte des zu Niederschlesien gehörigen Fürstentums Sauer ausschloß, unzweifelhaft in der Absicht, keinen Teil des böhmischen Grenzgebirges mit seinen Pässen in die Hände Preußens fallen zu lassen. Die Greifenberger Linie hätte in der That das preussische Gebiet nirgends unmittelbar an Böhmen grenzen lassen.

Das Ganze sollte als Pfand abgetreten werden, bis man ein anderes Äquivalent zur Befriedigung Sr. Majestät finden könne unter der Bedingung, daß alles in dem Zustande bliebe, wie es die preussischen Truppen bei ihrem Einmarsche gefunden, in kirchlichen wie in politischen Dingen und namentlich bezüglich aller Privilegien der Stände und Körperschaften, auch hinsichtlich der Religion keinerlei Veränderung gemacht würde.

Die dem Könige von Polen von Oesterreich zugestandene Passage durch den Grünbergischen Kreis sollte erhalten bleiben, und man setzte voraus, der König werde sich bereit finden lassen, an Sachsen die böhmischen Lehen in der Lausitz abzutreten. Ferner sollte Preußen sich zur Garantie der pragmatischen Sanktion in ihrem ganzen Umfange verpflichten und zu diesem Behufe 10,000 Mann Hilfsstruppen der Königin überlassen, außerdem mit England, Sachsen und anderen Alliierten zur Aufstellung eines ansehnlichen Heeres am Rheine die Hand bieten, dem Großherzoge die Kurstimme zu geben, die Ausübung der böhmischen Stimme anzuerkennen und schließlich der Königin eine Entschädigung für die gemachte Abtretung verschaffen.

Podewils verbarg dem Gesandten nicht sein Erstaunen darüber, daß er sich zum Träger solcher Armseligkeiten habe gebrauchen lassen; Robinson versicherte, es sei das Äußerste, was sich habe erreichen lassen, und dem Minister blieb nichts übrig, als das Ganze an den König zu berichten. Aber kaum war er damit fertig, so erschien am 30. August früh der Engländer schon wieder, bemerkend, mit jener Linie sei das nur ein erster Versuch gewesen, und wenn das Gestrige Gift geschienen, so bringe er heut das Gegengift; er würde sich nimmermehr zu der Sendung haben gebrauchen lassen, wäre er nicht sicher gewesen, daß man auch mehr zugestehen würde. Als Beweis, wie energisch er die preussischen Forderungen vertrete habe, zeigte er die Denkschrift, welche er nach seiner ersten Sendung dem Wiener Ministerium überreicht habe ¹⁾. Der König von Preußen möge nur die Gnade haben, auf der Karte selbst zu verzeichnen, bis wohin er das von ihm begehrte Niederschlesien gerechnet zu wissen wünsche, binnen 8 Tagen hoffe er mit Sicherheit die Zustimmung des österreichischen Hofes beibringen zu können, wofern er nur in Aussicht zu stellen vermöge, daß Preußen auf Oesterreichs Seite treten und mit 10,000 Mann zuhülfe kommen werde. Die geforderten Abtretungen an Sachsen dürften keine Schwierigkeiten machen, die möge man einfach abschlagen. Zum Kampfe gegen Frankreich werde man noch vor dem Winter ohne Schwierigkeiten aus Hannoveranern, Hessen, Dänen und Engländern

¹⁾ Vom 17. August.

Robinson eifersüchtig ¹⁾, anderseits bedaure er, dies nicht früher gehört zu haben, weil es nun wohl zu spät sein werde, um Robinson zu hindern, sich auf den Weg zu machen ²⁾. Wenn dieser übrigens die gewünschten Konzessionen brächte, werde Se. Majestät wohl weniger die Person als die Sache ansehen. Hyndford fügt forschend hinzu, er hoffe, man habe noch die Hände frei; sollte dies aber auch nicht der Fall sein, so wäre ja doch nicht das erste Mal, daß man einen Separatfrieden mache, wäre es auch nur, um einem Alliierten zuvorzukommen, der es zur Gewohnheit habe, seinen Verbündeten derartige Streiche zu spielen. Podewils erwiderte, die Anträge hätte man früher anbringen müssen; jetzt, wo Frankreich bald mit großen Heeren an den Grenzen des größten Theils der preussischen Staaten stehen werde, hieße ein Eingehen auf Österreichs Anträge sich in einen neuen, viel schwereren Krieg stürzen, als der bisherige sei. Jetzt werde man nur durch eine allgemeine Pacifikation zu einem stabilen und soliden Frieden kommen.

Obwohl diese Erklärung zum erstenmale die bisher so geheim gehaltene Verbindung mit Frankreich ziemlich unverblümt eingestand, hielt Hyndford doch noch immer an seiner Meinung fest, es seien bisher zwischen Preußen und Frankreich zwar wiederholte Pourparlers gepflogen worden, aber noch keine definitive Abmachung vorhanden, da der König eine solche bisher immer noch abgelehnt habe. Er stützte sich hierbei auf die Nachrichten, die er von einem jungen Manne aus des französischen Gesandten Valori Kanzlei empfang, den zu bestechen ihm gelungen war ³⁾.

Wenige Tage nach dieser Unterredung traf Robinson in Breslau ein, ohne eine Ahnung von dem üblen Empfange, der seiner hier wartete, und voll Eifer und Zuversicht wie immer, so daß es wenig Eindruck auf ihn machte, als Hyndford gleich nach dem Empfange ihm ein vollständiges Scheitern seiner Pläne voraussagte.

In der ersten Unterredung mit Podewils am 29. August abends produzierte nun Robinson eine Karte von Schlesien, auf welcher eine gerade Linie gezogen von Greifenberg an der Lausitzer bis zu Adelnau jenseits der großpolnischen Grenzen das Gebiet bezeichnete, welches Österreich abzutreten bereit sei. Die Linie vindizierte die Fürstentümer Glogau und Sagan ganz, Wohlau zum größten Theile, Liegnitz und Zauer etwa zur Hälfte dem preußi-

¹⁾ Er hat es allerdings dann doch möglich gemacht; anderseits hat diese Aufferung dann Veranlassung gegeben zu einer direkten Weisung an Plotbo nach Hannover, sich Robinsons Wiedertommen zu verbitten.

²⁾ Es ist eine Pflicht der Gerechtigkeit, Droysens Anführung (S. 311) gegenüber zu konstatieren, daß, als Robinson kam, er nicht wußte, wie unwillkommen er war.

³⁾ Hyndford, den 19. August und 2. September; Londoner Record office. Lord Harrington widerlegt diese Meinung unter dem 30. August, er wisse genau, daß der Vertrag mit Frankreich Anfang Juni gezeichnet worden sei. Derselbe junge Mann verschafft dem Gesandten um diese Zeit auch eine Abschrift des neuerdings so viel besprochenen, man muß wohl sagen angeblichen Nymphenburger Vertrages (Hyndford übersendet ihn den 2. September), so daß es scheint, als habe derselbe den Lord doch eigentlich täuselt. Wie Hyndford dann unter dem 6. September berichtet, habe der junge Mann während Robinsons Anwesenheit in Breslau an diesen geschrieben, um eine Empfehlung an den Großherzog von Toscana zu erlangen. Dieser Schritt sei aber ruckbar geworden und habe Valori Veranlassung gegeben, jenen Beamten über die Grenze zu spedieren.

Als diese Zeilen geschrieben wurden, lag der zweite Bericht Podewils' vom 30. August über Robinsons Morgenbesuch und erneute Propositionen noch nicht vor, und der König zog jene Linie, ehe er noch vernommen, wie sehr Robinson gerade darum gebeten. Freilich war auch jetzt der König weit entfernt, irgendwie auf die Intentionen des Gesandten einzugehen. Mit der Kenntniss der weiteren Anerbietungen schwand wohl in etwas der Unwille über die Armseligkeit der Propositionen, aber der Entschluß abzulehnen blieb nicht minder entschieden. Der König urtheilt, das österreichische Projekt sei mit so vielen Klauseln und Restriktionen angefüllt ¹⁾, daß „solches nicht anders als eine Mutter von einer langwierigen und diffizilen Negotiation und eines onerösen Friedens sein würde, so daß, wenn ich alles thun könnte, was man dagegen von mir verlangte, dennoch ich und das Haus Osterreich abimiert sein würden, bevor ein Konzert zustande käme, zu geschweigen, ob die von dem Minister gezeigte schöne Perspektive mich nicht zwischen zwei Stühle niedersezte und in die Situation brächte, daß ich meine jetzigen Freunde und Alliierten verlöre, meine Feinde aber auf dem Halse behielte“. Für ihn handle es sich einfach darum, ob er Lust habe, um einen durch den göttlichen Beistand schon halbgeendigten Krieg loszuwerden, sich in einen weit größeren und oneröseren zu verwickeln.

Auch die Abneigung gegen den Gesandten hatte sich nicht vermindert, „sein wunderbares Betragen habe ihn dem König odios machen müssen“, und wenn es in der letzten Instruktion an Podewils noch glimpflich genug heißt, der Minister solle denselben auf eine zwar obligeante, aber nachdrückliche Art abweisen, und ihn bedeuten, daß des Königs jetzige Situation nicht gestatte, ihn selbst zu sprechen ²⁾, so verlangte dagegen die eigenhändige Nachschrift in drastischen Ausdrücken: „Schickt mir den Schuft von Robinson weg und seid sicher, daß, wenn er länger als 24 Stunden in Breslau bleibt, mich der Schlag rührt. Schickt mir einen Kurier, wenn ihr ihn fortgeschickt habt, damit ich es draußen wisse.“ An diese Weisung schließt sich dann noch eine wenig schmeichelhafte Bemerkung über die Königin von Ungarn an, welche von ihrem Hochmute ebenso verblindet würde wie der König von England von seiner Thorheit.

Podewils zögerte keinen Augenblick, den erhaltenen Auftrag auszuführen; doch übergab er die Karte mit der von dem Könige gezogenen Grenze nicht, weil das, wie er und zwar wohl nicht mit Unrecht vermutete, Robinson nur zu neuen Unterhandlungsversuchen ermutigt haben würde und außerdem sehr zu befürchten gewesen wäre, daß der Wiener Hof einen üblen Gebrauch von dieser Karte mache, namentlich Frankreich gegenüber; denn daß die Verpflichtungen, welche der König dieser letzteren Macht gegenüber eingegangen, überhaupt jede einseitige Unterhandlung verböten, habe er doch nicht bestimmt erklären wollen ³⁾.

¹⁾ Es mag daran erinnert werden, daß, wie wir oben bereits berichteten, Maria Theresia dies mit Absicht eingerichtet hatte, um, falls sich irgendeine Aussicht zur Verständigung mit Bayern eröffnete, einen Grund zum Rücktritte von dem Vertrage sich zu sichern.

²⁾ Bis hierher aus der Instruktion für Podewils ohne Datum praes. den 1. September; Post. Korresp. I, 320.

³⁾ Podewils an den König, den 1. September; Berliner Archiv.

ein Heer von 80,000 Mann vereinen können, welche man unter das Kommando des Fürsten von Anhalt zu stellen beabsichtige. Mit Thränen im Auge beschwor der Gesandte den Minister, zu sagen, ob denn keine Hoffnung sei, daß der König auf die Vorschläge eingehe, auch wenn man die Bezeichnung der Grenze ihm ganz anheimstelle.

Doch Podewils erwiderte kühl, er glaube, die Anerbietungen kämen 3—4 Monate zu spät; der Wiener Hof gleiche einem Kranken, der, den Tod auf den Lippen, um den Preis für seine Heilung feilsche. Alles schiene ihm darauf hinauszulaufen, seinen König in einen Kampf mit Frankreich zu verwickeln, bei dem die preußischen Staaten der Hauptschauplatz des Krieges sein würden.

Es zeigte sich dann noch, daß der englische Gesandte für seine Unterhandlung keine Legitimation aufweisen konnte; sein ganzer Ausweis war der von dem österreichischen Ministerium ihm übergebene Entwurf eines Bündnisses mit Preußen, den er dann auch Podewils anvertraute.

Bei dem Könige, dessen Hauptquartier sich damals unweit Reichenbach befand, erregte die Nachricht von den neuen Anerbietungen geradezu Unwillen. Die schleunige Antwort war die Weisung an Podewils, er solle dem Gesandten sofort und ganz trocken antworten, er beklage, daß er sich mit solchen Propositionen chargiert habe; sein Ultimatum wäre ihm längst bekannt, er würde nie andere Propositionen anhören, und da er sähe, daß der Wiener Hof ihn nur amüsieren wolle, so werde er in keine weiteren Negotiationen mit ihm treten. Robinson möge nur je eher je lieber zurückgehen und sich nicht weiter aufhalten, der König habe keine Zeit, ihn zu empfangen, da er auf dem Point stände, mit der Armee zu marschieren.

„Ihr habt also“, fährt das Schreiben fort, „Eure Antwort dergestalt ganz kurz und trocken einzurichten, und würde es mir sehr lieb sein, wenn es so incaminiert werden könnte, daß, indem Ihr den Robinson sprächet und antwortet, der Marquis de Valori dabei sein könnte“¹⁾. In eigenhändiger Nachschrift foßt der König seine Weisungen noch schärfer zusammen, der König glaube, Robinson wolle ihn zum Narren haben; er möge ihn nicht sprechen, und habe Podewils verboten, mit ihm zu unterhandeln; der letztere solle sich piquiert zeigen über die impertinenten Propositionen, die jener gemacht habe, in 24 Stunden solle derselbe Breslau verlassen²⁾.

Kabinettsrat Cichel mußte dann noch besonders schreiben: „Der König war sehr piquiert, er sah es fast als eine Insulte an, daß, nachdem des Königs von England Majestät, der v. Münchhausen zu Hannover und selbst Mylord Gynsford ganz andere declarationes gethan, dennoch der Robinson sich mit solchen Propositionen chargieren wolle, welche Se. Majestät in sich geringer halten, als die, so er bei seiner ersten Reise gethan, und mit welchen er doch so wenig ingress gefunden.“ Podewils solle an die auswärtigen Höfe über das, was mit Robinson vorgegangen, Mitteilung machen. Auf die hierbei zurückfolgende Karte habe Se. Majestät eine Gegenlinie gezogen, wonach Sie wollen, daß Robinson seine negotiaciones einrichten und, ohne solche zum Fundament zu setzen, nicht wieder mit Sr. Majestät negotiieren solle.

¹⁾ Den 31. August; Polit. Korresp. I, 318.

²⁾ Ebd. S. 319.

zu gewinnen und zu ihrer Verteidigung unter die Waffen zu bringen, ehe ihr von da Hilfe kam, konnten die Franzosen und Bayern in Wien sein. Oesterreich war so gut wie wehrlos, selbst die nordürftigsten Verteidigungsanstalten waren bei dem Mangel an gutem Willen seitens der Stände unterblieben ¹⁾, das einzige kriegstüchtige Heer unter Reipperg verteidigte mühsam den letzten festen Punkt auf schlesischem Boden, Neiße, gegen einen mächtigen und kühnen Feind.

Daß in dieses Letzteren Gewinnung die einzige Hoffnung auf Rettung liege, mußte jetzt jedem einleuchten, und selbst Bartenstein befürwortete auf das eifrigste eine Gewährung der preussischen Forderung, nämlich Niederschlesien mit Breslau.

In einem am 7. September im Schlosse zu Pressburg abgehaltenen Ministerrate, dessen Protokoll noch vorliegt, wurde von den anwesenden Excellenzen Sinzendorf, Starhemberg, Harrach, Königsegg und Kinsky (Bartenstein führte das Protokoll) auf Robinsons Bericht von seiner letzten Sendung und auf die Nachrichten, die aus dem Lande ob der Ens eingelaufen, und in Erwägung, daß man sich auf einer Seite notwendig losmachen müsse, von Bayern aber nichts zu hoffen sei und Frankreich noch weiter gehe als Bayern, einstimmig beschlossen, die preussische Forderung, Niederschlesien mit Breslau, zu erfüllen und dies Robinson zu weiterer Veranlassung mitzuteilen ²⁾.

Sehr schwer fiel es Maria Theresia, dem zuzustimmen und den besten Teil Schlesiens mit der Hauptstadt dem verhassten Gegner anzubieten. „Placet“, schrieb sie auf den ihr vorgelegten Bericht, „weil kein anderes Mittel zu helfen, aber wohl mit meinem größten Herzeleid“; die ganze Gelegenheit sei gegen ihren Willen verhandelt worden, sie möge auch so beendet werden ³⁾.

Das Opfer dünkte sie so schwer, das Angebot so groß, daß sie an der Annahme seitens des Gegners kaum zweifelte, obwohl sie keinen geringen Preis dafür forderte, nämlich den Übertritt auf ihre Seite, Hilfeleistung mit 10,000 Mann zur Verteidigung der pragmatischen Sanction contra quoscunque, Auswirkung einer Landentschädigung von ihren Feinden, die brandenburgische Kurstinne bei der Kaiserwahl, kurz eigentlich dasselbe, was Robinson in den letzten Tagen des August mit so ungünstigem Erfolge verlangt hatte, nur daß von der Abtretung der Lausitzer Herrschaften an Sachsen nicht mehr die Rede war ⁴⁾.

Maria Theresia glaubte ihrer Sache so sicher zu sein, daß sie unter dem 8. September an Reipperg schrieb, sie habe dem Könige von Preußen so vorteilhafte Friedensbedingungen gestellt, „daß an dem Schlusse des Werkes nicht wohl gezweifelt werden mag“, er solle, wenn er die Nachricht von dem Abschlusse des Friedens erhalte, sogleich mit seiner Armee abrücken und inzwischen, so viel sich unvermerkt thun ließe, dazu alles vorbereiten ⁵⁾.

1) Arnetb I, 248.

2) Wiener Staatsarchiv.

3) Arnetb I, 245 u. 396.

4) Projekt des Vertrages: Pressburg, 8. September; Bertiner St. A.

5) Anführung bei Arnetb I, 396.

Wenn er dies letztere nicht wollte, konnte er dann auch nicht wohl, wie es der König ursprünglich gewünscht hatte, den Marquis Valori zum Zeugen der Abweisung Robinsons machen, genug, daß derselbe den Hergang erfuhr.

An die preussischen Gesandten zu Hannover, Petersburg, im Haag, London und Kopenhagen wurden Zirkulare erlassen, welche die brüste Abweisung mit der Formlosigkeit von Robinsons Auftreten (ohne Vollmacht zc.) rechtfertigten ¹⁾.

Die Aufforderung zu schleuniger Abreise wurde ihm in striktester Form injunziert.

Über die schroffe Abweisung des Gesandten war doch selbst Lord Hyndford, der sich ja von vornherein wenig Illusionen in der Sache gemacht hatte, betroffen. Robinsons Selbstvertrauen zeigte sich auch dieser Probe gewachsen, er blieb auch seinem Kollegen gegenüber dabei, daß, wenn der König nur überhaupt mit ihm in Unterhandlungen getreten wäre, er die Sache zu dem gewünschten Ziele gebracht haben würde ²⁾, und wenn er die ihm als Frist gesetzten 24 Stunden noch vollständig abwartete, so that er dies in der stillen Hoffnung, der König könne sich doch noch vielleicht eines besseren besinnen und ihn rufen lassen.

Und als er dann fortreiste, am 2. September um 11 Uhr, that er es in der bestimmten Absicht, nun mit verdoppeltem Eifer in Presburg auf Erfüllung der preussischen Forderungen zu dringen, um so mehr, da ihm Hyndford gesagt hatte, noch schiene Preußen gegen Frankreich nicht gebunden zu sein, aber es sei die allerhöchste Zeit, wenn man dasselbe gewinnen wolle ³⁾. Allerdings hatte der Lord hinzugefügt, wenn man mehr als bloße Neutralität von dem Könige verlange, werde man denselben überhaupt nicht zu gewinnen vermögen ⁴⁾.

Für die Königin von Ungarn schien inzwischen die Lage eine so verzweifelte geworden, daß sie nach jedem Mittel, das Rettung verhieß, greifen mußte. Die versuchten Anknüpfungen mit Bayern und Frankreich, obwohl dem ersteren die sämtlichen habsburgischen Besitzungen in Italien, die österreichischen Niederlande, Vorderösterreich mit dem Breisgau und der Königstiel, dem letzteren Luzernburg in Aussicht gestellt wurden ⁵⁾, waren ganz resultatlos geblieben. Zur Unterstützung des Kurfürsten von Bayern, der bereits am 31. Juli Poffan, den Schlüssel der österreichischen Lande, besetzt hatte, hatte Mitte August ein französisches Heer den Rhein überschritten, um nach Böhmen vorzudringen, während ein zweites den Niederrhein bedrohte. Die immer noch genährte Hoffnung, von Rußland Beistand zu erhalten, war ganz dahin, seitdem (den 4. August) Schweden dieser Macht den Krieg erklärt hatte. In Hannover herrschte der Schrecken vor den Franzosen, und ohne Hannover war auch auf Sachsen nicht zu rechnen. Mochte jetzt auch Maria Theresia den Entschluß fassen, durch Gewährung der Forderungen der Ungarn diese kriegerische Nation

¹⁾ Den 4. September; abgedruckt Preuß. Staatschriften ed. Roser I, 315.

²⁾ Hyndford, den 2. September; Londoner Record office.

³⁾ Ebd.

⁴⁾ Erwähnt in der unten anzuführenden Instruktion für Reipperg vom 13. September; Wiener Archiv.

⁵⁾ Angeführt bei Heigel, Der österr. Erbfolgestreit, S. 203.

zu gewinnen und zu ihrer Verteidigung unter die Waffen zu bringen, ehe ihr von da Hilfe kam, konnten die Franzosen und Bayern in Wien sein. Oberösterreich war so gut wie wehrlos, selbst die notdürftigsten Verteidigungsanstalten waren bei dem Mangel an gutem Willen seitens der Stände unterblieben ¹⁾, das einzige kriegstüchtige Heer unter Neipperg verteidigte mühsam den letzten festen Punkt auf schlesischem Boden, Neisse, gegen einen mächtigen und kühnen Feind.

Daß in dieses Letzteren Gewinnung die einzige Hoffnung auf Rettung liege, mußte jetzt jedem einleuchten, und selbst Wartenstein befürwortete auf das eifrigste eine Gewährung der preussischen Forderung, nämlich Niederschlesien mit Breslau.

In einem am 7. September im Schlosse zu Pressburg abgehaltenen Ministerrate, dessen Protokoll noch vorliegt, wurde von den anwesenden Excellenzen Sinzendorf, Starhemberg, Harrach, Königsegg und Kinsky (Wartenstein führte das Protokoll) auf Robinsons Bericht von seiner letzten Sendung und auf die Nachrichten, die aus dem Lande ob der Enns eingelaufen, und in Erwägung, daß man sich auf einer Seite notwendig losmachen müsse, von Bayern aber nichts zu hoffen sei und Frankreich noch weiter gehe als Bayern, einstimmig beschlossen, die preussische Forderung, Niederschlesien mit Breslau, zu erfüllen und dies Robinson zu weiterer Veranlassung mitzuteilen ²⁾.

Sehr schwer fiel es Maria Theresia, dem zuzustimmen und den besten Teil Schlesiens mit der Hauptstadt dem verhassten Gegner anzubieten. „Placet“, schrieb sie auf den ihr vorgelegten Bericht, „weil kein anderes Mittel zu helfen, aber wohl mit meinem größten Herzeleid“; die ganze Angelegenheit sei gegen ihren Willen verhandelt worden, sie möge auch so beendet werden ³⁾.

Das Opfer dünkte sie so schwer, das Angebot so groß, daß sie an der Annahme seitens des Gegners kaum zweifelte, obwohl sie keinen geringen Preis dafür forderte, nämlich den Übertritt auf ihre Seite, Hilfeleistung mit 10,000 Mann zur Verteidigung der pragmatischen Sanction contra quoscumque, Auswirkung einer Landentschädigung von ihren Feinden, die brandenburgische Kurstimme bei der Kaiserwahl, kurz eigentlich daselbe, was Robinson in den letzten Tagen des August mit so ungünstigem Erfolge verlangt hatte, nur daß von der Abtretung der Sausitzer Herrschaften an Sachsen nicht mehr die Rede war ⁴⁾.

Maria Theresia glaubte ihrer Sache so sicher zu sein, daß sie unter dem 8. September an Neipperg schrieb, sie habe dem Könige von Preußen so vorteilhafte Friedensbedingungen gestellt, „daß an dem Schlusse des Werkes nicht wohl gezweifelt werden mag“, er solle, wenn er die Nachricht von dem Abschlusse des Friedens erhalte, sogleich mit seiner Armee abrüden und inzwischen, so viel sich unvermerkt thun ließe, dazu alles vorbereiten ⁵⁾.

1) Arnetb I, 248.

2) Wiener Staatsarchiv.

3) Arnetb I, 245 u. 396.

4) Projekt des Vertrages: Pressburg, 8. September; Berliner St.-A.

5) Anführung bei Arnetb I, 396.

Und ganz dem entsprechend beginnt der Großherzog Franz, der Gemahl der Königin, den Brief, den er damals (8. September) an den König richtete, um dessen Stimme zur Kaiserwahl zu erbitten, mit den Worten: „Da es scheint, daß die Sachen in Schlesien nun ein Ende finden zur großen Beugthung Eurer Majestät, so glaube ich meine zu meinem großen Bedauern während dieser Wirren unterbrochene Korrespondenz wieder anknüpfen zu können zc.“¹⁾

Etwas weniger zuversichtlich als die Majestäten waren die Minister, und Einzenhof hatte in das Begleitschreiben der Propositionen einen Satz einfließen lassen, den die Königin nur ungeru stehen ließ, und welcher den geforderten Preis durch die Bemerkung, daß das, was am meisten koste, auch am besten hielte, annehmbarer machen sollte²⁾.

Was die Form anbetraf, so gedachte man, nachdem dem Könige durch Robinson und Hyndford die Annahme seiner Forderungen zugesagt sei, dann den eigentlichen Abschluß des Vertrages durch einen ins österreichische Hauptquartier zu sendenden Diplomaten ausführen zu lassen. Für diese Mission wurden in jenem Ministerrate Fürst Lichtenstein, dann Graf Uhlesfeld oder Graf Colloredo vorgeschlagen, doch nachmals setzte der Einfluß des Großherzogs es durch, daß man dem österreichischen Höchstkommandierenden, Feldmarschall Reipberg, selbst Vollmacht zu dieser Unterhandlung erteilte mit der Befugnis, den General Brown, wenn er wünsche, mit heranzuziehen und von diesem sich vertreten zu lassen³⁾.

Die Instruktion, welche dem Marschall hierfür unter dem 13. September ausgestellt wurde, ist für uns von näherem Interesse, indem sie nicht nur eine höhere Interpretation des österreichischen Angebotes giebt, sondern auch zeigt, daß man auf eine Modifikation des österreichischen Entwurfes, auf ein Abhandeln von den darin gestellten Forderungen gefaßt war und zugleich, wie weit man hierin, um überhaupt einen Abschluß zu erlangen, zu concessiven geneigt war.

Das österreichische Angebot enthielt Niederschlesien auf dem rechten Oderufer bis zur Brinnitz, der alten Grenze zwischen den Fürstentümern Oppeln und Ols⁴⁾, und auf dem linken Ufer bis an die Grenze des Fürstentums Neisse, so daß das Grottkausche Gebiet noch österreichisch bleiben sollte. Obwohl man gerade auf dies Stück einen gewissen Wert legte und Hyndford dringend ersucht worden war, „diesen Bezürc zu retten“, so war doch Reipberg bevollmächtigt, schlimmstenfalls auch dieses preiszugeben und die Neisse-

1) Arneth I, 397.

2) Ebd. S. 396.

3) In der lateinischen Vollmacht, Presburg, den 13. September (Wiener St.-A.), ist dem Marschall einfach das Recht gewährt, sich Substituten zu ernennen; eine Beisitz-Bemerkung dabei nennt dann als Substituten den General Baron Ventulus, sowie den Hof- und Vantaltätsrat Baron Gillern. Dagegen nennt die gleich anzuführende Instruktion von demselben Tage nur den General Brown, wosern der Marschall dagegen nicht selbst Bedenken hätte.

4) Soviel ich sehen kann, ist die Brinnitz niemals die Grenze der beiden Fürstentümer gewesen, vielmehr ist auf der Wielandschen Karte von 1736 die Grenze des Fürstentums Oppeln entsprechend der heutigen Kreisgrenze verzeichnet, ein ansehnliches Stück nördlich resp. nordwestlich von der Brinnitz.

oder etwas zu schicken, bevor er Nachricht habe, daß die Wege sicher seien, und er habe noch keinen Gegenbefehl erhalten; allerdings thut derselbe keinen Einspruch, als Hyndford selbst einen Kurier schicken zu wollen erklärte.

Dieser schrieb nun unter dem 12. September an Friedrich, von seinem Auftrage Meldung machend, in jener respektvollen, streng objektiven Art, die von der dem Könige so widerwärtig gewordenen, wichtig thuenenden und allzu dringlichen Weise Robinsons sehr abstach. Kein Wort befürwortender Bitte begleitet die Sendung, selbst das Handschreiben des Großherzogs wagt er nicht mitzuschicken, bis er des Königs Meinung gehört.

Mit diesem Briefe sendet er am 12. September seinen Kammerdiener in das Hauptquartier; derselbe findet am 14ten den König in Ottmachau, als derselbe, im Begriff auszureiten, bereits im Sattel sitzt. Neben ihm hielt gleichfalls zu Roß der französische Gesandte Marquis de Valori. König Friedrich empfängt das Schreiben Hyndfords, erbricht es, reißt dasselbe, als er es gelesen, ohne ein Wort zu sagen, dem Marquis hin ¹⁾.

Das war nun eigentlich Antwort genug, aber außerdem erhielt des Lords Kurier noch an demselben Tage ein Erwiderschreiben, das dann allerdings auch zugleich für Valoris Augen bestimmt sein mochte. Dasselbe lautete:

„Ich habe das neue Allianzprojekt erhalten, welches der unermüdlige Robinson Ihnen schickt. Ich finde es ebenso chimärisch als das erste, und Sie haben dem Wiener Hofe nur zu antworten, daß der Kurfürst von Bayern Kaiser sein wird, und daß meine Engagements mit dem allerchristlichsten Könige und dem Kurfürsten von Bayern so feierlich, so unauflöslich und unverleuglich wären, daß ich nicht diese treuen Alliierten verlassen würde, um mit einem Hofe, der mir nicht anders als unversöhnlich sein kann und es nie anders sein wird, in Verbindung zu treten.“ Ihm zu helfen, sei die Zeit vorbei, er müsse sich entschließen, die ganze Härte seines Geschicks über sich ergehen zu lassen.“ Sind diese Leute denn toll, Mylord, sich einzubilden, ich würde den Verrat begehen, zu ihren Gunsten meine Waffen gegen meine Freunde zu kehren, und sehen Sie nicht selbst, wie grob der Köder ist, den sie mir hinhalten? Ich bitte Sie, mich nicht weiter mit solchen Propositionen zu ermüden und mich für einen Mann zu halten, der genug Ehrlichkeit besitzt, um nicht seinen Verpflichtungen untreu zu werden.“ ²⁾

Es fällt in diesem Briefe auf, daß die bindenden Verpflichtungen gegen Frankreich und Bayern, welche Podewils, wie wir sahen, noch bei der letzten Sendung Robinsons als Geheimnis betrachtet hatte, hier auf das unumwundenste anerkannt werden.

Die Ablehnung mußte noch verletzender dadurch erscheinen, daß der König es unterließ, den eigenhändigen Brief des Großherzogs, den, wie wir wissen, Hyndford zurückbehalten hatte, jedoch nicht ohne seiner in seinem Briefe vom 12. September Erwähnung zu thun, sich einzufordern. Als dann am 16ten Podewils bei dem Gesandten erschien, um das Versäumte, was sein König-

¹⁾ Bericht Hyndfords vom 16. September; Londoner Record office.

²⁾ Abgedruckt bei Kaumer, Beiträge II, 146, doch mit dem irrigen Datum des 16. September. Das Konzept im Berliner St.-A. hat den 14. September; danach abgedruckt Polit. Korresp. I, 333.

wesentlich andere Physiognomie erhält; aber nach der Art Bartensteins, der, wie wir früher erwähnten, Zugeständnisse inmer nur *per gradus* gemacht sehen wollte, blieb Weiteres eben für den Notfall aufgespart, und so viel wir wissen, hat selbst Hyndford nichts von jenen eventuellen Konzeptionen erfahren, sondern eben nur jenes erste Angebot empfangen, das derselbe von vornherein als hoffnungslos ansah, und für welches ernsthaft einzutreten er kaum der Mühe wert fand, es vielmehr vorzog, um dieselbe Zeit, wie wir noch sehen werden, auf eigene Hand und im tiefsten Geheimnisse Unterhandlungen auf der Grundlage der Neutralität Preußens anzuspinnen. Sehr möglich, daß er das österreichische Projekt mit anderen Augen angesehen und vielleicht auch anders gehandelt hätte, wenn ihm die Meippergische Instruktion mitgeteilt worden wäre.

Das war nun aber nicht geschehen; dagegen hatte Robinson einen Begleitbrief hinzugefügt, vollgepropt mit Äußerungen jener etwas schwülftigen Beredsamkeit, deren Wirkung im preußischen Hauptquartier selbst zu erproben ihm nun leider verjagt war. „Ich könnte es“, schreibt er an Hyndford am 8. September, „Euer Lordschaft wünschen, es möge Ihr vergönnt sein im Notfalle den ganzen Sinn Ihrer Instruktion, die Gesinnung des Königs, des Parlamentes und der ganzen englischen Nation zum Ausdruck zu bringen. Von diesem großen Augenblicke hängt ab das Schicksal nicht nur des Hauses Oesterreich, sondern auch das des Hauses Braunschweig, Großbritanniens und ganz Europas. Wahrlich, ich glaube, der König von Preußen erkennt selbst nicht die Größe der gegenwärtigen Gefahr. Welche Beweggründe immer ihn leiten mögen, keiner derselben, auch nicht der wildeste Machedurst, kann ihn so weit verblenden, daß er sich selbst in dem Ruine begrabe, den er über andere bringt. Mit seinem Beistande werden die Franzosen in weniger als 6 Wochen die Herren des Deutschen Reiches sein. Der schwache Kurfürst von Bayern ist nur ihr Werkzeug, Prag und Wien können und werden aller Wahrscheinlichkeit nach in jener kurzen Zeit genommen sein. Wird der König von Preußen abwarten, bis schließlich an ihn die Reihe kommt?“

Von dieser einen Unterhandlung hängt die *cita mors* oder die *victoria laeta* von ganz Europa ab. Dem Ruhme von Civ. Lordschaft in dem letzteren Falle könnte nur der gleichkommen, den sich der König von Preußen erwürbe als ein zweiter Sobieski, den man als den Retter Wiens feiert.“ Fürst Sichtenstein, fügt er hinzu, sei, wofern man ihn von seinen böhmischen Besichtigungen noch rechtzeitig zurückrufen könne, in Aussicht genommen, die Verhandlungen zum Abchlusse zu bringen, sobald Lord Hyndford die Präliminarien unterzeichnet haben würde¹⁾.

Auf Lord Hyndford machte die politische Apostrophe seines Kollegen wenig Eindruck; als ihm ein Kurier am 10. September das neue Projekt brachte, hielt er sogleich dafür, daß damit nichts zu machen sein werde. Es überraschte ihn wenig, daß Podewils die neuen Eröffnungen nur mit Achselzucken aufnahm und einfach erklärte, der König habe ihm verboten, zu schreiben

¹⁾ Mitgeteilt aus dem Londoner Record office von Carlyle (Hist. of Fr. II., Tauchnitz-Edit. VII, 71), welcher jedoch irrthümlich diesen Brief auf die geheimen Unterhandlungen Hyndfords bezieht, von welchen in Wahrheit Robinson am 8. September noch keine Kunde hatte.

er habe noch keinen Gegenbefehl erhalten; allerdings, als Hyndford selbst einen Kurier schickte.

Dieser schrieb nun unter dem 12. September eine Meldung machend, in jener respektvollen Weise dem Könige so widerwärtig gewordenen Weise Robinsons sehr abständig geleitet die Sendung, selbst das Hauptquartier mitzuschicken, bis er des Königs Befehl erhalten.

Mit diesem Briefe sendete er das Hauptquartier; derselbe, im Begriff an Friedrich empfangt er es gelesen, obgleich

zweites Kapitel.

Neutralität Hannovers.

Das war ein Tag zu Tag unerfreulicher sich gestaltende Lage war die hannöversische Gesandtschaft Schwichelt gekommen. Wie hatte sich die Lage zu seinen Ungunsten verändert! Als einst Hyndford in Berlin erschienen, er stehe auf dem Punkte, einen Traktat mit dem Könige zu schließen, und der Ruhm, diesen gefährlichen Gegner zu gewinnen und in das Interesse Englands zu fesseln, schien ihm zufallen zu können. Aber wie wir wissen, hatte man mit allerlei Bedenkllichkeiten und allseitigen Forderungen den günstigen Moment vorübergehen lassen und die Interessen, welche er betrieb, die hannöversischen Konventionen immer weitere Ferne rücken.

Wie wir wissen, hatte König Friedrich, als er im Juni die französische Allianz einging, Podewils befohlen, zur Täuschung Englands die Unterhandlungen mit Hyndford und Schwichelt ruhig weiter fortzuführen; aber Podewils war dieser Weisung nur mit großer Behutsamkeit nachgekommen und suchte seine Worte auf das vorsichtigste abzuwägen, damit man ihm später den Vorwurf machen könne, er habe ein doppeltes Spiel gespielt und England-Hannover nur an der Nase herumführen wollen¹⁾. Nicht konnte aber der Gegensatz, in welchem diese zurückhaltende Vorsicht gegenüber den früheren Drängen des Ministers stand, dem Gesandten kaum entgegen der Schluß auf das Sinken seiner Aktien lag sehr nahe. Bereits am 1. August berichtete Schwichelt nachhause, es läme gar nichts zustande, und wünschte nicht von dieser peinvollen Mission zurückberufen zu werden. Inzwischen folgte die erste Sendung Robinsons, von Schwichelt mit ängstlicher Sorgnis verfolgt, daß nicht etwa ein Ausgleich zwischen Oesterreich und Preußen geschlossen werde, der die hannöversischen Wünsche ganz unberücksichtigt ließe. Und wiewohl die englischen Minister Instruktionen hatten, sich nach Möglichkeit der territorialen Begehrlichkeiten ihres Königs anzunehmen, so

¹⁾ Podewils, den 13. August; Berliner Archiv.

licher Herr, wie er entschuldigend sagte, in der Eile vergessen habe, wieder gut zu machen, bedauerte Gynsford den Brief, da nach ihm nicht weiter gefragt worden sei, bereits wieder zurückgesendet zu haben ¹⁾).

So war denn auch dieser neue Versuch einer Verständigung in der entschiedensten Weise zurückgewiesen worden.

Es endigt damit eine Phase der unter englischer Vermittelung geführten Unterhandlungen zwischen den kriegführenden Mächten, und zwar die, welche sich vorzugsweise an den Namen des englischen Gesandten Robinson knüpft. Sie hat das charakteristische Merkmal, daß hier immer ein Übertritt König Friedrichs auf die Seite seiner bisherigen Gegner zu deren Unterstützung in Aussicht genommen und als Gegenleistung für die zu gewährenden Abtretungen angesehen wird.

Bevor wir die auf anderer Grundlage nun sich anspinnenden neuen Verhandlungen, die der Zeit nach allerdings bereits in diese hineingreifen, zu schildern versuchen, werden wir einen Blick auf die Beziehungen speziell zu Hannover werfen müssen, welche durch das kriegerische Auftreten Frankreichs eine neue Wendung erhalten hatten.

¹⁾ Gynsford an Robinson, den 19. September; Londoner Record office.

Behntes Kapitel. Die Neutralität Hannovers.

In eine von Tag zu Tag unerfreulicher sich gestaltende Lage war in dieser Zeit der hannöberische Gesandte Schwichelt gekommen. Wie hatte sich doch alles zu seinen Ungunsten verändert! Als einst Hyndford in Breslau eintraf und es sich zeigte, daß er mit leeren Händen kam, hatte sich Schwichelt rühmen können, er stehe auf dem Punkte, einen Traktat mit dem Könige von Preußen zu schließen, und der Ruhm, diesen gefährlichen Gegner zu gewinnen und an das Interesse Englands zu fesseln, schien ihm zufallen zu sollen. Aber wie wir wissen, hatte man mit allerlei Bedenklichkeiten und allzu hoch gespannten Forderungen den günstigen Moment vorübergehen lassen, und seitdem sah der hannöberische Gesandte seinen Stern immer mehr erbleichen und die Interessen, welche er betrieb, die hannöberischen Konvenienzen, in immer weitere Ferne rücken.

Wie wir wissen, hatte König Friedrich, als er im Juni die französische Allianz einging, Podewils befohlen, zur Täuschung Englands die Unterhandlungen mit Hyndford und Schwichelt ruhig weiter fortzuführen; aber Podewils war dieser Weisung nur mit großer Behutsamkeit nachgekommen, er suchte seine Worte auf das vorsichtigste abzuwägen, damit man eben nicht ihm später den Vorwurf machen könne, er habe ein doppeltes Spiel getrieben und England-Hannover nur an der Nase herumführen wollen ¹⁾. Natürlich konnte aber der Gegensatz, in welchem diese zurückhaltende Vorsicht zu dem früheren Drängen des Ministers stand, dem Gesandten kaum entgehen, und der Schluß auf das Sinken seiner Aktien lag sehr nahe. Bereits am 5. Juli berichtet Schwichelt nachhause, es käme gar nichts zustande, und wünscht sehr leicht von dieser peinvollen Mission zurückberufen zu werden. Inzwischen erfolgte die erste Sendung Robinsons, von Schwichelt mit ängstlicher Besorgnis verfolgt, daß nicht etwa ein Ausgleich zwischen Oesterreich und Preußen geschlossen werde, der die hannöberischen Wünsche ganz unberücksichtigt ließe. Und wenngleich die englischen Minister Instruktionen hatten, sich nach Möglichkeit der territorialen Begehlichkeiten ihres Königs anzunehmen, so hatt

¹⁾ Podewils, den 13. August; Berliner Archiv.

noch Robinson, wie wir bereits anführten, am 4. August Schwichelt erklären können, es sei sicher nicht König Georgs Absicht, durch seine hannöversischen Sonderinteressen die Lösung der großen Frage, bei denen für ganz Europa so viel auf dem Spiele stehe, hemmen zu lassen.

Es war nicht zu verwundern, wenn der Gesandte das Ende dieser Sendung, die ihm so wenig Erfolge und Ehre hatte einzubringen vermocht, aufrichtig herbeisehnte, aber das Schlimmste und Peinlichste sollte erst noch kommen.

Von den beiden Heeren, welche Frankreich im August aufgestellt hatte, war das eine gegen Bayern aufgebrochen, das andere unter Maillebois über Sedan nach Kaiserswerth und Rheinberg marschirt, um sich dort mit den Contingenten von Pfalz und Kurköln zu vereinigen. Die Nachricht davon regte in Hannover große Bestürzung; wie, wenn jenes Heer eine Diverſion gegen die kurbraunschweigischen Lande im Schilde führte? Zur Abwehr war man nicht gerüstet, und Bundesgenossen hatte man nicht. Wohl hatte man in Sachsen die alte Defensivallianz von 1731 im April dieses Jahres erneuert und sich dies, wie man erzählte, viel Geld kosten lassen¹⁾; aber was in Sachsen zu erwarten war, hatte ja erst kürzlich die Sendung des Obersten gezeigt, und das Corps des Fürsten von Anhalt genügte, um diese Nacht in Schach zu halten. Einzig und allein Preußen konnte helfen, retten, und alle Gedanken an die so heißersehnten Gebietsvergrößerungen mußten jetzt ganz in den Hintergrund treten. Man mußte die preussische Allianz suchen nach im Interesse der Selbsterhaltung.

Am 24. August erklärte Schwichelt dem Minister Bodewils, er habe Nachricht erhalten, daß Frankreich im Münsterischen ein Heer versammle, um die deutschen Lande des Königs von England anzugreifen, obwohl dieser sich nicht bewußt sei, als deutscher Reichsfürst Frankreich beleidigt und diesem Rache gegeben zu haben, gegen ihn feindlich aufzutreten. Derselbe schmeichelte der König von Preußen werde die ewige Defensivallianz, welche (seit 1733) zwischen den beiden Häusern bestehe, zur Ausführung bringen, und um eine Erklärung hierüber²⁾.

Bodewils bemerkte vorläufig darauf, er hielte es für unwahrscheinlich, daß Frankreich den König von England angreife, wofern dieser sich in dem Verhältnisse zwischen Frankreich und Oesterreich vollkommen neutral hielte. Schwichelt erwiderte hierauf, den König von Preußen werde man in keinem Falle angreifen, aber Oesterreich gegen Frankreich zu unterstützen, sei England durch das Traktatmäßig verpflichtet und habe auch ein Interesse daran, nicht das ganze und ganz Deutschland umstürzen zu lassen. Die Selbsterhaltung, sagte Bodewils ein, sei doch immer unter Konjunkturen wie die gegenwärtigen die erste Rücksicht. Ihm würde es höchst unklug erscheinen, wenn

¹⁾ Die der preussische Gesandte Ammon erfahren haben wollte, hatte Brühl darüber Bericht vom 16. September, Berliner Archiv.

²⁾ Bodewils an den König, den 25. August; Berliner Archiv. Mittheilungen der Polit. Korresp. I, 311. In meinen Excerpten aus dem hannöversischen Archiv finde ich eine Anweisung an Schwichelt in gedachtem Sinne erst vom 27. August datirt. Das könnte also nur eine Erneuerung einer bereits früher erfolgten Anweisung sein.

jemand hinlief, um bei einem anderen Löschhilfe zu leisten, der befürchten müsse, daß inzwischen das eigene Haus vom Feuer ergriffen würde.

In demselben Berichte schlägt Bodewils dann eine offizielle Antwort dem Könige vor, welche diesem so behagt, daß er eigenhändig zuschreibt: „Sehr, sehr gut, und kann man keine bessere und vernünftigeren Antwort, wie diese ist, geben, weshalb ich solche vollkommen approbiere ¹⁾).

Diese Antwort, welche dann Schwichelt am 29. August erhielt und in Bodewils' Gegenwart zu Papier bringen durfte, lautete: „Der König von Preußen entsinnt sich sehr wohl des Wortlautes der ewigen Allianz zwischen den Häusern Brandenburg und Hannover, aber auch, daß dies ein rein defensiver Traktat war; um auf Grund dessen Beistand beanspruchen zu können, muß man sich in den Grenzen eines neutralen und einfach defensiven Betragens halten und in keiner Weise Gelegenheit oder Vorwand geben, sich fremde Mächte auf den Hals zu ziehen. Wird man in Hannover neutral und ruhig bleiben, so wird man nichts zu fürchten haben, und der König von Preußen wird in diesem Falle versuchen, den Sturm abzuwenden, von dem man sich bedroht glaubt; wenn man aber gegen die Freunde und Alliierten anderer Mächte feindlich auftritt, wird man selbst zum Angreifer und begiebt sich des Rechtes, dann die Verpflichtungen eines Vertrages anrufen zu können, welcher nur defensiv war.“

Ehe noch jene offizielle Antwort an König Georg gekommen, hatte diesen die steigende Besorgnis zu neuen Schritten getrieben, Schwichelt solle persönlich um Audienz bitten, dort ein Handschreiben seines Souveräns überreichen ²⁾, in welchem dieser die Zusammenziehung eines Corps aus Hannoveranern, Dänen und Hessen anzeigt und hofft, daß der König von Preußen seine Verteidigungsmaßregeln nicht nur nicht hindern, sondern vielmehr auf Grund des ewigen Bündnisses ihm helfen werde.

Bald folgten weitere Instruktionen ³⁾, welche auf die sonstigen Eröffnungen des Ministers antworteten und zunächst die englisch-hannoversche Politik verteidigten. Das englische Ministerium habe nach den Parlamentsbeschlüssen nicht umhin gekonnt, einige Demonstrationen zugunsten der pragmatischen Sanktion zu machen, thatsächlich habe man Oesterreich keine Hilfe geleistet, und auch bei den Unterhandlungen mit dieser Macht ihr keinen Zweifel gelassen, daß die Verständigung mit Preußen die Bedingung jeder Unterstützung sein müsse. Wenn jetzt Bodewils die anzustrebende Neutralität so verstanden wissen wolle, daß Hannover nicht nur nicht gegen Preußen, sondern ebenso wenig gegen Frankreich und Bayern der Königin von Ungarn Beistand leisten dürfe, weil dieselbe sonst mehr Truppen gegen den König disponibel haben werde, so sei auch dazu Hannover bereit, es wolle Oesterreich ganz seinem Schicksal überlassen und ebenso gern Preußens Ansichten bezüglich der Reichspolitik sich zu accommodieren suchen, wenngleich Bodewils' kürzlich gethane Äußerungen, daß man vielleicht gar keinen Kaiser oder bloß einen schwachen bedürfe, das Bedenken wachgerufen hätten, ob wohl bei solchen Ansichten die Kurfürsten in ihrer Würde bestehen könnten ⁴⁾.

¹⁾ Lager von Reichenbach, den 27. August 1741; Polit. Korresp. I, 311.

²⁾ Vom 30. August.

³⁾ Vom 2. September.

⁴⁾ Den 2. September; Archiv zu Hannover.

Schwichelt solle um jeden Preis zum Schluß zu kommen suchen, mit einer losen Neutralitätskonvention zufrieden zu sein, die Ideen der Gebietsvergrößerungen im Prinzipie fallen lassen, Hildesheim unbedingt, das Äquivalent für Ostfriesland desgleichen; Osnabrück, wo jetzt beim Tode des Kurfürsten von Köln ohnehin ein hannöverscher Prinz zur Wahl komme, also erst bei dessen Tode der Vertrag praktisch werden könne, werde wohl die geringste Schwierigkeit machen.

Bald ging man noch einen Schritt weiter. Schwichelt soll erklären, Hannover sei weit entfernt davon, Unmögliches zu begehren, oder sich für Österreich zu opfern. Preußen möge nur vertraulich mitteilen, wie es sich den erwünschten Systemwechsel denke, der König von England habe bereits dem amerikanischen Gesandten v. Haslang sehr freundliche Eröffnungen gemacht ¹⁾; in neues Handschreiben an König Friedrich hat wiederum um Beistand gegen Frankreich oder wenigstens wirksame Verwendungen bei dieser Macht ²⁾.

Man konnte allerdings zur Ausführung einer Maßregel, bei der Eile not that, kein ungeeigneteres Werkzeug finden, als Schwichelt. Wie immer, wenn einmal wirklich Ernst gemacht werden sollte, versteckte er die Angst vor der eigenen Verantwortlichkeit hinter jenem eifersüchtigen Mißtrauen, das Preußen gegenüber den wesentlichsten Teil seiner politischen Überzeugungen abdete. Fast jedem Berichte pflegte er die schwärzesten Befürchtungen anzuhängen: er traue König Friedrich das Schlimmste zu: die Reichsverfassung anzustürzen, das Gleichgewicht Europas über den Haufen zu werfen, seine Grenzen über die Gebühr auszudehnen, womöglich jede Kaiserwahl zu verhindern, oder, wenn er zu einer die Hand böte, seine Hilfe über alle Maßen teuer bezahlen zu lassen ³⁾. Die ganze Sache mit den Hannover angebotenen Konditionen sei nichts als eine Hinterlist gewesen, der König von Preußen, er alle seine Nachbarn niederdrücken wolle, würde unter allen Umständen Hindernisse finden und gefunden haben ⁴⁾. Er hielt es bei der Gesinnung Preußens für äußerst bedenklich, irgendetwas Schriftliches von sich zu geben, was einen Antrag auf Vermittelung Frankreich gegenüber ic. ⁵⁾. Alles Innuationen, welche recht geeignet waren, den ohnehin schon so sehr in Unruhe versetzten hannöverschen Hof vollends ratlos zu machen.

Er that Rodewils schweres Unrecht. Derselbe war zu allen Zeiten ein aufrichtiger Freund der hannöversch-englischen Allianz gewesen und wollte jetzt sehr ernstlich alles Mögliche thun, um eine französische Diversion gegen die Erblande König Georgs, welche ihm auch im preussischen Interesse sehr unerwünscht schien, abzuwenden; freilich meinte er, wie jetzt die Dinge lägen, ohne Hannover nicht noch auf Ländererwerb Anspruch machen, es müsse froh sein, durch Preußens Vermittelung mit dem Versprechen der Neutralität und der Zustimmung für Karl Albert von Bayern die Sicherheit der hannöverschen Lande zu erkaufen. So erklärte er denn Schwichelt offen, mit den beiden Stiftern (Hildesheim und Osnabrück) werde es nichts werden, beide gehörten

¹⁾ An Schwichelt, den 8. September; Archiv zu Hannover.

²⁾ Den 9. September; ebd.

³⁾ Den 2. September.

⁴⁾ Den 6. September.

⁵⁾ Den 9. September.

ja dem Kurfürsten von Köln, dem Bruder des Kurfürsten von Bayern, den Frankreich speziell unter seinen Schutz genommen ¹⁾). Ja, er hält es sogar für sehr möglich, daß das Vorrücken der Franzosen am Niederrhein wesentlich durch die Kunde von den Absichten Hannovers auf die Stifter herbeigeführt worden sei. Man habe diese Absichten nicht genug geheim gehalten, im Haag habe man davon öffentlich gesprochen, und sogar die Kölnische Gazette habe sich mit dem Plane beschäftigt ²⁾).

Bei König Friedrich hatte das Drängen Hannovers einen besonderen Gedanken wachgerufen, den er seinen Ministern in folgenden Worten mittheilt: „Valori hat mir in einem Tone gesprochen, daß ich glauben muß, man würde in Paris die Neutralität von Hannover acceptieren, wenn ich mich dafür interessierte. Das läßt mich auf den Gedanken kommen, daß, wäre es auch nur 1 Million Pfd. Sterl., die man von den Engländern ziehen könnte, dies immerhin doch nicht schlecht wäre, denn sie haben so arge Furcht, daß sie jetzt alles hergeben werden, damit man sie nur verschone. Halten Sie die Sache im Auge; wie klein auch der Gewinn wäre, den es uns einbrächte, man könnte ihn mitnehmen.“ ³⁾

Des Königs Idee war wenig nach dem Geschmade seiner vertrauten Rathgeber, und es ist höchst interessant, wahrzunehmen, wie bei dieser Gelegenheit auch der Geheimsekretär des Königs, Kabinettsrath Eichel, aus seiner sonst so streng bewahrten Zurückhaltung heraustritt und bei Übersendung des königlichen Handschreibens Podewils zu verstehen giebt, man brauche den angeregten Gedanken nicht allzu ernst zu nehmen; es scheint, als ob Eichel andeuten wolle, der König werde sich den Gedanken wohl ausreden lassen.

Podewils seinerseits setzt dem Könige auseinander, die Erlangung des Geldes würde große Schwierigkeiten haben. Sollte es England geben, so würde man doch eine so ansehnliche Summe von dem Parlamente begehren müssen, und dieses würde sie vielleicht bewilligen, aber als Subsidie ansehen und nicht ohne dafür Hilfstruppen und enge Allianz zu verlangen. Wollte man aber allein auf Hannover rechnen, so kenne der König selbst Georgs „Genie und Charakter“ zu gut, um nicht zu wissen, daß dieser es eher auf die äußersten Extremitäten ankommen lassen würde, als solch' eine Summe aus seiner Börse oder seinem Tresor zu geben, noch dazu ohne auch nur eine Allianz dafür zu haben. Man werde von der ganzen Sache um so weniger wissen wollen, da Hannover inzwischen mit Frankreich angeknüpft und einen Vertrauensmann nach Paris geschickt habe. Auch besorge er, wenn er öffentlich jene Sache anregte, daß Frankreich davon erfahre und hierin die Neigung zu einem Separatfrieden erblicke ⁴⁾).

Der König zeigte sich in der That nachgiebig genug, er war zufrieden, wenn es so eingeleitet würde, daß man nach zwei Seiten verpflichten könnte, den König von England, indem man demselben Neutralität für seine deut-

¹⁾ Schwibelt, den 6. September.

²⁾ Den 9. September.

³⁾ Den 7. September, Polit. Korresp. I, 322; nachdem bereits ein Schreiben des Königs an Podewils vom 5. September (Polit. Korresp. I, 330) den Gedanken, Hannover seine Neutralität durch ein Opfer erkaufen zu lassen, angeregt hätte.

⁴⁾ Podewils, den 8. September; Beckner St.-A.

schen Staaten verschaffe, und Frankreich dadurch, daß man die hannöberische Kurstimme für Bayern gewinne ¹⁾. Indeß war anderseits auch der Minister nicht gemeint, den Wunsch des Königs ganz unberücksichtigt zu lassen. Er versichert gleich auf jenes Schreiben, er habe selbst schon daran gedacht, von Hannover für die Gewährung der Neutralität ein Entgelt zu begehren, und Schwichelt nach dieser Seite hin den Puls gefühlt, allerdings ohne sonderlichen Erfolg. Hannover schiene anzunehmen, Preußen habe selbst ein Interesse daran, zu verhindern, daß das Kriegsfeuer sich mitten in seinen Staaten entzünde ²⁾.

Übrigens habe ihm Schwichelt im Vertrauen gestanden, sein Hof habe einen geheimen Emisär an Kardinal Fleury gesendet, und wie er glaube, sei man keineswegs abgeneigt, zur Wahl des Kurfürsten von Bayern mitzuwirken, wofür man nur sicher sei, daß Preußen an diesem Fürsten festhalten werde, wofür sich Podewils verbürgen zu können geglaubt habe. Podewils knüpft an diese Ausführungen noch einige bedenkliche Äußerungen über Frankreich, welches die große Loyalität Preußens, das von allen ihm gemachten Anerbietungen sofort Mitteilung mache, keineswegs in gleichem Maße erwidere, ja sogar dem Vernehmen nach im geheimen einen Frieden zwischen England und Spanien betreibe, nach dessen Abschlusse es der preußischen Hilfe nicht mehr in gleichem Maße wie früher bedürfen werde. — Kurz, man wisse nicht, welche Wendung eines Tages die Dinge nehmen könnten, und ob es sich nicht unter allen Umständen empfehle, mehr als eine Saite auf seinem Bogen zu haben und sich eine Hinterthür offen zu halten, um davon Gebrauch zu machen, wenn etwa wider Verhoffen Frankreich ein falsches Spiel treiben sollte ³⁾.

Als dann Schwichelt einige Tage später auf neue Weisungen seine Anträge und Anerbietungen dringender wiederholte, konnte es sich Podewils doch nicht versagen, noch einen Versuch im Sinne des königlichen Wunsches zu machen. Halb scherzend sagte er zu dem Gesandten: „Was gebt ihr uns, wenn man euch Neutralität und Sicherheit für eure deutschen Staaten auswirkt? Ihr habt ansehnliche Schätze sowohl in England, als in Hannover, und wir brauchen Geld, um Krieg zu führen. Werft uns eine Million Sterling an den Kopf, um das, was ihr wünscht, zu erlangen.“ Schwichelt hatte erwidert: „Wir sind nicht so reich, wie ihr glaubt, und die vertheuften Engländer sind mit dem Geben nicht so bei der Hand. Wenn man aber euch etwas gäbe, müßte man nicht bloß Neutralität haben, sondern positive Zusagen von Hilfeleistung für den Fall eines Angriffes.“ Die Garantie der Neutralität mache das überflüssig, hatte Podewils gemeint, doch jener hatte darauf bestanden ⁴⁾.

Wenngleich die delikate Angelegenheit in vertraulichen und halb scherzhaftem Tone verhandelt wurde, so erregte sie doch große Bestürzung in Hannover. An das englische Parlament in dieser Sache sich zu wenden, hätte König Georg nicht gewagt, und der Gedanke, seinen geliebten hannöberischen

¹⁾ Marginal (unbatiert) zu dem vorstehenden Berichte; Polit. Korresp. I, 332.

²⁾ In einem zweiten Berichte vom 8. September.

³⁾ Podewils, den 8. September.

⁴⁾ Podewils, den 11. September; Berliner Archiv.

Trefor anzugreifen, war ihm entseztlich. Ängstlich ließ er seinem Gesandten schreiben, hoffentlich werde Podewils nicht mehr auf die Sache zurückkommen, Geld könne in keinem Falle gegeben werden, die Rüstungen Hannovers kosteten schon allzu viel ¹⁾.

Dagegen war der König Georg bereit, nach anderer Seite hin ein Stück Geld, wie er meinte, vorteilhaft anzulegen. Im Laufe der Unterhaltung hatte Podewils einmal dem hannöverschen Geheimrate gesagt, er müsse seinem Souverän gegenüber sehr vorsichtig sein, seine Freundschaft für England habe ihm bereits viel „Unlust“ eingetragen, er habe sich sogar sagen lassen müssen, er empfangen wohl eine Pension aus London ²⁾. Wir wissen, daß diese Äußerung buchstäblich Wahres enthielt, aber es entsprach der in niedrigen Argwohn ganz aufgehenden Sinnesart Schwichelt's, daß er aus jenen Worten nur eine gewisse Sehnsucht nach einer englischen Pension heraushörte, und König Georg war schnell bereit, seinen Gesandten zu instruieren, den Minister zu gewinnen; ein bestimmter Tarif ward ihm vorgegeschrieben, 5000 Thlr. sollten für eine Defensivallianz mit Preußen, 4000 extra für Auswirkung der Konventionen versprochen werden, und 10,000 noch dazu, wenn die Landwerbungen wirklich perfekt würden, ein Auftrag, den ganz auszuführen Schwichelt allerdings dann weder die Gelegenheit, noch den Mut gefunden hat.

Die Situation in Hannover war im höchsten Grade unbehaglich. Schon die mehr und mehr als unerläßlich sich herausstellende Bedingung einer Zusage der Kurstimme für Bayern mußte sehr bedenklich erscheinen; wie sollte man nach der hochtönenden Anrede vom April vor dem Parlamente bestehen, wenn es sich jetzt herausstellte, daß man selbst dem französischen Kandidaten die Stimme zugesagt hatte? Und wenn man dies allenfalls noch als hannöversische Angelegenheit anzusehen vermochte, so konnte dies doch in keinem Falle gelten bei dem Neutralitätsvertrage, durch welchen ja auch England gebunden werden sollte, keinerlei Unterstützung Oesterreich zu gewähren, auch nicht gegen Frankreich und Bayern, in schreiendem Widerspruche mit den Beschlüssen des Parlamentes. Es war in der That kein Wunder, wenn sich König Georg vor dem letzteren kaum weniger fürchtete, als vor dem Heere Maillebois' ³⁾.

Noch ein Versuch ward mit Sachsen gemacht, Münchhausen, der Bruder des leitenden Ministers in Hannover, eilte dorthin ⁴⁾. Er sollte auf das dringendste den Beistand Sachsens verlangen auf Grund der alten Defensivallianz von 1731, erneuert im April dieses Jahres. In Dresden jedoch war man hiervon sehr weit entfernt; hier hatte man die österreichische Partie bereits verloren gegeben, und Brühl war sehr eifrig bemüht, aus der Teilungsmasse der Habsburger Erblande möglichst viel für Sachsen zu gewinnen. Da diplomatische Unterhändler Saul und dann Fürst Poniatowski waren unablässig in Frankreich bei Marschall Belleisle und in Paris bei Kardinal Fleury thätig, und wenngleich ein Stück Böhmen das Allererwünschteste gewesen wäre, so lockte doch auch, was Frankreich bot, ein guter Teil von Währen

¹⁾ Den 21. September; Archiv zu Hannover.

²⁾ Schwichelt, den 9. September.

³⁾ Ammon an König Friedrich. Dresden, den 27. September; Berliner Archiv.

⁴⁾ Am 13. September trifft er in Dresden ein.

und Oberschlesien, um so mehr, da auch Preußen sich mit dem letzteren einverstanden erklärte, was ihm wie eine Art von Bollwerk gegen Oesterreich sehr erwünscht schien ¹⁾, wie wenig er auch sonst dafür eingenommen war, etwa den Anteil Bayerns auf Kosten von Sachsen schmälern zu lassen.

Auch in Dresden fand man nicht leicht den Mut des definitiven Entschlusses, aber jedenfalls neigte man mehr der französisch-bayerischen Partei zu. Mit großer Offenherzigkeit schreibt der Geheimrat Hennicke, einer der Ratgeber Brühls, unter dem 6. September vertraulich an den Minister Münchhausen, alles hinge jetzt von Frankreich ab, und wenn Sachsen die Unterhandlungen durch Poniatowski eifrig betreibe, so sei die Hauptabsicht dabei, Preußens Vergrößerung in Schlesien möglichst entgegenzuarbeiten oder wenigstens dieselbe nach Kräften einzuschränken. Man wünsche dies im Interesse des sächsischen Handels und wohl auch aus Religionseifer und endlich auch deswegen, weil man, nachdem „unser Oberherr“ ²⁾, der König von Frankreich Böhmen an Bayern gegeben habe, versuchen müsse wenigstens einen Teil von Schlesien zu erhalten ³⁾.

Unter solchen Umständen hatte die dringende Mahnung Hannovers, die traktatmäßigen Hilfstruppen sofort an die Grenze zu senden, keinen Erfolg, man entschuldigte sich damit, daß man selbst bedroht sei, verbreitete sich näher über die feindlichen Absichten des Fürsten von Anhalt, und wies, als man das nicht gelten lassen wollte, darauf hin, daß Belleisle in Frankfurt ganz offen ausgesprochen habe, so wie man von Sachsen einen Mann den Hannoveranern zuhülfe schicke, werde sofort Anhalt in Sachsen einrücken ⁴⁾.

Münchhausen hatte schließlich zu dem Mittel gegriffen, dem sächsischen Premierminister vorzustellen, da viel Aussicht vorhanden sei, daß sich sein Herr für Bayern erkläre und Oesterreich in keiner Weise unterstützen zu wollen erkläre, sei doch nicht anzunehmen, daß Preußen einer Hilfsleistung Sachsens an Hannover erustlich sich widersetzen werde ⁵⁾, worauf dann wenigstens Hennicke Hoffnung machte, daß, wenn Preußen zustimme, Sachsen sein Hilfscorps marschieren lassen werde ⁶⁾. Es fällt schwer, zu glauben, daß sich der Gesandte von dieser Zusage auch nur das Allgeringste versprochen hätte, um so weniger, da er in demselben Berichte Sachsen als ganz von Frankreich gewonnen schildert.

Er mußte schließlich hören, daß Hennicke offen eingestand, Brühl habe durch Soul an Frankreich die positive Erklärung abgegeben, Sachsen werde in keinem Falle Hannover Beistand leisten ⁷⁾; am 16. September reiste er ab. An einem der letzten Tage in Dresden hatte er noch in allerdings erregterer Stimmung bei einem Mahle dem preussischen Gesandten gesagt, sein Herr sei in größter Angst vor dem französischen Heere, er wolle ja alles thun, was

¹⁾ Friedrich an Pobewitz, den 5. September; Polit. Korresp. I, 330.

²⁾ Das Wort ist offenbar mit einem gewissen Sarkasmus gebraucht. Der Briefsteller zeigte gern, namentlich seinen hannöverschen Freunden gegenüber, deutsch-patriotische Regungen.

³⁾ Den 6. September; Archiv zu Hannover.

⁴⁾ Bgl. oben S. 265.

⁵⁾ Münchhausen, den 13. September.

⁶⁾ Desgl. den 14. September.

⁷⁾ Bericht des hannöverschen Gesandten von dem Busche, den 14. September.

Preußen verlange, selbst dem Kurfürsten von Bayern seine Stimme geben, wenn man nur die Franzosen von seinen Grenzen abwehre.

Aber freilich, wenn man auch in Hannover dazu sich verstehen wollte, so war man immer noch nicht sicher, durch die Zusage der hannöverschen Kurstimme die deutschen Lande König Georgs vor einer Besetzung durch die Franzosen zu schützen. Dazu sollte erst Preußens Vermittelung helfen.

Obwohl hierfür nun auch Lord Hyndford, dessen Geltung gerade damals im Laufe des September, wie wir noch näher sehen werden, mächtig stieg, sich lebhaft verwendete und auch Podewils es befürwortete, so war König Friedrich, wenn er gleich sich bereit zeigte, unter dem 16. September seinen Oheim durch einen Brief, welcher die Verwendung Preußens bei Frankreich in Aussicht stellte, zu beruhigen ¹⁾, doch eigentlich nicht gemeint, so leichten Kaufes dem Oheime, dessen „Duplicität“ ihn so vielfach erzürnt hatte, aus der Klemme zu helfen.

Dem hannöverschen Gesandten Schwichelt war Anfang September die nachgesuchte Audienz versagt worden, unter dem Vorwande der Unsicherheit der Straßen. Auf neue Vorstellungen von Podewils, wie schwer es Schwichelt empfinde, daß man ihm die Audienz verweigere, nachdem man dem sächsischen Gesandten v. Bülow und Valori solche wiederholt gewährt, hatte der König entschieden, jener möge kommen ²⁾.

Am 20. September im Lager bei Meiße durfte Schwichelt fast eine Stunde bei dem gefürchteten Herrscher verweilen. Der letztere war noch immer nicht eben gut auf seinen Oheim zu sprechen. Zu Bülow, dem sächsischen Gesandten, der am gleichen Tage mit Schwichelt Audienz hatte, soll er bei dieser Gelegenheit gesagt haben, Sachsen müsse sich von Hannover losfagen. Dieses bedaure er nicht, wenn es jetzt von Frankreich geängstet werde. Er habe noch die Pläne einer Teilung Preußens im Gedächtnisse, und noch neuerdings habe man seine Feinde mit Geld unterstützt; auch die Thronrede sei unvergessen. Und ebenso insultiere man fortwährend Frankreich, und es sei kein Wunder, daß dieses es satt bekomme, immer zu sehen, wie König Georg in London sich aufs hohe Pferd setze und in Hannover klein beigebe ³⁾.

Indessen hielt der König Schwichelt gegenüber doch an sich, er sagte demselben, wenn König Georg jetzt verlange, vor Frankreich geschützt zu werden, so sei dies eine konsiderable Sache. Frankreich sei erzürnt wegen des Krieges mit Spanien und der kürzlich erfolgten Beleidigung der französischen Flagge. Es habe jetzt die Macht, zu schaden, und wolle man es verzeihen, so werde man ihm etwas bieten müssen. Was ihn selbst anbetreffe, so habe auch er vollen Grund, auf England zu zürnen, welches seine Feinde, wenn auch nicht mit Truppen, so doch mit Geld unterstützt und deren Hochmut auf alle Weise bestärkt habe. Von Neutralität zu sprechen, falle ihm jetzt ein, wo die französischen Truppen es bedrohten und auch Sachsen auf die andere Seite trete. Als hier Schwichelt einwendete, sein Hof habe doch schon viel früher sich erboten, sich jeder Unterstützung Osterreichs zu enthalten, erwiderte der König ironisch: „Ja wohl, im Sinne eurer beliebten Unterscheidung zwi-

¹⁾ Polit. Korresp. I, 338.

²⁾ Originale zu Podewils' Bericht vom 8. September.
Bülow's Bericht vom 20. September; Dresdner Archiv.

sehen König und Kurfürst. Aber Sie mögen wissen, daß ich mich damit niemals habe abspeisen lassen und niemals abspeisen lassen werde mit jenen frivolen Unterscheidungen. Der König von England, der Kurfürst von Hannover und das Parlament sind wie Gott-Vater, Gott-Sohn und Gott-heiliger-Geist, welche nur eine Gottheit bilden.“ Darauf zählte er ausführlich das ganze Sündenregister Englands dem Gesandten her, besonders die Thatfache betonend, daß daselbe der Königin von Ungarn durch die Zahlung von 1½ Millionen Thaler direkte Hilfe geleistet habe. Indessen er sei nicht unversöhnlich, der König von England sei der Bruder seiner Mutter, welche Equalität er immer in ihm respektiere. Doch dessen Sache sei es, zu versuchen, ihn zu gewinnen.

Schwichelt versichert, gefragt zu haben, ob sich der König verpflichten wolle, falls England gegen alle Feinde Oesterreichs strenge Neutralität beobachtete, nun auch seinerseits vollkommen neutral zu bleiben und Hannover nicht zu hindern, sich zu verteidigen, wenn man es angreife. Aber Friedrich sei ausgewichen, obwohl der Gesandte unermüdlich auf diesen Punkt zurückgekommen sei, und erst bei dem vierten Male habe er geäußert, sein Oheim möge ihm nur Konventionen anbieten, dann werde er sich weiter erklären. Auf Näheres darüber schon jetzt einzugehen, habe er keine Neigung gezeigt und nur einmal hingeworfen, obwohl er sonst nicht viel auf Garantien gebe, da die pragmatische Sanktion ein abschreckendes Beispiel dafür biete, was man von Garantien sich versprechen dürfe, so sei ihm doch die Phantasie gekommen, daß es für ihn einen gewissen Wert haben könne, wenn ihm England die rüchhaltslose Garantie Rußlands für alle Erwerbungen, die er in Schlefien zu machen vermöchte, verschaffte.

Bei der Tafel, zu welcher Schwichelt der Sitte nach gezogen wurde, war auch der sächsische Gesandte v. Bülow anwesend, den zu quälen sich der König ein grausames Vergnügen machte, indem er halb im Scherze von den Winterquartieren seiner Truppen in Sachsen redete, und äußerte, wenn jemand zwischen streitenden Nachbarn neutral zu bleiben versuche, käme es meistens dahin, daß gerade seine Länder Schauplatz des Krieges würden. Dann richtete Friedrich an denselben allerlei verfängliche Fragen, auf welche derselbe die Antwort schuldig zu bleiben für gut fand. Als damit auch an Schwichelt die Reihe kam und z. B. die Frage gestellt ward, wen man denn von Hannover neuerdings an den Kardinal Fleury gesendet habe, folgte derselbe Bülows Beispiel. Der König aber sagte: „Aber meine Herren Minister, es ist doch überraschend, daß ich von dem, was an Ihren Höfen vorgeht, besser unterrichtet bin, als Sie selbst. Wer bezahlt mich dafür, daß ich Ihnen hier Nachrichten zutrage?“ ¹⁾

Wir haben über die Audienz noch außerdem einen eingehenden Brief des Königs selbst an Podewils ²⁾, welcher im wesentlichen Schwichelts Darstellung bestätigt und ein näheres Interesse eigentlich nur durch einen Passus empfängt, insofern dieser die große Frage, um die es sich hier handelt, in einem teilweise neuen Lichte zeigt, nämlich bezüglich der Intentionen Frankreichs.

¹⁾ Breslau, den 22. September. Schwichelts Bericht im Archiv zu Hannover.

²⁾ „au camp de Nais“ ce 20^e Sept.; Polit. Korresp. I, 342.

Noch am 15. September hatte der König seinem Minister wiederholt, er habe Valori sondirt, man sei bereit, Hannover die Neutralität zuzugestehen, und was noch mehr sagen wolle, auf Preußens Verwendung hin ¹⁾. Aber es schien, als habe der Gesandte zu viel gesagt. Bussy, der französische Gesandte in Hannover, seit Anfang September dort eingetroffen, führte eine sehr andere Sprache, that, als sei es beschlossene Sache, daß die französischen Truppen am 15. September den Rhein überschritten und in den hannöverschen Landen Winterquartiere bezögen, wenn nicht England seine ganze Politik ändere, mit Spanien Frieden mache u. s. w. ²⁾. Wesentlich unter dem Eindrucke dieser Nachrichten erfolgte die ängstliche Sendung des jüngeren Münchhausen nach Dresden und das lebhaftere Drängen bei Preußen. Auch Valori hat offenbar nicht umhin gekonnt, dem König zu eröffnen, daß sein Hof doch nicht gemeint sei, so leichten Kaufes die hannöversche Neutralität zuzugestehen, und in jenem Briefe nun über Schwibels Audienz am 20. September gesteht der König ein, der Fall mit den von Frankreich verlangten Winterquartieren im hannöverschen setze ihn in Verlegenheit, er sehe nicht recht ab, wie er die Forderung bewilligen solle, noch auch wie sie ablehnen. Der Minister möge ihm seine Ideen mittheilen.

Napoleon zögert nicht, dies zu thun, und benützt die Gelegenheit, wieder einmal seiner argwöhnischen Antipathie gegen Frankreich Luft zu machen. Wenn Hannover sich neutral halte und Bayern seine Stimme gäbe, sei es alles, was Frankreich verlangen könne; wenn es damit nicht zufrieden sei, möge man daraus erkennen, daß es Preußen mit England in Krieg verwickeln wolle, in einen Krieg, der leicht Deutschland unter die Waffen bringen und wo wahrscheinlich Holland und Rußland Hannover Weistand leisten würden; in jedem Falle aber würde Oesterreich ein viel leichteres Spiel haben, wenn Preußen auch nach einer anderen Seite hin engagiert sei. Was gehe der Krieg zwischen England und Spanien Deutschland an?

Wenn die französischen Truppen im Jülich-Bergischen überwintern, werden sie schon hinreichend Hannover in Schach halten. Aber eine Besetzung der hannöverschen Lande dürfe Preußen nach des Ministers Meinung nicht zugeben: die Franzosen würden dann einfach Herren der westlichen Provinzen sein, das ganze System Preußens würde verdorben, die Kaiserwahl ins Ungewisse hinausgeschoben und alles in die Hände Frankreichs gelegt. Man dürfe sich doch um keinen Preis, den Strick um den Hals, in die Hand dieser Leute geben, die nach Belieben wieder fortzuschicken man nicht die Kraft habe ³⁾.

Mit Napoleons Briefe kreuzt sich einer des Königs von gleichem Datum. Der letztere zeigt sich entschlossen, gegen die Absichten der Franzosen Einspruch zu erheben, da er nicht Lust habe, seine Staaten zum Kriegsschauplatz machen zu lassen, und neue Verwickelungen nicht herbeigeführt werden dürften, so lange man weder der Neutralität der Niederlande noch der Allianz Sachiens sicher sei, auch könne man mit den Bedingungen, welche der König von England biete, zufrieden sein. Friedrich scheint nicht zu zweifeln, daß seine Vorstellungen durchbringen würden: dagegen verlangt er von Hannover als

¹⁾ Polit. Korreir. I, 335.

²⁾ Münchhausen, S. 323.

³⁾ 11. September; Berliner Archiv.

Preis seiner Bemühungen die Cession der mecklenburgischen Pfandschaft, zugleich als Entschädigung für die 1½ Millionen, welche England seiner Gegnerin gegeben ¹⁾).

Podewils war mit dieser Forderung wenig einverstanden, er transigierte in seiner Weise, um den gewünschten Neutralitätsvertrag doch zustande zu bringen. Seinem König gegenüber vertritt er mit Wärme die Klagen Schwichelt's. Der Brief Friedrich's an Georg (vom 16. September) verheißt in freundschaftlicher Weise gute Dienste zur Auswirkung der Neutralität, der preussische Gesandte in Hannover, Blotho, fahre sogar fort, die früher angebotenen Land-erwerbungen für Hannover in Aussicht zu stellen, während dagegen der König in der Audienz vom 20. September mündlich die Gewährung einer Verwendung von allerlei Opfern abhängig gemacht habe, zu welchen sein Herr sich erbieten solle. Und diese Schwierigkeiten mache man jetzt, während die Franzosen in großen Tagemärschen vorrückten, man scheine den Ruin von Hannover zu wollen, denn weit entfernt, trotz aller Neutralitätsversicherungen Hannovers die traktatmäßige Hilfe zu leisten, bedrohe Preußen sogar andere, die sonst zu helfen geneigt gewesen wären ²⁾).

Auf der anderen Seite sucht der Minister auch von Schwichelt noch irgendwelche Zugeständnisse zu erlangen, teilt ihm die Forderungen des Königs bezüglich Mecklenburgs mit, versichert ihn im tiefsten Vertrauen, sein Herr habe in der That bereits Schritte bei Frankreich in Sachen der Neutralität gethan, aber Hannover werde noch irgendeine Konzession machen müssen, man möge das schon in seinem Interesse thun, damit er irgendeinen Erfolg in dieser Unterhandlung aufweisen könne, da der König ohnehin ihn seine Vorliebe für Hannover zum Vorwurf mache. Schwichelt empfiehlt jetzt selbst eine Geldbewilligung ³⁾. König Friedrich aber war wenig geneigt nachzugeben; auch auf den neuen Bericht seines Ministers entschied er, an der Cession der mecklenburgischen Hypothek festhalten zu wollen. Darauf empfiehlt Podewils aufs wärmste den von Schwichelt proponierten Vertrag, durch welchen König Georg Neutralität gegen alle Alliierte Preußens verspreche, ebenso Garantie von Niederschlesien mit Breslau contra quoscunq; und auf alle eigenen, ihm früher angebotenen Konventionen verzichtet mit alleiniger Ausnahme von Osnabrück, und dieses, meint Podewils, könne man ihm wohl zugestehen, denn zunächst nach des Kurfürsten von Köln Tode käme ohnehin nach der Bestimmung des Westfälischen Friedens ein hannöversischer Prinz in Besitz, und erst nach dessen Tode würde die Zusage praktisch werden können, und da der Kurfürst von Köln noch jung sei, könnten darüber 50 Jahre vergehen. Bezüglich Mecklenburgs wolle man in Hannover durchaus kein Zugeständnis machen und es lieber auf die größten Extremitäten ankommen lassen. Überhaupt, meine Schwichelt, Hannover habe die preussische Vermittelung als Freundschaftsdienst erbeten, wenn man dieselbe erkaufen solle, sei es vielleicht besser, sich direkt an Frankreich zu wenden. In der That ärgert Podewils, daß, wenn man länger Schwierigkeiten mache, Hannover

¹⁾ Polit. Korresp. I, 345.

²⁾ Bericht vom 26. September.

³⁾ Schwichelt, den 23. September; Archiv zu Hannover.

die so sehr gewünschte Neutralität durch Frankreich resp. Bayern bewilligt erhalten und Preußen das ganze Verdienst bei der Sache entgehen werde ¹⁾).

Über noch immer widerstand der König. „Das Allianzprojekt“, schreibt er, „ist die schönste Sache von der Welt, aber es ist ein Gebäude ohne Grund, denn ich könnte nichts ohne Frankreich thun, und übrigens würde ich nicht böse sein, wenn man den König von England zwänge, auf alle Ideen von Landerwerb zu verzichten. Und was Mecklenburg anbetrifft, so könnte ich in meinem Leben nie zugeben, daß sie die Ämter, welche sie in Besitz haben, behalten.“ Also, fügt er hinzu, mögen gute Dienste bezüglich der Neutralität versprochen, aber feste Abmachungen vermieden werden. Er habe, schließt der König, Mecklenburg ganz besonders im Auge, und wenn einmal der Erbfall mit Ostfriesland eintrete, könnte man vielleicht dies letztere den mecklenburgischen Herzögen als Tauschobjekt geben und sich Strehlitz, Rostock und die Stadt Schwerin nehmen, das Übrige möchte den Herzögen und Hannover bleiben ²⁾).

Ehatächlich waren alle diese Bemühungen gegenstandslos; denn einen Tag vor dem Datum des letzten Briefes (am 27. September) hatten zu Hannover die dortigen Minister Steinberg und Münchhausen, sowie der französische Gesandte de Bussy Deklarationen ausgetauscht, denen zufolge der Hof zu Hannover sich verpflichtete, der Königin von Ungarn keinen Beistand zu leisten, noch sich dem Könige von Preußen, dem Kurfürsten von Bayern und dessen Alliierten in ihren Unternehmungen zu widersetzen, auch dem Kurfürsten von Bayern bei der Kaiserwahl seine Stimme zu geben, wogegen die Franzosen versprechen, ihre Winterquartiere nicht weiter als 3 Meilen von der hannoverschen Grenze auszudehnen ³⁾).

Georg II. durfte mit dieser Form der Lösung recht zufrieden sein; einmal dispensierte sie ihn doch von der Vermittlungsgebühr, welche Preußen beanspruchte, und dann würde am Ende König Friedrich nach dem bereits Angeführten schwerlich zugegeben haben, daß jener die Deklaration nur eben als Kurfürst von Hannover ausstellte, nicht als König von England. Allerdings hatte auch der französische Minister jene Einseitigkeit wohl gemerkt, aber auf seine Vorstellungen hatte Lord Harrington erklärt, gegenüber den Erklärungen des letzten Parlaments, betreffend die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion, könne ein englischer Minister nicht wagen, solche Deklaration zu unterschreiben, und Amelot hat sich auch schließlich dabei beruhigt, man wolle, was Gutes und Wesentliches in der Deklaration sei, acceptieren und über das andere stillschweigend hinweggehen ⁴⁾).

¹⁾ Bericht vom 28. September.

²⁾ Marginale zu dem Berichte vom 28. September; Polit. Korresp. I, 357.

³⁾ Abelung, Pragmatische Staatsgesch. II, 466, der allerdings bekennt, daß ein authentischer Text dieser Deklaration noch nicht bekannt geworden sei. Die von ihm angeführten Punkte mögen im Grunde richtig sein, nur darf man in keinem Falle, wie Abelung thut, unter Nr. 4 noch die Bestimmung hinzufügen, daß die Armee des Fürsten von Anhalt aufgelöst werden sollte. Aus dem weiter unten im Text zu Erzählenden wird zur Genüge erhellen, daß davon nicht die Rede sein kann.

⁴⁾ Die Stelle bei Flassant, Hist. de la diplom. franç. V, 140. Wir kommen die Angelegenheit der Neutralität noch einmal beim Sturze des Ministers Walpole d.

Preußen seinerseits aber mußte die Sache wohl als einen Streich, den ihm sein Bundesgenosse gespielt, empfinden. Mochte auch Valori die Kunde dem Könige auf die liebenswürdigste Weise insinuieren und auf das nachdrücklichste versichern, daß nur die Rücksicht auf Preußens Verwendung den Entschluß seines Souveräns bestimmt habe; die Thatsache blieb doch bestehen, daß die Gewährung nicht, wie man früher in Aussicht gestellt hatte, durch Preußen gegangen war, sondern direkt durch den französischen Gesandten in Hannover; und andererseits, wie sehr sich auch König und Minister bemühten, den Hannoveranern gegenüber das Resultat als die Frucht ihrer Bemühungen hinzustellen, und wenngleich Podewils für diesen großen Dienst „ein gutes Butterbrot“ erwarten zu können glaubte ¹⁾, so dachte er dabei doch wohl nur an eine Geldsumme; bezüglich der mecklenburgischen Forderung äußerte er selbst, es sei ihm lieb, wahrzunehmen, daß in dem letzten Briefe seines Königs an den von England keine Anspielung auf diese Sache vorkomme ²⁾, die freilich damit nicht als für immer fallen gelassen zu betrachten sei, und Schwichelt empfing vonhause bald die Instruktion, die Frage der preussischen Forderungen als abgethan anzusehen ³⁾.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Georg II. unter den veränderten Umständen auch das Geldgeschenk an Podewils für überflüssig gehalten haben würde, indes sah Schwichelt das nicht schnell genug ein; aber als er mit dem Angebote herausrückte, erklärte Podewils sehr unbefangen, er könne es nicht annehmen, es sei zu viel, wenn er dem Könige es melde (daß dies geschehen müsse, sah er als selbstverständlich an), könne dieser am Ende darin einen Bestechungsversuch erblicken. Falls noch ein oder der andere Traktat zustande kommen sollte, so werde er sich gegen die Annahme eines kleinen Geschenkes, wie es nun einmal Sitte sei, nicht sträuben ⁴⁾.

Seinem König gegenüber war Podewils natürlich nicht farg mit bitteren Bemerkungen über das neue Freundschaftsstückchen des französischen Alliierten, das er allerdings vorausgesehen habe; der König war zurückhaltender, aber er hatte einen Gegenzug bereit, er antwortete mit der Auflösung des anhaltischen Corps, auf welches die Franzosen als ein wirksames Pressionsmittel für Sachsen und Hannover nicht geringen Wert legten ⁵⁾. Im übrigen schrieb er die Sache auf das Sündenregister der Franzosen, das viel größer angeschwollen war, als er seinem ohnehin so franzosenfeindlichen Minister zuzugestehen für gut fand, wie wir denn bald sehen werden, daß Friedrich gerade um diese Zeit sich in geheimen Unterhandlungen bewegte, die sehr wenig nach dem Geschenk Valoris hätten sein können.

Was die Mecklenburger Sache anbetraf, so war sie für den Augenblick allerdings gegenstandslos geworden, aber Podewils ging doch noch einmal darauf ein. Unzweifelhaft schrieb er, habe Preußen Ursache, darüber zu wachen, daß Hannover sich nicht dort einniste, jene Ämter für die Dauer behalte. Schon zur Zeit Friedrich Wilhelms habe man die Frage erwogen, wie

¹⁾ Den 4. Oktober; Archiv zu Hannover.

²⁾ Schwichelt, den 10. Oktober.

³⁾ Den 12. Oktober.

⁴⁾ Schwichelt, den 4. Oktober.

⁵⁾ „pour atraper la France d'un autre côté je separe l'armée du prince d'Anhalt“. Marginale zu Podewils' Bericht vom 1. Oktober; Polit. Korresp. I, 365.

man die Hannoveraner daraus vertreiben könne, und in das Projekt eines Traktates mit dem Kurfürsten von Bayern sollte bereits ein geheimer Artikel kommen, durch welchen sich dieser verpflichtete, wenn er Kaiser werde, sich um die Einlösung einer Pfandschaften zu bemühen. Aber um nicht zu viel auf einmal zu erstreben, und so lange die schlesische Sache noch nicht zu Ende sei, empfahl es sich, beharrsam in einer Angelegenheit vorzugehen ¹⁾, die, wie er wisse, dem Könige von England ganz ungemein am Herzen liege. Die Pfandsomme für die Execution werde man doch keinesfalls Hannover vorenthalten können. Es empfahl sich, Ténabrüd im Auge zu behalten: das sei ein Objekt, das man Hannover wohl ginnen möge. Der geplante Tausch werde große Schwierigkeiten haben, doch daran zu denken, komme zurecht, wenn der Erbfall mit Thüringenland eintrete. Vorderhand empfahl es sich, alle solche Pläne aufs sorgfältigste vor jedermann geheim zu halten, denn die preussische Macht scheine allen Nachbarn fürchterlich, und wenn man erst die Erwerbung von Niederösterreich sicher habe, werde man, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, daß die schon und argwöhnisch gewordenen Nachbarn sich zu Ligen gegen Preußen zusammenschoben, eine ziemliche Zeit die größte Uneigennützigkeit zur Schau tragen müssen und sorgfältig geheime weitere Absichten verhüllen, an denen man dann ganz in der Stille und unter Benutzung etwa sich darbietender nützlicher Konjunkturen arbeiten könne ²⁾.

Der junge König hat, wie es scheint, schweigend die kleine Lektion hingenommen, welche seinem allzu kühnen, vorwärtstrebenden Ehrgeize ein treu ergebener, kluger Ratgeber bei dieser Gelegenheit erteilte; in dem Augenblicke, wo er den Bericht empfing, stand er selbst vor einer gewaltigen und hoch bedeutungsvollen Entscheidung.

Was aber die Neutralität Hannovers anbetrifft, so hat der König nachmals in seinen Memoiren, und zwar nicht in der älteren Fassung von 1746, sondern erst in der späteren Bearbeitung von 1775, das Urtheil ausgesprochen, er habe einen großen Fehler begangen, als er für jene Neutralität seinen Kredit angewendet und geltend gemacht habe, die Franzosen würden sich ganz Europa verhehrt machen, die deutschen Fürsten aufbringen und ein minder wichtigen Ziele nachjagend inzwischen den Hauptzweck, die Könige von Ungarn mit allen Kräften niederzuwerfen, aus den Augen verliere. „Die Franzosen“, fährt er fort, „hatten leicht ein so schwaches Räsonnemen widerlegen können: hatten sie damals das Kurfürstentum Hannover bei so würde der König von England niemals haben eine Diversion am Rhin oder in Flandern machen können“ ³⁾.

Es fällt doch schwer, in diesen Tadel mit einzustimmen, und man kann glauben, daß die feindliche Gesinnung des Königs gegen England, welche seit der schmählischen Verrätherei Lord Butes am Ende des 7jährigen Krieges eigentlich bis an seinen Tod in sich trug, ihn nachträglich jene Worte hinzufügen lassen. Wenn die Franzosen jenes Zugeständnis der Neutralität Hannovers für einen argen Fehler erklären, so ist das sehr erklärlich und schwer zu widersprechen. Wer aber vom deutschen oder preussischen

¹⁾ „y aller à la sappe“.

²⁾ Bereswils, den 5. October: Berliner St.-A.

s de Fr. II, 89.

den Gang der Ereignisse beurteilt, wird doch wohl sagen müssen, daß sie im andern Falle vielleicht eine andere Wendung genommen und sich jenes Resultat ergeben haben würde, welches eben von diesem Standpunkte aus als ein erwünschtes bezeichnet werden darf, daß Oesterreich nicht zertrümmert, der französische Einfluß nicht der in England allein dominierende wurde und Preußen allein einen solchen Gewinn dem Kriege davontrug, daß seitdem von einer zweiten deutschen Revolution gesprochen werden konnte.

Berichtigungen.

- 174, 3. 16 v. o. ist statt Rief Ralfstein zu lesen.
 - „ 164, „ 20 vor Februar fehlt die Zahl 8.
 - „ 165, „ 8 von unten statt 19. Januar zu lesen 19. Februar.
-

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Band I

29

Geschichte
des
Ersten schlesischen Krieges

nach archivalischen Quellen

dargestellt von

Dr. C. Grünhagen,

Königl. Archivrat und Professor an der Universität Breslau.

Zweiter Band:

Bis zum Friedensschlusse von Breslau.

Mit einem Plane der Gegend von Glatz.



Gotha.

Friedrich Andreas Perthes.

1881.

Der erste schlesische Krieg.

II.



Geschichte
des
Ersten schlesischen Krieges

nach archivalischen Quellen

bearbeitet von

Dr. C. Grünhagen,

Königl. Archivrat und Professor an der Universität Breslau.

Zweiter Band:
Bis zum Friedensschlusse von Breslau.

Mit einem Plane der Umgegend von Chotusitz.



Gotha.
Friedrich Andreas Berthes.
1881.

☞ Alle Rechte vorbehalten. ☞

Inhalt des zweiten Bandes.

| | Seite |
|--|-------|
| Fünftes Buch. Klein-Schnellendorf. | |
| 1. Geheime Unterhandlungen im Lager | 3 |
| 2. Das Protokoll von Klein-Schnellendorf und die Einnahme von Reife | 24 |
| 3. Verfassungsveränderungen, Landeshuldigung | 43 |
| 4. Das Ende der Klein-Schnellendorfer Verabredungen | 54 |
| 5. Der Partagetraktat und Preußens Beitritt | 74 |
| Sechstes Buch. Der Feldzug in Mähren. | |
| 1. Wahl Kaiser Karls VII. | 87 |
| 2. Schwerin in Oberschlesien und Mähren | 96 |
| 3. Eroberung von Olmütz, Prinz Leopold in Böhmen, Fall von Prag | 105 |
| 4. König Friedrich in Dresden | 122 |
| 5. Friedrichs politische Absichten und der Friedensbote des Großherzogs | 129 |
| 6. Des Königs Vordringen in Niederösterreich | 145 |
| 7. Der Ausgang des mährischen Feldzuges | 166 |
| Siebentes Buch. Chotusitz und Breslau. | |
| 1. Die Wiederaufnahme der englischen Vermittelung | 193 |
| 2. Unterhandlungen zu Breslau bis zur Schlacht bei Chotusitz | 214 |
| 3. Schlacht bei Chotusitz | 235 |
| 4. Die Friedensverhandlungen bis zum Abschlusse der Präliminarien | 269 |
| 5. Die Breslauer Präliminarien | 285 |
| 6. Die Schuldenfrage und der Grenzzug | 293 |
| 7. Das Kundwerden des Friedens | 317 |
| 8. Die Berechtigung des Friedens | 338 |
| 9. Die neue Provinz | 346 |
| Schlusskapitel: Resultate | 359 |
| Archivalische Beilagen: | |
| Zu Band I: Antwort des Wiener Hofes auf die preussischen Anerbietungen, den 5. Januar 1741. — Ein Brief des Erbprinzen von Dessau, den Sturm auf Glogau betreffend, den 6. März 1741. — Österreichischer Paß für das Bischofsche Freicorps, den 30. April 1741 | 369 |
| Zu Band II: Ein Bericht Podewils' über die Stimmung in Breslau, den 4. Oktober 1741. — Ein Bericht über die Schlacht bei Chotusitz, den 30. Mai 1742. — Ein Gebicht auf den Breslauer Frieden | 372 |

1

Nachträgliche Verbesserungen zu Teil I*).

| | | | | | | | |
|----|------|----|----|------------------|-----------------------|-----------------|----------------------|
| E. | 6, | 3. | 22 | lies | Ströme | statt | Stämme. |
| " | 32, | " | 29 | hiater „dürften“ | ist „und“ | eingeschrieben. | |
| " | 35, | " | 11 | lies | Londoner Hofes | statt | Wiener. |
| " | 57, | " | 7 | v. u. lies | Ferdinand I. | statt | Ferdinand V. |
| " | 99, | " | 7 | v. u. lies | Abweisung | statt | Abweichung. |
| " | 109, | " | 12 | lies | Elegnis, Münsterberg, | statt | Elegnis-Münsterberg. |
| " | 121, | " | 3 | lies | 1511 | statt | 1514. |
| " | 127, | " | 6 | v. u. lies | 1636 | statt | 1630. |
| " | 131, | " | 14 | das | Wort „auf“ | ist | zu streichen. |
| " | 136, | " | 2 | lies | 1686 | statt | 1680. |
| " | 137, | " | 10 | lies | erlangte | statt | verlangte. |
| " | 147, | " | 7 | v. u. lies | Ventulus | statt | Ventilus. |
| " | 202, | " | 6 | v. u. lies | postiert | statt | gesührt. |
| " | 213, | " | 7 | lies | Nieglig | statt | Stieglig. |
| " | 287, | " | 12 | lies | Niegen | statt | Ningen. |
| " | 326, | " | 10 | lies | Wien | statt | London. |
| " | 352, | " | 19 | v. u. lies | am | statt | vom. |

*) Die Beschaffenheit meines Manuskriptes machte mehrfache Irrtümer des Setzers sehr erklärlich. Manche derselben habe ich dann doch bei der Korrektur übersehen. Wenn dies bei Teil II, wie ich hoffe, besser geworden ist, so hat das Hauptverdienst daran mein archivalischer Kollege Herr Dr. Bachter, dem ich für seine freundliche und ausdauernde Unterstützung bei der Korrektur aufrichtigen Dank schulde.

Der Verfasser.

11



Fünftes Buch.

Klein-Schnellendorf.

1

Erstes Kapitel.

Geheime Unterhandlungen im Lager.

Als der hannöversische Gesandte Schwichelt Ende Oktober abreisen will, sagt König Friedrich auf die Nachricht davon: „Recht gut, ich verliere nicht viel daran.“¹⁾ Wie verhaßt ihm Robinson geworden, haben wir oben gesehen. Der dritte Botschafter König Georgs aber, Lord Hyndford, war trotz der Mißstimmung Friedrichs gegen seinen Oheim, und obwohl er seinem Kollegen Robinson treulich sekundiert hatte und auch für Schwichelts Interessen wiederholt eingetreten war, in deren Ungnade nicht mit verwickelt worden; er stand in hoher Achtung bei dem König wie bei Podewils.

Es hatte ihm unmöglich gleichgültig sein können, als sein Hof einst Robinson bevollmächtigt hatte, gleichsam über seinen Kopf hinweg die Unterhandlungen allein zu führen, und Podewils hatte vermuthlich sehr recht, wenn er über ihn berichtete: „Hyndford lacht im stillen über Robinsons Abweisung, man behandelt ihn wie einen kleinen Jungen und schneidet ihm das Gras unter seinen Füßen ab.“²⁾ Wenn er nun aber auch sich eine gewisse vorsichtige Zurückhaltung auferlegt hatte gegenüber Vermittlungsversuchen, von denen er sich keinen Erfolg versprach, so hatte er doch auf der anderen Seite nie aufgehört, den Zweck seiner Sendung im Auge zu behalten, und im Verkehr mit den höheren preußischen Offizieren und Diplomaten, die doch mit wenigen Ausnahmen der französischen Allianz sich nicht sehr freuten, besaßte sich ihm immer von neuem die Hoffnung, den König noch auf seine Seite herüberzuziehen. Freilich sah er ein, daß man von ihm nicht thätige Mitwirkung, sondern höchstens Neutralität verlangen dürfe.

Indessen kam doch schließlich alles darauf an, ob der junge Herrscher, dessen entschiedener Wille einst jene Allianz trotz der Antipathieen seiner Umgebung ins Leben gerufen, geneigt sein würde, auf Verhandlungen, welche einen modifizierten Rücktritt von derselben voraussetzten, irgendwie einzugehen.

¹⁾ Marginal zu einem Bericht Podewils' vom 26. Oktober; Berliner Archiv.

²⁾ Den 2. September; ebd.

Es ist von Interesse, zu beobachten, welcher Prozeß sich damals in den Anschauungen des Königs vollzogen.

Die Aussichten schienen in der Zeit, um die es sich hier handelt, der ersten Hälfte des September für Gynsford keineswegs gut zu sein. Wir dürfen uns nur erinnern, in wie schroffer Weise die letzten grade in dieser Zeit durch Robinson gesandten Vorschläge aus Bresburg, obwohl sie ganz Niederschlesien mit Breslau als Preis einer Allianz anboten, zurückgewiesen wurden; wie der König damals, am 14. September, den englischen Kurier selbst zum Augenzeugen seiner Intimität mit dem französischen Botschafter macht, dem er den Brief Lord Gynsforths hinreicht, und dem sicher ebenso die so schroff ablehnende Antwort des Königs gezeigt worden ist.

Der ganze Vorfall scheint so recht geeignet, uns jene enge Freundschaft zwischen dem König und Valori, welche dieser ja auch in seinen Denkwürdigkeiten rühmt¹⁾, auf ihrem Gipfelpunkte zu zeigen.

In Wahrheit aber war etwas Täuschung dabei, und die französische Freundschaft stand um diese Zeit bereits in decadente domo. Lord Gynsford wird auch wenig erschreckt worden sein durch den Bericht seines Kammerdieners; was dort so brüsk zurückgewiesen wurde, war ja im Grunde noch ein Werk seines Kollegen Robinson; inzwischen aber keimte, was er selbst gejät hatte, bereits ganz hoffnungsvoll empor.

Gynsford hatte bei seinem längeren Aufenthalte in Breslau auch mit dem Gouverneur von Breslau, Generallieutenant v. d. Marwitz Bekanntschaft gemacht, einem energischen und intelligenten, bei dem König hochangesehenen Offizier²⁾, dem gleich nach der Besetzung Breslaus eins der stattlichsten Häuser, die „Goldene Sonne“ am Ringe, hatte eingeräumt werden müssen, und der sehr wohl zu repräsentieren verstand.

Als nun in den ersten Tagen des September jene schroffe Abweisung Robinsons in den diplomatischen Kreisen großes Aufsehen machte und allgemein besprochen wurde, da scheint von Marwitz eine allerdings in keiner Weise inspirierte Äußerung gefallen zu sein, geeignet, Gynsford zu einem Vorschlage zu ermutigen, welcher Niederschlesien mit Breslau dem König für den Preis der Neutralität anbot.

Eine Vollmacht vonseiten Oesterreichs zu diesem Anerbieten hatte der Gesandte offenbar nicht, und wohl eben deswegen vermied er den offiziellen Weg, sich an Podewils zu wenden. Er bat Marwitz, durch einen militärischen Freund aus der nächsten Umgebung des Königs diesen sondieren zu lassen, ob derselbe wohl für einen Vorschlag dieser Art, wie er ihn auf einem Blatt Papier präcisiert hatte, zugänglich sein werde. Der General meinte, so etwas dürfe man nicht wagen dem Könige vorzulegen, steckte aber doch das Papier zu sich³⁾.

Es ist sehr möglich, daß der sonst so äußerst behutsame Gynsford diesen

¹⁾ I, 124: „Il me communiquait avec une confiance sans égale toutes les propositions qu'on lui faisait.“

²⁾ Für seine Energie und seine Geltung bei dem Könige spricht sein ganzes Auftreten in Breslau. Näheres darüber in Grünhagen, Friedrich d. Gr. und die Schlauer 1740/41, S. 189 ff.

³⁾ Gynsford, den 6. September; Londoner Record office.

Schritt nicht gethan haben würde, hätte er nicht immer noch an der Meinung festgehalten, daß Friedrich Frankreich gegenüber noch nicht definitiv gebunden sei ¹⁾.

Was nun das Schickal jenes Vorschlags anbetrifft, so bekam Hyndsford von Marwitz am 6. September einen Brief zu sehen, wahrscheinlich von dem Grafen Goltz, einem Flügeladjutanten des Königs, der schon, weil er im Lager das Amt eines Generalquartiermeisters versah, großen Einfluß und weitreichende Verbindungen besaß und außerdem im engeren Vertrauen des Königs war. Hyndsford hatte, wie es scheint, in Breslau durch Vermittelung von Marwitz bereits seine Bekanntschaft gemacht. Jetzt zeigte sein Brief dem Lord, daß der König seine Vorschläge gelesen und ihnen nicht ganz entgegen sei, auch wurde Weiteres in dieser Sache in Aussicht gestellt, zugleich aber das tiefste Geheimnis zur Pflicht gemacht, da weder der König, noch sein Minister darin figurieren wollten; es sei zweifelhaft, ob man Podewils jetzt davon Kenntniss geben würde.

Hyndsford beeilt sich, von dem Gehörten Meldung zu thun, aber nicht nach Presburg, sondern nur nach Hannover mit dem Erjuchen, sogleich neue Instruktionen an Robinson zu schicken; auch hier sehr vorsichtig zuwerke gehend, wie er denn die Personen, mit denen er unterhandelt, nicht nennt, und als der ausdrückliche Wunsch des Königs Georg Namen verlangt, nicht ohne Sophistik den General v. d. Marwitz vorschreibt, der allerdings die erste Eröffnung kolportiert hatte, dagegen den Namen des Grafen Goltz, der dann weiter der eigentliche Träger der Unterhandlung ist, verschweigt. Jenem Berichte hat er noch die Notiz angefügt, wenn der Versuch fehlschläge, gedente der König nach Böhmen zu ziehen, doch gelinge es vielleicht, ihn wenigstens noch 14 Tage zurückzuhalten ²⁾.

Es ist sehr schwer, sich darüber ein sicheres Urtheil zu bilden, ob und in wie weit der König, als er diese erste Eröffnung an Hyndsford gelangen ließ, nun auch wirklich bereits zu einem gütlichen Vergleiche mit der Königin entschlossen war. Wir mögen uns erinnern, daß er bereits früher einmal im Juli, als die französischen Kriegsrüstungen nicht von der Stelle rücken wollten, Podewils anweist, die Unterhandlungen mit England und Hannover so zu führen, daß ihm immer noch eine Hinterthür bleibe, um, falls die Franzosen ihn zu dapieren gedächten, den Kurs ändern zu können. Hieran könnte man denken und in dieser eröffneten Unterhandlung mit Hyndsford jene zweite Sehne erblicken, die der König auf seinem Bogen zu haben wünschte, aber ersterer scheint die Sache jetzt schon gewesen zu sein, das Drängen auf schnellen Abschluß läßt doch auf bestimmtere Absichten schließen. Jedenfalls aber wirft sich die Frage auf, welches Vorkommnis damals den König so aufgeregt und zu diesem immerhin überraschenden Entschlusse getrieben habe.

¹⁾ In seinem Berichte vom 2. September vertritt er diese Überzeugung noch ganz positiv, und in dem nächsten vom 6. September führt er an, von dem sächsischen Gesandten aus des Königs Munde gehört zu haben, er habe seine Kaiserthumme Bayern zugesagt. Da er das ohne weitere Bemerkung hinschreibt, so ist doch sehr möglich, daß er glaubte, weiter gingen eben Friedrichs Verpflichtungen nicht, und damit wäre ja eine Neutralität Preussens ganz wohl verträglich gewesen.

²⁾ Bericht vom 6. September; Londoner Record office. Größtenteils abgedruckt bei Carlisle a. a. O., S. 70.

Wie es scheint, läßt sich dieses Vorkommnis ganz bestimmt bezeichnen. Der Entschluß des Königs zu der ermutigenden Antwort an Hyndford ist, wie wir annehmen dürfen, in den ersten Tagen des September gefaßt worden, und am 28. August oder kurz vorher ¹⁾ hatte er einen Brief seines Militärbevollmächtigten in München, des Feldmarschalls Schmettau, empfangen, einen Bericht enthaltend über einen am 15. August in der bayerischen Hauptstadt abgehaltenen Kriegsrat, dessen wesentlicher Inhalt wohl mitgeteilt zu werden verdient.

Der General erzählt, er habe schon viel Mühe gehabt, den Franzosen einen wunderlichen Plan auszureden, den der Marschal de Logis, Mortagne, ein Günstling der beiden Velleisles, lebhaft verteidigt habe, nämlich über die Oberpfalz und Amberg in Böhmen einzudringen. Hier habe man endlich nachgegeben und ein Vorrücken gegen Linz beschlossen; als aber Schmettau darauf gedrungen habe, schnell weiter zu gehen und direkt auf Wien zu marschieren, seien die Franzosen, obwohl der Kurfürst und dessen Ratgeber, Graf Törring, auch dafür eingetreten, immer ausgewichen, und der französische Gesandte, Marquis Beauvau, sei endlich dabei geblieben, man möge sich doch vorläufig mit dem Unternehmen gegen Linz begnügen, dann könne man ja weiteres beschließen. Auf's neue habe nun Schmettau geltend gemacht, gerade jetzt habe ein Zug gegen Wien die beste Aussicht auf Erfolg, wenn auch selbst nur die 14,000 Bayern ihn ausführten; lasse man jedoch Osterreich Zeit, zu Kräften zu kommen und Alliierte und Geld zu gewinnen, werde alles viel schwerer werden und die böhmische Unternehmung nur dazu dienen, das Ganze länger hinzuschleppen. Da flüsterte dem preussischen Bevollmächtigten der neben ihm sitzende Beauvau zu: „Wenn wir den Kurfürsten zum Herrn von Wien machen, werden wir nicht mehr seine Herren sein ²⁾, ich werde mit Ihnen nach der Konferenz davon sprechen.“

Nach der Konferenz habe dann, erzählt Schmettau weiter, Beauvau in dem Bewußtsein, einen Fehler gemacht zu haben, die Sache zu drehen gesucht, seine Meinung sei nur, über den Marsch gegen Wien vorher die Meinung seines Hofes zu hören und die Ankunft der ersten französischen Kolonne abzuwarten, damit doch auch Franzosen mit den Bayern in Wien einrückten, worauf ihm Schmettau bemerkt hat, Wien würde sich eben den Bayern lieber ergeben als den Franzosen, und hinzugefügt, es sei doch zu fürchten, daß sein König aus dem Ganzen Verdacht schöpfe, als ginge man nicht ehrlich zuwerke und habe besondere Absichten.

Auch dem Kurfürsten habe er von dem Ganzen Mitteilung gemacht; dieser aber habe ihm gesagt: „Mein lieber Schmettau, setzen Sie sich an meine Stelle, Sie sehen, daß ich in den Händen des französischen Hofes bin, also, obgleich überzeugt von allen Ihren guten Gründen und davon, daß der fran-

¹⁾ Der König an Schmettau, den 28. August: „Je viens de recevoir votre lettre du 15 du courant“ etc.; Polit. Korresp. I, 313.

²⁾ „Si nous rendons l'électeur maître de Vienne, nous ne le serons plus de lui.“ Aus Schmettaus Actes d'Ambassade, fol. 203; Berliner St.-A. Wir werden diese Fassung der denkwürdigen Worte, welche Schmettau gleich nach der Konferenz niedergeschrieben zu haben versichert, wohl vorziehen dürfen der, welche Valori in seinen Memoiren (I, 125), und selbst der, welche Ranke (Werke XXVII, einer Depesche desselben Diplomaten vom 8. Januar 1745 anführt.

zöfische Hof möglicherweise seine Sonderabsichten hat, sehen Sie, daß ich nicht opponieren kann, daß ich nur so viel als möglich von ihrem Beistande Nutzen ziehen muß, ohne ihnen das mindeste Mißtrauen zu zeigen. Die Umstände und glückliche Operationen unter dem Beistande Ihres königlichen Herrn werden sie vielleicht zu einem guten Ziele führen.“

Keine Silbe in des Königs Antwort auf diesen Punkt läßt uns wahrnehmen, daß derselbe auf jene Aeußerung des Franzosen ein größeres Gewicht gelegt habe; aber wenn wir erfahren, daß doch auch der französische Gesandte Balori, der so viel um den König war, wesentlich von dieser Aeußerung das Mißtrauen und die Abneigung gegen Frankreich datiert, so wird es doch wohl gerechtfertigt erscheinen, vornehmlich auf jene Nachricht die Schuld zu schieben, wenn der König wenige Tage nach Empfang derselben beschließt, so gesinnten Bundesgenossen gegenüber rücksichtslos sich von dem eigenen Vorteile leiten zu lassen und seiner Armee die ruhigen Winterquartiere, die er für dieselbe nach zehnmonatlicher Campagne heiß ersehnte, nötigenfalls durch eine militärische Abkunft mit der Königin zu verschaffen, und indem er den Österreichern die Abberufung Neippergs leichter machte, abzuwarten, wie seine Verbündeten einem wirklich kriegstüchtigen Heere gegenüber ihre Feuerprobe bestehen würden, und von deren Ausfalle seine künftige Haltung abhängig zu machen.

Eine wirkliche Trennung von dem französischen Bündnisse hatte er damals wohl kaum im Sinne, und es lag nun in der That eine große Schwierigkeit darin, ein Abkommen zu gedachtem Zwecke mit den Österreichern zu treffen, ohne bei seinen Verbündeten Argwohn zu erregen. Ohne Heimlichkeit und Verstellung ließ sich das überhaupt nicht ausführen.

Im tiefsten Geheimnisse ließ der König diese Sache behandeln: selbst sein vertrautester Ratgeber, Minister Podewils, erfuhr nichts davon; auch gegen Marwitz, der, wie wir wissen, die ersten Eröffnungen vermittelt hatte, ward dem englischen Botschafter bald Schweigen auferlegt, und so blieb auf preussischer Seite der Oberst Goltz der einzige Eingeweihte. Es war dies ein verhältnismäßig noch junger Offizier (37 Jahr alt), der 1730 aus sächsischen Kriegsdiensten in den Friedrich Wilhelms I. übergetreten, schnell zu großem Ansehen gekommen war; er hatte 1734 die Rheincampagne mit Auszeichnung durchgemacht und namentlich in der Organisation des Verpflegungswesens eine seltene Geschicklichkeit an den Tag gelegt, war aber auch damals zu kleineren diplomatischen Sendungen gebraucht worden. Der junge König hatte ihn als Flügeladjutanten an seine Person attachiert und bediente sich seines Rates gern bei organisatorisch-militärischen Arbeiten, aber zugleich auch bei schwierigen Unterhandlungen. Goltz hatte den sogen. Neutralitätsvertrag mit der Stadt Breslau arrangiert, hatte im Auftrage des Königs den Erbprinzen von Dessau zu der kühnen Ueberrumpelung Glogaus bestimmt und diese dann mit größter persönlicher Unererschrockenheit mit durchführen helfen¹⁾. Ihn hatte sich der König zur Führung dieser schwierigen Unter-

1) Memoiren I, 125: „Un pareil propos de la part d'un ministre de France mandé au roi de Prusse — fut le signal de la défiance de ce prince.“

2) Der König hat ihm, bey ein früher Tod bereits 1747 hinweggriffte, einen prächtigen Nachruf gewidmet: „Eloge du général de Goltz“, Oeuvres VII, 13 sqq.

handlungen auserserhen, und er urteilt selbst darüber, daß Publikum hätte von diesen niemals eine vollständige Kenntniss erlangt ¹⁾. Auch Ranke erklärt die Überreste der damals gewechselten Briefe und Billets nicht recht verständlich ²⁾. Doch will es scheinen, als seien die Quellen, wie sie sich jetzt aus den Archiven von London, Berlin und Wien haben zusammenstellen lassen, ziemlich vollständig erhalten, auch des inneren Zusammenhangs an keiner Stelle entbehrend, und die Schwierigkeit bestehe eben nur darin, die nicht ausgesprochenen geheimen letzten Gedanken des jungen Königs, der hier ganz auf eigene Hand einen kühnen diplomatischen Feldzug eröffnete, richtig zu würdigen.

Jedenfalls ging es mit den geheimen Unterhandlungen Hyndfords auffallend schnell vorwärts. Am 9ten erhielt derselbe eine Aufforderung, mit Graf Goltz an einem unverdächtigen Orte zusammenzukommen (man war übereingekommen, jeden Anschein von Vertraulichkeit zu vermeiden) und bei der an demselben Tage abgehaltenen Begegnung ³⁾ berichtet Goltz, an diesem Morgen einen Brief aus dem Lager erhalten zu haben. Der König sei geneigt, diesem letzten Versuche zuzustimmen, obwohl er darin selbst auftreten weder wollte, noch könnte ⁴⁾. Darauf las er dem Gesandten ein Papier vor, welches er jedoch nicht zeigen mochte, so daß des Gesandten Vermutung, es möge von des Königs Hand sein, etwas für sich haben konnte. Dagegen ließ er sich bereit finden, den Inhalt zu diktieren; derselbe lautete:

„Toute la basse Silésie, la rivière de Neisse pour limite, la ville de Neisse à nous aussi bien que Glatz, de l'autre côté de l'Oder l'ancien limite entre les duchés de Brieg et d'Oppeln. Namslau à nous. Les affaires de religion in statu quo. Point de dépendance de la Bohême, cession éternelle. En échange nous n'irons pas plus loin. Nous assiégeons Neisse pro forma; le commandant se rendra et sortira. Nous prendrons les quartiers tranquillement, et ils pourront mener leur armée où ils voudront. Que tout cela soit fini en douze jours.“ ⁵⁾

Nachdem der Oberst den Inhalt des Papiers diktirt, zerriß er dasselbe in kleine Stücke und wiederholte, wenn die Sache entdeckt würde, wäre der König ebenso gut wie er selbst entschlossen, alles abzuleugnen. Hyndford vermüßte dann noch eine Stipulation zugunsten der deutschen Besizer des König Georgs und mochte sich durch die Versicherung, daß Hannover von Frankreich nichts zu fürchten habe, nicht beruhigen lassen ⁶⁾.

Wie eigentümlich nun auch die Fassung dieses Vorschlags war, in der verzweifeltsten Lage, in der sich damals Maria Theresia befand, eröffnete der-

1) A. a. D., S. 16.

2) Zwölf Bücher preuß. Gesch. III, 469.

3) Daß hier Goltz und nicht wiederum Marwitz gemeint ist, schließe ich einerseits daraus, daß jener fortan überhaupt diese Verhandlungen führt, und daß ihn Hyndford mit den Worten einführt: „One of the persons I mentioned in my former despatch“; daß die Unterredung am 9ten stattfand, daraus, daß der Bericht darüber in Hyndfords Depesche vom 9. September als Nachschrift erscheint.

4) „Although he would not nor could appear in it.“

5) Polit. Korresp. I, 336, Anm. 1.

6) Nachschrift zu Hyndfords Bericht vom 9. September. Londoner Record office, nach bei Carlyle a. a. D., S. 71.

selbe einen Weg zur Rettung, und natürlich zögerte Hyndford nicht, die Proposition an Robinson zu senden.

Aber ehe noch eine Entscheidung darauf vonseiten des Preßburger Hofes erfolgt war, hatte Friedrich ungeduldig sich an Hyndford gewendet. Am 16ten des Abends bittet ihn Goltz, aus dem Lager von Neundorf unverzüglich hinzukommen und seine Reise so zu beeilen, daß er, wie es in dem Briefe heißt, am 18ten Mittag „öffentlich erscheinen“ ¹⁾, d. h. doch wohl sich zur Audienz bei dem König einfinden könne. Sechs Postpferde würde er in Ohlau und Grottkau bereit finden. Er möge sich, so viel er irgend könne, beeilen; ja es erhält an demselben Tage Podewils durch Eichel den Auftrag, Hyndford zu sagen, „daß, wenn er zu Deroselben (dem Könige) anhero kommen würde, er nicht nur allemal angenehm sein würde sondern auch, daß er Deroselben ein Vergnügen machen werde, wenn er übermorgen anhero reisen wolle, indem Se. Kgl. Majestät ein besonderes Verlangen haben, ihn bei Sich zu sehen“ ²⁾.

Aber bevor noch dieser Brief in des Ministers Händen war, hatte dieser (gleichfalls unter dem 16. September) ins Hauptquartier berichten müssen, daß der Lord krank darnieder liege, er habe sich bereits zweimal müssen die Ader schlagen lassen ³⁾. Und inzwischen hatte der König, vielleicht auf anderem Wege von Hyndfords Krankheit unterrichtet, dem Obersten eine Weisung zu direkter Anknüpfung mit Reipperg erteilt. Goltz begleitete tags darauf, den 17. September, den Prinzen Dietrich von Anhalt zu einer Zusammenkunft, welche dieser behufs der Auswechselung von Kriegsgefangenen in Kieglitz (etwa eine halbe Meile nördlich von Reipze) an diesem Tage mit dem österreichischen General Ventulus hatte, und eröffnete diesem, er wünsche im Auftrage des Königs den Feldmarschall baldmöglichst zu sprechen, worauf Ventulus sich beeilte, diesen Wunsch an Reipperg zu berichten und dann selbst noch an demselben Tage den Obersten an den von dem Feldmarschall bestimmten Ort der Zusammenkunft geleitete, einem Kapuziner Kloster, in der links vom Reipzeßflusse gelegenen sogen. Mährengasse, der nördlichen durch den Fluß getrennten Vorstadt ⁴⁾. Über den Verlauf der Besprechung liegt uns dann ein Bericht des Marschalls vor ⁵⁾.

¹⁾ „Je prends la liberté de vous conseiller — de venir ici incessamment et de presser votre voyage de sorte, que vous puissiez paraître publiquement lundi vers midi.“ Carlisle a. a. D., S. 73.

²⁾ Polit. Korresp. I, 336.

³⁾ Berliner St.-A.

⁴⁾ Die Einleitung des Rendezvous aus Arnetz a. a. D., S. 332, welcher jedoch irrt, wenn er die Zusammenkunft in Kieglitz vor sich gehen läßt. Hyndford schreibt unter dem 25. September mit Bezug auf jene Besprechung, „was zwischen Ihnen bei den Kapuzinern vorgegangen ist“ (vgl. unten). Über den Tag, den Arnetz nicht angiebt, und der auch in der Depesche nicht erwähnt wird, kann kein Zweifel obwalten. Es könnte hier, da wir den Bericht Reippergs am 18ten über die Zusammenkunft vor uns haben, sonst nur der 18te in Frage kommen. Aber von diesem Tage schreibt Reipperg, er sei erst spät von der Zusammenkunft zurückgekehrt. Vom 18ten sind dann zwei Briefe datiert, und auch von Goltz haben wir vom 18ten mittags einen gleich anzuführenden Brief. Vgl. Grünhagen, Diplomatische Besprechungen im Reipzer Kapuzinerkloster; Schles. Zeitschr. XIV, 1 ff.

⁵⁾ Wiener St.-A., den 18. September. Mitteilungen daraus in der Polit. Korresp. I, 355, Anm. 1.

Dieser, der nur eben seine Instruktionen von der letzten Unterhandlung mit Robinson hatte, antwortet auf die Frage, ob er Vollmacht zu einem Accommodement habe: platterdings ja; aber auf die zweite Frage, ob die Königin bereit sei, auch Meisse und Glatz abzutreten, jedes mit so viel Land, als ein Stückschuß betrage, mit: nein; Niederschlesien bis zur Meisse, mehr dürfe er nicht bewilligen. Dann, meinte Goltz, werde aus der ganzen Sache nichts werden. Nun fragte Meipperg, der, wie schon erwähnt, nur jene alte Instruktion vom 13. September besaß, wie es mit der Hilfsleistung stehe, auf welche die Königin hoffe. Der Oberst erwiderte, eine solche sei nicht zu erwarten, sondern nur Neutralität. Künftiges Frühjahr werde der König vielleicht Gelegenheit finden, sich dafür zu bemühen, daß Maria Theresia nicht zu großer Schaden geschehe. Sein König sei weit davon entfernt den Ruin des österreichischen Hauses anzustreben. Goltz betonte die Versicherungen von den guten Absichten seines königlichen Herrn mit so viel Wärme, daß selbst Meipperg den Eindruck gewann, der König schiene in der That vor einem Allzumächtig-werden Frankreichs Besorgnisse zu hegen.

General Lentulus, der den Marschall begleitet, hatte während des Gesprächs so weit zurückgestanden, daß er nichts hatte hören können, wie denn überhaupt der Oberst die strengste Geheimhaltung aufs dringendste ans Herz gelegt hatte.

Als Meipperg zurückkehrte, fand er eine neue Vollmacht vor. Der Kurier, welcher sie gebracht, hatte dann weiter nach Breslau zu Lord Hyndford gewollt, war aber von den preussischen Vorposten angehalten worden, und als man deshalb bei dem König angefragt, hatte dieser den Kurier wieder an den Marschall geschickt, mit der Meldung, der Lord sei schwer krank ¹⁾. Meipperg aber sendet die Depeschen unter dem 18ten an Schwerin nach Breslau zur Aushändigung an die englische Gesandtschaft, bei der es ja doch einen Legationssekretär geben müßte, der selbst in dem Falle, daß der Lord sterbenskrank oder gar schon gestorben sei, das Schreiben ausbrechen und die Antwort besorgen könne ²⁾.

Übrigens konnte er auf den Inhalt jener Depeschen nicht wohl neugierig sein, da ihm Abschriften derselben zugekommen waren; wohl aber zeigte sich der König ungeduldig, und obwohl doch Bodewitz nicht im Geheimnisse dieser Sache war und von jener an Hyndford übergebenen Proposition nichts wußte, ward ihm doch durch den Kabinettsrat Eichel geschrieben, der König möchte gern wissen, was der Wiener Kurier dem Lord mitgebracht hätte ³⁾.

In Presburg war um diese Zeit die Not groß. Der Beistand, den am 11. September die Begeisterung der Ungarn zugesagt, war nicht so schnell zu erwarten, indessen konnten die Franzosen und Bayern in Wien sein. Schon standen sie vor Linz, der Hauptstadt von Oberösterreich, das nicht zu halten war; ihrem weiteren Vordringen hatte man kein Heer entgegenzusetzen. Vergeblich hatte man an alle möglichen Thüren geklopft, Stainville und Wasser in Paris bei Fleury, Koch bei Belleisle in Frankfurt unterhandeln und Luzzac

¹⁾ Diesen Hergang berichtet ziemlich lakonisch ein Brief von Goltz an Hyndford vom 18ten 3 Uhr nachmittags, bei Carlyle a. a. O., S. 73.

²⁾ Vgl. Polit. Korresp. I, 341, Anm. 1.

³⁾ Den 19. September: ebd.

burg anbieten lassen, hatte durch die verwitwete Kaiserin Amalie (bekanntlich eine braunschweigische Prinzessin, die Tante der Gemahlin Friedrichs) dem Kurfürsten von Bayern die besten Anerbietungen machen lassen, die italienischen Besitzungen, die vorderösterreichischen Lande, die österreichischen Niederlande, alles vergebens ¹⁾. Fleury hatte gerührt sein Mitgefühl ausgesprochen, ohne aber auf etwas einzugehen ²⁾. Belleisle hielt die Abtretung mindestens von Böhmen für ganz unerlässlich, und Karl Albert hatte von den Vorschlägen und ihrer Ablehnung dem König von Preußen sofortige Meldung gethan ³⁾. Selbst auf den König von Preußen hatte man durch persönliche Beziehungen zu wirken gesucht, und die Kaiserin Amalie hatte die Schwester Friedrichs, die Markgräfin von Baireuth, um ihre Fürsprache gebeten ⁴⁾, ja dieselbe Dame hatte sich dann auch an ihren Neffen, den im preussischen Heere dienenden Herzog Ferdinand von Braunschweig, in einem Briefe gewendet, der allerdings seinem Inhalte nach wenig geeignet scheinen konnte, den König, den sie als den alleinigen Urheber des Unglücks ihres Hauses erklärte, günstiger zu stimmen ⁵⁾, wie denn derselbe ihr nichts weiter eintrug, als eine Antwort, der der König selbst einige Spitzen beigelegt hatte über die unziemliche Art, mit der man in Wien von dem König von Preußen spreche, und die Intriguen, welche die Kaiserin am bayerischen Hofe anzettelte, über welche man jedoch im preussischen Hauptquartier sehr genau unterrichtet sei. Wenn dem König über die Gesinnung der ihm verschwägerten Kaiserin noch hätte ein Zweifel bleiben können, so hätte ihm denn ein zweiter Brief an einen anderen braunschweigischen Prinzen, Herzog Ludwig (vom 21. September), der allerdings nicht für seine Augen bestimmt war, vielmehr aufgefangen worden war, benehmen müssen. Darin figurirte er als ein neuer Pharao, während die Schreiberin an dem Kurfürsten von Bayern wenigstens das zu loben fand, daß er nicht geheuchelt, sondern von Anfang an sich offen erklärt habe.

Der König hat diesen Briefen doch so viel Bedeutung beigelegt, daß er sie gegen seine sonstige Gewohnheit vollständig in seiner Memoire eingereicht hat; für uns aber haben sie ihre Bedeutung nur unter den Symptomen der damaligen Bedrängnisse des österreichischen Hofes.

Diese Bedrängnis war es nun, welche die Königin auf den neuen Vermittelungsversuch eingehen ließ. Sie schreibt an Reipperg unter dem 15. September: „Gleich nach Abgang meines letzten Handschreibens an Euch kam dem Robinson ein Kurier von Lord Hyndford zu ⁶⁾, worauf jener die kurze hierbei kommende Schrift (den bewußten Zettel im Lapidarstile) über-

1) Es ist doch wahrscheinlicher, daß dem Kurfürsten die Wahl zwischen diesen Städten gelassen worden, wie Droysen V, 1. S. 319 aus einem Berichte Klinggräffs anführt, als daß sie alle zusammen geboten worden seien, wie Heigel a. a. O., S. 201 aus einem Briefe Belleisles vom 4. Oktober berichtet.

2) Fleury an den Großherzog, den 2. September; angeführt bei Arnetz II, 489.

3) Anführung bei Heigel, S. 201.

4) Anführung bei Droysen V, 1. S. 319 und Oeuvres XXVII, 101.

5) Rom 17. September. Derselbe ist abgedruckt in der Hist. de mon temps (von 1746) ed. Posner, S. 235 (1775); Oeuvres II, 87; sowie bei Arnetz I, 397, wo sich kleine Varianten im Texte herausstellen.

6) Also am 13., nicht am 15. September, wie Droysen S. 342 und dann noch einmal S. 343 hat.

gab, so von einem Vertrauten des Königs von Preußen herrühre und dessen Ultimatum in sich enthalte, nach des Robinsons mündlicher Aussage aber absque die et consule ihm von Hyndford zugestellt worden sein solle. — Ihr erfahrt daraus, wie weit man von jenem, was euch letzstens überschrieben worden, abgegangen sei und in der That darinnen bestehend, daß allein, um sich des euch angewiesenen Corps bedienen zu können und des Friedens von Preußen gesichert zu sein, ihr zu der nämlichen Cession, als man sonst gegen die wirkliche Hilfsleistung und Kurbrandenburgs Wahlstimme eingestehen wollen, begewaltiget werdet.“¹⁾

Dem Feldmarschall wird nun durch diesen Brief das Mandat zur Unterhandlung mit Preußen im Vereine mit Hyndford, welches ihm bereits bei Gelegenheit der letzten von Robinson übersandten Vorschläge erteilt worden war, erneuert, indem ihm zugleich als Norm für die Verhandlungen eine unter demselben Datum an Robinson gerichtete Note übersandt wird, in welcher sich die Königin zur Abtretung von Niederschlesien bis zur Neiße bereit erklärt, ohne dafür von dem Könige mehr zu verlangen, als dessen Freundschaft und Frieden und dauerhafte Versöhnung, dagegen aber die Hoffnung ausspricht, derselbe werde auf die Forderung von Neiße und Glatz verzichten, da von diesen Plätzen bisher niemals die Rede gewesen und anderseits der König, insofern er noch einen Teil von dem eigentlichen Oberschlesien erhielt, ohnehin mehr erlangte, als er bisher selbst begehrt habe. Auch sei von ihm, der früher so edelmütige Grundsätze in bezug auf die Königin ausgesprochen, zu hoffen, daß er ihre Grenzen nicht so ganz alles Schutzes berauben und sie unfähig machen werde, ferner noch irgendwie für das allgemeine Wohl nützlich zu werden, um so mehr seine eigenen Grenzen so wohl beschützt und für seiner Lande Sicherheit mehr als überflüssig gesorgt sei²⁾.

Reipperg wünschte selbst nichts lebhafter als einen Vergleich mit dem Könige, er sah seine militärische Lage als ungünstig an, schon einige Tage vorher schreibt er an Laskowicz, er werde nicht lange mehr Widerstand leisten können³⁾, wiederholt berichtet er über Vorbereitungen des Königs von Preußen um Winterquartiere in Mähren und Böhmen zu nehmen, und seinen Bericht über die Unterredung mit Goltz schließt er mit sehr trüben Voraussichten. Die neue Unterhandlung, fürchtet er, werde auch wiederum scheitern, da der König auf Neiße und Glatz bestehen zu wollen scheine, und dann werde man bald von der Beschießung Neiße hören, andernfalls vermöchte er doch mit seiner Armee Wien zuhülfe zu kommen.

Tags darauf, den 19. September, schreibt er in demselben Tone, der König habe Belagerungsgeschütz kommen, Faszinen herrichten lassen. Er selbst könne es jetzt auf eine Schlacht nicht ankommen lassen, es stände zu viel auf dem Spiele, und selbst wenn er dem Gegner einen Schlag beibringe, sei wenig erreicht, da dieser in der Lage sei, Verstärkungen an sich zu ziehen und die Verluste auszugleichen. Dagegen sei ihm ein anderes Auskunftsmitglied eingefallen, man könne vielleicht Neiße und Glatz retten, indem man sich verpflichte, beide Festungen zu schleifen⁴⁾.

1) Wiener St.-M., Kriegskatten fasc. 96.

2) Ebd.

3) Den 15. September; Wiener Kriegsministerial-M.

4) Wiener St.-M.

Inzwischen war es mit Hyndforbs Gesundheit besser geworden; Goltz hatte ihn außs neue gedrängt, so wie es sein Befinden erlaube, ins Lager zu kommen, eventuell wenigstens an Martwiß zu sagen, welche Entscheidung er aus Wien erhalten.

Der Gesandte hatte sich beeilt, zunächst an Robinson zu schreiben, daß ohne weitere Konzessionen der Friede nicht zu haben sein werde. Was Reife betreffe, so habe er allerdings auch sonst schon gehört, daß dieses zu Niederschlesien gerechnet werde, die Forderung von Glas habe ihn anfangs selbst betroffen gemacht, doch sage man hier, das habe früher zu Schlesien gehört, und sein Besitz gebe erst eine gewisse Sicherheit gegen Böhmen. Schließlich meine er, für die Rettung Wiens sei selbst ein großes Opfer wohl zu rechtfertigen ¹⁾. An einem Erfolge dieser Vorstellungen zweifelte er so wenig, daß er gleichzeitig Reipperg schrieb, derselbe werde vermutlich nächster Tage neue Instruktionen erhalten ²⁾.

Am 21. September fühlte er sich kräftig genug, um die Reise ins Hauptquartier von Niemerzheide oder Großneundorf, nördlich unweit Reife, antreten zu können. Aber der König verweigerte ihm die nachgesuchte Audienz, er wolle, hieß es, Valori keine Ombrage geben. Doch fand sich anderer Rat, und jedenfalls auf Goltz' Anraten, also schwerlich ohne Wortwissen des Königs, postierte sich am 22. September der Lord in den engen Eingang zu des Königs Zelte, als dieser von der Parade zurückkehren sollte. Friedrich ging, so wie er den Gesandten erblickte, nicht rechts in das Speiszelt, sondern links in sein eigenes Zelt, schloß die Thür, winkt das Gefolge hinaus und fragte: „Nun Mylord, um was handelt es sich jetzt?“ „Majestät“, sagte Hyndjord, „um die geheime Angelegenheit und dann um eine Zusicherung wegen der Neutralität der hannöverschen Lande, welche von Ev. Majestät zu erhalten ich sehr glücklich sein würde.“ Nur auf die zweite Sache ging der König ein, brachte wiederum seine Beschwerden über England vor und die wenig übereinstimmenden Äußerungen des englischen und des hannöverschen Gesandten, versprach aber dann seine Verwendung, allerdings nicht ohne Anspielungen auf Kondenzenzen dafür ³⁾. Von der geheimen Angelegenheit vermied er zu reden, und als Hyndjord das Gespräch hierauf zu lenken suchte durch die Erklärung, er müsse morgen über den Fluß ins österreichische Lager, begnügte Friedrich sich, hervorzuheben, der Lord möge es so einrichten, daß man sehe, der Übergang gehehe im eigenen, nicht in des Königs Interesse ⁴⁾.

Am Morgen des 23. September überschritt Lord Hyndjord, von einem Trompeter geleitet, die Reife. In der Festung, wo er in der bischöflichen Residenz Quartier fand ⁵⁾, schien ihm noch kein Mangel zu herrschen, wohl aber mancherlei Krankheiten, die man den Ausdünstungen des überall zu größerem Schutze aufgestauten Wassers zuschrieb. Bei Reipperg durfte er nicht lange

1) Breslau, den 19. September; Londoner Record office.

2) Angeführt in einem Berichte Reippergs vom 21. September; Wiener St.-A.

3) Vgl. oben II. I, S. 456.

4) Hyndforbs Bericht vom 4. Oktober; Londoner Record office.

5) Das handschriftliche Reifer Tagebuch des Kreuzherrn Prazer in den Kasimirschen Sammlungen (Reifer Stadtarchiv) läßt den Gesandten am 22^{ten} nach Reife kommen und am 23^{ten} nach einem Besuche im preußischen Lager wieder zurückkehren, was mit den Angaben Hyndforbs nicht stimmen will.

auf Entscheidung von Preßburg warten. Unter dem 21. September entschied die Königin auf den Bericht über die Zusammenkunft mit Goltz am 17ten fast im Tone eines Ultimatum's, Meipperg solle mit Preußen Frieden zu schließen suchen und schlimmstenfalls auch Meisse abtreten dürfen, Glatz aber nicht; und wolle man sich damit nicht begnügen, so möge er Meisse und Glatz möglichst stark besetzen und dann abziehen, auf die Gefahr hin, wie lange sich dann die beiden Plätze noch würden halten können¹⁾. Doch der Stafette, welche diese Instruktion brachte, folgte bald eine zweite mit Bezug auf Meipperg's Vorschläge vom 19ten, man zöge selbst die Abtretung von Meisse der Schleifung beider Festungen vor, indessen dürfe er eventualissime auch diese zugestehen²⁾.

Darauffin wird nun Goltz von Hynsford am 25. September zu einem neuen Rendezvous in dem bewußten Kapuzinerkloster der Mährengasse eingeladen, wo er sich auch nachmittags 4 Uhr einstellt³⁾. Die Korrespondenz zwischen ihm und Hynsford ging, seit der letztere sich bei den Oesterreichern befand, immer unter dem Namen des Generals Ventulus, der ja seit der ersten Zusammenkunft des Obersten mit Meipperg als Mitwiffer des Geheimnisses gelten durfte⁴⁾.

Die Unterredung vermochte das gewünschte Resultat um so weniger herbeizuführen, als die beiden österreichischen Unterhändler (Hynsford und Meipperg) es für gut fanden, auch wieder nur „gradatim“ vorzugehen. Sie überreichten Goltz einen Vertragsentwurf, der kurz dahin ging, man wolle Niederschlesien bis zur Meisse abtreten, die Festung Meisse solle geschleift werden, der König übernehme die auf Schlesien hypothecierten Schulden, und verpflichte sich, Hannover nicht anzugreifen, vielmehr sogar Frankreich an solchem Vorhaben zu hindern, England werde Niederschlesien dem König garantieren und sogar suchen, die Garantie von Rußland zu erlangen, Sachsen solle der Beitritt zu diesem Vertrage sechs Monate hindurch offen gehalten werden⁵⁾.

Goltz nimmt den Entwurf seinem Könige mit, ohne jedoch viel Hoffnung auf dessen Annahme zu lassen, vielmehr setzt er auseinander, nachdem man so lange sich gesträubt, seinem Herrn annehmbare Propositionen zu machen, trage man selbst die Schuld, daß dieser nun auf andere Mächte Rücksicht nehmen müsse, und schon um bei den Franzosen nicht Argwohn zu erregen, sei ein Unternehmen auf Meisse und die Eroberung dieser Festung, ebenso wie ein wenigstens scheinbares Fortführen des Krieges, Einrücken in Oberschlesien zc. unerläßlich, was dann Meipperg in seinem noch am selbigen Abend erstatteten Berichte zu dem Vorschlage bewegt, möge man dann den König Meisse cernieren und einnehmen lassen, nur müsse er es später zurückgeben, worauf dann die Werke geschleift werden sollten⁶⁾.

1) Wiener St.-A.

2) Instruktion vom 22. September; ebd.

3) Brief und Antwort im Londoner Record office.

4) Angeführt in einem Berichte Meipperg's vom 13. Oktober 1741; Wiener St.-A.

5) Londoner Record office. Beilage zu Hynsford's Bericht vom 4. Oktober, auch Wiener St.-A.

6) Wiener St.-A.

Aber noch in der Nacht bringt ein Reiter einen neuen Brief von Goltz an Gynsford, den, wie man im österreichischen Lager überzeugt war, der König selbst diktiert hatte ¹⁾. Sein Inhalt ging dahin, wenn man auch von Glas nicht mehr sprechen wolle, so müsse man doch auf Reize unbedingt bestehen, schon um der Alliierten willen. Hierauf hieß es wörtlich: „Alles, was wir zum Besten der Königin, welches uns keineswegs gleichgültig ist, thun könnten, wäre, ihre Armee abziehen zu lassen, ohne einen Vertrag abzuschließen, uns hier in Schlesien die Zeit zu vertreiben (amuser) und nirgends gegen irgendwen in der Welt feindlich aufzutreten. Wenn Ihnen das recht ist, kann Herr Marschall Reipperg morgen abziehen, wenn er will. Mein Kopf wird ihm Unterpfand sein für das, was ich Ihnen zu sagen die Ehre habe.“ ²⁾

In derselben Nacht ging die preussische Vorhut unter Prinz Leopold etwas unterhalb der Festung bei Koppitz über die Reize, und es ist wohl möglich, daß der Befehl den natürlich bereits vorbereiteten Schritt auszuführen erst nach Goltz' Zurückkunft aus dem Kapuzinerkloster und im Zusammenhange mit den Nachrichten, die er brachte, gegeben worden ist. Am 26ten folgt der König selbst mit dem Gros des Heeres.

Der Brief von Goltz machte im österreichischen Lager einen furchtbar nieder-schlagenden Eindruck, und zwar handelte es sich hier nicht mehr wie bisher immer um die Grenzen der Abtretungen, denn, wie wir wissen, hatte ja Reipperg und Gynsford Vollmacht, eventuell selbst Reize abzutreten, vielmehr nur darum, daß Friedrich überhaupt keinen Vertrag, sondern nur ein sehr lose formulirtes militärisches Abkommen abschließen zu wollen schien. Das Ungewöhnliche der Sache war wohlgeeignet, die Unterhändler in Verlegenheit zu setzen.

Gynsford und Reipperg hielten am 26. September eine längere Beratung, zu welcher sie auch den General Brown zuzogen. Das Resultat derselben war der sofort nach Presburg berichtete Beschluß, unter diesen Umständen von dem Angebot Reizes Abstand zu nehmen, da dieser doch nichts helfen würde, vielmehr der Stein des Anstoßes wo anders läge, überhaupt die Unterhandlungen, wie man sich ausdrückt, auf dem status quo zu lassen ³⁾. Auf's höchste erbittert und trostlos zugleich schreibt Reipperg an diesem Tage an den Großherzog, mit tiefer Bekümmernis denke er daran, daß er nun doch abziehen müsse, um Wien zu retten. Gehe er fort ohne ein Abkommen mit dem König, so werde dieser sofort auch Mähren besetzen. Aber auch von einem Abkommen sei für die Königin nicht viel zu hoffen. Wenn diese selbst Reize anbieten wolle, würde es Friedrich vielleicht gar nicht annehmen; er wolle dem Anscheine nach die Festung mit Gewalt einnehmen, um Frankreich zu beweisen, daß er es ehrlich meine und sich dann in Obereschlesien ausbreiten, entweder um sich auch dieses Land zu sichern für den Fall, daß die Sache der Königin noch schlechter sich gestaltete oder vielleicht auch nur, um

¹⁾ Reipperg an den Großherzog, den 25. September: Wiener Kriegsministerial-A.

²⁾ Polit. Korresp. I, 355. Es ist dies der Brief, welchen Kaumer a. a. L., S. 148, mit der unbestimmten Bezeichnung noch „im September“ (im Orig. heißt es: „ce lundy au soir“) teilweise in Übersetzung mitteilt.

³⁾ Wiener St.-A.

sein Heer dort zu verpflegen und Rekruten dort auszuheben. „Hierher“, schließt er, „gehört ein wirklicher Diplomat; ein bloßer Soldat richtet mit diesem König nichts aus, versteht in seine Ideen, wie er ist, und hinterlistig, wie er es sein möchte¹⁾, oder vielleicht auch zu eng verbunden mit seinen Alliierten, die er um jeden Preis bei guter Laune erhalten will.“²⁾

Aber die Nachricht von des Königs Übergang über die Neiße, dessen militärische Folgen sehr ernst werden konnten, mochte wohl mahnen, trotz aller Bedenken die Unterhandlungen nicht sistieren zu lassen, und so entschloß man sich denn, am 27. September, im österreichischen Hauptquartier, den General Brown zu mündlicher Berichterstattung nach Preßburg zu senden. Am selbigen Tage schrieb dann Gynsford an Goltz, Neipperg habe wegen Neiße die Hände gebunden, er dürfe die Stadt nicht übergeben in der Weise, wie der König wünsche; da aber dies der einzige Punkt sei, der einer Konvention entgegenstehe, so habe derselbe heut einen Offizier an die Königin abgesendet, der hoffentlich nächsten Montag (den 2. Oktober) zurück sein und die Zustimmung der letzteren zu der Einnahme von Neiße pro forma bringen werde³⁾.

Hatte Gynsford in seinem Briefe versucht, den Schwerpunkt der ganzen Unterhandlung zu verschieben, sich den Anschein zu geben, als bestände die Differenz nur in der Frage um die Übergabe von Neiße und den abgelehnten Vertrag unter der Form einer Konvention durch eine Hintertür wieder hereinzuschmuggeln, so becilte sich der König, die Sache wieder in das rechte Licht zu stellen. Es ist ein sehr denkwürdiger Brief, den er am 28. September aus dem Lager bei Kalteneck (unweit Lambsdorf, südlich von Falkenberg) den Obersten Goltz an Gynsford schreiben läßt. Derselbe lautet in getreuer Übersetzung: „Sie sehen, Mylord, daß die Sachen ein wenig ihr Gesicht verändert haben (d. h. doch wohl durch den gelungenen Neiße-Übergang und dessen Konsequenzen); trotzdem wünscht der König imstande zu sein, Beweise seines guten Willens Ihrer Majestät der Königin von Ungarn zu geben. Aber Sie werden selbst ohne Schwierigkeit einsehen, daß die gegenwärtigen Umstände, unsere Verpflichtungen, die Ehre und das Interesse des Königs ihm nicht gestatten, einen Sonderfrieden mit dem Wiener Hofe zu schließen. Die französische Armee, die in Westfalen steht, würde Grund haben, es uns büßen zu lassen, was dann den allgemeinen Frieden, statt ihn näher zu bringen, nur in weitere Ferne rücken und folglich uns unser gemeinsames Ziel verfehlen lassen würde.“ Nun folgt die merkwürdigste Stelle: „J'ai ordre de Vous dire, que si Vous pouvez faire trainer la negociation jusqu'à l'hiver, on trouvera moyen d'ajuster les choses.“ Der Vorderfuß sollte augenscheinlich so verstanden werden, daß, wenn der Wiener Hof es möglich machte, sich bis zum Winter nicht zu einem schnellen, ungünstigen Frieden zwingen zu lassen, man Mittel finden werde, die Sachen in Ordnung zu bringen, und würde dann (nur noch enger limitiert) die Zusage bekräftigen, welche bereits am 17. September Goltz mündlich gegeben hatte, daß nämlich zum Frühjahr der König Gelegenheit finden werde, zu verhüten, daß der

¹⁾ „entété comme ce roy l'est, fourbe comme il veut être.“

²⁾ Wiener Kriegsministerial-N. 9/53.

³⁾ Berliner St.-N. R. 46. B. 16 a. Wiener St.-N., Kriegstatten fasc. 96.

Königin allzu großer Schaden geschehe. Es war sehr erklärlich, daß in dem ganzen Briefe die Ausdrucksweise diesmal, wo es sich um eine christliche Zusage handelte, etwas dunkler erscheinen mochte. Der Brief fährt dann fort: „Inzwischen muß man uns ohne Verzug Meiße nehmen lassen und selbst mit der Armee abziehen, wohin es beliebt. Wenn das Ihnen paßt, werden sich unsere Ansprüche auf das beschränken, was Ihnen bekannt ist, nämlich Niedererschlesien mit der Stadt Meiße. Wir werden niemals mehr verlangen und weder der Königin, noch ihren Alliierten etwas zuleide thun. Sie werden mich fragen, Mylord, welche Bürgschaften Sie für das alles haben werden, da der König keinen Vertrag schließen will. Alles, was man thun kann, um den allgemeinen Frieden zu beschleunigen, ist, daß der König diese Zusicherung schriftlich giebt, eben Ihnen unter der Bedingung eines unverlephlichen Geheimnisses. Wenn dies Ihnen recht ist, erwarte ich Ihre Antwort, wenn nicht, wird Gott entscheiden müssen.“¹⁾

Hierauf antwortet Hyndford unter dem 29. September, Neipperg habe sein Ehrenwort gegeben, sofort Nachricht zu geben, wenn die Antwort von der Königin ankäme, gedente auch noch einen Kurier zu senden, um die Sache zu beschleunigen. Er hoffe, daß man in Bresburg auf die Übergabe Meißes eingehen werde, wenn nur der König auf die Winterquartiere in Oberschlesien oder anderen Staaten der Königin verzichte. Sowie die Entscheidung da sein werde, möge Goltz in irgendwelcher Form herüberkommen und jene angebotene Zusicherung vom König unterzeichnet mitbringen. Eine Nachschrift bittet dann noch, der König müsse ein wenig Geduld haben; sonst, sage der Marschall, müsse Gott entscheiden²⁾.

Der König wolle ja Geduld haben, erwidert Goltz am folgenden Tage, und er selbst werde, sowie er die gute Nachricht erhalten habe, hinüberkommen und die Schrift mitbringen, deren Inhalt sich auf drei Punkte erstrecken werde: 1) daß Preußen nie mehr verlangen werde, als Niederschlesien bis zur Meiße einschließlich der Festung Meiß; 2) daß Preußen weder gegen die Königin noch einen ihrer Alliierten feindlich auftreten; 3) daß er keinerlei Kontributionen aus den Staaten der Königin eintreiben werde. Dagegen werden Hyndford und Neipperg schriftlich namens der Königin erklären, daß jene Landabtretung für immer und unabhängig von dem Laufe der Ereignisse gelten solle.

Aber in Hinsicht der Winterquartiere müsse Hyndford mißverstanden worden sein. „Wir müssen“, schreibt er, „in Oberschlesien Winterquartiere nehmen, denn wenn wir auch den Krieg thatsächlich aufhören lassen, dürfen wir doch nicht scheinen, das gethan zu haben. Verzichteten wir auf die Winterquartiere in Oberschlesien, so hieße das aller Welt das geheime Einverständnis kundthun. Auch schadet es der Königin nichts, wenn wir da unsere Fourage hernehmen, wofern wir nur keine Kontributionen erheben, und schließlich könnte man uns doch in keinem Falle daran hindern, außer dadurch, daß man uns einigemale besiegte. Auf diesem Punkte können wir

¹⁾ Polit. Korresp. I, 356. Den Brief habe ich im Wiener St.-A. und ebenso im Berliner gefunden; das Berliner Konzept ist ohne Datum. Stücke davon bei Raumer, S. 48, doch mit einem Schlusse, der dem Briefe vom 30. September entnommen ist.

²⁾ Berliner St.-A. a. a. O.; Londoner Record office.

nicht nachgeben. Ja die Österreicher müssen sogar noch ab und zu Pistolen-schüsse auf uns feuern, und die Husaren müssen kommen und einige Wagen wegnehmen. Diese Winterquartiere werden das Ganze nicht scheitern lassen. Auch werden die Preußen noch einige Bewegungen machen, doch wird das den Marschall nicht beunruhigen.“¹⁾

Was den König anbetrifft, so scheint derselbe in jener Zeit das Zustandekommen einer Übereinkunft für ganz sicher gehalten zu haben. Er spricht in einem Briefe an den Fürsten von Anhalt vom 2. Oktober ganz zuversichtlich von seiner bevorstehenden Abreise aus Schlesien und dem Auseinandergehen „des hiesigen Heeres“²⁾. Indessen zeigte es sich doch, daß noch manche Schwierigkeiten zu überwinden waren.

Jener Brief von Goltz vom 28. September war nun inzwischen nach Presburg gewandert. Es war dies offenbar aus der ganzen Korrespondenz der eingehendste und inhaltsreichste Brief. Er ward geschrieben, wie wir wissen, in der Absicht, die Gegenpartei über die Weigerung des Königs, einen eigentlichen Vertrag abzuschließen, zu beruhigen und zwar durch anderweitige Zusicherungen. Diese letzteren aber hatte man in einer Form zu geben gesucht, welche selbst in dem Falle, daß man mit dem Briefe irgendeinen Mißbrauch hätte treiben wollen, eine nicht kompromittierende Deutung hätte finden lassen. So war in die Fassung etwas Orakelhaftes, Mehrdeutiges hineingekommen, was dann am Presburger Hofe ganz falsch aufgefaßt wurde.

Es war noch das am wenigsten Schlimme unter diesen Mißverständnissen, wenn man Anstoß daran nahm, daß der König von Preußen weder über eine zu erlassende Amnestie, noch über die von ihm zu übernehmende Räte der schlesischen Schulden sich äußerte, obwohl beides in solche unter dem strengsten Geheimnisse abzuschließende Konvention nicht hineingehört hätte. Bedenklicher war die Art, wie man die Forderung des Königs wegen der Winterquartiere ansah, als wäre derselbe mit Niederschlesien noch nicht zufrieden, sondern wolle nun auch noch in Oberschlesien und Mähren sich ausbreiten, um einerseits Unruhen in Ungarn zu erregen, anderseits bequem mit seinen Alliierten zum vollständigen Ruine Österreichs zusammenzuwickeln zu können.

Vor allem hatte die zweimalige Erwähnung der „pacification générale“ in Goltz' Schreiben vom 28. September alarmierend gewirkt; „die von dem Generalfrieden geschene Erwähnung zeigt klar an, daß der König untereinsten (inzwischen) auch auf Opfer für seine Alliierten anträgt, wo doch die einzige Ursach, um sich mit ihm zu setzen, darinnen bestehen könnte, um desto weniger an andre abtreten zu dürfen“, schreibt Maria Theresia an Reipperg³⁾, und ihre Minister erklären Robinson, man sehe, der König lege es darauf an, wie er es ja in dem Schreiben vom 14. September angekündigt habe⁴⁾, Maria Theresia die ganze Härte ihres Geschickes empfinden zu lassen⁵⁾.

1) Polit. Korresp. I, 359.

2) Der Brief ist von mir mitgeteilt im neuen Archiv für sächs. Gesch. I, 85.

3) Den 2. Oktober; Wiener St.-N.

4) Jenen ostensibel für Salori bestimmten Brief an Spindford.

5) Angeführt in Robinsons Briefe an Spindford vom 9. Oktober; Londoner Record office, aus welchem auch das Folgende über den Argwohn gegen Spindford entnommen ist.

Dazu kam noch etwas anderes. Der bewußte Brief des Obersten war in Gynsford gerichtet, und daraus, daß hier jene gefürchtete „*pacification générale*“ als „der gemeinsame Zweck“ bezeichnet wurde, erhielt der immer schon regte Argwohn gegen die Aufrichtigkeit der Gesinnung der Engländer neue Nahrung; die Königin schreibt ganz direkt an Meipperg, in Gynsforde's Vorschlägen hätte „allein jenes, was dem König von Preußen vortragend (zutraglich) ist, nicht aber das Reciprocum in Ansehung Meiner ausbedungen werden sollen“ ¹⁾, und Robinson bekam sehr bittere Äußerungen über den but common es Königs von Preußen und Gynsforde's zu hören ²⁾, sowie über den bedenklichen Rat, die Verhandlungen bis zum Winter hinzuschleppen.

Ein Gegengewicht gegen so schlimme Voraussetzungen hätte man nun wohl billigerweise darin finden können, daß doch Goltz jenen Brief ins österreichische Hauptquartier geschrieben und Gynsford ihn ohne jedes Bedenken eingesehnet hatte, indessen von dem erweckten Argwohn blieb doch vieles haften. Robinson ließ man mehrere Tage ohne Nachricht, und Gynsford, der bisher im Vereine mit Meipperg die Unterhandlungen zu führen gehabt hatte, ward jetzt thatsächlich davon ausgeschlossen, indem man ihm keine weitere Vollmacht mehr zukommen ließ ³⁾.

Ja trotz der Not der Zeit, und obwohl die Franko-Bayern damals bereits die Enns, den Grenzfluß Niederösterreichs, zu überschreiten Wiene machen, war man entschlossen, es lieber auf einen Abbruch der Verhandlungen ankommen zu lassen, als „so höchst schädliche und zugleich gänzlich unnütze und unsichere Verbindlichkeiten einzugehen“ ⁴⁾, wie der Brief von Goltz vom 18. September nach der Auffassung des österreichischen Ministeriums zu enthalten schien. Auf diesen energischen Entschluß hatten noch besonders die Ratschläge des Generals Brown eingewirkt, den Meipperg, wie wir wissen, am 9. September mit dem Goltz'schen Briefe abgesehnet hatte. Derselbe hatte daran erinnert, wie vorigen Winter, als ja die Königin kein eigentliches Heer dem preußischen entgegenzustellen gehabt, sehr geringe Streitkräfte den König von Preußen zu hindern vermocht hätten, die böhmisch-mährischen Grenzgebirge zu überschreiten. Mit einigen Bataillonen Infanterie und etwas Kavallerie würde man auch jetzt diesen Zweck erreichen können, wenngleich die Meipperg'sche Armee zur Deckung Wiens abzöge, wenigstens so lange, bis die Truppen aus Italien eingetroffen wären.

Diese Vorschläge hatten vollen Beifall gefunden, und Meipperg ward nun eben unter dem 2. Oktober angewiesen, sich auf das Angebot von Meize mit der Scheinbelagerung, wie sie der König wünsche (unter Ausbedingung freien Abzuges der Garnison und womöglich auch der Artillerie des Places), zu beschränken, die Winterquartiere aber abzulehnen und, falls man hierauf nicht eingehen wolle, die Armee doch zurückzuführen, aber die Gebirgspässe nach den Brown'schen Vorschlägen besetzt zu halten.

Freilich war nun in Presburg, als der Kurier mit dieser Instruktion

¹⁾ Den 2. Oktober.

²⁾ Aus dem angeführten Briefe Robinsons vom 9. Oktober.

³⁾ Der mehrfach erwähnte Brief Robinsons vom 9. Oktober bildet die Antwort auf eine Beschwärde Gynsforde's über diesen Punkt.

⁴⁾ Worte der Instruktion für Meipperg vom 2. Oktober.

nicht nachgeben. Ja die Österreicher müssen sogar noch ab und zu Pistolenschüsse auf uns feuern, und die Husaren müssen kommen und einige Wagen wegnehmen. Diese Winterquartiere werden das Ganze nicht scheitern lassen. Auch werden die Preußen noch einige Bewegungen machen, doch wird das den Marschall nicht beunruhigen.“¹⁾

Was den König anbetrifft, so scheint derselbe in jener Zeit das Zustandekommen einer Übereinkunft für ganz sicher gehalten zu haben. Er spricht in einem Briefe an den Fürsten von Anhalt vom 2. Oktober ganz zuversichtlich von seiner bevorstehenden Abreise aus Schlesien und dem Auseinandergehen „des hiesigen Heeres“²⁾. Indessen zeigte es sich doch, daß noch manche Schwierigkeiten zu überwinden waren.

Jener Brief von Goltz vom 28. September war nun inzwischen nach Bresburg gewandert. Es war dies offenbar aus der ganzen Korrespondenz der eingehendste und inhaltsreichste Brief. Er ward geschrieben, wie wir wissen, in der Absicht, die Gegenpartei über die Weigerung des Königs, einen eigentlichen Vertrag abzuschließen, zu beruhigen und zwar durch anderweitige Zusicherungen. Diese letzteren aber hatte man in einer Form zu geben gesucht, welche selbst in dem Falle, daß man mit dem Briefe irgendeinen Mißbrauch hätte treiben wollen, eine nicht kompromittierende Deutung hätte finden lassen. So war in die Fassung etwas Dratelhaftes, Mehrdeutiges hineingekommen, was dann am Bresburger Hofe ganz falsch aufgefaßt wurde.

Es war noch das am wenigsten Schlimme unter diesen Mißverständnissen, wenn man Anstoß daran nahm, daß der König von Preußen weder über eine zu erlassende Amnestie, noch über die von ihm zu übernehmende Rate der schlesischen Schulden sich äußerte, obwohl beides in solche unter dem strengsten Geheimnisse abzuschließende Konvention nicht hineingehört hätte. Bedenklicher war die Art, wie man die Forderung des Königs wegen der Winterquartiere ansah, als wäre derselbe mit Niederschlesien noch nicht zufrieden, sondern wolle nun auch noch in Oberschlesien und Mähren sich ausbreiten, um einerseits Unruhen in Ungarn zu erregen, andererseits bequemer mit seinen Alliierten zum vollständigen Ruine Österreichs zusammenwirken zu können.

Vor allem hatte die zweimalige Erwähnung der „*pacification générale*“ in Goltz' Schreiben vom 28. September alarmierend gewirkt; „die von dem Generalfrieden geschehene Erwähnung zeigt klar an, daß der König untereinstimmen (inzwischen) auch auf Opfer für seine Alliierten anträgt, wo doch die einzige Ursache, um sich mit ihm zu setzen, darinnen bestehen könnte, um desto weniger an andre abtreten zu dürfen“, schreibt Maria Theresia an Neipperg³⁾, und ihre Minister erklären Robinson, man sehe, der König lege es darauf an, wie er es ja in dem Schreiben vom 14. September angekündigt habe⁴⁾, Maria Theresia die ganze Härte ihres Geschickes empfinden zu lassen⁵⁾.

1) Polit. Korresp. I, 359.

2) Der Brief ist von mir mitgeteilt im neuen Archiv für sächs. Gesch. I, 85.

3) Den 2. Oktober; Wiener St.-A.

4) Jenem ostensibel für Balori bestimmten Briefe an Gynbford.

5) Angeführt in Robinsons Briefe an Gynbford vom 9. Oktober; Londoner Record office, aus welchem auch das Folgende über den Argwohn gegen Gynbford entnommen ist.

Dazu kam noch etwas anderes. Der bewußte Brief des Obersten war an Gynsford gerichtet, und daraus, daß hier jene gefürchtete „pacification générale“ als „der gemeinsame Zweck“ bezeichnet wurde, erhielt der immer schon gehegte Argwohn gegen die Aufrichtigkeit der Gesinnung der Engländer neue Nahrung; die Königin schreibt ganz direkt an Reipperg, in Gynsforde's Vorschlägen hätte „allein jenes, was dem König von Preußen vortragend (zutraglich) ist, nicht aber das Reciprocum in Ansehung Meiner ausbedungen werden sollen“¹⁾, und Robinson bekam sehr bittere Äußerungen über den *but commun* des Königs von Preußen und Gynsforde's zu hören²⁾, sowie über den bedenklichen Rat, die Verhandlungen bis zum Winter hinzuschleppen.

Ein Gegengewicht gegen so schlimme Voraussetzungen hätte man nun wohl billigerweise darin finden können, daß doch Goltz jenen Brief ins österreichische Hauptquartier geschrieben und Gynsford ihn ohne jedes Bedenken eingekendet hatte, indessen von dem erweckten Argwohn blieb doch vieles haften. Robinson ließ man mehrere Tage ohne Nachricht, und Gynsford, der bisher im Vereine mit Reipperg die Unterhandlungen zu führen gehabt hatte, ward jetzt thatächlich davon ausgeschlossen, indem man ihm keine weitere Vollmacht mehr zukommen ließ³⁾.

Ja trotz der Not der Zeit, und obwohl die Franko-Bayern damals bereits die Enns, den Grenzfluß Niederösterreichs, zu überschreiten Wien zu machen, war man entschlossen, es lieber auf einen Abbruch der Verhandlungen ankommen zu lassen, als „so höchst schädliche und zugleich gänzlich unnütze und unsichere Verbindlichkeiten einzugehen“⁴⁾, wie der Brief von Goltz vom 28. September nach der Auffassung des österreichischen Ministeriums zu enthalten schien. Auf diesen energischen Entschluß hatten noch besonders die Ratschläge des Generals Brown eingewirkt, den Reipperg, wie wir wissen, am 29. September mit dem Goltz'schen Briefe abgesendet hatte. Derselbe hatte daran erinnert, wie vorigen Winter, als ja die Königin kein eigentliches Heer dem preussischen entgegenzustellen gehabt, sehr geringe Streitkräfte den König von Preußen zu hindern vermocht hätten, die böhmisch-mährischen Grenzgebirge zu überschreiten. Mit einigen Bataillonen Infanterie und etwas Kavallerie würde man auch jetzt diesen Zweck erreichen können, wenngleich die Reipperg'sche Armee zur Deckung Wiens abzöge, wenigstens so lange, bis die Truppen aus Italien eingetroffen wären.

Diese Vorschläge hatten vollen Beifall gefunden, und Reipperg ward nun eben unter dem 2. Oktober angewiesen, sich auf das Angebot von Reife mit der Scheinbelagerung, wie sie der König wünsche (unter Ausbedingung freien Abzuges der Garnison und womöglich auch der Artillerie des Places), zu beschränken, die Winterquartiere aber abzulehnen und, falls man hierauf nicht eingehen wolle, die Armee doch zurückzuführen, aber die Gebirgspässe nach den Brown'schen Vorschlägen besetzt zu halten.

Freilich war nun in Presburg, als der Kurier mit dieser Instruktion

¹⁾ Den 2. Oktober.

²⁾ Aus dem angeführten Briefe Robinsons vom 9. Oktober.

³⁾ Der mehrfach erwähnte Brief Robinsons vom 9. Oktober bildet die Antwort auf eine Beschwerde Gynsforde's über diesen Punkt.

⁴⁾ Worte der Instruktion für Reipperg vom 2. Oktober.

kaum abgegangen war, der zweite Bericht Reippergs vom 1. Oktober in Bresburg eingetroffen, mit jenem Briefe von Goltz vom 30ten, welcher nun ja grade über den bedenklichen Punkt der Winterquartiere erwünschte Aufklärungen gab. Auf Grund dessen sendet man an Reipperg unter dem 4. Oktober eine Zusaginstruktion, welche nun auch diesen Punkt concediert, aber unter gewissen Beschränkungen, da ja, wofern es dem König wirklich bloß darauf ankomme, „sich nicht vor der Zeit gegen Frankreich bloßzugeben“, es nicht nötig erscheine, daß er mit der ganzen Armee und in ganz Oberschlesien Winterquartiere nehme; bezüglich der Zahl soll nun die Grenze von 10,000 Mann nicht überschritten werden, und bezüglich der Lokalität soll es „der Dexterität und Vorsichtigkeit“ Reippergs überlassen bleiben, das Ganze so einzurichten, daß das in Oberschlesien einrückende preußische Corps, „ohne sich des Gebirges zu bemächtigen, diesseits der Neiße verbleibe“. Auch soll der Marschall den König unter der Hand zu einer Vergütung für die von den Einwohnern zu liefernden Naturalien bewegen ¹⁾).

Dem Feldmarschall erregten die beiden Instruktionen mit ihrer allerdings wenig präcisen Form, die nur zu viel seiner „Dexterität“ überließen, großen Kummer. Sehr lebhaft traten wieder vor seine Seele die Zeiten des Belgrader Friedens, dessen Ungunst er auf dem Donjon von Glasz zu büßen gehabt hatte, obchon er bei jenem Abschlusse nach bestem Wissen seine Instruktionen erfüllt zu haben glaubte. Die beiden Handschreiben vom 2. und 4. Oktober scheinen ihm „fast nach dem nämlichen stylo gemacht zu sein, so wie in vorigen Zeiten, die mir das bekannte Unglück zugezogen“ ²⁾. „Es heißt den in Verdorben stürzen wollen, an den man sich mit solchen zweideutigen Weisungen wendet“, schreibt er an den Großherzog ³⁾. „Ich habe bereits genugsam zu erkennen gegeben, daß ich kein Minister und weder auf derlei Negotiationen, noch auf die seine Schreibart mich verstehe. Darum bitte, mich künftig hiervon zu dispensieren und andre, so geschickter als ich, zu erkiesen.“

Des Marschalls Verlegenheit war um so größer, als inzwischen des Königs Vorrücken auf dem rechten Ufer der Neiße seine militärische Lage mehr und mehr verschlimmerte, indem es ihn in die Alternative brachte, sich entweder von Neiße abdrücken zu lassen oder die nächste Linie für seinen voraussichtlich baldigen Abmarsch nach Mähren einzubüßen. Dabei schien er auch des Beirates von Gynsford entbehren zu sollen, wenigstens machte er demselben über die neuesten Weisungen aus Bresburg keine eingehenderen

¹⁾ Die Stelle lautet: „Und da das Land ohnehin soviel gelitten, Ich auch dessen Beschüffe nötig habe, so sollte billig glauben, daß der König unter der Hand die Vergütung für die von selbem abgehende Naturalien zu leisten sich nicht entschütten werden“. Das Merkwürdige dabei ist, daß, wie Lord Gynsford in seinem noch näher aufzuführenden Berichte vom 14. Oktober anführt, der König durch Oberst Goltz einige Tage vor der Klein-Schnellenborfer Zusammenkunft dem Marschall 50,000 Tuntaten habe anbieten lassen, als Entschädigung für die an seine Truppen in Oberschlesien zu liefernde Fourage. Dieses Anerbieten, von welchem wir sonst nichts erfahren, müßte also wohl dem Marschall zugegangen sein, bevor er noch die im Texte besprochene Weisung vom 4. Oktober in den Händen hatte. Auffallend bleibt aber immer dabei, daß in den Punktationen von Klein-Schnellenborf der Geldentschädigung weiter keine Erwähnung geschieht.

²⁾ Aus den „Erinnerungen“ Reippergs vom 13. Oktober, wovon weiteres unten.

³⁾ Den 13. Oktober; Wiener St.-A.

Mitteilungen, nicht weil er das darin ausgesprochene Mißtrauen gegen den Gesandten geteilt hätte, sondern weil er besorgte, daß der letztere, wenn er die neuen Schwierigkeiten, die man in Preßburg mache, erführe, nach Breslau zurückkehren oder wenigstens sich nicht weiter für die ganze Angelegenheit interessieren werde ¹⁾.

Indessen schrieb er doch an Hyndford und bat denselben unter Hinweis auf die empfangenen Instruktionen, über welche er sich nicht näher äußerte, eine neue Zusammenkunft mit Goltz herbeizuführen ²⁾. Dem Lord konnte die eingetretene Wendung, bei welcher er thatsächlich zur Seite geschoben und nicht weiter auf dem Laufenden erhalten ward, nicht wohl entgehen, und daß er dies empfand, ließ er dann auch dadurch merken, daß er den von ihm geforderten Schritt zwar that, aber in einer Form, die ihn nur noch als ein farbloses Medium erscheinen ließ. So sandte er den Brief Neippergs im Originale an Goltz ³⁾ mit einem Begleitschreiben und der Bitte um eine Zusammenkunft, deren Ort und Stunde der Oberst bestimmen möge, der Marschall habe einen Kurier erhalten mit der Ermächtigung, Reise unter gewissen Restriktionen, über welche er sich nicht näher äußere, abzutreten. Diesen Brief an Goltz sendet er offen an Neipperg, mit dem Ersuchen, auch die Antwort des Obersten, wenn sie an ihn käme (die Briefe von Goltz an Hyndford gingen bekanntlich immer unter der Adresse von General Ventulus durch das österreichische Hauptquartier) zu erbrechen ⁴⁾.

Aber bereits am folgenden Tage tritt er wieder aus seiner Zurückhaltung heraus, wenn er dem Marschall schreibt ⁵⁾, er wundere sich, daß die Preußen nicht neugieriger seien, die Restriktionen hinsichtlich Reises zu erfahren, er bekenne, daß er sie selbst gern kennen und mit Goltz und auch mit Neipperg einmal zusammenkommen möchte.

Wie Hyndford es erwartet hatte, zeigte Goltz zunächst den Wunsch, Näheres über die angedeuteten Restriktionen hinsichtlich Reises zu erfahren, ohne vorerst auf die neue Zusammenkunft einzugehen ⁶⁾. Inzwischen hatte nun aber Neipperg, wahrscheinlich nach Eintreffen der zweiten bekanntlich wieder ein wenig einlenkenden Preßburger Instruktion vom 4. Oktober, also am 5ten abends oder sehr früh am 7ten Hyndford in Reise aufgesucht ⁷⁾ und demselben zufriedenstellende Erklärungen abgegeben, worauf dieser nun am 7ten (morgens) von neuem an Goltz schreibt, nachdem er inzwischen den Marschall gesprochen, könne er versichern, daß, wenn derselbe eine neue Zu-

¹⁾ Nur diesen letzteren Grund seiner Zurückhaltung gegen Hyndford führt der Marschall in seinen noch näher zu erwähnenden „Erinnerungen“ für Ventulus vom 13. Oktober an.

²⁾ Der Marschall schrieb diesen Brief (der nicht mehr erhalten zu sein scheint), wie wir aus Hyndfords Antwort sehen, am Abend des 4. Oktober, also vermutlich unmittelbar nach Empfang der Instruktion vom 2. Oktober (der ersten also und, wie wir sehen, der besonders restriktiven).

³⁾ Ohne auch nur eine Abschrift zurückzubehalten.

⁴⁾ Diese Sendung an Neipperg datiert vom 5. Oktober, morgens 8 Uhr; Londoner Record office.

⁵⁾ 11 Uhr morgens; ebd.

⁶⁾ Goltz, den 6. Oktober morgens.

⁷⁾ Hyndford an Goltz, Reise, den 7. Oktober: „J'ai l'honneur de votre reponse de hier matin et ayant vu depuis le Marechal Neipperg“ etc.

sammmentkunft begehre, er nicht etwa bloß ihn hinhalten oder im mindesten etwas proponieren wolle, was den Absichten des Königs zumiderlaufe.

Es seien ja jetzt auch die Österreicher in den wesentlichen Punkten auch hinsichtlich Neißes zum Nachgeben bereit, er möge nur eine Zusammenkunft bestimmen, wiederum bei den Kapuzinern, oder wo er sonst wolle, er überfende zu diesem Zwecke einen Paß von Neipperg, für den er auch seinerseits einen erbitte, in einer Viertelstunde persönlichen Gesprächs komme man weiter als mit langer Schreiberei. Neipperg bitte nur, daß der König während dieser Pourparlers keine weiteren militärischen Bewegungen mache, er wolle es auch unterlassen.

Umgehend noch am selbigen Tage (den 7. Oktober) antwortet Goltz unter Überbringung des gewünschten Passes für Neipperg, er sei bereit, tags darauf, Sonntag den 8. Oktober, gegen Mittag nach dem Schlosse Klein-Schnellendorf, unweit des österreichischen Lagers, zu kommen ¹⁾.

Das Billet kam zunächst nach Greisau an Neipperg, der von dem Inhabt Kenntniß nahm und es dann unverzüglich weiter an Gynndford nach Neisse beförderte, mit der Bitte, womöglich noch denselben Abend herauszukommen oder spätestens den nächsten Morgen 8 Uhr in Greisau zu sein, von wo dann beide zu Pferde oder zu Wagen nach Klein-Schnellendorf gehen wollten. In jedem Falle werde Gynndford morgen in Greisau übernachten müssen, er möge deshalb sein Bett mitbringen, für Wohnung im Hauptquartiere werde der Marschall sorgen ²⁾. Gynndford lehnte es bei seiner Unbekanntschaft mit der Karte des Landes ab, am Abende abzureisen, fand sich aber morgens rechtzeitig ein, und im Laufe des Vormittags trafen sie dann an dem verabredeten Orte den preussischen Obersten.

Die brennende Frage lag, wie wir wissen, nicht eigentlich in den materiellen Bedingungen, über welche man ja im ganzen einig war, sondern in der Schwierigkeit, für die Art von Abkommen, wie es König Friedrich zugestehen geneigt war, eine beiden Theilen zusagende Form zu finden. Die Abschließung eines eigentlichen Traktates hatte König Friedrich, wie wir sahen, bereits früher abgelehnt, und auf das Programm, welches Goltz in seinem Briefe vom 30. September vorgeschlagen hatte, zurückzugreifen, mochten beide Theile Bedenken tragen. Neipperg und Gynndford deshalb, weil wenigstens der letztere entschieden keine Vollmacht hatte, eine Abtretungsurkunde, wie sie dort gefordert war, auszustellen, und Goltz nicht weniger, weil der König inzwischen doch zu dem Entschlusse gekommen war, überhaupt nichts Schriftliches von seiner Hand zu geben, also auch nicht eine Zusicherung, wie sie noch in jenem Schreiben vom 30sten in Aussicht gestellt war.

Der König mochte bedenklich geworden sein, nachdem er erfahren, daß Gerüchte über die geheimen Unterhandlungen an vielen Orten kursierten, schwerlich ganz ohne Mitschuld des österreichischen Hofes ³⁾, bei dem es wirklich sehr erklärlich war, wenn er wenigstens durch noch vorichtig verhielt.

¹⁾ Londoner Record office, wo irrtümlich als Datum der 8. Oktober steht, dem schon der Zusatz: „morgen Sonntag“ verurtheilt; Polit. Korresp. I, 370.

²⁾ Londoner Record office, 7. Oktober.

³⁾ Vgl. die Anführungen bei Droysen, S. 346. 347.

ideutungen des Bevorstehenden seinem so tief gesunkenen Krebde in Frankfurt, Mainz, Dresden etwas aufzuhelfen trachtete.

Es macht nun dem Scharfsinne Lord Gyndfords alle Ehre, wenn er aus dem Dilemma einen sehr plausibeln Ausweg fand, der zugleich ihm selbst die mangelnden Legitimation eine Mitwirkung sicherte, nämlich, daß der König entweder selbst, oder durch eine hinreichend bevollmächtigte Person auftreten, mit dem Marschall zusammenkommen und eine Abkunft verabreden sollte, deren Bestimmungen eine von beiden Parteien dazu aufgeforderte und autorisierte dritte Person formulieren sollte und dieses Schriftstück dann, wenn beide Teile sich damit einverstanden erklärt, einem jeden in beglaubigter Abschrift zukommen lassen sollte.

Goltz leuchtete der Vorschlag ein, er hielt es auch für sicher, daß der König für die Rolle des dritten niemanden anders als Lord Gyndford ernennen werde, womit natürlich auch Neipperg einverstanden war, und verabredete unter Vorbehalt der Zustimmung seines Herrn für den morgigen Tag, am 9. Oktober, eine Zusammenkunft an demselben Orte unter näher verabredeten Modalitäten.

Sonst bekam er noch zweierlei mit auf den Weg, nämlich einmal einen Brief des Großherzogs von Toscana, enthaltend eine Werbung um die Kurstimme Brandenburgs, welchen Neipperg schon mehrere Wochen hinter sich hatte, ohne seine Aushändigung für opportun zu halten ¹⁾, und zweitens eine von Neipperg in deutscher Sprache aufgesetzte Zusammenstellung der Punkte, über welche man übereinzukommen hoffen durfte, worin dann auch die von Österreich gewünschte Beschränkung der preussischen Winterquartiere in Oberschlesien aciciliert und speziell gebeten war, Troppau davon auszuschließen ²⁾.

Gyndford empfing noch am selbigen Abend die Nachricht, der König sei mit allem einverstanden, wolle ihnen auch Troppau lassen, bezüglich dessen so wohl Goltz Bedenken geäußert haben mochte, man würde tags darauf am 3 Uhr nachmittags zur Stelle sein ³⁾.

¹⁾ So berichtet er dem Großherzog unter dem 25. September; Wiener Kriegsministerial-A.

²⁾ Alles aus Neippergs „Erinnerungen für Lentulus“ vom 13. Oktober (Wiener Kriegsministerial-A.) und dazu Gyndfords Bericht vom 14. Oktober (Londoner Record office).

³⁾ Londoner Record office und daraus in der Polit. Korresp. I, 370.

Zweites Kapitel.

Das Protokoll von Klein-Schnellendorf und die Einnahme von Reife.

Wenig nördlich von dem kleinen oberschlesischen Städtchen Steinau liegt das Dorf Klein-Schnellendorf mit einem herrschaftlichen Schlosse, damals gehörig dem Grafen Heinrich von Starhemberg. Das Dorf hatte im Laufe des Krieges schon manches zu erdulden gehabt.

Als die Preußen, die es zuerst besetzt hatten, durch Reippergs Einmarsch zur Räumung gezwungen wurden, plünderten sie den Ort vor dem Abmarsch noch aus (den 6. April), und als dann Ende September die Preußen wiederum auf dem rechten Reife-Ufer vorrückten, fouragierten am 3. Oktober die Oesterreicher das Dorf und Dominium rein aus, damit nichts in die Hände der Feinde fiel; alles Vieh und Geflügel, die Fische aus dem Teiche, nicht minder was Speicher und Keller bargen, ja selbst was im Garten gereift war, ward fortgeschleppt ¹⁾. Doch blieb das Dorf fürs erste noch von einer starken Husarenabteilung besetzt.

Als nun am 9. Oktober vormittags Feldmarschall Reipperg begleitet von Lord Hyndford und General Ventulus hier eintrafen, war es das erste, daß er die Husaren zurücksandte. Auch das Schloß mit Umgebung wurde von allen sonstigen Bewohnern geräumt; von dem Gesinde setzte man einige als verdächtig unter Schloß und Riegel, die übrigen trieb man einfach hinaus ²⁾.

¹⁾ Aufzeichnungen des damaligen Klein-Schnellendorfschen Wirtschaftsinspektors Joh. Möcke aus den Jahren 1740—1757; Handschr. des schles. Geschichtsvereins.

²⁾ Hyndfords Bericht vom 18. Oktober; Londoner Record office: — „under pretence that the servants, who were left in the Castle were suspected by the Marichal he ordered them all into custody in order to Examination“. Möcke a. a. O. berichtet: „Den 8. Oktober (sic) ist in hiesigem Schloß S. Exc. S. G. F. W. Reipperg und S. K. M. Friedericus II. König in Preussen zusammen kommen um einen Frieden zu formieren, wesenthalben dann groß und klein, alt und jung sich sichten müssen.“ Man könnte versucht sein, auf Grund dieses Berichtes eines unmittelbar beteiligten Augenzeugen die Hyndfordsche Nachricht von der Einperrung der Schloßbedienten zu verwerfen, obwohl auch der Lord Augenzeuge war; doch ist ein gewisses Bedenken dabei. Möcke bringt zuerst zwei Aufzeichnungen vom 6. April und eine zweite vom 19. Oktober, bei welchen er selbst beteiligt erscheint; hinter folgen dann der sonstigen chronologischen Ordnung widersprechend Aufzeich-

Gegen 3 Uhr nachmittags am 9. Oktober 1741 erschien der König nur von dem Obersten Goltz begleitet, und die Konferenz begann. Der König hatte den ihm tags zuvor überhändigten, deutlich geschriebenen Entwurf des Marschalls durch einen anderen in französischer Sprache ersetzt, welchen jetzt Goltz vorbrachte. Indem der König jenen kritisierte, äußerte er unter anderem, es sei da von den Alliierten der Königin gesprochen, er wisse von niemandem als England-Hannover.

Gegen den neuen Entwurf hatte nun wieder der Marschall einige Gedanken, denen dann der König sich anbequemt, und das Resultat der Verhandlung faßte schließlich Hyndford in einem Protokoll zusammen ¹⁾.

Das denkwürdige Schriftstück hat die Gestalt einer Urkunde, durch welche der Graf Hyndford auf Pflicht und Gewissen bezeugt, als Ehrenzeuge genommen zu haben, wie der König von Preußen einer- und Marschall Reiperg als Bevollmächtigter der Königin von Ungarn andererseits über eine Anzahl von Punkten übereingekommen seien ²⁾.

Von diesen (achtzehn) Punkten betreffen die ersten vier die Übergabe von Reife: der König wird die Stadt belagern, und der Kommandant Ordre haben, nach einer Belagerung von fünfzehn Tagen die Stadt zu übergeben; die Garnison wird freien Abzug mit allen militärischen Ehren erhalten und ohne daß man durch Überredung oder Zwang einen Mann zu bewegen versuchen wird, preußische Dienste zu nehmen; die nötigen Wagen werden ihr bis zur mährischen Grenze gestellt werden, die Zivilpersonen, welche sich zurückziehen wünschen, dürfen der Garnison sich anschließen, die Geschütze (l'Artillerie de front, wohl im Gegensatz zu dem sonstigen Artilleriematerial), die in Reife und seinen Befestigungen sich finden, sollen der Königin bis zum Abschlusse eines eigentlichen Vertrages oder Friedens aufbewahrt und dann übergeben werden.

Die nächsten vier Paragraphen (5—8) enthalten dann die allgemeinen Zugeständnisse beider Parteien. Der König von Preußen wird nach der Einnahme Reifes nicht mehr offensiv vorgehen, weder gegen die Königin von Ungarn, noch gegen den König von England, als Kurfürsten von Hannover, noch gegen einen der gegenwärtigen Alliierten der Königin

nungen zunächst vom 3. und 8. Oktober (die letztere die hier in Rede stehende) eingeführt mit den Worten: „Unterm 8. Oktober wird auch bemerkt u.“, was doch nicht auf Autopsie schließen läßt, wie denn auch die Angabe eines falschen Datums 8. statt 9. Oktober gegen die unbedingte Glaubwürdigkeit seiner Angaben spricht. Überhaupt steht zu vermuten, daß hinter jenen ersten beiden Aufzeichnungen das Folgende bis zum Jahre 1742, wo unser Gewährsmann wieder in erster Person spricht oder seine Namensunterschrift beifügt, später erst zugefügt sind. So spricht er zum 8. Dezember 1741 von jener damals vorgenommenen preußisch-sächsischen Grenzregulierung mit den Worten: „Die Gräniz zwischen Preußen und vornehmlich sächsischer Parte ausgeheckt“, als wisse er schon, daß aus dieser Sache dann nichts geworden ist. Unser Autor hat doch vielleicht gerade in der Zeit, wo Klein-Schnellendorf zwischen den beiden streitenden Parteien lag, sich unter irgendwelchem Vorwande salviert. Am 19. Oktober, wo er zurückgekehrt gewesen sein muß, war Klein-Schnellendorf bereits wieder außerhalb der Schußlinie.

¹⁾ Diese Umstände sind Neippergs Erinnerungen für Lentulus vom 13. Oktober entnommen, von denen unten.

²⁾ Das Protokoll ist abgedruckt in der Polit. Korresp. I, 371. Über den ersten Abdruck desselben vgl. Preuß. Staatschriften ed. & oser I, 478. 479.

bis zum allgemeinen Frieden. Er wird niemals mehr von der Königin verlangen als Niederschlesien mit Neiße. Man wird versuchen, einen definitiven Vertrag gegen Ende Dezember zu machen. Meiperg versichert im Namen seiner Königin, dieselbe werde ohne Schwierigkeit an den König von Preußen in dem Ende Dezember abzuschließenden Vertrage abtreten ganz Niederschlesien einschließlich der Stadt Neiße bis zur Neiße resp. zur alten Grenze des Fürstentums Oppeln mit voller Souveränität und Unabhängigkeit.

Nun folgen drei Paragraphen (9—11) über den Abzug Meipergs.

Am 16. Oktober wird Meiperg mit seiner ganzen Armee nach Mähren abziehen und von da, wohin es ihm beliebt. Zur selben Zeit wird das Schloß Ottmachau geräumt werden. Die Magazine, welche der Marschall am Fuß des Gebirges errichtet hat, darf er bis zum 26. Oktober leer machen.

Weiter über die preussischen Winterquartiere (§ 12—16) wird festgesetzt, daß ein Teil der preussischen Armee bis zu Ende April 1742 Winterquartiere in Oberschlesien beziehen wird, jedoch ohne das Fürstentum Teschen, die Stadt Troppau (in welcher ein Bataillon und einige Husaren als österreichische Garnison bleiben werden), die Herrschaft Hennesdorf (Bartensteins Besitz) und das, was jenseits der Oppa liegt, noch auch die hohen Gebirge in Oberschlesien zu besetzen, und ohne von den Einwohnern mehr als Wohnung und Fourage zu verlangen ¹⁾, ohne Kontribution zu erheben oder Werbungen anzustellen. Außerdem sollen bis auf weitere Verabredung die Feindseligkeiten pro forma fortgesetzt werden (§ 17). Endlich ist ein unverlegliches Stillschweigen über das Ganze dem Könige von Preußen durch Lord Hyndford, Marschall Meiperg und Generalmajor Lentulus auf Ehrenwort gelobt worden (§ 18).

Es war eine Übereinkunft nach Form und Inhalt so eigenartig, wie kaum eine andere in der Weltgeschichte. Was die Form anbetrifft, so war diese, wie wir wissen, nachdem König Friedrich den Abschluß eines förmlichen Vertrages, wie überhaupt jede eigenhändige schriftliche Verpflichtung abgelehnt hatte, als Auskunftsmitel von Hyndford vorgeschlagen worden. Den Inhalt hatte im großen und ganzen der König bestimmt, seine Gegnerin war der concedierende Teil gewesen, dagegen spricht aus den Einzelheiten des Protokolls fort und fort die ängstliche „Dexterität“ Meipergs.

Von den einzelnen Bestimmungen des Vertrages beschäftigen sich, wie wir sehen, nur einige wenige mit den allgemeineren politischen Fragen, die große Mehrzahl bilden zusammengestellt eine Art von militärischer Konvention, welche unzweifelhaft bindende Kraft haben sollte, und deren Inhalt war, daß der König die Übergabe Neiße zugesichert erhielt gegen die Verpflichtung, Meiperg ruhig abziehen zu lassen und die Winterquartiere in Oberschlesien nur unter gewissen Beschränkungen einzunehmen.

Wer hatte den Vorteil von dieser Konvention? Der Biograph Maria Theresias ²⁾ zweifelt keinen Augenblick, daß der wesentlichste Vorteil auf des Königs Seite gewesen, ja daß derselbe überhaupt, um dieses Vorteils teilhaftig zu werden, das ganze Abkommen eingegangen habe, allerdings in der

¹⁾ Ob hier nicht noch mündlich eine Geldentschädigung ausbedungen ward, wird nach dem oben S. 20, Anm. 1 Angeführten dahingestellt bleiben müssen.

²⁾ Arnetz a. a. O., S. 337.

sten Absicht, die Königin zu hintergehen, und wenn er der Früchte ertrages theilhaft geworden wäre, denselben ungeschert wieder zu brechen. Früchte wären gewesen, Neisse ohne Blutvergießen in seine Hand zu legen, Neippergs Heer nicht mehr sich gegenüber zu haben, in aller Ruhe abzurücken zu können und seinen durch einen elfmonatlichen Feldzug erhalten, schon ziemlich mißgestimmten Truppen Erholung zu gönnen.

Man wird uns nun zugeben, daß ein so arglistiger Plan zur notwendigen Voraussetzung seitens des Königs die Überzeugung gehabt haben müßte, daß die gedachten Früchte ihm sonst nicht zuteil geworden sein würden, wo nicht etwa es auf den Ausfall blutiger Kämpfe hätte ankommen lassen. Aber wenn König Friedrich diese Überzeugung gehabt hätte, würde in einem auffallenden Gegensatz zu der thatsächlichen Lage der Dinge sein können.

Wir vermögen für diese Behauptung eine Reihe von Beweisen der wichtigsten Art beizubringen, und bei der Wichtigkeit der Sache stehen wir an, es zu thun. Unter dem 15. September schreibt Neipperg an Lobkowitz, er werde hier nicht lange mehr sich halten können, und unter dem 17. September an die Königin, der König von Preußen könne ruhig abwarten, bis seine (Neippergs) Armee anderswo nötig werde ¹⁾, und dann man bald von der Beschießung Neisses hören ²⁾. Unter dem 21. September empfängt der Marschall die Instruktion, wenn der König das österr. Angebot ablehne, doch abzuziehen, nachdem er Neisse und Glatz besetzt habe, wenngleich auch Neisse sich dann nicht lange mehr halten können ³⁾. Unter dem 25. September berichtet Neipperg an den Kaiser, wenn er fortgehe, werde der König Neisse nehmen und Ober- u. Nieder-Oesterreich besetzen ⁴⁾, und am folgenden Tage wiederholt er diese Befürchtung in Bezug auf die Provinz, derselbe werde dann auch Mähren einnehmen ⁵⁾. Und General Laudon, der Ende September nach Presburg kommt, sieht die Lage ebenso an, daß er meint, nach Neippergs Abzug, der immer als selbstverständlich vorausgesetzt wird, werde es möglich sein, mit geringen Streitkräften im Winter die Gebirgspässe zu behaupten, das Vorland aber preisgegeben werden; davon, daß sich Neisse noch längere Zeit halten könne, hat er nichts erwähnt, und gerade Browns Anschauungen eignen sich am besten, um Maria Theresia an, nämlich für den Fall eines Scheiterns der Verhandlungen, daß auch dann Neipperg die Armee zurückführen solle ⁶⁾. Und in dem Abkommen von Klein-Schnellendorf getroffen ist, macht Neipperg besonders geltend, daß, während ohne dieses der König unfehlbar Oberschlesien besetzt und dort sein Heer ernährt haben würde, er nun Neisse von Beschränkungen nach dieser Seite hin sich müsse gefallen lassen ⁷⁾.

So steht auch die Sache in der That. Was König Friedrich durch das

Kriegsministerial-A. in Wien.

Den 18. September; ebd.

Wiener St.-A.

Wiener Kriegsministerial-A.

Wiener St.-A.

Instruktion vom 2. Oktober; ebd.

Bericht vom 13. Oktober; Wiener Kriegsministerial-A.

Abkommen unter allerlei lästigen Beschränkungen erlangt hat, das wäre ihm ohne Übereinkunft unverschämmt in den Schoß gefallen. Und man kann nicht einmal sagen, daß in der beschleunigteren Perzeption der Vorteil gelegen haben könnte. Nach dem Angeführten dürfen wir gar nicht zweifeln, daß Neipperg spätestens Mitte Oktober in jedem Falle abgezogen wäre, und anderseits erhalten wir aus Friedrichs Verhalten in keiner Weise den Eindruck, als habe er es besonders eilig. Er setzt für die Übergabe Reißes selbst den Termin von vierzehn Tagen, obwohl die Österreicher bereit gewesen wären, ihm die Festung unmittelbar nach Neippergs Abzug zu übergeben, und daß die Beziehung der Winterquartiere in Oberschlesien sofort nach Neippergs Abzug erfolgen konnte, ergibt sich aus der militärischen Lage ganz von selbst.

Höchstens also könnte man auf den Einwurf gefaßt sein müssen, Friedrich habe vielleicht nicht gewußt, wie günstig für ihn die Sachen im Lager seiner Gegner standen und deshalb zu jenem hinterlistigen Vertrage gegriffen. Dem gegenüber wird man prinzipiell sagen müssen, daß eine solche Annahme die Präsumtion nicht für sich hat, welche vielmehr dahin gehen wird, daß es von einer intelligenten Heeresleitung erwartet werden darf, daß sie im großen und ganzen von dem Stande der Dinge im feindlichen Lager unterrichtet ist. Das Gegenteil ist eine Ausnahme, die allerdings oft genug vorkommt, aber immer in besonderen Umständen ihre Erklärung findet. Eine solche Ausnahme hier vorauszusetzen, haben wir aber um so weniger Grund, als wir sehen, daß bezüglich des Punktes, auf welchen thatsächlich doch alles ankommt, nämlich des Abzugs von Neipperg bei dem Könige die zwingende Notwendigkeit desselben auf das bestimmteste vorausgesetzt und dieselbe vom ersten Beginne der geheimen Unterhandlungen also etwa vom 8. September an geradezu zur Grundlage der gesamten Verhandlungen gemacht wird. Von Anfang an ist der ungehinderte Abzug Neippergs sein Hauptangebot, und außerdem verdient es doch wohl hervorgehoben zu werden, daß in den vier vollen Wochen, innerhalb deren die Unterhandlungen sich fortspinnen, in keinem der zahlreichen Zeugnisse, welche darüber uns vorliegen, die geringste Andeutung sich vorfindet, daß jene Voraussetzung des Königs, man werde die Armee Neippergs demnächst zur Rettung Wiens brauchen und deshalb abberufen, von Neipperg oder Hyndford bestritten und geleugnet worden wäre.

Und was die Eroberung Reißes anbetrifft, so hatte sich der König nach wiederholten Äußerungen seiner Briefe seit Anfang September anheischig gemacht, sie unter allen Umständen ganz unabhängig von Neippergs Verbleiben durchzuführen; wie hätte er auch nur einen Augenblick zweifeln sollen, daß es ihm ein Leichtes sein würde nach Neippergs Abzug, wo jede Hoffnung auf Entsaß abgeschnitten war, Reisse zu gewinnen, noch dazu, wenn er bereit war, der Besatzung so eminent günstige Bedingungen zu gewähren, wie sie dann das Schnellendorfer Abkommen enthielt. Daß das ohne großes Untervergessen abgehen würde, hat er sicherlich vorausgesehen.

Und was nun den dritten Punkt betrifft, die Möglichkeit freier Ausbreitung für das preussische Heer in Oberschlesien, so ist wohl darüber kein Wort zu verlieren, daß es dem Könige klar gewesen ist, wie er nach dieser Seite hin, sobald Neipperg abgezogen, vollste Freiheit haben würde. Als man österreichischerseits bezüglich dieser Winterquartiere Schwierigkeiten macht, läßt

er Goltz an Hynsfjord schreiben (den 30. September), man solle doch erwägen, daß man dies in keinem Falle verhindern könne, wenn man nicht das preussische Heer mehreremale zu schlagen sich getraue.

Und auch das wird man nicht einwerfen können, der König habe vielleicht gefürchtet, es könne, wenn das bayerisch-französische Heer die Unternehmung gegen Wien aufgäbe und sich gegen Böhmen wendete (wie dies ja thatsächlich geschehen ist), mit dem Wegfallen dieses wirksamsten PreSSIONsmittels zur Abberufung Meipergs für die Königin diese Abberufung überhaupt unterbleiben.

Wie zögernd und schlaff auch die Kriegführung der Verbündeten war, so war doch die Gefahr, welche ihre Heere auch nach Böhmen gewendet der Königin von Ungarn brächten, immer noch groß genug, um eine Zurückberufung Meipergs zu rechtfertigen.

Kurz, eine vollkommen unparteiische Erwägung dieser Angelegenheit läßt uns nicht zu dem Schlusse kommen, daß König Friedrich sich durch das Schnellendorfer Abkommen reelle Vorteile verschafft habe. Durch eine geheime Konvention sehr verwickelter Art hat er unter allerlei lästigen Beschränkungen nicht mehr erlangt, als was ihm, wenn er die Konvention nicht abgeschlossen hätte, von selbst in größerer Ausdehnung und ohne jene Beschränkungen zugefallen sein würde. Er hat also, was wir so nennen, ein herzlich schlechtes Geschäft gemacht, und wer ihm als Beweggrund jenes Abchlusses betrügerische Hinterlist zuschreibt, hat allen Grund, noch einen zweiten Tadel hinzuzufügen, nämlich den einer ganz auffallenden Kurzsichtigkeit.

Aber vielleicht liegt der eigentliche Schlüssel zu Friedrichs Verhalten in jenen allgemeinen Bestimmungen, die wir vorläufig beiseite gelassen haben. Die in diesen letzteren dem König gemachten KonzeSSIONen beschränken sich auf zwei Punkte:

Man werde gegen Ende Dezember versuchen, einen definitiven Vertrag zustande zu bringen ¹⁾, und in diesem abzuschließenden Vertrage werde die Königin ohne Schwierigkeit dem König die bekannte Abtretung (Niederösterreich mit Weisse) machen.

Korrekterweise hätte hier fortgefahren werden müssen: der König von Preußen seinerseits werde mit dieser Abtretung sich genügen lassen und nicht mehr verlangen, auch inzwischen sich jedes feindlichen Vorgehens gegen die Königin oder deren Alliierten enthalten.

Zedenfalls hätte doch die preussische Zusage dieselbe Voraussetzung haben müssen wie die österreichische, nämlich den in § 7 enthaltenen Satz, man werde versuchen, bis Ende Dezember einen definitiven Vertrag zustande zu bringen, welcher Satz doch auch die Möglichkeit nicht ausschloß, daß der Vertrag nicht zustande käme, und für diesen Fall der Königin von Ungarn wenigstens vollste Freiheit sicherte.

Nicht ohne Erstaunen finden wir in unierem Protokolle aber etwas ganz anderes. Hier sind die Zugeständnisse des Königs vorausgenommen, und sie lauten sehr bestimmt und bindend: der König werde nach der Einnahme

¹⁾ „qu'on tâchera de faire un traité définitif vers la fin du mois de Décembre qui vient“.

Reißes nicht mehr offenſiv aufzutreten, weder gegen die Königin noch einen ihrer Alliierten bis zum allgemeinen Frieden, und werde niemals mehr verlangen als die bewußte Abtretung.

Während also, wie Reipperg ganz mit Recht auseinandersetzte ¹⁾, die Königin zu nichts verpflichtet war, wenn sie nicht Lust hatte, bis Ende Dezember einen Vertrag zu schließen, war Friedrich nach dem Wortlaute jener Punktation unter allen Umständen gebunden. In der That, wenn es je ein *modus iniquum* gegeben hat, so lag hier ein solches vor.

Man hat wohl gesagt, Friedrich sei, ebenso gut wie sein oberster Feldherr, so auch sein eigener Minister des Auswärtigen gewesen. Im vorliegenden Falle hat dieser Minister den König übel bedient, und es ist ganz undenkbar, daß, wenn Podewils mit in Klein-Schnellendorf gewesen wäre, er jene ungerichte Fassung zugegeben haben würde. Denken wir uns nur einmal den Fall, es wäre Reipperg geglückt, in Silmärschen an das französisch-bayerische Heer heranzukommen und diesem eine furchtbare Niederlage beizubringen; infolge deren und vielleicht auch unter dem Eindrucke der Gerüchte von dem geheimen Abkommen Preußens mit der Königin wäre Bayern zum Frieden geneigt gewesen, und auch Frankreich hätte sich mit einigen Konzeſſionen auf der Seite der Niederlande zufrieden stellen lassen. Sachſen würde sich beeilt haben, seine Front zu verändern, und die große Koalition, welche im Anfang des Jahres Friedrich bedroht, hätte wohl noch einmal aufleben können. Maria Theresia hätte inzwischen, bis die Alliierten marschfertig gewesen wären, den König durch Unterhandlungen hingehalten, und dieser, wenn er auch erkannt hätte, welches Netz sich über ihm zusammenzöge, hätte nach dem Wortlaute jener Punktation nicht das Recht gehabt, „das Präventive zu spielen“ und das Netz zu zerreißen, ehe es noch ganz sich geschlossen hätte.

Will man fragen, wie es möglich geworden, daß der scharfblickende König sich so habe binden lassen, so wird man eben doch wieder daran denken müssen, daß der König, der in den vorausgegangenen geheimen Verhandlungen den Abſchluß eines eigentlichen Vertrages so bestimmt abgelehnt hatte, bei dieser Konvention nicht so streng den Wortlaut der einzelnen Bestimmungen abgewogen hat, wie es wohl bei einem eigentlichen Vertrage geschehen wäre. Noch erklärlicher wird uns das, wenn wir den Hergang bei der Zusammenkunft, so wie er glaubwürdig feststeht, erwägen. Der Tenor der Übereinkunft beruhte, wie wir wissen, im großen und ganzen auf einem Entwurfe, den Goltz fertig mitbrachte, den also der König selbst unter Berücksichtigung des ihm von Reipperg übersendeten festgestellt hatte. Als dieser nun in Klein-Schnellendorf verleſen wurde, machte der Marschall einige Einwendungen und schlug Amendements vor, denen der König mündlich zustimmte. Wie nun aber und in welcher Fassung diese mündlich gemachten Konzeſſionen dann von dem Protokollführer zu Papier gebracht wurden, das scheint während der Zusammenkunft oder am Schluſſe derselben in der That von dem Könige wenigstens nicht kontrolliert worden zu sein, mit anderen Worten, das amendierte Protokoll scheint dann nicht noch einmal verlesen worden zu sein. Formell war gegen diesen Modus wenig einzuwenden, insofern beide Komparanten nach der vorausgegangenen Verabredung übereingekommen waren, von einer

¹⁾ An den Großherzog, den 13. Oktober; Wiener St.-A.

Verifizierung des Protokolls durch ihre Unterschriften Abstand zu nehmen. Wenn nun gleich dagegen wohl hätte daran erinnert werden können, daß bei einer Übereinkunft, der immerhin eine gewisse Verbindlichkeit beizubringen sollte, es doch von Wert sein mußte, den Wortlaut der einzelnen Punkte genau zu kennen, so scheint man doch thatsächlich darauf verzichtet zu haben; wenigstens würde, wenn der König, als ihm Hyndford seine Ausfertigung des Protokolls zuwendet, diesem durch Holz schreiben läßt, er sei bis auf Kleinigkeiten einverstanden¹⁾, dies doch keinen rechten Sinn haben, wenn eine solche Approbation schon tags vorher ausgesprochen worden wäre.

Hiernach ist sogar die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Hyndford, als er in Reippergs Hauptquartiere Greisau die Ausfertigung der beiden Exemplare besorgte, der an sich erklärlichen Angstlichkeit des Marschalls nachgebend den Ausdruck im einzelnen noch nach dessen Wünschen modifiziert hat.

Freilich hatte andererseits unzweifelhaft auch der König das Recht, als er das Protokoll in die Hände bekam, Änderungen oder Zusätze zu verlangen, und daß er in der That noch Wünsche hatte, erhellt deutlich daraus, daß Holz noch eine nachträgliche Zusammenkunft mit Hyndford begehren mußte. Indessen sind bei dieser letzteren, auf welche wir noch näher einzugehen haben werden, wohl noch weitere mündliche Verabredungen gepflogen, aber der Wortlaut des Protokolls ist nicht geändert worden und jene unbillige Verteilung der beiderseitigen Verpflichtungen, auf die wir bereits hingewiesen, ist stehen geblieben. Der König hat sich darüber damit getröstet, daß ihm zu einem Rücktritt von der Übereinkunft, falls ein solcher ihm notwendig schiene, die Bedingung unverbrüchlichen Geheimnisses, welche voraussichtlich nicht streng gehalten werden würde, in jedem Augenblicke Anlaß genug geben würde, obwohl auch dies wohl als Forderung und somit als zur Substanz der Übereinkunft gehörig in dem letzten Paragraphen des Protokolls sich vorfindet, aber doch nicht eigentlich strikt als *conditio sine qua non* hingestellt²⁾; mündlich allerdings hatte sich der König in dem letzteren Sinne geäußert, und es war dies auch, wie wir noch sehen werden, nach Presburg mitgeteilt worden.

Es bleibt freilich sehr zweifelhaft, ob dieses Auskunftsmittel ein glückliches war. Es scheint eben doch, daß er dieses eventuelle Loskommen sich leichter vorgestellt hat, als es thatsächlich war, ebenso wie er die bindende Kraft dessen, was zu Klein-Schnellendorf abgemacht wurde, doch nicht nach allen Seiten hin hinreichend gewürdigt hat. Um dies zu erweisen, dürfen wir nur auf einen Umstand hinweisen. Unzweifelhaft war das Moment, auf welches er selbst bei den Vorverhandlungen so großen Wert gelegt hat, daß er selbst nichts Schriftliches in dieser Sache von sich gegeben, von nicht geringer Bedeutung für den Fall, daß die Zeitumstände oder der Mißbrauch, den man mit den gemachten Konzeptionen getrieben, den König nötigten, den ganzen Vertrag abzuleugnen, also für den momentanen Erfolg; für das Urteil der

¹⁾ Den 10. Oktober; Londoner Record office.

²⁾ In der späteren Bearbeitung der *Histoire de mon temps* (von 1775) behauptet der König, die Forderung so schroff gestellt zu haben (*Oeuvres* II, 91) weniger entschieden in der früheren Bearbeitung von 1746 (ed. Posner, S. 238).

Geschichte aber scheint doch in der That nicht allzu viel darauf anzukommen, und es wird einem Historiker nicht leicht werden, seine Leser zu überzeugen, daß die Abmachung von Schnellendorf für den König weniger bindende Kraft gehabt hätte, weil seine Unterschrift dem Protokolle gefehlt habe.

Aber auf der anderen Seite, wie mißlich auch die nachträgliche Aufstellung derartiger Hypothesen ist, man muß daran denken, daß sich alles doch hätte wohl anders einrichten lassen. Hätte Friedrich darauf bestanden, in den Punktationen bezüglich seiner Verpflichtungen ganz auf gleichem Fuße behandelt zu werden wie die Königin von Ungarn, so hätte nach menschlichem Ermessen gegen die in die Augen springende Billigkeit solcher Forderung weder Gyndford, noch selbst der ängstliche Meipperg ernstlich etwas einwenden können, und doch hätte der ganze Vertrag eine andere Physiognomie bekommen, wenn die §§ 5—8 so gelautet hätten, wie sie billigerweise allein lauten konnten, nämlich: „man wird versuchen bis Ende Dezember einen Vertrag zustande zu bringen, in welchem dann die Königin von Ungarn ohne Schwierigkeit Niederschlesien mit Meisse abtreten, während anderseits der König nicht mehr als dieses verlangen und sich inzwischen nach der Einnahme Meisses aller Feindseligkeiten gegen die Königin und deren Alliierten enthalten wird.“

Eine solche Fassung würde dann den Vertrag vom 9ten erst in seinem wahren Lichte gezeigt haben, als eine militärische Konvention, deren bindende Kraft sich nur auf den ungehinderten Abzug Meippergs bezog, für die Zukunft aber wohl auch gute Zusicherungen enthielt, zu deren Erfüllung jedoch nur die gleich von vornherein sehr gebrechlich angelegte Brücke der Redensart: „on tachera de faire un traité définitif“ hinüberführte. Ganz unzweifelhaft stand es dann bei jeder der beiden Parteien, zu sagen, der Versuch, einen definitiven Vertrag zu schließen, müsse als gescheitert angesehen werden, und man habe nun wieder vollkommen freie Hand, zu handeln, wie es gut schien, während so König Friedrich dieses Recht der freien Hand nur durch jenes mißliche Auskunftsmittel des nicht gewährten Geheimnisses, also durch unliebame Diskriminationen sich hat erstreiten müssen.

Doch wir werden noch Veranlassung haben, auf diesen Punkt zurückzukommen. Hier kann es uns genügen, zu konstatieren, daß, wenn, wie wir sahen, der praktische, militärische Teil der Klein-Schnellendorfer Abkunft als nicht eigentlich vorteilbringend für den König angesehen werden kann, von den allgemeinen Bestimmungen sogar gesagt werden muß, daß der König durch sie geradezu in unbilliger Weise benachteiligt worden sei.

Wenn wir es nun auch als selbstverständlich voraussetzen, daß Friedrich die Konvention überhaupt nicht geschlossen haben würde, wenn er dies nicht als in seinem Interesse liegend angesehen hätte, so glauben wir doch die Meinung, als habe der König sich zu dem Abkommen überhaupt nur herbeigelassen, um einen momentanen Vorteil zu erlangen und mit der arglistigen Absicht, sich seinen Verpflichtungen zu entziehen, sowie er eben jenen Vorteil eingeheimst, widerlegt zu haben, und zwar den ersten Punkt durch den Nachweis, daß er den angeblichen Vorteil durch bloßes Abwarten bequemer und vollständiger hätte erreichen können, und den zweiten durch den Hinweis auf die gewisse Sorglosigkeit, mit der er sich die kaptivierenden Bestimmungen

es Protokolls hat gefallen lassen, während es doch in seiner Hand gelegen hätte, sich eine bequeme Hintertür offen zu halten.

Welches Motiv hat nun den König zu der Abkunft vom 9. Oktober, dieser Art von Waffenstillstand“, wie er es nennt, bewogen? Nach des Königs eigenen Angaben war es die Abneigung gegen die Ziele der französischen Politik, wie diese gerade eben damals in dem von dem Marschall Belleisle mit Bayern und Sachsen abgeschlossenen Partagetraktate zutage traten. Diese Politik lief, wie er sagt, darauf hinaus, durch die Verteilung eines großen Teils der österreichischen Erbschaft, dann vier Mächte zweiten Ranges zu stabilisieren, Österreich, Bayern, Sachsen, Preußen, denen gegenüber dann Frankreich eine Stellung gehabt haben würde, wie etwa weiland die Römer zu den kleinasiatischen Dynastien. An der Verwirklichung eines solchen Planes einer französischen Universalmonarchie mitzuwirken, speziell sich um die Vergrößerung Sachsens, in welchem Preußen zu jeder Zeit einen mißliebigen Nachbar gehabt hatte, zu bemühen, hätte nach Friedrichs Ansicht eheissen, sich selbst seine Ketten zu schmieden; da war es besser, ein gewisses Gleichgewicht zwischen Frankreich und der Königin von Ungarn zu erhalten, nachdem der letzteren Stolz hinlänglich gebeugt war, um sie in die Abtretung Schlesiens willigen zu lassen; kurz, er gedachte, ohne mit Frankreich zu rechnen, doch auch Maria Theresia wieder etwas aufatmen zu lassen ¹⁾. Daß ihm für den Notfall die mangelhafte Wahrung des Geheimnisses seitens des österreichischen Hofes immer einen ausweichenden Grund geben würde, von dem Vertrage zurückzutreten, setzte er voraus ²⁾.

Die hier entwickelten Ansichten kehren nun vollständig wieder in den ausgiebigen Äußerungen, welche der König bei der Zusammenkunft selbst gehalten hat. Wir haben darüber zwei von einander unabhängige Berichte, einen, welchen Hyndford unter dem 14. Oktober an Lord Harrington erstattet ³⁾, und daneben die „Erinnerungen“, welche Reipperg unter dem 13. Oktober für den von ihm zu mündlicher Berichterstattung an die Königin und den Großherzog von Toscana nach Presburg gesandten Generalmajor von Tentulus, bekanntlich einen der Teilnehmer der Schnellendorfer Zusammenkunft, niedergeschrieben ⁴⁾. Dieser besonderen Bestimmung entsprechend wollen diese Aufzeichnungen gar nicht ein Bild der Zusammenkunft geben, und selbst die Äußerungen des Königs werden prinzipiell der mündlichen Berichterstattung des Generals überlassen, nur daß Reipperg hier und da die Stellen hervorhebt, die ihm von größter Bedeutung zu sein scheinen, um daneben dann vielfach Bemerkungen über das Gehörte anzureihen.

Für unsere Darstellung, für die es allerdings von Wichtigkeit zu sein scheint, von den Äußerungen des Königs bei der mehr als zweistündigen Zusammenkunft möglichst wenig einzubüßen, wird es nun wohl für gerechtfertigt gelten können, wenn wir den Hyndfordschen Bericht zugrunde legen und dessen einzelnen Punkten die Reippergschen „Erinnerungen“ anfügen, ohne beides in einander zu verschmelzen.

¹⁾ Hist. de mon temps (1746) p. 239, 240 und (1775) p. 94.

²⁾ Ebd.

³⁾ Londoner Record office.

⁴⁾ Im Wiener Kriegsministerial-A.: Auszüge daraus in der Österr.-milit. Zeitschr. 1827, II, 149, und daraus wieder bei Orlich, Gesch. der schles. Kriege I, 148.

„— Der König war ausnehmend höflich und freundlich und beteuerte lebhaft seine guten Wünsche und Absichten für die Königin von Ungarn und den Großherzog, nachdem sie nun ihre frühere Hartnäckigkeit abgelegt hätten, denn ohne das, fügte er hinzu, würde er sie bis auf das äußerste verfolgt haben; doch nun nehme er den lebhaftesten Anteil an dem Mißgeschick der Königin, und würde die Sache geheim gehalten, so gedente er weiterhin noch mehr Dienste derselben zu leisten, als ihm jetzt gestattet sei, zu sagen. Er gab zu verstehen, daß er versuchen werde, Mähren und Oberschlesien der Königin zu erhalten gegenüber dem Kurfürsten von Sachsen, daß er die Bayern oder Sachsen hindern wolle, in Böhmen diesseits der Elbe Winterquartiere zu beziehen, und daß, im Falle sie dies doch versuchten, er dort selbst Winterquartiere nehmen und dafür der Königin eine Entschädigung in barem Gelde bezahlen wollte.“

Zu diesem Stücke Synsfordschen Textes möge dann als Glosse Neipergs Folgendes hinzugefügt werden:

„[Der König] erwähnt, daß ihm seine Allierten nebst ganz Unter Schlesien und der Stadt Reiß auch noch die Grafschaft Glaz und noch über das, so ihm durch die Convention zufiele, einen guten Theil von O. Schlesien diesseits des Reißflusses zu verschaffen und zu überlassen zugesaget, den Ueberrest von Oberöhl. mit dem Marggrasthum Mähren, und etwas von Böhmen soll vermöge des Partage-Tractats Sachsen einbekommen, Baiern hingegen Böhmen, das Land Ob der Enz, Tyrol und das Vorderösterreichische mit Einbegreif derer in Schwaben liegenden österreichischen Ländereien, Frankreich wenigstens das Herzogthum Luxemburg, und Italien solle unter verschiedene getheilt werden.

Von dem mit Frankreich und Baiern geschlossenen Tractat machet er kein Geheimniß, sondern saget, daß es anmit seine Nichtigkeit habe, man spüret aber beschwingen an ihm fast einige Reue, und er giebt zu erkennen, daß er dieser Alliance gerne auf gute Art und Gelegenheit los sein möchte.

Mit Sachsen, wie mir der Wolf allein gesagt, soll der Tractat von ihm noch nicht unterzeichnet, jedoch hierzu in wenigen Tagen der angezeigte Termin sein, der König von Preußen trainirte sothane Unterzeichnung mit Fleiß, und der Vorwand hierinfallt soll dieser sein, daß er für einen Theil seiner Truppen die Winterquartiere in Böhmen, gleich wie auch Baiern und Sachsen für einen Theil derer ihrigen dahin übereinsgekommen zu haben prätextiret, wogegen aber Sachsen und die übrigen noch zur Zeit protestiren. Er zeigt gegen Sachsen einen besondern Pique, ohne jedoch die hierzu ihn bewegende Ursach zu berühren, nimt auch darob Anlaß, für einen Theil seiner Truppen gegen darbietender Bezahlung die Winterquartiere in Böhmen, und zwar in der Nachbarschaft derer sächsischen zu verlangen, um dadurch Gelegenheit zu haben, sie zu chicaniren, und endlich darob Ursach zu finden, die Alliance zu brechen, zu welchem Ende derselbe einem Generalen über sothane in Böhmen zu bequartierende Truppen das Commando auftragen wollte, der sich auf die Chicanen verstünde, und ihm hierinnen unter lauter scheinbaren Freundschaftsbezeugungen jedoch den verlangenden Endzweck erreichen machte.“

Bei den nahen Beziehungen, welche der Marschall zu dem Großherzog hatte, war es natürlich, daß jener mit besonders gespannter Aufmerksamkeit dem gefolgt ist, was der König über die Kaiserwahl-Angelegenheit geäußert hat, und so enthalten dann über diesen Punkt gerade die „Erinnerungen“

el reicheres Material als Hyndfords Bericht. Der letztere hat hier nur folgende Zeilen:

„Der Marschall gab dem König einen Brief des Großherzogs, welchen der König sehr gnädig annahm und sagte, er hoffe, der Großherzog werde es nicht auffallend finden, wenn er nicht unmittelbar antworte, denn derselbe wolle sehr wohl die gegenwärtige Lage der Dinge und seine Verpflichtungen in Betrachtung ziehen, aber er hoffe, es würde auf dasselbe hinauslaufen, wenn er dem Großherzog eine Antwort Ende Dezember sende, und was er zwischen in dessen Interesse thun würde, so gut sein wie eine Antwort.“

Daselbe berichtet nun auch Meipperg, fügt aber noch hinzu, der König habe sich beschwert, daß man so wenig Menagement für ihn trage, nicht verweigern sei, auch bereits an den Kurfürsten von Mainz geschrieben habe, man sei des Friedens mit ihm so viel als versichert, und somit auch der kurhamburgischen Stimme gewiß, wodurch er bei seinen Alliierten in Veracht komme und sich vor der Zeit Unheil und Unbeliebigkeiten zuziehen könnte, man derothalben daselbst seinetwegen mehreren Menagements sich bedienen möchte. „Er deklarirte hierbei, daß er zwar dem Großherzog hierin nicht entgegen sein wollte, doch aber sein vor Bayern übernommenes Engagement noch zur Zeit, ohne sich Widrigkeiten zuzuziehen, nicht zurücknehmen könnte. Man sollte aber trachten, die Kurfürsten von Mainz und Trier dahin zu verleiten, daß sie die Kaiserwahl in die Länge hinaus verziehen, er keines Orts wollte selbige gewiß nicht pressiren, und unter solcher Bedingung dürften sich vielleicht Mittel und Gelegenheit hervorthun, wodurch er sich seines diesfälligen Engagements entschlagen und dem Großherzog seine Feindschaft comprobiren könnte, wohingegen aber hierauf, wenn man an das mit ihm geschlossene public machte und nicht geheim hielt, gar nicht zu rechnen und alles ungünstig sein sollte, es ob der Krieg zwischen ihm und uns noch wie zuvor fortgeführt würde.“

Wir lassen nun Hyndford weiter berichten:

„Er (der König) blieb über 2 Stunden und äußerte während der ganzen Zeit die größte Theilnahme für die Königin und den Herzog von Lothringen, der M. Meipperg Ratschläge bezüglich der Operationen gegen die Verbündeten und empfahl ihm besonders, Fürst Lobkowitz mit allen seinen Streitkräften zu ihm stoßen zu lassen, um einen Schlag zu führen, ehe die Alliierten ihre Truppen beisammen hätten. Und wenn der Marschall Erfolg hätte, machte er Andeutungen, die nicht viel weniger besagten ¹⁾, als daß er in solchem Falle auf Seite der Königin treten werde. Aber wenn der Marschall noch Unglück hätte, müsse er (der König) an sich denken.“

Er sprach dies halblaut zu dem Marschall, und ich hatte mich aus Respekt zwei oder drei Schritte zurückgezogen: aber der König zog mich sogleich in den Arm zu ihm und sagte: „Mylord, ich wünsche, daß Sie jedes Wort der Unterredung hören. Was Sie, Mylord, anbetrifft, so haben Sie nichts zu besorgen, denn ich beabsichtigte niemals etwas Feindseliges gegen den König von England, und erst vor zwei Tagen schrieb ich an ihn so freundlich als mög-

¹⁾ „he insinuated little less than that: He would take part with the enemy.“

lich einen Brief, und um ihm einen ferneren Beweis zu geben, daß ich keine anderen Absichten habe, als in Freundschaft mit ihm zu leben, habe ich meiner Armee in Brandenburg den Befehl gegeben, sich aufzulösen und in die Winterquartiere zu gehen.⁴

Er wies mich dann vor Reipperg an, dem Wiener Hofe zu schreiben, derselbe möge einen Traktat vorbereiten, zu vollziehen an oder vor dem nächsten 24. Dezember. — Aber über alles empfahl er jedermann das größte Geheimnis an, und um Herrn v. Balori zu täuschen, wünschte er, daß ich ihm einen Brief in sein Lager schriebe mit Klagen über den schlechten Erfolg meiner Versuche, einen Vergleich zustande zu bringen, welcher mit einem Trompeter antommen sollte, während der König bei Tische säße. Er würde Sorge tragen, Balori bei sich zu haben, und ihm meinen Brief direkt zeigen.“¹⁾

Aus den Reippergschen Aufzeichnungen mag dann noch zum Schluß die Verabredung nachgetragen werden, welche bezüglich der künftigen Korrespondenzen getroffen wurde. Dieselbe sollte durch zwei Stabsoffiziere gehen, den in Jägerndorf stationierten Oberstlieutenant, Marquis de Varenne, preussischerseits und österreichischerseits den Oberstlieutenant v. Uevrier in Troppau.

Wir haben in dem Vorstehenden nur den eigentlich referierenden Teil der „Erinnerungen“ Reippergs wiedergegeben, und manche seiner subjektiven Beobachtungen und die große Menge militärischer Einzelheiten und Details, von denen viele offenbar nur für das Ohr seines Gönners, des Großherzogs, bestimmt waren, weggelassen. Die Verquickung dieser Dinge mit dem ganz heterogenen Berichte über die Zusammenkunft von Klein-Schnelldorf zu einem Schriftstück, das dann wieder thatsächlich nur als Merkzettel für den zu mündlicher Berichterstattung abgeforderten Ventulus dienen soll, läßt es in der That als sehr gerechtfertigt erscheinen, wenn Reipperg wiederholt protestiert hat, er sei zum Diplomaten nicht geschickt. In der That, wenn, wie wir sahen, der König von dem Vorwurfe, es mit der Schließung der Konvention zu leicht genommen zu haben, nicht freizusprechen ist, so trifft derselbe Vorwurf noch in viel höherem Maße den Marschall, und wenn jener sich um die Fassung dessen, was Lord Hyndford als Quintessenz und Resultat der Verhandlung aufgezeichnet hat, nicht hinreichend bekümmert hat, so hat dieser dagegen eine sträfliche Sorglosigkeit darin bewiesen, die Äußerungen des Königs, welche doch als hochwichtige Erläuterungen der von ihm zugestandenen Konvention gelten mußten, möglichst präcise seinem Hofe wiederzugeben.

Das eben ist nicht geschehen, ja kaum versucht worden. Lord Hyndford war ja, wie wir wissen, seit Anfang Oktober nicht mehr legitimiert, im Namen

¹⁾ Bericht Hyndfords vom 14. Oktober; Londoner Record office. Auszüge bei Kaumer a. a. O., S. 149. Wenn dieser Bericht in den Hyndford Papers des British Museum (Additional Mss. 11366 f. 297) das Datum des 12. Oktobers trägt, so muß das falsch sein, und auch die Annahme, daß dies als das Konzept gegen die sonstige Sitte einmal ein anderes Datum trüge als das Mundum, würde immer noch nichts helfen, da der aus Breslau datierte Bericht damit beginnt, daß Hyndford die letzte Nacht erst aus Breslau zurückgekehrt sei, während wir vom 12. Oktober nicht weniger als drei Briefe Hyndfords haben, sämtlich noch aus Breslau datiert.

der Königin zu unterhandeln, und konnte daher gar nicht daran denken, einen Bericht, wie er ihn für Lord Harrington abgefaßt hatte, dem Presburger Hofe einzusenden; aber offenbar hätte es Reipperg in seiner Hand gehabt, da der Gesandte mehrere Tage nach der Zusammenkunft in seinem Hauptquartiere verweilte, dessen Erinnerungen bei der Zusammenstellung der Äußerungen des Königs zuhülfe zu rufen. Der Marschall, der es für zulässig halten konnte, in so wichtiger Angelegenheit sich auf die mündliche Berichterstattung des Generals Lentulus zu verlassen, hat natürlich daran nicht gedacht, aber sehr zum Schaden seines Hofes, für den es vermutlich vorteilhafter gewesen wäre, einen eben solchen Bericht wie den Hyndfordschen zu erhalten, der trocken und sachgemäß, aber eingehend die ganze Zusammenkunft schilderte, als die Reippergischen Bemerkungen, welche einzelne Partien herausgriffen und diese detaillierten, um anderes kaum weniger Wichtiges ganz zu übergehen, und außerdem subjektive Wahrnehmungen anreichten, über deren präjudizielle Natur sich eigentlich Reipperg nicht hätte täuschen können, hätte ihn nicht der Wunsch, dem ganzen Abkommen, das er mit geschlossen, möglichst gute Seiten abzugewinnen, nur allzu sehr beherrscht. Gerade er, der es selbst wiederholt beklagt hatte, daß sein Hof sich dem Könige von Preußen gegenüber so besonders schroff und ablehnend zeigte, hätte doch billig Bedenken tragen sollen, in Presburg die Meinung zu erregen, als brenne König Friedrich darauf, bei erster bester Gelegenheit seine Alliierten zu verlassen und gewissermaßen reumütig ins Lager der Gegner überzugehen. Jedenfalls hat das schlimme Früchte getragen.

Und wie wenig zeigt sich auf der anderen Seite Reipperg beflissen, das Programm, das der König so offen darlegt, zur Kenntnis seines Hofes zu bringen. Man wird hier in der That zu der Annahme gedrängt, er habe hier überhaupt die ihm in mündlicher Unterredung eröffneten Intentionen nicht so schnell zu fassen vermocht. Der König entwickelt den Plan, seinen bisherigen Gegnern zunächst wenigstens die Elbgrenze in Böhmen zu sichern und zu diesem Zwecke preussische Truppen, für deren Verpflegung er eine Geldentschädigung in Aussicht stellt, einrücken zu lassen, ein Entschluß, der dann so vielfache Irrungen hervorrufen sollte. In Reippergs Erinnerungen aber hat der ganze Plan keine Stelle gefunden, und des Königs fast allzu offenerzige Eröffnung über seine Absicht, mit den Sachsen Reibungen hervorzurufen, steht ganz unmotiviert da.

Und weiter empfiehlt der König Reipperg, den Moment zu benutzen, sich schnell mit Lobkowitz zu vereinen und einen Schlag gegen die Verbündeten zu führen, ehe diese ihre Kräfte beisammen hätten. Ziele derselbe glücklich ans, so könnte dies dem König vielleicht Gelegenheit geben, sich ganz von seinen Verbündeten zu trennen; andernfalls würde er freilich zunächst an sich denken müssen. Aber von dieser ganzen so höchst charakteristischen und bedeutsamen Eröffnung enthalten die Reippergischen Erinnerungen kein Wort.

Und nun die heikle Angelegenheit, die Kaiserwahl betreffend. — Hier hat es Reipperg, wie wir sehen, an sich nicht fehlen lassen; seine Aufzeichnungen präzisieren des Königs Standpunkt vollkommen. Derselbe sagt nichts mehr zu, als daß er auf Vollziehung der Wahl nicht drängen wolle, erklärt sich für engagiert und begnügt sich, eine einfach dilatorische Politik zu empfehlen, auf die Möglichkeit hin, daß ein Umschwung in der allgemeinen Lage

der Dinge auch ihm gestatte, von seinen Verpflichtungen zurückzutreten, warnt aber gerade nach dieser Seite hin auf das nachdrücklichste, und mit Hinweis auf eine bereits begangene Indiskretion, vor jeder Veröffentlichung des mit ihm getroffenen Abkommens, da er sonst sich an nichts binden und den Krieg einfach fortsetzen werde. Der Wortlaut der „Erinnerungen“ ist hier so geartet, daß er eigentlich jede Unklarheit ausschließt. Aber es ist sehr fraglich, ob dem österreichischen Ministerium jemals dieser Wortlaut vorgelegen hat. Es fällt schon auf, daß die Reippergschen „Erinnerungen“ auf dem Wiener Staatsarchive nicht vorhanden sind, weder ganz, noch teilweise, sondern nur auf dem Kriegsministerialarchive, wo neben den ausschließlich militärischen Dingen noch die Briefe Reippergs an den Großherzog ihre Stelle gefunden haben. Offenbar war in den „Erinnerungen“, in denen, wie wir wissen, noch zahlreiche militärische Beschwerden und Wünsche angegeschlossen sind, Verschiedenes nur für das Ohr des Großherzogs bestimmt, und bei der engen Verbindung zwischen dem letzteren und Reipperg hat dessen Abgeandter sicher die erste Audienz bei jenem gesucht, und dort erst verabredet, was der Königin, resp. deren Ministern zu berichten wäre. Der ganze Passus über die Kaiserwahl war ja nun eigentlich die mündliche Antwort des Königs auf das Handschreiben des Großherzogs, welcher also wohl gerade hieran ein näheres Interesse geltend machen konnte. Franz wünscht offenbar sehrnächst die Kaiserkrone; er hat bei dem König von Preußen zu verschiedenen Malen im Laufe des Jahres 1741, so oft nur die Verständigung irgendwie in Aussicht stand, mit einem fast naiv zu nennenden Vertrauen um dessen Stimme geworben, und seine etwas sanguinische Art hat es aller Wahrscheinlichkeit nach vermocht, auch aus jener Antwort des Königs im Grunde Günstiges herauszulesen, und was die Minister seiner Gemahlin davon erfahren haben, ist sicher so eingerichtet gewesen, daß es deren Eifer für die Wahlsache nicht hat abschwächen können.

Fassen wir nun alles zusammen, so ergibt sich für den Klein-Schnellenborjer Vertrag Folgendes: Nach König Friedrichs Intentionen soll sich an die militärische Konvention vom 9. Oktober doch eine allgemeinere politische Verständigung der beiden kriegführenden Mächte anschließen. Und nachdem Österreich den entschiedenen Entschluß kundgegeben, die von ihm verlangten Abtretungen zu bewilligen, gedenkt der König dafür seinerseits keineswegs sich mit einer bloßen Neutralität zu begnügen, sondern er zeigte sich vielmehr ernstlich entschlossen, einer vollständigen Zertrümmerung der österreichisch-deutschen Erblande, wie sie seine Verbündeten bereits geplaut hatten, entgegenzuwirken. In welchem Umfange dies möglich würde, das mußte allerdings von dem Gange der Kriegereignisse abhängen; die Konvention vom 9. Oktober sicherte den Österreichern die Verwendung des Reippergschen Heeres gegen die Franzosen und Bayern, und er selbst wollte schon jetzt, indem er scheinbar fortfuhr, gegen die Königin zu operieren, in Wahrheit zu deren Gunsten handeln und z. B. durch ein Einrücken in Böhmen seine Truppen gleichsam eine Barrière bilden lassen, um eine Überflutung dieses Landes durch die Verbündeten zu hindern, ja er stellte sogar Maßregeln in Aussicht, welche den Anfang einer Lösung der bisherigen Allianzverhältnisse bilden sollten.

Es liegt auf der Hand, daß für diese Intentionen die kurzen Paragrafen

die in Hyndjords Protokoll vom 9. Oktober die allgemeinen Angelegenheiten behandelten, ganz gleichgültig waren; wohl aber hat der König selbst am 9. Oktober vor Reipperg und Hyndford seine Pläne und die Linie, auf welcher er sich zu bewegen gedächte, mit großer Offenheit dargelegt, allerdings aus erklärlicher Vorsicht nur eben mündlich.

An der Ehrlichkeit der Absichten des Königs ist um so weniger zu zweifeln, da er in seinen Memoiren überzeugend nachweist, wie sehr eine solche Politik in seinem Interesse lag. Eine Durchführung derselben würde ihn zum Beherrscher der Situation gemacht haben.

Das Uble an dem ganzen Programme war offenbar das, daß es nur durchführbar war, wenn Oesterreich willig dazu die Hand bot und sich ganz genau auf den Bahnen bewegte, die ihm vorgeschrieben wurden. Hier wird man nun sagen können: hätte der ganze Plan genau und sorgfältig detailliert schwarz auf weiß in Presburg den österreichischen Ministern vorgelegen, es ist zweifelhaft, ob sie bei ihrer Schwerfälligkeit und bei dem tiefgewurzelten Mißtrauen gegen den König von Preußen darauf recht eingegangen wären. Nun sehen wir, daß überhaupt von dem eigentlichen Programme des Königs nur eine sehr unvollkommene Kunde nach Presburg gedrungen ist, es war daher von vornherein kaum denkbar, daß die österreichischen Minister zu der schwierigen Melodie, die der König von Preußen aufzuspielen gedachte, die richtige Begleitung hätten finden sollen. Sie hielten sich einfach an das, was ihnen die 18 Paragraphen des Hyndjordschen Protokolls sagten, und was darüber von den Äußerungen Friedrichs hinaus transpiriert war, hatte bei ihnen nur die Wirkung, auf der einen Seite die von Reipperg ihnen insinuierte Meinung, daß der König von Preußen lebhaft wünsche, von seinen bisherigen Alliierten auf gute Manier loszukommen, zu bekräftigen, auf der anderen Seite aus den fragmentarischen Andeutungen über weitere Pläne des Königs eine unbestimmte Vorstellung von versteckten, arglistigen Absichten des gefährlichen Mannes aufsteigen zu lassen. Das eine wie das andere schien dazu zu mahnen, den Vortheil der preußischen Neutralität möglichst eifrig zu verwerten. Wünsche der König sich von seinen bisherigen Verbündeten loszumachen, so war eine sanfte Pression vielleicht besonders gut angebracht, und hegte er arglistige Absichten, so vermochte man diese vielleicht zu kreuzen.

So steuerte man denn einen Kurs, der dem von Friedrich vorgezeichneten Schnurstracks zuwiderlief. Denn da dieser ganz fest entschlossen war, sich für jetzt nicht aus seiner Stellung und der antipragmatischen Allianz herausdrängen zu lassen, so hatten österreichische Indiskretionen nur die Wirkung, den König zu nötigen, den bei seinen Verbündeten erweckten Verdacht durch seine Handlungsweise thatsächlich zu widerlegen, also ihn von der Linie, die er zugleich eben im Interesse der Königin von Ungarn einzuhalten beabsichtigte, abzudrängen. In diesen Gegensätzen ist die Klein-Schnellendorfer Abkunft zugrunde gegangen.

Zunächst ward wenigstens der militärische Teil der Klein-Schnellendorfer Verabredung zur Ausführung gebracht. Während Reipperg von den Preußen anbehalligt sein Heer nach Währen führte, begann Friedrich die Belagerung von Reife. Am 17. Oktober ward ein Corps von 13 Bataillonen Infanterie und 12 Schwadronen Reiter unter dem Erbprinzen Leopold gegen Reife und zur Eroberung der Festung abgefenbet.

Der Erbprinz war nicht in das Geheimnis von Klein-Schnellendorf eingeweiht und nahm die ihm gestellte Aufgabe mit vollem Ernste in Angriff ¹⁾. Am 18. Oktober vor Meisse eingetroffen, entwarf er nach einer noch an demselben Tage vorgenommenen Refognoscierung seine Dispositionen. Er verzichtete auf eine vollkommene Einschließung, zu der auch seine Streitkräfte nicht hingereicht hätten, und nahm einen Angriff ausschließlich von der Seite, auf welche er angerückt war, d. h. von Osten und Süden her in Aussicht. Allerdings gewährte im Nordost und zum Teil auch Westen die Meisse der Festung eine gute Deckung. Sonst war dieselbe nur mit einfachen Bastionen versehen, welche mehr auf der Nord- und Westseite als gerade gegen Süden und Osten hin verstärkt worden waren. Doch hatte der Kommandant sich eine andere Schutzwehr zu schaffen gewußt, indem er die mit ziemlichem Gefälle vom Gebirge herab kommende und die Festung durchfließende Biele hatte stauen lassen, wodurch das ganze südliche Vorterrain in einen See verwandelt worden war.

Der Erbprinz hatte seine Truppen von der Biele an bis an die Meisse hin aufgestellt und nachdem eine Aufforderung zur Übergabe von dem Kaiser Kommandanten eine höfliche Ablehnung erfahren, war er unverzüglich daran gegangen, einerseits den Inundationen einen Abfluß in die Meisse zu verschaffen dadurch, daß man die Biele, die sich südlich der Festung der Meisse bis auf geringe Entfernung nähert, bei dem Dorfe Neumühl, unweit des abgebrannten Kupferhammers, direkt in diese ableitete, anderseits im Südosten der Stadt ²⁾ ungeachtet des anhaltenden Feuerns der Belagerten aus und auf den Trümmern der abgebrannten Vorstädte ein Zangenwerk zu errichten, aus dem dann am Morgen des 20. Oktober 4 Zwölfpfünder ihr Feuer eröffneten, das allerdings nicht viel Schaden anrichtete, sondern vielmehr durch die überlegene Artillerie des Places ganz zum Schweigen gebracht wurde. Als der König im Laufe des 20. Oktober selbst eintraf und sein Hauptquartier in Neuz aufschlug, billigte er die Dispositionen des Erbprinzen und ließ die zerstörte Batterie wieder herstellen, auch die Arbeiten an der Ableitung der Gewässer gewonnen Fortgang; doch ward in den nächsten Tagen das Feuer von beiden Seiten nur schwach unterhalten. Der Erbprinz mußte auf besonderen Befehl am 22. Oktober mit einem kleinen Corps ins Glatzische abgehen, und sein Bruder Dietrich, der ihn vor Meisse ablöste, nachdem er eben damals zum Generalleutnant avanciert war, beschloß erst das Eintreffen des aus Brieg ihm zugesagten Belagerungsgehübes abzuwarten. Allerdings waren seine Entschlüsse von der Entscheidung des Königs abhängig. Obwohl nun bereits am 20sten 12 große Mörser aus Brieg angekommen waren, so begnügte man sich doch bis zum 27sten mit einer schwachen Kanonade, von da an aber, und nachdem inzwischen auch der Artilleriepark

¹⁾ Wenn das Tagebuch des Kreuzherrn Prager (Stadtarchiv zu Meisse, Kastneriana VI) angiebt, es wäre dem preussischen Oberbefehlshaber am 22. Oktober Wein, Brot und Geflügel herausgeschickt worden, so ist das nach allen Seiten hin ungläublich und nur als ein Stadtgerede anzusehen, welches allerdings auf das Gerücht eines geheimen Einverständnisses hindeutet.

²⁾ Nahe dem Neuländer Schlüssel, sagt das Pragerische Tagebuch, und das klingt viel wahrscheinlicher, als die Angabe bei Ulrich I, 154 „unweit Karlau“.

vollständig eingetroffen war, ward Ernst gemacht. Der Ingenieur, General Wallrave, bewirkte in der Nacht vom 27ten bis zum 28. Oktober die Eröffnung der Laufgräben im Süden der Festung zwischen der Reife und der oberen Viele, wobei ein an dem ehemaligen kaiserlichen Garten von der Reife nach der Viele zu führender Damm zweckmäßig benutzt werden konnte ¹⁾).

Da, wo der Damm die Viele erreichte, ward dieses Flüsschen übersritten und jenseits an der abgebrannten Mühle eine große Batterie von 32 schweren Geschützen und 10 Mörsern errichtet und an seinem anderen Ende an der Reife, unweit des Mühlwehres, eine zweite von 4 Mörsern. Beide eröffneten dann am 29ten ein starkes Feuer auf die Stadt, infolge dessen der Kommandant bei General Wallrave schriftliche Vorstellungen machte, es könne doch unmöglich die Absicht des Königs sein, die Stadt ganz zugrunde zu richten; den Festungswerken schade das Bombardement nicht, und der Kommandant werde, wenn auch kein Haus von der Stadt mehr stände, deshalb doch die Festung nicht früher übergeben. Wirklich schwieg das Feuer am 30ten, und der im Parlamentieren geübte Adjutant des Königs, Oberst v. Borcke, brachte eine neue Aufforderung zur Übergabe in die Festung. Als aber diese wiederum abgelehnt ward, begann das Bombardement mit erneuter Heftigkeit und ward auch am 31ten eifrig fortgesetzt.

Reipperg hatte bei seinem Rückzuge den bisherigen Kommandanten von Reife, Oberstlieutenant St. André, mit 1500 Mann, 5 Kanonen und einigen Zentnern Pulver an sich gezogen, so daß nur eine Besatzung von etwa 1000 Mann unter Oberstlieutenant Krottendorf zurückgeblieben war. Dieser hatte die Instruktion erhalten, die Festung, wenn die Preußen, wie zu vermuten stehe, sie belagern sollten, am 15ten Tage, vom ersten Kanonenschusse an gerechnet, gegen freien Abzug zu übergeben, doch war für den Fall, daß die Belagerung mit besonderem Nachdruck betrieben würde, auch eine frühere Übergabe zugestanden. Dieser Ordre pünktlich folgend, ließ der Oberst am 14ten Tage nach dem Beginne der Beschießung am 31. Oktober 1741, Abends 9 Uhr, Chamade schlagen, und erklärte, wegen der Übergabe in Unterhandlungen treten zu wollen. Seine Bedingung freien Abzugs mit allen militärischen Ehren fand, wie ja in Klein-Schnellendorf verabredet worden war, die Zustimmung des Königs und auch die Ausbedingung des Schutzes für die katholische Geistlichkeit und die Erhaltung des status quo in kirchlichen Dingen, die er zu verlangen gehalten war, wurde bereitwillig zugestanden; und nachdem er dann am 1. November das Zollthor besetzt hatte, zog am 2ten die Besatzung, noch 677 Mann stark, mit Waffen und Gepäc und 6 Kanonen ab. Kranke und Verwundete wurden auf Wagen nachgeführt, ebenso wie die Bagage.

Übrigens zeigte sich jetzt, daß die Beschießung doch gerade den Festungs-

¹⁾ Als der Prinz am Abend des 27. Oktober diese Stelle aufsuchte und dabei in den Sumpf geriet, vermochte ihn der Husarenmajor v. Dewitz, der von einem wohlbekannteren Orte nach der Festung hin die Situation genau kannte, zurechtzuweisen. Nachrichten von Dewitz in [Raumanns] Sammlung ungedruckter Nachrichten, S. 20.

werken ansehnlichen Schaden zugefügt hatte, während von den Häusern zehn mehr oder weniger niedergebrannt waren.

Damit war denn auch die stärkste der schlesischen Festungen in den des Königs gekommen. Er hatte, abgesehen von Glatz, das ganze gebiet, das er zu behaupten entschlossen war, in seiner Hand, und ge nun die feierliche Huldigung der ganzen Provinz in Breslau entgegennehmen.

Drittes Kapitel.

Verfassungsveränderungen, Landesaußdigung.

Es war inzwischen in den letzten Monaten für die feste Gründung der preussischen Herrschaft im Inneren sehr viel und Bedeutendes geschehen. Gerade die korporativen Vorrechte, welche in der österreichischen Zeit hauptsächlich sich am meisten geltend gemacht, am meisten der Staatsgewalt einen Zwang, eine Beugung oder zum mindesten eine Berücksichtigung auferlegt hatten, sie lagen damals schon gebrochen zu den Füßen des jungen Königs, und zwar waren sie dahingesunken ohne Sang und Klang, ohne daß eine Thräne um ihren Verlust geweint worden wäre, oder ein Feuer der Empörung sich an ihrer Asche entzündet hätte. Auch hatte sie nicht ein vorbedachter politischer Akt beseitigt, sondern sie waren untergegangen im Verlaufe der Thatfachen bei dem ersten Konflikte mit einer Gewalt, welche die ihr eigene Unbeugsamkeit zeigt, wo sie in Waffen einhertritt, mit verdoppelter Energie an den Tag legte.

Es hatte sich hier vornehmlich um zwei Dinge gehandelt, einmal um die Autonomie der schlesischen Hauptstadt Breslau und dann um die schlesische Ständeversammlung. Breslau hatte in österreichischer Zeit eine Stellung eingenommen, unvergleichlich bedeutungsvoller als die der übrigen schlesischen Städte, es hatte sich zu einer fast republikanischen Selbständigkeit entwickelt. Im Weichbilde der Stadt herrschte der Rat ziemlich unumschränkt, soweit ihm nicht die Privilegien der geistlichen Körperschaften Schranken setzten; dem kaiserlichen Herrn gegenüber fand man sich mit Geldzahlungen ab. Diese Selbständigkeit Breslaus hat ihre große Bedeutung gehabt, und man wird wohl sagen können, daß ohne sie sich der Protestantismus in den schweren Zeiten der jesuitischen Reaktion nimmermehr so weit zu behaupten vermocht hätte, wie es doch geschehen ist. Die zwei Grundpfeiler dieser hervorragenden Selbständigkeit waren einerseits das jus praesidii, das Recht, sich selbst zu schützen, also landesherrliche Besatzung auszuschließen, ein Recht, das, obwohl nicht eigentlich verbrieft, doch gewohnheitsmäßig eingebürgert war und als das Palladium der Breslauer Freiheit angesehen ward, auch wirklich die Stadt im Drange des 30jährigen Krieges geschützt hat, namentlich vor den Religionsverfolgungen, zu denen sich ja damals die kaiserliche Soldateska nur brauchte an die Lichtensteiner zu erinnern) vielfach gebrauchen ließ,

Der andere Grundpfeiler war das allerdings auf alten Privilegien beruhende Recht, sich selbst den Rat zu kiezen, resp. die am Jahresluß abgehenden Ratsherren und Schöffen ihre Nachfolger wählen zu lassen, ohne daß dem Landesherrn thatsächlich ein Einfluß geblieben wäre, wie denn auch von einer Kontrolle der städtischen Verwaltung keine Rede war.

Diese beiden Grundpfeiler der Breslauer Verfassung waren nun im Laufe des Feldzuges von 1741 auf das ernstlichste erschüttert worden. Das das jus praesidii anbetraf, so hatte das, als der König am 10. August 1741 das bis dahin neutrale Breslau besetzt hatte, thatsächlich schon aufgehört: preussische Truppen hielten die Stadt besetzt. Als das erste Mal des Abends die Schlüssel der Thore dem Gouverneur abgegeben werden mußten, ließ man diesem sagen, Rat und Bürgerschaft hofften, daß alles bald wieder in den alten Stand kommen werde. Aber daß dies wirklich bald geschehen werde, hat thatsächlich niemand recht geglaubt, ja der Mehrzahl nach haben es die Breslauer, wie sehr sie auch die ungewohnte Einquartierungslast drüden mochte, nicht einmal gewünscht, weil sie die preussische Besatzung von der für jetzt wenigstens sehr lebhaft gehegten Besorgnis vor einer Übrumpelung durch die Oesterreicher befreite.

Nicht besser war es mit dem freien Wahlrechte des Rates gegangen. Thatsächlich waren in Breslau nicht die mit den Ehrenämtern des Ratpräses und der Ratsherren bekleideten Patrizier die Regenten der Stadt gewesen, sondern die besoldeten Beamten, vor allen die zwei Syndici, zu deren hochangesehener Stellung man immer nur hervorragende Juristen berief. Namentlich der erste Syndikus war eigentlich immer der thatsächliche Leiter des Breslauer Gemeinwesens. Nun hatte, wie wir wissen, nachdem er schon früher die Absicht gehegt hatte, die Breslauer an Guzmars Stelle einen anderen, besser gesinnten Syndikus wählen zu lassen ¹⁾, der König Anfangs August die beiden Syndici wegen ihrer unterhaltenen Verbindung mit den Oesterreichern gefangen setzen lassen und erklärt, sie nicht wieder in ihre Ämter zurückkehren lassen zu können. Da der König hatte gerade aus der zweideutigen Haltung der Breslauer Stadtbehörden für sich die Notwendigkeit hergeleitet, der bisherigen Neutralität ein Ende zu machen, die Stadt militärisch zu besetzen. Doch dachte der König ursprünglich auch nach der Besetzung die nun unvermeidlich gewordene Personalveränderung durchzuführen, ohne dem Wahlrechte der Patrizier zu nahe zu treten. Er nahm an, daß bisher wie in den übrigen schlesischen Städten auch in Breslau der Rat aus katholischen Mitgliedern hätte bestehen müssen, und daß daher es genügen würde, wenn er die Bürgerschaft einen neuen evangelischen Magistrat erwählen ließe, den er dann zu bestätigen sich vorbehielt, und hatte in diesem Sinne unter dem 12. August verfügt. Als er aber belehrt worden, daß hier das Bekenntnis an der mißliebigen Haltung keine Schuld getragen habe, griff er zu einem anderen Mittel, das er allerdings bereits an anderen Orten, wie z. B. in Schweidnitz und Liegnitz, zur Anwendung gebracht hatte, und ließ dann am 11. September 1741 durch das Feldkriegskommissariat einmündlich dem Räte anzeigen, daß er den bisherigen Kriegsrat zu Küstrin, Blochmann, einen geborenen Schlesier (aus Hirschberg), zum Direktor des Breslauer

¹⁾ An Podewils, den 21. Mai 1741; Berliner St.-A.

Ratscollegii und den bisherigen Rats Herrn v. Sebisch, einen eifrigen Anhänger der preussischen Sache, an der Stelle des in Ruhestand versetzten, damals todkranken Herrn v. Roth, zum Ratspräsidenten ernannt habe. Ich habe nun weder in den amtlichen Berichten, noch in den Tagebüchern jener Zeit eine Spur davon gefunden, daß diese Botschaft beim Räte Bestürzung, Betroffenheit oder gar irgendeinen Widerstand hervorgerufen habe; man scheint sich der Bedeutung dieses Schrittes schwerlich ganz bewußt geworden zu sein, vielmehr ward der Ratssekretär sogleich bei der Ankunft Blochmanns an ihn abgeordnet, um ihn zu bewillkommen und zu erfragen, wenn einer der Rats Herren, der dazu deputierte Herr v. Sommersberg, unser schlesischer Historiker, ihm seine Aufwartung machen, die Freude des Rats über seine Ernennung aussprechen und die Stadt seinem Wohlwollen empfehlen könnte, was denn auch zu allseitiger Befriedigung geschah. Auch die feierliche Einführung des neuen Direktors durch die Geheimen Räte des Feldkriegskommissariats am 28. September wurde von keinem Mißtone gestört; alles, was zum Räte gehörte, bis zu den Vertretern der Zünfte herab, hatte sich eingefunden, um Herrn Blochmann zu begrüßen, dieser und der Präsident Sebisch hielten längere Reden, und es erregte große Freude, als der Geheimrat Reinhard der Stadt Hoffnungen erregte, bald ihre Privilegien durch den König bestätigt zu sehen. Derselbe machte auch darauf aufmerksam, welcher Vorzug für Breslau darin läge, daß, während in den übrigen schlesischen Städten eine vollständige Umgestaltung der Magistrate erfolgt wäre, hier alles beim alten bliebe und die Ernennung eines Ratsdirektors Breslau den Hauptstädten der Monarchie, Berlin und Königsberg, wo es bisher allein eine solche Charge gegeben hätte, anreiche ¹⁾. Interessant ist es, bei dieser Gelegenheit aus dem offiziellen Protokoll zu ersehen, wie der Rat durchaus ungewiß war, welche Stellung Blochmann in der neugeschaffenen Eigenschaft eines Direktors neben dem Präsidenten einnehmen würde; die Rats Herren beschloßen deshalb, vor dem Ratsstische stehend ihn zu erwarten und ihm ganz zu überlassen, sich selbst einen Platz auszuwählen. Doch machte Blochmann schnell allem Zweifel ein Ende, indem er ohne weiteres den Präsidentenstuhl einnahm und dem gesetzlichen Präsidenten erst die zweite Stelle überließ, auch einige Tage darauf anordnete, daß fortan alle Verfügungen des Rats die Signatur: „Wir Direktor, Präsident und Rat etc.“ tragen sollten, und daß ferner nichts expediert werden sollte, wozu er nicht seine Autorisation gegeben. Darüber also konnte kein Zweifel obwalten, daß der vom König den Breslauern otzropierte Beamte sich als den eigentlichen Leiter der Stadt ansah. — Es kam nur noch darauf an, inwieweit die Verfassung der Stadt seiner Gewalt Schranken ziehen werde. Doch wie groß auch die Zahl der Körperschaften war, welche bei der Regierung der Stadt mitzusprechen hatten, so war deren Kompetenz doch nirgends gesetzlich bestimmt; das alte Herkommen und die Rücksicht auf die öffentliche Meinung waren im wesentlichen einzig die Regulatoren dieser Verhältnisse, und eine energische Persönlichkeit fand Raum genug für umfassende Thätigkeit. Übrigens zeigte es sich bald, daß die Stadt keine Ursache hatte, mit der vom König getroffenen Wahl unzufrieden zu sein, Blochmann hatte entschieden ein Herz für das ihm anvertraute Gemeinwesen;

1) Reinhard's Rede ist gedruckt in den Ges. Nachr. II, 94.

ich habe mehrere einzelne Streitsachen aus den nächstfolgenden Jahren nach den Akten verfolgt und überall wahrgenommen, daß er sehr eifrig, namentlich im wesentlichsten, dem Geld-Punkte, das Interesse der Stadt auch gegenüber der Regierung verfocht. Dabei war Blochmann viel zu klug, um nicht, so weit es irgend anging, das alte Herkommen zu respektieren, und anderseits verstand er es, durch Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit alle Herzen zu gewinnen. Schon eine Woche nach seiner Einführung berichtet der preussische Agent Morgenstern an den König: „Das gewinnende Benehmen Blochmanns bewirkt, daß der Rat von seiner österreichischen Gesinnung schnell zurückkommt, und derselbe läßt sich in ganz wunderbarer Weise für das Interesse Ew. Majestät gewinnen. Der gelehrteste dieser ‚versammelten Väter‘, v. Sommersberg (damals d. h. im September und Oktober consul regens), geht so weit in der Zuneigung für Ew. Majestät, daß er alles, was vor der Besetzung der Stadt geschehen, durch die Bezeichnung: ‚Zeit der Finsternis‘ brandmarkt und deshalb daran denkt, in einer zweiten Auflage seines Geschichtswerkes (Ser. Silos.) die Finsternis der alten Zeit entsprechend der neuen Aufklärung zu verbessern.“ Morgenstern empfiehlt deshalb eine Verleihung von distinguierten Titeln an die vornehmsten der Ratsherren ¹⁾.

Der König war übrigens mit Blochmanns Wirksamkeit so zufrieden, daß er am 20. Oktober ihn zum Geh. Rat ernannte und zugleich in den Adelsstand erhob, nicht ohne hinzuzufügen, daß die Stadt in dieser Auszeichnung ihres Vertreters einen deutlichen Beweis seiner gnädigen Gesinnung gegen sie sehen möchte.

Auf den besonderen Wunsch des Breslauer Rats hat übrigens der König auch noch der Stadt ihre Privilegien bestätigt, allerdings unter einem gewissen Vorbehalte seiner Souveränitätsrechte, und erst nachdem das darüber befragte Feldkriegskommissariat auseinandergesetzt hätte, die Breslauer Privilegien wären im Grunde minder ansehnlich und weitreichend als z. B. die von Berlin, Brandenburg, Magdeburg, Steudal, und nicht auf dem Wortlaute dieser Privilegien, sondern mehr auf einer Obervanz und Konvenienz seitens des Wiener Hofes habe die bisherige große Selbständigkeit der Stadt beruht, wie z. B. gerade das jus praesidii ebenso wenig wie das Recht der freien Ratswahl ²⁾ sich als verbrieft nachweisen ließen.

Die eigentliche Privilegienbestätigung des Königs, datiert vom 29. Dezember 1741, wiederholt die Konfirmation Kaiser Karls VI. vom 9. April 1735; außerdem erhielt Breslau unter dem 30. Januar 1742 noch einen besonderen Gnadenbrief, welcher dasselbe zum Range einer Residenzstadt erhob im dritten Range hinter Königsberg und Berlin, ferner den Ratsmitgliedern den Titel Hofrat, so wie die Auede „Ehrenfeste und Gelehrte“ zusprach und auch den nobilitierten Mitgliedern des Rats ihren Adel bestätigte ³⁾.

Im Grunde kam nicht allzu viel mehr auf diese Privilegien an. Die

¹⁾ Berliner St.-A.

²⁾ Bezüglich des letzten Punktes scheint doch ein Irrtum vorzuliegen: der in Breslau bisher in Übung gewesene Wahlmodus findet sich in dem Privileg. des letzten Breslauer Herzogs vom 13. Januar 1327 (Korn, Breslauer Urkundenbuch, S. 110) anerkannt und verbrieft.

³⁾ Die Originale mit dem großen königlichen Siegel im Breslauer Stadt-A. C 23 a u. f.

von preussischen Truppen besetzt, von einem preussischen Beamten regierte Stadt, deren Verwaltung, wie das für alle schlesischen Städte angeordnet worden war, durchaus der Aufsicht und Kontrolle der Staatsbehörden unterworfen war, hatte wenig Ähnlichkeit mehr mit dem freistädtischen Breslau, das die österreichische Zeit gekannt hatte. Das neue Breslau war eine preussische Provinzialstadt und, was noch mehr sagen wollte, eine preussische Festung. Die alte Verfassung war dahin, darüber konnte man sich kaum täuschen.

Aber ebenso gewiß war, daß man ihr keine Thränen nachweinte. Diese Verfassung war doch ihrem eigentlichen Wesen nach eine oligarchische gewesen, in engem Kreise hatte der Sitz am Ratstische und auf der Schöffenbank alljährlich gewechselt, nur pro forma hatte man einige zünftische Beisitzer zuzuziehen gepflegt. Eine Anhänglichkeit an diese Instruktionen lebte in der großen Menge der Bürgerschaft nicht; ob auf dem ersten Ratstuhle einer oder nobilitierten Patrizier saß, wie bisher, oder ein preussischer Beamter, kümmerte die Mehrzahl der Breslauer wenig, ja die Wahrnehmung, daß jetzt die regierenden Herren einer strengen Kontrolle unterworfen werden sollten, zweckte eher ein Gefühl der Genugthuung ¹⁾.

Nicht besser ist es mit der Verfassung der schlesischen Stände gegangen. Diese hatten thatsächlich eine außerordentlich weitgehende Befugnis, sie übten ein vollkommenes Steuerbewilligungsrecht und hatten dann auch die Umlage der Steuern und so eigentlich die ganze Finanzverwaltung in ihrer Hand, ohne deren Einwilligung durfte kein österreichisches Militär ins Land rücken, kein Zoll gesetzt, keine Straße gebaut werden. Allerdings hatten sie namentlich in der letzten Zeit sich fügsam genug gezeigt und die Geldforderungen der Regierung, wenn auch mit Klagen und auch wohl einigen bescheidenen Abstrichen regelmäßig bewilligt. Mit dem König von Preußen gerieten sie nun aber bald in Konflikt. Dessen Meinung war ursprünglich, von jeder Kriegskontribution Abstand zu nehmen und nur die für das Jahr 1739 der österreichischen Regierung bewilligte und von dieser erhobene Summe von den Ständen zu verlangen, doch fand er bei dieser ihm sehr billig scheinenden Proposition unerwarteten Widerstand. Zunächst spielte der conventus patiens eine Weile Versteckens hinter allerlei Formalien, versäumte auch nicht den Rotschrei nach Wien bringen zu lassen; als dann der König sehr geübt auf allen Formenkränzen eingehend um so bestimmter das eigentliche *in actum salions* betonte, erwiderte man ihm unter Hinweis auf die Privilegien aus der Zeit von weiland König Johann de anno 1327, daß die schlesischen Stände ihrem obersten Herzog nichts zu kontribuieren schuldig seien, sondern was sie bisher bewilligt, sei aus ganz freiem und ungezwungenem Willen erfolgt, und in diesen Äußerungen ihres guten Willens so weit zu gehen, wie der König verlange, hindere der calamitöse Zustand des Landes. Kurz, man bot schließlich den dritten Teil der geforderten Summe und wollte von dann die nicht einzubringenden Beiträge zc. in Abzug bringen. Daß es alles dem König, wie seine Breslauer Räte sich ausdrückten, äußerst *disproportionierlich* erschien, war kein Wunder, doch haben die letzteren

¹⁾ Für diesen Abschnitt möchte ich, was Einzelheiten und Belege anbetrifft, auf ein Buch „Friedrich der Große und die Breslauer 1740 und 1741“, S. 195 ff. verweisen.

noch mehrere Monate darüber Schreiben mit dem ständigen Ausschuss gewechselt und diesen schließlich auch zum Nachgeben gebracht. Viel früher aber hat es wohl bei dem Könige festgestanden, in keinem Falle die ganze Finanzverfassung der neuen Provinz in den Händen dieser Stände zu lassen. Im August setzt er die letzteren davon in Kenntnis, daß er die Finanzen und Steuern in Schlesien auf märkischen Fuß einzurichten beabsichtige. Das eigentliche Todesurteil der Ständeversammlung enthält dann eine königliche Verfügung vom 29. Oktober, welche mit dürren Worten erklärt, daß der König, da er fortan die Accisen und Steuern und die ganzen Revenuen des Landes von eigenen in Schlesien zu etablierenden Collegien verwalten zu lassen beabsichtige, des „sonst in Schlesien üblichen conventus publici und des damit verknüpft gewesenen General-Steueramtes der Herren Fürsten und Stände nicht mehr bedürfe, vielmehr, da er zur Soulagierung des Landes alle überflüssigen Ämter abzuschaffen gedente, damit bei dem mehrgedachten conventu publico den Anfang mache“. Mit der Wegnahme der Finanzverwaltung fiel dann natürlich die ganze Ständeversammlung von selbst zusammen.

Von einem Proteste der Stände ist nichts verlautet. Man äußerte nur schüchtern die Hoffnung, nach der Beendigung des Krieges wieder alles in den vorigen Zustand kommen zu sehen. Im Volke nahm man überhaupt längst kein Interesse mehr an dem ganzen Treiben der Stände.

Was jetzt hier ohne Widerstand vor dem Machtspruche des Königs dahinsank, hatte einst wohl seine Bedeutung gehabt. Das Zusammenschließen der schlesischen Fürsten und Stände datiert aus der Zeit des guten Königs Wladislaw am Ende des 15. Jahrhunderts, dessen Freigebigkeit die Schlesier ihre großen Privilegien verdankten. Daß sich hier in dem zerstückerten Lande ein korporatives Zusammenschließen ermöglichen ließ, war von größter Bedeutung gegenüber den unausgesetzten Bemühungen der Böhmen, das schlesische Nebenland eng an sich zu schließen, sich ganz zu unterwerfen, Bestrebungen, denen die Schlesier um so eifriger widerstanden, als sie gegen ihn czechischen Nachbarn noch von der Hussitenzeit her eine tiefgehende Abneigung hegten. In der Abwehr der czechischen Unifitationsgelüste, in der Erhaltung der landschaftlichen Selbständigkeit Schlesiens, in dem Zusammenhalten der zerstückten Landes liegt ein nicht geringes Verdienst der schlesischen Ständeversammlung; sie hat auch nicht wenig dazu beigetragen, daß Schlesien nicht mehr mit den anderen Erblanden verwachsen ist. Aber ihre Aufgabe war nun erfüllt, es handelte sich nicht mehr um Abwehr einer fremden, feindlichen Nationalität; der kleine preussische Staat konnte die landschaftlichen Schlagbäume kaum dulden; für ihn war es ein Lebensinteresse, diese auseinandergerissenen Teile wenigstens eng aneinandergeschlossen in einem Geiste zu waltend und regiert zu sehen. Wer wollte leugnen, daß hier ein formelles Unrecht, eine Gewaltthat vorlag, nachdem Friedrich, der bei seinem Eintritte in Schlesien versprochen hatte, die Schlesier bei ihren alten Rechten und Freiheiten zu schützen? Aber gewiß ist auch, daß diese Gewaltthat unheimlich war, daß es für einen preussischen König kaum möglich gewesen sei würde, in einer seiner Provinzen die gesamte Steuerverwaltung in den Händen einer ständischen Korporation zu sehen und sich durch einen jährliche Tribut abfinden zu lassen. Und die vollkommene Gleichgültigkeit, mit welcher

die Bevölkerung ihre Ständeversammlung in den Staub sinken sah, zeigt deutlich genug, daß es sich hier um eine Institution handelt, die bereits abgestorben war, die keine Wurzeln mehr im Bewußtsein des Volkes hatte und damit eigentlich keine Verechtigung mehr zu erhitieren.

Bemerkenswert aber erscheint es doch, daß der junge König hier in dem kaum eroberten Lande, ehe er noch für dessen Besitz eine andere Sicherheit hatte, als die ihm das Recht der Waffen verlieh, so kühn alle Schranken seiner landesherrlichen Gewalt beseitigte und die korporativen Vorrechte, die ihm im Wege standen, kurzweg aufhob. Dem Könige scheint es kaum zum Bewußtsein gekommen zu sein, daß sein Vorgehen ein gewaltthames, dem formellen Rechte widersprechendes sei, er hat einer Entschuldigung in keiner Weise zu bedürfen geglaubt, um so weniger, da der noch immer fortdauernde Kriegszustand ein Zusammentreffen der Staatsgewalten damals dringend zu erheischen schien.

Ohne irgendeine Besorgnis davor, Unzufriedenheit und Groll bei seinen neuen Unterthanen erregt zu haben, gedachte er jetzt, nachdem nun auch die letzte der schlesischen Festungen sich ihm ergeben, sich in Breslau huldigen zu lassen, und mit ganz ungetrübtter Zuversicht erwartete er von den Ständen, deren Verfassung er eben vernichtet, und inmitten der Stadt, der er ihre wichtigsten Privilegien genommen, eine willige und freudige Huldigung zu empfangen.

Bei den Vorbereitungen für die Huldigungsfeier, die mehrfach verschoben und definitiv am Dienstag, den 7. November, stattfinden sollte, hatte Friedrich eine Abneigung gegen unnützen Pomp mit dem Wunsche, die Formen wieder aufleben zu lassen, unter welchen die letzte hier in Breslau von einem Landesherren persönlich entgegengenommene Huldigung, die des Kaisers Matthias 1611, zur Ausführung gekommen war, nur schwer in Einklang bringen können. Das Abbrennen der Geschütze hatte er sich verboten, man solle das Pulver nicht unnütz verschießen, dagegen hatte er den herkömmlichen Krönungssohnen, der auf dem Neumarkte dem Volke dargeboten wurde, zugestanden. Eine feierliche Einholung lehnte er ab, erklärte auch die Ausbringung des Fürstenjaales mit rotem Tuche einfach für nicht nötig, ja sogar bezüglich der Errichtung eines Thrones nebst Thronhimmel entschied er durch die lakonischen Worte: „ist gleichfalls ohnmöglich“¹⁾. Am 4. November, Nachmittag 3½ Uhr, kam König Friedrich hier an; in einer mit 8 Falben bespannten, mit gelbem Sammt ausgeschlagenen Chaise hielt er seinen Einzug durch das Schweidnitzer Thor. Im Fond des Wagens saßen neben dem Könige sein Bruder, Prinz Wilhelm, rückwärts der Herzog von Braunschweig-Bevern und Markgraf Karl, rechts neben dem Wagen ritt der Breslauer Gouverneur v. Marwitz, im zweiten Wagen hatte neben anderen hohen Offizieren der junge Fürst Leopold von Dessau Platz gefunden. In des Königs gewöhnlichem Absteigequartiere, dem gräflich Schlegenbergischen Hause auf der Albrechtsstraße (Ecke der Altbücherstraße), begrüßten ihn als Vertreter der Stadt Blochmann und Sommersberg nebst anderen Herren vom Adel und der Geistlichkeit. Desselben Abends genoß Breslau zum erstenmale des

¹⁾ Bericht vom 8. Oktober. Acta, betreffend die Huldigung von Niederösterreich; Breslauer St.-A.

Anblicks einer wenigstens teilweisen Beleuchtung der Stadt durch Straßenlaternen, eine der vielen gemeinnützigen Einrichtungen des neuen Direktors, dem ja die Stadt auch die Anschläge der Straßennamen an den Ecken verdankt.

Am dem darauffolgenden Sonntage besuchte der König mit Befolge den festlichen Gottesdienst in der Elisabethkirche, und hörte aufmerksam der Predigt des Inspektors Burg zu, welcher die Instruktion empfangen hatte, hüßlich beim Evangelium zu bleiben und keine Lobeserhebungen zu machen, da der König das nicht leiden könne. Dieser hatte es auch abgelehnt, sich auf den besonders ausgeschmückten Königschor zu begeben, sondern mit seinem Bruder unten in dem Ratsstuhle Platz genommen. Den Abend darauf hatte er einen glänzenden Maskenball in Frau Locatellis Redoutensäle auf der Bischofsstraße (dem jetzigen „König von Ungarn“) veranstalten lassen, wo er selbst lange Zeit in sichtlichlicher Heiterkeit verweilte.

Am 7ten fand dann die feierliche Huldigung auf dem Fürstensaale statt. Diesen festlich auszuschnücken, hatte sich die Stadt doch nicht nehmen lassen. Die ganze nördliche Wand desselben war mit rotem Tuche ausgeschlagen und an dieser befand sich der mit karmoisinenem Sammet bekleidete Thron, dessen Rückwand der preußische Adler auf einem Grunde von Silbermohr zierte. Um halb 9 Uhr erschien hier der König und nahm auf dem Thron Platz, er trug die Uniform seines Leibregiments, ein blaues mit Silber bediertes Kleid, zu seiner Rechten rangierten sich die Prinzen Wilhelm, Heinrich und Karl, sowie der Fürst Leopold von Dessau, zu seiner Linken der Staatsminister v. Podewils, der an die versammelten Stände eine Rede hielt, welche Friedrich stehend anhörte. Podewils erwähnte, wie der König von Preußen seine alten Ansprüche auf Schlesien, denen Oesterreich niemals hohe Gerechtigkeit widerfahren lassen, endlich in der Weise geltend gemacht, wie es souveräne Mächte, welche keinen Richter über sich erkannten, thun müßten, und er habe sich nun in den Besitz Schlesiens gesetzt, und wenn derselbe jetzt mehr in Besitz genommen habe, als worauf seine ursprünglichen Ansprüche gegangen, so könne dieser Überschuß als ein Äquivalent für die so lange ihm vorenthaltenen Einkünfte des Landes gelten. Aber der König sei nicht wie andere Eroberer gekommen, Furcht und Schrecken zu bringen, sondern wolle als ein milder und gnädiger Landesvater kommen, „der den Tag als einen verlorenen ansehe, an welchem er nicht jemand Gutes thun und glücklich machen könne“. Es sei eine sichtliche Fügung des Himmels, daß nach Erlöschung des österreichischen Mannesstammes und dem Abgange der letzten Landesobrigkeit diese getreuen Stände und Unterthanen gänzlich ohne neue Pflicht geblieben, bis ihnen Gott den gezeigt, der mit Segen und Huld über sie herrschen sollte. Dieser frohe Tag sei nun erschienen, und sie möchten nun den Eid der Treue mehr mit dem Herzen, als dem Munde nachsprechen und gewissenhaft erfüllen¹⁾. Darauf entgegnete namens der Fürsten und der Stände der fürstlich wartenberg-ölsnische Landeshauptmann v. Brittwitz, der zum Sprecher gewählt war, vielleicht um der alten Beziehungen willen, in denen gerade das durch ihn vertretene Fürstentum schon einst zu

¹⁾ Die Rede Podewils' wie die Brittwitz' ist gedruckt im „Triumph von Schlesien“, S. 11—17.

König Friedrich I. gestanden ¹⁾, Fürsten und Stände sähen sich jetzt durch Gottes Schickungen von allen Pflichten gegen den früheren Landesherren entbunden, und so wie die Schlesier immer darauf gehalten, die alte „teutsche Treue“ zu bewahren, so werde sich auch der König auf sie verlassen können. Es hätten jetzt seit langer Zeit ungewöhnlich schwere Kalamitäten Schlesien betroffen, dennoch wäre die Einwohnerchaft ohne Kleinmut und erwarte ein freudiges Wiederaufblühen unter preußischem Scepter. Nicht ohne die Hoffnung auf vollständige Konservierung, ja sogar Restituierung der bisher etwa verkürzten ständigen Privilegien auszusprechen, schließt er dann mit den lebhaftesten Versicherungen der treuesten Ergebenheit. Hierauf erfolgt dann die eigentliche Gulbigung, bei deren Ceremonie man sich ganz an den 1611 üblich gewesenen Modus anschließt. Dieser unterscheidet augenscheinlich noch zwischen dem Homagium oder Lehnseide und dem eigentlichen Unterthaneneide; demzufolge leisteten beim Dompropst und der Dechant namens des Bischofs ebenso wie die fürstlichen Gesandten und die Vertreter des Domcapitels knieend das Homagium, während der König dabei mit bedecktem Haupte auf dem Throne saß; dagegen schworen die übrigen Abgeordneten der Landesherren der status minoris und der Städte stehend, und auch der König stand währenddessen mit entblößtem Haupte auf der obersten Stufe des Thrones ²⁾.

Auch die Abgeordneten von Schweidnitz-Jauer, welche ursprünglich auf Grund ihrer alten Privilegien einen besonderen Gulbigungsakt in Schweidnitz verlangt hatten, waren nun doch auch erschienen.

Die Vertreter Breslaus, welchen altes Herkommen aus der Zeit, da sie noch die Landeshauptmannschaft ihres Fürstentums verwaltet, einen erhöhten Rang vor dem niederen Adel und den übrigen städtischen Deputierten unter den Vertretern der Erbfürstentümer einräumte, hatten in einem besonderen Memoriam sich darüber beschwert, daß das Verufungspatent jenes Vorrecht ignoriert habe, und genossen auch wirklich der Genugthuung, an der ihnen gebührenden Stelle eintreten zu dürfen.

Nach beendeter Gulbigung schritt der König die Stufen des Thrones herab und sagte zu dem Grafen Schönauich, dem neu ernannten Präsidenten der Breslauer Oberamtsregierung, er habe vorhin von den Kalamitäten, welche Schlesien betroffen, gehört, er müge das Seinige thun, daß alles besser werde. Als die Stände alter Sitte folgend dem Könige ein Geschenk von 100,000 Thaler darbringen wollten, wies dieser es mit den Worten zurück, es sei nicht seine Absicht, dem Lande unnütze Kosten zu machen, er wünsche nur, daß das ohnehin erschöppte Land bald wieder zu Kräften käme.

Die Grafen Hatzfeld und Schönauich wurden bei der Gelegenheit in den Fürstenstand, Goshütz zur freien Standesherrschaft erhoben und deren Vezier Graf Heinrich Leopold von Reichenbach zum General-Land-Postmeister,

¹⁾ Er erwähnt in der Rede S. 16, wie die von weiland Friedrich I. über das Fürstentum übernommene Last schon einige konsolable Blüten getragen.

²⁾ Die aus Bielefelds Memoiren II, 46 eingeführte Anekdote, wie Schwerin, der das Reichsschwert habe halten sollen, dasselbe vergessen habe und der König dann seinen Regen gezogen und ihn dem Marschall gereicht habe, findet in den Berichten über die Begebenheit nicht ihre Bestätigung. Schwerin war damals gar nicht mit in Breslau.

sowie Christoph Heinrich von Reichenbach auf Neuschloß zum Ober-Jägermeister und der Baron von Mubrach zum Ober-Intendanten der königlichen Schlösser in Schlessien und 17 schlesische Adelige zu Kammerherren ernannt.

Auch sonstige Standeserhöhungen, Erhebungen in den Grafen-, Freiherrn- und Adelsstand erfolgten bei dieser Gelegenheit. Unter den neugeschaffenen Grafen war auch der Minister v. Podewils, der auch damals den schwarzen Adlerorden empfing, mit ihm die schlesischen Grafen Wees, Gendel, Hochberg, Kostitz, Rieder ¹⁾. Der Sieger von Mollwitz, Feldmarschall Schwerin, der nicht mit nach Breslau gekommen war, empfing damals des Königs Willkür mit Brillanten besetzt.

Den denkwürdigen Tag schloß eine Illumination, die, was die allgemeine Beteiligung und die Zahl der Transparente betrifft, ihresgleichen suchte.

Die bei Korn 1742 erschienene und der Königin von Preußen gewidmete Schilderung der Guldigungsfeierlichkeiten füllt 118 Quartseiten mit einer Beschreibung der Transparente und zählt deren 252 auf, von denen die meisten aus allegorischen Bildern bestehen, die durch längere, mehrzeilige Verse erklärt waren. Allerdings giebt uns eine Durchsicht derselben keine besondere Veranlassung, das Genie der damaligen Breslauer Poeten zu bewundern, und selbst das offizielle Transparent am Rathhause, welches eine Reihe brennender Herzen durch die Inschrift erklärte:

„Hier brennen, großer Prinz, nicht schlechte Lampen-Kerzen,
Nein, nein, es brennen selbst der Unterthanen Herzen“

dürfte schwerlich nach dem Geschmack unserer Zeit sein. Dagegen muß es uns äußerst originell erscheinen, daß mehrfach Breslauer Bürger diese Gelegenheit benutzten, um ihre Klagen über die ungewohnte und deshalb besonders drückende Einquartierungslast gerade durch ihre Transparente zur öffentlichen Kenntniss zu bringen; so hatte z. B. ein Tischler auf der Meißengasse ein Haus dargestellt, vor welchem drei Füßliler Einlaß begehrend stehen, ohne das Schlüsselloch finden zu können, mit der Unterschrift:

„Mein Haus ist ziemlich klein,
Und wird vor 3 Soldaten zu eng sein“,

und kaum weniger eigentümlich in seiner Art war ein anderes Transparent, auf welchem eine gepuzte Frau mit dem schlesischen Adler auf der Brust einen Mann in preussischer Uniform bei der Hand faßte, der ihr den Adler abzunehmen suchte, erklärt durch die Worte:

„Haß mit Liebe! halb gezwungen!“

Ein Dr. med. Hoffmann auf der Ohlauer Straße stellte zwei Pagoden aus, deren Kopfschütteln die Inschrift illustrierte:

„Ich wundre mich,
daß Preußen sich
in kurzer Zeit
so ausgebreitet.“

¹⁾ Triumph von Schlessien, S. 19; Gef. Nachr. II, 293.

Und der Kirchentnecht von Maria Magdalena charakterisierte die Schicksale der schlesischen Festungen, resp. die verschiedenen Arten ihrer Gewinnung durch folgende Zeilen:

„Glogau im Schlaffen,
Brieg in Waffen,
Breslau im Lachen,
Neiße im Krachen.“

Die vielen Klöster Breslaus zeichneten sich durch reichgeschmückte und mit patriotischen Versen umschriebene Transparente aus.

Auch eine Medaille ist zur Erinnerung an die Huldbigung geschlagen worden. Dieselbe zeigte auf der einen Seite das Brustbild Friedrichs mit der Umschrift: „Fridericus Borussiae Supremus Silesiae Inferioris dux“, auf der anderen Schlesiens unter dem Bilde einer mit dem schlesischen Adler geschmückten Frauensperson dem Könige von Preußen eine Krone anbietend mit der Umschrift: „Justo Victori“¹⁾. Von diesen Medaillen ward eine größere Anzahl verschenkt, auch manche Offiziere erhielten sie, und der Prinz Leopold erhielt vom Könige den Auftrag, bei der Verteilung derselben denjenigen Offizieren, welche die Schlacht bei Mollwitz mitgemacht hätten, „zu melden, wie daß ich ihnen diejenige Medaille schickete, zu welcher sie den Stempel gemacht hätten“²⁾.

¹⁾ Abbildungen der Medaille bei Kundmann, Taf. II, Nr. 9 D, und in den Bes. Nachr. II, Tafel zu S. 326.

²⁾ Den 9. November bei Orlich I, 400.

Viertes Kapitel.

Das Ende der Klein-Schnellendorfer Verabredungen.

Der König ging von Breslau nach Berlin, der Krieg war ja für jetzt zum Stillstand gekommen, wenn es gleichwohl bald fraglich erscheinen konnte, wie lange die Situation, welche die Verabredung vom 9. Oktober geschaffen, sich würde aufrecht erhalten lassen.

Die Zusammenkunft von Klein-Schnellendorf, hatte, wie sie am 8. Oktober ein Vorspiel an demselben Orte gehabt, so noch ein Nachspiel am 11ten. Dem als Hyndford am 10. Oktober von Greifau die versprochene Ausfertigung des Protokolls in das preußische Hauptquartier sandte mit der Anfrage, ob er hier noch Weiteres für den Dienst des Königs thun könnte oder nach Breslau zurückkehren solle, erhielt er am selbigen Abend ein Billet von Goltz, das ihm ankündigte, man sei bis auf eine Kleinigkeit mit dem Schriftstücke einverstanden, aber er werde ersucht, tags darauf, nachmittags 3 Uhr an dem bewußten Orte (also doch wohl in Klein-Schnellendorf) zu sein. Goltz schenke sich beinahe, auch den Marschall zu bitten doch mitzukommen, er habe über das weitere Verfahren noch etwas zu sagen ¹⁾.

Die Zusammenkunft hat dann auch am 11. Oktober stattgefunden ²⁾ und auch Meipberg hat an ihr teilgenommen; worauf es dem Könige dabei ankam, war augenscheinlich, das Einrücken eines preußischen Truppenteils in Böhmen, welches er in Klein-Schnellendorf gesprächsweise als in seiner Absicht liegend bezeichnet hatte, wovon aber in Hyndfords Protokoll nicht Erwähnung gethan war, noch nachträglich als einen Punkt der Übereinkunft feststellen zu lassen. Dies noch weiter plausibel zu machen, war eben Goltz's Aufgabe, und dieser hat zu diesem Zwecke angeführt, der König habe mit Absicht es bisher noch hinausgeschoben, einen Vertrag mit Sachsen zu unterzeichnen unter dem Vorwande, daß eben diese Macht noch immer gegen einen Einmarsch preußischer Truppen in Böhmen protestiere ³⁾. Um so mehr werde dann, wenn der König

¹⁾ „sur la manière à agir“; Londoner Record office.

²⁾ In einem Billet Hyndfords an Goltz vom 12ten (Berliner St.-A.) findet sich die Notiz: „J'ai reçu la quittance dont nous avons parlé hier“.

³⁾ Meipberg berichtet dies in seinen Aufzeichnungen für Pentulus mit dem Zusatz: es habe ihm dies der Goltz allein gesagt, und ebenso schreibt Goltz an Meipberg

nun diese Absicht wirklich ausführe, dies Gelegenheit zu Verwickelungen und zur allmählichen Lösung der Verpflichtungen geben, welche ihn jetzt noch bänden.

Reipperg hatte nun keinerlei Vollmacht, preußische Winterquartiere in Böhmen zuzugestehen, und er hat sicher auch darüber sich keine Illusionen gemacht, daß sein Hof hiervon nichts würde wissen wollen, aber da er sah, wie großen Wert der König von Preußen auf die Sache lege und gerade er andererseits auch überhaupt der Ansicht war, daß dieser in der Lage sei, einfach die Bedingungen eines Vertrages zu diktieren, so hütete er sich wohl, durch einen entschiedenen Protest vielleicht noch nachträglich den ganzen Vertrag zu gefährden ¹⁾, berichtete auch von der Absicht des Königs nachhause ohne jede Bemerkung, daß er selbst dagegen protestiert habe, allerdings auch ohne, wie es wohl eigentlich seine Pflicht gewesen wäre, hervorzuheben, daß der König eben um dieses Punktes willen noch eine weitere Zusammenkunft begehrt habe, ein Umstand, der bei den österreichischen Ministern sicherlich ins Gewicht gefallen sein würde. Aber Reipperg war zu froh, mit dem Hyndsford'schen Protokolle noch leidlich gut aus einer schwierigen Lage herausgekommen zu sein, als daß er nicht hätte nachträglichen Schwierigkeiten möglichst aus dem Wege gehen sollen. Er war offenbar geneigt, jene Angelegenheit als eine *cura posterior* vorläufig noch zu vertagen.

Was Hyndford anbetrifft, so macht es den Eindruck, als hätten ihm die Goltschen Ausführungen geradezu eingeleuchtet; unmittelbar nach der Zusammenkunft schreibt er unter dem 12ten an Robinson, welchen er (obwohl es der König eigentlich nicht gewünscht hatte) bereits am 10ten in das Geheimnis eingeweiht, aber auch zu dessen Wahrung auf das strengste verpflichtet hatte, nun einen zweiten Brief, in dem es heißt: „Kurz, wenn diese Angelegenheit so weitergeführt werden kann, wie sie angefangen ist und unter Wahrung des Geheimnisses, so wird der König von Preußen wahrscheinlich der Protektor von Böhmen und Mähren für die Königin werden, denn er scheint seiner neuen Verbündeten recht müde zu sein und sie zu fürchten.“ Das strengste Geheimnis brauche er Robinson nicht erst zu empfehlen, wohl aber sei er besorgt wegen des Wiener Hofes, welcher noch niemals ein Geheimnis zu bewahren vermocht habe ²⁾.

An demselben Tage (den 12. Oktober), immer noch von dem österreichischen Hauptquartiere Greisau aus, schreibt dann Hyndford verabredetermaßen jenen zur Täuschung Valoris bestimmten Brief an den König, der seine Rückkehr nach Breslau anzeigt, da er seine Bestrebungen zur Herbeiführung einer Verständigung als gescheitert ansehen müsse. Das Schriftstück scheint ihm eine

am 12. November, er habe ihm die Gründe für das Einrücken der Preußen ausinandergesetzt. Angeführt bei Droysen a. a. O., S. 349 Anm. Allerdings fehlt bei beiden Anführungen eine Angabe der Zeit, aber es liegt auf der Hand, daß Boly sich über diesen delikaten Punkt nicht eher geäußert hat, als nachdem der König denselben in Klein-Schnellenborf auf Tapet gebracht hatte, und da am 9ten der Marschall, soviel wir wissen, keine Gelegenheit gehabt hat, allein mit Boly zu sprechen, so kann diese Unterhaltung füglich eben nur bei der Zusammenkunft am 11. Oktober stattgefunden haben.

¹⁾ Boly schreibt in dem zuletzt angeführten Briefe, Reipperg habe damals seine Gründe nicht gemißbilligt, ebenso wie Blyford Hyndford.

²⁾ Londoner Record office.

gewisse Freude gemacht zu haben; indem er es Goly übersendet, bittet er denselben, ihm mitzuteilen, welche Wirkung es hervorgebracht, übrigens sei es nur eine Probe von Weiterem, wie er denn einen ähnlichen Brief schon an Robinson abijert habe, über Prag zu senden, mit der Bestimmung aufgefangen zu werden ¹⁾).

Inzwischen aber zogen sich schon wieder finstere Wolken zusammen, die den eben abgeschlossenen Vertrag bedrohten. Der Schleier des Geheimnisses, der denselben verhüllen sollte, lüftete sich an verschiedenen Stellen. Man hat wohl gesagt, das Geheimnis würde sich überhaupt nicht haben wahren lassen, die Vögel in der Luft würden es weiter gesagt haben. In gewisser Beziehung ist das nun wohl richtig. Die Vermutung, daß ein geheimes Abkommen im Werke sei, war durch die getroffenen Anstalten nahe genug gelegt worden, der Aufenthalt Hynsfords im österreichischen Hauptquartier, die Bottschaften, die wochenlang herüber und hinüber gingen, hatten doch nicht verborgen bleiben können, und wir hören ja, daß bereits vor der Klein-Schnellendorfer Zusammenkunft unter den Diplomaten, welche damals in Breslau residierten, derartige Gerüchte verbreitet waren. Es folgten die Vorbereitungen zum Abzuge Neippergs; uns liegt ein Bericht aus Reiße vor ²⁾, aus welchem erhellt, daß die Übergabe der Stadt offiziell in einer Weise vorbereitet wurde, als sei dieselbe doch nicht durch den Zwang der militärischen Umstände diktiert, sondern durch besondere Umstände, die sich der Mitteilung entzögen. In Breslau erzählte man sich auch in nichtdiplomatischen Kreisen ganz offen, „die Attaque auf Reiße geschehe nicht en forme, sondern bloß pro forma, um den französischen Hof zu täuschen“ ³⁾. Es war daher wohl etwas Wahres daran, wenn man von Presburg aus an Hynsford zur weiteren Mitteilung schrieb, man dürfe den österreichischen Ministern nicht die Schuld beimessen, wenn etwas von dem Abkommen in die Öffentlichkeit dringe. Hier in Presburg sei bereits vor dem Eintreffen des Generals Ventulus (18. Oktober abends), der die offizielle Nachricht von Klein-Schnellendorf überbracht habe, das Gerücht von einer zustande gekommenen Ausöhnung allgemein verbreitet gewesen ⁴⁾. Im preussischen Heere selbst, behauptet Neipperg, habe man offen von der Sache gesprochen, die Husaren hätten es den österreichischen Vorposten zugerufen ⁵⁾.

Allerdings waren es nun nicht derartige Gerüchte, über welche der König Grund hatte zu zürnen. Solche mochte man leicht hin desavouieren. Beunruhigend wurde die Sache erst, wenn solche Gerüchte sich auf Personen von Rang und Stellung zurückführen ließen, auf Mitteilungen eines gewissen amtlichen Charakters. Aber auch an solchen hat es nicht gefehlt, und bereits unter dem 21. Oktober schrieb Goly an Hynsford, nachdem sie sich alle ge-

¹⁾ Berliner St.-A.

²⁾ Vom 16. Oktober; ebd.

³⁾ Aus einem Briefe des preussischen Agenten Morgenstern vom 22. Oktober; angeführt bei: Grilnhagen, Friedrich d. Gr. und die Breslauer, S. 209, Anm. 1

⁴⁾ Vom 21. Oktober; Wiener St.-A. Allerdings schreibt auch Maria Theresia bereits unter dem 14. Oktober an ihren Agenten Koch über „den Frieden mit Preußen“; Arnetz I, 412, Anm. 36.

⁵⁾ In dem unten anzuführenden Briefe Neippergs an Hynsford vom 2. November.

ent hätten, so weit gekommen zu sein, habe inzwischen der Teufel sein Spiel trieben. Graf Hevenhüller (österreichischer Gesandter) habe auf der Rückreise in Dresden aus Prag eine Stafette an seinen Kollegen Graf Bratislaw sandt mit der Nachricht, daß der Friede zwischen dem Könige und der Königin geschlossen sei, welche Neuigkeit dann schnell Verbreitung gefunden. Der Lord möge selbst beurteilen, ob man mit dieser Art die angelobte Discretion zu halten zufrieden sein könne, der König sei in schrecklichem Zorne ob habe ihm befohlen, mitzuteilen, daß, wenn man nicht die Sache redressiere, Hevenhüller zur Zurücknahme seiner Nachricht veranlasse und künftig das Geheimnis besser wahre, er sich, wie er es ja ausdrücklich angekündigt habe, nichts gebunden halten werde. Die Minister der Königin mußten durch das gerade Gegenteil erklären und überall große Erbitterung gegen den König zeigen.

In diesem speziellen Falle mußte es den Österreichern leicht werden, sich zu rechtfertigen. Sie durften darauf hinweisen, daß die Nachricht, welche der Graf am 10. Oktober von Dresden abgereiste Graf Hevenhüller dorthin am 2. Oktober zurückgemeldet habe, doch nicht wohl auf eine Indiskretion der österreichischen Minister zurückgeführt werden könne, insofern diesen die in Rede stehende Sache erst nach dem 15. Oktober kundgeworden sei ¹⁾. Was so Hevenhüller an Bratislaw mitgeteilt, sei eben nur ein Gerücht gewesen, und in der That hat Brühl die Nachricht nur als ein solches angesehen ²⁾.

Nicht so günstig hatte es Robinson mit seiner Verteidigung. Wohl konnte er geltend machen, die ihm schuldgegebene Indiskretion, ein Brief an Willkiers (in Dresden), datiere vom 14. Oktober, also vor dem Eintreffen der Nachrichten, welche Lentulus am 15ten überbrachte, aber anderseits doch nicht leugnen, daß er eben nicht auf die von Lentulus herstammenden Mitteilungen zu warten gebraucht hatte, sondern seine Information einem Briefe an Gudsford vom 10. Oktober verdanke. Er sei wie vom Donner getroffen, versichert der letztere, und verlangt von seinem Preßburger Kollegen, derselbe solle auf das lebhafteste widersprechen und auch Hevenhüller desavouieren ³⁾.

Aber auch die österreichischen Minister werden sich von dem Vorwurfe der Indiskretion nicht wohl zu reinigen vermögen. Bereits unter dem 19. Oktober richtet der preußische Gesandte bei dem Regensburger Reichstage: das Gerücht von dem zwischen Er. Majestät und der Königin von Ungarn abgeschlossenen Frieden ist so allgemein verbreitet und wird selbst von den österreichischen Gesandten ⁴⁾ so bestimmt ausgesprochen, daß kaum jemand es wagt, daran zu zweifeln ⁵⁾.

1) Mitgeteilt bei Arneth I, 413, Anm. 40; auch Polit. Korresp. I, 382.

2) Maria Theresia in einem Briefe vom 29. Oktober an Reipperg; angeführt Arneth I, 411, Anm. 35.

3) Brühl an Bülow, den 16. Oktober 1741; Dresdner Archiv.

4) Den 20. Oktober; Londoner Record office.

5) Wenn hier von den ministres d'Autriche die Rede ist, so kann man doch nicht nur an die österreichischen bevollmächtigten Minister in Regensburg, nicht an das Ministerium in Wien resp. Preßburg denken.

6) Angeführt in Anm. 1 zu S. 315 der Preuß. Staatschriften I ed. Koser.

Unter dem 18. Oktober hat Bartensteins Schwiegersohn, Hofkriegsrat Anorr, die große Neuigkeit dem Herzoge von Braunschweig gemeldet, und auf eine Mitteilung des Hofkanzlers Graf Sinzendorf beruft sich die Kaiserin Amalie, Witwe Josephs I., welche sich dann beeilt, ihrem Schwiegersohne, dem Kurfürsten von Bayern, davon zu schreiben ¹⁾, und der sächsische Gesandte am österreichischen Hofe, v. Büнау, klagt zwar wiederholt, daß man die wahren Contenta des Friedens vor ihm geheim halte, so daß er sie nicht genau anzugeben vermöge, glaubt jedoch an dem Vorhandensein eines geheimen Vertrages überhaupt nicht zweifeln zu dürfen, da die Minister, wenn sie gleich „den Frieden noch nicht eingestehen wollten, doch aber auch solchen nicht ab-leugneten“ ²⁾.

¹⁾ Angeführt bei Droyßen, S. 353.

²⁾ Berichte vom 18. und 24. Oktober im Dresdener Archive. Die Nachricht, daß der Hofkanzler Sinzendorf dem sächsischen Gesandten das Original des geheimen Vertrages mit der eigenen Unterschrift des Königs (die also dann der Hofkanzler dazu gefälscht haben müßte) gezeigt, und daß dieser die Artikel, auf die er abgeschlossen ist, eingehend habe (vgl. Droyßen a. a. O., S. 353), findet also in den Berichten Bünaus ihre Bestätigung nicht. Da nun aber der preussische Gesandte Ammon, der jenes nachhause meldet (auch Schmettau hat davon erfahren, wie Droyßen anführt), sicherlich so etwas sich nicht eronnen hat, so werden wir notwendig zu der Annahme gedrängt, daß hier Brühl in einer allerdings sehr dreisten Weise mit dieser Fuge auf den Strauch zu schlagen versucht habe. Brühl selbst hat nachmals dem preussischen Gesandten gegenüber die Unwahrheit der Sache eingestanden, aber natürlich die ganze Schuld auf Büнау geschoben und schließlich sich dahinter zurückgezogen, der letztere hätte von General Lentulus versichern gehört, er habe den Vertrag selbst gesehen. (Bericht Ammons vom 13. November; Berliner St.-A.) Nach dieser Probe wird ein gewisses Mißtrauen gegen die über Dresden gekommenen Nachrichten gerechtfertigt scheinen und deshalb auch die Schuld des Marschalls Neipperg, der gegen den in seinem Lager sich aufhaltenden sächsischen Obersten Massani von der Sache gesprochen haben soll, für nicht erwiesen gelten können. Durch Brühl und den französischen Gesandten in Dresden war die Kunde davon an Belleisle und weiter an Balori gekommen, der dann unter dem 7. November dem König davon schreibt (Berliner St.-A.). Außerdem hat dann Brühl bei Podewils' Anwesenheit in Dresden diesem davon gesprochen, und daß Neipperg dem genannten Obersten gesagt habe, derselbe werde selbst die Thatsache seiner Verständigung mit dem König von Preußen daraus abnehmen können, daß dieser ihn bei seinem Abzuge nicht verfolgen werde. (Bericht von Podewils vom 18. November; Berliner St.-A.) Aber diesen Schluß konnte Massani, der seit 6 Monaten im österreichischen Lager verweilte, ohne Anwendung allzu großen Scharfsinnes sehr wohl ohne Neipperg machen; und Brühl ist es zuzutrauen, daß er, um das Motiv wirksam zu machen, dasselbe Neipperg zugesprochen hat. Auch die von Droyßen (S. 353) gebrachte Nachricht, daß „der Hofkriegsrat in dem gedruckten Armeejournale der Truppen in Schlessen Tage und Stunden der Konferenzen und schließlich die Zusammenkunft Neippergs mit dem König am 9. Oktober habe angeben lassen“, wird von österreichischer Seite bestritten. Droyßen beruft sich auf einen Brief Schmettaus vom 2. November, worin es heißt: „et si le louable conseil de guerre Autrichien est capable de faire emaner les journaux de leur armée en Silesie, dans lesquelles il fait paroître aux yeux du public les jours et les heures des conférences du ministre Anglois avec ceux du Roi et l'entrevue de V. M. même avec Neipperg le 9 Oct.“ Dagegen befehrt mich eine gütige Mitteilung des Herrn v. Arneht, daß sorgfältige Nachforschungen sowohl im Wiener Hof- und Staatsarchive, wie im Kriegsministerialarchive keine Spur eines derartigen gedruckten Armeejournals haben auffinden lassen. Freilich bleibt es zweifelhaft, ob „emaner“ wirklich als „bekanntwerden durch Druck“ erklärt werden muß.

Und da man österreichischerseits an der Hoffnung festhielt, durch die Nachricht von der mit Preußen geschlossenen Abkunft die Sachsen noch in der zwölften Stunde hindern zu können, auf gegnerische Seite zu treten, so war die Versuchung allerdings so groß, daß man zweifeln darf, ob irgendein Ministerium der Welt in solcher Lage das Siegel des Geheimnisses ganz streng gewahrt haben würde. Und schlimm war es dann, daß, wenn die österreichischen Diplomaten sich nun auch mit vorsichtigen Andeutungen und Winken begnügten, diese dann von den Sachsen, welche durch keine Verschwiegenheit gebunden die große Neuigkeit den Franzosen und Bayern gegenüber so schön verwerten konnten, um den Wert ihres Bündnisses zu steigern und ihr Zögern zu rechtfertigen, als fait accompli ohne weiteres einer Öffentlichkeit preisgeben würden, welche die Indiskretion noch viel schlimmer erscheinen ließ, als sie ursprünglich war.

Was nun gerade Sachsen anbetrifft, so wird man, um billig zu urteilen, nicht außeracht lassen dürfen, daß wohl keine andere Macht ein so lebhaftes Interesse an der ganzen Frage nehmen mußte als eben der Dresdener Hof, der, nachdem er eben sich den alliierten Franzosen und Bayern angeschlossen, in einer Änderung der Haltung des mächtigen nächsten Nachbarn eine Sache von ernstester Bedeutung erkennen mußte. Es war nichts natürlicher, als daß die sächsischen Diplomaten kein Mittel unversucht lassen, um hinter das vermittelte Geheimnis zu kommen, vorsichtiges Hinhörchen, dreistes Aufdenbusch-Klopfen, ungläubiges Bezweifeln und jede Art von Vesteckung.

Soviel scheint doch sicher, daß ein frivoles oder hinterlistiges Mißachten des angelobten Geheimnisses nicht in den Intentionen der Regierung Maria Theresias gelegen hat. Wir erfahren, daß sie, um die Zahl der Mitwisser nicht unnötig zu mehren, nur einer kleinen Anzahl ihrer Gesandten überhaupt von der Sache Mitteilung gemacht ¹⁾, und diesen wenigen das strengste Geheimnis „eingebunden“ hat ²⁾. Freilich waren die ins Geheimnis gezogenen Gesandten gerade solche, die an besonders bedenklichen Punkten fungierten: Wasner, der in Paris mit Fleury, Brandau, der in Frankfurt mit dem Kur-Erzkanzler und Koch, der ebendasselbst mit Belleisle unterhandelte. Indem man diesen überhaupt Mitteilung machte, that man dies doch unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß die Nachricht ihr diplomatisches Verhalten beeinflussen müsse. Und so wie eine solche Modifikation ihres Verhaltens sich nach außen erkennbar zeigte, begann eigentlich schon die Indiskretion, und unmerklich kam man dann von da in die Region von Winken und Andeutungen. Der Wunsch, ihrer Souveränin zu dienen und die ihnen aufgetragenen Unterhandlungen zu gedeihlichem Ende zu führen, mußte sich ganz naturgemäß als stärker erweisen als „die Einbindung des Geheimnisses“.

Die Dinge gingen ihren Lauf, wie einer gewissen Naturnotwendigkeit folgend; die Wirkungen dieser Fortentwicklung aber bekam vor allem die Mittelsperson zu spüren, welche den Vertrag vom 9. Oktober als sein eigenes Werk ansah, nämlich Lord Hyndford.

Wir sahen schon oben, wie bereits unter dem 21. Oktober Goltz dem englischen Gesandten von des Königs Zorne über die österreichischen Indis-

¹⁾ Arnetb I, 412, Anm. 36.

²⁾ Ebb. und Heigel a. a. O., S. 374, Anm. 48.

ktionen zu melden hatte. Er fügt dem hinzu: „Bei meiner Freundschaft und dem Vertrauen, welches ich zu Ihrer Discretion habe, will ich Ihnen noch etwas mehr sagen. Es scheint mir, daß die Schäferkunde für die Königin von Ungarn gekommen ist; aut nunc aut nunquam. Erwarten Sie nicht den 25. Dezember, um den formellen Frieden abzuschließen. Versuchen Sie ihn so schnell als möglich zu machen, besser heut' als morgen, ehe sich der Teufel hineinlegt. Ich sage Ihnen die Wahrheit, Sie kennen meine Gesinnung. Der König ist schrecklich pikirt über die Indiscretion der Oesterreicher. Die Alliierten drängen ihn mehr als je und bieten ihm alle Tage neue Vorteile. Urteilen Sie, ob er lange wird widerstehen können. Ich wünschte, Sie vermöchten eine Vollmacht von der Königin zu haben, um ganz mit uns abzuschließen, spätestens am 2. oder 3. November, wo der König in Breslau sein wird. Uns drängt nichts, im Gegentheil kann uns Zeitgewinn nur vorteilhaft sein, doch die Königin hat, wie mir scheint, keinen Augenblick zu verlieren. Außerdem ist es absolut notwendig, daß das Wiener Konseil nichts erfahre, daß Sie Ihrerseits nur den König, Ihren Herrn und Mylord Harrington einweisen, und daß man keinen Sekretär gebrauche.“

Er fügt noch hinzu: „Sie sehen Mylord, daß ich aus Liebe zur guten Sache mich allem Möglichen aussetze. Ich hoffe, Sie werden von dem Vertrauen, das ich Ihnen zeige, keinen üblen Gebrauch machen, und bitte Sie, mir baldmöglichst eine Zeile Antwort zu senden. Sie können sie Herrn v. Podewils geben mit dem Bemerken, ich hätte Sie gebeten, mir eine Uhr aus England zu besorgen. Herrn v. Marwitz soll nichts gesagt werden.“¹⁾

Hyndford sagt mit besonderer Beziehung auf diesen Brief, er wisse, daß jede Zeile, welche Goltz an ihn schreibe, vom Könige diktiert werde²⁾. Aber man möchte doch zweifeln, ob nicht gerade eben dieser Brief eine Ausnahme bildet. Es fällt doch schwer, zu glauben, daß der König nun auf einmal so direkt und dringend die Abschließung eines eigentlichen Vertrages von Osterreich hätte verlangen sollen, nachdem er kurze Zeit vorher bei den Verhandlungen vor Klein-Schnellendorf einen solchen so bestimmt abgelehnt und die Hinausschiebung auf einige Monate selbst vorgeschrieben hatte. Es liegt da viel näher, anzunehmen, daß Goltz, der unzweifelhaft das Zustandekommen einer Verständigung selbst wünschte, beunruhigt durch Äußerungen des Armutés bei dem Könige darüber, daß ihm das Schnellendorfer Protokoll in seiner Fassung seitens der Königin gar keine Garantien böte, diesen Brief, wenngleich vielleicht nicht ohne Wissen und Willen des Königs, so doch in einer ausschließlich von ihm herrührenden Fassung geschrieben habe, was ja dann auch andere Stellen des Briefes und die ängstliche Vorsicht, welche der Schreiber anwenden zu müssen glaubt, im wesentlichen bestätigen³⁾.

1) Berliner Archiv und daraus in der Polit. Korresp. I, 382. Bis auf den letzten Zusatz auch im Wiener Archiv, also soweit doch weiter mitgeteilt.

2) Den 23. Oktober, an Robinson; Londoner Record office.

3) Es ist doch nicht wahrscheinlich, daß der König einen Passus diktiert habe mit den folgenden: „Les alliés le pressent plus que jamais et lui offrent tous les jours de nouveaux avantages. Jugez s'il pourra y résister long temps.“ Auch die Wendung: „J'espère que vous ne ferez pas mauvais usage de la confidence que je vous temoigne“, sowie die ungewöhnliche Art der Bestellung dürften meine Vermutung rechtfertigen.

Syndford beeilte sich, an Robinson wie an Neipperg diese Eröffnungen mitzuteilen; dem ersteren meldet er: wenn man ihm ausreichende Vollmacht an den wollte, sei er bereit, ohne erst neue Weisungen aus England abzuwarten, die Sache zum Abschlusse zu bringen ¹⁾, dem letzteren, vielleicht verzögerer der Marschall besser als er zu erraten, aus welchen Beweggründen der König es nun so eilig habe mit dem künftigen Vertrage; aber in jedem Falle werde es sich wohl empfehlen, diesem Wunsche zu entsprechen ²⁾. An Goltz selbst er gleichzeitig die gethanen Schritte ³⁾.

Indessen waren auch von der anderen Seite neue Anforderungen an ihn gekommen. So in einem Memoire Neippergs, das noch einige Punkte auführt, welche in Klein-Schnellendorf nicht zur Sprache gekommen wären, auf denen jedoch die Königin bei einem definitiven Frieden bestehen müßte, nämlich die Aufrechterhaltung des status quo für die katholische Kirche in Schlesien, die Übernahme der auf ganz Schlesien hypothecierten Schulden pro rata und eine allgemeine und gegenseitige Amnestie. Außerdem wird die Hoffnung ausgesprochen, daß der König seinen Beistand gewähren werde, um einen Aufschub der Kaiserwahl durchzuführen.

Syndford war wenig mit dem Memoire zufrieden. Mit Schrecken sähe er, schreibt er, wie der Wiener Hof in seinen Erwartungen und Hoffnungen viel zu weit gehe. Derselbe nähme die kaiserliche Würde in bestimmte Aussicht und verlangte, daß der König von Preußen, bevor noch ein Vertrag abgeschlossen, öffentlich seine Alliierten disobligiere, was er nie thun werde. Jedenfalls werde er (Syndford) im eigenen Interesse des Wiener Hofes das Memoire, bevor er es übergebe, erheblich verschneiden ⁴⁾.

Wie es scheint, hat man jedoch in Presburg darauf nicht gewartet, sondern jene Forderungen der Königin auch direkt an Preußen mitgeteilt zugleich mit der Benachrichtigung, daß General Ventulus am 24. oder 25. Oktober von Presburg abreisen werde, um mit Oberst Goltz über die vorläufige Convention und den definitiven Friedensvertrag zu verhandeln ⁵⁾. Zu größerer Beschleunigung der Sache wird dann noch der Hofkammer- und Bankaltitätsrat, Freiherr v. Gillern, nach Troppau gesendet ⁶⁾. Man schien österreichischerseits sehr ernstlich auf einen definitiven Abschluß hinzudrängen. Bereits am 21. Oktober, also noch vor Empfang jener zur Eile drängenden Rahnung von Goltz, läßt die Königin an Neipperg schreiben: so wie man über jene drei Punkte, den status quo der Religion, Übernahme der Schuldenrate und Sicherstellung der Privatvermögen einig sei, könne der definitive Friedensvertrag dadurch, daß man jene Punkte „mit den in des Syndfords Akt be-

¹⁾ Den 23. Oktober; Londoner Record office.

²⁾ Arnetts, S. 415, Anm. 56.

³⁾ Den 22. Oktober; Berliner St.-A. Die Worte: „J'attends par le premier courier votre montre d'Angleterre“, finden in dem im Texte Erwähnten ihre Erklärung.

⁴⁾ „castrate“. An Lord Harrington, den 28. Oktober; Londoner Record office.

⁵⁾ Neipperg an Goltz, den 23. Oktober; Berliner Archiv. Im Widerspruch mit Troppsen, S. 351, glaube ich, daran festhalten zu müssen, daß jene im Texte angegebenen Presburger Desiderien der Königin sogleich ganz bestimmt angegeben worden sind, und daß ihr Inhalt dem Abschlusse des Friedens nicht hinderlich gewesen ist.

⁶⁾ Instruction an Neipperg vom 29. Oktober; Wiener St.-A.

findlichen einem förmlichen Frieden leicht zu adoptierenden Artikeln vereinbarte“, in wenigen Tagen zustande gebracht werden ¹⁾). Als dann der König die ersten österreichischen Indiskretionen, denen dann, wie wir wissen, der Dresdener Hof noch eine ganz besondere Resonanz verschafft hatte, dadurch beantwortet hatte, daß er an alle seine Gesandten den bestimmten Befehl schickte, diese Gerüchte von einem geheimen Abkommen in bestimmtester Form zu dementieren, so fand man, daß dieser Schritt den österreichischen Interessen großen Schaden gebracht, und namentlich Sachsen, das bereits unschlüssig geworden, aufs neue der französischen Allianz zugetrieben hätte ²⁾) und ward um so eifriger, Preußen wirklich zu gewinnen. Sie wisse wohl, schreibt damals die Königin an Neipperg, „daß mit dem König von Preußen auf eine ganz besondere Art sich benommen werden müßte, schreibe deshalb auch in modo, wie ein und das andere anzubringen sein möchte, nichts vor, sondern überlasse dies des Marschalls selbsteigener Beurteilung“. Eine neue Ermahnung zur Beschleunigung des Vertrages erfolgt dann unter dem 31. Oktober, wo Neipperg den ausgearbeiteten Entwurf eines Friedenstraktates erhält auf den bekannten Grundlagen. Man solle alles thun, was man vermöge, Ventulus solle hingehen, wohin immer der König wolle, wenn nur der Zweck erreicht wird, sich seiner (des Königs) vollständig zu versichern ³⁾).

Aber inzwischen traten sehr ernstliche Differenzen von Tag zu Tag schroffer hervor. Eine der Verabredung zuwiderlaufende Besetzung von Würbenthal durch die Preußen ward auf die Klage der Oesterreicher schleunig und mit Entschuldigungen rückgängig gemacht. Dagegen ward der Erbprinz von Anhalt-Deßau, der bisher (seit dem 18. Oktober) die Belagerung von Meiße geleitet hatte, noch ehe die Übergabe des Platzes erfolgte (was am 31. Oktober geschah) bereits am 22. Oktober beordert, mit 10 Bataillonen Infanterie, 40 Schwadronen Kavallerie und einiger Artillerie durch die Grafschaft Blatz in Böhmen einzurücken.

Unter dem 25ten berichten die Blatzer Stände der Königin über den Einmarsch der Preußen in die Grafschaft ⁴⁾), am 28ten auch Neipperg, der, wie wir wissen, gerade in diesem Punkte keineswegs ein ganz reines Gewissen hatte, unter schüchternem Hinweis auf die Antündigung eines solchen Vorgehens durch den König von Preußen bei Gelegenheit der Schnellendorfer Besprechung, und dann noch einmal am 30. Oktober an den Großherzog, man möge sich erinnern, daß er bereits vor einiger Zeit einen Vorgeschmack davon gegeben und erwähnt habe, welcher Gestalt der König von Preußen für einen Teil seiner Truppen gegen Bezahlung die Winterquartiere in Böhmen verlangt habe. Aus was für einer Absicht dies aber geschehen, sei ihm allzeit zu fein zu penetrieren gewesen; nur soviel habe er erfahren, daß der König dadurch Anlaß zu bekommen suche, mit den anderen in Böhmen eingerückten feindlichen Truppen, absonderlich aber den Sachsen in Zwistigkeiten zu verfallen, um alsdann mit seinen Alliierten desto füglicher sich überwerfen und brechen zu können. Ob das wahr sei, wisse er freilich nicht ⁵⁾).

1) Instruktion für Neipperg vom 21. Oktober; Wiener St.-A.

2) Instruktion für Neipperg vom 29. Oktober.

3) Wiener St.-A.

4) Wiener Kriegsministerial-A.

5) Ebd.

Es ist nun nicht zu leugnen, daß man sich in Presburg immer diesem Gedanken des Königs gegenüber durchaus abgeneigt gezeigt hat. Bereits in der ersten Rückäußerung an Neipperg auf das mündliche Reserat von Lentulus findet sich ein Passus, welcher eine Ausdehnung der preußischen Winterquartiere auf Böhmen ablehnt ¹⁾. Dagegen war Neipperg ein eigentlicher Protest gegen diesen Teil der Entwürfe des Königs von Preußen nicht aufgetragen worden, und als man ihm daher auf die Nachrichten von dem Vorrücken des Erbprinzen durch die Grafschaft Glatz Vorwürfe macht, daß er das nicht verhindert habe, und ihm aufträgt, jetzt noch die Sache rückgängig zu machen ²⁾, antwortet er sehr verstimmt unter dem 2. November der Königin, allerdings sei auch er überzeugt, daß jener Marsch des Erbprinzen gegen des Lord Hyndfords Akt „schnurgrade laufe“, und daß die Einwendungen der Königin sehr gerechtfertigt seien, aber er bitte, sich doch zu erinnern, daß er von des Königs Absicht bereits früher und auch durch Lentulus Meldung gethan habe, und daß man darauf nichts Weiteres an den König von Preußen habe gelangen lassen. Er selbst habe erst Nachricht erhalten, als die Einrückung bereits begonnen, und habe dann weiter nichts unternommen, da der König, wenn er einmal einen Voratz gefaßt, sich auch durch die bestabgefaßten Schreiben nicht abwendig machen lasse. Im übrigen wiederhole er seine Bitte, einen anderen mit der Fortführung der Unterhandlungen zu betrauen ³⁾.

Noch besonders macht dann der Marschall in einem an demselben Tage geschriebenen Briefe gegen seinen Gönner, den Großherzog Franz, seiner Verstimmung Luft.

Er läche, schreibt er, aus dem eben empfangenen Briefe, wie wenig doch sein Hof den König von Preußen kenne, wenn er sich schmeichle, denselben von seinem Vorhaben durch einfache Briefe abbringen zu können bei der vortheilhaften Lage, in der er, und der schlechten, in welcher sich die Königin befindet. Er habe deshalb auch nicht an den König geschrieben, möge der Hof durch Robinson und Hyndford schreiben. „Kurz, gnädiger Herr, ich mische mich nicht mehr in den mit dem König von Preußen abzuschließenden Vertrag und alles, was darauf sich bezieht. Die Sache ist zu schwierig und delikats für mich, der ich mich nicht auf diese Subtilitäten verstehe, welche von Tag zu Tag sich mehren durch das, was der eine Teil thut und der andere schreibt. Ich habe es gleich von Anfang an erklärt, daß ich nicht der Mann dazu sei, eine solche Angelegenheit zu betreiben, und wenn ich mich damit befaßt habe bis zu der eventuellen Konvention, welche die Königin zu nichts verpflichtet, wofern sie es nicht für angemessen findet, und bis zu einem bestimmten Termine, so ist das nur geschehen, um den König von Preußen dahin zu bringen, daß er nicht nach meinem Rückzuge nach Währen vordringe und dort Winterquartiere beziehe, wie das sonst unsehbar geschehen

¹⁾ Vom 21. Oktober; Wiener St.-A.

²⁾ Den 31. Oktober; ebd.

³⁾ Eybenbüß, den 2. November; ebd. Bereits den Tag vorher, also ehe er noch das Schreiben der Königin erhalten, hatte er von Brinn aus die gleiche Bitte ausgesprochen und dadurch motiviert, daß er sich jetzt immer weiter von Schlessien entferne.

wäre nach dem darüber in der ganzen preussischen Armee verbreiteten Projekte.“ Man habe ja genug Diplomaten von Fach, möge man sich doch an die halten, aber ihn verschonen. Die gleiche Bitte spreche dann auch Ventulus aus ¹⁾.

Übrigens schreibt nun doch und zwar wiederum an demselben Tage (2. November) der Marschall an Hyndford eine verspätete Antwort auf dessen Brief vom 23. Oktober, zeigt an, daß er ebenso wie Ventulus die Unterhandlungen wegen der wachsenden Entfernungen nicht mehr weiterführen könne; auch Goltz habe ihn gebeten, ihm keinen Brief mehr zu senden, da er am Hofe sei, doch wisse man, daß er dem Corps attachiert sei, welches in Böhmen einrücke. Dieses Einrücken laufe übrigens gegen die Konvention und beraube die Königin eines neuen Teils ihrer Länder. Der Marschall hoffe, daß dies bald geregelt sein und der König überhaupt bald die Maske fallen lassen werde. Deutschland werde in ihm seinen Befreier sehen, wenn er verhindere, daß die Gewalt Fremder Deutschland einen Kaiser aufdränge, und der Großherzog hoffe Beweise der freundlichen Gefinnung zu erhalten, welche der König noch zuletzt in Klein-Schnellendorf ausgesprochen ²⁾.

Die Hoffnung, mit welcher dieser Brief schließt auf eine Mitwirkung Preußens zur Kaiserwahl Franz' von Toscana, brachte der Entwurf eines Friedensvertrages, der bereits einige Tage vorher an den König abgesendet war, noch viel entschiedener zum Ausdruck, insofern diesem Entwurfe, der, sonst auf der Grundlage der Schnellendorfer Konvention entworfen, jene uns bereits bekannten nachträglichen Forderungen (status quo hinsichtlich der Religion, Schuldenübernahme, Amnestie) hinzufügt, außerdem aber noch zwei geheime Artikel angefügt waren des Inhalts:

- „1) Der König bestreitet nicht ferner die Ausübung der böhmischen Wahlstimme durch die Königin und hilft die darüber etwa entstehenden Schwierigkeiten beseitigen;
- 2) derselbe verständigt sich mit der Königin, dem Könige von England als Kurfürsten von Hannover, den Kurfürsten von Mainz und Trier über die geeigneten Mittel, um die Wahl eines Kaisers nicht überstürzen zu lassen und die Freiheit der Wahl zu sichern, und wird so bald als möglich Gelegenheit nehmen, um zu der Erhebung des Großherzogs mitwirken zu können.

Beide Artikel sollen geheim bleiben, jedoch dieselbe Kraft haben, als ob sie in dem Traktate mit enthalten wären.“ ³⁾

Man wird wohl behaupten dürfen, daß in dieser Richtung, in derartigen Zumutungen, das Moment gelegen hat, welches den König so schnell die in Schnellendorf projektierte Linie seines künftigen Verhaltens hat aufgeben lassen. Wir entbehren allerdings gerade für diese Zeit aller eigenen Äußerungen des Königs; der sonst so ausgiebige Briefwechsel mit Podewils schweigt von diesen Dingen, weil eben, wie wir wissen, der Minister in das Geheimnis dieser Unterhandlung nicht hineingezogen worden war, und in den Memoiren Friedrichs, die ja in einer Zeit, wo sich die poli-

1) Wiener Kriegsministerial-N. XI, 6.

2) Den 2. November; Berliner St.-N.

3) Den 31. Oktober 1741; Berliner St.-N.

tische Konstellation ganz und gar verändert hatte, geschrieben waren, tritt das Moment der Indiskretionen, welches in Wahrheit doch nur den Anlaß oder höchstens eines der Motive zum Bruche gebildet hat, als Hauptursache in den Vordergrund. Im Grunde erklärlich genug — bereits 1746, als König Friedrich die erste Bearbeitung der „Histoires de mon temps“ verfaßte, war Kaiser Karl VII. tot und die ganze Kombination, welche die Kaiserwürde dem österreichischen Herrscherhause entwinden sollte, gescheitert. Sich für diese verlorene Sache nachträglich noch historisch zu kompromittieren, konnte König Friedrich um so weniger Neigung finden, als sich ihm eine so bequeme Handhabe darbott, die ganze Schuld auf die Indiskretion der Gegner zu schieben.

Wir vermögen das vollkommen zu begreifen und können sogar die Überzeugung aussprechen, daß kaum ein Memoirenschreiber an Friedrichs Stelle anders gehandelt haben würde; aber wir haben guten Grund, überzeugt zu sein, daß das Motiv, welches König Friedrich 1746 in seinen Memoiren zu verschweigen als opportun anjah, im Oktober 1741 doch sehr ernstlich für ihn in Betracht gekommen ist, und daß die eigentliche Ursache seines Rücktritts von der Schnellendorfer Konvention in der bei ihm schnell ausgebildeten Überzeugung gelegen hat, das Programm von Klein-Schnellendorf sei unausführbar, und daß speziell in Frankfurt und den Intriguen der Kaiserwahl der eigentlichsste Stein des Anstoßes gelegen hat.

Um das zu begreifen, müssen wir uns noch einmal vergegenwärtigen, in welcher Absicht der König die Schnellendorfer Konvention eingegangen hatte. Dieselbe sollte ihn ganz einfach zum Herrn der Situation machen. Wenn Keipperg, durch jenen Vertrag begagiert, sich eiligst, wie es ihm der König in Klein-Schnellendorf so dringend anriet, auf die verbündeten Franko-Bayern warf, so mochte dann zwischen beiden Parteien das Los der Waffen entscheiden. Wie immer aber auch dieses Los fallen mochte, die letzte Entscheidung stand stets bei Friedrich. Er selbst im Besitze alles dessen, was er begehrte, in einer Stellung, welche das nach Böhmen vorgeschobene Corps noch stärker machte, mußte die Wagtschaale, in welche er sein siegreiches Schwert warf, sinken machen; er und nicht die Franzosen, welche die Länder der habsburgischen Erbchaft nach den Interessen ihrer arglistigen Politik verteilen zu können meinten, ward der Schiedsrichter Europas.

Es war ein großer und kühner Gedanke, aber er schloß offenbar die große Gefahr in sich, daß Friedrich, wie er es selbst einmal im Laufe der Verhandlungen ausspricht, sich zwischen zwei Stühle setze.

Daß die Königin von Ungarn nur mit dem allergrößten Widerwillen und unter dem dringendsten Zwange der Umstände die Abtretung in Schlesiens machte, wußte er sehr wohl, auch, daß sie ungleich lieber ein Stück der österreichischen Niederlande an Frankreich und allenfalls auch ein Stück Böhmens an Bayern geopfert hätte, als den besten Teil Schlesiens an ihn. Wie wenn nun Frankreich, ehe noch die Entscheidung der Waffen gefallen war, in Besorgnis vor dem Abfalle Preußens, dem ja in weiterer Perspektive auch noch ein vollkommener Übertritt auf österreichische Seite folgen konnte, doch den Unterhandlungen, welche Maria Theresia in Frankfurt, wie Friedrich wohl wußte, mit Belleisle ununterbrochen fortspinnen ließ, ein geneigteres Ohr lieh und sich mit kleinen Vorteilen begnügend mit Öster-

reich abschloß, konnte er dann, von allen Seiten isoliert, nicht in eine Lage kommen, gefährlicher als sie irgendwie im ganzen Verlaufe des Krieges gewesen war?

Man muß einräumen, daß unmittelbar nach Klein-Schnellendorf sehr vieles zusammentraf, was ihm diese Gefahren recht vor die Seele führen konnte. Zunächst mußte er, so wie er das Protokoll Lord Hyndfords schwarz auf weiß vor sich hatte, ja inne werden, daß durch dasselbe die Königin für die Zukunft eigentlich zu nichts verpflichtet wurde, daß das ganze große Resultat jener Verhandlungen, die Einwilligung der Königin, Niederschlesien bis zur Meißer definitiv abzutreten, in einer Weise darin zum Ausdruck gebracht war, die für ihn kaum eine praktische Bedeutung haben konnte. Wir deuteten schon oben an, wie jene überraschende Mahnung von Goltz an Hyndford, mit der Abschließung eines förmlichen Friedensvertrages sich österreichischerseits aufs höchste zu beilen, aller Wahrscheinlichkeit nach eben durch des Königs Unmut hervorgerufen worden ist.

Dazu trat nun anderes. Die ungemeine Langsamkeit, mit welcher Neipperg, anstatt, wie es Friedrich selbst angeraten, durch Böhmen eiligst den Feinden auf den Leib zu rücken, seinen Rückzug durch Mähren bewerkstelligte, konnte in Pressburg kaum übler empfunden werden, als im preussischen Hauptquartiere ¹⁾. Indem die Entscheidung der Waffen, welche der König zunächst abwarten wollte, dadurch noch weiter hinausgeschoben ward, verlängerte sich für ihn die peinliche Situation, in der er sich im Augenblicke befand, und welche natürlich die österreichischen Indiskretionen noch unangenehmer machen mußten.

Am schwersten aber wog vielleicht die sich ihm schnell aufdrängende Wahrnehmung, wie wenig doch Maria Theresia trotz ihrer Bedrängnis daran dachte, sich zu einer so resignierten Rolle zu bequemen, wie ihr Friedrichs Programm von Klein-Schnellendorf zudachte. Erinnern wir uns, daß Friedrich damals mit größter Offenheit es ausgesprochen hat, er gedente seine Freundschaft für die Königin dadurch zu beweisen, daß er die Opfer, welche dieselbe werde bringen müssen, vermindere, indem er ihr wenigstens den für Sachen bestimmten Anteil zu retten sich bemühe. Darüber ist er nicht hinausgegangen, und wenn damals Neipperg ihm gesagt hätte, seine Herrin lebe der Hoffnung, daß die Abtretung von ganz Niederschlesien an Preußen sie dann der Notwendigkeit aller weiteren Opfer nach anderen Seiten hin überheben würde, so dürfte vermutlich die Antwort des Königs bei aller diplomatischen Form den Gegensatz der beiderseitigen politischen Standpunkte einigermaßen haben durchschimmern lassen. So viel ist gewiß, daß Friedrich bei den damals in sehr bedingter Form angedeuteten Zusagen eines künftigen Bestandes nicht im Sinne gehabt hat, auch nur eventuell an einer Politik mitzuwirken, welche der Königin von Ungarn den Besitz aller Lande ihres Vaters mit alleinigem Ausschluß von Niederschlesien und außerdem noch die Kaiserkrone für ihren Gemahl hätte sichern sollen. Noch zwei Monate später König dem englischen Gesandten auseinander, er habe damals die Absicht, den Österreichern Mähren und Oberösterreich zu retten, daß sie

¹⁾ford berichtet wiederholt von des Königs Unzufriedenheit darüber. So 12. Dezember; Londoner Record office.

dagegen auch im Besitze von Böhmen und Oberschlesien blieben, sei nicht sein Vorteil, denn über kurz oder lang würden sie für ihn sehr unruhige Nachbarn werden, während es nicht so leicht sei, von Mähren herüberzukommen ¹⁾.

Die Königin dagegen hatte gegen diese Auffassung, welche ihr ja die Reippergschen Aufzeichnungen kundgethan hatten, zwar nicht protestiert, aber ihr ganzes Verhalten ließ darüber keinen Zweifel, daß sie weit entfernt war, ihre ganze Lage als so hoffnungslos anzusehen, um sich auf solche Opfer gefaßt zu machen. Wir erinnern uns, daß Hyndford um die Zeit des Schnellendorfer Vertrages bei ihr geradezu in Ungnade fiel, weil er im Verdachte stand, den preussischen Ideen einer „allgemeinen Pacifikation“ zugestimmt zu haben, und wenn der König nicht bereits in Klein-Schnellendorf aus der bloßen Anregung der Kaiserwahlfrage erkannt hatte, wie hoch noch die Verdanken der Königin flogen, so konnten ihm doch dann die nun mit verdoppeltem Eifer namentlich in Frankfurt fortgesetzten Bemühungen für die Kandidatur des Großherzogs, sowie die an ihn selbst fort und fort gerichteten Zumutungen, dabei mitzuhelfen, bald darüber keinen Zweifel lassen, daß eine wirkliche Verständigung mit Oesterreich, wie er sie doch offenbar in Klein-Schnellendorf noch für möglich gehalten hatte, nur dann möglich sein würde, wenn er geneigt wäre, den Kurfürsten von Bayern ganz fallen zu lassen und weder die Kaiserwürde noch eine territoriale Erwerbung aus der habsburgischen Erbschaft für ihn in Aussicht zu nehmen, — ein Preis, den Friedrich zu zahlen entschieden nicht geneigt war. Die österreichischen Zumutungen an Friedrich, die halben Andeutungen von einem geheimen Einverständnis mit Preußen, welche die Herren v. Brandau und Koch in Frankfurt fallen ließen, wirkten um so peinlicher, als gerade damals die so lange verschleppte Angelegenheit der Kaiserwahl endlich in Fluß zu kommen schien, die Konferenzen am 16. Oktober begannen und am 20sten der Kur-Erzkanzler seinen feierlichen Einzug in Frankfurt hielt. Trotz aller Ablehnungen blieben doch die Gerüchte von Klein-Schnellendorf nicht ohne Wirkung: es fiel auf, daß der hannöversische Gesandte trotz der von seinem Herrn so bestimmt an Bayern gegebenen Zusagen in den Vorfragen wenigstens ohne Instruktion war; auch Sachsen erhob neue Schwierigkeiten.

Schließlich mußte dann auch das ins Gewicht fallen, was ja, wie wir sahen, bereits Goltz in seinem Briefe vom 21. Oktober als geeignet, den König von den Schnellendorfer Verabredungen abziehen, bezeichnet hatte, nämlich die erhöhten Vorteile, welche ihm die Alliierten in Aussicht stellten, oder, wie sich Goltz richtiger ausgedrückt haben würde, welche ihm die Alliierten nicht abschlagen konnten.

Wie wir uns erinnern, garantierte das preussisch-französische Bündnis vom 5. Juni dem Könige nur eben Niederschlesien mit Breslau, eine Bestimmung, welche es im Grunde noch fraglich erscheinen lassen konnte, ob darin auch die diesseits der Neiße liegenden Teile des Fürstentums Neiße und des Fürstentums Münsterberg, welche von manchen noch mit zu Oberschlesien gerechnet wurden, eingeschlossen waren. Doch hatte Friedrich an der Neißegrenze festgehalten, und in der That nimmt diese auch der zwischen Sachsen und Bayern abgeschlossene Partagetraktat vom 19. September an. Aber des

¹⁾ Mitgeteilt aus dem Londoner Record office bei Raumer, Beitr. II, 154.

Königs Wünsche gingen noch weiter, er beehrte einmal die Festung Meise und dann noch eine Visière von einer deutschen Weile auf dem rechten Meiseufer, um, wie er schreibt, allen den Irrungen vorzubeugen, welche die häufigen Überschwemmungen des Flusses und die Veränderungen seines Laufes hervorrufen könnten ¹⁾, außerdem aber die Grafschaft Glatz. Das eine ging Sachsen an, das andere Bayern, deren Anteile geschmälert wurden: aber wie die Sachen lagen, stand die Entscheidung über diese Forderungen thatsächlich bei Frankreich, wenn dieses gleich natürlich bei den Schwierigkeiten, die es machte, die Weigerung der nächstbetheiligten Mächte vorschob.

Sachsen gegenüber hielt nun König Friedrich daran fest, Valori habe ihm wiederholt erklärt, man werde Sachsen von Oberschlesien nur das geben, was er nicht selbst haben wolle ²⁾, und drückte schließlich die Sache einfach in ziemlich brüster Weise durch; die müßten froh sein, meinte er, wenn sie überhaupt etwas bekämen, und er schrieb mit bitterem Hohne an Velleisle: „Ich bitte Sie, alle Schuld auf mich zu schieben, der ich Schamlosigkeit genug besitze, um meine Forderung wegen der Visière aufrecht zu erhalten, und müßte ich selbst den Unwillen Sr. Excellenz Brühl und die Vannflüche des Paters Guarini riskieren. Ich bin vollkommen entschlossen, mein teurer Marschall, mich diesem Risiko auszusetzen, und bitte Sie, meiner nicht in Dresden zu schonen, denn ich würde in Verzweiflung sein, wenn Sie davon den geringsten Ärger hätten. Sagen Sie den Sachsen, daß ich eigenfönnig bin, daß ich mich gegen Sie schlecht ausgedrückt habe, und mit einem Worte, daß man von einem schlechten Zahler nehmen muß, was man kriegen kann, und vornehmlich das eine, daß, da thatsächlich ganz Schlesien in meinem Besitze sich befindet, nur die Übermacht oder mein guter Wille die Sachsen in den Besitz dessen setzen könnten, was ich von meinen Eroberungen ihnen zu cedieren geneigt wäre.“ ³⁾

Was dann Glatz anbetrifft, so war zwar, wie wir wissen ⁴⁾, dem Könige bereits in der zweiten Hälfte des September eine Äußerung Velleisles in die Hände gekommen, daß, wenn der König darauf bestände, man hierin würde nachgeben müssen; trotzdem aber hatte der Kurfürst immer noch Widerstand geleistet, vornehmlich weil er in dieser Konzeßion ein Aufgeben des bisher, namentlich Sachsen gegenüber, so fest aufrecht erhaltenen Prinzips, Böhmen nicht zerstückeln zu lassen, erblickte. Erst in der zweiten Hälfte des Oktober machten ihn Geldverlegenheiten, denen der König als Entgelt für die Cession von Glatz abzuhelpen sich geneigt zeigte, und dann wohl auch das Gerücht von des Königs Verständigung mit Osterreich gefügiger, und unter dem 28. Oktober vermag Friedrich dem Kurfürsten für seine Nachgiebigkeit zu danken, die ihn zu ewiger Dankbarkeit verpflichten werde. Mit der Grafschaft Glatz empfangen er den Schlüssel seines Hauses ⁵⁾.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Zusicherung dieser Erwerbung den letzten Anstoß zum Rücktritte von den Klein-Schnellendorfer Verabredungen

¹⁾ An Velleisle, den 9. Oktober; Mémoires de Valori II, 241 und Polit. Garretin. I, 373.

Angeföhrt in demselben Briefe vom 9. Oktober.

Den 22. Oktober; Polit. Korresp. I, 384.

S. oben Bd. I, S. 251.

Polit. Korresp. I, 389.

gegeben hat. Wenigstens dürfte in den Tagen, wo jene Nachricht aus München eintraf, der entscheidende Entschluß gefaßt worden sein.

Am 25. Oktober schreibt er an Jordan: „Ihr wollt den Frieden mit aller Gewalt, leider werdet Ihr ihn nicht haben, aber ich verspreche Euch zur Entschädigung ein schnelles Ende des Feldzuges.“¹⁾ Kurz darauf muß er dieordre an seinen Gesandten in Frankfurt ausgefertigt haben, den Zutritt Preußens zu dem Partagetraktate mit Bayern zu unterzeichnen, was nun am 1. November erfolgte, und gleichzeitig auch ein auf Beschleunigung der Kaiserwahl hinzielendes Promemoria der Kurfürsten von Köln, Bayern, Pfalz und Sachsen²⁾. Unter dem 31. Oktober erließ er dann eine Instruktion an den Kommandierenden des in Böhmen eingerückten Corps, den Erbprinzen Leopold von Dessau, deren Inhalt (wir kommen noch darauf zurück) über den Bruch mit dem Schnellendorfer Programme keinen Zweifel läßt, und am 2. November schreibt er an Karl Albert von Bayern: „Ich bitte Sie, den Briefen der Kaiserin Amalie ebenso wenig Glauben beizumessen, wie den gewöhnlichen Vorspiegelungen des Wiener Kabinetts; ich kann Sie auf das bestimmteste und auf mein Ehrenwort versichern, daß ich in keinerlei Weise Frieden mit den Österreichern geschlossen habe, und daß ich ihn niemals schließen werde, ehe Ew. Kurfürstliche Hoheit Genugthuung geworden.“³⁾

Zur Beruhigung der Franzosen schrieb der König einen Brief an den Kardinal, der sich dann allerdings mehr durch einen kühnen Schwung der Phantasie als durch ein strenges Festhalten an den Thatsachen auszeichnet. Es heißt hier, die Königin von Ungarn habe ihm von Schlessien alles, was er wolle, angeboten, gegen die Garantie der Eroberung Bayerns und Lothringens und die Kurstimme für den Großherzog. Und nachdem Friedrich dies als lächerlich zurückgewiesen, sei Hyndford auf den Befehl seines Königs in das österreichische Hauptquartier gekommen, um von dort aus neue Unterhandlungen anzuspinnen, bei denen man ihm die vorteilhaftesten Anerbietungen gemacht, ihm alles, was er von Schlessien haben wollte, angeboten für seine Neutralität und seine Stimme zugunsten des Großherzogs verbunden mit der Vertreibung des Kurfürsten von Bayern aus Esterreich⁴⁾. „Ich habe ihnen geantwortet“, fährt der König fort, „daß ich direkt nach Mähren marschieren würde, um die Vertreibung des Kurfürsten zu hindern. Wirklich habe ich auch meine Operationen gegen diese Provinz gerichtet, was Herrn v. Neipperg so in Unruhe versetzt hat, daß er Tag und Nacht marschirt ist, um die Engpässe von Jägerndorf und Freudenthal zu gewinnen. Ich habe ihm ein Corps nachgeschickt, das jedoch zu schwach war, um mehr zu thun, als einiges Gepäck wegzunehmen. Meine erste Sorge ist gewesen, Neisse zu belagern, womit ich noch jetzt beschäftigt bin; die zweite, ein starkes Corps in Böhmen eindringen zu lassen, um Olaz zu belagern oder zu blockieren und dadurch meine Verbindung mit den Franzosen herzustellen, die in kurzer Zeit das westliche Ufer der Elbe besetzen werden.“ Er versichert schließlich den Kar-

¹⁾ Oeuvres de Fr. XVII, 146.

²⁾ Den 2. November; Europ. Staatskanzlei LXXXIV, 344.

³⁾ Polit. Korresp. I, 581.

⁴⁾ „Ils m'ont offert tout ce que je voudrais de la Silésie moyennant une neutralité et toujours ma voix pour le duc de Lorraine jointe à l'expulsion de

dinal, daß, wie sehr er auch sonst Keger sein möge, man im Punkte der Politik, der Freundschaft, der Dankbarkeit auf seine Rechtgläubigkeit zählen könne ¹⁾).

An Balori aber schreibt er doch etwas über die Unterhandlungen, welche die österreichischen Gesandten Wasner und Stainville fort und fort in Paris führten, und bemerkt, daß, wenn man von ihm ein kurzes Abbrechen der Unterhandlungen fordere, er auch seinerseits erwarten dürfe, daß jene beiden Diplomaten heimgeschickt würden ²⁾).

Mitte November erging dann auch ein Zirkularreskript an die preussischen Gesandten, welches die vielfach verbreiteten Gerüchte von einem Frieden des Königs mit der Königin von Ungarn auf das bestimmteste dementierte und dasselbe als durch und durch falsch und erfunden in allen seinen Einzelheiten und jedes Grundes entbehrend erklärte und des Königs Entschluß kundgab, niemals ein Übereinkommen mit dem Wiener Hofe einzugehen, außer im Einverständnisse mit seinen Verbündeten, und keinem Vorschlage Gehör zu schenken, der auf eine Trennung von diesen abzielte ³⁾).

So war denn das Band, das man am 9. Oktober zu schürzen versucht hatte, zerrissen, oder vielmehr, um es genauer auszudrücken, es war nur der militärische Teil der Klein-Schnellendorfer Verabredung, der den ungehinderten Abzug Meippergs gegen die Übergabe von Meißa ausbedungen hatte, wirklich zur Vollziehung gekommen, der politische Teil dagegen nicht. Allerdings war ja, wie wir bereits sahen, gerade nach dieser Seite hin das Protokoll von Hyndford so schlau gefaßt, daß zwar der König vollständig gebunden schien, Maria Theresia aber eigentlich gar keine Verpflichtungen übernahm und vollständig freie Hand hatte. Wie sehr man nun auch österreichischerseits von dieser Freiheit Gebrauch gemacht hatte, dafür mögen wir ein einzelnes Beispiel anführen, um zu zeigen, daß auch von dieser Seite, ganz abgesehen von dem Punkte der Geheimhaltung, nicht allzu ehrlieh mit den Schnellendorfer Verabredungen umgesprungen worden ist.

Die von österreichischer Seite in Frankfurt bereits seit geraumer Zeit mit dem Marschall Belleisle angeknüpften Verhandlungen, deren eigentlicher Zweck natürlich der war, durch Konzessionen resp. Abtretungen an Frankreich der Entäußerung eines größeren Teiles von Schlesien überhoben zu werden, führte der Geheime Hofrat v. Koch, und es schien ganz in der Ordnung, daß, nachdem zu Klein-Schnellendorf die Grundlage für eine Verständigung mit Preußen gefunden war, jene Unterhandlungen, die ohnehin keinen günstigen Verlauf genommen hatten, abgebrochen würden, wie denn auch Meipperg unterm 23. Oktober an Goltz mitteilt, seine Regierung habe bereits am 15. Oktober einen Kurier nach Frankfurt abgesendet, um den unverzüglichen Abbruch jener Verhandlungen anzuordnen ⁴⁾).

l'électeur de Bavière de l'Autriche.“ Hiernach scheint es, als ob der König des an der Vertreibung des Kurfürsten einen Anteil hätte haben sollen, wo dann allerdings doch von keiner Neutralität die Rede sein konnte.

¹⁾ Den 29. Oktober; Polit. Korresp. I, 392.

²⁾ Ebd. S. 394.

³⁾ Abgedruckt Preussische Staatschr. I, 316.

⁴⁾ Berliner St.-A.

Sehr im Widerspruche mit dieser Zusicherung hat nun Koch bald darauf eine vom 26. Oktober datierte Instruktion erhalten, des Inhaltes, er solle, wenn sich die preussische Wahlbotschaft entsprechend dem Gynsford'schen Akte betrage, die Unterhandlungen mit Velleisle sistieren, wenn nicht¹⁾. Bekanntlich enthält nun das Protokoll von Klein-Schnellendorf keinerlei Verpflichtung Preußens zugunsten der Kaiserwahl des Großherzogs, und insofern nun der Abbruch jener diplomatischen Bemühungen an eine unerechtmäßige und daher höchst unwahrscheinliche Bedingung geknüpft erscheint, verfügt jene Instruktion thatsächlich die Fortsetzung von Unterhandlungen, welche, wenn sie Erfolg gehabt hätten, den eventuellen österreichischen Zusagen von Klein-Schnellendorf bezüglich der Abtretungen in Schlesiens natürllich jeden Boden entzogen haben würden.

Herr v. Koch wird in Frankfurt seine Instruktion ziemlich zu derselben Zeit empfangen haben, wie der preussische Gesandte daselbst den Befehl zur Unterzeichnung des Partagetraktates; und so haben beide Teile ziemlich gleichzeitig und gleich unzweideutig ihren Entschluß bekundet, sich durch die Besprechung von Klein-Schnellendorf in ihrer Politik nicht binden zu lassen, eine Wahrnehmung, die durch die Thatsache, daß nur der eine Teil von seinen Bemühungen wirklichen Erfolg gehabt hat, nicht widerlegt werden kann und für Anklagen von österreichischer Seite wegen Friedrichs Rücktritt von jener Konvention kaum noch Raum läßt.

Wohl aber drängt sich uns von einem anderen Gesichtspunkte aus, dem der Staatsraison, welcher für die Politik des 18. Jahrhunderts doch nun einmal der maßgebende gewesen ist, eine Kritik jener Episode des Krieges auf, welche in dem Klein-Schnellendorfer Vertrage gipfelt, und deren Abschluß wir eben zu verzeichnen hatten. Zu einer solchen Kritik mahnt uns schon die einfache Thatsache, daß der König nun doch einmal sich veranlaßt gesehen hat, Verabredungen, die er am 9. Oktober getroffen, am 31. Oktober wiederum zu verleugnen, ohne daß dazwischen etwa ein großes nicht vorherzusehendes Ereignis gelegen hätte. Mit der bei solcher Gelegenheit sich zunächst darbietenden Vermutung, in einem von beiden Fällen, entweder bei der Eingehung oder bei der schnellen Lösung jener Konvention sei eine Übereilung vorgekommen, wird man im Grunde nicht eben fehl greifen. In der That stehen wir nicht an, die Klein-Schnellendorfer Übereinkunft als einen Fehlgriff zu bezeichnen.

In derartigen Dingen entscheidet doch eben schließlich der Erfolg, und man wird nicht leicht die reellen Vorteile aufzählen können, welche dem Könige jener Vertrag eingebracht habe. Wir führten bereits oben aus, daß der Abzug Meippergs und die Gewinnung von Meisse ihm sicher gewesen wären, auch ohne einen besonderen Vertrag; um den ersteren, der die Voraussetzung der zweiten war, zu beschleunigen, hätte es doch ganz in seiner Hand gelegen, Gynsford davon zu überzeugen, daß er nicht willens sei, Meipperg zu verfolgen, sondern vielmehr seinen Truppen die wohlverdiente Ruhe in den Winterquartieren nun zu gönnen. Was bleibt da nun? Daß Maria Theresia sich mit dem Gedanken mehr vertraut gemacht hat, einen großen Teil von

¹⁾ Wiener St.-A.

Schlesien abtreten zu müssen, oder daß seine Verbündeten aus Furcht, ihn ganz zu verlieren, zu größeren Konzessionen sich geneigt zeigten?

Aber hätte Friedrich, wenn er nach Meipbergs Abzug Meiße nahm und, wie er es bereits angekündigt hatte, seine Truppen Winterquartiere beziehen ließ, nicht nach der einen wie der anderen Seite hin eine eher noch günstigere Stellung gehabt, als ihm der Schnellendorfer Vertrag bringen konnte?

Aber wären selbst wirkliche Vorteile nachzuweisen, sie würden unzweifelhaft überwogen durch die Nachteile, welche derselbe dem König gebracht hat in bezug auf seinen Kredit, auf die Meinung, die sich über ihn in der Welt gebildet hat. Daß hier die Folgen ungünstig gewesen sind, wird sich kaum bestreiten lassen. Wir haben im Vorstehenden den König vielfach zu verteidigen Gelegenheit gehabt; wir sahen, daß bei der Schließung der Konvention eine arglistig-gewinnüchtige Absicht entschieden nicht vorgelegen hat, sondern daß ihn nur der Gedanke geleitet hat, die allmählich zutage tretenden geheimen Absichten der französischen Politik durch einen kühnen Zug zu variieren, und daß ebenso bei dem Rücktritte des Königs von jener Verabredung er sowohl ein gewisses formelles Recht, als Rücksichten der Billigkeit auf seiner Seite hätte: aber wir werden doch immer zugestehen müssen, daß die ganze Art, wie die Angelegenheit sich abspielte, die ungünstige Meinung erklärlich macht, welche sich über diese Episode des schlesischen Krieges im Publikum gebildet und die doch auch in den Urteilen der Geschichte einen gewissen Wiederhall gefunden hat. Zum mindesten hat der König den Schein gegen sich gehabt und nicht hindern können, daß aus seinem Verhalten in dieser Angelegenheit unvorteilhafte Schlüsse über seine Charaktereigentümlichkeiten gezogen wurden und sich bei seinen Zeitgenossen festsetzen konnten. Hyndford versichert, Schmettau habe ihm eingestanden, daß seit Klein-Schnellendorf es ihm nicht mehr möglich gewesen sei, den Kurfürsten von Bayern zu überzeugen, daß es der König von Preußen gut mit ihm meine, der ganze Zug gegen Prag sei der Hauptsache nach durch die Angst vor den geheimen Absichten Preußens diktiert gewesen, und alle späteren Schritte des Königs hätten das damals gefaßte Mißtrauen nicht mehr ausrotten können ¹⁾. Was den Lord selbst anbetrifft, so hat er den Rücktritt von jenem Vertrage dem Könige nie verziehen: wenn er demselben früher bis zu einem gewissen Grade zugethan war, so haßt er ihn seitdem ernstlich, wie wir noch anzuführen Gelegenheit haben werden.

Wir denken dabei nicht an eine Kritik vom Standpunkte privatrechtlicher Moral, wie sie der Staatskunst jener Zeit im Grunde sehr fern lag: aber wenn wir es erklärlich finden, daß das ganze Auftreten dieses jungen Fürsten im ersten schlesischen Kriege, das ungewöhnliche Maß von Energie und Kühnheit, das er entfaltet, eigentlich allgemein alarmierend gewirkt hat, so wird es nicht minder einleuchten, daß dieser beunruhigende Eindruck in bedeutlicher Weise verstärkt werden mußte, wenn man wahrzunehmen glaubte, es sei mit jenen Eigenschaften auch noch eine Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel, ein jäher Wechsel in den Entschlüssen, eine gewisse Unberechenbarkeit, die durch keinen Vertrag sich binden ließe, verknüpft. Hinter der Überzeugung, daß ein so gearteter Charakter, noch dazu im Besitze einer größeren Macht, eigentlich für die Allgemeinheit zu einer Gefahr werden

¹⁾ Bericht vom 13. Januar 1742; Londoner Record office.

müsse, konnte sich dann all' die Abneigung, mit welcher ein Genius so leicht Geister niederer Ordnung erfüllt, konnte sich aller Meid, alle Mißgunst bequem verdecken. Und es ist kaum zu leugnen, daß gerade vom schlesiſchen Kriege ſich das große Maß von Antipathie herſchreibt, welches ſich bei der Mehrzahl der europäischen Diplomaten gegen König Friedrich feſtgeſetzt.

Das „*odorint dum metuant*“ iſt aber für internationale Beziehungen ein gefährlicher Grundſatz. Der erfahrene Podewils warnt einmal eben im Herbſt 1741 ſeinen königlichen Herrn davor, ſeine Nachbarn, die ohnehin ſamt und ſonders durch Preußens Erfolge beunruhigt ſeien, nicht kopfſcheu zu machen, um nicht zu Vereinigungen gegen ihn Anlaß zu geben ¹⁾. Wer will ſagen, ob nicht in der That die Eindrücke von 1741 und ganz beſonders der dunklen Partie des Klein-Schnellendorfer Vertrages ihren Anteil haben an der großen Koalition, welche dann 1756 Preußen ſo ſchwer bedroht hat?

Ein gewiſſenhafter Hiſtoriker wird in dem Bewußtſein, daß ſich ihm doch ein Moment der Vergangenheit niemals in ſeiner Totalität enthüllt, nur zögernd es unternehmen, einem großen Manne, deſſen tiefen politiſchen Blick er ſo oft bewundert hat, den Vorwurf zu machen, er habe in einem konkreten Falle die vorausſichtlichen Folgen ſeiner Handlungen nicht hinreichend erwogen; auf der anderen Seite aber darf es, ſo wenig es auffallend erſcheinen kann, wenn man in dem Friedrich von Mollwitz noch nicht den von Roßbach und Leuthen findet, ebenſo wenig befremden, wenn der 29jährige Monarch in einer Aktion, wo er ſich einmal vollſtändig von dem Beirate auch ſeiner vertrauteſten Ratgeber emanzipiert und ganz auf eigene Hand einen diplomatiſchen Streich verſucht, unborſichtig einen Fehlgriff thut und ſich ſelbſt in zweideutige Lagen bringt, aus denen er nicht ganz ohne Schaden ſich wieder herauszuwickeln vermag.

Wir dürfen nicht zweifeln, daß auch Friedrich ſpäter das Bedenkliche ſeines damaligen Verhaltens eingesehen hat. Man wird in allen den diplomatiſchen Feldzügen des großen Staatsmannes Schachzüge, wie die aus dem Herbſte 1741, nicht zum zweitenmale nachzuweiſen vermögen.

¹⁾ „*pour ne point les effaroucher et causer des ligues contre nous*“. Den 23. September 1741; Berliner St.-A.

Fünftes Kapitel.

Der Partagetraktat und Preußens Beitritt.

Die wirksamste Dementierung der überall verbreiteten Gerüchte von dem geheimen Abkommen mit Oesterreich bewirkte der Beitritt zu dem zwischen Bayern und Sachsen abgeschlossenen Partagetraktat.

In Frankfurt, dem Sitze der Wahlintrigue, hatte in dieser Zeit Marschall Belleisle, in dem man ja den Hauptträger der antipragmatischen Politik sehen darf, eine große Thätigkeit entwickelt, und seinen Bemühungen war es gelungen, Mitte September Sachsen nun mit in die Allianz zu ziehen, trotz mannigfacher Schwierigkeiten, die hier zu überwinden gewesen waren.

Der sächsische Hof hatte, obgleich die Versprechungen, mit denen Belleisle bei seiner Durchreise nach Schlesien (im April) denselben auf die Seite der Alliierten zu locken versucht hatte, keineswegs ganz ohne Eindruck geblieben waren, doch schließlich noch lange an der Hoffnung festgehalten, auf der pragmatischen Seite die Vorteile erlangen zu können, welche ihm der freilich noch immer nicht ratifizierte Vertrag mit Oesterreich vom 11. April zusicherte, den Pfandbesitz einiger böhmischen Kreise und eine Verbindung mit Polen in Schlesien; die Sympathieen des Hofes, vor allem der Königin und ihres Reichvaters gingen nun einmal nach dieser Seite, die alte Verbindung mit Rußland und die tiefgewurzelte Abneigung gegen Preußen wirkten in gleichem Sinne. Aber allmählich mußte man sich dann doch überzeugen, daß weder Rußland noch England-Hannover in den Krieg einzutreten sich bewegen lassen würden, und Mitte Juli ward dem Könige von Polen ein Promemoria seiner Minister vorgelegt, welches auf den Rat hinauslief, mit Frankreich und Bayern anzuknüpfen und kurz sich so zu stellen, daß man immer noch die eine oder die andere Partei ergreifen könne ¹⁾.

Bald machte Sachsen Ernst. Der gewandteste der sächsischen Diplomaten, Saul, wurde Anfang August nach Paris gesendet. Hier hatte man einen einflußreichen Fürsprecher in der Person des Grafen Moriz von Sachsen, des Halbbruders von König August, der in französischen Kriegsdiensten stand.

¹⁾ Vom 17. Juli unter den Akten der sächsischen Gesandtschaft in Hannover; St.-A. zu Dresden.

Bei Marschall Belleisle in Frankfurt hatte Saul erfahren, Böhmen, auf das man als Preis des Übertrittes Sachsens auf die Seite Oesterreichs sein Augenmerk gerichtet hatte, sei bereits dem Kurfürsten von Bayern zugesagt, dagegen wolle man Mähren und Oberschlesien Sachsen gönnen, von einer Abänderung dieser Verträge wollte der Marschall nichts hören. Bessere Erfolge hoffte man in Paris zu erzielen bei Kardinal Fleury, den Graf Moritz als dem Könige von Polen sehr günstig gesinnt bezeichnete.

Am 7. August langte Saul in Paris an, hatte am 8ten eine Audienz bei dem Minister des Auswärtigen, Amelot, und am 9ten bei Kardinal Fleury, denen beiden der Graf von Sachsen beiwohnen durfte. Derselbe hat dabei selbst mit großem Eifer die Sache seines Bruders verfochten. Er setzte dem Kardinal auseinander, wie der letztere, der selbst so schwerwiegende Ansprüche auf die österreichische Erbschaft habe, doch einen ungleich größeren Anteil erwarten dürfe, als ihm Belleisle zugedacht habe. Möge man doch dem Kurfürsten von Bayern Oberösterreich, Tirol und Schwaben geben und ihn zum König von Schwaben machen, aber Böhmen und Mähren müsse der König von Polen haben. Die Länder, welche man diesem jetzt zudenke, möchten sich auf dem Papiere ganz gut ausnehmen; aber, fügte er mit geographischer Unbedenlichkeit hinzu, er kenne sie aus eigener Anschauung, das seien nichts als Berge, die nichts brächten, etwa wie die Pyrenäen. Der Cardinal versicherte beruhigend, der König von Frankreich werde sich ins Mittel legen, er werde festsetzen, welchen Anteil jeder haben solle, und der König von Polen werde zufrieden sein. Damit mußte Saul vorliebnehmen, der jedoch seinen Aufträgen entsprechend auch wegen der Kaiservürde für Sachsen anklopfte. Es könne vielleicht kommen, wagte er zu sagen, daß vier von den Kurstimmen für Sachsen stimmten und vier für Bayern, wo dann eine schlimme Spaltung entstehen könnte. Aber der Cardinal wich vorsichtig aus: „darein mischen wir uns nicht, wir werden keinen Zwang auf die Wahl ausüben, das ist Sache der Kurfürsten und wir werden nur die Vereinigung und die Eintracht hineinbringen“ ¹⁾.

Graf Moritz machte dann dem Kardinal noch die Freude, ihn zu versichern, daß, wenn nun auch Sachsen auf die Seite der Alliierten trete, die Sache vor dem Winter entschieden sein werde, ohne daß man auch nur einen Pistolenschuß abzufeuern nötig haben werde. Seinem Bruder aber schrieb er, an seiner Stelle würde er unverzüglich seine Truppen an die böhmische Grenze marschieren lassen, um dann, sowie man die Sicherheit habe, daß Preußen nicht etwa dem Bündnisse untreu zu werden beabsichtige, in Böhmen einzurücken. Habe man das Land einmal in Besitz, würde man von den Franzosen schwerlich wieder delogiert werden, und der Kurfürst von Bayern werde sich schließlich die Sache gefallen lassen müssen.

Zu solch kühner Politik hatte man nun aber in Dresden nicht den Mut gehabt und auch nicht die Mittel, denn davon, daß 22,000 Sachsen marschbereit daständen, wie Graf Moritz dem Kardinal mitgeteilt hatte, war keine Rede. Die Rüstungen gingen langsam vorwärts, schon weil das Geld fehlte.

¹⁾ „et nous n'apporterons que l'union et la concorde“. — Der Bericht des Grafen Moritz über die Audienz am 9. August bei Bischof von Osnabrück, Maurice comte de Saxe, p. 396 sqq.

Und auf dem Wege der Unterhandlungen schien für die Wünsche Sachsens wenig zu erreichen. Wenn der Cardinal dieses wirklich zu begünstigen Lust hatte, so widerstand doch Belleisle und konnte sich durch die entschiedene Weigerung Friedrichs, den Anteil Bayerns auf Kosten Sachsens verkürzen zu lassen, gut decken. Podewils sagte dem sächsischen Gesandten achselzuckend: „sero venientibus ossa.“ Man fand überhaupt in Dresden auch nur zu dem Entschlusse, sich auf Seite Frankreichs zu stellen, um so schwerer den Mut, als die wiederholten Unterhandlungen Robinsons immer aufs neue die Besorgnis erregten, Preußen könne seinen Frieden mit Oesterreich machen, und dann Sachsen, wenn es sich kompromittiert habe, die Zechen bezahlen müssen.

Dagegen drängte Belleisle eifrig und nicht ohne Drohungen auf Entscheidung, und auf dessen Antrieb dann auch König Friedrich; und so schloß denn endlich Sachsen nicht ohne Hintergedanken wegen Böhmens am 19. September zu Frankfurt unter Belleisles Vermittelung einen Vertrag, für welchen allerdings die Garantie Preußens ausbedungen wurde, mit Bayern ab, in welchem diese beiden Mächte die österreichischen Erblande in der Weise geteilt hatten, daß Bayern Böhmen, Oberösterreich, Tirol und die vorderösterreichischen Lande erhalten sollte, Sachsen dagegen Oberschlesien bis zur Neiße, Mähren und das Quartier Obermannharbtsberg von Niederösterreich, zugleich auch den Königstitel für Mähren. Die beiden Höfe hatten sich gegenseitig verpflichtet, nicht eher die Waffen aus der Hand zu legen, als bis diese Ansprüche befriedigt, die stipulierten Eroberungen gemacht sein würden.

Natürlich hatte sich Belleisle nun eifrig bemüht, den Beitritt Preußens zu dem Traktate herbeizuführen, noch besonders angespornt durch die auch in Frankfurt verbreiteten Gerüchte von der geheimen Abkunft des Königs mit Oesterreich¹⁾. Er vertrat dabei eifrig des letzteren Wünsche bezüglich der Grafschaft Glatz und der Neißeländere.

Um die von Bayern und Sachsen immer noch gehegten Bedenken zu beschwichtigen, hatte er einen separaten Artikel dem Vertrage anzufügen vorgeschlagen des Inhalts, daß, falls etwa der König auf den Antrag Bayerns oder Sachsens in einem oder dem anderen der in der Konvention festgesetzten Punkte etwas nachlasse, dieser Punkt dann als nichtig angesehen werden sollte. Der preussische Gesandte hatte diesen Zusatz ohne Bedenken acceptiert, da ja das alles ganz in der Hand des Königs läge, und den Vertrag mit dem Separatartikel unterzeichnet, doch Friedrich war wenig zufrieden damit. „Ich werde mich hierunter“, schreibt er einem Gesandten, „in nichts relaxieren, und er hat übel gethan dergleichen zu unterschreiben. Ich will auch hoffen, daß Mir kein Präjudiz erwachsen, noch die Sache dadurch von neuem zweifelhaft und langwierig werde.“²⁾

Indem jetzt Preußen diesem Vertrage beitrug, übernahm es damit keineswegs so weitgehende Verpflichtungen von Bayern und Sachsen, garantierte aber dem Kurfürsten von Bayern und dem Könige von Polen, wie ihre sonstigen Besitzungen so ihre nach dem vorgedachten Vertrage zu erwerben

¹⁾ Wiederholte Dankversicherungen deswegen enthalten die Schreiben des Königs Marschall vom 8. und 18. November; Polit. Korresp. I, 400 u. 403. Den 6. November; ebd. S. 399.

Länder, nämlich dem Könige von Polen Mähren, das Quartier von Obermannhardsberg und Oberschlesien mit Ausnahme dessen, was an den König von Preußen abgetreten werden würde, und dem Kurfürsten von Bayern das Königreich Böhmen, außer der Grafschaft Glatz, die an Preußen kommen sollte, ferner Oberösterreich, Tirol und Vorderösterreich mit allen Zubehörungen und Dependenzen ¹⁾. Andererseits garantieren Sachsen und Bayern dem Könige von Preußen Niederschlesien in dem Umfange, daß gegen Oberschlesien hin, welches bekanntlich eben Sachsen zufallen sollte, auf dem rechten Oderufer die Brinnitz die Grenze machen sollte, auf dem linken Ufer aber von der Mündung der Neiße in die Oder anzufangen bis an die Grenzen des Fürstentums Münsterberg und Böhmens (richtiger der Grafschaft Glatz) eine Visière in der Breite einer deutschen Meile noch bei Preußen bleiben sollte, und mit der Grafschaft Glatz.

Um diese Visière, ferner um das Stück des Kreises Oppeln, welches zwischen der Brinnitz und der alten Oppelner Fürstentumsgrenze liegt ²⁾, und endlich um die ansehnliche Landschaft der Grafschaft Glatz waren die Erwerbungen des Partagetraktats größer als die, welche einst der Klein-Schnellendorfer Vertrag in Aussicht gestellt hatte.

Der König, der über den Begriff einer Garantie sehr geringschätzig dachte ³⁾, legte das Hauptgewicht darauf, daß der Vertrag ihn nicht verpflichte, die garantierten Länder nun auch mit erobern zu helfen, und er hat noch später erklärt, er habe ganz wohl damals seine Truppen die Winterquartiere beziehen lassen können und abwarten, wie seine Verbündeten ihrer Anteile sich bemächtigen würden ⁴⁾.

Am 4. November unterzeichnen dann zu Breslau Podewils und der bayerische Gesandte Graf Törring noch einen besonderen Allianzvertrag, der vornehmlich dann die Vergünstigungen enthielt, welche der künftige Kaiser dem Kurfürsten von Brandenburg in Aussicht stellte, also eigentlich ein Stück Wahlkapitulation. Es ward da noch mancherlei stipuliert: Anerkennung der preußischen Succession in Ostfriesland und Investitur mit diesem Fürstentume, desgleichen der preußischen Anwartschaft auf Mecklenburg mit der Zusage, die Ansölung der von Hannover besetzten 8 Ämter zu bewirken, das jus de non appellando für alle preußischen Reichslande, das Recht der Werbung im Reich, Einführung des Fürstentums Meurs ins Fürstentum und andere minder

¹⁾ Es verdiente doch hervorgehoben zu werden, daß die garantierten Lande wirklich in dem Accessionsvertrage namentlich aufgeführt sind, da die Darstellung Trovsen's I. 364 zugleich im Hinblick auf S. 365, Anm. 2 das Gegenteil vermuten lassen könnte.

²⁾ Obwohl die Brinnitz, wie wir sahen, zuerst von den Österreichern als Grenzlinie aufgestellt worden ist, so wird doch im Klein-Schnellendorfer Vertrage dieser Fluß nicht mehr genannt, sondern nur allgemein die alte Grenze des Fürstentums Oppeln bezeichnet.

³⁾ Auf einen Bericht Podewils vom 24. November 1741 schreibt er: „Ce qui m'étonne c'est que le monde ne devienne jamais plus sage et qu'après ce qu'on voit si évidemment la frivolité des garanties principalement dans ce qui regarde la pragmatique sanction l'on ne se lasse ni ne se détrompe des traités de garantie. Tous les hommes sont fols, c'est que dit Salomon, et l'expérience le prouve.“ Polit. Korresp. I, 411.

⁴⁾ An Karl VII., den 15. März 1742; ebd. II, 80.

Interesse, nicht durch einen ordentlichen Plan oder ein politisches System lasse derselbe sich leiten. So schrieb er an Robinson nachhause ¹⁾.

In Oesterreich war damals die Not sehr groß. Auf den König von Preußen rechnete man hier nicht mehr, verzweifelte aber, von allen Alliierten im Stich gelassen, daran, den vereinigten Heeren von Preußen, Sachsen, Bayern, Frankreich die Spitze bieten zu können, und in einem Ministerrate, zu Presburg am Tage nach Katharina gehalten (26. November), ward sehr ernstlich die Frage ventilirt, ob es nicht besser sei, durch Preisgebung dessen, was der Feind bereits besetzt habe, außer Schlesien eines großen Theiles von Böhmen und Oberösterreich, das Ubrige zu retten und den Frieden zu erkaufen. Wesentlich die Königin war es, deren Standhaftigkeit für fortgesetzten Widerstand den Ausschlag gab ²⁾.

Doch in Folge der allgemeinen Notlage entschied man sich dafür, ein neues Anerbieten durch englische Vermittelung an den König gelangen zu lassen, welches insoweit über die Schnellendorfer Konzessionen hinausging, als es einmal die Abtretung der böhmischen Lehnsheerheit über die brandenburgischen Besitzungen in der Niederlausitz hinzufügte, andererseits Konzessionen bezüglich der jülich-bergischen Succession in Aussicht stellte, soweit sich England mit solchen einverstanden erklären würde ³⁾, — eine Klausel, welche offenbar den Zweck hatte, die Engländer enger in diese Unterhandlungen zu verflechten.

Ehe aber dieses Memoire in Hyndfords Händen war, erhielt derselbe am 16. Dezember, wie er schreibt, durch einen auch früher schon in die Unterhandlungen verflochtenen gewesenen Vertrauten des Königs (man muß wohl an Marwitz denken, da Goltz in Böhmen war) die bestimmte Nachricht: mit Rücksicht darauf, daß Oesterreich den geheimen Vertrag an allen Höfen Europas veröffentlicht, habe König Friedrich den Entschluß gefaßt, sich ganz von demselben loszusagen ⁴⁾. Auch der Kabinettsrat Eichel bestätigte ihm das, erinnerte daran, daß ja der König bereits in Klein-Schnellendorf seine Lossagung von der Verabredung ganz bestimmt in Aussicht gestellt habe, wenn das Geheimniß nicht gewahrt werde. Und nun habe Oesterreich nicht nur diese Bedingung nicht erfüllt, sondern betreibe sogar einen Allianzvertrag gegen Preußen, wofür man die Beweise in den Händen habe, Beweise, von denen allerdings Hyndford urtheilt, sie beständen bloß in Berichten der preussischen Gesandten und Agenten, die auch der allerparteiischste Gerichtshof nicht als wirkliche Beweise gelten lassen würde. Was die Äußerungen des Königs in Klein-Schnellendorf angehe, so erinnere er sich noch jedes Wortes und wünschte von ganzer Seele im Interesse des Königs von Preußen es vergessen zu können ⁵⁾.

Eben damals erlitt die Sache der Königin einen neuen schweren Schlag

¹⁾ Bericht vom 5. Dezember und dazu an Robinson vom 3. Dezember: Londoner Record office.

²⁾ Partenstein, Memoire von 1753 ed. Arneth; Archiv für österreichische Geschichts-Quellen Bd. XLVI, 176.

³⁾ Memoire vom 22. Dezember 1741: Londoner Record office.

⁴⁾ Bericht vom 16. Dezember: ebd.

⁵⁾ Bericht vom 19. Dezember: ebd.

dadurch, daß in Rußland in der Nacht vom 5. bis 6. Dezember die Großfürstin Elisabeth durch eine ganz unblutig verlaufende Palastrevolution die Herrschaft in ihre Hand brachte. Von der neuen Regentin erwartete man allgemein, daß sie mehr französischem als österreichischem Einflusse nachgeben würde, und auf die Nachricht von dieser Umwälzung schrieb Goltz aus Jung-Bunzlau an Schmettau: „Ohne Zweifel wird die Revolution in Petersburg alle Hoffnungen der armen Königin von Ungarn abschneiden — mais basta.“¹⁾

Es war diese Revolution zugleich ein Glück für den König von Preußen, welcher nach Beendigung des schwedisch-russischen Krieges in der That auf einen Angriff seitens Rußland gefaßt gewesen war und einige neue Regimenter ausgehoben hatte, entschlossen, ein Korps von 15,000 Mann in Preußen aufzustellen²⁾.

Lord Hyndford fühlte wohl, daß unter solchen Umständen die Fortsetzung der im Interesse Oesterreichs weiter zu führenden Unterhandlungen hoffnungslos sei, und schrieb am 27. Dezember an Robinson nach Wien, er befürchte, sich lächerlich zu machen, wenn er jetzt von dem ihm übersandten Memoire des Wiener Hofes Gebrauch mache. Ubrigens hatte er doch einige Tage zuvor bereits zu Podewils von jener österreichischen Denkschrift gesprochen und auch um eine Audienz bei dem Könige nachgesucht.³⁾

Die über diese Audienz geführte Korrespondenz ist dann auch aus dem Grunde interessant, weil darin Podewils, der nie offiziell von dem Schnellendorfer Vertrage unterrichtet worden ist, auf denselben anspielt. Zudem er von dem Verlangen Hyndfords nach einer Audienz berichtet, fügt er hinzu, dem Anscheine nach solle dieser ein Memoire des Wiener Hofes überreichen, das augenscheinlich mit sehr bitteren Klagen über das, was am Ende des Feldzuges vorgegangen, angefüllt sein würde. Nach Hyndfords Äußerungen lägen da doch Protokolle vor, durch Zeugen in Gegenwart des Königs unterzeichnet⁴⁾. „Nichts“, antwortet hierauf der König, „als was Mylord Hyndford unterschrieben“, fügt aber hinzu: „Mylord Hyndford kann bei mir kommen, wenn er will, inzwischen kann ihm versichert werden, daß ich gegen seinen Herrn nichts unternehmen würde. Von ihm wäre persuadiret, er würde das Secret religieusement observieren, hätte man österreichischerseits solches gethan, und mich nicht in die epineuhesten Umstände von der Welt gesetzt, so würde meinerseits nichts gefehlet haben. Wollen die Oesterreicher Bruit machen, so ist es um so schlimmer vor sie, und ich werde sie hautement dementieren. Es muß Chambrier allenfalls instruiert werden, um präpariert zu sein, falls die Oesterreicher ihre Dessins dorten (in Paris) ausführen wollen. Besser wäre es aber, wenn Hyndford sie zu vernünftigen Gedanken disponieren könnte.“⁵⁾

Die Audienz Hyndfords, welche dann am 25. oder 26. Dezember statt-

1) Angeführt bei Schönning a. a. D., S. 118.

2) So setzt dies der König wenigstens in einer Instruktion für Chambrier vom 25. Dezember 1741 auseinander; Polit. Korresp. I, 443.

3) Londoner Record office.

4) Bericht von Podewils vom 23. Dezember; Polit. Korresp. I, 442.

5) Ebb.

gefunden hat, ist uns, wie erfolglos sie auch sonst blieb, und obwohl von den österreichischen Anerbietungen gar nicht die Rede gewesen ist, doch durch die Äußerungen, welche der König bei dieser Gelegenheit gethan hat, von größerem Interesse.

„Es thut mir leid“, sagte der König, „daß die Österreicher es mir unmöglich gemacht haben, ihnen Dienste zu leisten. Hätten sie, wie es ihr Vorteil erheischte, das Geheimnis bewahrt, ich würde ihnen Mähren und Oberösterreich gerettet haben; daß sie außerdem auch Böhmen und Oberschlesien besitzen, ist nicht mein Vorteil. Denn über kurz oder lange würden sie mir unruhige Nachbarn geworden sein, während es nicht so leicht ist, mich von Mähren her anzugreifen. Sie haben aber, als sie das Geheimnis an die Öffentlichkeit brachten, einen doppelten Zweck gehabt, mich bei meinen Verbündeten verdächtig zu machen und dann bei einigen Kurfürsten inbezug auf die Kaiservürde Zweifel zu erregen. Dann, Mylord, um ganz ehrlich zu sagen, haben sie eine andere große Thorheit begangen, daß sie sich Frag vor der Nase haben wegnehmen lassen, ohne eine Schlacht zu wagen. Hätten sie eine solche gewagt und Glück gehabt, ich weiß nicht, was ich gethan haben würde; jetzt aber haben wir 130,000 Mann gegen ihre 70,000, und es ist zu vermuten, daß wir sie schlagen und ihnen dann nichts übrig bleibt, als Frieden zu schließen, so gut es eben gehen will. Seit der Ummwälzung, welche die Franzosen durch ihre Intriguen in Rußland zustande gebracht haben, ist auch nach dieser Seite hin jede Aussicht verloren. Aber wäre das auch nicht geschehen, so würde man Mittel gefunden haben, die Russen zu beschäftigen. Wenn die Österreicher noch 6 Monate länger in ihrem Eigensinne beharren und das Reich Zeit gewinnt, sich neu zu konstatieren; wird man ihnen keine Provinz lassen.“ Hyndford warf die Frage dazwischen, ob der König denn an Bayern, wenn dieses Böhmen erlange, einen guten Nachbar zu gewinnen hoffe. „Ja“, antwortete der König, „der Kurfürst müßte sonst sehr undankbar sein“, worauf Hyndford meinte, es seien wenige Fürsten gerade wegen ihrer Treue und Dankbarkeit berühmt — und ob er denn nicht fürchte, daß auch Frankreich sich bemühen werde, die Bildung einer größeren protestantischen Macht zu hintertreiben. Aber Friedrich glaubt, die Frage der Religion kümmerge die Fürsten am wenigsten. Und erwache nicht, fragt Hyndford weiter, wenn Frankreich und Rußland einig seien, eine große Gefahr für alles, was dazwischen liegt? „Nun so müssen wir uns wehren, so gut wir können, zunächst aber einen Kaiser wählen, was am 24ten nächsten Monats geschehen soll.“ Noch einen Trumf hat Hyndford auszuspielen: — „Wie, wenn Östereich die Übereinkunft vom 9. Oktober veröffentlicht und im übelsten Lichte darstellt?“ Aber der König antwortet sehr ruhig: „Wenn sie das thun, werden sie nur die Thorheit und Schwäche ans Tageslicht bringen, womit sie ihr eigenes Spiel verderben — und vielleicht würde man ihnen nicht glauben?“ — Als der König dann dem Lord einige Freundlichkeiten sagt, erklärt dieser, sein König wünsche so sehr, mit Preußen gehen zu können, und Friedrich ist schnell mit der Versicherung bei der Hand, daß auch ihm nichts lieber wäre, doch müsse König Georg in seinen Ausdrücken Frankreich mehr menagieren, und schließt daran einige Bemerkungen über die hannoversischen Minister von so disobligeanter Art, daß sie Hyndford nicht wiederholen mag. Derselbe schließt seinen Bericht: „Nur, man kann mit diesem

Wenige nichts anfangen, so lange seine Unternehmungen von solchem Erfolge begleitet sind.“¹⁾

Wenn Hyndford, so viel wir aus seinem Berichte entnehmen, bei dieser Gelegenheit von den neuen österreichischen Anerbietungen gar nicht gesprochen hat, so wird ihm das nachträglich noch besonders lieb gewesen sein, als er inzwischen durch eine Depesche aus London erfuhr, daß dort eben jetzt Frankreich und Preußen gemeinsam einen diplomatischen Schritt gethan hatten, der auch bei den englischen Ministern die letzten Zweifel an der veränderten Haltung Preußens beseitigte.

Es hatten nämlich am 20. oder 21. Dezember²⁾ in London die Gesandten Preußens und Frankreichs nach einer vorherigen Meldung bei dem Grafen Steinberg, dem deutschen Minister des Königs, bei diesem letzteren gemeinsam darüber Beschwerde geführt, daß derselbe im Widerspruche mit dem Neutralitätsvertrage die dänischen Soldtruppen nicht nur nicht entlassen habe, sondern dieselben noch zu vermehren trachte, daß er ferner fort und fort die Königin von Ungarn mit Geld unterstütze, und daß endlich die englischen Gesandten in Holland, ebenso wie Graf Münchhausen bei dem Kurfürsten von Trier, in Frankfurt, und bei den in Offenbach vereinigten Fürsten und bei dem Bischofe von Münster nicht wie Minister einer neutralen Macht handelten, sondern in einer Weise, die das Zustandekommen des Friedens nur erschwere und hindere, und ebenso die Wahl eines Kaisers; die beiden Gesandten hatten, falls diesen Beschwerden nicht abgeholfen würde, mit ernstern Maßregeln gedroht³⁾.

Pobemils hatte sich nicht ohne Erfolg bemüht, die Schärfe der Erklärung zu mildern, und schließlich auch noch eine Weisung des Königs an seinen englischen Gesandten durchgesetzt, nach Möglichkeit die Erklärung abzuschwächen, und zu verhüten, daß der König und die englische Nation darüber in Harmonie gerate⁴⁾.

König Georg hatte auf jene Erklärungen geantwortet, den Neutralitätsvertrag habe er seiner Zeit ausschließlich als Kurfürst geschlossen⁵⁾, und seine englischen Minister wären nicht in der Lage, darüber Erklärungen zu geben, übrigens könne er sich nicht vorstellen, daß seine Gesandten in solcher Weise gegen ihre klar ausgesprochenen Instruktionen sollten gehandelt haben.

Die Depesche, welche Hyndford von diesen Vorgängen Nachricht gab, brachte ihm dann zugleich auch die Weisung, fortan sehr zurückhaltend und

1) Bericht vom 26. Dezember; Londoner Record office, zum großen Teile abgedruckt bei Raumer a. a. O., S. 154.

2) Koser giebt in seinen Anmerkungen zu der Polit. Korresp. (I, 443, Anm. 1) den 27. Dezember als den Termin an, an welchem die Erklärung in London überreicht worden sei; doch steht dem die Thatfache entgegen, daß Lord Harrington an Hyndford unter dem 10. Dezember alten Stils, also 21. Dezember neuen Stils, von der Erklärung und der darauf gegebenen Antwort Mitteilung macht; Londoner Record office.

3) Die Beschwerden aus dem Londoner Record office, kombiniert mit dem Précis in der Polit. Korresp. I, 412; ein nachmals allerdings wesentlich abgeschwächter Entwurf der Erklärung in der Polit. Korresp. I, 442.

4) Den 25. Dezember; ebd.

5) Vgl. oben Bd. I, S. 460.

vorsichtig sein und keine weiteren Versuche mit Unterhandlungen zu machen. So ward denn die Macht, welche bisher so unermülich für die Herstellung des Friedens zwischen den streitenden Parteien sich bemüht hatte, vorläufig in Ruhe gesetzt, und das neue Jahr 1742 mußte nun die Entscheidung durch das Loß der Waffen herbeiführen.



Sechstes Buch.

Der Feldzug in Mähren.

Erstes Kapitel.

Wahl Kaiser Karls VII.

An der Schwelle des Jahres 1742 steht ein großes, weltgeschichtliches Ereignis, das mit seinen Folgen die Geschichte der nächsten Jahre wesentlich bestimmt hat: die Wahl Kaiser Karls VII. Von ihm zu sprechen scheint geboten, bevor wir dann im Zusammenhange die großen Kriegseignisse, welche das neue Jahr heraufführte, zu schildern versuchen. Und es mag uns gestattet sein, bei dieser Gelegenheit, früher Versäumtes nachholend, in kurzen Zügen wenigstens die Entwicklung der Wahlsache seit dem Tode Karls VI. und den Einfluß der preussischen Politik darauf zu skizzieren.

Nur unter sehr großen Schwierigkeiten hatte die Kandidatur Karl Alberts sich allmählich geltend machen können. Nach dem Tode Karls VI. hat man von manchen Seiten wohl die Kaiserkrone dem jungen Könige von Preußen zuebedacht, dem man alle Eigenschaften zutrauen wollte, um das Reich wirksam zu schützen, ja manche hielten sogar seinen Übertritt zum Katholicismus für möglich um den Preis der Kaiserkrone ¹⁾, — Gedanken, welche in Wahrheit dem Könige ganz unendlich fern gelegen haben.

Wohl aber haben neben dem Schwiegerohne Karls VI., dem Großherzoge Franz von Toskana, noch die beiden Schwiegeröhne des früheren Kaisers Joseph I., Friedrich August von Sachsen und Karl Albert von Bayern, sich Hoffnungen auf die Kaiserkrone gemacht, der letztere vornehmlich auf den Beistand Frankreichs bauend, der erstere auf den Rußlands, vor allem aber auf die Erwartung, seine Kandidatur könne schließlich beiden Parteien als Vermittelungsorschlag willkommen sein, sowohl denen, die einen Schilling Frankreichs nicht wollten, wie denen, die sich daran stießen, daß der Großherzog von Toskana kein deutscher Fürst sei, sondern ein auswärtiger Monarch, der das Reich in fremde Händel verwickeln werde.

Unmittelbar nach dem Tode Karls VI. hatte Großherzog Franz die meisten Chancen. Die drei geistlichen Kurfürsten waren durch Pensionen und andererlei Zuwendungen an das österreichische Interesse geknüpft; auf die Stimme Hannovers durfte man auch rechnen, selbst die preussischen Gesandten

¹⁾ Interessante Einzelheiten über die Stimmung nach dieser Seite hin liefert Heigel, der österr. Erbfolgestreit und die Kaiserwahl Karls VII. (S. 46 ff.).

in Frankfurt sahen gegen Ende November die Wahl des Großherzogs als gesichert an ¹⁾).

Maria Theresia hatte sich beeilt, ihren Gemahl als Mitregenten zu erklären und ihm zugleich die Führung der böhmischen Kurstimme zu übertragen, und Philipp Karl von Mainz, dem als Kur-Erzkanzler die Leitung des Wahlgeschäftes oblag, hatte, durch mannigfache Beziehungen und auch eine jährliche Pension an Oesterreich geknüpft, kein Bedenken getragen, in dem Rundschreiben, durch welches er unmittelbar nach dem Tode des Kaisers die Kurfürsten auf den 6. März 1741 zur Neuwahl nach Frankfurt entbot ²⁾, zugleich die große Vorfrage über die Führung der böhmischen Kurstimme dadurch zu entscheiden, daß er das Rundschreiben auch an die Prager Statthaltertschaft gelangen ließ.

Hiergegen war nun aber von zwei Seiten Widerspruch erhoben worden. Sachsen hatte (Mitte Dezember) gegen die Ernennung des Großherzogs zum Mitregenten ebenso wie gegen die Übertragung der Kurstimme auf denselben protestirt und die Führung dieser Stimme vielmehr selbst als nächster männlicher Anverwandte in Anspruch genommen, und auf der anderen Seite hatte Kurpfalz, welches das mittelsächsische Stammesinteresse keinen Augenblick verleugnete, unter dem 6. Januar zu erwägen gegeben, „ob nicht, da eines Theiles wegen des in Schlesien von Sr. königlichen Majestät in Preußen erregten Krieges, andernteils aber wegen der der kurböhmischen Wahlstimme halber entstandenen Schwierigkeiten zu besorgen stände, es würde bei dem auf den 1. März ausgeschriebenen Wahlkonvent nichts Gedeihliches gestiftet werden können, bei solchen vorwaltenden Umständen zu des Reiches allgemeiner Wohlfahrt besser sei, den kaiserlichen Wahltag auf 3—4 Monate auszustellen, als solchen bei dormaligen Verwirrungen vor sich gehen zu lassen.“ ³⁾

Die schriftliche Abstimmung über diesen Antrag bedeutete eine Schlicht in der Wahlkampagne, und sie ward faktisch für Oesterreich verloren, obwohl 4 Stimmen für und 4 dagegen standen; denn der Kurfürst von Mainz acceptierte thatsächlich den Vertagungsantrag, indem er die kurfürstlichen Gesandten zwar zu dem festgesetzten Tage zusammenberief, aber nur zum Zweck von vorläufigen Besprechungen ⁴⁾.

Inzwischen setzte nun der französische Einfluß bei den rheinischen Kurfürsten, bei denen er ja immer eine gewisse Geltung gehabt hatte, seine Hebel in Bewegung. Das Haupt der französischen Aktionspartei, welche dem, dem Kriege abgeneigten Kardinal Fleury eine kühnere Politik über den Kopf zu nehmen suchte, der eben jetzt zum Marschall von Frankreich ernannte Graf Belleisle, erschien selbst in Frankfurt, und obwohl die Aktien des Großherzogs auf die Nachricht, daß Maria Theresia einen Sohn geboren habe, wieder etwas stiegen, so erschütterten doch Belleisles Rundreisen bei den Kurfürsten und seine Erklärungen, daß von Frankreich die Wahl des Großherzogs als ein Akt der Feindseligkeit angesehen werden dürfte, den österreichischen Einfluß

¹⁾ Bericht derselben vom 26. November; angeführt bei Heigel, S. 49.

²⁾ Das im Anschluß an dieses Rundschreiben an den Rat von Frankfurt erlassene Schreiben ist vom 3. November 1740 datiert (C lenschlager) Geschichte des Interregnums nach dem Tode Karls VI. I, 368

³⁾ Ebd. S. 375.

⁴⁾ Heigel a. a. D., S. 84. 85.

nicht unwesentlich, und der österreichische Botschafter betrieb bald selbst (Mitte März) einen Aufschub des Wahlgeschäftes aus Besorgnis, es könne eine Majorität für die Ausschließung der böhmischen Kurstimme sich herausstellen.

In Paris hatte (gegen Ende März ¹⁾) nun auch der Kardinal dem Gedanken einer kriegerischen Politik zugestimmt, und das von dieser Seite jetzt erteilte Versprechen bewaffneter Unterstützung gab der bayerischen Kandidatur erst festeren Halt, und nach der Schlacht von Mollwitz ging man auch auf dieser Seite um so zuversichtlicher vor, während dagegen Sachsen um seiner wieder angeknüpften Beziehungen zu Oesterreich willen seine Kandidatur, die es nicht ganz aufgeben mochte, nur im geheimen und als Eventualität betreiben konnte. Anfang Mai durfte Karl Albert bereits mit Sicherheit auf drei Stimmen rechnen, nämlich außer der eigenen auf die von Pfalz und die seines Bruders Clemens August von Köln, den trotz aller Bemühungen Oesterreichs Belleisle auf die Gegenpartei herübergezogen hatte. Der letztere eilte jetzt selbst zu dem Kurfürsten von Bayern ²⁾ und fesselte durch die Macht seiner Persönlichkeit denselben noch fester an die französische Politik. Unter seiner Vermittelung kam am 28. Mai ein Vertrag zwischen Bayern und Spanien zustande, der dem geldbedürftigen Kurfürsten wenigstens Subsidien einbrachte.

Im Juni verpflichtete sich dann König Friedrich in dem Allianzvertrage mit Frankreich, Bayern seine Kurstimme zu geben, wick aber dann, mißtrauisch gegen die Absichten Frankreichs, einer bestimmteren Erklärung zugunsten dieser Kandidatur so lange aus, bis diese Macht mit ihren militärischen Maßnahmen wirklich Ernst zeigte. Noch Anfang August stand die Sache so, daß der preußische Gesandte die Weisung hatte, zwar sich dem Marschall Belleisle nach Möglichkeit konnivent und entgegenkommend zu zeigen, aber doch in wichtigeren Dingen und namentlich bezüglich der Kaiserwahl erst besondere Instruktionen einzuholen ³⁾. Man wollte preußischerseits damals gar nicht, daß die Wahlversammlung weiter tage, damit nicht die österreichische Partei, wenn die Franzosen den Rhein überschritten, unter dem Vorwande, daß die Versammlung nicht mehr sicher sei, eine Auflösung derselben durchsetze ⁴⁾. Auch fürchtete man die Möglichkeit, daß die Gegenpartei unter dem Kurfürsten, wenn sie daran verzweifelte, den Großherzog von Toscana bei der Wahl durchzubringen, sich mit dem Kurfürsten von Sachsen einige, wo dann die 4 Stimmen von Mainz, Trier, Sachsen und Hannover den 4 Stimmen, über welche etwa Bayern verfügte, Brandenburg, Bayern, Pfalz und Köln in gleicher Anzahl gegenüberstehen könnten ⁵⁾.

Im preußischen Hauptquartier setzte damals (in der zweiten Hälfte des

¹⁾ Es verdient hervorgehoben zu werden, daß dieser Entschluß vor dem Eintreffen der Nachricht von Mollwitz gefaßt wurde. Das dem bayerischen Gesandten übersandte Memoire des französischen Ministers Amelot scheint undatiert (Heigel, S. 130 und 350, Anm. 31), aber der auf diese Eröffnungen hin vereinbarte Kriegsplan trägt das Datum des 14. April 1741 (Heigel, S. 350, Anm. 32).

²⁾ Den 18. Mai trifft er in Nymphenburg ein.

³⁾ Instruktion für Broich vom 1. August; Berliner St.-A.

⁴⁾ Desgl. vom 16. August; ebd.

⁵⁾ Ebd.

August) Bodewils dem hannöverischen Gesandten auseinander, es sei doch fraglich, ob überhaupt Deutschland einen Kaiser zu haben brauche, und selbst wenn man das nicht leugnen wolle, ob man nicht einen schwächeren einem stärkeren vorziehen müsse. In jedem Falle sei es mit dem österreichischen Kaisertume vorbei. Alle Reiche hätten ihre bestimmten periodos, und die, in welcher Oesterreich sein Ende finden solle, sei vor der Thür ¹⁾).

Es war die Zeit, wo die französischen Heere in Folge der Bemühungen des Marschalls Belleisle sich wirklich in Marsch setzten, und der König wünschte sichtlich dem letzteren seine günstige Gesinnung so viel als möglich an den Tag zu legen; anderseits aber schien es ihm schwer zu werden, sich den anderen Kurfürsten gegenüber durch eine bestimmte Erklärung für die bayerische Kandidatur zu binden. So erhielt denn der Herr v. Broich unter dem 16. August eine ziemlich auf Schrauben gestellte Instruktion. Er solle, so gut er irgend könne, die Intentionen des Kurfürsten von Bayern bezüglich dessen Erhebung auf den Kaiserthron begünstigen, und davon auch dem Marschall Belleisle Mitteilung machen, so wie von des Königs Wünsche, über dessen Absichten bezüglich jener Kandidatur Näheres zu erfahren, um dann weitere Instruktionen seinem Gesandten geben zu können. In derselben Instruktion hieß es dann aber weiter, wenn einer der Kurfürsten bestimmt erfahren wolle, für welchen Kandidaten sich der König entscheiden werde, so solle er sagen, daß sein Herr bei den gegenwärtigen Konjunkturen und bei der Hartnäckigkeit des Wiener Hofes dem Herzoge von Lothringen seine Stimme natürlich nicht werde geben können ²⁾).

Aber Belleisle verlangte anstatt dieser nur negativen Erklärung eine positive für Bayern, und drängte den Gesandten noch ganz besonders mit der Eröffnung, daß der Kur-Erzkanzler, um dessen Herüberziehung auf die bayerische Seite sich der Marschall fortwährend ganz besonders bemühte, bestimmt erklärt habe, sich für Bayern entscheiden zu wollen, wenn der König von Preußen hier vorangehe, und der Gesandte gab nun nach, um so mehr, da er mit Belleisle darin übereinstimmte, daß die ihm gestattete Erklärung gegen die lothringische Kandidatur doch auch schon eine für Bayern in sich schließe, und er that nun viel mehr, als er in seinem Berichte vom 29. August seinem Könige zu berichten für gut fand, insofern er dem Grafen von Ely, dem Neffen des Kurfürsten von Mainz, eine ihm am 29. August abgegebene offizielle Erklärung dann abends in einer Gesellschaft von über 50 Personen bei dem Marschall Belleisle laut wiederholte, sein König habe ihm befohlen, ihm als dem ersten mainzischen Wahlgesandten die Mitteilung zu machen, daß er sich entschlossen habe, dem Kurfürsten von Bayern seine Wahlstimme zu geben, und dieses Engagement mit 100,000 Mann unterstützen werde. Bayern, Pfalz, Köln und Brandenburg würden unzertrennlich zusammenstehen. Er, der König, habe dem Erzhaufe vier Monate Zeit gelassen, auf räsonnable Friedenspropositionen zu denken, aber man habe ihm nur Vorschläge gemacht, die seiner Ehre zuwider gewesen seien, so daß sich alles zer schlagen hätte. Jetzt seien 4 Stimmen für Bayern sicher, die fünfte und

¹⁾ Bericht Schwickelts vom 27. August 1741: St.-A. zu Hannover.

²⁾ Berliner St.-A.

sechste in sicherer Hoffnung, so möge denn der Kur-Erzkanzler seine Pflicht thun ¹⁾.

Nun war der Kurfürst von Mainz trotz seiner österreichischen Pension nicht länger an der verloren gegebenen Sache festzuhalten. Graf Etz erklärt unter dem 1. September dem österreichischen Gesandten, er sähe kein Mittel mehr, es sei wohl mit blutigen Zähren zu beweinen; die Verblendung derer, die das verschuldet hätten, sei schwer zu beklagen ²⁾. Am 4. September sagt der Kurfürst in einem besonderen Vertrage Bayern seine Stimme zu gegen das Versprechen der Neutralität des Kurlandes für den Kriegsfall ³⁾. Am 16. September schreibt er an Maria Theresia, er könne das Reich nicht einem Schisma, sein Land dem Ruine aussetzen. Die vier vereinigten Kurfürsten würden wahrscheinlich jetzt zusammenhalten, Preußens Stimme hätte man gewinnen können; wie schlimm es sei, daß man das unterlassen; nun werde es wahrscheinlich zu spät sein. Im nächsten Monate werde wohl die Wahl stattfinden müssen ⁴⁾.

Der preußische Gesandte erhielt dann auch Weisung, sich gegen die Kurfürsten über den künftigen Punkt des ganzen Wahlgeschäftes, nämlich die vorauszusetzende Abhängigkeit des neuen Kaisers von Frankreich, offen auszusprechen. Man möge dabei einerseits erwägen, daß Karl VI. in den letzten vier Jahren seiner Regierung so eng liiert mit dem französischen Hofe und in solchem Maße von demselben abhängig gewesen sei, wie es der Kurfürst von Bayern nie würde werden können, anderseits aber auch, daß ein Kaiser, welcher eben nicht fortwährend auf dem Kriegsfuße mit Frankreich stehe, wie das früher bei den Habsburgern die Regel gewesen sei, Deutschland eine Zeit des Friedens und der Ruhe verspreche; endlich solle man doch auch nicht vergessen, daß es in Deutschland Gott sei Dank noch Fürsten gebe, die mächtig genug wären, um, wenn sich der Kaiser mit ihnen zu verständigen wüßte, allem üblen Willen der Nachbarn des Deutschen Reiches Widerstand zu leisten ⁵⁾.

Ohne daß diese Argumente besonders durchgeschlagen und den Widerwillen mehrerer Kurfürsten, einen ausgesprochenen Schützling Frankreichs zum Kaiser zu wählen, beseitigt hätten, haben doch die Gewalt der Thatfachen und der Zeitumstände dahin gewirkt, daß von den Kurfürsten einer nach dem anderen ins bayerische Lager überging.

Der Partagetraktat vom 19. September brachte die Kurstimme Sachsens, und Ende dieses Monats erkaufte König Georg, durch das vom Niederrhein heranziehende französische Heer geschreckt, mit der Zusage seiner Wahlstimme für Karl Albert die Neutralität Hannovers. Als dann auch der treueste Anhänger der österreichischen Partei, der Kurfürst von Trier, Franz Georg Graf Schönborn, dem Drängen Preußens wich, waren sämtliche Wähler für Karl Albert gewonnen.

¹⁾ Eine Aufzeichnung dieser „Anrede“ liegt zwischen den Berichten des hannoverschen Gesandten in Dresden hinter dem 6. September; St.-A. zu Hannover, vgl. dazu Heigel, S. 176. 177.

²⁾ Eine Abschrift des Briefes im St.-A. zu Hannover a. a. D., vgl. Heigel, S. 177.

³⁾ Ebd.

⁴⁾ Kopie im St.-A. zu Hannover a. a. D.

⁵⁾ Instruktion für Broich vom 12. September 1741; Berliner St.-A.

Und trotzdem fand die Vornahme der eigentlichen Wahl immer erneute Aufschübe und Schwierigkeiten. Der Grund hierfür lag nicht in den allerdings in Frankfurt hoch bedeutungsvollen Zeremonie- und Etiquettenfragen, noch auch in den Forderungen der in Offenbach tagenden Versammlung von Repräsentanten der altfürstlichen Häuser auf Erweiterung der fürstlichen Rechte gegenüber denen der Kurfürsten; wohl aber wirkten im Oktober die Gerüchte von der Klein-Schnellendorfer Übereinkunft und die darauf bezüglichen geheimnisvollen, aber vielsagenden Andeutungen des österreichischen Gesandten geradezu lähmend auf die Verhandlungen. Es ist in der That gar nicht zu bezweifeln, daß, wenn jene Verabredungen vom 9. Oktober wirklich zur Ausführung gekommen wären, allen Zusagen zum Troste nicht Karl Albert, sondern Großherzog Franz aus der Wahlurne hervorgegangen sein würde. Indessen scheiterten diese Verhandlungen bekanntlich, und als dies entschieden war und Friedrich selbst am 1. November 1741 seine spezielle Wahlkapitulation mit Karl Albert geschlossen, war er es wiederum, der die Angelegenheit zum Abschlusse brachte. Als der englische Gesandte in seiner Weihnachtsaudienz ihn auf die Gefahren der anwachsenden Macht Frankreichs hinwies, das sich leicht mit Rußland vereinigen und dann alles, was dazwischen läge, bedrohen würde, da hatte er erwidert, man müsse dann sehen, wie man sich wehren könne, vor der Hand aber müsse man einen Kaiser wählen, wozu ja der 24. Januar bereits ausersehen sei ¹⁾. Offenbar war für ihn die Kaiserwahl ein erster Schritt zu dem Ziele, das ihm immer vorgeschwebt hat, den Schützling Frankreichs auf eigene Füße zu stellen und ihn nach und nach von dem Einflusse seiner Schutzmacht abzulösen.

In Frankfurt waren, und zwar am 4. November, dem Tage des heiligen Karl, die „förmlichen Präliminarienkonferenzen“ eröffnet worden, und an demselben Tage hatte man gegen die Stimmen von Kurtrier und Kurbraunschweig ²⁾ den Beschluß gefaßt, das böhmische Votum für diesmal auszuschließen. Dann waren am 20. November 1741 die wirklichen Wahlkonferenzen eröffnet worden: es war aber vorauszusehen, daß die nun beginnenden Verhandlungen über die eigentliche Wahlkapitulation, wo so mannigfaltige Desiderien laut wurden, sich noch sehr in die Länge ziehen würden. Da war es wiederum der König von Preußen, der mit gewaltiger Energie eingriff. Seit Anfang November werden die preussischen Gesandten angewiesen, auf eine Beendigung des Interregnums zu dringen ³⁾, ja der König schreibt zu diesem Behufe selbst an den Kurkanzler ⁴⁾, und diese Weisung wird bald noch verstärkt erneuert, die Gesandten sollten mit allen ihren Kräften dahin wirken, daß die Kaiserwahl so bald als nur irgend möglich sei, zustande komme. Sie sollten im Kurfürstentkollegium mit geeigneten, aber energischen Ausdrücken hervorheben, wie notwendig es sei, „im Interesse der gemeinsamen Sache und zum Heile und zur Erhaltung des teuren Vaterlandes“ schnell zur Wahl zu schreiben, ohne sich durch irgendwelche Formalitäten aufhalten zu lassen, bezüglich deren

¹⁾ Spindforbs Bericht vom 26. Dezember; Londoner Record office. Vgl. oben S. 82.

²⁾ Letzteres erklärte der Instruktion zu entbehren. Beide aber wollten der Entscheidung der Majorität nicht entgegenstehen; Oleneschlager IV, 210.

³⁾ Den 8. November; Berliner St.-A.

⁴⁾ Ebd.

ja jedem der Kurfürsten seine Rechte und Prerogativen ausdrücklich vorbehalten bleiben könnten. Bis zu Ende des Jahres müsse alles abgemacht sein ¹⁾.

Zu Friedrich verschmähte nicht, eine sehr empfindliche PreSSION anzuwenden, um den Eifer seiner Gesandten noch mehr anzuspornen, und als ihm der inzwischen noch nach Frankfurt geschickte zweite preussische Gesandte, Oberstallmeister v. Schwerin, unter dem 25. November beweglich auseinander setzte, daß er sich und seine Familie ruinieren müsse, wenn er nicht Geld erhielte, lautete des Königs Resolution darauf: „Wenn Sie mir erst schreiben werden, daß es wirklich zur Krönung kommt, alsdann sollen Sie Geld haben, eher aber nicht, sollen also allen Fleiß thun, daß es bald zur Wahl und zur Krönung komme.“ ²⁾

Die Hauptschwierigkeit schien darin zu liegen, daß die in der Wahlversammlung zu vereinbarende Wahlkapitulation so langsam vorwärts kommen wollte. Bodewils rechnete in einer Denkschrift, welche der König für ganz bewundernswürdig erklärte ³⁾, den Wählern vor, nachdem sie für die Beratung der ersten drei Paragraphen der hier zugrunde gelegten Wahlkapitulation Karls VI. vierzehn Tage gebraucht hätten, könnte man fünf Monate brauchen, um mit den dreißig Artikeln jenes Aktenstückes zu Ende zu kommen, und schlug vor, entweder die Carolinische Wahlkapitulation en bloc anzunehmen oder den Wahltermin bis spätestens den 15. Januar definitiv festzusetzen, so daß bis dahin unter allen Umständen die Beratung geschlossen sein müßte. Nachdem nun Sachsen sich für den letzteren Modus erklärt, und da außerdem der große Erfolg der verbündeten Waffen, die Eroberung von Prag, der bayerischen Partei ein neues Übergewicht verschafft hatte, ging auch der Kur-Erzkanzler auf die Sache ein und stellte in der Sitzung vom 20. Dezember mit dem Bemerkten, er sei „höherer Orten her eigents belanget worden“, den Antrag, als Wahltag den 24. Januar 1742 festzusetzen, also gerade den Geburtstag König Friedrichs ⁴⁾. Einmütig ward der Antrag zum Beschlusse erhoben, und der Eifer, bis dahin noch alle nötigen Vorfragen zu erledigen, scheint in der That groß genug gewesen zu sein, denn der Historiker dieser Begebenheit versichert uns, einige fürtreffliche Botschafter hätten sich sogar erboten, daferne es nötig und allerseitig beliebig werden wolle, viermal in der Wochen zu den Sessionen aufzufahren, um das ganze Geschäft binnen solcher Zeit zu Ende zu bringen ⁵⁾. Am Abend des 20. De-

1) Den 20. November; Post. Korresp. I, 408.

2) Marginale vom 13. Dezember; Berliner St.-A.

3) Eingereicht den 7. Dezember; ebd.

4) Der Bericht der preussischen Gesandten vom 21. Dezember (Berliner St.-A.) spricht es nicht gerade positiv aus, daß der Kur-Erzkanzler bei der Wahl dieses Termins von der Absicht geleitet worden sei, dem Könige von Preußen eine Aufmerksamkeit zu erweisen; doch die Antwort des Königs (vom 30. Dezember) darauf lautet: „Mais ce qui me comble de plaisir, c'est la nouvelle, que vous me mandez, — que le collège électoral a pris unanimement la resolution de fixer le jour et le terme de l'élection au 24 janvier prochain anniversaire de ma naissance“, und daß des Königs Freude doch nicht bloß der Einmütigkeit des von ihm angeregten Beschlusses gilt, zeigt die folgenden Worte: „Je vous sais un gré tout particulier du service que vous m'avez rendu dans cette rencontre“ etc.

5) Dienstlager IV, 312.

zember feierte eine glänzende Illumination des Gesandtschaftshotels den demwürdigen Beschluß.

Um diesen Eifer nicht erkalten zu lassen, hielt es der Kardinal Fleury, der selbst schon über die vielen Verzögerungen ungeduldig geworden war, für notwendig, den Marschall Belleisle von seinem Kommando in Böhmen wieder nach Frankfurt zu berufen ¹⁾, und König Friedrich erließ ein Rundschreiben an alle seine Gesandtschaften, um die Einmütigkeit der Wahlversammlung inbezug auf die bevorstehende Kaisertur zur allgemeineren Kenntnis zu bringen. Man darf nicht zweifeln, heißt es darin, daß dieses so nahe gerückte Ereignis viele Höfe von ihrer bisherigen, übel angebrachten Vorliebe für das Haus Oesterreich zurückbringen und bestimmen wird, daselbe seinem Schicksale zu überlassen, um so mehr, da es dessen Schuld ist, wenn die Dinge so weit gekommen sind ²⁾.

Es war dem gegenüber fruchtlos, wenn Maria Theresia gegen den ganzen Wahlmodus Einspruch erhob und alle ohne Zuziehung ihres Vertreters gefaßten Beschlüsse für null und nichtig erklärte, auch die Kurfürsten darauf hinwies, wie Karl Albert, dessen Land eben jetzt ein österreichisches Heer besetzte, bald nur noch von der Gnade des französischen Hofes und der Unterstützung der Reichsfürsten werde leben können ³⁾. Die Rücksicht auf Oesterreich ging im Kurfürstenkollegium wohl noch so weit, daß man es ablehnte, in der Wahlkapitulation dem Kurfürsten den Titel eines Königs von Böhmen und Erzherzogs von Oesterreich beizulegen ⁴⁾, sonst aber schritt die Wahlhandlung vorwärts, und auch die Wahlkapitulation ward rechtzeitig zu Ende gebracht. Dieselbe kam, wie das natürlich war, nicht ohne einige besondern Konzessionen zustande, an die Kurfürsten, das Fürstenkollegium und auch an die Protestanten. Aus Konnivenz gegen Frankreich hatte man von Einfügung einer Verpflichtung zur Wiedererlangung des Elsaß Abstand genommen. Eine Schwierigkeit, die noch in letzter Stunde daraus entstand, daß die brandenburgischen Gesandten dem Anspruche des Kurfürsten von Köln, in seinem Titel als Hochdeutschmeister auch den eines Administrators des Hochmeisterthums in Preußen zu führen, entschieden entgegentraten, ward durch Nachgeben von Köln beseitigt ⁵⁾.

Die Stadt Frankfurt rüstete sich nun auf den großen Tag der Wahl, den 24. Januar. Die Juden wurden in ihre Häuser konsigniert, die Fremden (Belleisle eingeschlossen) genötigt, für den Tag die Stadt zu verlassen, der Rat und die Frankfurter Miliz, „die gewaffneten Wächter der Wahlfreiheit“, leisteten den Sicherheitsseid ⁶⁾.

In glänzendem Zuge bewegten sich am Morgen des 24. Januars 1742 die im Römer versammelten Kurfürsten resp. deren Gesandte zu Roß oder

¹⁾ So schrieb Fleury an König Friedrich den 25. Dezember 1741, angeführt bei Droysen V, 1. S. 390, Anm. 1. Am 3. Januar traf der Marschall in Frankfurt wieder ein.

²⁾ Vom 29. Dezember; Berliner St.-A. Man vermist die Zirkularbescheide in der Sammlung der preussischen Staatschriften.

³⁾ Anführungen bei Heigel S. 246. 247.

⁴⁾ Menschlager IV, 363.

⁵⁾ Ebd. S. 339.

⁶⁾ Heigel, S. 251.

Fuß nach der Bartholomäuskirche, der Stätte der Wahl. An Pracht-
faltung standen weit hinter den anderen zurück die Gesandten Preußens,
Oberstallmeister Bogislaw von Schwerin und Staatsrat Balthasar
Troid. Ihnen hatte ihr König auf die Bitte um besondere Repräsentations-
der antworten lassen: „Meine Intention ist es nicht, daß sie dorten viele
pensen machen sollen. Sie sollen mit ihren Stimmen viel bedeuten, mit
er Person aber wenig Parade machen.“¹⁾

Die Wahl fiel einstimmig auf den Kurfürsten von Bayern, Karl Albert,
ien Gesandter zur Annahme der Wahl bevollmächtigt war.

Der Neugewählte hatte die letzte Zeit in Mannheim verweilt, wo er die
mählung zweier Wittelsbacher Prinzen mit feiern half, darunter auch die
Prinzen Klemens von Bayern mit jener Anna Maria von Pfalz-Sulz-
), die dann in dem bayerischen Erbfolgekriege 1778 noch eine hervor-
ende Rolle spielen sollte. Persönlich an der Wahlstätte zu erscheinen hin-
te ihn jener erwähnte Beschluß der Kurfürsten, der ihm den Titel eines
aigs von Böhmen verweigerte. Jetzt konnte er als römischer König am
Januar seinen Einzug halten, um dann am 12. Februar mit der Krone
als VI. den Kaisertitel zu empfangen.

Aber durch den Jubel der glänzenden Feste, welche vom Einzug bis zur
nung in den diplomatischen Kreisen Frankfurts gefeiert wurden, drangen
h die Notschreie der eben damals von den irregulären Truppen der Oester-
her gemißhandelten Bayern. Deren Hauptstadt selbst fiel in ihre Hände
demselben Tage, an welchem das langersehnte Diadem sich um die Stirne
Kurfürsten von Bayern schlang. Diese Krone ist für Karl VII. in Wahr-
t eine Dornenkrone geworden fort und fort bis zu dem Augenblicke, wo der
d sie barmherzig von seinem müden Haupte nahm. Nie ist seit den Tagen
es harten und grausamen Ferdinands II. um den Thron eines deutschen
ifers so viel Blut vergossen worden, als für diesen weichen und sanft-
tigen Fürsten.

Und es war recht viel preußisches Blut dabei. In der That, es schürzte
, in gewisser Weise der Knoten eines Verhängnisses auch für Preußen in
Stunde, als in Frankfurt die sieben Wähler einstimmig den Kurfürsten
Bayern zum Kaiser erwählten im offenen Widerspruche mit dem Hause
berreich, das jahrhundertlang das Recht auf den Kaiserthron in seinem
schlechte vererbt hatte, dagegen zum großen Teile durch den Einfluß Preußens
nimmt. Es entstand hier ein zweites Feld erbitterter Kämpfe zwischen den
den Gegnern Oesterreich und Preußen.

¹⁾ Marginale zum 28. October, Polit. Korresp. I, 399; übrigens sagt er ihnen
h für die Krönungszeit „etwas Extraordinäres“ zu.

zember feierte eine glänzende Illumination des Gesandtschaftshotels den demwürdigen Beschluß.

Um diesen Eifer nicht erkalten zu lassen, hielt es der Kardinal Fleury, der selbst schon über die vielen Verzögerungen ungeduldig geworden war, für notwendig, den Marschall Belleisle von seinem Kommando in Böhmen wieder nach Frankfurt zu berufen ¹⁾, und König Friedrich erließ ein Rundschreiben an alle seine Gesandtschaften, um die Einmütigkeit der Wahlversammlung inbezug auf die bevorstehende Kaisertur zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Man darf nicht zweifeln, heißt es darin, daß dieses so nahe gerückte Ereigniß viele Höfe von ihrer bisherigen, übel angebrachten Vorliebe für das Haus Oesterreich zurückbringen und bestimmen wird, dasselbe seinem Schicksale zu überlassen, um so mehr, da es dessen Schuld ist, wenn die Dinge so weit gekommen sind ²⁾.

Es war dem gegenüber fruchtlos, wenn Maria Theresia gegen den ganzen Wahlmodus Einspruch erhob und alle ohne Beziehung ihres Vertreters gefaßten Beschlüsse für null und nichtig erklärte, auch die Kurfürsten darauf hinwies, wie Karl Albert, dessen Land eben jetzt ein österreichisches Heer besetzte, bald nur noch von der Gnade des französischen Hofes und der Unterstützung der Reichsfürsten werde leben können ³⁾. Die Rücksicht auf Oesterreich ging im Kurfürstenkollegium wohl noch so weit, daß man es ablehnte, in der Wahlkapitulation dem Kurfürsten den Titel eines Königs von Böhmen und Erzherzogs von Oesterreich beizulegen ⁴⁾, sonst aber schritt die Wahlhandlung vorwärts, und auch die Wahlkapitulation ward rechtzeitig zu Ende gebracht. Dieselbe kam, wie das natürlich war, nicht ohne einige besondere Konzeptionen zustande, an die Kurfürsten, das Fürstenkollegium und auch an die Protestanten. Aus Konnivenz gegen Frankreich hatte man von Einfügung einer Verpflichtung zur Wiedererlangung des Elsaß Abstand genommen. Eine Schwierigkeit, die noch in letzter Stunde daraus entstand, daß die brandenburgischen Gesandten dem Anspruche des Kurfürsten von Köln, in seinem Titel als Hochdeutscher auch den eines Administrators des Hochmeistertums in Preußen zu führen, entschieden entgegentraten, ward durch Nachgeben von Köln beseitigt ⁵⁾.

Die Stadt Frankfurt rüstete sich nun auf den großen Tag der Wahl, den 24. Januar. Die Juden wurden in ihre Häuser konfigniert, die Fremden (Belleisle eingeschlossen) genötigt, für den Tag die Stadt zu verlassen, der Rat und die Frankfurter Miliz, „die gewaffneten Wächter der Wahlfreiheit“, leisteten den Sicherheits eid ⁶⁾.

Zu glänzendem Zuge bewegten sich am Morgen des 24. Januars 1742 die im Römer verjammelter Kurfürsten resp. deren Gesandte zu Hof oder

¹⁾ So schrieb Fleury an König Friedrich den 25. Dezember 1741, angeführt bei Drossen V, 1. S. 390, Anm. 1. Am 3. Januar traf der Marschall in Frankfurt wieder ein.

²⁾ Vom 29. Dezember; Berliner St.-A. Man vermisst die Zirkularbesche in der Sammlung der preussischen Staatschriften.

³⁾ Anführungen bei Heigel S. 246. 247.

⁴⁾ Olenischlager IV, 363.

⁵⁾ Ebd. S. 339.

⁶⁾ Heigel, S. 251.

zu Fuß nach der Bartholomäuskirche, der Stätte der Wahl. An Prachtentfaltung standen weit hinter den anderen zurück die Gesandten Preußens, der Oberstallmeister Bogislaw von Schwerin und Staatsrat Balthasar v. Broich. Ihnen hatte ihr König auf die Bitte um besondere Repräsentationsgelder antworten lassen: „Meine Intention ist es nicht, daß sie dorten viele Depensen machen sollen. Sie sollen mit ihren Stimmen viel bedeuten, mit ihrer Person aber wenig Parade machen.“¹⁾

Die Wahl fiel einstimmig auf den Kurfürsten von Bayern, Karl Albert, dessen Gesandter zur Annahme der Wahl bevollmächtigt war.

Der Neugewählte hatte die letzte Zeit in Mannheim verweilt, wo er die Vermählung zweier Wittelsbacher Prinzen mit feiern half, darunter auch die des Prinzen Klemens von Bayern mit jener Anna Maria von Pfalz-Sulzbach, die dann in dem bayerischen Erbfolgekriege 1778 noch eine hervorragende Rolle spielen sollte. Persönlich an der Wahlstätte zu erscheinen hinderte ihn jener erwähnte Beschluß der Kurfürsten, der ihm den Titel eines Königs von Böhmen verweigerte. Jetzt konnte er als römischer König am 31. Januar seinen Einzug halten, um dann am 12. Februar mit der Krone Karls VI. den Kaisertitel zu empfangen.

Aber durch den Jubel der glänzenden Feste, welche vom Einzug bis zur Krönung in den diplomatischen Kreisen Frankfurts gefeiert wurden, drangen doch die Rotschreie der eben damals von den irregulären Truppen der Oesterreicher gemißhandelten Bayern. Deren Hauptstadt selbst fiel in ihre Hände am demselben Tage, an welchem das langersehnte Diadem sich um die Stirne des Kurfürsten von Bayern schlang. Diese Krone ist für Karl VII. in Wahrheit eine Dornenkrone geworden fort und fort bis zu dem Augenblicke, wo der Tod sie barmherzig von seinem müden Haupte nahm. Nie ist seit den Tagen jenes harten und grausamen Ferdinands II. um den Thron eines deutschen Kaisers so viel Blut vergossen worden, als für diesen weichen und sanftmütigen Fürsten.

Und es war recht viel preußisches Blut dabei. In der That, es schürzte sich in gewisser Weise der Knoten eines Verhängnisses auch für Preußen in der Stunde, als in Frankfurt die sieben Wähler einstimmig den Kurfürsten von Bayern zum Kaiser erwählten im offenen Widerspruche mit dem Hause Oesterreich, das jahrhundertlang das Recht auf den Kaiserthron in seinem Geschlechte vererbt hatte, dagegen zum großen Teile durch den Einfluß Preußens bestimmt. Es entstand hier ein zweites Feld erbitterter Kämpfe zwischen den beiden Gegnern Oesterreich und Preußen.

¹⁾ Marginale zum 28. Oktober, Polit. Korresp. I, 399; übrigens sagt er ihnen doch für die Krönungszeit „etwas Extraordinäres“ zu.

Zweites Kapitel.

Schwerin in Oberschlesien und Mähren.

Indem wir uns jetzt zu den militärischen Dingen zurückwenden, haben wir den zweiten Akt des Krieges zu schildern. Derselbe spielt sich nicht mehr innerhalb der Grenzen des Landes ab, dessen Erwerb von Preußen ins Auge gefaßt war — die Eroberung Schlesiens ist vollendet, und der Versuch, nach deren Abschlusse eine einseitige Verständigung mit dem Gegner herbeizuführen, gescheitert —; es handelt sich jetzt darum, die Königin von Ungarn durch eine weitere Kriegführung zum Frieden zu zwingen und zwar zu einer allgemeinen Pacifikation, bei welcher nun auch den Forderungen der Verbündeten Genüge geschehen soll. Bevor wir nun aber den Versuch des Königs, dieses Resultat herbeizuführen, seinen kühnen Zug nach Mähren im Anfang des Jahres 1742 darzustellen unternehmen, müssen wir von den beiden Operationen, welche, noch im Jahre 1741 beginnend, diesem vorausgingen und gleichsam zur Stütze dienten, dem Einmarsche Schwerins in das nördliche Mähren und dem Zuge des Erbprinzen Leopolds nach Böhmen, berichten.

Nachdem am 31. Oktober Neisse gefallen war, blieben hier als Garnison die Regimenter Sydow, Prinz Karl und 1 Grenadierbataillon.

Zum Gouverneur von Neisse und Bries warb Feldmarschall Schwerin bestellt, der zugleich auch das Corps kommandierte, das in der Stärke von etwa 6500 Mann Infanterie und 3500 Mann Kavallerie nunmehr in ganz Oberschlesien Winterquartiere bis nach Ples hin bezog. Der Ingenieur, General Wallrave, erhielt den Auftrag, zur Anlage neuer Werke bei Neisse Pläne zu machen; doch als dieselben eingereicht waren, fand der König die projectierten neuen Werke im Nordosten der Stadt bei der Wachsbleiche, wie er sich ausdrückt, „zu finzelig“ und zeichnete selbst Entwürfe. Hauptsächlich faßte er die Nordwestseite ins Auge, wo jenseits der Neisse auf einer Anhöhe sich ein neues Fort erheben sollte, flankiert durch zwei Redouten von solcher Ausdehnung, daß 800 Mann dort untergebracht werden könnten. 40,000 Thlr. wies er sogleich dazu an, doch meinten die kundigen Militärs schon damals, man werde nicht mit dem Bierfassen der Summe auskommen. Anderseits stellten Schwerin und sein Generalstabschef v. Schmettau, der Bruder des Feldmarschalls, dem Könige vor, Neisse werde wegen der umliegenden Höhen niemals die Bedeutung erlangen, welche der König ihm zuschrieb, wenn man nicht

Werte auf Werte häufen und ungeheuer viel Geld ausgeben wolle. Vielmehr empfehle sich die Anlage eines größeren Waffenplatzes an der Mündung der Neiße in die Oder bei Schurgast, durch den man den Handel auf der Oder sichern und ganz Oberschlesien auf beiden Seiten der Oder beherrschen würde, wo man auch nicht wie bei Neiße Rücksicht auf eine wohlhabende Bürgerschaft zu nehmen habe und sich nach allen Seiten nach Belieben ausdehnen könne. Schwerin wollte auch dabei ein neues System von Fortifikation zur Anwendung bringen, bei welchem das Holz eine große Rolle spielen sollte, das, wie er meinte, gegen feindliche Geschosse ungleich größere Widerstandskraft habe, als Mauerwerk oder Rasen ¹⁾.

Der König aber war anderer Ansicht; ihm stand die Sicherung des Platzes, der die Ausgänge der aus Mähren führenden Gebirgspässe beherrschte, in erster Linie; er schrieb an Schwerin: „So viel das Fortifizieren in Neiße anbetrifft, so ist solches meine Phantasie und glaube ich meine guten Urjachen zu haben, daß mir diese Fortifikation was Rechts kosten lasse, worüber mich gegen Euch weiter explizieren will, wenn Ihr herkommen werdet.“ ²⁾ So ging man denn an die neue Befestigung, und am 29. März 1742 ist dann feierlich der Grundstein gelegt worden zu der Schanze auf der Höhe, die der König haben wollte, dem jetzigen Hauptort von Neiße, dem Fort Preußen ³⁾.

Schwerin hatte hier in Oberschlesien noch einen anderen Auftrag auszuführen, nämlich die Grenzregulierung zwischen Nieder- und Oberschlesien, welches letztere bekanntlich nach dem Partagetraktate der Dresdner Hof erhalten sollte. Hierzu waren als Kommissare preussischerseits ernannt Feldmarschall Schwerin und der Geheime Justizrat v. Müßler ⁴⁾, sächsischerseits der Gesandte v. Bülow und der Geheime Kriegsrat Vockel. Die ersteren hatten ihre Vollmachten bereits unter dem 16. Dezember 1741 erhalten, und Müßler trat am 20. Dezember in Neiße ein, wo er allerdings ebenso wenig seinen Kollegen wie die sächsischen Kommissare antraf. Doch benutzte er die Zeit, um noch zunächst einige vorbereitende Arbeiten ausführen zu lassen. So sollte der Lauf der Brinnitz, die bekanntlich nach dem Partagetraktate vom 1. November 1741 auf dem rechten Oderufer die Grenze bilden sollte, aber auf den Karten nicht gefunden werden konnte, durch geschickte Ingenieure

¹⁾ Berichte Schwerins und des Obersten Schmettau vom 30. November; Berliner St.-A.

²⁾ Schönning a. a. D., S. 111, der dies Schreiben anführt, giebt als Datum den 9. November an, was nicht wohl möglich ist, da der Bericht, auf welchen dasselbe antwortet, vom 30. November datiert. Es liegt nahe, anstatt 9. November 9. Dezember zu lesen, und in der That beruft sich der König in einem Schreiben an Schwerin eben vom 9. Dezember (Polit. Korresp. I, 426) auf ein zweites von gleichem Datum; von diesem aber erklärt der Herausgeber der Polit. Korrespondenz Dr. Roser (Ann. 2 a. a. D.), es läge nicht vor, und auch ich habe es in der Sammlung der militärischen Korrespondenz nicht gefunden. Gerade in dieser aber, die sonst Schönning's Hauptquelle bildet, dürfte sich zu dessen Zeit der inzwischen abhanden gekommene zweite Brief vom 9. Dezember befunden haben.

³⁾ Die lateinische Inschrift des Fundamentes bei Minsberg, Gesch. von Neiße, S. 146.

⁴⁾ Ein geborener Schlesier aus Sagan; seine „Geschichte der ersten nicht vollzogenen und der zweiten vollzogenen schlesischen Grenzscheidung“ in Büsching's Magazin X, 479 ff. bildet die Quelle der im Texte folgenden Darstellung.

genau und zuverlässig bezeichnet werden, eine Arbeit, welche nun durch geeignete Kräfte ausgeführt und nach Berlin gefendet wurde. Zugleich ließ Müßler vorläufig wenigstens auf dem linken Oderufer längst der Meißer die Lisière durch Grenzpfähle bezeichnen.

Es geschah dies im Januar 1742. Unter dem 12. d. M. berichtet Schwerin dem Könige, da die sächsischen Bevollmächtigten erst Ende des Monats einzutreffen gedächten, habe er vorläufig Müßler die Grenze bereisen lassen ¹⁾.

Wirklich stellten sich, nachdem inzwischen das Verhältnis Preußens zu Sachsen durch Friedrichs Besuch in Dresden, von dem wir noch zu berichten haben werden, ein freundlicheres geworden war, Ende Januar die sächsischen Herren in Breslau ein; die Einigung über den Grenzzug wollte aber nicht vorwärts kommen, obwohl der König wiederholt zur Beendigung dieser Sache mahnte. Der Grund, weshalb die sächsischen Bevollmächtigten Anstand nahmen, abzuschließen, waren augenscheinlich die hohen Ansprüche ihrer preussischen Kollegen. Diesen war in ihrer Instruktion vorgeschrieben, sich auf eine etwaige Forderung der Sachsen, die preussischen Winterquartiere nur auf Niederschlesien zu beschränken, nicht einzulassen, sondern zu erklären, daß „nachdem die preussischen Truppen Oberschlesien ohne jemandes Hilfe mit vieler Beschwerlichkeit und großen Kosten erobert hätten, sie durch gute Winterquartiere verpflegt werden müßten“. Nach ähnlichen Gesichtspunkten ward dann auch das Werk der Grenzregulierung preussischerseits in Angriff genommen; die Kommissare hatten den Auftrag, auf dem rechten Oderufer von den großen Waldungen des Fürstentums Oppeln so viel als möglich für den König zu gewinnen, da in Niederschlesien großer Mangel an Holz sei, und bei der Bestimmung der Lisière an der Meißer sollte nach des Königs Willen der Grundsatz gelten, daß, wenn etwa eine Stadt oder Dorf von der Grenzlinie durchschnitten werde, der betreffende Ort ganz an Preußen fallen und dann auch die bisher zu dem Orte gehörigen Äcker und Waldungen, auch wenn dieselben jenseits der Grenze lägen, zugerechnet werden müßten.

Nach müßten, falls eine zum preussischen Gebiete gehörige Stadt, Dorf oder Flecken jenseits der Grenzlinie Felder oder Holzungen hätte, diese noch dazu genommen werden, und die Meile sei unbedingt zu 25,000 rheinländischen Ruthen zu rechnen ²⁾.

Nach sonst scheinen noch mannigfache Schwierigkeiten obgewaltet zu haben. Noch im März berichtet General Marwitz, als der König die Abnahme der Huldbigung in den neu erworbenen Grenzorten verlangt, so weit wäre man noch nicht, auf dem rechten Oderufer vermöge man den Lauf der als Grenzfluß angenommenen Brinniß aufwärts nur bis zu dem Dorfe gleiches Namens verfolgen; von da an östlich bis Polen, auf einer Strecke von etwa 6 Meilen, sei es noch nicht gelungen, eine Grenzlinie festzustellen ³⁾.

¹⁾ Berliner St.-A. Das Protokoll Müßlers datiert vom 26. Januar 1742; Müßler a. a. O., S. 481.

²⁾ Aus der Instruktion für Schwerin vom 10. Februar 1742; angeführt in Warnhagens Leben Schwerins, S. 117. 118.

³⁾ Meißer, den 13. März; Berliner St.-A. Neutzutage findet man die Quellen der Brinniß viel weiter östlich unfern von Kobylno, nahe der polnischen Grenze.

Als dann Schwerin Ende März das Heer verließ und nach Reiße zurückkehrte, sollte er die Angelegenheit von neuem in die Hand nehmen, doch ehe er noch eine Einigung zustande gekommen ist, haben die Ereignisse die ganze Anzuregulierung an dieser Stelle überflüssig gemacht.

In Oberschlesien herrschte im Winter 1741 zwischen den preussischen Truppen und den schwachen österreichischen Garnisonen in Troppau, Freudenthal u. s. w. vollständige Waffenruhe, und daß man auch unter den preussischen Offizieren an ein gewisses gutes Einvernehmen mit den bisherigen Gegnern glaubte, dafür vermögen wir einen höchst charakteristischen Beleg anzuführen. In der ersten Hälfte des Dezembers waren von der preussischen Garnison in Gloggnitz zwei Unteroffiziere, noch dazu zwei Edelleute (von Fr. und M.) desertiert, und Generalmajor Truchseß trug nun kein Bedenken, einen Offizier nach Olmütz zu schicken, um dieselben zu reklamieren, welcher dann dort eine ganz freundliche Aufnahme fand, die Flüchtlinge aber allerdings nicht zurückbrachte. Als der König hiervon hörte, war ihm die Sache, „dergleichen Vertraulichkeit mit dem Feinde und ohnüberlegte Exponierung meiner Offiziere“ sehr unangenehm; er schrieb Truchseß, es müsse „ihn wohl der Kopf weggewaschen sein“, als er die Ordre gegeben, und fragte ihn, ob er wirklich älter als 15 Jahr sei, er wundere sich nur, daß die Österreicher nicht den Desertierender einfach als Gefangenen zurückbehalten hätten ¹⁾.

Im ganzen jagte dem Feldmarschall Schwerin das Stillsitzen in Oberschlesien um so weniger zu, als er sich unter einer abgeneigten Bevölkerung bewegte, die mit kaum verhehlter Erbitterung die Lasten des Krieges trug. Er sollte er rekrutieren, Lieferungen ausschreiben, jetzt sogar noch 3000 Arbeiter zum Schanzbau in Reiße zusammentreiben. „Hier heißen die einen die Andern auf“, klagt er unter dem 30. November dem Könige, „ihre Wohnungen verstreut zu lassen und sich nach Polen und Mähren zu flüchten. Sie denken, daß Ew. Majestät den Plan hätte, sie ganz zugrunde zu richten.“ ²⁾ Er rät, die Forderungen zu ermäßigen, damit nicht Schlimmeres erfolge. Auf diese Art werde man es kaum bis zum Frühjahr aushalten.

Ihm war, wie wir vielleicht heute sagen würden, als Generalstabs-Chef und königliche Adjutant und General-Quartiermeister Freiherr v. Schmettau gesandt worden — wie es Schwerin sich auslegte, als Aufpasser ³⁾ —, hatte er aber mit dem Feldmarschall sehr gut zu stellen und dessen Vertrauen schnell zu gewinnen gewußt. Auch er schrieb um dieselbe Zeit dem Könige, es gehe mit der Rekrutierung schlecht vorwärts, die Leute seien meist klein und unanständig; zur Kavallerie schienen sie allerdings eine gewisse Neigung zu haben, wie denn auch die Österreicher für diese gern ihre Rekruten aus diesen Gegenden genommen hätten ⁴⁾.

Schwerin, der ja schon im vorigen Winter ein Vorrücken nach Mähren für unwahrscheinlich gehalten hatte, drängte jetzt, um etwas mehr Raum zu haben, von neuem, sorgte sich so nicht bis zum Frühjahr halten zu können, da sich vielleicht

¹⁾ Polit. Korresp. I, 431, und dazu der Bericht von Truchseß vom 11. November im Berliner St.-A.

²⁾ Berliner St.-A.

³⁾ Barmhagen, Leben Schwerins, S. 112.

⁴⁾ Den 30. November; Berliner St.-A.

der Großherzog, wenn er vor Prag nichts ausrichte, gegen ihn wenden möchte, wünschte etwas weiter vorzugehen ¹⁾, wenigstens Troppau, welches bekanntlich der Klein-Schnellendorfer Vertrag von den preussischen Winterquartieren ausgenommen hatte, zu besetzen und als Vorposten davon dann auch das Gebirgsstädtchen Freudenthal, welches die Straße von Mähren über das Gesecke beherrschte ²⁾.

Die Vorschläge kamen dem Könige nicht ungelegen. Wie wir noch zu berichten haben werden, hatte er doch seit der glänzend ausgeführten Eroberung von Prag durch die Alliierten (26. November) wieder etwas Vertrauen zu deren Kriegsführung gefaßt und ja auch dem Prinzen Leopold in Böhmen ein Vorschieben seiner Truppen nach der mährischen Seite gestattet ³⁾, und denselben zugleich angewiesen, falls etwa Keipperg eine Schlappe erlitt, sofort eine Stafette an Schwerin zu schicken, damit dieser Troppau besetze ⁴⁾. Dem Feldmarschall gab er dann unter dem 9. Dezember Befehl, so wie Prinz Leopold vorgehe, auch seinerseits sich Troppaus und der Gebirgsstädtchen Wommisch, Freudenthal u. s. w. zu bemächtigen, sandte aber dieser Orde noch am selben Tage eine zweite nach, damit sogleich vorzugehen, also unabhängig von Prinz Leopolds Bewegung, und ehe noch die Oesterreicher den Ort stärker besetzten, da er erwogen habe, daß die Verbindung zwischen den preussischen Garnisonen von Jägerndorf und Ratibor von Troppau aus vielfach gestört werden könnte ⁵⁾. Und indem er dies dem Marschall Belleisle noch am 9. Dezember mitteilt, stellt er sogar ein eventuelles weiteres Vorgehen Schwerins über die Gebirge in Aussicht ⁶⁾.

Schwerin legte natürlich schnell Hand ans Werk. Oberst Truchseß erhielt Befehl, gegen Troppau vorzurücken und innerhalb der schlesischen Grenzen die allertrengste Disziplin zu halten, nichts ohne bare Bezahlung zu entnehmen; auf mährischem Gebiete dagegen dürften sich die Soldaten wohl auf einige Tage freie Fourage und Hausmannskost zur Recreation reichen lassen ⁷⁾.

Am 19ten kapitulierte in Troppau der österreichische Oberlieutenant Levrier auf freien Abzug seiner Besatzung nach Brünn, und das Regiment Sydow besetzte die Stadt; am 20sten gewährte Truchseß den 180 Invaliden und 40 Husaren, die in Freudenthal standen, gleichfalls freien Abzug ⁸⁾.

Schwerin drängte es weiter, und der König kam seinen Wünschen zuvor. Unter dem 14ten befiehlt er ihm, bis Hof und Sternberg vorzugehen, ja sich sogar Olmütz zu bemächtigen, wenn das anginge, ohne daß er mit einem über-

¹⁾ Der angeführte Bericht vom 30. November.

²⁾ Bericht vom 5. Dezember, die betreffende Stelle mitgeteilt bei Ranke, *Bzt* XXVII, 497.

³⁾ Eichel hatte also ganz recht, an Podewils zu schreiben (25. April 1742), daß erst nach dem Falle von Prag sich der König zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gegen die Oesterreicher entschlossen habe. Vgl. den oben S. 82 angeführten Bericht Sydners vom 26. Dezember.

⁴⁾ Den 5. Dezember; *Polit. Korresp.* I, 422.

⁵⁾ *Ebd.* S. 426.

⁶⁾ *Ebd.* S. 427.

⁷⁾ Instruktion vom 17. Dezember; *Berliner St.-A.*

⁸⁾ Bericht Schwerins vom 21. Dezember; *ebb.*

ren Feinde zu thun bekäme ¹⁾, und dann im nördlichen Mähren seine Wachen in Winterquartiere zu legen.

Es ging das alles an, denn die Österreicher hatten sehr wenig Truppen

Am 22sten überschritt Schwerin die mährische Grenze, er führte mit an Infanterie 7 Bataillons und 3 Grenadierbataillons, an Kavallerie Ulanen; doch rückten bald weitere 5 Bataillone und 3 Grenadierbataillone so wie 3 Regimenter Kavallerie nebst einer Artillerie von 25 Kanonen 12 Mörsern nach, so daß er dann wohl etwa 10,000 Mann Infanterie 2300 Kavallerie um sich vereinigte ²⁾.

Die österreichischen Behörden in Mähren nahmen bei dem Mangel an Wachen zur Verteidigung des Landes den Schein an, als erblickten sie in deren Einrücken nur ein weiteres, eigenmächtiges Ausdehnen der preussischen Winterquartiere, wie es durch das Corps des Erbprinzen Leopold nach Böhmen erfolgt war, nun auch nach der Seite von Mähren ³⁾; und die öffentliche Meinung war, wie ein Augenzeuge jener Begebenheiten versichert, die Meinung verbreitet, mit dem Könige von Preußen stehe „Alles schon im Zuge friedlicher Beträgnuß“ ⁴⁾. So langte denn bei Schwerin, als dieser am 23. Dezember nur noch einen Marsch vor Olmütz stand, der Kreishauptmann v. Schubirz von dort an, um zu erkunden, wessen man sich von den kaiserlichen Truppen zu versehen habe. Der Feldmarschall begnügte sich mit der Erklärung, das Land werde bei freundlicher Aufnahme von ihm gesichert werden, bei feindlicher Begegnung aber die Folgen sich selbst zuzuziehen haben. Der Kommandant von Olmütz, General-Feldwachtmeister von Terzy, ließ darauf dem preussischen Kommandierenden eröffnen, er dürfe keine Ordre, die Preußen an die Stadt rücken zu lassen, und müsse sie die Feinde empfangen ⁵⁾; als aber Schwerin am ersten Weihnachtsfeiertage die Stadt einschloß und unter Androhung eines Bombardements die Übergabe verlangte, wagte er mit seinen 1200 Mann Besatzung keinen weiteren Widerstand, sondern schloß am Tage darauf, den 26. Dezember, eine Kapitulation, die der Garnison freien Abzug gewährte mit 4 Geschützen, während die übrige Artillerie des Platzes und die gesamten Vorräte den Preußen überlassen mußten, die am 27sten die Stadt besetzten und dann ihre Truppen in ebeunte Winterquartiere legten, von Brerau bis nach Hohenstadt ⁶⁾ ununterbrochen der böhmischen Grenze reichend, wo sie denen des Erbprinzen von Ansbach sehr nahe kamen.

¹⁾ Polit. Korresp. I, 432.

²⁾ Diese Angaben hat nur die Österreichische militär. Zeitschr. 1827. 4. 38, und auch sie hat sie aufgenommen. Aber wenn auch die einzelnen Zahlen richtig sind, so doch die Berechnung der Gesamtstärke mit 15,000 Mann, die dann auch v. S. (a. a. O., S. 381) acceptiert hat, entschieden zu hoch. So viel kämen heraus, wenn man selbst die Truppkörper in ihrer Sollstärke rechnen wollte, doch nicht angeht. Mit einem billigen Abstriche, wie ihn die Anführungen v. S. S. 164, Anm. 2, an die Hand geben, kommen wir auf die im Texte genommenen Zahlen.

³⁾ Österr. militär. Zeitschr. 1827. 4. 38.

⁴⁾ Rindl (General-Auditeur und Lieutenant), Compendium des preussisch-sächsischen Einfalls in Mähren (Brünn 1743), S. 3.

⁵⁾ Ebd. S. 8.

⁶⁾ Diese Linie giebt Schwerin in einem Berichte vom 3. Januar an; Berliner St.

Schwerin wäre gern noch weiter vorgegangen; er hatte Lust zu einem Handstreich auf Brünn, der um so eher auszuführen sein würde, wenn, wie zu vermuten stände, die Alliierten von Deutsch-Prot aus die österreichische Hauptarmee im Schach hielten. Wenigstens die Linie der Zwittawa wünschte er besetzen zu dürfen, schon damit der König ein Stück von dem fruchtbaren Teile des Landes in seine Gewalt bekäme ¹⁾. Wie ernst es übrigens dem Feldmarschall mit seinem Anschläge auf Brünn war, mögen wir daraus erkennen, daß er in der Hoffnung auf des Königs Zustimmung zu seinem Plane bereits unter dem 15. Januar an den Grafen von Sachsen schreibt, um diesen zu einer Diverſion gegen Tglau zu bestimmen ²⁾. Aber des Königs Vertrauen in die Energie seiner Alliierten war schon wieder sehr gesunken, und mit Rücksicht darauf, daß er die Zuversicht Schwerins nicht teilen könne, wies er dessen Vorschläge zurück, der Feldmarschall solle seine Quartiere behalten und nur zu seiner Linken Grabiſch an der March besetzen, um sich gegen Ungarn zu schützen; auch durfte derselbe die nächsten Ortschaften vor Olmütz mit in Besitz nehmen ³⁾.

Schwerins Kühnheit hatte damals das Rechte getroffen, und der mächtige Feldzug hätte vielleicht eine andere Wendung genommen, wenn der König ihn Anfang Januar hätte gegen Brünn vorgehen lassen. In Brünn war Ende Oktober an die Stelle des über 80jährigen Kommandeurs Grajen Singendorf der Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Scherr-Thoß gesendet worden, auch schon ein Siebziger. Er fand die Festung im elendesten Zustande, die Werke verfallen, selbst das über der Stadt sich erhebende Kastell, den Spielberg, ganz unhaltbar, mit einer Besatzung von kaum 400 Mann. Als dann die Preußen einrückten und Olmütz im Stuge nahmen, war in Brünn der Schrecken groß. Selbst in Wien rechnete man nicht darauf, die Stadt behaupten zu können; man bevollmächtigte Scherr zu einer Kapitulation, welche der Garnison freien Abzug auf den Spielberg gewährte, unter der Bedingung einer Waffenruhe zwischen Stadt und Citadelle. Die Behauptung der letzteren machte man allerdings dem Feldmarschall zur Pflicht, selbst auf die Gefahr hin, daß die Besatzung am Ende sich gefangen geben müßte ⁴⁾.

Doch auch das glaubte Scherr nicht verbürgen zu können. Er schrieb nach der Einnahme von Olmütz nach Wien, vier Wochen brauche er, um den Spielberg in verteidigungsfähigen Zustand zu setzen, und in vier Tagen könnten die Preußen vor der Stadt stehen, er bitte im Hinblick auf seine fünfzigjährigen Dienste ihn einer Verteidigung zu entheben, der er nicht mit Ehren vorzustehen vermöge ⁵⁾. In der That würde Schwerin, wenn er von Olmütz gleich auf Brünn losgegangen wäre, die Stadt in keiner Weise zur Gegenwehr gerüstet gefunden haben. Zu jenen 400 Mann „regulierter Militär“, die, wie schon erwähnt, hier standen, waren Mitte November noch 200 Mann von der Besatzung Neißes bei deren Durchmärsche zurückbehalten

¹⁾ Bericht vom 9. Januar; Berliner St.-A.

²⁾ Campagne de Mss. les Maréchaux Broglie et Belleisle III, 260.

³⁾ Den 15. Januar; Berliner St.-A.

⁴⁾ Österr. militär. Zeitschr. 1827. 4. 40.

⁵⁾ Ebd. S. 40.

n trafen den 1. und 2. Januar die Besatzungen von Olmütz und i (1600 Mann Infanterie, 150 Husaren)¹⁾, wo dann wohl 2000 Mann zusammenkamen. Doch fehlte es an Geschützen, an Munition und allen Vorräten; der Spielberg war im November mit Palissaden bewehrt worden, aber seit dem 23. Dezember hatte man über den Befestigungen der Stadt zu arbeiten, wo dann auch die Bürgerschaft, alt und jung, eifrig teilnahm²⁾.

Schwering seinerseits beabsichtigte an der Wende des Jahres keineswegs in irgendwie zu exponieren, sondern zunächst nur Winterquartiere in einem noch nicht ausgefogenen Lande, wo er zugleich Lieferschreiben und Kontributionen erheben konnte; ein Vorgehen in offenen Grenzen, das, indem es die Deckung der neu eroberten Schlesien als Hauptzweck festhielt, doch dabei bundesfreundliche Gesandten Tag legen und etwaigen Argwohn aus der Klein-Schnellenberger begegnete konnte³⁾, ohne doch den Verbündeten die Verpflichtungen, das Ihrige zu thun und sich nicht allein auf die preussischen Anträge zu verlassen, zu erlassen. Gingen die Verbündeten energisch vor, so gedachte er sich nicht mitzuwirken, den Feldzug von 1742 von Olmütz aus zu errönnen durch vereinten Angriff den Gegner zum Frieden zu zwingen.

Schwering sollte Schwerin die Hilfsquelle des nunmehr besetzten Landes übernehmen. Bei seinem Einrücken in Mähren erhielt er die strenge Weisung, weit er nur käme, Kontributionen auszuschreiben, „und zwar so stark, als nur möglich ist“, und solche mit Ernst einzutreiben⁴⁾.

Am 26. Dezember, Schwerin müsse Magazine schaffen, aber gebe ihm der König nicht zu geben, er müsse sehen, wie er sich in Mähren helfen könne⁵⁾. Bald werden die Forderungen noch vermehrt, Schwerin müsse aus Mähren so viel zusammenbringen, er zwei Monate davon leben könne, für einen dritten Monat vielleicht aus dem Troppauischen und Teschenischen Lande die Lebensmittel herbeischaffen können. Wenn in Mähren die Offiziere etwas meinten, „sonder daß es ein Geschrei verursacht“, habe der König ihnen zu antworten⁶⁾.

Schwering war mit diesen Aufträgen sehr wenig einverstanden. Er sah die strenge Mannszucht, die er zu halten verstand, und die Leutseligkeit des Königs selbst bei den Gegnern aufrichtige Anerkennung sich an.

Wohl mochte es schwer ankommen, mit solchen menschenfreundlichen Ermahnungen die harten Aufträge, die er zu vollziehen hatte, in Einklang zu bringen. Er hatte vom 1. Januar an von den ständischen Vertretern des nördlichen Theils von Mähren monatlich 170,000 Gulden verlangt⁷⁾,

1, S. 21. Österr. militär. Zeitschr. 1827. 4. 42.

1, S. 10.

2, S. 10. Das noch näher anzuführende Schreiben an den Erbprinzen von Anhalt vom 17. Dezember 1741: Polit. Korresp. I, 433.

3, S. 432.

4, S. 432.

5, S. 432.

6, S. 432.

7, S. 432.

aber seine Meinung war, die Vorräte, die er anschaffen sollte, von den Landleuten zu kaufen ¹⁾. Er setzt dem Könige auseinander, die Leute hier hätten den ganzen Sommer hindurch für die Österreicher liefern müssen, jetzt sei er mit seinen Truppen da und verlange versorgt zu werden, und außerdem solle er nun auch noch große Magazine füllen, und dabei habe er doch nicht den fruchtbaren Teil des Landes besetzt, sondern nur den nördlichen, bergigen Strich, in dem ohnehin wenig wachse ²⁾.

Es war in der That schlimm, etwas beizutreiben; die gequälten Einwohner flüchteten ihre Vorräte in die Wälder oder vergruben sie, man trieb keine Pferde zum Transport auf, und die Herstellung von Mehlvorräten verhinderte die Eisdecke, welche die fließenden Gewässer sperrte. So hatte die Herstellung der Magazine nicht die gewünschten Fortschritte gemacht, als die Wendung der Dinge, von der wir noch zu berichten haben werden, den König selbst gegen Ende Januar nach Mähren führte. Schwerin war allerdings über Olmütz hinaus vorgegangen, und am 18. Januar war Truchseß in Wischau, drei Meilen von Brünn, eingerückt. Als dort der Brünnner Kommandant, Baron Seherr, ihm die fast naive Frage vorlegen ließ, wie man dieses Mäherrücken anzusehen habe, hatte Truchseß sich einfach auf einen Befehl des Königs berufen, den er zu vollziehen habe ³⁾.

In Brünn rüstete man in dieser Zeit aus allen Kräften; seit am 18. Januar der tapfere Verteidiger von Meiß, General-Feldwachtmeister v. Roth, eingetroffen war und das Kommando des Spielbergs übernommen hatte, kam neues Leben in die Verteidigung. Nachdem dann Anfang Februar schwere Geschütz und Munition und ansehnliche Verstärkungen an Truppen eingetroffen waren, konnte man hoffen, die Festung zu halten, zu deren Schutze jetzt 3 Brigaden in der Gesamtstärke von 4150 Mann bereit standen, außer den Bürgercompagnieen, die Roth zu organisieren sich beeilte.

Schwerin aber sah mit Sorge der Ankunft des Königs in Mähren entgegen; wenn jetzt hier noch größere Truppenmassen sich konzentrierten, wie sollten sie ihre Verpflegung finden in dem ausgefogenen Lande? ⁴⁾

1) Bericht vom 19. Januar; Berliner St.-A.

2) Bericht vom 9. Januar; ebb.

3) Kindl, S. 21.

4) Bericht vom 19ten; Berliner St.-A.

Drittes Kapitel.

Eroberung von Glatz, Prinz Leopold in Böhmen, Fall von Prag.

Wir wenden uns nun zu dem anderen preussischen Corps unter dem Erbprinzen Leopold, welches in Böhmen einrückend sich dann rechts an die Jägerabteilung Schwerins anschloß. Der Erbprinz war, wie bereits erwähnt, von der Belagerung Neiße zu diesem Unternehmen abkommandiert worden und am 22. Oktober vom Lager vor Neiße aufgebrochen. Er führte mit sich 6 Bataillone Infanterie, nämlich die Regimenter Prinz Leopold, Markgraf Carl, Kalkstein, Jeeße und Derschau, 3 Kürassierregimenter à 5 Schwadronen, Gexler, Prinz Wilhelm und Buddenbrock, von Dragonern 10 Schwadronen Bayreuth und 5 Rothenburg, von Husaren die beiden Regimenter Machowski ¹⁾ und Bronitowski à 5 Schwadronen ²⁾ und 120 Artilleristen mit 6 Geschützen (Drei- und Sechspfündern) ³⁾.

Ihm war außer der Besetzung eines Striches von Böhmen auch die Erberung der Grafschaft Glatz aufgetragen, und die Ausführung dieser letzteren Unternehmung wollen wir, um nicht dann den Verlauf der großen Kriegsergebnisse unterbrechen zu müssen, voraufnehmend im Zusammenhange darzustellen versuchen.

Der Erbprinz sollte zunächst seine Aufmerksamkeit der Besetzung des nördlichen Böhmens zuwenden, und erst nachdem er dort sich mit den sächsischen Truppen auseinandergesetzt, sollte er sich bemühen, durch Surprise Glatz einzunehmen; wenn dann die Citadelle noch Widerstand leistete, so müsse diese dann durch ein Bombardement zur Übergabe gezwungen werden, der König werde an der Grenze der Grafschaft Mortiers bereit haben ⁴⁾.

¹⁾ Früher Vandemer (Geuder a. a. D., S. 186).

²⁾ Aus den 5 Schwadronen der Bronitowskischen Husaren werden Anfang 1742 eine gemacht, wo dann jeder Rittmeister die Hälfte seiner Schwadron sich durch Werbung zu ergänzen suchen muß; sie erhalten damals neue grüne Monturen. Lagebuch des Majors v. Dewitz in [Raumanns] Sammlung ungedruckter Nachrichten, S. 141. 143. 144.

³⁾ Drlich I, 155 und dazu Geuder a. a. D., S. 194.

⁴⁾ Instruction vom 31. Oktober; bei Drlich I, 399; Polit. Korresp. I, 396.

So rückte denn das Corps des Erbprinzen im Oktober einfach durch das Gläzische nach Böhmen. Der Erbprinz schreibt damals dem Könige: „Das Land ist bei Glaz herum so schön, daß, obgleich dieses Jahr viele schöne Situationen gesehen, doch keine einzige nicht gefunden, so die Glaker beikäme, und ist diese Grafschaft, wie auch die Kommissarien sagen, in solchem Anschlage, daß wenn Böhmen 40 Thaler geben muß, selbige 1 Thaler giebt, folglich diese Grafschaft sehr konfiderabel.“¹⁾ Es blieben hier nur das Derjchau'sche Regiment (Wünschelburg, Braunau), sowie eine Abteilung Husaren zur Beobachtung zurück. Das Land solle auf jede Weise geschont werden, „damit ich nicht selbst dasjenige ruiniere, was ich konservieren will, und folglich dasjenige, so jezo nehme, nachher selbst doppelt wieder auszahlen müße“²⁾, ja der König verlangte sogar, daß bei den Kriegskontributionen, welche der Kurfürst von Bayern als nunmehriger König von Böhmen in diesem Lande aus schrieb, das Gläzische frei bliebe³⁾.

Als dann Ende Dezember zwei neue Regimenter, Prinz Moriz und Herzog von Webern, auf des Königs Befehl nach Böhmen zur Verstärkung einrückten⁴⁾, behielt der Erbprinz diese in der Grafschaft zurück und belegte die Städte mit Truppen. Im Januar führte er dann selbst noch ein Bataillon Jeeze aus Gabel nach Habelschwerdt (2 Meilen von Glaz), wo das Regiment Prinz Moriz lag. Von hier aus retrognoszierte er dann mit den Malakowskischen Husaren wiederholt die Stadt und kam zu der Überzeugung, daß eine Uerrumpelung der Stadt ohne das Bergschloß, auf dessen Bewältigung man doch nicht rechnen dürfe, sich nicht empfehle. Das Magazin, das man allenfalls dort anlegen könne, lohne nicht die Leute, „so man bei einer stieren Attaque verlore“⁵⁾.

Doch schloß er am 8. Januar mit dem zweiten Bataillon von Jeeze, dem ersten von Prinz Moriz und dem zweiten von Webern, sowie den Husaren die Stadt eng ein und ließ den Kommandanten durch Generalmajor v. Terichau zur Übergabe auffordern, erhielt aber trotz aller Veredsamkeit, die derselbe anwendete, eine abschlägige Antwort.

Am 9. Januar rückte dann der Erbprinz von allen Seiten her, bis auf Kanonenschußweite, an die Festung heran, mit scheinbar 7 Bataillonen, die er durch weitläufige Aufstellung aus seinen Dreien hergestell't hatte, wozu dann noch ein Bataillon Glajenapp kam, das er sich ad hoc aus Frankenstein verschrieben hatte⁶⁾; die Aufforderung zur Übergabe ward nun in drohendem Tone wiederholt. „Was ich“, schreibt der Erbprinz an den König am 9. Januar, „mit guten und polierten Worten bei dem Kommandanten nicht ausrichten können, habe heute mit harten Bedrohungen und hochdeutlichen Redensarten zuwege gebracht, wenn er nicht heut kapituliere, könne ihm überhaupt keine Kapitulation gewährt werden“⁷⁾.

1) Den 28. Oktober; Archiv zu Zerbst.

2) An den Erbprinzen Leopold, den 17. Dezember; bei Orlich I, 407.

3) Desgl. den 18. Dezember; Polit. Korresp. I, 436.

4) Der König an den Erbprinzen, den 8. Dezember; ebd.

5) Bericht des Erbprinzen vom 6. Januar; Archiv zu Zerbst.

6) Relation von des Erbprinzen Adjutanten v. Katte; bei Gueder a. a. S. 215.

7) Berliner St.-A. Dieser Bericht des Erbprinzen läßt keinen Zweifel darüber,

In der Festung, deren Werke in nicht besonders gutem Stande waren, lagen drei Bataillone (Kollovrat, Max v. Hefsen und Karl v. Lothringen) unter dem Kommando des Oberstlieutenants v. Grünne, während auf der Citadelle, dem Donjon, der Oberstlieutenant Fontanella kommandierte. Der strenge Frost, der die Gräben mit einer Eisdecke überzogen hatte, machte die Verteidigung noch schwieriger.

So begannen Verhandlungen, die von preußischer Seite der Generalmajor v. Derfchau führte. Der Prinz forderte die sofortige Einräumung eines Thors, und nachdem der Kommandant die Berechtigung verlangt und erlangt hatte, sich erst durch den Augenschein überzeugen zu dürfen, was die Preußen an Artillerie bei sich führten ¹⁾, ward das eine Thor eingeräumt und die Kapitulation abgeschlossen, welche der Besatzung freien Abzug auf die Citadelle verstattete, unter der Verpflichtung, nicht auf die Stadt zu schießen.

Am 11. Januar besetzten drei preußische Bataillone Olag, fünf Schwadronen Husaren wurden in den Vorstädten untergebracht. Es herrschte fortan zwischen der österreichischen Besatzung des Schlosses und den Preußen in der Stadt Waffenruhe. Es war klar, daß, wenn nicht ein Umschwung des Waffenglücks die Österreicher nach Olag führte, die Besatzung in nicht zu ferner Zeit durch den Hunger zur Übergabe gezwungen werden würde.

Am 12. Januar schrieb der Erbprinz dem Könige: „Die Stadt Olag halte ich von Häusern schöner als Vrieg, jedoch nicht vollkommen so groß. Die Mauern, Grabens und Wälle sind so beschaffen, daß ich nicht glaube, einen festeren Ort, wenn es nicht eine Festung ist ²⁾, gesehen zu haben.“

Der König zeigte sich sehr erfreut über die Kunde, versicherte dem Erbprinzen, er hätte ihm nicht leicht eine angenehme Nachricht geben können, hoffte jetzt auch auf baldige Räumung der Citadelle durch die Österreicher ³⁾, und tags darauf schon ordnete er die Guldigung in Olag an; das Konvokationspatent (vom 14. Januar) beginnt: „Demnach es nun unter göttlichem Beistand dahin gediehen, daß die Grafschaft Olag als eine voralters zu unserem souveränen Herzogtum Niederschlesien gehörige, obwohl durch Unfall der Zeiten und allerhand Fatalitäten nachher von demselben abge sonderte Provinz nicht allein mit Vorbewußt und Genehmhaltung Sr. jetzt regierenden königlichen Majestät in Böhmen und Kurfürsten in Bayern, als mit welcher wir wegen vollkommener Cedierung und Überlassung derselben an uns und unser Kurhaus in der Qualität einer souveränen Grafschaft gänzlich vereinständig und verglichen, sondern wir uns auch durch die am 9ten erfolgte Übergabe der Stadt Olag in völligem Besitze gedachter Grafschaft befinden“ etc. Ein zweites von demselben Tage datirtes Patent verpflichtet dann alle Angehörigen der Grafschaft, die etwa noch in österreichischen Diensten ständen, solche zu verlassen ⁴⁾. Bald nachher besuchte der König, als er sich von neuem zum Heere

daß die Kapitulation schon am 9. Januar erfolgte, obwohl die angeführte Relation Kattes dies erst den 2ten Tag nach dem 9ten erfolgen läßt.

¹⁾ Katte, S. 216.

²⁾ Die Stadt Olag, abgesehen von der Citadelle, galt also nicht als Festung. Der Bericht des Prinzen findet sich im Zerbster Archiv.

³⁾ Orlich I, 411. Der König an den Erbprinzen: Berlin, den 13. Januar.

⁴⁾ Beide Patente abgedruckt in den Ges. Nachr. II, 587 ff.

begab, um in Mähren einzurücken, die Stadt. Am Abend des 24. Januar traf er ein und nahm in dem gräflich Götzischen Oberhause Quartier ¹⁾.

Er ließ dem Kommandanten den Vorschlag einer ehrenvollen Kapitulation machen, die dieser jedoch ablehnte. Derselbe hatte kurz vorher, um den guten Mut, der noch unter der Besatzung herrsche, zu zeigen, oben seinen Leuten einen Ball zur Feier der Siege Stevenhüllers in Bayern gegeben. Dabei fehlte es allerdings auf der Citadelle bereits an Trinkwasser, und geschmolzener Schnee mußte aushelfen ²⁾. Der König hat damals auch dem Marienbilde der Jesuitenkirche ein neues Kleid verehrt. Der Wunderkraft dieses Bildes war, wie die frommen Patres versicherten und durch ein eigens dazu gefertigtes Gemälde darstellen ließen, einst die Vereitelung des ersten Anschlages der Preußen auf Glatz (Januar 1741) zuzuschreiben gewesen; aufs neue sollte jetzt die Jungfrau Maria dazu helfen, die Preußen wieder aus der Stadt zu vertreiben, und die Gräfin Grünne, Gemahlin des ehemaligen Kommandanten in der Stadt, hatte für diesen Fall dem Marienbilde ein neues reiches Gewand gelobt. Davon hatte der König gehört, und damit das Heiligtum ungeachtet der geringen Aussichten auf eine Erfüllung jener Voraussetzung des verheißenen neuen Schmuckes nicht entbehre, nun einen Ersatz gewährt ³⁾. Die Jesuiten kamen in Prozeßion, seiner Majestät zu danken; aber zu gewinnen hat er sie doch nicht vermocht, sie haben sich noch später eine Geldstrafe zugezogen, weil sie sich zu der Fürbitte für den neuen Landesheern nicht bequemen mochten ⁴⁾.

Es wurden nun in Glatz die seitherigen Mitglieder der bisherigen Amtsgierung ihres Dienstes enthoben (der Landeshauptmann Reichsgraf von Waldstein hatte schon 1741 die Grafschaft verlassen), und allerorten die obrigkeitlichen Personen durch Handschlag dem neuen Herrscher verpflichtet. Am 20. Februar 1742 nahm dann der Erbprinz von Anhalt in Glatz die Huldigung ab. Im Amtshause leistete der Adel, die Geistlichkeit und Abgeordnete der Städte und nachher auch die Bürgerschaft von Glatz den Eid der Treue. Die Grafschaft ward von nun an eng mit Schlesiens verbunden und ein Teil dieser Provinz, was sie bisher eigentlich nie gewesen war. Offiziell wurde die administrative Verbindung mit Schlesiens durch ein Patent vom 23. Mai 1742 proklamiert ⁵⁾.

Indessen blieb die Citadelle von Glatz noch immer in österreichischen Händen, die Besatzung war zahlreich genug (angeblich 2000 Mann), von einem entschlossenen Manne kommandiert, und wenn man gleich von einem Berge jenseits der Neiße (wohl dem später in die Befestigung gezogenen Schäferberge) eine Beschießung der Festung mit Erfolg vornehmen zu können glaubte und damit bereits am 4. Februar einen Versuch machte ⁶⁾, so scheint dies doch wenig Erfolg gehabt zu haben, und noch monatelang wehte die österreichische Fahne auf dem Donjon. Endlich aber machte sich die Not unter

¹⁾ Das Haus gehörte 1836 dem Kaufmann Felix Caro; s. Webekind, Geschichte der Grafschaft Glatz II, 463.

²⁾ [Stille] Les campagnes du roi de Prusse (1872), p. 6.

³⁾ Ebd.

⁴⁾ Kahlö, Denkwürdigkeiten der Grafschaft Glatz, S. 56.

⁵⁾ Gef. Nachr. III.

⁶⁾ Gef. Nachr. II, 585.

den Eingeschlossenen fühlbar, die Lebensmittel begannen zu mangeln, und die Besatzung schmolz durch Krankheiten hin, die Desertion nahm immer zu. Viele hatten sich den harten Winter zunutze gemacht und waren, wenn der Schnee, der die Abhänge des Schloßberges bedeckte, eine Eisdecke zeigte, auf dieser herabgeglitten und fast immer davongekommen, kurz die Besatzung war im April auf etwa 432 Mann zusammengeschrumpft¹⁾. Der Kommandant vermochte auch jetzt noch eine ehrenvolle Kapitulation zu erlangen, freien Abzug mit allen militärischen Ehren, sogar 3 Kanonen, welche den Regimentern und nicht der Festung gehörten, durfte man mit fortnehmen. Es ist charakteristisch genug, daß der erste Punkt der am 26. April abgeschlossenen Kapitulation die Freiheit der katholischen Religionsübung in der Martinikirche und der oberen Schloßkapelle verbürgt²⁾. Die Besatzung zog nach Währen ab; als sie am 9. Mai in Brünn anlangte, sollen nicht mehr zehn diensttchtige Leute übrig gewesen sein³⁾.

Wir mögen uns nun wiederum dem Corps des Erbprinzen zuwenden, welches, wie wir wissen, in Böhmen den Landstrich zu besetzen hatte, welcher innerhalb des von der Elbe beschriebenen Bogens liegt, von Leitmeritz bis Königgrätz.

Der Plan zu diesem Einrücken in Böhmen ward bekanntlich bereits in der Zeit der Klein-Schnellendorfer Verabredungen gefaßt und damals als im Interesse der Königin liegend dargestellt, insofern dies Corps einer Eroberung des nördlichen Böhmens durch die Alliierten im Wege stehen würde. Für den König selbst hatte die Maßregel eine doppelte Bedeutung, insofern er einmal einem Teile seiner Truppen Verpflegung und Winterquartiere in einem fremden Lande gewähren und andererseits doch auch seinen Verbündeten den thatsächlichen Beweis liefern konnte, daß er auch nach Eroberung Schlesiens an dem allgemeinen Operationsplane mitzuwirken bereit sei, zugleich zur thatsächlichen Widerlegung der noch nicht verstummten Gerüchte von einem geheimen Abkommen mit Oesterreich⁴⁾.

Es lief aber wohl noch ein geheimes Motiv mit unter. Wenn der König seiner Zeit in Klein-Schnellendorf Meiperg gegenüber mit rücksichtsloser Offenheit davon gesprochen hatte, daß Prinz Leopold dann in Böhmen die Sachsen chikanieren und mit ihnen Handel anfangen sollte, so war das keineswegs Verstellung gewesen, und auch nachdem inzwischen der Rücktritt des Königs von jener Übereinkunft erfolgt war, behielt das Einrücken in Böhmen seine Spitze gegen Sachsen. Friedrich mußte, daß in Dresden das Denken und Trachten fort und fort darauf hinauslief, ein Stück Böhmens zu erhalten, und wenn man sich nun auch darein gefunden hatte, Währen anzunehmen, war man nur um so mehr darauf aus, einen Streifen des nördlichen Böhmens zur Verbindung mit Währen zu erlangen. Das aber, ein Umrassen Preußens auf mehreren Seiten von sächsischem Gebiete, wollte der

1) So geben die Gef. Nachr. a. a. O.

2) Wiener Kriegsministerial-A.

3) Memoire des Generals Browne; Abschr. des Breslauer St.-A. I, 150.

4) „— sonder ich habe durch dieses Mouvement der Welt nur zeigen wollen, daß die von den Oesterreichern ausgestreute Bruits von einem Partikulierfrieden ohne Grund sein und mich von der Partie derer Alliierten nicht detachieret habe.“ Den 15. Dezember an den Erbprinzen von Anhalt; Polit. Korresp. I, 433.

König nicht, und schon um sich nicht die Sachsen hier im nördlichen Böhmen festsetzen zu lassen, besetzte er nun gerade den Teil Böhmens, auf den die Pässe des sächsisch-lausitzischen Gebirgslandes mündeten. Auf der anderen Seite drängte er die Sachsen unablässig zu schnellem Vorgehen und verlangte, allerdings ganz dem Kriegsplane Belleislees entsprechend, von ihnen, daß sie links von dem Distrikte, den seine Truppen besetzt hatten, also östlich von der Elbe operieren sollten, um sich da das ihnen zuge dachte Mähren auch selbst zu erobern ¹⁾, denn sie dürften nicht denken, daß ihnen die Vögel in den Schoß fliegen würden bloß infolge der Mühen und Sorgen anderer ²⁾.

Unter dem 31. Oktober erhielt der Erbprinz von Anhalt die Weisung, er solle die Sachsen durch seine Quartiere hierdurch oder an denselben vorbei ohne Schwierigkeiten marschieren lassen, sie auch in Königsgrätz oder weiterhin nach der mährischen Grenze zu Magazine anlegen lassen, nur dürfe er in dem von seinen Truppen besetzten Bezirke keine sächsischen Truppen sich festsetzen lassen ³⁾.

Der Erbprinz besetzte das Land bis zur Elbe hin, ohne irgendwo Widerstand zu finden. Nur in dem Städtchen Dobruscha im Königsgrätzer Kreise traf man zur Bewachung eines dort befindlichen Magazines eine österreichische Besatzung, die man gefangen nahm (30. Oktober) ⁴⁾.

Die Beschwerde über diesen Vorfall, welche Meiperg unter dem 8. November an Goltz richtete, der nicht eben zu seiner Freude bei dem Corps des Erbprinzen das Amt eines Generalquartiermeisters verwaltete, darf vielleicht als die letzte von österreichischer Seite erfolgte Berufung auf Klein-Schnellendorf gelten. Goltz antwortete (den 12. November): daß das Einrücken eines preussischen Corps in Böhmen stattfinden werde, habe Meiperg ja gewußt, er selbst habe ihm einst die Gründe dafür entwickelt, die er auch nicht gemißbilligt habe. Das Magazin in Dobruscha hätten die Preußen nicht berührt; den Offizier mit seiner Abteilung gefangenzunehmen, hätten die Husaren allerdings nicht umhin gekonnt. Warum habe man die Abteilung nicht vorher zurückgezogen? Übrigens erneuere er seine Bitte, sich bei seiner dauernden Entfernung vom Hofe künftig lieber allein an Lord Hydeford zu wenden ⁵⁾.

Der König seinerseits erwartete von den Österreichern nichts anderes als den Wiederbeginn der Feindseligkeiten, und die weiteren im Laufe des Novembers an den Erbprinzen erteilten Weisungen nehmen bestimmt auch den Fall in Aussicht, daß Meiperg gegen das Corps des Erbprinzen vorginge, in welchem Falle dieser, wofern er sich nicht stark genug fühlte, die Elblinie zu behaupten, sich zurückziehen und um jeden Preis die Verbindung mit Schlesien sichern müßte ⁶⁾. Von einer Schonung der in Böhmen besetzten Kreise war nicht mehr die Rede, es wurden harte Lieferungen ausgeschrieben, viel Mannschaft ge-

1) An den Kurfürsten von Bayern, den 14. November; Polit. Korresp. I, 402.

2) An Schmettau, den 23. Oktober 1741; ebd. S. 387.

3) Ebd. S. 396.

4) 1 Lieutenant, 1 Fähnrich, 3 Unteroffiziere, 1 Tambour und 53 Mann Rat v. Sessen. Bericht des Prinzen vom 1. November; Zerbster Archiv.

5) Beide Briefe Berliner St.-A.

6) Instruktion vom 20. November; bei Drlich a. a. O., S. 401; Polit. Korresp.

worden resp. ausgehoben, schwere Kontributionen verlangt: über 55,000 Thlr., berichtete der Erbprinz, betrage der böhmische heilige Christ ¹⁾. Der König wollte nur die Grafschaft Olmütz als sein Eigentum geschenkt wissen, wegen Böhmens faßte er auf klägliche Beschwerden der Einwohner seine Vermahnungen an den Erbprinzen vornehmlich in die Worte zusammen: „daß solches, was ich verlange, mit Methode und auf eine solche Art geschehen kann, daß das Huhn gerupft wird, sonder daß es sehr schreie“ ²⁾.

Inzwischen war die französisch-bayerische Armee bis nach St. Pölten vorgebrungen, wo der Kurfürst am 21. Oktober eintraf. Nur noch 10 Meilen stand er von Wien entfernt; und gern hätte er dem Drängen des preussischen Militärbevollmächtigten Feldmarschall Schmettau nachgebend den Marsch gegen die österreichische Hauptstadt gewagt ³⁾, die auch trotz der in Eile getroffenen Vorbereitungen selbst nach dem Urteile österreichischen Militärs damals einem ernstlichen Angriffe wahrscheinlich erlegen wäre ⁴⁾, doch gönnte, wie wir bereits früher sahen, die französische Politik solch durchschlagenden Erfolg ihrem Schicksal nicht, selbst Belleisle hielt starr an dem einmal gefassten Kriegsplane fest, und der Kurfürst, den allerdings damals gerade auch die Gerüchte von Klein-Schnellendorf ängstigten, konnte sich nicht darüber täuschen, daß er sich dem Willen seiner Beschützer zu fügen habe. So ward denn der Abmarsch nach Böhmen beschlossen, und während, um denselben zu maskieren, General Mortagne bis Siegardshausen 4 Meilen von Wien streifte, überschritt am 24. Oktober das am weitesten vorgeschobene Corps, 9000 Mann Bayern, auf einer bei Mautern geschlagenen Schiffbrücke die Donau, um sich nordwestlich gegen Prag zu wenden. Die Brücke ward gleich nachher abgebrochen und die letzten Truppen bis nach Ems zurückgezogen, denn bereits schreckte die Nachricht von dem Anmarsche Meippergs. Getrennt von einander, suchten die verschiedenen Heerescolonnen ihren Wege nach dem großen Zielpunkte Prag. Als der Kurfürst Anfang November, um in der starken Stellung von Tabor und Budweis zwischen der Luschitz und Moldau seine Streitkräfte gegen die, unter dem Großherzoge nunmehr vereinigten, Heere von Meiperg und Lobkowitz, die bereits bis zur mährisch-böhmischen Grenze gekommen waren, zu konzentrieren, das über die Oberpfalz herankommende französische Corps des Generals Cassion zu sich nach Budweis beschied, verweigerte dieser geradezu den Gehorsam ⁵⁾, und erklärte lieber direkt auf Prag marschieren zu wollen, „um den Kriegsplan seines Königs zur Ausführung zu bringen“. Eben damals war es, wo Friedrich sehr ernstlich fürchtete, daß die vereinigte österreichische Armee dem Kurfürsten einen schweren Schlag versetzen könnte. „Ich beklage“, schreibt er damals, „aufs tiefste den Kurfürsten, daß er nicht Ihrem Räte folgt und dem anderer ehrenwerter Leute, die sicherlich klarer sehen, als die, deren Meinungen er nachgiebt, und wenn er zur Stunde es

¹⁾ Bei Schönig, Die fünf ersten Jahre Friedrichs d. Gr., Volksausg., S. 113. Der König hatte für sechs Monate 1,001,304 Thlr. verlangt.

²⁾ Orlich I, 418.

³⁾ Daß der Kurfürst hier nicht die Schuld trug, hat Feigel a. a. D., S. 203 ff. klamhaft nachgewiesen.

⁴⁾ Herr. militär. Zeitschr. 1827 III, 61.

⁵⁾ Vgl. hierzu den Brief des Grafen Clermont-Tonnerre an Bréteuil vom 13. November; Campagne de Mss. les Maréchaux de Broglie et de Belleisle II, 277.

verfäunt hat, sich mit Gassion zu vereinigen und die Österreicher diese Vereinigung haben hindern können, fürchte ich sehr, daß die Österreicher sie einzeln schlagen. Es ist sehr zu wünschen, daß der Marschall Belleisle schon eingetroffen sei, oder wenigstens so bald als möglich antomme, um die Konfusionen zu beseitigen und die französischen und bayerischen Truppen, welche man bisher wahrhaft schülerhaft angeführt hat, ordentlich zu führen.“¹⁾

Der Kurfürst zog infolge der Unbotmäßigkeit Gassions selbst nordwärts auf Prag zu, in Budweis und Weßely an der Luschnitz ansehnliche Truppenabteilungen von in Summa 18,000 Mann unter Törring und Leuville zurücklassend mit der Weisung, diese wichtigen Posten aufs äußerste zu behaupten. Als aber auf diese von Neuhaus her die Hauptmacht der Österreicher heranzog, verließen sie ihre Posten und beeilten sich dem Hauptheere nachzukommen²⁾, so daß der Großherzog jetzt die Moldau gewann und das an der Donau unter Graf Ségur zur Behauptung Oberösterreichs zurückgelassene Corps (etwa 13,000 Mann) von dem Hauptheere abschnitt, ein Fehler, der ja dann noch so entscheidende Folgen haben sollte. Seit dem 7. November waren nun auch die sächsischen Truppen etwa 19,000 Mann stark gegen Prag im March. Karl Alberts ursprünglicher Plan war gewesen, daß, während er selbst seine Truppen und die Franzosen zwischen Budweis und Tabor konzentrierte, im Norden die Sachsen bei Brandeis die Elbe überschreiten und verstärkt durch das Corps des Prinzen Leopold, das, wie ihn auch Schmettau hatte hoffen lassen, der König ihm zur Hilfe geben würde, auch von dieser Seite die Belagerung Prags gegen das heranrückende österreichische Entsatzheer decken sollte, welches zwischen beiden Heeren vorzugehen nicht wagen könnte.

Unter dem 15. November hatte der Kurfürst wegen jenes Corps an den König geschrieben und gleichzeitig auch an den Prinzen. Aber der Prinz mußte in den höflichsten Formen erklären, bei aller Bereitwilligkeit dem Wunsche des Kurfürsten nachzukommen, zeigten sich doch viele Schwierigkeiten, das Corps sei nicht beisammen, sondern weit, von der sächsischen Grenze bis nach Königsgrätz hin, zerstreut, viele Offiziere hätten in den Winterquartieren, um die Fourrage zu sparen, ihre Equipagepferde verkauft, die nun erst ersetzt werden müßten, endlich müsse auch für die Verpflegung der Truppen die nötige Fürsorge getroffen werden, kurz bis das Corps marschfertig sei, könne der Dezember herankommen, wo es dann wohl zu spät sein würde³⁾. In gleichem Sinne antwortete auch der König direkt dem Kurfürsten und geht hier dann noch etwas weiter, auch im Dezember könne er das Corps des Prinzen nicht zu den Sachsen stoßen lassen, er dürfe seine Truppen nicht von Schlesien abschneiden lassen; wenn der Prinz die Elbe überschritte und dann etwa Meipperg sich zwischen die Elbe und Schlesien zöge, würde dieses Land

¹⁾ An Schmettau, den 17. November 1741; Polit. Korresp. I, 402.

²⁾ Leuville schiebt die Schuld allein auf Törring, der die nördlicher gelegenen Punkte Tabor und Weßely zu verteidigen hatte, nach deren Räumung Leuville nichts übrig geblieben sei, als nun auch Budweis aufzugeben. Vgl. den Briefwechsel darüber in der „Campagne des Maréchaux“ etc. II, 286 sqq., und besonders den Brief Törrings an Leuville vom 17. November, S. 295, und dann das erzürnte Schreiben Belleisles vom 22. November, S. 302.

³⁾ So zu antworten instruiert der König den Prinzen unter dem 20. November 1741; Polit. Korresp. I, 406.

hm offen stehen und die in Oberschlesien stehenden preussischen Truppen in die größte Gefahr kommen ¹⁾. Zum Frühjahr verspricht er dem Kurfürsten das Beste, da werde er handeln, aber nicht, wie es ihm jetzt zugemutet werde, mit Detachements, das sei gegen seine Grundsätze ²⁾.

Die Zurückhaltung des Königs war begreiflicher Weise den Alliierten in hohem Maße unangenehm, und es ist von Interesse, die Äußerungen Belleisle's darüber zu hören, wie sie Podewils von seiner Gesandtschaftsreise nach Dresden aus einer Unterredung mit demselben berichtet ³⁾. Belleisle war damals aus Frankfurt hergekommen, um den Oberbefehl über die Truppen der Alliierten zu übernehmen, war aber in Dresden von schwerer Krankheit erfallen worden, so daß er noch gar keine Audienz bei dem Könige von Polen hatte haben können. Podewils fand den Marschall in einem Lehnstuhle sitzend, vollkommen unfähig, sich zu bewegen. Außer der Brustkrankheit, die ihn befallen, plagte ihn eine Ischias in der rechten Hüfte und dem ganzen rechten Beine, und zum Überflusse auch noch ein Ohrengeschwür, welches ihn außerst beschwerte.

Aber alle diese Leiden hielten ihn nicht ab, dem preussischen Minister eine sehr eingehende Kritik des Verhaltens seines Königs in letzter Zeit entgegenzubringen, der es bei aller Feinheit nicht an Schärfe fehlte, und die zu gleicher Zeit das eigentümliche, immer etwas an die Gascogne erinnernde Naturell des Marschalls recht charakteristisch abspiegelt.

Schon nach den ersten Höflichkeitsphrasen sagte der Marschall: „Sie können es sich gar nicht vorstellen, welche häßliche Wirkung jenes verwünschte Gerücht von einer Verständigung, Waffenstillstand, Konvention oder Konzert, oder wie Sie es immer nennen wollen, auf das Publikum gemacht hat.“ Podewils will ihn unterbrechen, den Ungrund des Gerüchtes nachweisen, aber Belleisle läßt ihn nicht zu Worte kommen:

„Wir brauchen Sie nicht das Gegenteil zu erweisen, denn ich bin zu eifersüchtig auf den Ruhm Ihres königlichen Herrn, um auch nur zu argwöhnen, als könnte er solch eines Schrittes fähig sein. Ich bin kein Ritter und kein Kämpfer, und ich würde den Degen ziehen, wenn es sein müßte gegen alle Welt, um die Ehre des Königs, Ihres Herrn, zu verteidigen; aber so denkt nicht das übrige Publikum und so nicht die anderen Höfe.“

„Das beste Dementi, was der König allem dem hätte geben können, wäre gewesen, wenn er, unseren Bitten nachgebend, nur noch vierzehn Tage seine Operationen fortgesetzt hätte. Wenn dem Kurfürsten von Bayern ein Unfall passiert, wird sich der König sein ganzes Leben lang Vorwürfe zu machen haben, daß er denselben nicht verhütet hat bloß durch die Gefälligkeit einer kleinen Verlängerung von vierzehn Tagen, um die ich ihn bat, oder wenn er wenigstens dem Prinzen von Anhalt einige Scheinbewegungen aufgetragen hätte, als wollte er die österreichischen Truppen hindern, auf die Bayern sich zu werfen, während ihr jetzt nur Vorteil ziehen wollt von einem Terrain,

¹⁾ „Woserne ich Ihr Corps von meinen Truppen separiere, und Reiperg nähme Ihre jetzigen Quartiere, so wäre ich aufs Frühjahr gekloppt“, so der König in dem angeführten Briefe an den Erbprinzen.

²⁾ Den 20. November; Polit. Korresp. I, 404.

³⁾ Hubertsburg, den 18. November 1741; Berliner St.-A.

fünfehnmal größer, als ihr es zur Unterhaltung eurer Truppen in Böhmen bedürft, und ein Land ruinieren, das eurem Alliierten gehören soll, und zu dessen Eroberung ihr nichts anderes thun wollt, als andere hindern, hier zu subsistieren. Mir hatte der König, Ihr Herr, geschrieben, er wolle seine Truppen nur bis Königgrätz ausdehnen, und jetzt beansprucht er, seine Quartiere bis Leitmeritz auszudehnen und immer weiter zu greifen. Will er denn, daß unsere und unserer Alliierten Truppen in Böhmen vor Elend und Hunger hinsterben, daß wir mehr als 100 Schwadronen (!) Kavallerie, die wir in Böhmen haben werden, nach Frankreich zurücksenden, weil dieselben nicht würden können erhalten werden, wenn ihr ihnen einen guten Teil ihrer Subsistenzmittel wegschnappt, ohne uns in irgendetwas beistehen zu wollen?“

Allen Beteuerungen von Podewils zum Trotz kam der Marschall immer von neuem auf diese Jeremiaden zurück, um so mehr, als er sichlich besorgt war wegen der gegen Prag vorrückenden bayerisch-französischen Truppen. Schließlich pries er mit besonderer Betonung die Loyalität des Königs von Polen, welcher seine gesamten Streitkräfte, deren wirkliche Stärke er auf 22,800 Mann ansah, ganz ihm zur Verfügung stellte, — ein Beispiel, welches er offenbar von dem Könige von Preußen hinsichtlich des Corps des Erbprinzen von Anhalt nachgeahmt zu sehen wünschte.

Der König, dem der Marschall seine Beschwerden namentlich bezüglich der preussischen Winterquartiere in Böhmen wiederholt dargelegt hatte, erklärte ihm, seine Truppen hätten, wenn man selbst Glas dazu rechne, kaum den fünften Teil von Böhmen besetzt, und für den Schaden, den er durch diese Quartiere dem Kurfürsten angeblich bereite, gedente er denselben durch die Dienste, die er demselben im nächsten Frühlinge zu leisten gewillt sei, reichlich zu entschädigen. Übrigens könne er sich im großen und ganzen nicht Gesetze für seine Winterquartiere vorschreiben lassen und sei sehr entschlossen, sich in den von ihm gewählten zu behaupten. Falls Meipperg dieselben angreife, würden seine Truppen sich zu verteidigen wissen; sonst gedente er seine Truppen in ihren Winterquartieren nicht zu stören, die zu verdienen sie viel genug für die allgemeine Sache gethan hätten. Doch erklärte er sich bereit, das Husarenregiment Bronikowski zur Hilfe zu senden ¹⁾.

Zwischen aber gelang den Waffen der Alliierten ein großes Unternehmen. Am 21. November hatte sich der Kurfürst bei Horzeliß drei Stunden von Prag mit Gassion vereinigt und das vereinigte Heer am 23ten auf dem Weißen Berge ein Lager bezogen, am 24ten konnte auch das sächsische Heer unter General Kutowski bei Troja, nördlich von Prag, ein Lager aufschlagen. Die Annäherung des österreichischen Entsatzheeres drängte zu schnellen Entschlüssen. Schmettau hatte zu schleunigem Sturme geraten, und auch der noch immer durch seine Krankheit in Dresden zurückgehaltene Belleisle hatte brieflich einen solchen gefordert. Doch in dem am 24ten gehaltenen Kriegsrath erklärte sich die Mehrzahl der französischen Befehlshaber für eine Belagerung, obwohl für eine solche das schwere Geschütz noch nicht zur Stelle war; da entschied die mutige Erklärung Kutowski's, er würde allein mit seinen Sachsen das Wagstück unternehmen. So ward denn, nachdem eine noch am selbigen Tage an den Kommandanten Grafen Ogilvy gerichtete Auf-

Den 21. November; Polit. Korresp. I, 409.

forderung zur Übergabe erfolglos blieb, für die Nacht vom 25ten zum 26ten der Sturm bestimmt. Von Westen her sollte zunächst ein Scheinangriff der Bayern und Franzosen auf das Reichsthor erfolgen, und wenn dieser, wie man hoffte, die Mehrzahl der Verteidiger dorthin gelockt hätte, sollte eine französische Abtheilung auch auf dem rechten Moldau-Ufer im Südosten ansetzen. Die ernstlich gemeinten Angriffe sollten aber von den Sachsen ausgehen, die einerseits das Karlsthor im Norden am Gradschin zu bewältigen, anderseits auch da, wo im Nordosten der Stadt einige Inseln den Übergang erleichtern, die Moldau zu passieren und in die Neustadt einzubringen hatten. Es fügte sich nun so, daß der Graf Moriz von Sachsen, der an der Spitze einer kleinen Schar von Franzosen die Moldau südlich von Prag überschritten und dann zwischen dem Korn- und Neuthore einen Angriff versuchte, der nach dem Plane nur ein scheinbarer sein sollte, hier sehr günstige Verhältnisse antraf. Weder bedeckter Weg noch Gräben schützte hier die Fronte, und man entschloß sich schnell, Ernst zu machen: der Wall ward auf Leitern erstiegen, das Neuthor von innen geöffnet, und die ganze Stadt auf dem rechten Moldau-Ufer war bereits in der Gewalt der Franzosen, als die Sachsen, die bei dem Übergange über die Moldau Zeit verloren hatten, eintrafen. Dagegen fand die andere sächsische Abtheilung, welche vom Karlsthore her den Gradschin angreifen sollte, sehr ernstlichen Widerstand und erlitt ansehnliche Verluste, ehe sie des Thores sich bemächtigen konnte. Die Besatzung von 2000 Mann ward kriegsgefangen, auch Vorräte fielen in die Hände der Alliierten ¹⁾.

Den Großherzog traf die Nachricht in seinem Lager an der Szazawa vier Meilen von Prag. Er konnte sich wohl kaum den Vorwurf ersparen durch sein Zögern den Fall der böhmischen Hauptstadt verschuldet zu haben. Von Neuhaus, wo er am 17ten eingetroffen war, hatte er die 13½ Meilen, die ihn noch von Prag trennten, recht wohl in einer Woche zurücklegen können.

Der Schlag war schwer genug. Wohl mochte Prag mit seinen erbärmlichen Werfen als fester Platz wenig bedeuten; als Hauptstadt des Königreichs Böhmen hatte ihr Besitz nicht geringen Wert. Wie vorauszusehen war, ließ sich Karl Albert nun hier zum König von Böhmen ausrufen (den 7. Dezember), und die ersten Familien erschienen, seiner Ladung folgend, ihm zu huldbigen. Von großer Bedeutung erschien das Gelingen dieser ersten kühnen Waffenthat für die Allianz, die damit ihre Feuertause erhielt. Die Verbündeten, deren jeder einen Anteil daran hatte, faßten nun erst ein gewisses Vertrauen zu einander und zu ihrer gemeinsamen Sache. Wie sehr dies aber auch sonst durch diesen Erfolg an Kredit gewann, das zeigt recht deutlich ein Blick auf den so sehr kritisch zuschauenden König von Preußen. Auch er gewinnt Zutrauen, er zahlt jetzt dem von den Franzosen sehr knapp gehaltenen Kurfürsten die für Olaz zugesicherten 400,000 Thlr., er tritt sogar in Unterhandlungen ein über eine demselben zu gewährende Anleihe, nur daß er als Unterpfand den Königgräber Kreis begehrt ²⁾, für welchen er, wie es scheint, damals zuerst eine später noch vielfach bezeugte Vorliebe faßt. Und

¹⁾ Österr. militär. Zeitschr. 1827 III, 142 ff.

²⁾ An Klinggräffen, Gesandten bei dem Kurfürsten, den 30. November 1741; Postkorresp. I, 416.

auch zu militärischer Kooperation zeigt er sich jetzt bereit, Prinz Leopold soll nun den größten Teil seiner Kavallerie, 15 Schwadronen Dragoner und die 10 Schwadronen Husaren, die derselbe bei sich hat, zu den Verbündeten stoßen und bis an die mährische Grenze vorgehen lassen, doch unter der Bedingung, daß dieselben immer auf der linken Flanke wären und nicht von Schlesien abgeschnitten werden könnten ¹⁾. Ja bald geht er noch weiter. Unter dem 5. Dezember giebt er dem Prinzen Leopold für den damals noch erwarteten Fall einer Schlacht zwischen der österreichischen Hauptarmee und den Alliierten die Weisung, derselbe solle, wenn die Österreicher geschlagen würden, mit seiner ganzen Macht auf dem linken Flügel der Alliierten bis an die mährische Grenze vorgehen; im Falle aber die letzteren unterlägen, solle er das Land so verwüsten, daß Meißner keine Subsistenz mehr finden könne und gegen die schlesische Grenze so weit als nötig zurückgehn ²⁾. Als er nun aber erfährt, daß die österreichische Armee zurückgegangen, beordert er den Prinzen, direkt bis in den nordöstlichsten Winkel Böhmens zwischen Chrudim und Grulich vorzurücken, eventuell auch die mährischen Grenzorte zu besetzen ³⁾.

Es war dies die Zeit, wo, wie wir bereits sahen ⁴⁾, auch Schwerin von Oberschlesien aus vorrückte und in Mähren eindrang, sich Olmütz bemächtigte. Am 15. Dezember überschritten nun auch die Gießler'schen Dragoner von Prinz Leopolds Corps bei Pardubitz die Elbe und besetzten diesen wichtigen Ort, ohne Widerstand zu finden ⁵⁾; auch das dortige Schloß, welches nach dem Urtheil des Erbprinzen sehr wohl haltbar gewesen wäre ⁶⁾.

Bald schoben sich die Preußen südlich bis Chrudim vor und besetzten auch das Land östlich bis zur mährischen Grenze, wo sie dann um das Ende des Jahres den Truppen Schwerins die Hand reichen konnten.

Es begegneten sich die Meinungen des Königs und Belleislez in dem Gedanken eines entschiedenen Vorgehens. Die französische Armee soll aus neue die Moldau überschreiten und Budweis zurückerobern, während gleichzeitig ein detachiertes französisches Corps unter Polastron mit dem ganzen sächsischen Heere über die Sazawa gegen Deutschbrod vorgehen soll, um die Österreicher in ihrer rechten Flanke zu beunruhigen. Hinter diesen dann Prinz Leopold mit den Preußen. So ungern er den Truppen, schreibt der Marschall unter dem 8. Dezember, bei der Ungunst der Jahreszeit diese Märsche zumute, so halte er dieselben doch für notwendig, schon damit man sehe, daß die Preußen an der Seite der Franzosen gegen die Königin von Ungarn offensiv vorgingen, wodurch dann die falschen Gerüchte von einem angeblichen Einverständnis des Königs von Preußen mit dieser Fürstin mit Eklat dementiert würden ⁷⁾.

¹⁾ An den Erbprinzen, den 30. November; Polit. Korresp. I, 414.

²⁾ Ebb. S. 421.

³⁾ Den 8. Dezember; ebb. S. 423.

⁴⁾ Vgl. oben S. 100.

⁵⁾ Bericht des Generalmajors Gießler vom 16. Dezember; Berliner St.-A.

⁶⁾ Der Prinz schreibt unter dem 29. Dezember an den König über das Pardubitzer Schloß: „so man vollkommen eine Citabelle heißen kann, zudem es an der Elbe liegt und man gewiß alle Ceremonien solches wegzunehmen hätte brauchen müssen“; Zerbster Archiv.

⁷⁾ An Breteuil; Campagne des Maréchaux etc. III, 15.

In diesem Augenblicke ward Belleisle, der, endlich genesen, kurz nach der Einnahme Prags den Oberbefehl übernommen, auf Betrieb des Kardinals, in dessen Augen der Marschall sich dem Könige von Preußen allzu konnivent zeigte, abberufen und wieder nach Frankfurt gesendet, wo man seine Dienste, wie es hieß, für die bevorstehende Kaiserwahl nicht entbehren könne. An seiner Stelle erhielt Marschall Broglie, ein unfähiger, kleinlich-eigensinniger Charakter, den Oberbefehl.

Der König täuschte sich keinen Augenblick über die Folgen dieses Wechsels, er beschwor den Cardinal im Interesse der gemeinsamen Sache, denselben rückgängig zu machen, er werde einen Beweis von besonderer Freundschaft und Rücksichtnahme seitens des Königs von Frankreich darin sehen. Mit rücksichtsloser Offenheit schließt der Brief: „Um Gott und Ihres Ruhmes willen befreien Sie uns von dem Marschall von Broglie, und um der Ehre der französischen Waffen willen geben Sie uns den Marschall von Belleisle wieder.“¹⁾

Die energische Beschwörung hatte keinen Erfolg. In den Augen des Kardinals konnte die warme Verwendung des Königs dem Marschall Belleisle nur schaden. Broglie übernahm das Kommando, und das Geschick der alliierten Waffen war besiegelt.

¹⁾ Den 20. Dezember 1741; Polit. Korresp. I, 436. 437.

Viertes Kapitel.

König Friedrich in Dresden.

So empfindlich der Verlust von Prag den Österreichern geworden war, die Diverston der Verbündeten gegen Prag hatte ihnen doch im Süden an der Donau Luft gemacht, und im Laufe des Dezembers standen die Sacken der Königin um vieles besser als früher. Die vereinigten Corps von Neipperg und Lobkowitz, seit Anfang Januar von dem Schwager der Königin Herzog Karl von Lothringen kommandiert, deckten in fester Stellung, den linken Flügel bei Budweis an die Moldau gelehnt, das südöstliche Böhmen; die Verbindung der Alliierten mit der bei Ens an der Donau zurückgelassenen Truppenabteilung des Grafen Ségur war unterbrochen, und die unentschlossene Langsamkeit des alten Marschalls Broglie war nicht geeignet diesen Schaden gut zu machen. Und gerade hier an der Donau ergriff der österreichische General Hebenhüller, durch Truppen aus Italien und Vorderösterreich verstärkt, zuerst die Offensive. Um die Jahreswende überschritt er die Ens, drängte Ségur nach Linz und hielt ihn endlich in dieser Stadt blockiert, und nachdem die kleine Grenzfestung Schärding am 8. Januar in seine Hände gefallen war, erfüllten seine zahlreichen irregulären Truppen das unbeschränkte Bayernland mit Schrecken und Verwüstung.

Zu der Not wandte sich der Kurfürst von Bayern, der, nachdem er sich am 19. Dezember in Prag hatte als König von Böhmen huldigen lassen, Anfang Januar nach Frankfurt gegangen war, um dort die Kaiserkrone zu empfangen, hilfesehend an König Friedrich.

Friedrich gedachte eben damals, nach den Stürmen der langen Campagne, eine Weile Erholung zu suchen in seinem friedlichen Rheinsberg; den Hirtenstab und die Lyra, schrieb er damals ¹⁾, gedenke er wieder zur Hand zu nehmen, „wollte der Himmel, daß ich sie nie mehr verlassen dürfte“. Mit mehr Ruhe der Seele würde er aus dieser stillen Einsamkeit schreiben können. Am 6. Januar ward mit großer Feierlichkeit die Vermählung des Prinzen von Preußen mit der Schwester des Königs begangen ²⁾. Allerdings rechnete er selbst nicht auf allzu lange Muße; Ende Februar gedachte er nach Ulmß

¹⁾ An Voltaire, den 8. Januar; Oeuvres XXII, 84.

²⁾ Geuder a. a. O., S. 208.

wieder zum Heere abzugehen, um eventuell selbst einzugreifen ¹⁾, er wollte, wie es scheint, zugleich auch abwarten, ob nicht, wenn die vollendete Thatfache der (auf den 24. Januar festgesetzten) Kaiserwahl die Königin von Ungarn um eine große Hoffnung ärmer gemacht haben würde, sie sich der Idee der allgemeinen Pacifikation geneigter zeigen würde, zu welcher Notwendigkeit dann eine Kollektivnote der vier verbündeten Mächte noch besonders hindrängen sollte ²⁾.

Da drang zu ihm (am 14. Januar) jener Schmerzensschrei des Kurfürsten. Was derselbe begehrte, lief nur auf das hinaus, was um dieselbe Zeit auch Schmettau ³⁾, und gleichzeitig dann auch Belleisle ⁴⁾ vorschlugen, daß nämlich Schwerin, der, wie wir wissen, um die Weihnachtszeit sich Olmütz' bemächtigt hatte, aber nach seinen Instruktionen nicht weiter vorgehen sollte, nun im Verein mit den Sachsen und dem französischen Corps unter General Polastron gegen Tglau marschieren solle, um so die Oesterreicher in der Flanke zu fassen und zu einer Bewegung nach Osten hin zu veranlassen, welche in weiterer Konsequenz dann auch, wie man hoffen durfte, dem Vordringen Rhevenhüllers ein Ziel setzen würde. Auch Ségur, meinte Schmettau, würde so zu entsetzen sein, der Feind werde im vorausgesetzten Falle Lobkowitz Verstärkungen senden müssen; und Droglie würde dann Truppen nach Passau werfen können, die von da leicht Linz entsetzen könnten.

Friedrich war nicht gemeint, sich der Bitte Karl Alberts zu versagen; die Hilfe, die man von ihm begehrte, gedachte er zu bringen, aber in Person und in größerem Stile, als es erwartet wurde. Es galt für ihn den Kurfürsten zu retten, statt denselben dem zweifelhaften guten Willen der Sachsen und Franzosen preiszugeben, die Schatten, welche seit Schnellendorf auf der preussischen Politik lagen, zu zerstreuen und gleichzeitig die Entscheidung der Dinge, die Herrschaft über die Situation doch nun in die Hand zu nehmen.

Es hatte das für ihn eine um so größere Bedeutung, als jenes Mißtrauen gegen die letzten Ziele der französischen Politik, das ihn einst vornehmlich nach Klein-Schnellendorf geführt hatte, von neuem lebendig geworden war, namentlich durch die sächsischen Intriguen in Paris und die Begünstigung derselben durch Cardinal Fleury im Zusammenhange mit den Gerüchten von neuen großen Kriegsrüstungen der Franzosen. Sein Gesandter erhielt damals den Auftrag, sehr genau zu sondieren und zuverlässig zu melden: „ob der Cardinal vor die Sachen portiert sei oder nicht, und ob er intendiere, in Deutschland eine Espèce von Equilibre zu etablieren, um darin nur lauter kleine Herren (regulos) zu haben und einen mit dem andern zu balancieren; ob der Cardinal im Grunde seines Herzens dem Könige feindlich gesinnt und auf denselben eifersüchtig sei“ ⁵⁾.

¹⁾ An den Kurfürsten von Bayern, den 4. Januar 1742; Polit. Korresp. II, 4. Auch Valori berichtet in dieser Zeit über diese Vorsätze an Droglie, vgl. unten S. 130.

²⁾ Vorschlag in einem Briefe Friedrichs an Belleisle vom 8. Januar; Polit. Korresp. II, 7.

³⁾ Den 14. Januar; die Stelle bei Droysen (a. a. O.), S. 392, Anm. 1.

⁴⁾ Belleisle an Droglie, den 9. Januar; Campagne des Maréchaux III, 176; allerdings denkt dieser mehr an die Sachsen und Prinz Leopold.

⁵⁾ An Podewils, den 16. Januar 1742; Polit. Korresp. II, 12.

Allen Häuten die Spitze abzubrechen und zugleich in die Kriegsführung der Alliierten das nötige Maß von Energie zu bringen, gab es kein besseres Mittel, als wenn der König selbst die Leitung der Kriegsoperationen in die Hand nahm; auf diesem Wege war es ja ein sehr großer Schritt, den er jetzt that, indem er sich an die Spitze eines Teils der alliierten Truppen zu stellen beschloß; ein günstiger Erfolg, wie er ihn hoffte, mochte dann das Weitere, die Unterstellung aller alliierten Truppen unter sein Kommando wohl herbeiführen können ¹⁾.

Es sollte ein Stoß auf das Herz des Feindes werden, wie ihn einst die Römer ausführten, als sie, um Hannibal aus Italien zu vertreiben, die Karthager in Afrika selbst angriffen ²⁾.

Der ganze Plan war die Folge eines jener blitzschnellen Entschlüsse, wie sie bei Friedrich vornehmlich in jener frühen Zeit nicht so selten sind. Am 14. Januar hatte er das Schreiben des Kurfürsten erhalten, und schon am Tage darauf trugen Briefe des Königs seinen Entschluß, selbst an der Spitze eines Heeres zuhülfe zu kommen, in alle Welt, an den König von Böhmen, an den preußischen Gesandten bei diesem, Klinggräffen, den Cardinal Fleury, den Marschall Belleisle.

Den Cardinal erinnerte er daran, wie er ihn seiner Zeit gewarnt, Belleisle nicht abzuverufen ³⁾, und diesen letzteren beschwört er zurückzukehren: „Gute französischen Truppen, Helden unter Ihrem Kommando, sind unter Broglie nichts als Coujone“ ⁴⁾.

Am ausführlichsten schreibt er an Klinggräffen:

„Eben empfangen ich Ihre Depesche vom 9. d. M., aus welcher ich den traurigen Zustand ersehe, in dem sich die Angelegenheiten des Königs von Böhmen in Bayern wie in Oberösterreich befinden, eine Sache, welche ihnen der Marschall Schmettau oft genug vorausgesagt hat, als er sie so schlechte Manöver machen sah. Obgleich ich keinen Grund habe, allzu sehr zufrieden zu sein mit der Art, wie sich der König mir gegenüber benommen, als er noch mit dem Winde segelte, wo er mich wegen der Winterquartiere meiner Regimenter in Böhmen schifanierte, und obwohl ich Grund zu der Befürchtung habe, man werde mir, wenn ich alles gethan haben werde, mit Undank lohnen, werde ich doch aus Liebe für den König und die gemeinsame Sache versuchen, in ein paar Tagen, sobald es möglich sein wird, abzureisen und dem Feinde eine starke Diverzion zu machen, allerdings unter der ausdrücklichen Bedingung, daß man mir absolute Disposition über die sächsischen Truppen und die französischen, die dort unter Polastron stehen, gewährt, damit ich zu handeln vermag, wie ich es den Interessen der gemeinsamen Sache für konform halte.

„Will man mir das bewilligen, so werde ich eine Diverzion versuchen, um den Feind zum Rückzuge aus Bayern zu nötigen; will man nicht, so wird,

¹⁾ Unter dem 6. Februar 1742 schreibt Graf Moritz von Sachsen an Brühl: „Le chevalier de Belleisle (der Bruder des Marschalls) est chargé de négocier à Paris le commandement de toutes les troupes des alliés en Allemagne pour le roi de Prusse.“ Vitzthum d'Ec k staedt, Maurice comte de Saxe, p. 430.

²⁾ So charakterisirt den Plan Schmettau in einem Briefe an den Kaiser vom 18. Februar 1742; angeführt bei Heigel, Otierr. Erbfolgestreit, S. 274.

³⁾ Polit. Korresp. II, 11.

⁴⁾ Ebb. S. 12.

wie ich überzeugt bin, der König selbst einsehen, daß ich nicht als Subalterner dienen könnte ¹⁾ und ebenso wenig meine Truppen dem Ruine aussetzen, in Gemeinschaft mit Leuten, die ihr Handwerk so schlecht verstehen und solche unüberlegte Mißgriffe machen, daß man es kaum glauben kann.“ ²⁾

Des Königs Absicht war, wie er selbst schreibt, bei dieser Expedition so wenig als möglich von eignen Truppen zu verwenden, dagegen von den Alliierten so viel, als man irgend erlangen könne ³⁾, und wie wir bereits anführten, machte er geradezu zur Bedingung, ein französisches Corps (das von Polastron) und die ganze Kriegsmacht der Sachsen unter seinem Befehle zur Verfügung zu haben. Daß das letztere gewisse Schwierigkeiten haben würde, sah der König sicher voraus bei der Spannung, die eigentlich fort und fort zwischen ihm und dem Dresdener Hof geherrscht hatte.

Es war sehr erklärlich, daß Sachsen mit dem Antheile, der ihm bei der projektierten Teilung der österreichischen Lande zugedacht wurde, Mähren, Oberschlesien und Obermannhardsberg, wie ansehnlich derselbe auch war, sich nicht recht zufrieden zeigte und lieber Böhmen oder wenigstens ein Stück davon, das sich mit dem Kurlande bequemer verbinden ließ, gehabt hätte. Man hatte sich große Mühe in dieser Sache gegeben, in Paris, bei Belleisle und mit dem französischen Gesandten in Dresden unermüdlich verhandelt, und der sächsische Gesandte Bülow hatte im Oktober bei Friedrich und Podewils kein Mittel unversucht gelassen, um Preußen für seine Interessen zu gewinnen, doch mit sehr geringem Erfolge; im Gegenteile hatte es zugeben müssen, daß von dem ihm zugesagten Oberschlesien Friedrich noch eine Lisière jenseits der Neiße in Anspruch nahm unter Formen, die jeden Einspruch Sachsens sehr schroff abwiesen.

Sie hatten hier nachgeben müssen, obwohl der Marschall Belleisle sich im Grunde auf ihren Standpunkt gestellt hatte, schon weil er ihre Mitwirkung bei der Eroberung Böhmens für ganz unentbehrlich erachtete ⁴⁾.

Es kamen dann die Gerüchte von dem geheimen Abkommen Preußens mit Osterreich. Wie wir bereits wissen, ist darüber nirgends in solchem Maße Lärm geschlagen worden, wie in Dresden. Allerdings war die Sache dazu angethan, den Grafen Brühl besorgt zu machen, aber außerdem ließ sie sich auch zweckmäßig für Sachsen verwerten. Eine zweideutige Haltung Preußens mußte für Frankreich und Bayern das Bündnis Sachsens im Preise steigen lassen, und auch das letztere hatte guten Grund, selbst den Preis zu steigern in demselben Verhältnisse, wie sein Risiko sich vermehrte.

Als nun am 7. November die sächsischen Truppen nach Veröffentlichung eines vom 28. Oktober datierten Manifestes, welches die Lossagung Sachsens von der durch die Ereignisse und die eigenen Handlungen der Königin von Ungarn hinfällig gewordenen pragmatischen Sanktion erklärte, die böhmische

¹⁾ „Der König von Preußen muß das Kommando haben, wo immer er sich befindet“, heißt es in einem Schreiben an Belleisle.

²⁾ Polit. Korresp. II, 10.

³⁾ Histoire de mon temps (1742), p. 248; (1775), p. 106.

⁴⁾ Vgl. den auch sonst interessanten Brief Belleisles an den Kurfürsten von Bayern vom 23. Oktober 1741; Campagne des Maréchaux Broglie et Belleisle (Amsterdam 1772) II, 182. 183.

Grenze überschritten ¹⁾, mußte es sehr locken, die Operationen dieser Truppen in gewisser Weise den geheimen Intentionen anzupassen, und einen Streifen böhmischen Landes, wie man ihn zur Verbindung mit Mähren so dringend ersehnte, vorläufig wenigstens militärisch zu besetzen. Durch diese Rechnung machte nun der Einmarsch des preussischen Corps in Böhmen einen gewaltigen Strich, engte die sächsischen Bewegungen ein und brachte sie in die unerwünschteste Abhängigkeit von Preußen. Wer wollte nun es den Sachsen verübeln, wenn sie Bedenken trugen, in Böhmen vorzugehen, so lange sie nicht Preußens, das ihnen gegenüber eine so gefährliche Flankenstellung einnahm, ganz sicher waren? Daher ward es von dem Augenblick an, wo König Friedrich sich entschloß, das Schnellendorfer Programm aufzugeben, eine direkte Notwendigkeit, sich mit Sachsen zu stellen und, wenn er auch entschlossen war, demselben keine weiteren Zusicherungen zu machen, so doch dasselbe über sein Festhalten an dem antipragmatischen Bündnisse zu beruhigen. Er sandte zu diesem Zwecke Mitte November in außerordentlicher Mission Bodewils nach Dresden.

Wenn schon die Wahl dieses Mannes, den man ja für den eigentlichen Minister des Auswärtigen ansah, als eine Auszeichnung für den sächsischen Hof gelten mußte, so konnte anderseits gerade er die Schnellendorfer Gerüchte um so leichter und besser dementieren, als er selbst damals wenigstens unterschieden nicht wußte, wie weit am 9. Oktober sein königlicher Herr gegangen war, sondern, wie sich aus gelegentlichen Äußerungen zu ergeben scheint, nur eben ein militärisches Arrangement ohne größere Tragweite sich unter jenen Verhandlungen vorstellte.

Als er am 17. November in Dresden eintraf und dem Hofe eiligst nach Hubertusburg nachreiste, erschrak man zunächst. Man meinte, der Minister bringe die Bestätigung der umlaufenden Gerüchte und mit der Anzeige eines vollzogenen Frontwechsels auch die Aufforderung, denselben mitzumachen. Aber Bodewils that sein Bestes, die Sache richtig zu stellen, ein Brief Friedrichs an den König von Polen ²⁾ half ihm dabei, ebenso jener uns bereits bekannte so energisch lautende Brief an den Kurfürsten von Bayern vom 2. November, von welchem er eine Abschrift vorlegen konnte, und auch die Berufung auf die neuerdings gerade von Preußen gegebene Anregung zur Kaiserwahl ließ sich geltend machen. Das Gesamtergebnis war wohl eine gewisse Beruhigung, wiewohl etwas von Argwohn sitzen blieb, insofern man dar- aus, daß die in Böhmen eingerückten preussischen Truppen sich doch einer Mitwirkung mit den Alliierten versagten, immerhin auf etwas wie eine Verpflichtung zur Neutralität Oesterreich gegenüber schließen zu müssen glaubte ³⁾.

Es war im Grunde sehr erklärlich, wenn Graf Brühl gerade damals gegen Frankreich, wie es allerdings alle Berichte hervorheben, eine besonders liebenswürdige Seite herauskehrte. Er konnte sich doch kaum darüber täuschen, daß nur eben von dieser Seite her etwas für die besonderen Wünsche Sachsens

¹⁾ Winkler, Die Kriegsbereignisse der sächs. Armee 1741/42; Archiv für sächs. Armee VIII, 63.

²⁾ Vom 8. November; Polit. Korresp. I, 399.

³⁾ Bericht des preussischen Gesandten v. Ammon vom 1. Dezember; Berlin St.-A.

zu hoffen, vonseiten Bayerns und Preußens aber eher ein Widerstand zu fürchten war.

Die Gründe, mit welchen Sachsen vorging, waren wesentlich gegen Preußen gerichtet. Man machte geltend, in dem Partagevertrage sei Sachsen Oberschlesien zugesagt, wozu doch auch das ganze Fürstentum Neißë und das Fürstentum Münsterberg gehöre. Das letztere nehme nun aber Preußen ganz in Anspruch und von dem ersteren den ganzen Grottkauer Bezirk und neuerdings sogar noch die Festung Neißë mit einer Visiëre auf dem andern Neißëufer, außerdem belege dasselbe ganz Oberschlesien mit Truppen, jaue das Land aus und verheere es. Für alle diese Ausfälle dürfe Sachsen doch wohl als Entschädigung ein Stück von Böhmen verlangen, und der Kurfürst von Bayern, der ja noch nachträglich Oß an Preußen abgetreten, könne dies um so weniger weigern, als man anderseits bereit sei, auf den österreichischen Bezirk Obermannhartsberg, der bekanntlich noch dem sächsischen Anteiie zu fallen solle, zu verzichten ¹⁾.

Man glaubte bereits den Marschall Belleisle, der damals in hohem Grade aufgebracht gegen Preußen schien, für diesen Plan gewonnen zu haben. Die Tapferkeit, welche die sächsischen Truppen bei der Erstürmung von Prag bewiesen, mußte die diplomatischen Bemühungen wirksam unterstützen. Man machte die größten Anstrengungen, die Armee zu vermehren; im Dezember wollte man 4 neue Regimenter ausrüsten, deren eins Brühl ganz auf seine Kosten zu stellen unternahm, man versicherte, Belleisle habe den Kurfürsten von Bayern bereits dahin gebracht, daß er sich bereit erklärt habe, soviel von Böhmen an Sachsen abzutreten, als dasselbe in Münsterberg, Grottkau und der Neißë-Visiëre an Preußen zu cedieren habe, man glaubte auf die drei Kreise Weimeritz, Bunzlau und Köniqgrätz rechnen zu dürfen ²⁾, gegen Verzicht auf Obermannhartsberg.

Zugleich unterhandelte man eifrigst auch in Paris; Prinz Poniatowski, der im Oktober zurückgekehrt war, ward aufs neue dorthin gesendet ³⁾, auch der immer für die schwierigsten und geheimsten Negotiationen aufgesparte Geheimerrat Saul ward Mitte Dezember in Dienst gestellt und an Belleisle nach Frankfurt geschickt ⁴⁾. Über die Palastrevolution in Petersburg, welche zuerst erschreckt hatte, insofern sie den sächsischen Gesandten Grafen Lynar um den Einfluß brachte, den er als erklärter Günstling der gestürzten Großfürstin gehabt hatte, söhnte man sich schnell aus, und nahm den alten Plan wieder auf, den Grafen von Sachsen (einen natürlichen Sohn August des Starken) zum Herzog von Kurland zu machen und die Großfürstin Elisabeth heiraten zu lassen ⁵⁾; auch über eine Heirat des Kurprinzen von Sachsen mit einer *Alce de Franco* ward verhandelt ⁶⁾.

¹⁾ Berichte des hannöverschen Gesandten in Dresden von dem Busche vom 19. und 20. November; St.-A. zu Hannover.

²⁾ Nach Berichten des hannöverschen Gesandten von dem Busche (vom 6. und 10. Dezember), der von dem Vertrauten Brühls, Geheimrat Hennicke, seine Mitteilungen erhielt; St.-A. zu Hannover.

³⁾ Bericht des preussischen Gesandten Ammon vom 25. Dezember; Berliner St.-A.

⁴⁾ von dem Busche, den 17. Dezember; St.-A. zu Hannover.

⁵⁾ Desgl. den 24. Dezember. Auch die *Histoire de mon temps* (S. 108) spielt darauf an.

⁶⁾ Ammon, den 25. Dezember; Berliner St.-A.

König Friedrich dagegen blieb ganz fest und erließ am 30. Dezember an seinen Gesandten in Dresden die Weisung, zu erklären, Preußen werde nicht zugeben, daß Sachsen den Partagetraktat ändere; Ammon solle davon nicht selbst anfangen, aber, wenn man ihn frage, über des Königs Meinung keinen Zweifel lassen, er werde niemals in Böhmen einen andern Nachbarn dulden als den Bayern. Ohne seine Zustimmung könnten die Franzosen nicht wagen, so etwas zu bewilligen, und so würden die Sachsen die Rechnung ohne den Wirt gemacht haben. ¹⁾

Er war in hohem Maße aufgebracht über die Intriguen Poniatowskis und Sauls, die unter andern auch einen weiteren Vorschlag aufs Tapet brachten, dahin gehend, man solle, wenn die Königin sich nicht beeile, Frieden zu machen, ihr auch Niederösterreich nehmen und dies dann noch dem Kurfürsten von Bayern geben, in welchem Falle dann auch die Anteile Preußens und Sachsens vermehrt werden und dieses letztere dann das ersehnte Stück von Böhmen zur Verbindung mit Mähren erhalten sollte. Die Sache war doch schon so weit gediehen, daß der französische Gesandte in Dresden dem preußischen von diesem eventuellen Plane Mitteilung gemacht hatte ²⁾. Um so mehr glaubte der König wachsam sein zu müssen; seine Korrespondenz aus der ersten Hälfte des Januar 1742 ist wesentlich von dieser Angelegenheit erfüllt, und von Bemühungen, solchen Plänen entgegenzuarbeiten, in Paris bei dem Kardinal, in München bei dem neuen König von Böhmen und auch in Frankfurt bei Belleisle.

So schreibt er an den letzteren unter dem 8. Januar: „Treu, wie ich meinen Verpflichtungen bin, werde ich, so lange ich atme, auf keine Weise dulden, daß man einen Meierhof von Böhmen zugunsten des sächsischen Königs abtrenne. Ich bitte Sie, diesem kleinen sächsischen politischen Merkur (Saul) nachdrücklich zu bemerken, daß die Arglist seines Hofes sich nicht schlimmer manifestieren konnte, als in dem Wunsche, einen Vertrag den zweiten Monat nach einer Unterzeichnung wieder umzuschmelzen.“ ³⁾

Als dann der König von Polen von der Einnahme von Olmütz durch Schwerin erfahren, hatte derselbe mit (unter dem 10. Januar) Rücksicht auf die künftige Bestimmung Mährens eine Ablösung der preussischen Truppen durch sächsische beantragt; dieses Verlangen aber hatte Friedrich in einem vom 15. datierten Briefe rund abgelehnt und bei aller Verbindlichkeit der Form, doch die Thatsache, daß eben die preussischen Truppen Mähren für Sachsen erobern müßten, scharf genug betont ⁴⁾.

Als dieser Brief abgefaßt wurde, war möglicherweise bereits des Königs Entschluß, sich selbst nach Mähren zu begeben, und für diesen Zweck den Oberbefehl des sächsischen Heeres zu verlangen, gefaßt, sicherlich aber noch nicht der weitere, selbst nach Dresden zu gehen, um durch die Gewalt seiner Persönlichkeit dem dortigen Hofe trotz dessen Abneigung die Zustimmung zu seinem Plane abzurufen ⁵⁾, wenngleich auch früher schon, als die Eröff-

¹⁾ Den 30. Dezember 1741; Polit. Korresp. I, 445.

²⁾ Aus einem Berichte Ammons vom 30. Dezember 1741; angeführt in der Polit. Korresp. II, 2.

³⁾ Ebd. S. 7.

⁴⁾ Ebd. S. 9.

⁵⁾ Wäre der König am 15. Januar bereits entschlossen gewesen, nach Dreß-

nung des Feldzuges noch in weiterer Ferne zu liegen schien, von dem Könige daran gedacht worden ist, durch einen Besuch in Dresden eine nähere Verständigung über die bevorstehenden gemeinsamen Kriegsoperationen herbeizuführen ¹⁾.

Aber 24 Stunden später hatte er sich für den kühnen Schritt entschieden.

Bereits am 17. Januar war die Ankündigung des überraschenden Besuchs in Dresden ²⁾. Am 18ten langte dort der französische Gesandte Valori an, der verabredetermaßen das Terrain sondieren und dem Könige bei dem ersten Wiedersehen durch ein Kopfnicken anzeigen sollte, ob er gerade auf sein Ziel losgehen könne ³⁾. Am 19ten kam der König, das Zeichen erfolgte ⁴⁾, und inmitten der Feste, mit denen der prunkvolle sächsische Hof den seltenen und gefürchteten Gast zu ehren suchte, ging dieser aufs eifrigste seinen Zielen nach.

Am 19. Januar, vormittags 11 Uhr, traf König Friedrich in Dresden ein, begleitet von seinem Bruder Prinz Heinrich, General Rothenburg, den General-Adjutanten v. Bork, Wartensleben und Stille, sowie seinem Kabinetsrat Eichel ⁵⁾, Feldmarschall Schmettau folgte einige Stunden später. An den festlichen Empfang schloß sich eine halbstündige Audienz des Grafen Brühl, dem begreiflicherweise die Zumutung, die sächsischen Truppen unter des Königs von Preußen Befehl zu stellen, um so unerwünschter kam, als er sich darüber nicht wohl täuschen konnte, daß diese Wendung seinen Absichten auf ein Stück von Böhmen in keiner Weise förderlich sein würde, während auf der anderen Seite es doch auch nicht ratsam war, einer so kategorisch gestellten Forderung des gefürchteten Nachbarn sich ganz zu versagen. Es ist wohl glaublich, daß er sehr nachdenklich und blaß geworden aus des Königs Zimmer herauskam ⁶⁾.

Die Tafel war bereits um 3 Uhr zu Ende, und nach derselben lud der

zu gehen, so würde sicherlich jener an diesem Tage an den Kurfürsten von Sachsen geschriebene Brief eine Beziehung auf dies Vorhaben enthalten haben; aber in keinem der fünf Briefe, die wir von jenem Datum aus des Königs Kabinette besitzen, und deren vier von seinem neuen Plane sprechen, findet sich die kleinste Anspielung auf die Dresdner Reise.

¹⁾ Lord Hyndford erfuhr durch Schmettau von dieser Absicht des Königs, deren Ausführung dann für Mitte Februar in Aussicht genommen sei. Bericht Hyndfords vom 13. Januar; Londoner Record office.

²⁾ Vgl. meinen Aufsatz: „Friedrich d. Gr. in Dresden“, nach Berichten des hannoverschen Gesandten von dem Busche; Archiv für sächs. Geschichte, Neue Folge II, 221 ff. Auf S. 222 ist hier der Druckfehler 13. Januar in 17. zu verbessern, was schon der Zusatz „am vergangenen Mittwoch“ ergibt.

³⁾ Histoire de mon temps (1775), p. 106.

⁴⁾ Der französische Gesandte in Dresden Desalleurs hatte Valori eifrig vorgearbeitet. Valori an Schelles; Campagne des Maréchaux etc. III, 248.

⁵⁾ Grünhagen, Friedrich d. Gr. in Dresden, a. a. D., S. 227 und Gendler a. a. D., S. 213.

⁶⁾ von dem Busche bei Grünhagen a. a. D., S. 224. Wenn der König in seinen Memoiren (1775) S. 106 anführt, Brühl habe damals noch besonders vor den Enthüllungen einer Gräfin Klend (so ist statt King zu lesen) gebangt, so bemerkt dazu Flath (Geschichte von Sachsen II, 421), daß deren Briefwechsel mit Brühl im Dresdener Archive für jene Angabe keinen Anhalt gäbe. Mehr als dies dürfte aber vielleicht der Umstand ins Gewicht fallen, daß der ganze Passus in der älteren Bearbeitung von Friedrichs Memoiren fehlt.

König den Grafen Brühl, den im französischen Heere dienenden Grafen Moritz von Sachsen, die beiden französischen Gesandten Valori und Desalleurs und endlich den Feldmarschall Schmettau ¹⁾ zu einer Konferenz ein und setzte diesen an der Hand einer vor ihnen ausgebreiteten Karte seinen Plan auseinander, durch einen Angriff auf Tglau die Feinde zu nötigen, zum Schutze Niederösterreichs, und um sich nicht von der Donau abzuschneiden zu lassen, sich ostwärts zu ziehen, so daß aller Wahrscheinlichkeit nach ein dreifacher Vorteil sich aus diesem Plane ergeben würde, nämlich, daß Mähren für Sachsen gewonnen, die in Oberösterreich eingeschlossenen Quartiere gerettet und Bayern von den Österreichern befreit würde.

Es war vor allem der Graf von Sachsen, der dagegen Einwendungen erhob, die hauptsächlich darauf hinausliefen, daß es nicht abzusehen sei, wie die sächsischen Truppen in so weit vorgeschobenen Stellungen verpflegt werden sollten, eine Schwierigkeit, der der König durch persönliche Rücksprache mit dem französischen Intendanten in Prag, Séchelles, abzuhelpfen versprach ²⁾.

Die Konferenz ward durch den Eintritt des Königs von Polen unterbrochen, den anfangs Friedrich mit dem besten Erfolge in die große Frage hineinzuziehen suchte, der aber dann doch nicht länger zu halten war, als die Nachricht eintraf, daß seine Gemahlin bereits seit einer halben Stunde (seit 4 Uhr) im Foyer der Oper warte ³⁾.

Aber noch während der Vorstellung konnte Valori dem Könige von Polen mitteilen, ein eben eingetroffener Kurier bringe die Nachricht, Séchelles übernehme die Verpflichtung, die sächsischen Truppen mit Brot zu versorgen, und Friedrich sprang, als er dies hörte, von seinem Sitze auf: „O wie mich dies freut, alles wird gut gehen, ich stehe Ihnen dafür“ ⁴⁾.

Auf dem Maskenballe, der ihm zu Ehren an die Opernvorstellung sich anschloß, fand er dann noch Gelegenheit, auch dem General Rutowski feindringliche Vorstellungen zu machen.

Er machte demselben den Vorschlag, wenn den Sachsen sein Plan nicht gefalle, direkte Hilfe zu gewähren, nach Bayern zu marschieren und Ahevenhüller hinauszutreiben. „Das Haus des Nachbarn brennt“, sagte er, „es ist Pflicht, zu helfen.“ Und als diese Proposition begreiflicher Weise wenig Anklang fand, erklärte Friedrich: „Meine Geschäfte sind zu Ende; was ich jetzt noch thue, geschieht im Interesse meiner Freunde. Wenn Sie mir nicht beistehen, allein kann ich es nicht machen, und dann ist auch nicht meine Schuld, wenn es weiter brennt. Inzwischen vermag ich in diesem Falle nichts zu thun, als mich still in Mähren zu halten und dort die Quartiere für meine

¹⁾ In Schmettaus Berichte (Polit. Korresp. II, 14) fehlt von den hier genannten Personen der Graf von Sachsen; von dem Wusche dagegen steht noch einen zu, den Grafen Rutowski. Ich bin der Angabe Valoris gefolgt. (An Séchelles; Campagne des Maréchaux etc. III, 248.)

²⁾ Bericht Schmettaus an den Kurfürsten von Bayern; Polit. Korresp. II, 14, neben der Histoire de mon temps (1746), p. 249.

³⁾ von dem Wusche bei Grünhagen, S. 226. „Dix royaumes à conquérir n'eussent pas retenu le roi, la voix de Faustine lui plaisait mieux que ma charlatanerie, nous courumes à l'opéra“, schreibt der König a. a. O.

⁴⁾ Anführung des mehrerwähnten Briefes von Valori an Séchelles, bei 19. Januar; Campagne etc. III, 248.

Truppen auszudehnen.“¹⁾ Doch auch dies lag wenig in den Wünschen der Sachsen, daß der König von Preußen die ihnen bestimmte Provinz Mähren ausschließlich besetzte und auszog.

So konnte es schließlich wohl auch in Dresden fraglich werden, ob nicht am Ende ein Zug nach Mähren eine geeignete Verwendung für das sächsische Heer sei, und es mochte doch etwas Überzeugendes in dem Argumente liegen, welches König Friedrich wiederholt betonte, daß König August niemals Mähren haben würde, wenn er nicht die Mühe auf sich nähme, es zu erobern.

Allerdings waren bei Brühl, ebenso wie bei dem Grafen Moritz von Sachsen, der für seine kurländischen Pläne in Friedrich einen Gegner witterte, Abneigung und Haß groß genug, um allen praktischen Gründen die Wage zu halten, und es wäre doch vielleicht auch am zweiten Tage zu keiner definitiven Entscheidung gekommen, sondern man hätte die Sache hinzuschieben und so allmählich tot zu machen gesucht, hätte nicht Friedrich sich an eben dem Tage noch einen Bundesgenossen gewonnen, mächtig genug, um selbst mit Brühl in die Schranken zu treten.

Der König hatte erst gegen 1 Uhr den Maskenball verlassen, aber schon früh um 7 Uhr saß der vielvermögende Beichtvater der Königin, der Jesuitenpater Guarini, der ihm schon am Tage vorher einen kurzen Besuch abgestattet, an dem Frühstückstische des Königs, der den von Eitelkeit nicht freien Priester durch die äußerste Liebenswürdigkeit für sich zu gewinnen wußte und namentlich durch die Erklärung förderte, er würde niemanden lieber als ihm den schließlichen Erfolg seiner Dresdener Reise verdanken. Guarini beeilte sich, den Dank des Königs sich zu verdienen, indem er ihm in die letzte Konferenz mit Graf Brühl und dem Grafen von Sachsen die Zustimmung Friedrich Augusts brachte. Der König hatte hier noch einmal seine Forderung bestimmter präcisirt. Die Sachsen sollten mit ihm vereinigt Jglau unweit der mährisch-böhmischen Grenze besetzen und sodann als sein rechter Flügel südöstlich gegen Südböhmen vorgehen, um so die feindlichen Heere, die fürchten mußten, von Wien und Niederösterreich abgeschnitten zu werden, aus Böhmen herauszumandrieren. Aber er war bereit, die Konzession zu machen, daß, wenn die Sachsen nach der Besetzung Jglaus aus irgendwelchem Grunde nicht weiter ihm folgen wollten, dies ihnen freistehen sollte, in welchem Falle er allein mit seinen Truppen gegen die Taya, den Grenzfluß Niederösterreichs und Mährens, vorzugehen gedente, unter der Voraussetzung, daß die Sachsen, bei Jglau stehen bleibend, seine rechte Flanke deckten. Lebensmittel zur Verpflegung der Sachsen für die ersten vier bis fünf Tage, bis man in den Quartieren der Feinde sich auf Requisitionen werde verlassen können, verspreche er zu schaffen. Weiße man aber seinen Vorschlag ganz und gar zurück, so verlange er, daß darüber ein Protokoll aufgenommen werde, damit seine Miträteren sähen, aus welchen Gründen man auf seine uneigennützigen Vorschläge einzugehen verächtlich habe.²⁾

Es war für Brühl kaum noch möglich, zu widerstehen; die beiden französ-

¹⁾ Der hannöversche Gesandte versichert, einen Teil der Unterhaltung mit August selbst gehört zu haben; bei Grünhagen, S. 230.

²⁾ Schmettaus Bericht; Polit. Korresp. II, 18.

fischen Gesandten Valori und Defalleurs, der Pater Guarini stimmten darin überein, das Anerbieten des Königs von Preußen nicht zurückzuweisen, ja selbst sein Souverän hatte sich damit einverstanden erklärt.

So konnte denn König Friedrich, als er am 20. Januar, früh 10 Uhr, von Dresden nach Prag abreiste, seinen Zweck als erreicht ansehen und die sächsische Armee als ihm überlassen. Wegen der Verpflegung der Sachsen sollte eine Konferenz mit dem französischen Intendanten in Prag, General-lieutenant Söchelles das Nötige regeln, und gleich nach seiner Ankunft in Prag, am 21sten abends, empfing er von diesem die beruhigendsten Versicherungen. Warme Kleidung und ordentliches Schuhwerk, woran es, wie sich herausgestellt hatte, den Sachsen sehr fehlte, vermochte der französische Intendant allerdings nicht zu schaffen; hinsichtlich der Verpflegung aber versprach er „das Unmögliche möglich zu machen“¹⁾; 1200 Säcke mit Mehl wurden sofort den Preußen überwiesen²⁾.

Am 22sten reiste der König von Prag ab, besuchte den Erbprinzen in dessen Hauptquartier, ging über Königgrätz nach seiner neugewonnenen Stadt Glaz (den 25. Januar) und von da auf lebensgefährlichen Gebirgswegen nach Landskron an der böhmisch-mährischen Grenze, wohin er auf den 26ten die Führer der ihm überwiesenen sächsisch-französischen Heeresabteilungen, den Ritter von Sachsen und den General Polastron zu einer Verabredung über Zeit und Ort ihrer Vereinigung beschieden hatte, und erreichte am 28. Januar Olmütz.

¹⁾ Histoire de mon temps (1746), p. 249.

²⁾ Österr. militär. Zeitschr. 1827. 4. 47.

Fünftes Kapitel.

Friedrichs politische Absichten und der Friedensbote des Großherzogs.

Als Friedrich seinen mährischen Feldzug unternahm, war die Lage der kriegsführenden Armeen in Böhmen folgende. Die österreichische Hauptarmee, in deren Kommando der Schwager der Königin, Herzog Karl von Lothringen, seinen Bruder abgelöst hatte, stand im südlichen Böhmen in einem Dreiecke, dessen Grundlage eine Linie von dem festen Budweis an der oberen Moldau nach Neuhaus, unfern der mährischen Grenze, bildete, und dessen Spitze der nördlichste Punkt des nach Norden gekrümmten Laufes der Luschnitz bei Tabor bildete, während von Neuhaus nordöstlich bis nach Iglau und Mähren die Quartiere des Lobkowitzischen Corps reichten. Im Süden in Oesterreich hielt Khevenhüller ein französisches Corps unter Graf Ségur in Linz eingeschlossen, und seine Truppen streiften dann weithin durch Bayern. Dagegen stand moldau-abwärts auf der linken Seite dieses Flusses bei Pisek in dem spitzen Winkel, den hier die der Moldau zufließende Wottawa bildet, Marschall Broglie mit dem, was einst das Gros der alliirten Armee gewesen war, was aber jetzt, nachdem Krankheiten und Gefechte das Heer hatten zusammenschmelzen lassen, nachdem die Besatzung von Prag abgegangen und bayerische Truppen zur Beschirmung des Landes gegen Khevenhüller detachirt worden, auf etwas über 11,000 Mann zusammengeschmolzen, kaum halb so viel Truppen zählte, wie der Gegner. Weit von ihm entfernt, nach Osten resp. Nordosten, standen den Lobkowitzischen Scharen gegenüber die Sachsen und Polastron an der oberen Sazawa zwischen Deutschbrod und Polna an der mährischen Grenze, und hinter ihnen das preussische Corps des Erbprinzen von Anhalt.

Die Lage der Verbündeten war in keiner Weise günstig, und während sie gar nicht daran denken konnten, das Heer des Gegners in dessen festen Stellungen anzugreifen, breitete sich dieser in Bayern mehr und mehr aus und drohte, das Corps Ségurs in Linz zur Niederlegung der Waffen zu nöthigen. Ein Succurs von französischer Seite stand erst in ferner Aussicht, helfen konnte hier allein der König von Preußen.

Des Kurfürsten von Bayern Angstraf hatte ja nun auch den König in Bewegung gebracht, und von dem dem Kurfürsten sehr wohlgefinnten Schmettau

rührte ja, wie wir wissen, eigentlich der Gedanke einer Diverſion gegen Jglau her, welche das mährische Corps Schwerins auszuführen haben sollte.

Es war nun doch etwas anderes, was der König aus diesem Gedanken gemacht hatte. Die Diverſion Schwerins gegen Jglau konnte im Interesse der Bayern und Franzosen nur erwünscht sein; kam jedoch ein größeres Unternehmen von dieser Seite in Frage, bei dem man noch die Sachsen und Polastron dazunehmen genötigt war, so lag doch die Frage nahe, warum man denn mit dieser größeren Macht nicht dem Feinde direkt auf den Leib gehen, Neuhaus nehmen, Ségur befreien, die Donau wieder gewinnen wolle. Wozu jetzt diese große Macht auf der östlichen Seite des Kriegstheaters konzentrieren, während auf der westlichen die eigentliche Gefahr lag, an der Donau, in Bayern, und nicht zum kleinsten Teile auch für Broglie?

Zu der That werden wir es doch nicht schlecht hin auf dessen Eigensinn und seinen Haß gegen den König von Preußen schieben können, wenn er über den Plan des letzteren in Verzweiflung geriet.

Er hatte von dem Augenblicke an, wo er den Oberbefehl übernommen, die Lage der Dinge äußerst trüb angesehen, und weit entfernt, mit der Einnahme von Prag die Sache als entschieden zu erachten, fürchtete er vielmehr, daß im damaligen Augenblicke die kleinste Schlappe geradezu verhängnisvoll werden könne, die Situation erinnere sehr an die vor der Schlacht bei Höchstädt, die er ja einst auch durchgemacht ¹⁾, nur die größte Vorsicht und Bedachtsamkeit könne hier schwereren Schaden verhüten. Das größte Unglück erblickt er in der Verteilung der alliierten Streitkräfte der konzentrierten Stellung des Feindes gegenüber, der es ganz in seiner Macht habe, sich auf einen der Heeresteile der Verbündeten zu werfen, sicher immer da auch mit Übermacht auftreten zu können. Er selbst mit den 11,600 Mann, auf welche sein Heer nach dem Abzuge der Bayern zusammengesmolzen ist ²⁾, sieht sich dem ungleich stärkeren Feinde gegenüber zur Unthätigkeit verurteilt, und ein Erfolg kann nach seiner Meinung nur dann erzielt werden, wenn Polastron, die Sachsen, Prinz Leopold und Schwerin sich zu einem gemeinsamen Angriffe auf die Oesterreicher verbinden, in welchem Falle er dann auch seinerseits mit allen Kräften vorgehen will ³⁾. Zu einem solchen konzentrierten Angriffe soll Polastron die Preußen und Sachsen bewegen ⁴⁾, und in einem solchen erblickte er auch das einzige ihm zugebote stehende Mittel, um die unter Ségur und Minuzzi in Linz eingeschlossenen französisch-bayerischen Truppen zu entsetzen, worauf Belleisle eifrig hindrängt ⁵⁾. Wenn er dann von einem möglichen Eingreifen des Königs von Preußen hört, so zeigt er sich erfreut darüber, jedoch immer unter der Voraussetzung, daß dieser nun eben zu dem gemeinsamen Angriffe auf Neuhaus die Hand bieten wolle; dagegen scheint es doch, als habe er von dem ersten Augenblicke an, wo er gehört, daß die Preußen in Mähren vorzugehen und die Sachsen dorthin zu ziehen gedächten, sich entschieden dagegen erklärt ⁶⁾.

1) An den Kardinal, den 4. Januar; Campagne des Maréchaux III, 144.

2) An Breteuil, den 9. Januar; ebd. S. 155.

3) An Belleisle, den 5. Januar; ebd. S. 169.

4) Den 5. Januar; ebd. S. 171.

5) Den 8. Januar; ebd. S. 220. Antwort Broglies vom 14. Januar, S. 226.

An Polastron, den 17. Januar; ebd. S. 217. Hier ist der Text, wie hier

nat fürchtete Broglie, wenn die Sachsen, die ihm schon jetzt viel en hatten, noch weiter nach Osten gezogen werden sollten, von in überlegenen Feinde nicht nur das Schlimmste für sich selbst, ir Prag, wohin den Österreichern dann der Weg offen stände. ch schwer, zu behaupten, daß derartige Besorgnisse übertrieben , namentlich wenn wir daran denken, wie dringend nachmals österreichischen Befehlshaber Browne angeraten hat, sich zu n schwachen Broglie zu werfen und diesen durch die Übermacht io dann die Sachsen von selbst Mähren räumen würden ¹⁾).

ist so viel gewiß, daß Broglie von dem ganzen mährischen igs von Preußen nichts wissen wollte, vielmehr an Séchelles 1. Januar ein direktes Verbot sandte, zur Unterstützung der und zu bieten ²⁾), und, als es sich herausstellte, daß das Verbot i heftigem Zorne denselben für alles, was daraus folge, ver- ichte ³⁾), um so mehr, da der König in Prag auch schon von ng Brünns, also einer noch weiter nach Osten hin gerichteten prochen hatte, wie denn derselbe auch Brühl gegenüber eine ihrens für den Kurfürsten von Sachsen von der Eroberung gig gemacht hatte ⁴⁾).

ja wohl richtig sein, daß zur Befreiung Bayerns von den in Zug gegen Neuhaus und Budweis ein ungleich sichereres i wäre, als das, was Friedrich unternahm, und noch bei dem andskron hatte Polastron dem Könige vorgestellt, ob es nicht den Fall, daß die Besetzung von Jglau doch nicht den vom gesetzten Erfolg habe, daß nämlich das feindliche Heer hinter fginge, sich empfehlen könnte, dann gegen Neuhaus und Bud- n, zu welchem Angriff Broglie von der anderen Seite de. Doch der König hatte das rund abgewiesen: „Ich will uhaus marschieren, das ist eine ausgefogene Gegend, man

en Stellen der hier abgedruckten Schreiben der Fall ist, unzweifel- in der entscheidenden Stelle muß es offenbar heißen: „que si les , et si les Saxons“. Valori (Mémoires I, 142. 143) beschuldigt Br. recht, plötzlich infolge der Aufreizung des Grafen Moritz von Sachsen über das Projekt des Königs von Preußen geändert zu haben. Aller- vir den Brief Broglies vom 19. Januar 1742 (an diesem Datum sibilität auf den Brief Valoris vom 27. Januar in der Campagne en müssen, obwohl statt dessen ebd. S. 289, und ebenso in den Mé- ri II, 249 wiederholt irrtümlich der 9^{te} angegeben ist), auf welchen diesem Vorwurf beruft, nicht in seinem vollen Wortlaute; aber die orrespondenz Broglies, wie sie uns in jenem Werke vorliegt, macht hrscheinlich, daß, wie er selbst zu seiner Verteidigung anführt (Cam- , er des Königs Projekt nur so lange gebilligt, als er geglaubt habe, on Jglau aus gegen Neuhaus gehen.

litätär. Zeitschr. 1827, 4. 54.

47. Vgl. dazu den Brief Broglies an Séchelles vom 30. Januar; III. 333.

rig von Sachsen an Rutowski, den 29. Januar 1742; bei Bisthum aurice comte de Saxe, p. 418. Valori klagt, Broglie habe ihn als id Séchelles als einen Schurken behandelt; Mémoires I, 144.

II, den 25. Januar; Polit. Korresp. I, 19.

würde dort keine Substanzmittel haben, und ich mag nicht die Armee ruinieren.“¹⁾

Aber es waren doch nicht allein diese militärischen Gesichtspunkte, welche den König so fest auf seinem Plane bestehen ließen; politische Rücksichten wirkten dabei in hohem Maße mit. Friedrich fühlte sich doch seiner französischen Verbündeten und des Kardinals Fleury sehr wenig sicher und fürchtete ernstlich, daß dieser hinter seinem Rücken, wo nicht auf seine Kosten, mit Oesterreich Frieden schliesse. Es waren mancherlei Anzeichen vorhanden, welche solche Befürchtung wohlbegründet erscheinen lassen konnten. Eben damals schien die Partei Velleisles, welche den ganzen Krieg dem Kardinal in gewisser Weise über den Kopf genommen hatte, vollständig unterliegen zu sollen.

„Velleisles“, schrieb am 4. Oktober Graf Moriz von Sachsen an den Grafen Brühl²⁾, „hat den kürzeren gezogen in Paris und am Hofe. Der Kardinal und der König haben sich nach dieser Seite hin sehr bestimmt erklärt. Ich habe nicht wenig dazu beigetragen, ihm die Larve abzureißen, und der Kardinal hat gesagt, ich hätte ihn abgemalt in allen Farben, Velleisles Manöver seien nach dem Geschmacke der neuen Kochkunst, aber das sei nicht der seinige.“ Velleisles Bruder solle gegenwärtig in Paris den Oberbefehl des Königs von Preußen über alle Truppen der Alliierten in Deutschland durchsetzen, aber er werde nicht zum Ziele kommen. Er habe manche Anzeichen dafür, daß der Kardinal nur auf eine gute Gelegenheit warte, um einen Frieden zu schließen, dessen Kosten der neuerwählte Kaiser zu tragen haben werde.

Friedrich wußte von diesen Intriguen, und daß die Abberufung des Marschalls Velleisles mit ihnen in Verbindung stand. Er kannte auch die Absicht des Kardinals, durch Begünstigung Sachsens ihn niederzuhalten. Gegen diese Eventualitäten schien ihn nun sein Unternehmen schützen zu können.

Es sah schlimm genug aus mit den Kriegserfolgen der Verbündeten. Ehe Friedrich nach Olmütz kam, erreichten ihn bereits neue Hiobsposten von dieser Seite her. Am 17. Januar war Graf Töring bei einem tollkühnen Unternehmen auf die kleine Grenzfeste Scharding kläglich gescheitert, und am 23. Januar hatte Graf Ségur in Linz, obwohl das an diesem Tage erst begonnene Bombardement wenig Schaden angerichtet hatte, geschreckt durch die Anzündung der Vorstädte, eine Kapitulation unterzeichnet, welche seinem Corps von ungefähr 10,000 Mann (8400 Fußvolk, 1500 Reiter), zwar freien Abzug sicherte, aber dasselbe verpflichtete, ein Jahr lang nicht gegen Truppen der Königin von Ungarn zu fechten; und am Tage darauf fiel auch Passau in die Hände der Oesterreicher. Wie übel es mit Broglies Macht ausfiel, wissen wir bereits, und so war es dahin gekommen, daß von den Streitkräften der Alliierten nur noch das, was Friedrich in seinem Lager hatte, den Namen eines Heeres verdiente³⁾. Unter solchen Umständen, urteilt

¹⁾ Bericht des Ritters von Sachsen; bei Vitzthum a. a. D., S. 426.

²⁾ Vitzthum a. a. D., S. 430.

³⁾ So schreibt der König an den Kurfürsten von Sachsen, den 20. Januar; Polit. Korresp. II, 21.

Friedrich, kann Frankreich mit all seiner Macht mich nicht anführen ¹⁾, noch den Frieden anders, als ich will, abschließen — sie müssen auf mich Rücksicht nehmen ²⁾.

Vor allem schien es ihm bedeutungsvoll, daß er die Sachsen in seiner Hand hatte. Als man in Dresden bei der Expedition Besorgnis geäußert hatte vor einem möglichen Angriffe der Oesterreicher auf Sachsen selbst, hatte er versichert, daß das Corps des Fürsten von Anhalt, das, in Quartiere zerstreut, jetzt wieder gesammelt werden sollte, jeden Augenblick zur Verfügung des Königs von Polen stehen würde.

Daß diese 30,000 Mann Anhalts ebensowohl wie zum Schutze der Sachsen auch dazu dienen konnten, dieselben in Abhängigkeit zu halten, verstand sich von selbst, und wenn jetzt der König die Heeresmacht der Sachsen unter seinem Befehl hatte und im Hintergrunde jene 30,000, war von dieser Seite kaum etwas mehr für ihn zu fürchten. Die Hauptkarte, welche der Cardinal gegen ihn auszuspielen Lust zu haben schien, war ihm entwunden.

Und nachdem nun der König in Dresden die erstaunliche „Timidität“ der Sachsen nicht ohne Verwunderung kennen gelernt hatte ³⁾, rechnete er auch darauf, sie dauernd an sich fesseln zu können; „mein großer Zweck ist“, schreibt er an Podewils, „die Sachsen nicht mehr aus meiner Hand zu lassen“, und wenige Tage später teilt sein Kabinettsrat Eichel dem Minister mit, des Königs Intention sei, „sich mit dem sächsischen Hofe mehr und mehr zu accochieren, um auf alle Fälle imstande zu sein, sich eines fourrierten Friedens ohnerachtet soutenieren zu können“ ⁴⁾.

Ja, er nahm sogar nicht Anstand, die Sachsen etwas in seine Karten sehen zu lassen und ihnen die Perspektive zu eröffnen, im Bunde mit ihm eine Stellung sich zu erkämpfen, welche sie unabhängig machte von dem guten Willen, wie von dem Kriegsglücke der Franzosen; wenigstens berichtet der Ritter von Sachsen, der König habe ihn in Landskron nach dem Diner in eine Fensternische gezogen und ihm da unter anderem gesagt: „Ich bin sehr zufrieden mit dem Könige von Polen, Ihrem Herrn, ich glaube, er ist es auch mit mir und wird es in der Folge noch mehr sein. Wir müssen fest zusammenhalten. Mögen die Franzosen in Bayern den Krieg führen, dort Fehler machen und sich Schläge holen, wir haben nichts zu fürchten, ich werde mit den Truppen Ihres Herrn 15,000 Mann und einige Tausend Husaren vereinen und habe noch 7000 Mann hinter mir, um sie im Nothfall heranziehen zu können, und auf diese Weise werden wir immer stark und dem Feinde überlegen sein, und wenn es nötig wäre, könnte ich noch im Frühling 30,000 Mann aus Schlessien marschieren lassen, ohne daß das den Fürsten von Anhalt hinderte, zur Hilfe des Königs von Polen ein anderes Corps von 30,000 Mann heranzuführen.“ ⁵⁾

Der König habe dies, berichtet der Graf, mit lebhaftem Gesichtsausdruck und Geberdenspiel und in einer Weise gesprochen, daß es ganz unmöglich sei,

¹⁾ „me leurrer“.

²⁾ An Podewils, den 30. Januar; Polst. Korresp. II, 24.

³⁾ Ebd.

⁴⁾ Ebd.

⁵⁾ Bightum, S. 427.

nicht an die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung zu glauben. Und noch von Landskron aus schreibt Friedrich dem Könige von Polen: „Die Sicherheit Ew. Majestät und Ihrer Allierten stützt sich gegenwärtig einzig und allein auf unser vereinigtes Corps. Die Franzosen sind schwächer, als ich hätte denken können, und den Namen einer Armee verdient nur noch das Corps, welches ich zusammenbringe.“¹⁾ Den Grafen Brühl gedenkt Friedrich dadurch sich zu „attachieren“, daß er ihm vom Kaiser die Würde eines Reichsfürsten verschafft, um „seine außergewöhnlichen Verdienste zu belohnen“²⁾.

Allerdings konnte ja niemand voraussagen, wie lange die Konstellation dauern würde, und so schien es unter allen Umständen rätlich, daß der König, so lange er die Situation beherrschte, nun auch einen Abschluß derselben seinem Sinne entsprechend herbeiführte und die allgemeine Pacifikation in Angriff nahm.

Ungefähr um diese Zeit hatte Podewils eine Denkschrift über den Frieden ausgearbeitet und die Vorfrage, ob man lieber einen Separatfrieden mit Oesterreich abschließen oder auch den Verbündeten Erwerbungen sichern sollte, dahin beantwortet, daß das letztere anständiger und sicherer sei; doch mußte der König ein Programm aufstellen und dessen Annahme von den Verbündeten verlangen unter der Drohung, sonst nicht mehr an den Dingen sich beteiligen zu wollen. Das Programm modifizierte den Teilungsvertrag vom September 1741 insoweit, daß es von den Ländern, über welche man in diesem verfügt hatte, ganz Oesterreich und Tirol der Königin von Ungarn lassen und dafür Bayern durch die zu säkularisierenden Bistümer Passau, Augsburg, Freising und die zu mediatisierenden Reichsstädte Ulm, Augsburg und Regensburg entschädigen wollte. Frankreich sollte Luxemburg mit geschleifter Befestigung und Mönspelgard erhalten, für welches letztere Württemberg durch ein Stück vom Breisgau entschädigt werden sollte. Dem spanischen Infanten Don Philipp war Parma und Piacenza zugedacht. Eine mögliche Ausdehnung des preussischen Anteils war insoweit nicht ausgeschlossen, als für Sachsen in Aussicht genommen war Mähren und von Oberschlesien so viel, als der König von Preußen nicht haben, mit anderen Worten, als dieser jenem zu lassen für gut finden wird³⁾. Bezüglich Oesterreichs urteilt Podewils, dasselbe werde im Besitze von Ungarn, Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tirol, Mantua, Mailand (vorbehaltenlich einer Entschädigung für Sardinien) immer noch eine sehr respectable Macht bilden.

Die Denkschrift hatte ihre Hauptbedeutung darin, daß hier zuerst Säkularisationen und Mediatisierungen von kleineren Reichsgliedern vorgeschlagen wurden, ein Auskunftsmitglied, das dann immer von neuem aufs Tapet kam. Eine Äußerung des Königs über diese Vorschläge liegt nicht vor, aber in

¹⁾ Den 28. Januar; Polit. Korresp. II, 21.

²⁾ An den preussischen Gesandten v. Ammon in Dresden vom 2. Februar: ebd. S. 27.

³⁾ Die undatierte Denkschrift hat sich im Geheimen Staatsarchiv verschoben, so daß ich sie nicht einsehen konnte. Wenn ich trotzdem etwas ausführlicher über dieselbe berichten konnte, als dies bei Droysen, S. 398, Anm. 2, geschieht, so verdanke ich dies der ausnehmenden Freundlichkeit des berühmten Historikers, der mir sein Excerpt gütigst zusandte.

Truppen auszudehnen.“¹⁾ Doch auch dies lag wenig in den Wünschen der Sachsen, daß der König von Preußen die ihnen bestimmte Provinz Mähren ausschließlich besetzte und ausfog.

So konnte es schließlich wohl auch in Dresden fraglich werden, ob nicht am Ende ein Zug nach Mähren eine geeignete Verwendung für das sächsische Heer sei, und es mochte doch etwas Überzeugendes in dem Argumente liegen, welches König Friedrich wiederholt betonte, daß König August niemals Mähren haben würde, wenn er nicht die Mühe auf sich nähme, es zu erobern.

Allerdings waren bei Brühl, ebenso wie bei dem Grafen Moritz von Sachsen, der für seine kurländischen Pläne in Friedrich einen Gegner witterte, Abneigung und Haß groß genug, um allen praktischen Gründen die Wage zu halten, und es wäre doch vielleicht auch am zweiten Tage zu keiner definitiven Entscheidung gekommen, sondern man hätte die Sache hinzuschieben und so allmählich tot zu machen gesucht, hätte nicht Friedrich sich an eben dem Tage noch einen Bundesgenossen gewonnen, mächtig genug, um selbst mit Brühl in die Schranken zu treten.

Der König hatte erst gegen 1 Uhr den Maskenball verlassen, aber schon früh um 7 Uhr saß der vielvermögende Beichtvater der Königin, der Jesuitenpater Guarini, der ihm schon am Tage vorher einen kurzen Besuch abgestattet, an dem Frühstückstische des Königs, der den von Eitelkeit nicht freien Priester durch die äußerste Liebenswürdigkeit für sich zu gewinnen wußte und namentlich durch die Erklärung förderte, er würde niemanden lieber als ihm den schließlichen Erfolg seiner Dresdener Reise verdanken. Guarini beeilte sich, den Dank des Königs sich zu verdienen, indem er ihm in die letzte Konferenz mit Graf Brühl und dem Grafen von Sachsen die Zustimmung Friedrich Augusts brachte. Der König hatte hier noch einmal seine Forderung bestimmter präcisirt. Die Sachsen sollten mit ihm vereinigt Iglau unweit der mährisch-böhmischen Grenze besetzen und sodann als sein rechter Flügel südöstlich gegen Südböhmen vorgehen, um so die feindlichen Heere, die fürchten mußten, von Wien und Niederösterreich abgeschnitten zu werden, aus Böhmen herauszumandrieren. Aber er war bereit, die Konzeßion zu machen, daß, wenn die Sachsen nach der Besetzung Iglaus aus irgendwelchem Grunde nicht weiter ihm folgen wollten, dies ihnen freistehen solle, in welchem Falle er allein mit seinen Truppen gegen die Taha, den Grenzfluß Niederösterreichs und Mährens, vorzugehen gedente, unter der Voraussetzung, daß die Sachsen, bei Iglau stehend, seine rechte Flanke deckten. Lebensmittel zur Verpflegung der Sachsen für die ersten vier bis fünf Tage, bis man in den Quartieren der Feinde sich auf Requisitionen werde verlassen können, verspreche er zu schaffen. Weise man aber seinen Vorschlag ganz und gar zurück, so verlange er, daß darüber ein Protokoll aufgenommen werde, damit seine Alliierten sähen, aus welchen Gründen man auf seine eigenmüßigen Vorschläge einzugehen verschmäht habe²⁾.

Es war für Brühl kaum noch möglich, zu widerstehen; die beiden franzzö-

1) Der hannöversische Gesandte versichert, einen Teil der Unterhaltung mit Ru-
wen selbst gehört zu haben; bei Grünhagen, S. 230.

2) Schmettaus Bericht; Polit. korresp. II, 18.

hören wollte, da der König von Preußen solch ein Entgegenkommen nicht verdiene, vielmehr wahrscheinlich schlechten Gebrauch davon machen werde, so gab sie doch bald nach und verlangte nur, der Großherzog solle sich in seinem, dem Unterhändler mitzugebenden Briefe nicht demütigen, vielmehr die Erfolge Khevenhüllers zum Ausgangspunkte nehmen ¹⁾.

An ihren Schwager Karl von Lothringen aber schreibt sie in jenen Tagen: „Obwohlen von diesem Könige nicht leicht was Leidentliches anzuhoffen ist, beschiehet annoch von mir der äußerste Versuch, um ihn herbeizubringen nicht so viel in der Hoffnung etwas zu richten, als um beide Seemächte zu überzeugen, daß an mir dessen Zuwegbringung nicht gehaftet habe.“ ²⁾

Der Großherzog hatte zu der Mission seinen früheren Erzieher, Baron Pfütschner, ausersehen, der einst in seiner Begleitung längere Zeit in Berlin verweilt hatte und bei dieser Gelegenheit auch dem Könige bekannt geworden war. Der Bericht, welchen der Baron über seine Sendung erstattet ³⁾, verdient nähere Betrachtung schon um der eingehenden Äußerungen willen, welche König Friedrich bei dieser Gelegenheit über die ganze Situation that.

Es war das erste Mal, seit König Friedrich die schlesischen Grenzen überschritten, daß ein österreichischer Unterhändler den Weg in das preussische Hauptquartier fand.

Pfütschner, am 4. Februar des Morgens in Olmütz angekommen, ward, so wie er sich bei dem Adjutanten, Grafen Wartensleben, gemeldet, zum Könige beschieden. Die Treppe hinaufsteigend, begegnete er dem General Schmettau, der ihm zulüftete, er habe seiner Sendung nach Kräften vorgearbeitet.

Man führte den Gesandten in ein Zimmer, wo der König in einer Con-
tache an einem großen mit Papieren bedeckten Tische saß, bei des Gesandten Eintritte aber aufstand und demselben zwei Schritte entgegenkam mit den Worten: „Monsieur, ich freue mich, Sie zu sehen; kommen Sie, wir müssen im Vertrauen sprechen“, worauf er ihn in das anstoßende Kabinett führte und dort in einer anderthalbstündigen Audienz so viel zu ihm sprach, daß der Gesandte sich außerstande erklärt, die Unterhaltung wörtlich zu berichten und sich mit einer Wiedergabe des wesentlichsten Inhalts begnügen zu müssen glaubt. Pfütschner beginnt im Auftrage des Großherzogs, ihm eine Allianz mit der Königin anzutragen, da ihre vereinigten Truppen imstande sein würden, gegen alle Welt stand zu halten; Friedrich möge selbst den Minister der Königin bezeichnen, mit welchem er das Nähere verhandeln wolle.

Der König erwidert:

„Mein Lieber, lassen Sie uns offen sprechen, der Großherzog kann nicht verlangen, daß ich eine so mächtige Allianz verlasse, um eine mit der Königin zu schließen, die so geschwächt ist, daß sie die letzten Anstrengungen, welche sie gegenwärtig gegen meine Alliierten macht, nicht wird durchführen können. Sie hat keine Freunde mehr, keine Bundesgenossen, keine Hilfsquellen, — das wenige Geld, welches ihr die Engländer geliefert haben,

¹⁾ Arneth II, 468, Anm. 11.

²⁾ Vom 27. Januar in Brownes Memoire über den österreichischen Erbfolgekrieg. Abschrift im Breslauer St.-A. I f. 69.

³⁾ Vollständig mitgeteilt bei Arneth II, 468.

Pfüttschner wandte hiergegen ein, es wäre das allerdings sehr schlimm, aber eigentlich hätte doch ganz Europa ein Interesse daran, die Königin nicht außerstand zu setzen, diesen für die ganze Christenheit furchtbaren Feind aufhalten zu können.

„Das Land Osterreich“, fährt der König fort, „ist noch ein schönes und gutes Land, und schließlich wird die Königin, wenn sie ihren Frieden gemacht hat, Alliierte finden, die ihr Beistand leisten werden; ich selbst werde eine Allianz mit ihr eingehen. — Niemand kann den inneren Zusammenhang der Staatsaffären besser kennen als ich, ich habe Anteil und Kenntnis von allen Unterhandlungen, die jetzt in Europa spielen, — aber glauben Sie wirklich, daß unter diesen für die Königin so gefährlichen Umständen jemand mir raten könnte, meine Alliierten zu verlassen und gegen sie eine Allianz mit der Königin zu schließen, gegen Frankreich Krieg zu führen, nachdem ihr Einmarsch in das Reich und in Bayern durch mich eingeleitet und entschieden worden ist? — was würde man von mir sagen? Ich sage Ihnen ehrlich, daß ich das in keinem Falle thun werde. Für mich verlange ich nichts weiter als die Citadelle von Glatz; und man sollte mich wegen der auf Schlesien haftenden Schulden nicht schitanieren; die wird, glaube ich, niemand bezahlen.“

Pfüttschner führt dagegen das Völkerrecht an und das Beispiel des Großherzogs, der mit Toscana eine Schuldenlast von 34 Millionen Francs übernehmen müssen; aber der König wies das Beispiel mit der Bemerkung zurück, daß der damalige Tausch ein gezwungener gewesen, und fuhr fort: „Sehen Sie, ich führe Krieg, ohne daß es mich etwas kostet; aber ich wäre sehr froh, wenn es zum Frieden käme, nur müßte derselbe auch meine Alliierten einschließen und auch dem Reiche Ruhe bringen, da sonst noch sehr traurige und unerwünschte Folgen aus dem Ganzen entstehen könnten. Sie kennen ohne Zweifel den Teilungsplan, welcher Sachsen außer Mähren und Oberschlesien ein Stück Osterreich, genannt Obermanhartsberg, zuwenden will; Frankreich hatte sogar Ideen, auch über den Rest von Osterreich zu verfügen und so der Königin alle ihre deutschen Lande zu nehmen: ich habe das gehindert. Spanien hat sich mit mir verbünden und mich veranlassen wollen, den Krieg fortzusetzen, während es die Königin in Italien bekriegen wollte; ich habe abgelehnt, ich will, daß die Königin eine Macht bleibe, mit der man eine Allianz schließen könne, ich habe selbst ein Interesse daran; aber nehmen Sie es als Maxime oder Prinzip an, von dem ich um keinen Preis abgehen werde, daß ich sie nicht als Nachbarin haben will, denn früher oder später würde man die erste günstig scheinende Gelegenheit benutzen, über mich herzufallen und mir meine Erwerbungen wieder abzunehmen.“

Auf Versicherungen Pfüttschners, betreffend die bindende Kraft feierlicher Zusage und die gewissenhafte Beobachtung geschlossener Verträge fällt der König ein: „Nein, mein Lieber, so machen die Fürsten nicht Politik und sollen es auch nicht, und bis jetzt haben der Wiener Hof und sein Ministerium nicht für sehr skrupulös bezüglich ihres gegebenen Wortes gegolten, und das Haus Osterreich hat es oft verstanden, Gelegenheiten auf Kosten seiner Vertragstreue zu benutzen. — Wenigstens würde ich mich nicht darauf verlassen und habe Ihnen bereits gesagt, daß ich das Haus Osterreich zum Nachbar haben weder will noch kann, — doch wünsche ich, daß dies Haus nicht so erniedrigt und geschwächt werde, wie man in dem Teilungsvertrage projektiert

hatte; ich wünschte, daß die Königin ganz Oesterreich, Tirol und einen Theil von Mähren neben ihrem Königreiche Ungarn behalten könnte. Dazu möchte ich ihr helfen, und ich habe nur diese einzige Gelegenheit, ihr einen Gefallen zu thun und alle Dinge zu dem guten System zurückzuführen, wo sie sein sollten; — ich werde es vermögen, wenn man auf die Ratschläge hören will, welche ich aus Freundschaft für die Königin und den Großherzog Ihnen geben werde. Die Königin muß ohne Zeitverlust den Alliierten, Bayern, Sachsen und mir, Friedensvorschläge machen, jedem besonders aber zu der nämlichen Zeit, sie muß in den sauren Apfel beißen, muß Bayern Böhmen, und den Sachsen ein Stück Mähren mit Oberschlesien anbieten, welches letztere ein Land ist, das der Königin wenig einbringt; was mich anbetrifft, so verlange ich außer der Citadelle von Glatz nichts weiter. Sachsen habe ich in der Tasche, es wird thun, was ich will, und ich kann beinahe dafür bürgen, daß der Kaiser sich mit Böhmen begnügen wird. Die Königin wird anfänglich weniger bieten, als sie aus Friedensliebe und um der Ruhe des Reichs willen geben will, mir gegenüber wird man sich noch wegen der Grafschaft Glatz und des jenseitigen Ufers der Neiße sperren können, dann wird die Unterhandlung in Gang kommen, und man wird es zu einem Waffenstillstand bringen, die Alliierten werden einander die ihnen gemachten Vorschläge mittheilen, und wenn sie vernünftig sind, werde ich sie unter der Hand annehmen lassen oder von der Allianz zurücktreten. Das ist das einzige Mittel, was ich finde, wie ich, ohne hervorzutreten, in etwas der Königin zuhülfe kommen und dem Großherzog einen Gefallen thun kann. Es wird nötig sein, daß der Großherzog mir die anfänglichen, bloß zur Einleitung der Unterhandlung bestimmten Vorschläge und zugleich auch die Zugeständnisse mittheile, zu welchen die Königin sich schließlich verstehen wird. — Sie dürfen nicht wieder hierherkommen, noch auch der Großherzog mir schreiben, das macht von vornherein zu viel Lärm; sehen Sie zu, ob durch eine dritte der Königin ergebene und im Punkte der Verschwiegenheit zuverlässige Person mir der Großherzog mündlich sagen lassen kann, was er mich will wissen lassen. Es giebt hier einen gewissen Priester Namens Giannini, den ich als einen redlichen Menschen kenne und welcher mir der Mann dafür zu sein scheint; kennen Sie ihn?"

Pfätschner erklärt, den Kanonikus vor zehn Jahren kennen gelernt und sonst Gutes von ihm gehört zu haben. Darauf fährt der König fort: „Ich gehe nicht nach Brünn und werde nicht hingehen, der Großherzog darf sich nicht um das kümmern, was ich thue; gegenwärtig handelt es sich darum, den Fürsten Lobkowitz aus dem Winkel, den er einnimmt, zu delogieren und daß die Sachsen dort Quartier nehmen. Sie sehen, daß ich offen und ehrlich spreche; sagen Sie mir nun, was Sie von dem eben Vernommenen denken.“

Der Gesandte erklärt vorsichtig, man werde dankbar sein für die Beweise von Wohlwollen, doch zweifelte er, ob die Vorschläge ganz nach dem Geschmacke der Königin sein würden, und wenn es dem König darauf ankäme, um die Königin nicht zur Nachbarin zu haben, eine Visièrre aus den Besitzungen anderer Fürsten herzustellen, ließe sich das wohl machen, ohne daß die Königin gezwungen würde, ganz Böhmen an Bayern und einen großen Theil Mährens sowie ganz Oberschlesien an Sachsen abzutreten.

„Nun gut“, sagte der König, „möge man nur die Propositionen zum Beginne der Unterhandlung machen, man wird schon in der Folge sehen, wie man

am besten davonkommen kann. Ich liebe und achte den Großherzog, aber in Sachen der Politik darf Freundschaft nicht den Ausschlag geben, — schon seit einigen Tagen habe ich um der Freundschaft willen hin- und hergesonnen, wie ich ihm im geheimen und in der Stille das zustecken könnte, was ich Ihnen eröffnet habe. Sie sind unerwartet angekommen, aber sehr zu gelegener Zeit; Sie werden Ihrem Herrn getreulich berichten, was ich Ihnen gesagt habe. Wenn er meine Ratschläge befolgt, wird die Königin vielleicht auch noch die Niederlande und ihre italienischen Lande retten können, weil sie dort ihre Kräfte wird gebrauchen können. Ich hoffe übrigens, daß man an Ihrem Hofe von meinen Eröffnungen keinen üblen Gebrauch machen und sich derselben nicht bei anderen Mächten gegen mich bedienen wird. Gesähe das, hol's der Teufel, würde ich selbst die Brandfackel bis nach Wien tragen.“

Der König sagte das mit heftiger Erregung, — Pfüttschner sucht ihn dadurch zu beschwichtigen, daß er hinwirft, man schöbe viele Dinge der Königin und dem Großherzoge ganz mit Unrecht in die Schuhe; aber Friedrich erinnert ihn daran, daß er den Brief der Kaiserin Amalie an den Kurfürsten von Bayern (die Nachricht vom Schnellendorfer Vertrage) im Originale gesehen habe. „Ihr könnt kein Geheimnis bewahren, und Frankreich weiß genau, was vorgeht, bis in das innere Kabinett der Königin.“

Der Gesandte giebt zu, daß Frankreich zahlreiche Spione halte, dieselben schrieben dann keck verschiedene Dinge in die Welt, die sie zum größten Theile bloß erraten hätten, mit denen sie aber dann doch zuweilen die Wahrheit träfen, ohne daß jemand ihnen etwas verraten hätte.

Man verabredet dann, wie man über die Audienz Pfüttschners das Publikum täuschen wolle, — der letztere hat einen Paß zur Reise nach Teichen erhalten und will nun austreuen, er habe wegen der Winterquartiere der Preußen zu verhandeln gehabt. Der König wünscht nun auch, daß er zum schlesischen Thore hinausfahre und dann erst um die Stadt herum wieder auf den Weg nach Brünn gelange. Er solle auch davon sprechen, daß der König in Abrede gestellt habe, selbst etwas von Mähren zu beanspruchen, es wäre erwünscht, wenn das unter dem Adel des Landes bekannt würde. Auch solle Pfüttschner mit Giannini anknüpfen und nachdenken, wie man an den letzteren des Großherzogs Antwort gelangen lassen könne. Der Oesterreicher schien geneigt, das für verfrüht zu halten, da man doch vorher wissen möchte, ob und inwieweit sein Hof auf des Königs Propositionen würde eingehen wollen, aber der König bleibt dabei: „Nein, ich erwarte zum mindesten eine prompte Antwort des Großherzogs auf Ihren Bericht, und diese kann bereits durch die Hände und den Mund Gianninis gehen, deshalb ist es notwendig, daß Sie zu ihm vor Ihrer Abreise sprechen.“

Pfüttschner berichtet dann noch von dem Wunsche des Großherzogs, den König am dritten Orte irgend in der Nachbarschaft zu sprechen, aber dieser meint lächelnd, dazu sei es jetzt noch nicht an der Zeit; wenn die Angelegenheiten erst geordnet seien, werde er sich ein Vergnügen daraus machen, den Großherzog zu besuchen, und wenn es in Wien wäre.

An demselben Tage speißt Giannini mit dem Bischofe bei dem Könige und erhält von diesem eine Einladung ins Hauptquartier, welche ihn in großer Gelegenheit setzt, da er fürchtet, daß der König von ihm irgendwelche Auskünfte über Land und Leute in Mähren verlangen könnte. Er ist angenehm

enttäuscht, als Pfüttschner, der ihn dann noch aussucht, ihm den Zusammenhang aufklärt, und natürlich gern bereit, die ihm zugedachte Rolle zu übernehmen.

An der Stelle seiner Memoiren, wo er von dieser Audienz spricht ¹⁾, tabelt der König sich selbst, daß er sich von seiner Lebhaftigkeit allzu sehr habe fortreißen und, statt den Gesandten seine Aufträge ausrichten zu lassen, immer nur selbst in diesen hineingesprochen habe, — „ein unverzeihlicher Fehler bei einer Unterhandlung, wo die Klugheit verlangt, den anderen Teil geduldig anzuhören und selbst nur wohlabgemessene und erwogene Antworten zu geben“.

Im Grunde hat der König mit seiner Selbstkritik schwerlich unrecht; im wesentlichen wiederholt sich hier in Olmütz die Scene von Klein-Schnellendorf, wo ja auch der Friedrich mit solchem Eifer plädiert, als wäre es denkbar, daß seine Beredsamkeit dem österreichischen Gesandten gegenüber einen wesentlichen Einfluß auf die Entschließungen des Wiener Hofes üben könnte. Für uns ist das Wichtige dabei eben nur die offene Darlegung seines politischen Programms; es ist, wie wir sehen, nicht so weit absehend von dem des 9. Oktobers, auch jetzt wieder richtet sich die verborgene Spitze gegen Frankreich. Über dessen Kopf hinweg will er mit Oesterreich Frieden machen und seinen deutschen Verbündeten Vorteile sichern, nur daß jetzt die Königin von Ungarn auch für Sachsen, das nach den Schnellendorfer Verabredungen noch leer ausgehen sollte, in gewisser Weise die Beche bezahlen soll. Frankreich die Beherrschung der Situation, die letzte Entscheidung aus der Hand zu winden, ist hier wie dort das eigentlich leitende Motiv.

Inzwischen hatte der König unter dem 10. Februar noch einmal schriftlich die Einladung an Giannini, zu ihm ins Hauptquartier zu kommen, wiederholt ²⁾, dieser aber antworten müssen, es sei ihm noch nichts von Wien zugegangen ³⁾. Und erst am 26. Februar gelangte die erwartete Sendung an ihn. Sie war vom 17^{ten} an unterwegs gewesen; die der Vorsicht halber gewählte Art von Beförderung von Pfarrer zu Pfarrer machte den Vorzug erklärlich. Am 28^{sten} begab sich Giannini auf den Weg und langte am 2. März über Brünn in Znaym, dem preussischen Hauptquartiere, an, wo er bei dem dortigen Dechanten abgestiegen, dann durch den Adjutanten v. Bock den König um eine Audienz bitten ließ, um ihm ein Anliegen seines Kapitels vortragen zu dürfen. Von Friedrich an seinen Kabinettsrat Sichel gewiesen, legte er diesem nun das, was er brachte, vor. Es war ein Promemoria, das der Großherzog von Toscana selbst aufgesetzt und Giannini dann kopiert hatte, und welches darauf hinauslief, daß die Königin von Ungarn bereit sei, außer Niedererschlesien mit Reiße auch noch die Grafschaft Glatz abzutreten, wenn der König ihr helfen wolle, und zwar nötigenfalls mit bewaffneter Hand, ihre übrigen Erblande gegen ihre Feinde zu behaupten ⁴⁾.

¹⁾ Nur in der späteren Bearbeitung, S. 109.

²⁾ Polit. Korresp. II, 34.

³⁾ Die Antwort Gianninis sendet Schwerin ein unter dem 14. Februar; Berliner St.-A.

⁴⁾ Den Inhalt des Promemorias gebe ich nach dem Auszuge bei Arneth II, 56, während mir sonst Gianninis „Relation de mon voyage de Znaym“ aus dem Wiener Archiv vorgelegen hat.

Der König fand das Promemoria etwas trocken und meinte, wenn er auch mit dem ihm in Aussicht Gestellten zufrieden sein könne, so müsse er doch auch an seine Alliierten denken, denn wenn der Wiener Hof darauf ausgehe, ihn von diesen loszumachen, so werde er sich dazu nicht hergeben.

Giannini wünschte, der König möge sich über die Vorteile, welche er für seine Alliierten verlange, erklären und drängte überhaupt Eichel, ihm eine Antwort seines Herrn auf das überreichte Promemoria zu verschaffen. Darauf brachte Eichel tags darauf allerdings nur mündliche Erklärungen, welche schriftlich zu fixieren sich dann der Kanonikus beeilte, so wie jener ihn verlassen hatte, aber denselben doch noch vorlegte, um sicher zu sein, daß er alles recht verstanden. Eichel fand die Ausdrücke etwas zu stark und übernahm es, dieselben zu corrigieren, was mit Freuden acceptiert wurde. Nächsten Tag brachte er dieselben umgearbeitet zurück und gestattete Giannini, eine Kopie davon zu nehmen.

Diese „Notanda“ ¹⁾ enthielten nun streng genommen keine bestimmt formulierten Bedingungen. Sie gingen davon aus, daß, da das überreichte Promemoria zu allgemein und zu wenig zufriedenstellend scheine, der Gesandte sich selbst nach Wien begeben solle, um der bewußten Person (also dem Großherzoge) vorzustellen, daß die Kräfte der Alliierten zu überlegen seien, als daß Oesterreich sich ihrer erwehren könne, und daß dessen Erfolge in Bayern nichts entschieden angeht, der neuen großen Anstrengungen, welche Frankreich mache. Selbst ein oder zwei gewonnene Schlachten würden keine Rettung bringen können; wohl aber könne eine verlorene Schlacht den Verlust aller deutschen Provinzen zur Folge haben. Frankreich könne Bayern nimmermehr im Stich lassen, ohne seinen Kredit und seine Interessen zu gefährden, und jeder Versuch, etwa die Kaiservahl umstoßen zu wollen, würde alle Kurfürsten des Reichs zu Feinden machen, von denen ja die meisten dem Kaiser bereits ihre Truppen angeboten hätten. Es sei durchaus notwendig, daß man den Umständen Rechnung trage; man möge zu dem König von Preußen etwas Vertrauen haben und ihm die Konzeptionen mitteilen, zu denen man sich im Interesse des Friedens verstehen wolle. Hände er sie billig und ausreichend, so wolle er es übernehmen, sie den Alliierten mitzuteilen, und wenn gegen alles Erwarten dann diese Bedingungen zurückgewiesen würden, so würde er sich als seiner Verpflichtungen ledig ansehen und thun können, was ihm beliebe.

Dieser Schluß durfte so angesehen werden, als stelle der König in Aussicht, den mit ihm zu vereinbarenden Frieden bei seinen Alliierten zur Annahme bringen zu wollen, unter der Drohung, sich von dem Bunde loszusagen, wobei freilich immer die Voraussetzung war, daß die Königin sich zu Abtretungen an die Alliierten verstände in dem Umfange, wie es der König für notwendig erachtete. Die brennende Frage war offenbar die nach dem Umfange der für die Alliierten begehrten Zugeständnisse, und als solche hatte sie ja auch, wie wir sahen, Giannini Eichel vorgelegt; doch hatte der letztere keine Antwort zurückgebracht, sondern Oesterreich ein Angebot zugemutet. Doch erzielte Giannini wenigstens aus der Umgebung des Königs noch einige Äußerungen, welche nach dieser Seite hin von Belang sein konnten.

¹⁾ Beilage zu Gianninis Relation im Wiener St.-A.

Unser Kanonikus traf hier in Znaim zufällig den Feldmarschall Schmettau, dessen flüchtige Bekanntschaft er in Olmütz bei der königlichen Tafel gemacht. So versichert wenigstens der vorsichtige Mann, wohl wissend, daß bei dem Wiener Hofe diese Persönlichkeit als Überläufer aus österreichischen in preussische Kriegsdienste sehr übel angeschrieben war. Schmettau sprach ihn sehr freundlich an und versicherte, daß gerade er die Blicke des Königs auf Giannini gelenkt habe, erklärte auch, ihn vor seiner Abreise noch aufsuchen zu wollen. Bei diesem Besuche (Sonntag den 4. März) beteuerte er dann seine dankbare Verehrung für die Königin und die günstige Gesinnung des Königs von Preußen, der es ganz in seiner Hand gehabt hätte, Bresburg zu nehmen, aber die Lage der Königin nicht noch hätte verschlimmern wollen. Der König habe bereits 30,000 Mann in Mähren und könne leicht noch ebenso viel von seinen Truppen kommen lassen; und wenn das neue französische Heer, das bereits am 20. Februar den Rhein überschritten, zu beiden Seiten der Donau vorrücken werde, müsse die Königin unterliegen. Anderseits sei er aber überzeugt, daß, so wie die letztere sich nun mit Preußen geeinigt habe, er dann unverzüglich an den neuermählten Kaiser, dem er durch eine frühere Gesandtschaft näher getreten sei, würde abgesendet werden, um diesen in den Frieden resp. eine Allianz gegen Frankreich hineinzuziehen, worauf man schon Mittel finden werde, sich auch mit Sachsen, wie es eben angehen werde, auseinanderzusetzen. Deutlicher noch sprach sich über den letzten Punkt General Lamotte aus. Derselbe meinte, im Kreise der preussischen Offiziere erwarte man allgemein als die nächste Folge einer Verständigung mit Oestreich eine Allianz gegen Frankreich. Es werde sich dann schon eine Form finden, um Sachsen Mähren und Obereschlesien vorzuenthalten, doch Böhmen werde der neue Kaiser als ein Patrimonium haben müssen, um seine Würde aufrecht zu erhalten.

Doch das waren private Aeußerungen; die officielle Antwort bildeten eben jene Notanda. Als Eichel diese hatte kopieren lassen, sprach er es als des Königs Wunsch aus, daß Giannini unverzüglich nach Wien gehe, um eine Antwort zu bringen; derselbe lege viel Werth darauf, die Gesinnung des Wiener Hofes kennen zu lernen, und hoffe, daß man geneigt sein werde, für seine Freundschaft den Preis zu zahlen, den er verlange.

Postpferde und ein Paß waren bereit, am 5. März verließ der geistliche Herr Znaim ¹⁾, stattete in Wien unter dem 7ten seinen Bericht ab und erhielt am 9ten die Antwort des Großherzogs, welche die fraglichen Konzessionen für Friedrichs Alliierte auf Rückgabe der von den österreichischen Truppen eroberten bayerischen Lande beschränkte. Als Eichel dieselbe in Empfang genommen, bedeutete er Giannini in des Königs Namen, derselbe werde erst im nächsten Monate in der Lage sein, ihm seine Entscheidung mittheilen zu können. Der Kanonikus begab sich nun nach dem von den Preußen blockierten Brünn, erhielt aber dort bereits am 23. März durch einen Trompeter die schriftliche Aufforderung, sich in das preussische Hauptquartier nach Selowitz zu begeben, wo ihm dann von Eichel eröffnet wurde, der König habe sich entschlossen, Lord Gynsford nach Olmütz kommen zu lassen, um da in einer Zeit von 6 Wochen die Friedenshandlung zu schließen, und werde inzwischen, wenn er nicht

1) So weit die Relation Gianninis.

selbst angegriffen würde, nichts Feindliches unternehmen, und man möge sich vonseiten Oesterreichs nicht daran stoßen, daß er die Armee des Fürsten von Anhalt an sich zöge ¹⁾).

Damit schließt nun die Episode der direkten österreichisch-preussischen Unterhandlungen, welche Großherzog Franz in Scene gesetzt hatte, resultatlos ab, und die englische Vermittelung tritt wiederum in Thätigkeit.

¹⁾ Aus einem noch näher anzuführenden Schreiben der Königin von Ungarn an ihren Gesandten Wasner in London vom 31. März 1742; Wiener St.-A.

Sechstes Kapitel.

Des Königs Forderungen nach Niederösterreich.

Wir wenden uns nun zu dem Verlaufe der Kriegsoperationen zurück.

Der König verließ noch an demselben Tage, wo er dem Baron Pfützscher Audienz gegeben hatte, dem 8. Februar, Olmütz, um zu dem für den 9ten verabredeten Rendezvous mit seinen Bundesgenossen richtig zur Stelle zu sein. Obwohl mit diesen letzteren, wie wir noch sehen werden, bereits damals Differenzen entstanden waren, fühlte sich Friedrich voll Zuvorsicht auf das Gelingen seines Planes. In drei Wochen, hatte er von Olmütz aus an Podewils geschrieben, hoffe er, werde die Sache im großen und ganzen arrangiert sein ¹⁾. Einer seiner Generale versichert, er sei auf dem Marsche allen Beschwerden um Troste in bester Stimmung gewesen ²⁾.

In seiner Umgebung theilte man die Zuvorsicht des Königs nicht allgemein. Sein getreuer Kabinettsrat Eichel machte sich allerhand sorgsame Gedanken; die Verpflegung sei sehr schwierig, die Wege grundlos, das Volk leichtsinnig und zum Komplottieren geneigt, und wenn die Feinde sich rechtzeitig verstärkten, könnte es hier leicht den zweiten Band von Mollwitz geben ³⁾. Mit etwa 11 Bataillons und 20 Schwadronen führte der König zunächst vorwärts auf der großen Straße nach Brünn bis Wischau (3½ Meilen von Brünn), von wo man westlich nach Jedowitz abbog, um zwischen diesem Orte und Mlenko die Zwittawa zu überschreiten. Sehr mühsam bewegte sich der Zug vorwärts, im bergigen Terrain, fast fortwährend durch Engpässe auf so schmaler Straße, daß nur drei Mann neben einander marschieren konnten; dabei war ein solches Glatteis, daß die Fuhrwerke alle Augenblicke einmal ins Stocken kamen. Man hat am 7. Februar über den zwei starken Meilen zwischen Jedowitz und Gurein zehn Stunden zugebracht, und der König ist diese Strecke fast ganz mit zu Fuß gegangen, um die Seinigen anzufeuern ⁴⁾. Von Gurein sich wieder südwestlich wendend, kam man am 9. Februar nach

1) Den 30. Januar; Posit. Korresp. II, 24.

2) Stille, Campagnes du Roi, p. 15.

3) An Podewils, den 1. Februar; Berstner St.-A.

4) Stille, p. 12. 13.

Groß-Bitesch, wo man den Verabredungen entsprechend die Heerführer der Sachsen und Franzosen fand, die aus ihrem Hauptquartiere Groß-Meseritsch herbeigekommen waren.

Belesnays Husaren von der Brünner Besatzung umschwärmten während dieser Märsche das Heer. In Trebitsch nahmen sie mit größter Berwegenheit die Fouriere der Franzosen gleichsam unter den Augen des Hauptheeres gefangen ¹⁾.

Der nun begonnene Aufmarsch gegen Iglau verzögerte sich, weil wegen der übeln Beschaffenheit der Wege sowohl sächsische als preussische Truppenteile noch zurück waren, um einige Tage ²⁾, ein Aufschub, den dann Lobskowitz wohl zu benutzen wußte, um seine Magazine in Iglau zu leeren, ehe er die Stadt räumte. Als Prinz Dietrich von Anhalt mit etwa 9000 Mann endlich am 14. Februar gegen Iglau vorging, fand er die Feinde gegen Neuhaus abgezogen. Zietens Husaren vermochten einer Abtheilung Seherrtscher Kürassiere, die sich verspätet hatte, 18 Gefangene abzunehmen.

So war nun mit Iglau das erste Ziel des preussischen Planes erreicht, eine wichtige Position in der Flanke des feindlichen Hauptheeres genommen. Der König befand sich, wie er selbst schreibt, drei große Märsche näher an Wien als die österreichische Armee. Vorwärtsgehend, konnte er diesem alle Verbindungen mit Ungarn, Niederösterreich, Wien abschneiden ³⁾.

Aber eben über das, was von Iglau aus weiter geschehen sollte, wich die Meinung der Verbündeten wesentlich von der des Königs ab. Diese Differenz kam keineswegs jezt zum Ausbruch.

In Dresden hatte König Friedrich, wie wir wissen, nur die Mitwirkung der Sachsen zur Einnahme von Iglau verlangt und die Behauptung dieses Punktes durch dieselben, in welchem Falle er dann mit seinen Truppen weiter vorgehen wollte. Schon in Prag hatte aber Friedrich von einer Belagerung Brünns gesprochen, und bei dem Kriegsrat in Landskron war des Königs Absicht, weiter südlich an die Thaya und über dieselbe zu rücken, noch bestimmter hervorgetreten. Es liegen aus diesen Landskroner Beratungen zwei Operationspläne vor, vielleicht von Schmettau herrührend, deren erster eine Aufstellung von Iglau im Norden über Teltich bis Plabings unfern der österreichischen Grenze und wenig nördlich von der Thaya in Aussicht nimmt mit der Perspektive eines weiteren Vorrückens nach Süden und der Donau hin.

Für den Fall nun, daß die Sachsen und Franzosen zu einem energischen Vorgehen nach dieser Seite nicht zu bewegen wären, oder daß die Ungunst der Jahreszeit einem solchen allzu große Hindernisse entgegenstellte, sollte der zweite Plan zur Geltung kommen, der dann thatsächlich eine Umschließung von Brünn auf allen Seiten mit Olmütz als Stützpunkt und Hauptdepot vorschlägt, also im Grunde eine Bezwingung jener Feste, um dann, wenn dies gelungen, direkt gegen Wien vorzugehen ⁴⁾.

¹⁾ Stille p. 15. Kindl a. a. D., S. 38.

²⁾ Stille p. 15. Diese bestimmte Angabe eines durchaus unverbächtigen Zeugen scheint zur Erklärung der Thatsache vollständig zu genügen, wie gegenüber den Ausführungen der „Histoire de mon temps“ (1746), p. 251, und bei Droysen, S. 401 bemerkt werden mag.

³⁾ An Belleisle, den 8. Februar; Polit. Korresp. II, 32.

⁴⁾ Die beiden Pläne im Berliner St.-A.

Also auch für den Fall, daß die Sachsen nach der Besetzung Iglau schwierig würden, wollte der König sie nicht aus der Hand lassen, sondern sie nur gleichsam in einer weniger gefährlichen und exponierten Weise verwenden. Da nun aber das Motiv, welches die Sachsen schwierig machte, die Entfernung von ihrer Heimat einerseits und der Wunsch, sich von dem französischen Hauptheere nicht zu weit zu trennen, war, so wird es erklärlich, wenn ihnen ein solches Auskunftsmittel, welches sie bloß statt nach Süden weiter nach Osten geführt hätte, nicht allzu sehr zusagte, wie sehr auch die vollständige Eroberung Mährens, welches Sachsen behalten sollte, eigentlich in ihren Wünschen hätte liegen müssen.

Am wenigsten war begreiflicherweise mit der Sache Broglie zufrieden. Ihm sollte, wie wir wissen, der mährische Zug des Königs insoweit Luft machen, als, wie der König annahm, sein Vorgehen die österreichischen Heerführer veranlassen würde, zur Deckung Wiens Böhmen zu räumen und hinter die Taya zurückzugehen, wo dann Broglie Budweis wieder würde einnehmen, und dort das angefündigte französische Erjahtheer abwarten, oder aber die Moldau überschreiten und sich des Königs Heere anschließen können. Ein Unternehmen der Feinde auf Prag befürchtete Friedrich nicht; das mittlere Böhmen, behauptete er, sei so ausgezogen, daß die Österreicher dort nicht durchmarschieren könnten, selbst die Sachsen würden, auch wenn er nicht dazwischen gekommen wäre, ihre Quartiere an der obern Sazawa bald haben aufgeben müssen aus Mangel an Subsistenzmitteln für ihre Kavallerie ¹⁾. Man wird zugeben können, daß alle diese Perspektiven für Broglie nicht sehr tröstlich waren, auch nicht der ihm zugemutete Marsch durch das ausgezogene mittlere Böhmen; am allerjählimmsten aber war es für ihn offenbar, wenn die Sachsen sich mit der Einschließung Brünn begnügten, dann halfen sie ihm bestimmt nichts. Er hätte also eigentlich schon, um dieser Eventualität zu entgehen, lieber ein energisches Vorgehen gegen die Donau befürworten müssen. Aber er fühlte sich überhaupt in äußerst bedrängter Lage.

Ihm drohten jetzt schon auch von Westen her Gefahren; bereits hatten Anfang Februar die Österreicher die Donau bei Straubing erreicht, bei etwas weiterem Vorgehen umfaßten sie ihn auch von dieser Seite, drohten ihn ganz abzuschneiden. Schon war er daran, einen Anschlag gegen Eger zu planen, um wenigstens einen Stützpunkt hier am Ausgange Böhmens in seiner Hand zu behalten. So wandte er das Gesicht gegen Westen zu derselben Zeit, wo König Friedrich ein französisches Corps und die Sachsen von Iglau aus gegen Südböden zu führen Miene machte. Direkt auseinandergehend im eigentlichen Sinne des Wortes waren die Meinungen der beiden Heerführer. Aber Broglie war entschlossen, sich des Königs Plänen nach Kräften entgegenzustellen.

Kolastron erhielt unter dem 27. Januar den Befehl, falls der König nach erfolgter Besetzung Iglau nicht gegen Böhmen vorrückte, sich von ihm zu trennen, hinter die obere Sazawa zurückzugehen; er hoffe, daß die Sachsen ihm folgen würden ²⁾.

¹⁾ Au Belleisle, den 8. Februar; Polit. Korresp. II, 32.

²⁾ Brief, angeführt bei Droysen, S. 402, Anm. 2.

Diese Hoffnung zu verwirklichen, hatte er ein sehr geeignetes Werkzeug zur Verfügung in der Person des Grafen Moritz von Sachsen, der mit dem größten Eifer daran ging, die Pläne des Königs zu kreuzen. Friedrich hatte schon in Olmütz einen Brief des Kurfürsten von Sachsen erhalten, welcher neben den eifrigsten Freundschaftsversicherungen doch die Möglichkeit eines Zurückziehens der sächsischen Truppen zum Zwecke der Sicherung Prag's angedeutet hatte ¹⁾. Friedrich aber hatte in Erwiderung darauf sehr entschieden die Mitwirkung der Sachsen zu weiterem Vorrücken gegen Znaim und die Taya verlangt und erklärt, er werde, wenn die Sachsen ihn verließen, unverzüglich Mähren räumen und nach Schlesien zurückgehen, in welchem Falle der Kurfürst von Sachsen die Ober, Mähren für sich zu gewinnen, aufgeben möge ²⁾. „Die Sachsen wollen nicht vorgehen“, schreibt er dem Kaiser, „ich bin empört über ihr schlechtes Benehmen“ ³⁾.

In Dresden mochte des Königs Drohung wohl Eindruck machen, aber die Köder, welche ihnen Broglie durch den Grafen von Sachsen vorhalten ließ, waren doch allzu lockend. Der letztere wußte Brühl an seiner schwächsten Stelle zu fassen, indem er das Gelüst nach Landerwerb in Böhmen wieder in ihm wachrief. Die Briefe des Grafen vom 4. und 6. Februar sind Meisterstücke in ihrer Art.

Er skizzirt hier die politische Situation: Kelleisle, der Beschützer des Kurfürsten von Bayern, sei gestürzt, und der Cardinal, der dem letzteren nicht eben wohlgefiunt sei, werde, wenn sich Gelegenheit zu einem vorteilhaften Frieden böte, kein Bedenken tragen, dessen Interesse zu opfern. Jetzt sei Gelegenheit für Sachsen, sich Frankreich zu Dank zu verpflichten, die einzige Macht, von der Sachsen eine Gunst erwarten dürfe. Freilich dürfe es dann sich nicht dem Könige von Preußen in die Arme werfen, von dem kein Niemand wissen könne, ob er nicht im geheimen mit der Königin von Ungarn einverstanden sei, die Franzosen aus Böhmen hinausjagen zu lassen, wo dann die Sachsen ohne Wahl die Bedingungen anzunehmen haben würden, welche Preußen ihnen vorschriebe. Und was weiter die angebotene Beichjung Sachsens durch das Heer des Fürsten von Anhalt betreffe, so wolle er ihm eine Fabel erzählen: „Gewisse Wölfe schlügen gewissen Hirten einen Vertrag vor zur Bekämpfung der sonstigen Wölfe der Gegend, die Hirten sollten ihnen zunächst alle ihre Hunde ausliefern, damit diese auf die betreffenden Wölfe Jagd machten, sie, die pacificierenden Wölfe, würden inzwischen die Herden bewachen.“ Die Nutzanwendung möge Brühl selbst machen. An solche politische Erwägungen schlossen sich dann militärische Anerbietungen Broglies an die Sachsen, wie sie Brühl sich kaum hätte besser wünschen können. Der Marischall wollte, wenn sie sich mit ihm vereinigten, ihnen Prag einräumen und sie in den Kreisen Leitmeritz und Saaz Quartiere beziehen lassen, während er selbst vor ihnen die Linie der Wottawa bis Pilsen behaupten würde ⁴⁾. Festsetzung in Böhmen, und sogar in der Landeshauptstadt, gute Quartiere.

¹⁾ Man vermag den Inhalt aus der gleich anzuführenden Antwort des Königs vom 4. Februar zu entnehmen.

²⁾ Vom 4. Februar; Polit. Korresp. II, 29.

³⁾ Ebt.

⁴⁾ Die Briefe, mitgeteilt bei Vigtum a. a. D., S. 428 ff.

Sicherung des eigenen Landes, lauter Dinge, die allerdings mehr locken konnten, als der Feldzug in entlegene Ferne, in welchen sie der König von Preußen fortzuziehen beabsichtigte.

Der Graf von Sachsen verlangte, daß Kutowski, der jetzige Führer der Sachsen, die gleiche Ordre erhielt, wie sie Polastron von Broglie empfangen, nach der Besatzung Iglau nur dann bei dem Könige zu bleiben, wenn dieser sich gegen Neuhaus wende. Brühl ward durch des Grafen Vorstellungen vollständig überzeugt. „Ich habe“, schrieb er zurück, „die Anwendung Ihrer Fabel gemacht und Ev. Excellenz darf überzeugt sein, daß nur über unsere Leiber der Wolf in den Schaffstall kommen wird. Lieber einige Dörfer durch die Österreicher verbrannt, als unsere Eingeweide zerrissen.“¹⁾

Inzwischen hatte sich Graf Moritz von Marschall Broglie in das preussische Hauptquartier schicken lassen, da seiner Meinung nach Kutowskis sanfter Charakter nicht genug Festigkeit besitze, um dem Könige von Preußen die Spitze zu bieten, der sehr wirksame Mittel anzuwenden und den andern Teil immer gleich vor die Alternative eines vollständigen Bruches zu stellen wisse²⁾.

Friedrich war sehr unangenehm überrascht, als er bei der ersten Begegnung mit den Sachsen am 9. Februar in Groß-Bitesch auch den Grafen Moritz vorfand. Er kannte seinen Feind sehr wohl. „Alles wird gut gehen“, schrieb er damals an Kutowski, „wenn sich nur nicht der Graf von Sachsen mit seinen Weibernergeleien (*tracassorios de femmes*) hineinmischet“³⁾.

Und in der That begann sofort der Streit. Schon den Marsch gegen Iglau suchte Moritz zu hindern, die Feinde hätten sich dort stark verschanzt, hielten den Ort mit 6000 Mann und 18 Kanonen größtenteils schweren Kalibers, denen die Preußen nur 6 Sechspfünder und einige Haubitzen entgegenzustellen hätten. Er machte den Sachsen und Franzosen bange, der König wolle sie gegen das feste Iglau allein vorrücken⁴⁾, und als dieser, alle gehässigen Voraussetzungen widerlegend, Preußen gegen die Stadt vorrückte, die dann, ganz wie es der König erwartet hatte, dieselbe vom Feinde geräumt fanden, ward die Sache deshalb keinen Augenblick besser, obwohl selbst in der Umgebung Broglies Stimmen laut wurden, welche dem Könige nun den Argwohn abbaten, mit dem sie bisher seine Pläne angesehen hatten⁵⁾.

Polastron mit seinen 4000 Franzosen hatte in der That bereits entlassen werden müssen; der König hatte ihm ein Billet an Broglie mitgegeben, dem es nicht an Bitterkeiten fehlte: Die Manier, ihm in dem Augenblicke, wo er gegen den Feind ziehen wolle, Truppen zu nehmen, sei wenig geeignet, seinen Eifer für die gemeinsame Sache zu beleben. Der König zweifle übrigens nicht, bald von brillanten Erfolgen zu hören, die Broglie, durch das Corps Polastrons verstärkt, erringen werde⁶⁾. Dem Kaiser schreibt er damals: „Ich

1) Die Stelle angeführt bei Vitzthum a. a. O., S. 441, Anm. 1.

2) Ebd. S. 429.

3) Ohne Ort und Datum im Dresdner St.-A.

4) Er berichtet das selbst an Broglie bei Vitzthum, S. 437.

5) Vgl. den Brief des Ritters d'Espagnac vom 26. Februar 1742; *Campagne des Maréchaux etc.* III, 428.

6) Den 11. Februar; *Polit. Korresp.* II, 35.

habe hier mit den Feinden Velleisles, mit den Sachsen und mit den Österreichern zu kämpfen; das ist viel Arbeit auf einmal.“¹⁾

An den Grafen von Sachsen schickte er den General Schmettau mit der direkten Aufforderung, sich zu entfernen. Dieser aber berief sich auf seine empfangenen Befehle und blieb, fortsetzend die sächsischen Befehlshaber einzuschüchtern durch die Vorstellung der Gefahren, denen ihre Truppen ausgesetzt sein würden, wenn sie nach dem Plane des Königs diesem gegen die Thaya hin folgten, abgeschnitten von Sachsen, zwischen der starken Besatzung von Brünn und dem Feinde. Unerhört sei es, mit 30.000 Mann bis ans Ende der Welt marschieren zu wollen ohne Depots, ohne Magazine, ohne Verbindungen, hinter sich einen feindlichen Waffenplatz mit starker Besatzung²⁾.

Der König war unmittelbar nach der Besatzung Iglau weiter marschirt in südöstlicher Richtung auf die Thaya und Znaim zu, hatte aber in Scheletau doch schon wieder einige Tage Halt gemacht, weil die Sachsen ihm nicht folgten.

Friedrich hatte am Tage der Besetzung Iglau dem Könige von Polen vorgestellt, das Projekt, die sächsischen Truppen Broglie zuhilfe marschieren zu lassen, sei jetzt geradezu unausführbar geworden; dieselben würden, um bis Biskup zu gelangen, einen Monat brauchen und so unter allen Umständen zu spät kommen, während diese Truppen in Mähren dadurch, daß sie den Feind nötigten, sich weiter ostwärts zu ziehen, auch Broglie wirksame Hilfe bringen würden³⁾. Aber am Abend desselben Tages empfing er einen Brief des sächsischen Kurfürsten, in welchem dieser die Notwendigkeit einer Abberufung der sächsischen Truppen aussprach. Darauf nun entsendet der König am 15. März seinen Flügeladjutanten, Grafen Wartensleben, nach Dresden mit einem Briefe, der nicht ohne Schärfe hervorhob, wie schlimm es sei, wenn große Fürsten der Welt solch ein Beispiel der Undankbarkeit gäben. Nachdem er, das Schwert in der Hand, Oberschlesien und den größten Teil von Mähren für den Kurfürsten von Sachsen erobert, habe er wohl einen anderen Lohn von diesem erwarten dürfen. Ubrigens handle es sich zunächst ja nur um Winterquartiere hier in Mähren, da der Schnee und der Schmutz die Fortsetzung der Operationen unmöglich machten⁴⁾.

Aber noch ehe Graf Wartensleben in Dresden angelangt war, hatte sich hier bereits wider die Stimmung gewendet. Die französischen Gesandten Desalleurs und Valori hatten doch ernstlich widerraten, sich ganz dem Könige von Preußen zu versagen⁵⁾, und Valori berichtete, der letztere hätte geäußert, wenn die Sachsen ihn bei dieser Gelegenheit im Stiche ließen, würde er ihnen diesen Streich niemals vergessen noch vergeben⁶⁾. Die Besorgnis war doch groß, der König von Preußen könne schnell einen Frieden mit der Königin

1) Den 11. Februar; Polit. Korresp. II, 36.

2) Graf Moritz an Brühl, den 14. Februar; bei S i g t h u m, S. 442. 443.

3) Polit. Korresp. II, 37.

4) Ebb. S. 38.

5) Brühl an Rutowski, den 18. Februar: „Man weiß hier nicht, was man thun soll; Broglie schreit um Hilfe, aber Valori ist anders gesinnt, und er wie Desalleurs prophezeien das Schlimmste, wenn wir nicht Preußen nachgeben.“ Dresdner St.-A.

6) Angeführt bei W i n k l e r, Die Kriegsergebnisse der sächsischen Armee 1741 und 1742; Archiv für sächs. Geschichte VIII, 77.

machen, dann über Sachsen herfallen und dasselbe niederwerfen, ehe die Franzosen Hilfe bringen könnten. So entschloß man sich denn, die sächsischen Truppen wiederum zur Disposition des Königs von Preußen zu stellen, und als Graf Wartensleben in Dresden erschien, konnte ihm Brühl mitteilen, daß sein Verlangen bereits erfüllt sei.

Zwischen hatte sich Valori sogar selbst in das Hauptquartier Kutowski begeben, um auf diesen einzuwirken, und fand denselben auch wirklich seinen Argumenten zugänglich, um so unbeugbarer aber den Grafen von Sachsen; zwischen ihm und dem Gesandten kam es zu sehr heftigen Erörterungen ¹⁾, denen allerdings dann die am 19ten abends im Hauptquartier zu Jglau eintreffende Ordre aus Dresden ²⁾, sich den Befehlen des Königs von Preußen zu fügen, ein Ende machte. Der Graf von Sachsen rief erzürnt aus, dieser kleine Brühl sei nichts als ein schwaches Rohr, auf das sich niemand stützen könne ³⁾, und reiste erzürnt ab; dem sächsischen Minister aber schrieb er nur die wenigen Worte: „Eine Armee habt Ihr nicht mehr.“ ⁴⁾

Kutowski hatte auf die frühere Ordre seiner Abberufung dem König erklärt, seinen Abmarsch gleich folgenden Tages beginnen zu wollen, und auch auf dessen Ersuchen, noch erst eine Antwort aus Dresden abzuwarten, ablehnend geantwortet, er werde langsam marschieren, so daß ein Gegenbefehl ihn immer noch zur Zeit zurückführen könne. Und langsam war es in der That gegangen, vom 16ten bis zum 19ten war man nicht weiter rückwärts gekommen als von Pirnitz ⁵⁾, zwei Meilen südöstlich von Jglau, nach diesem letzteren Orte zurück. Jetzt lehrte er — „außer sich vor Freude“, wie er schrieb ⁶⁾ — wieder um. Die Freude ist schwerlich groß gewesen. Die Sachsen waren nur widerwillig bei dem Feldzuge. Es mochte ja wohl sein, daß sie in der letzten Zeit Mangel gelitten hätten, da Sechelles, durch die Drohungen seines Chefs geschreckt, das versprochene Brot nicht lange geliefert ⁷⁾, sondern es ihnen erst, wenn sie zurückgingen, in der Gegend von Czaslau in Aussicht gestellt hatte ⁸⁾. Und jetzt sollten sie hinter den Preußen herziehen, vorlieb nehmen mit dem, was diese ihnen übrig gelassen hatten, und das in dem Lande, welches ihrem Herrn gehören sollte ⁹⁾.

Aber immerhin war der Riß zwischen dem Könige von Preußen und den Sachsen zwar nicht geschlossen, aber doch wenigstens zugeklebt, wie ein Zeuge jener Begebenheiten sich ausdrückt ¹⁰⁾. Friedrich setzte zwar seinem Vetter von Sachsen auseinander, wie sehr der Verzug der letzten Tage den Gegnern zustatten gekommen sei, die sich vom ersten Schrecken hätten erholen können. Aber im Grunde war er voll der besten Hoffnung. Er selbst war mit seinen Truppen am

1) Mémoires de Valori I, 148.

2) Die Empfangsbcheinigung Kutowski bei Bithum, S. 449.

3) Valori, p. 149.

4) Bithum, S. 447.

5) Aus Pirnitz datiert ein Brief des Grafen Moritz vom 17. Februar bei Bithum, S. 446, und ein Brief des Königs von demselben Tage an Kutowski ist dahin adressiert; Polit. Korresp. II, 39.

6) Anführung bei Droyßen, S. 405.

7) Anführung bei Bithum, S. 435.

8) Ebd. S. 439.

9) Mémoires de Valori, I. 149.

10) Stille, p. 20.

19. Februar in Znaim an der Grenze von Osterreich eingerückt, die Sachsen beorderte er nach Teltsch, etwa $3\frac{1}{2}$ Meilen südlich von Jglau. Seine Gedanken flogen hoch; einen von ihm entworfenen Kriegsplan sandte er unter dem 20. Februar an den Kaiser sowie an den Kardinal Fleury. Das neugerüstete französische Heer, 30,000 Mann stark, sollte die Donau entlang durch Osterreich vorgehen, der Kaiser den Marschall Broglie durch die geworbenen Reichsvölker bis auf gleichfalls 30,000 Mann verstärken und dann gegen Budweis und Neuhaus vorrücken lassen. Er aber, der König, mit seinen neuerdings auch verstärkten Truppen und den Sachsen wollte Brünn, Presburg, Wien bedrohen. Ein konzentrierter Angriff dieser drei Heere würde, wie er berechnete, noch vor dem Juli Osterreich zum Frieden zwingen ¹⁾.

Wir haben eine Reihe von Briefen des Königs aus jenen Tagen an seinen Freund Jordan. Dieselben verraten im Grunde eine trotz aller auszuweisenden Beschwerden gehobene Stimmung voll des liebenswürdigsten Humors. „Verlange keine Verse“, schreibt er das eine Mal, „von einem Manne, der nichts als Häcksel und Heu im Kopfe hat“, und im nächsten Briefe liefert er ihm doch eine poetische Schilderung seines von Heiligenbildern erfüllten Quartiers in Groß-Bitech, dessen Bewohner dem heiligen Vater die Hände und den Pantoffel küssen, aber doch zugleich an Hexerei, Vampire und Vorzeichen glauben, ein Aufenthalt, um den ihn der ärgste Feind nicht beneiden würde, und den er in seinem Leben nicht aufgesucht haben würde, wenn nicht der Ruhm, diese Thorheit ihm den Weg dahin gewiesen hätte ²⁾.

Und vierzehn Tage später schreibt er schon aus Znaim demselben, es handle sich um nichts Geringeres, als dem Hause Osterreich einen schweren Schlag zu versetzen; in wenigen Wochen werde vielleicht eine Entscheidung fallen für ganz Europa. „Meine Husaren streifen bis vier Meilen vor Wien; Lobkowitz flieht, Khevenhüller eilt herbei, kurz bei dem Feinde totale Konfusion.“ Und drei Tage später an denselben, er erwarte nächstens einen entscheidenden Kampf und vertraue auf das alte Glück der Preußen ³⁾. Er hatte guten Grund, einen solchen herbeizuwünschen; eine siegreiche Schlacht war, wie die Verhältnisse lagen, vielleicht das einzige Mittel, allem Mißtrauen und Uebelwollen der Verbündeten zum Troste die Unternehmung zu glücklichem Ende zu führen. Es kam darauf an, ob die österreichischen Heerführer sich zum Kampfe stellen würden.

Als Herzog Karl von Lothringen mit dem Beginne des Jahres 1742 den Oberbefehl über die österreichischen Heere in Böhmen übernahm ⁴⁾, war er zu energischem Vorgehen gegen Broglie, zur Wiedereroberung von Prag entschlossen ⁵⁾, ohne sich durch das Vordringen Schwerins in Mähren stören zu lassen. Aber als nun König Friedrich selbst an der Spitze einer größeren Heermacht in Mähren erschien, ward man doch um Wien besorgt, und ganz wie es Friedrich vorausgesehen hatte, verlangte Maria Theresia, daß das Hauptheer aus Böhmen herbeikomme, um Brünn und Niederösterreich zu

¹⁾ Polit. Korresp. II, 42.

²⁾ Oeuvres XVII, 148. 149, vom 11. Februar.

³⁾ Ebd. p. 150 u. 151.

⁴⁾ Unter dem 1. Januar 1742 zeigt Großherzog Franz dem Fürsten Lobkowitz an, daß er nach Wien zurückgehe und das Kommando seinem Bruder Karl übergebe.

⁵⁾ Angeführt bei Arnetz II, 32.

schützen. Aber Herzog Karl trug Bedenken, sich dieser schwierigen Aufgabe zu unterziehen, ohne für die Heeresabteilungen, welche er doch unter allen Umständen in Böhmen zurücklassen mußte, einen Ersatz zu erhalten, der dann natürlich nur von Hevenhüller gegeben werden konnte. Der Prinz verlangte eine derartige Detachierung mit dem Bemerkten, „man müsse vorerst in den eigenen Landen das Kriegsfeuer zu verlöschen trachten, bevor man es auf feindlichem Gebiete zu entzünden verjuche“. ¹⁾ So erhielt denn Hevenhüller Anfang Februar den Befehl, 4 Regimenter Infanterie, 2 Kavallerie und 3000 Kroaten, in Summa 12,000 Mann seines Heeres, also den bei weitem größten Teil desselben unter Zurücklassung eines zuverlässigen Generals zur Behauptung der bisher gemachten Eroberungen über die Donau und durch die Oberpfalz nach Böhmen dem Herzog Karl zuzuführen ²⁾.

Es war erklärlich, daß es Hevenhüller über alle Maßen schwer fiel, den Schauplatz seines Ruhmes und seiner Siege zu verlassen und sich den Befehlen eines jungen Prinzen unterzuordnen, von dessen Feldherrntalente er eine nicht allzu hohe Meinung hatte. Er remonstrirte aufs eifrigste gegen den erhaltenen Befehl. Es sei ganz unmöglich, wie die Königin es wünsche, den zu entsendenden Truppen für einige Zeit die Lebensmittel aus Bayern mitzubringen; und wenn man ganz Bayern besetzt habe, werde man nicht so viel Fahrzeuge aufbringen können. Sollte es bei der befohlenen Entsendung bleiben, so könne diese auch nur über Linz und Freistadt ausgeführt werden. Übrigens sei der ganze mährische Zug der Preußen bloß ein Plan Schmettaus, ausgezogen, um ihn (Hevenhüller) aus Bayern herauszubringen. Um so weniger müsse man das thun. In Böhmen sei für die österreichische Armee keine Gefahr vorhanden: den Franzosen sei man weit überlegen; der einzige gefährliche Feind, der König von Preußen, könne doch, wenn man es recht bedenke, nicht allzuviel Schaden thun; in Ungarn einzudringen, könne derselbe nicht wagen, er würde dort nicht Subsistenzmittel für sein Heer finden, und die Insurrection würde ihn bei jedem Schritte hindern. Wolle er bloß Wäheren erobern, so werde er längere Zeit mit der Belagerung von Brünn zu thun haben: ein weiteres Vorrücken in Niederösterreich werde aus Rücksichten der Truppenverpflegung sehr schwer durchzuführen sein. Eine Belagerung Wiens sei kaum von ihm zu fürchten, dazu würde er die Donau überschreiten müssen, was er aus Furcht, abgebrochen zu werden, sicherlich nicht wagen werde, ganz abgesehen davon, daß Wien sich jetzt in sehr gutem Verteidigungszustande befinde. Auch werde der König bald notgedrungen seine Operationen fürs erste einstellen müssen, da bei dem Aufgehen des Schnees die Wege ganz unpraktisch werden würden. Der Gedanke, Bayern zu erobern, habe sich als der glücklichste in dem ganzen Feldzuge erwiesen. Hätte man ihn gleich ausgeführt, sowie Keippergs Heer disponibel geworden, man würde nimmermehr Prag verloren haben. Jetzt käme es darauf an, so lange als möglich sich in Bayern zu souteneren, das Land zu enervieren, durch Verschwendung aller Vorräte

¹⁾ Angeführt bei Arneth II, 33.

²⁾ Der Brief Maria Theresias ist vom 5. Februar, angeführt bei Arneth II, 33 und 468 (wo infolge eines Druckfehlers in Anm. 8 statt des 5. der 8. Februar angegeben ist); doch läßt der auf S. 468 angeführte Brief Hevenhüllers vom 3. Februar vermuten, daß schon ein früherer Brief der Königin die Notwendigkeit einer Entsendung von Truppen hervorgehoben hat.

nach Oberösterreich dem Kurfürsten alle Hilfsquellen zu entziehen. Schon rückte ein neugeworbenes französisches Corps heran, wie wichtig sei es, daß er diesem entgegengehe und es schlage. Er bitte daher, ihn fürs erste noch in Bayern zu lassen ¹⁾.

Während sich Khevenhüller so der Ausführung des ihm gewordenen Befehles zu entziehen suchte, ging er tapfer vorwärts, gewann am 12. Februar die bayerische Hauptstadt und bedrohte bald den Waffenplatz Straubing an der Donau.

Aber die Königin blieb fest; Khevenhüllers Vorstellungen bewirkten nur soviel, daß wenigstens die beiden Kavallerieregimenter, die ihm ursprünglich mit abgefordert waren, ihm belassen wurden; die übrigen Truppen setzten sich am 22. Februar nach Oberösterreich in Bewegung, und Mitte März sollten sie, wie der Feldmarschall berechnete, in Linz eintreffen.

Es war allerdings mit diesen Verhandlungen viel Zeit eingebüßt worden. Maria Theresia hatte in dem warmen Anerkennungsbriefe, den sie ihrem einzigen siegreichen Feldherrn geschrieben (im Januar 1742), ihn aufgefordert, seinem Lehrer, dem Prinzen Eugen, auch fernerhin nachzustreben ²⁾. Ihn hatte sich nun Khevenhüller auch in dem Vorrechte, den Befehlen des Hofkriegsrates nicht unbedingt zu gehorchen, zum Vorbilde genommen, und auch ihm hat schließlich der Erfolg recht gegeben. Wäre Khevenhüller auf den ersten Befehl hin mit dem größten Theil seiner Kriegsmacht selbst nach Böhmen aufgebrochen, dann wäre man sicherlich auch weiter gegen die vereinigten Sachsen und Preußen vorgerückt, und die Schlacht, welche dann bei Chotusitz im mittleren Böhmen geschlagen worden ist, würde an der Südgrenze Mährens erfolgt sein, und bei gleichem Ausgange wie nachmals bei Chotusitz wäre die Lage der Königin eine fast verzweifelte geworden, und ein Friedensschluß hätte ganz andere Opfer gefordert als der von Breslau.

Jedenfalls ist die verlorene Zeit nur den Oesterreichern zugute gekommen, wie wir bald des näheren sehen werden.

Bis nun das böhmische Heer zu ihrer Verfügung stand, mußte die Königin sehen, wie sie die Fortschritte des Königs von Preußen aufhalten könnte. Sie setz um diese Zeit ihrem Schwager auseinander: wenn man von zwei Feinden angefallen werde, sei es eine Grundregel, daß, während man den einen „zu dämpfen“ sich bemühe, „dem anderen nur Einhalt zu thun gesucht werden müsse“ ³⁾. So lange man nun noch nicht daran denken konnte, den König von Preußen „zu dämpfen“, mußte man also suchen, ihm wenigstens „Einhalt zu thun“. Dazu werden zwei Mittel gewählt. Das eine war die Sendung Rüttschners, von der schon erzählt worden ist, und von welcher, wie wir wissen, sich die Königin selbst keinen wesentlichen Erfolg versprach; das andere die Entfesselung von Widerstandskräften aus ihrem Volke selbst.

Am 3. Februar hatte sie in Wien Vertreter von Adel, Clerus und Bürger

¹⁾ Ausführliche Mittheilungen aus Khevenhüllers Denkschrift in dem Memoire des General Brown über den Erbfolgekrieg im Wiener Kriegsministerial-Archive; Abschnitt davon im Breslauer St.-M. I, f. 270.

²⁾ Arnetz II, 9.

³⁾ Vom 27. Januar in dem erwähnten Memoire Browns a. a. O. I, 69.

schaft zu sich auf die Favorite berufen, um ihnen ihren Entschluß, den Kampf gegen ihre Feinde mutig fortzusetzen, anzukündigen, zugleich aber sich auch der Gesinnung ihres Volkes zu versichern, wo dann auf die einmütige Zustimmung der Versammlung der päpstliche Nuntius den einzelnen aufs neue das Gelöbniß unverbrüchlicher Treue abnahm ¹⁾.

Zehn Tage später, unter dem 16. Februar, rief sie das Volk in Ungarn und Mähren zur Verteidigung des Landes und zur Vertilgung der eingebrungenen Feinde auf. Der von dem mährischen Gubernium erlassene Aufruf wandte sich besonders an die Hannaken und Wallachen, „deren Vorfahren sich von uralterher in Tapferkeit und Kriegsthaten berühmt gemacht“, und verhiess Erlaß der alten Kontributionsreste u. s. w., künftige Erleichterungen in der Kontribution und dem Salzzolle, die Wahl eigener Anführer, Ausrüstung mit Munition in Brünn und Skalitz, Überlassung des Erbeuteten zc. ²⁾ Die Proklamation machte großen Eindruck, und da die englischen Subsidien Mittel gewährten, Waffen und Geld zu liefern, rotteten sich noch im Laufe des Februar Schwärme an den Grenzen zusammen, die den Preußen beschwerlich wurden, allerdings nicht minder auch den Edelkenten, die zuweilen von den Preußen Schutz vor jenen räuberischen Haufen ersehnten ³⁾, ja selbst den Pfarrern, die auch vielfach gebrandschatzt und geplündert wurden ⁴⁾. Ein Herr von Sedlnitzki erhielt die Erlaubniß, ein Corps von 4000 mährischen Walachen zu errichten ⁵⁾. Auch erhielt diese Art Landsturm an den jetzt erst ins Feld rückenden neuen ungarischen Regimentern eine gewisse Stütze, wie denn z. B. das neue Husarenregiment des General Ghillanyi am 1. März in Mährisch-Neustadt einrückte ⁶⁾.

Die Entzündung eines Volkskampfes hat immer die Folge, den Krieg erbitterter und grausamer, die Verwüstungen schlimmer zu machen. Hier in Mähren war, wie wir früher sahen, bei Schwerins erstem Vorgehen vonseiten der Oesterreicher eine Zeit lang der Schein gewahrt worden, als sei man ungewiß, ob man die Preußen wirklich als Feinde zu behandeln habe; es war ja vorgekommen, daß der Kommandant von Brünn preussische Gefangene einfach wieder freigelassen hatte ⁷⁾. Dem gegenüber mochte es wie eine Art von erneuter Kriegserklärung gelten, als am 31. Januar General Truchseß den Hauptmann v. Korff nach Brünn zu dem Kommandanten schickte, um namens des Königs die Erklärung abzugeben, derselbe begehre nicht das Mindeste von Mähren, fühle sich jedoch verpflichtet, nachdem der Kurfürst von Bayern einstimmig zum Kaiser erwählt sei, zu dessen Verteidigung die Waffen zu ergreifen. Baron Seherr erwiderte, er werde von dem Gehörten nach Wien Mitteilung machen, behandelte im übrigen den Offizier sehr freundlich ⁸⁾. Auch

¹⁾ Angeführt bei Ranke, Preussische Geschichte (Gef. Werke XXIX, 14); und man wird seiner erneuten Versicherung auch gegenüber den Zweifeln Arnetts II, 464 und Droysens V, 1. S. 407, Anm. 2 nicht wohl den Glauben versagen können.

²⁾ Moravia 1840, S. 4. Enß, Oppaland II, 142.

³⁾ Bericht Schwerins vom 27. Februar; Berliner St.-A.

⁴⁾ Stille, p. 27.

⁵⁾ Österr. militär. Zeitschr. 1827, 4. S. 42.

⁶⁾ Moravia 1840, S. 48.

⁷⁾ Kinbl a. a. O., S. 24, berichtet das, als sei es Mitte Januar erfolgt.

⁸⁾ Bericht aus Wischau an Truchseß vom 31. Januar; Berliner St.-A.

nach Ungarn an den Feldmarschall Balsey entstandte Schwerin Anfang Februar seinen Adjutanten Depell mit der Aufforderung, die neuausgehobenen Truppen in Ungarn zurückzuhalten, in welchem Falle auch die Preußen keine Feindseligkeiten gegen Ungarn vornehmen, andernfalls aber mit Feuer und Schwert gegen dasselbe vorgehen würden. Balsey berief sich auf die Befehle der Königin, die er auszuführen habe, wie lebhaft er auch sonst eine gütliche Verständigung zwischen derselben und dem Könige herbeiwünsche. Er bäte übrigens, nicht mehr an ihn zu schicken, sondern an seinen Hof ¹⁾.

Wenn in dem allem noch Ideen einer gesuchten Verständigung zu liegen schienen und die Oesterreicher sogar aus dem Umstande, daß die Preußen mehrere Male, auch wo sie es zu hindern in ihrer Hand zu haben schienen, Verstärkungen und Zufuhren hatten nach Brünn gelangen lassen ²⁾, schließen wollten, es sei doch denselben kein rechter Ernst mit dem Kriege, so nahm dagegen nach dem Eintreffen des Königs in Mähren und dem Aufrufe der Königin der Krieg eine fürchtbare Gestalt an, und das unglückliche Land ward auf das schwerste heimgesucht. Der König selbst verfuhr rücksichtslos und härter, als es sonst seine Art war. Er hatte, als er eintraf, zu seinem Mißvergnügen wahrgenommen, daß Schwerin die Magazine nicht so gefüllt hatte, wie er es verlangte, und erzürnt über dessen unzeitige Milde, beschloß er, das Veräumte möglichst wieder gut zu machen; so wurden denn die schwersten Lieferungen ausgeschrieben und mit Strenge eingetricben, hohe Kontributionen auferlegt und auch eingezogen ³⁾, und außerdem ward eine zwangsweise Rekrutierung in großem Maßstabe vorgenommen, bei welcher z. B. der Olmüzer Kreis sich mit 1023 Mann zu beteiligen hatte ⁴⁾. Als nachmals Bodewils nach Olmütz kam, bestürmten ihn einige Großen des Landes mit Bitten um seine Verwendung; aber der König wies dieselbe zurück mit den Worten: „Sie wissen nicht, was Krieg heißt, die Depeche Bollmanns (Gesandten am Reichstage in Regensburg) wird Ihnen zeigen, daß die Oesterreicher in Bayern noch ganz anders verfahren.“ ⁵⁾ Sein Kabinettsrat Eichel mußte dem Minister noch weiter in dieser Sache schreiben: „Entweder der Wiener Hof braucht einen Frieden mit mir oder nicht; ersterenfalls wird alles Mißvergnügen dieser Leute, von welchen man nichts verlangt, als was die raison

¹⁾ Die einschlagende Stelle der Korrespondenz mitgeteilt bei Droyßen, S. 399, Anm. 1. Übrigens verdient auch hier wieder darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß hier nicht von dem Massenaufgebote der Ungarn die Rede ist, wozu der Aufruf ja erst den 13. Februar erlassen ward, sondern von den im September 1741 bewilligten neuen ungarischen Regimentern, welche erst in jenen Tagen marschfertig sich gesammelt hatten.

²⁾ Österr. militär. Zeitschr. a. a. D., S. 48.

³⁾ Der Kreis Olmütz z. B. hat in den zwei Monaten März und April 202,196 fl. zu zahlen gehabt, wovon auf die Hufe (Kahn) 13 fl. 31 kr., auf einen herrschaftlichen Kamin 3 fl. 57 kr., auf einen unterthänigen 1 fl. 10 kr. kamen. Mährisches Notizenblatt 1864, S. 57. Der Prälat des Stiftes Mayern wurde, weil er eine Kontribution von 15,000 fl. nicht herbeizuschaffen vermochte, längere Zeit gefangen gehalten.

⁴⁾ Mährisches Notizenblatt 1864, S. 57. In der betreffenden Verfügung wird die Gesellung der Rekruten als „nach Landesfitt“ erfolgend bezeichnet. Dagegen erklärt Ahevenbüller diese Maßregel für eine bei Christen unerhörte Art. Browns Memoire a. a. D. I, 37.

⁵⁾ Den 5. April; Polit. Korresp. II, 107.

to guerre erlaubt, den Frieden nicht hindern, andernfalls würde es den Wiener Hof nicht pliabler machen, wenn man aus dem ganzen Lande nicht das Geringste nähme; haben diese Familien etwas in Wien zu sagen, so mögen sie das Accommodement befördern, alsdann Sr. Majestät wegen der geforderten Geldsummen sich généroux zeigen würde; könnten Sie aber in Wien nichts ausrichten, so sehe Sr. Majestät nicht ab, warum ihnen nicht das geschehen sollte, was den bayerischen Landsassen von den Österreichern widerfahren.“¹⁾

Während nun der König mit dem ersten Treffen seines Heeres, Briinn links lassend, bis Znaym vorgegangen war, hatte das zweite Treffen, dessen Befehlshaber, Schwerin, in Olmütz krank darniederlag, sich an der March vorgeschoben, am 18. Februar den wichtigen Punkt Grabisch, unweit der ungarischen Grenze, besetzt und dann sich ostwärts wendend über Musterlitz, Bohrlitz, Kanitz eine zweite Linie von Postierungen hergestellt, welche den Aufstellungen des Königs an der Thaya einige Meilen weiter nördlich parallel lief.

Der König war, nachdem er Znaym besetzt, noch einige Meilen weiter über die Thaya nach Oberösterreich bis Röz vorgerückt, wo er einen geeigneten in der Front durch doppelte Wasserläufe geschützten und auch an den Flanken gut angelegten Lagerplatz gefunden hatte²⁾. Am 21. Februar entsandte er 3 Bataillone Infanterie unter Oberst Schmettau und 2000 Reiter, Dragoner und Husaren, unter General Posadowsky, um in den südlichsten Teil von Mähren von Nikolsburg an und in Niederösterreich Kontributionen auszusprechen und Requisitionen vorzunehmen zur Füllung seiner Magazine; und eine vom 26. Februar aus Stein datierte preussische Proklamation verlangt von den Bewohnern Ober- und Niederösterreichs unter schwerer Drohung pünktliche Entrichtung der Kontributionen und Lieferungen, deren Ausschreibung als Vergeltung bezeichnet wird für die Ungebührlichkeiten, welche die österreichischen Truppen in den Landen des erwählten römischen Kaisers und Kurfürsten zu Bayern vornahmen³⁾.

Jener Streifzug hatte den besten Erfolg; was man von Feinden antraf, einige Abteilungen Husaren und einige Schwadronen Kürassiere wich bis über die Donau zurück, und selbst in Wien erschrak man, als die Husaren Zietens sich schon in Stockerau, wenige Meilen donauaufwärts von Wien, blicken ließen⁴⁾. Nach Ablauf einer Woche, am 28. Februar, kehrte das De-

¹⁾ Mitgeteilt bei Droysen, S. 406, Anm. 1.

²⁾ An den Erbprinzen von Dessau, den 25. Februar 1742; bei Orlich I, 413. Wenn man aus dieser Stelle schließen möchte, daß des Königs Hauptquartier in Schloß Röz gewesen sei, so erscheinen dagegen seine Briefe in jener Zeit immer aus Znaym datiert.

³⁾ Die Proklamation abgedruckt bei Menschlager, Geschichte des Interregnums 2c. III, 249. Unterschrieben ist die Proklamation merkwürdigerweise von Schwerin, General de Prusse, während doch der Feldmarschall Schwerin in Olmütz krank darnieder lag.

⁴⁾ Man möchte glauben, daß derartige weit ausgeübte Streifereien zweimal ausgeführt worden sind. Stille berichtet in einem vom 28. Februar datierten Briefe (S. 22), daß bei der eben erwähnten Expedition Posadowskys man bis vier Meilen vor Wien gekommen sei, und dasselbe erwähnt der König in einem Briefe an Jordan vom 25. Februar (Oeuvres de Fr. 17150). Aber derselbe schreibt dann auch zu einer Zeit, wo jene Expedition am 28. Februar bereits zurückgekehrt war, am 1. März,

habe hier mit den Feinden Belleisles, mit den Sachsen und mit den Östreichern zu kämpfen; das ist viel Arbeit auf einmal.“¹⁾

An den Grafen von Sachsen schickte er den General Schmettau mit der direkten Aufforderung, sich zu entfernen. Dieser aber berief sich auf seine empfangenen Befehle und blieb, fortfahrend die sächsischen Befehlshaber einzuschüchtern durch die Vorstellung der Gefahren, denen ihre Truppen ausgesetzt sein würden, wenn sie nach dem Plane des Königs diesem gegen die Thaya hin folgten, abgeschnitten von Sachsen, zwischen der starken Besatzung von Brünn und dem Feinde. Unerhört sei es, mit 30,000 Mann bis ans Ende der Welt marschieren zu wollen ohne Depôts, ohne Magazine, ohne Verbindungen, hinter sich einen feindlichen Waffenplatz mit starker Besatzung²⁾.

Der König war unmittelbar nach der Besetzung Iglaus weiter marschirt in südöstlicher Richtung auf die Thaya und Znaym zu, hatte aber in Scheletau doch schon wieder einige Tage Halt gemacht, weil die Sachsen ihm nicht folgten.

Friedrich hatte am Tage der Besetzung Iglaus dem Könige von Polen vorgestellt, das Projekt, die sächsischen Truppen Broglie zuhülfe marschieren zu lassen, sei jetzt geradezu unausführbar geworden; dieselben würden, um bis Pißet zu gelangen, einen Monat brauchen und so unter allen Umständen zu spät kommen, während diese Truppen in Mähren dadurch, daß sie den Feind nötigten, sich weiter ostwärts zu ziehen, auch Broglie wirksame Hilfe bringen würden³⁾. Aber am Abend desselben Tages empfing er einen Brief des sächsischen Kurfürsten, in welchem dieser die Notwendigkeit einer Abberufung der sächsischen Truppen aussprach. Darauf nun entsendet der König am 15. März seinen Flügeladjutanten, Grafen Wartensleben, nach Dresden mit einem Briefe, der nicht ohne Schärfe hervorhob, wie schlimm es sei, wenn große Fürsten der Welt solch ein Beispiel der Undankbarkeit gäben. Nachdem er, das Schwert in der Hand, Oberschlesien und den größten Teil von Mähren für den Kurfürsten von Sachsen erobert, habe er wohl einen anderen Lohn von diesem erwarten dürfen. Übrigens handle es sich zunächst ja nur um Winterquartiere hier in Mähren, da der Schnee und der Schmutz die Fortsetzung der Operationen unmöglich machten⁴⁾.

Aber noch ehe Graf Wartensleben in Dresden angelangt war, hatte sich hier bereits wider die Stimmung gewendet. Die französischen Gesandten Desalleurs und Valori hatten doch ernstlich widerraten, sich ganz dem Könige von Preußen zu versagen⁵⁾, und Valori berichtete, der letztere hätte gedroht, wenn die Sachsen ihn bei dieser Gelegenheit im Stiche ließen, würde er ihnen diesen Streich niemals vergessen noch vergeben⁶⁾. Die Besorgnis war doch groß, der König von Preußen könne schnell einen Frieden mit der Königin

1) Den 11. Februar; Polit. Korresp. II, 36.

2) Graf Moritz an Brühl, den 14. Februar; bei Vitthum, S. 442. 443.

3) Polit. Korresp. II, 37.

4) Ebb. S. 38.

5) Brühl an Rutowski, den 18. Februar: „Man weiß hier nicht, was man ihm soll; Broglie schreit um Hilfe, aber Valori ist anders gesinnt, und er wie Desalleurs prophezeien das Schlimmste, wenn wir nicht Preußen nachgeben.“ Dresdner St. A.

6) Angeführt bei Winkler, Die Kriegsergebnisse der sächsischen Armee 1741 und 742; Archiv für sächs. Geschichte VIII, 77.

tachment mit vollen Händen wieder ins Lager zurück, die Österreicher aber zogen, um solchen Streifzügen entgegenzutreten zu können, das Husarenregiment Esterhazy heran, das, durch ungarische Infurgenten verstärkt, unter dem Kommando des bewährten Reitergenerals Daranyay sich östlich von Nöz bei Poisdorf aufstellte, Posten nach allen Seiten hin vorschiebend ¹⁾.

Der König hatte schon wieder neue Schwierigkeiten mit seinen Verbündeten. Es verlangte jetzt auch der Kardinal Fleury, daß er gegen Neuhaus vorgehe, und Graf Moritz von Sachsen konnte Brühl einen Brief des Kardinals vorlegen mit der Aufforderung, den Zug der Sachsen zu Broglies Heere herbeizuführen ²⁾. Der König setzte noch einmal dem Kardinal auseinander, daß ein Zug gegen Neuhaus unmöglich sei, einmal aus Verpflegungsrücksichten und dann weil der Feind dann sogleich hinter den Leichen von Wittingau eine ganz unangreifbare Zuflucht finden würde ³⁾.

Die Sachsen standen in dieser Zeit unthätig, abgesehen von einem kleinen Erfolge, den ihre Mannen gegenüber österreichischen Husaren in Teltsch erfochten, deren sie eine Anzahl getötet und 150 gefangen genommen hatten ⁴⁾, in und bei Jglau, zuweilen Mangel an Lebensmitteln leidend und jedenfalls wenig zufrieden mit ihrem Schicksale. Am 28. Februar hatte ein blinder Lärm von einem Anrücken des feindlichen Heeres sie bewogen, Jglau eilig zu räumen ⁵⁾, wohin sie jedoch zwei Tage später, als der Ungrund jenes Gerüchtes sich herausgestellt hatte, wieder zurückkehrten.

Über den ganzen Vorfall sehr erzürnt, schreibt der König: „Die Sachsen haben Jglau auf das Schönöfeste preisgegeben, sie haben eine ungemessene Furcht vor dem Feinde und wollen gar nichts thun; hätte Cäsar solche Soldaten gehabt, nicht ein Dorf würde er von Gallien erobert haben.“ ⁶⁾

Es lag nahe, daß er unter solchen Umständen an eine größere Konzentration der ganzen Aufstellung dachte. Es mahnte vieles zur Vorsicht. Feindliche Husaren unterbrachen oft genug die Verbindung mit Olmütz, fingen Briefe und Transporte ab; von Ungarn her mußte er erwarten, mehrere neue Regimenter ⁷⁾ gegen sich in den Kampf eintreten zu sehen, an 15,000 Mann, die Irregulären ungeredet ⁸⁾, und zugleich war er jeden Augenblick darauf gefaßt, sich südlich von der Thaya dem österreichischen Hauptheere gegenüber zu finden ⁹⁾.

gestern seien preussische Truppen bis zwei Meilen vor Wien gewesen (Polit. Korresp. II, 63), und dann dasselbe noch einmal am 2. März (ebd. II, 64).

¹⁾ Österr. militär. Zeitschr. 1827, 4. S. 56.

²⁾ Vom 15. Februar; bei Vitzthum, S. 452.

³⁾ Den 27. Februar; Polit. Korresp. II, 59.

⁴⁾ Stille, S. 22.

⁵⁾ Ebd. S. 24.

⁶⁾ Den 2. März an Valori; Polit. Korresp. II, 64, und in gleichem Sinne an Kaiser Karl VII. ebd.

⁷⁾ Von der im September 1741 beschlossenen Aushebung, die jetzt erst marschbereit geworden waren.

⁸⁾ So in vier verschiedenen Briefen des Königs erwähnt; Polit. Korresp. II, 64. 66 u. 67.

⁹⁾ Schon gegen Ende Februar hat Valori aus Prag die Absicht des Prinzen Karl, nach Empfang der Verstärkungen, die Khevenhüller schicken sollte, gegen den König zu marschieren, diesem mitgeteilt. Brief des Königs an Broglie vom 27. Februar; Polit. Korresp. II, 58. Wie wir wissen, und noch näher sehen werden, hat sich die

Der König zog deshalb aus Schlesien von seinen Truppen noch 6 Bataillone und 20 Schwadronen an sich ¹⁾ und forderte die Sachsen auf, ihm näher zu rücken, ihn in Znaim abzulösen und von da an in weitem Halbkreise Brünn einzuschließen, während er selbst weiter westlich von Laa an die Linie der Thaya und der unteren Schwarza zu besetzen und so Brünn von Ungarn und Niederösterreich abschneiden wollte ²⁾.

Es war das noch nicht ein direkter Befehl, sondern mehr ein Vorschlag, über welchen der König Rutowski's Meinung zu hören wünschte, doch dieser, längst mit seiner Stellung unzufrieden und nun doppelt verstimmt seit der ärgerlichen Affaire von Jglau, suchte einen Vorwand zu einer Reise nach Dresden, und als er sich dem König empfahl, gab dieser ihm einen freundlichen Brief an seinen Halbbruder, den Kurfürsten, mit, und das Ersuchen, die Artillerie zur Belagerung von Brünn zu liefern ³⁾. So freundlich die Abschiedsaudienz war, so empfand man doch im preussischen Hauptquartier, daß der sächsische General nicht mehr wiederzukommen gedächte ⁴⁾; der Oberbefehl über die Sachsen fiel nun dem Ritter von Sachsen zu.

Schon empfand inzwischen der König die Nähe des Feindes. Am 6. März wagten 600—800 feindliche Husaren einen Angriff auf die Glasenappischen Grenadiere in Bulka, wenig über eine Meile südwestlich von dem Hauptquartiere in Röß, der allerdings tapfer abgeschlagen wurde ⁵⁾, aber doch die steigende Kühnheit der Oesterreicher erkennen und daraus auf die Zuversicht erwarteten Succurses schließen ließ. Deserteurs brachten die Nachricht, daß General St. Ignon mit 2000 Reitern bei Horn in Oberösterreich gefaßt habe, als Vorbote des erwarteten größeren Heeres, und ein am 7. März aufgefangener Brief brachte die bestimmte Nachricht, daß demnächst Fürst Lobkowitz durch Entsendungen Rhevenhüllers verstärkt in Niederösterreich eintreffen würde, während auf der anderen Seite die ungarischen Regimenter bei Göding in Mähren eindringen und die ungarische Miliz im Gradischer Kreise sich ansammeln und so der Feind in der Front bedroht, dann zugleich auf der Flanke und im Rücken gefaßt werden sollte ⁶⁾.

Der König erkannte, daß die Diverfion der Ungarn vornehmlich den inzwischenden aus Schlesien nachrückenden Truppen gefährlich werden könne, wie

Ausführung jenes Vorhabens lange verzögert, und im Lager Broglies hatte man Interesse daran, jeder Nachricht von einem beabsichtigten Abmarsche der Oesterreicher aus Böhmen, den Glauben zu versagen und zu thun, als seien diese Nachrichten nur Äußerungen und Vorspiegelungen des Königs von Preußen, wie z. B. Graf Moritz von Sachsen unter dem 12. März an Brühl schreibt: „Herzog Karl von Lothringen ist noch immer in Budweis allem Gerede und Gethue Sr. preussischen Majestät zum Troß.“ (Vitzthum, S. 455.)

¹⁾ Angekündigt zuerst in einem Briefe an Belleisle, den 27. Februar; Postk. Korresp. II, 60.

²⁾ An Rutowski, den 2. März; ebd. S. 65.

³⁾ Ebd. S. 72.

⁴⁾ Stille, S. 23, der jedoch bereits vor dem 28. Februar die Abreise Rutowski's erfolgen läßt (Winkler, Kriegsergebnisse der sächsischen Armee, Archiv für sächs. Geschichte VIII, 78, giebt den 7. April an, vielleicht nur in Folge einer Verwechslung mit 7. März), während der erwähnte Brief des Königs, den Rutowski mitnehmen sollte, vom 6. März datiert.

⁵⁾ Stille, S. 24.

⁶⁾ Ebd. S. 25.

nach Ungarn an den Feldmarschall Palsy entsandte Schwerin Anfang Februar seinen Adjutanten Lepell mit der Aufforderung, die neuausgehobenen Truppen in Ungarn zurückzuhalten, in welchem Falle auch die Preußen keine Feindseligkeiten gegen Ungarn vornehmen, andernfalls aber mit Feuer und Schwert gegen dasselbe vorgehen würden. Palsy berief sich auf die Befehle der Königin, die er auszuführen habe, wie lebhaft er auch sonst eine gütliche Verständigung zwischen derselben und dem Könige herbeiwünsche. Er bäte übrigens, nicht mehr an ihn zu schicken, sondern an seinen Hof ¹⁾.

Wenn in dem allem noch Ideen einer gesuchten Verständigung zu liegen schienen und die Oesterreicher sogar aus dem Umstande, daß die Preußen mehrere Male, auch wo sie es zu hindern in ihrer Hand zu haben schienen, Verstärkungen und Zufuhren hatten nach Brünn gelangen lassen ²⁾, schließen wollten, es sei doch denselben kein rechter Ernst mit dem Kriege, so nahm dagegen nach dem Eintreffen des Königs in Mähren und dem Aufrufe der Königin der Krieg eine furchtbare Gestalt an, und das unglückliche Land ward auf das schwerste heimgesucht. Der König selbst verfuhr rücksichtsloser und härter, als es sonst seine Art war. Er hatte, als er eintraf, zu seinem Mißvergnügen wahrgenommen, daß Schwerin die Magazine nicht so gefüllt hatte, wie er es verlangte, und erzürnt über dessen unzeitige Milde, beschloß er, das Veräumte möglichst wieder gut zu machen; so wurden denn die schwersten Lieferungen ausgeschrieben und mit Strenge eingetrieben, hohe Kontributionen auferlegt und auch eingezogen ³⁾, und außerdem ward eine zwangsweise Rekrutierung in großem Maßstabe vorgenommen, bei welcher z. B. der Olmücker Kreis sich mit 1023 Mann zu beteiligen hatte ⁴⁾. Als nachmals Podewils nach Olmütz kam, bestürmten ihn einige Großen des Landes mit Bitten um seine Verwendung; aber der König wies dieselbe zurück mit den Worten: „Sie wissen nicht, was Krieg heißt, die Depeche Bollmanns (Gesandten am Reichstage in Regensburg) wird Ihnen zeigen, daß die Oesterreicher in Bayern noch ganz anders verfahren.“ ⁵⁾ Sein Kabinettsrat Tischel mußte dem Minister noch weiter in dieser Sache schreiben: „Entweder der Wiener Hof braucht einen Frieden mit mir oder nicht; ersterenfalls wird alles Mißvergnügen dieser Leute, von welchen man nichts verlangt, als was die raison

¹⁾ Die einschlagende Stelle der Korrespondenz mitgeteilt bei Droysen, S. 399, Anm. 1. Übrigens verdient auch hier wieder darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß hier nicht von dem Massenaufgebote der Ungarn die Rede ist, wozu der Aufruf ja erst den 13. Februar erlassen ward, sondern von den im September 1741 bewilligten neuen ungarischen Regimentern, welche erst in jenen Tagen marschfertig sich gesammelt hatten.

²⁾ Oesterr. militär. Zeitschr. a. a. D., S. 48.

³⁾ Der Kreis Olmütz z. B. hat in den zwei Monaten März und April 202,196 fl. zu zahlen gehabt, wovon auf die Hufe (Lahn) 13 fl. 31 kr., auf einen herrschaftlichen Kamin 3 fl. 57 kr., auf einen unterthänigen 1 fl. 10 kr. kamen. Mährisches Notizenblatt 1864, S. 57. Der Prälat des Stiftes Raasdorf wurde, weil er eine Kontribution von 15,000 fl. nicht herbeizuschaffen vermochte, längere Zeit gefangen gehalten.

⁴⁾ Mährisches Notizenblatt 1864, S. 57. In der betreffenden Verfügung wird die Bestellung der Rekruten als „nach Landesfitt“ erfolgend bezeichnet. Dagegen erklärt Rhevenhüller diese Maßregel für eine bei Christen unerhörte Art. Browns Memoire a. a. D. I, 37.

⁵⁾ Den 5. April; Polit. Korresp. II, 107.

de guerre erlaubt, den Frieden nicht hindern, andernfalls würde es den Wiener Hof nicht plausibel machen, wenn man aus dem ganzen Lande nicht das Geringste nähme; haben diese Familien etwas in Wien zu sagen, so mögen sie das Accommodement befördern, alsdann Se. Majestät wegen der geforderten Geldsummen sich généreux zeigen würde; könnten Sie aber in Wien nichts ausrichten, so sehe Se. Majestät nicht ab, warum ihnen nicht das geschehen sollte, was den bayerischen Landsassen von den Österreichern widerfahren.“¹⁾

Während nun der König mit dem ersten Treffen seines Heeres, Brünn links lassend, bis Znaym vorgegangen war, hatte das zweite Treffen, dessen Befehlshaber, Schwerin, in Olmütz krank darniederlag, sich an der March vorgeschoben, am 18. Februar den wichtigen Punkt Grabisch, unweit der ungarischen Grenze, besetzt und dann sich ostwärts wendend über Austerlitz, Pohrlitz, Kanitz eine zweite Linie von Postierungen hergestellt, welche den Aufstellungen des Königs an der Thaya einige Meilen weiter nördlich parallel lief.

Der König war, nachdem er Znaym besetzt, noch einige Meilen weiter über die Thaya nach Oberösterreich bis Röh vorgerückt, wo er einen geeigneten in der Front durch doppelte Wasserläufe geschützten und auch an den Flanken gut angelegten Lagerplatz gefunden hatte²⁾. Am 21. Februar entsandte er 3 Bataillone Infanterie unter Oberst Schmettau und 2000 Reiter, Dragoner und Husaren, unter General Pofadowsty, um in den südlichsten Teil von Währen von Nikolsburg an und in Niederösterreich Kontributionen auszusprechen und Requisitionen vorzunehmen zur Füllung seiner Magazine; und eine vom 26. Februar aus Stein datierte preussische Proklamation verlangt von den Bewohnern Ober- und Niederösterreichs unter schwerer Drohung pünktliche Entrichtung der Kontributionen und Lieferungen, deren Ausdehnung als Vergeltung bezeichnet wird für die Ungebührlichkeiten, welche die österreichischen Truppen in den Landen des erwähnten römischen Kaisers und Kurfürsten zu Bayern vornahmen³⁾.

Jener Streifzug hatte den besten Erfolg; was man von Feinden antraf, einige Abteilungen Husaren und einige Schwadronen Kürassiere wich bis über die Donau zurück, und selbst in Wien erschrak man, als die Husaren Pletens sich schon in Stockerau, wenige Meilen donanaufwärts von Wien, bliden liehen⁴⁾. Nach Ablauf einer Woche, am 28. Februar, lehrte das De-

¹⁾ Mitgeteilt bei Droysen, S. 406, Anm. 1.

²⁾ An den Erbprinzen von Dessau, den 25. Februar 1742; bei Orlich I, 413. Wenn man aus dieser Stelle schließen möchte, daß des Königs Hauptquartier in Schloß Röh gewesen sei, so erscheinen dagegen seine Briefe in jener Zeit immer aus Znaym datiert.

³⁾ Die Proklamation abgedruckt bei Oleneschlager, Geschichte des Interregnums ic. III, 249. Unterschrieben ist die Proklamation merkwürdigerweise von Schwerin, General de Prusse, während doch der Feldmarschall Schwerin in Olmütz krank darnieder lag.

⁴⁾ Man möchte glauben, daß derartige weit ausgebehnte Streifereien zweimal ausgeführt worden sind. Stille berichtet in einem vom 28. Februar datierten Briefe (S. 22), daß bei der eben erwähnten Expedition Pofadowstys man bis vier Meilen vor Wien gekommen sei, und dasselbe erwähnt der König in einem Briefe an Jordan vom 25. Februar (Oeuvres de Fr. 17150). Aber derselbe schreibt dann auch zu einer

Anlage von Wall und Gräben gestattete das hartgefrorene Erdreich nicht, auch hätte er dazu keine Zeit gefunden, denn am Mittag desselben 14. März, an welchem er am Morgen einrückte, ward er von überlegener Macht angegriffen ¹⁾.

Bald genötigt, sich auf das Schloß zurückzuziehen, resp. auf den von einer vier Fuß hohen Mauer umgebenen Hof desselben, ward er auch dort eingeschlossen und durch Anzündung der daran stoßenden Scheuern und Häuser bedrängt, und nachdem er seine Mannschaft schwören lassen, sich nicht gefangen zu geben, sondern bis auf den letzten Mann mit ihrem Führer zu kämpfen, öffnete sich das Thor, und die tapfere Schar brach hervor, gleich durch eine Salve empfangen, welche die Bespannung des einen der beiden mitgeführten Bataillonsgeschütze tötete, wo dann die stürzenden Pferde die Kanone umwarfen, welche jedoch der Unteroffizier Meißner schnell zu vernageln die Geistesgegenwart hatte. Durch diesen Unfall nicht geschreckt, drangen die Preußen vorwärts, und unablässig feuernd und nach verschiedenen Seiten hin Front machend, jeden Stützpunkt umsichtig benützend, zogen sie sich nach der Richtung von Slapanitz zurück, von wo ihnen nach mehr als sechsstündigem Kampfe endlich um halb sieben ein Succurs entgegenkam. Die Feinde hatten keinen Mann des tapferen Bataillons in ihre Gewalt bekommen, sondern nur die Bagage und jenes vernagelte Geschütz, aber es waren 18 Mann gefallen und 47 Mann verwundet, darunter fast alle Offiziere; einer davon, der Hauptmann v. Kalkreuth, tödlich ²⁾; der Feind, meinte Truchseß, habe 3- bis 400 Tote oder Verwundete ³⁾. „Nichts kann dem Ruhme dieses Tages gleichkommen“, urteilt der König über diese Affaire, „niemals haben die Spartaner Größeres geleistet, als meine Soldaten, und im Vertrauen auf sie komme ich mir zehnmal mächtiger vor, als ich es früher geglaubt habe“ ⁴⁾.

Dagegen erlitten die Sachsen am 23. oder 25. März eine schwere Schlappe. In einem Hohlwege zwischen Tschnowitz und Czernahora wurden 2 Schwadronen des Regimentes Nechenberg unter Oberstleutnant Pflug von Husaren überfallen, und der Führer selbst, 7 seiner Offiziere, 120 Mann und 160 Pferde nebst den beiden Standarten wurden die Beute der Feinde ⁵⁾. Der sächsische General Rochow hatte kurz vorher einen österreichischen Trom-

¹⁾ Die Österr. militär. Zeitschr. 1827, 4. S. 58 läßt, gestützt auf das oft erwähnte Memoire Browns, den Angriff von 300 Husaren ausgehen, während es doch eine Lächerlichkeit ist, anzunehmen, daß 300 Husaren 366 preußische Infanteristen aus einer gedeckten Stellung hätten vertreiben können. Schon die Aufforderung zur Übergabe läßt auf eine ansehnliche Übermacht schließen. Nach Truchseß' Berichte hätte allein der Verlust der Östreicher an Toten und Verwundeten 3- bis 400 Mann betragen. Kindl a. a. O., S. 54 sagt, es seien die Bellesknauschen Husaren, also doch wohl das Regiment dieses Generals, ferner 180 Mann Infanterie von dem ungarischen Regimente Forgach dabei gewesen, gegen Abend habe dann Hauptmann Nels einen Succurs von 300 Mann herbeigeführt. Die preußischen Berichte sprechen von 3000 Mann; so Stille, S. 32; Wender a. a. O., S. 224; des Königs Lettre d'un officier prussien (ed. Trovfen, S. 354) sogar von 3- bis 4000.

²⁾ Der Bericht von Truchseß vom 22. März seinem wesentlichsten Inhalte nach mitgeteilt bei Schönning, Die 5 ersten Jahre Friedrichs d. Gr., S. 149 ff.

³⁾ Kindl, S. 56, giebt dagegen 6 Tote und 18 Verwundete an.

⁴⁾ An Jordan, den 17. März; Oeuvres XVII, 156.

⁵⁾ Österr. militär. Zeitschr. 1827, 4. S. 58. Bericht des Feldmarschall Schar vom 29. März; Wiener Kriegsministerial-N.

peter, der bei ihm die Kanzionierung eines gefangenen ungarischen Rittmeisters begehrt hatte, abgewiesen mit dem Bemerken, er gedente nächstens dem Kommandanten von Brünn selbst eine Visite abzustatten. Jetzt ließ der letztere einen preußischen Trompeter, der gleichfalls in Auswechslungsangelegenheiten nach Brünn gekommen war, am Karfreitage (den 23. März) den feierlichen Einzug der Husaren mit den sächsischen Gefangenen und Trophäen selbst ansehen und trug ihm an den sächsischen General die Botschaft auf, derselbe habe weit mehr Aussicht, eine Visite zu empfangen, als abzustatten ¹⁾.

Die letzte Bewegung des Königs war doch immerhin ein Schritt rückwärts gewesen. Die kühne Offensive, die auf Presburg und Wien abgezielt hatte, schien aufgegeben, und wenn nicht die Feinde bald Gelegenheit gaben, durch eine siegreiche Schlacht alles wieder gut zu machen, konnte die Zukunft nicht allzu viel Gutes versprechen, ein Dahinschmelzen der eigenen Streitkräfte gegenüber einem Anwachsen der feindlichen und dabei steigende Not wegen der Verpflegung. Es war kein Wunder, daß Friedrich mißnützig wurde. „Die Verhältnisse verwickeln sich mehr und mehr“, schreibt er an Jordan ²⁾, „und keine menschliche Klugheit vermag in so kritischem Zustande ein solides Urtheil über die Dinge zu gewinnen“, und einige Tage später: „Wahrlich, die Ehre, an dem Rade der europäischen Ereignisse zu drehen, ist eine sehr harte Arbeit.“ Wehmütig denkt er an die schönen Tage von Rheinsberg zurück, wo in ruhigem Fahrwasser kleine Freuden und kleine Leiden sein Loß waren, während jetzt auf der weiten See die eine Woge ihn bis zu den Wolken emporhebe, die andere ihn in den Abgrund schleudere; er sei voll Sorgen, unruhig, von Geschäften überbürdet ³⁾.

Auf das härteste bekam diese Stimmung Schwerin zu empfinden, den zu seinem größten Schmerze Krankheit in Olmütz festhielt. Auf die Nachricht, daß in der Nacht vom 9. zum 10. März österreichische Husaren in der Vorstadt von Olmütz eingebracht waren und von den dort untergebrachten Pferden und Maultieren der königlichen Equipagen eine große Anzahl fortgeführt hatten ⁴⁾, brach der Zorn des Königs los.

Nach mancherlei anderen harten Vorwürfen schreibt er dem Feldmarschall unter dem 18. März: „Ihr werdet Euch selbst Justice thun und erachten, ob ich von Eurer Conduite zufrieden sein kann, da ich gleich von Anfang an, als die Regimenter in Mähren eingerückt sind, befohlen, auch beständig erinnert habe, daß man vor allem Magazine anschaffen und das Benötigte dazu auf alle Weise nehmen sollte, um einen Vorrat auf 3—4 Monate vor die Armee zusammenbringen; — gleichwohl ist nichts geschehen, wo man Alles haben können, und bin gewiß, daß die Armee kaum auf einen Monat jezo Subsistance hat, da wir jezo alles zusammen haben könnten; inzwischen sind nun die Ungarn dazu gekommen, welche das Land konsumieren und z. T.

¹⁾ Kündl. S. 62.

²⁾ Den 11. März; Oeuvres XXVII, 155.

³⁾ Den 17. März; ebd. p. 156.

⁴⁾ Die Husaren scheinen allerdings mit staunenswerter Dreistigkeit dort vorgegangen zu sein. General Seck schreibt an Prinz Leopold unter dem 13. März: es seien an 400 Husaren gewesen, dieselben hätten sich ganz ungeniert Fackeln angezündet und bei deren Scheine verschiedene Häuser geplündert, an 86 Pferde von den

die Lieferungen zu denen Magazinen auf verschiedene Arten hindern, so daß ich frappiert bin, wenn ich dran gedente, woher die Armee ihre Subsistence und Magazine nehmen soll in einem Lande, so von vorn vom Feinde konsumiert ist und von der anderen Seite und von hinterwärts wegen des schwierigen Transports über die Gebirge keine Zufuhren haben kann“ u. Eine eigenhändige Nachschrift sagt dann noch: „Sie haben die Ziege und den Kohl schonen wollen, und jetzt haben Sie Beides zuschanden gemacht.“¹⁾

Es fällt schwer, in dem Konflikte zwischen dem Könige und dem Feldmarschalle unbedingt des ersteren Partei zu nehmen. Wir müßen daran erinnern, wie Schwerin zu einer Zeit, wo dies auch nach dem Zeugnisse österreichischer Quellen sehr wohl Erfolg versprochen hätte, Brünn anzugreifen bereit war, und wie nur der entschiedene Widerspruch des Königs den Marschall verhindert hat, gleich im Anfange den Stein aus dem Wege zu räumen, der dann vor allem das Gelingen des mährischen Zuges gehindert hat; der König baunte mit diesem Befehle zugleich Schwerin in den nördlichen, unfruchtbareren Teil von Mähren, von welchem Schwerin wohl doch nicht mit Unrecht urtheilte, daß derselbe nicht reich genug sei, um, nachdem ihn schon die Österreicher ausgesogen, nun nicht nur das Heer Schwerins zu unterhalten, sondern auch noch große Vorräte in Magazine zu liefern. Derselbe antwortet auf jenen ungnädigen Brief des Königs in diesem Sinne und fügt hinzu, sein Fehler sei nur der gewesen, daß er nicht offen die Unmöglichkeit, die Befehle des Königs hinsichtlich der Magazine auszuführen, ausgesprochen habe²⁾.

Wenn wir die Briefe Schwerins an den König aus jener Zeit durchlesen, müssen wir doch vor seinem Feldherrnblicke Respekt bekommen, wir sehen ihn überall schon früh auf die Schritte hinweisen, zu denen sich der König nachmals doch hat entschließen müssen: die Heranziehung von mehr Truppen aus Schlesien, die Einschließung Brünn's, die Besetzung von Göding an der ungarischen Grenze, und wenn er unter dem 14. Februar unmittelbar nach der preussischen Manifestation an die Ungarn es sehr empfiehlt³⁾, mit 10.000 Mann einen Handstreich auf Presburg ins Werk zu setzen, so ist es sehr fraglich, ob ein solches Unternehmen gerade in dieser Zeit nicht mit Erfolg auszuführen und ein gutes Mittel gewesen wäre, einerseits die Ungarn niederzuhalten, andererseits den Wiener Hof ernstlich für Wien besorgt und dadurch einem Friedensschlusse geneigter zu machen.

Na es wird sogar berichtet, Schwerin habe noch während der Belagerung von Brünn sich anheischig gemacht, vermöge der Verbindungen, die er unter der Besatzung der Festung habe, eine Überrumpelung derselben herbeizuführen, wenn man ihm einige Regimenter anvertrauen wolle, doch der König habe die Sache kurzweg und ohne jede Erörterung von der Hand gewiesen⁴⁾.

Schwerins Rechtfertigung fruchtete nichts, und seine Krankheit bot den geeigneten Vorwand, Urlaub zu nehmen. Er kehrte nach Meisse zurück, um

1) Berliner St.-M.

2) Olmütz, den 22. März; ebd.

3) Ebd.

4) Barmhagen v. Ense, Leben Schwerins, S. 49; eine Nachricht, die allerdings wohl noch Zweifel übrig läßt, ob jener Plan wirklich hinreichende Mühsal für den Erfolg geboten hat.

dort für die Grenzregulierung mit Sachsen thätig zu sein, die bald genug überflüssig wurde, das Heer verlassend, an dessen Spitze er gerade ein Jahr vorher den entscheidenden Sieg erfochten hatte. Der König sah ihn mit feindlichem Sinne gehen ¹⁾; ihm war es erwünscht, für die mehr und mehr sich trübenden Aussichten des mährischen Feldzuges einem anderen einen großen Teil der Schuld aufwälzen zu können ²⁾, denn eine gewisse rücksichtslose Härte auch gegen die treuesten seiner Diener lag nun einmal in dem Wesen des Königs. Auf der anderen Seite ist wohl auch etwas Wahres darin, wenn er in seinen Memoiren Schwerin so charakterisiert: „Dieser Marschall ist voll Feuer, befähigt für alle kurzen und energischen Unternehmungen; doch hat er nicht genug Geduld, um Projekte auszuführen, welche ein Beharrungsvermögen und ruhige Überlegung verlangen. Im übrigen ist er persönlich von heroischer Tapferkeit.“ ³⁾

¹⁾ Vgl. des Königs Brief an Jordan; Oeuvres XXVII, 190.

²⁾ Schon unter dem 26. März 1742 schreibt er in diesem Sinne an Belleisle. Polit. Korresp. II, 90.

³⁾ (1746), p. 254.

Siebentes Kapitel.

Der Ausgang des mährischen Feldzuges.

Wenn man im preussischen Lager sich in einer von Tag zu Tag unangenehmer werdenden Lage fühlte, so war die Situation auf der Seite der Gegner wenig besser, und die hier eigentlich doch mit großem Erfolge zur Anwendung gebrachte Zögerungspolitik entsprang in keiner Weise einem durchdachten Plane, sondern es ist hier thatsächlich ein Mangel an Entschlossenheit und eine gewisse Langsamkeit in der Ausführung erhaltener Befehle zum Glück ausgefallen.

Wir sahen bereits oben, wie wenig es zutrifft, wenn man gemeinlich annimmt ¹⁾, Maria Theresia habe dem Befehlshaber des österreichischen Hauptheeres, ihrem Schwager Herzog Karl, ganz überlassen, ob er sich gegen die Preußen, die Sachsen oder die Franzosen wenden wolle, während dieser Letztere zu keinem Entschlusse habe kommen können, sondern daß vielmehr, so wie Friedrich mit den Sachsen in Mähren erschienen war, Maria Theresia, ganz wie ihr Gegner es vorausgesetzt hatte, den neuen Feinden ihr Hauptheer entgegenwerfen wollen und auch wirklich Rhevenhüller dessen Einwendungen zum Troste dazu gezwungen hatte, einen großen Teil seines Heeres nach Böhmen zurückzusenden. Auch dem Herzog Karl erklärt sie unter dem 1. März, die gegenwärtige Lage erfordere es, Böhmen zu verlassen und sich schleunigst nach Mähren zu ziehen, dann aber den Feind mit gesamter Macht anzugreifen ²⁾. Und dieser Befehl wird durch einen zweiten vom folgenden Tage noch näher dahin präcisirt, daß er selbst entscheiden solle, ob er es vorziehe, sich gegen die Sachsen oder die Preußen zu wenden, nur solle dies unverzüglich geschehen, die Königin erwarte cheftens zu vernehmen, wann und wohin er zu marschieren gesonnen sei ³⁾.

Dieser Befehl verlangte schleunigst ausgeführt zu werden, also vor Ankunft der vier Regimente, welche Rhevenhüller herbeischicken sollte, und

¹⁾ Aus der Österr. militär. Zeitschr. 1827, 4. S. 52 ist diese Darstellung von Orlich I, 190 acceptirt worden, und auch Arneth II, 40. 41 scheint sie zu teilen.

²⁾ Wiener Kriegsministerial-A.

³⁾ Ebd. Also von den Franzosen ist keine Rede, und der Abzug nach Mähren ihm unter allen Umständen zur Pflicht gemacht.

welche vor der zweiten Hälfte des März kaum in Budweis erwartet werden konnten. Schon mit Rücksicht hierauf erhob Karl Bedenken, und er war es nun, der auch die Franzosen mit ins Spiel zog. Er befände sich zwischen drei Heeren in der übelsten Lage. Rücke er nach Zglau gegen die Sachsen, so werde Broglie in seinem Rücken Budweis nehmen und ihm die Verbindung mit Oberösterreich abschneiden, und da die Preußen gegen Znaim im Marsche seien, verliere er auch die Verbindung mit Mähren. Wolle er sich gegen die Preußen wenden, so müsse er Böhmen ganz aufgeben, und da der größte Teil seiner Truppen aus Böhmen bestehe, werde eine große Desertion die Folge sein. Griff er die Franzosen an, so würden sich Preußen und Sachsen in seinem Rücken bei Freistadt vereinigen ¹⁾. Er wünschte, von Wien aus bestimmten Befehl zu erhalten, welche der drei bezeichneten Möglichkeiten er ausführen sollte. Indessen hielt er am 4. März in Neuhaus einen großen Kriegsrat ab, und da in diesem die allgemeine Meinung dahin ging, daß man zum Schutze von Wien und Österreich gegen die Preußen und Sachsen ziehen müsse, so ward, ohne weitere Weisung aus Wien abzuwarten, beschlossen, eine Stellung einzunehmen, von der aus man zugleich die Sachsen in Zglau und die Preußen in Znaim bedrohen könne, nämlich im nordwestlichsten Winkel Niederösterreichs von Waidhofen bis Zlabings (dies noch in Mähren); General St. Ignon ward mit vier Reiterregimentern dahin vorausgeschickt und der gefaßte Entschluß mit den Voten des Kriegsrates nach Wien mitgeteilt ²⁾.

Eine Hindeutung auf diesen beabsichtigten Marsch der Österreicher nach Mähren resp. Niederösterreich fand sich dann in jenem am 7. März aufgefangenen Briefe aus Wien, der den König zu der erwähnten Konzentration seiner Truppen bewog.

Aber kaum gefaßt, ward jener Entschluß schon wieder erschüttert. Der erfahreneste der österreichischen Heerführer, Feldmarschall Brown, hatte dem Kriegsrate nicht mit beigewohnt, und als ihm dann das Protokoll desselben zugehandt wurde, erklärte er sich auf das entschiedenste gegen jenen Beschluß. Der Weg bis nach Niederösterreich sei sehr weit und die Wege in dieser Jahreszeit schwer passierbar, während man doch eine ungeheure Menge Wagen für die Bedürfnisse des Heeres brauchen werde. Auch könne man die wichtige Stellung von Budweis nicht dem Feinde überlassen, da ja sonst Khevenhüller das eroberte Bayern sofort räumen mußte, und wolle man sie auch nach dem Abmarsche des Hauptheeres behaupten, so werde man, da der Ort doch nicht besetzt sei, mindestens 8000 Mann zurücklassen müssen, die dann an anderer Stelle fehlen würden. Auch sei der eigentliche Zweck des ganzen Unternehmens durch einen Angriff auf Broglie viel sicherer zu erreichen. Dieser habe, nachdem er erst ganz kürzlich ein Detachement gegen Eger entsendet, kaum noch 12,000 Mann unter seinem Befehl; wenn man gegen ihn (Budweis ist von Bisef nur sechs Meilen entfernt) zöge, dürfe man sicher sein, ihn zu schlagen, und sei das geschehen, so würden, wie man überzeugt sein könne, die Sachsen sich nicht länger von dem Könige von Preußen halten lassen, sondern zurückgehen, um ihr eigenes Land zu beschützen.

¹⁾ Österr. militär. Zeitschr. a. a. O., S. 52.

²⁾ Den 5. März; Wiener Kriegsministerialrat.

Nach Abzug der Sachsen aber werde der König schwerlich Lust haben, den Kampf allein weiterzuführen. Sein Plan sei ja nur gewesen, die Österreicher aus Böhmen herauszulocken, ein Grund mehr, ein Land nicht aufzugeben, das nachmals wieder zu gewinnen sehr schwer halten könnte ¹⁾.

Auf Herzog Karl machten die Argumente des Feldmarschalls, dessen Stimme, wie er wußte, auch bei der Königin sehr viel galt, nicht geringen Eindruck; aber auch noch ein anderes Ereignis griff hier bestimmend ein. Marschall Broglie, an den der König das bestimmte Verlangen gestellt hatte, sowie er erführe, daß das feindliche Heer gegen Mähren sich wende, eine Bewegung gegen Tabor und Budweis zu machen, um auch seinerseits den Gegner in Allem zu erhalten ²⁾, entsprach dieser Weisung und ließ auf die erste Nachricht von den Abzugsvorbereitungen im österreichischen Lager bereits am 7. März 6000 Mann seiner Truppen gegen Bodnian (ziemlich auf dem halben Wege zwischen Pisek und Budweis) vorgehen und zugleich die Besatzung seines vorgeschobenen Postens, des Schlosses Frauencberg an der Moldau, verstärken.

Der anerkennenswerte Eifer, den Broglie bei dieser Gelegenheit in Erfüllung der Wünsche des königlichen Verbündeten an den Tag legte, hatte keinen unmittelbaren Erfolg; als die vorrückenden Franzosen erfuhren, daß die Stellungen bei Budweis noch gleich stark wie früher besetzt seien, gingen sie wieder über die Bottaia zurück, nichtsdestoweniger ist die Bewegung thatsächlich von den weittragendsten Folgen; sie brachte bei Herzog Karl die Wagschale der Argumente Browns vollends zum Sinken; eilends trug ein Kurier seine Meldung von dem bevorstehenden Angriffe der Franzosen auf sein Heer nach Wien, und umgehend erhielt er unter dem 10. März die Antwort ³⁾, mit Rücksicht auf das neuere Vorgehen der Franzosen solle es seinem Gutbefinden überlassen bleiben, ob er gegen die Franzosen oder die Sachsen resp. Preußen marschieren wolle, nur solle er handeln, da dem Ganzen nichts zu größerem Nachtheile gereichen könnte als längere Unthätigkeit ⁴⁾.

Herzog Karl, dem so aufs neue die ganze Verantwortlichkeit für die zu ergreifenden Maßregeln auf die Knie gelegt war, fand für seine eigene Unentschlossenheit einen willkommenen Vorwand in dem Gedanken, nun zunächst das Eintreffen des von Alhevenhüller noch ausstehenden Zuzugs zu erwarten, und wieder gingen zwei Wochen ins Land, während deren der Herzog zwar wohl Vorbereitungen für den Marsch nach Mähren traf, aber das Heer doch nicht in Bewegung setzte. Inzwischen hatte General Roth von Brünn aus nach Wien berichtet, die Preußen hätten einen großen Teil ihres Heeres gegen Ungarn entsendet, jetzt sei der günstigste Moment über die Sachsen herzufallen ⁵⁾. In Wien aber waren die Meinungen gleichfalls geteilt. Browns Ansicht fand einen beredten Fürsprecher an Bartenstein ⁶⁾, doch endlich siegte die Meinung des Großherzogs, der immer behauptet hatte, ein Zug gegen Broglie werde nur ein Stoß in die Luft sein: der Marschall

¹⁾ Österr. militär. Zeitschr. 1827, 4. S. 54 und Arnetz II. 42.

²⁾ An Broglie, den 27. Februar; Polit. Korresp. II, 58.

³⁾ Wiener Kriegsministerial-A. und Arnetz II, 44.

⁴⁾ Den 10. März; Wiener Kriegsministerial-A.

⁵⁾ Arnetz II, 44.

werde den Kampf nicht annehmen, sondern sich unter die Kanonen von Prag zurückziehen und Karl dann doch zurückgehen müssen. So erhielt denn dieser jetzt am 26. März ¹⁾ bestimmten Befehl, nach Zurücklassung von 10,000 Mann in Budweis gegen Znaim anzurücken, um dort die Sachsen anzugreifen. Da jetzt auch Rheadenhüllers Regimente eintrafen, so ward der Abmarsch wirklich nun angeordnet und am 1. April angetreten, vorher jedoch am 30. März noch ein Überfall auf Frauenberg versucht. Derselbe scheiterte zwar, aber die Rekognoscierungen vorher nach dieser Seite hin hatten nun in Broglies Hauptquartier die Meinung erzeugt, man werde sich doch gegen ihn wenden, und dessen infolge davon ausgestoßene Not- und Hilferufe haben dann, wie wir noch sehen werden, sehr wesentlich zu dem Ausgange des mährischen Feldzuges beigetragen.

Inzwischen waren vom 7. März an Nachrichten über die Absichten des österreichischen Hauptheeres doch auch zu den Sachsen gedrungen und hatten nun deren Heerführer äußerst bedenklich gemacht, den Weisungen des Königs entsprechend zum Zwecke der Einschließung von Brünn ihre Quartiere auf eine größere Strecke auszudehnen, um so mehr, da inzwischen das Vorbringen Rheadenhüllers in Bayern auch Besorgnisse für Sachsen erregte und der Ritter von Sachsen geradezu um Entsendung von einigen Compagnieen Mannen zum Schutze der Heimat angegangen wurde ²⁾. Weitere Bedenken erregte dann das Zusammenschmelzen der sächsischen Truppen in den schlechten mährischen Winterquartieren, und thatsächlich vergingen vierzehn Tage, ehe die Sachsen überhaupt nur Anstalten zur Ausführung der Blockade von Brünn trafen. Noch am 25. März muß sich der König bemühen, den sächsischen Feldhern zu überzeugen, daß er, dem gegenwärtig noch das ansehnliche gegen die ungarische Grenze entsendete Corps des Prinzen Dietrich von Anhalt fehle, außerstande sei, auch auf der Westseite von Brünn die innerste, exponirteste Linie der Blockade zwischen Straß und Malomierzitz mit seinen Truppen zu besetzen ³⁾.

Erst am 28. März begann wirklich die Einschließung, zu welcher nach dem ursprünglichen Plane unter den Generalleutenants v. Bierholz und Zasmund 13 Bataillone und 8 Schwadronen auf einer Linie zwischen Dobzan, Sabrowitz und Zudenendorf aufgestellt werden sollten, während von den übrigen Truppen ein kleiner Teil nördlich von Brünn, der Hauptteil südlich bis zur Thaya und Znaim die Deckung jener Aufstellungen zu bilden hatte ⁴⁾. Doch machten die Ausfälle der zahlreichen und unternehmungslustigen Brüinner Besatzung bald eine Verstärkung der Blockadetruppen notwendig, und da die sächsischen Truppen allmählich durch Krankheiten so zusammengeschmolzen waren, daß ihre ganze Infanterie nur noch aus 5000 Mann bestand, so kam es bald dahin, daß die ganze sächsische Armee zur Einschließung von Brünn verwendet und alle äußeren Postierungen — auch die wichtigsten, wie Znaim und Budwitz — aufgegeben werden mußten, natürlich zum großen Leidwesen des Königs ⁵⁾.

¹⁾ Arnetb II, 44.

²⁾ Polit. Korresp. II, 89.

³⁾ Ebb. S. 89.

⁴⁾ Winkler; im Archiv für sächs. Geschichte VIII, 79.

⁵⁾ Der König an Belleisle, den 12. April; Polit. Korresp. II, 114.

„Die Sachsen“, schrieb er in dieser Zeit, „bringen mich oft zur Rut; ohne etwas thun zu wollen, zeigen sie große Lust, an die sächsischen Grenzen zurückzukehren, aus Furcht, es könne ihrem Lande so gehen wie Bayern.“¹⁾ Die Oesterreicher fürchteten nicht viel von der Belagerung, sie wußten, daß die Festung zu gut verproviantiert sei, um ausgehungert werden zu können, und daß zu einer Beschießung es den Sachsen an der schweren Artillerie fehle²⁾, die König August zwar zu liefern versprochen hatte³⁾, aber dann doch nicht schickte. Der entschlossene Kommandant des Spielbergs, Roth, trug kein Bedenken, die Annäherung an die Festung auch dadurch den Feinden zu erschweren, daß er alle die Dörfer rund um die Stadt in Asche legte⁴⁾, und dann auch in weiterem Umkreise die Ortschaften von seinen Husaren anzünden ließ, um den Preußen und Sachsen Subsistenz und Unterkunft zu rauben. Bald verging kein Abend mehr, wo man nicht zwei oder drei Dörfer hätte brennen sehn⁵⁾, mehrfach entdeckte man in den Quartieren der Preußen Versuche zur Brandstiftung⁶⁾, und die ganze Stadt Lundenburg, welche sie besetzt hatten, ward so ein Raub der Flammen; bis zum 20sten wußte man von 15 niedergebrannten Ortschaften, bald stieg die Zahl auf 22⁷⁾.

Von dem Augenblicke an, wo Friedrich sein Hauptquartier von der Thaya nach Selowitz verlegte, mochte es ihm wohl klar sein, daß der mährische Feldzug in dem Plane, wie er ursprünglich koncipiert worden, gescheitert war, daß weder die militärischen Ereignisse sich, wie man es vorausgesezt, entwickelt hatten, noch die Preßion auf den Gegner stark genug geworden war, um diesem einen Frieden selbst um den Preis ansehnlicher Opfer aufzundigen. Er selbst wünschte aufrichtig den Frieden und war weit entfernt davon, die Waffen nicht eher niederlegen zu wollen, bis die Bedingungen des Partagetraktats erkämpft wären; ja wir werden in einem weiteren Abschnitte noch sehen, wie er um die Zeit, von der wir sprechen, ernstliche Friedensbedingungen formulierte und eifrig verfolgte, ohne sich darin irgendwie durch Rücksichten auf seine Verbündeten abhalten zu lassen. Aber einen vorteilhaften, ehrenvollen Frieden konnte man kaum irgendwie anders als von der Bedrängnis des Feindes erwarten. Ließ man denselben aus dem Schach, so steigerte sich sogleich dessen Zuversicht in demselben Maße, wie seine Bereitwilligkeit Opfer für den Frieden zu bringen sich minderte. In Mähren waren jetzt für Friedrich die Operationen zum Stillstande gekommen; um weitere Fortschritte zu machen, bedurfte es ungleich mehrerer Truppen, neuer großer Anstrengungen.

1) An Belleisle, den 26. März; Polit. Korresp. II, 90.

2) Graf Heister an St. Ignon, den 22. März; St. Ignon an Herzog Karl, den 23. März; Wiener Kriegsministerial-N.

3) An König Friedrich, den 15. März; im Berliner St.-N. Es ist deswegen nicht ganz genau, wenn der König in seinen Memoiren sagt (1746), S. 252, Friedrich August habe sein Verlangen abgeschlagen. In der späteren Bearbeitung (S. 112) fügt er noch eine bittere Bemerkung hinzu: „Ce prince le refusa faute d'argent, il venait de dépenser 40,000 écus pour acheter un gros diamant vert.“ Es fällt auf, daß in dem Briefwechsel des Königs aus dieser Zeit des Ausbleibens dieser Erwähnung nicht weiter Erwähnung geschieht.

4) Kriegsberichte Friedrichs d. Gr. ed. Drossen, Beibst zum Militärarchiv. 1875, S. 355.

5) Friedrich an Jordan, den 3. September; Oeuvres XVII, 169.

6) Stille, S. 36.

7) Ebd. Drlich I, 204.

Zu solchen entschloß sich jetzt Mitte März König Friedrich.

Mit der ihm eigenen Schnelligkeit erläßt er die Befehle zu einer Truppenzusammenziehung von so großartiger Ausdehnung, wie sie dieser Krieg noch nicht gesehen, bei welcher thatsächlich die ganze preussische Kriegsmacht ziemlich mit allen Reservén in Oberschlesien und Mähren versammelt werden sollte zu einem furchtbaren Stoße auf das Herz des Feindes. In Oberschlesien sollten zu den wenigen Bataillonen, die in Neiße, Kosel, Oppeln und Ratibor lagen, nun hinzugeführt werden durch den Erbprinzen Leopold aus Böhmen 2 Grenadierbataillone, das Regiment Bevern, das Regiment Münchow und ein Bataillon Hautcharmoy, welche letztere der Prinz unterwegs aus Neustadt und Frankenstein an sich ziehen sollte. Außerdem sollte der alte Fürst von Dessau die Regimenter, welche einst das Beobachtungscorps gegen Hannover gebildet hatten, hierher führen; es waren das 7 Infanterieregimenter ¹⁾ nebst 7 Grenadierbataillonen und 30 Schwadronen Kavallerie ²⁾, wozu dann der König noch 3 Bataillone Infanterie ³⁾ und 10 Schwadronen Reiter ⁴⁾ detachieren wollte, während ihm selbst Erbprinz Leopold bis zum April den Rest seines Corps mit Ausnahme von 2 Infanterie- und 1 Kavallerieregimente, die in Böhmen resp. in Olaz bleiben sollten, zuzusenden hatte, was dann noch 4 Regimenter Infanterie ⁵⁾, sowie die Kürassierregimenter Gessler und Buddenbrock, die Dragoner von Rothenburg und Baireuth und die Malakowskischen Husaren ergeben hätte.

Der Erbprinz von Anhalt erhielt den Befehl, seine nach Oberschlesien bestimmten Truppen selbst dorthin zu führen, zwischen Troppau und Ratibor zu postieren und bei dem Eintreffen seines Vaters diesem das Kommando des Ganzen zu übergeben und selbst zu des Königs Heere zu kommen ⁶⁾.

Das Corps, welches sich hier nun in Oberschlesien sammeln sollte, konnte auf etwa 20,000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter größtenteils frischer und tüchtiger Streiter veranschlagt werden. Sein Oberbefehl sollte dem alten Fürsten von Anhalt anvertraut werden, der dann damit durch das östliche Mähren nach Ungarn einzubrechen und im Waagthale aufwärts auf Tyrnau ⁷⁾, und dann weiter auf Presburg vorzugehen hatte, damit zugleich den von österreichischer Seite geplanten Einfall in Oberschlesien aufs energischste abwehrend.

Man wird einräumen müssen, daß der Gedanke des Königs ein großer und kühner war, und daß er doch vielleicht die einzige Möglichkeit enthielt, den mährischen Feldzug vor dem Scheitern zu behüten, in höherem Maße, als dies ein bloßer Nachschub von Truppen in dem ausgezogenen Mähren vermocht hätte. Und wäre das Corps des Fürsten zur Hand gewesen, seit

1) Bork, Zerbst, Lehwalb, Holfstein, Flans, Röder, Prinz Ferdinand.

2) Möllendorf, Werbeck, Jung-Baldau, Alt-Baldau.

3) 1 Schwerin-, 1 Kleitz-, 1 Grenadierbataillon.

4) Prinz Friedrich, Bredow, Posadowsky, Kamenberg.

5) Prinz Leopold, Zeetz, Derschau, Prinz Dietrich.

6) Unsere einzige Quelle für diese Dispositionen sind die Briefe des Königs an den Fürsten von Anhalt vom 13. März, und an den Erbprinzen vom 12. und 13. März; bei Drlich I, 351 ff. und 414, 415. In dem erstgenannten Briefe findet sich auch die Notiz, daß das Regiment Bork bereits Marschordre hätte.

7) Nur diese Andeutung: „Ihr Corps soll gegen Tyrna in Ungarn agieren“, findet sich unter Paraphrase näherer Bestimmungen in dem Schreiben an den Fürsten.

Erscheinen in Ungarn hätte in Wien den gewaltigsten Eindruck machen, die Lage der Dinge wesentlich ändern können.

Das Schlimme an der Sache war nur die zu überwindende räumliche Entfernung und die Notwendigkeit, den größten Teil des zu erwartenden Corps erst aus den Marken heranzuziehen. Dafür, daß das Unternehmen nicht überstürzt würde, bürgte die methodische Langsamkeit des dazu aus-
ersehenen Heerführers, und der König selbst empfahl ihm zwar Beschleunigung des Marsches, „doch solchergestalt, daß die Regimenter alle in solchem Stande in Oberschlesien ankommen, daß man sie gleich gebrauchen kann“. Am 30. April werde hoffentlich der Fürst nicht weit von Jägerndorf stehen.

Die große Schwierigkeit bestand offenbar darin, daß der König bis dahin resp. bis den Mai sich in Mähren behauptete. Er zweifelte im Grunde nicht daran, und indem er das Corps, welches die Österreicher ihm gegenüber bei Horn und Waidhofen versammelten, auf höchstens 24,000 Mann veranschlagt, glaubte er sicher mit seinen 16,000 Mann und den 13,000 Sachsen ihnen gewachsen und in der Lage zu sein, je nach Befinden selbst anzugreifen oder einen Angriff siegreich zurückzuweisen ¹⁾. Und wenn selbst die Feinde noch weitere Verstärkungen an sich zogen, so standen ja solche auch für ihn in Aussicht, und sobald erst die Truppen, die ihm der Erbprinz Leopold aus Böhmen zusenden sollte, eingetroffen waren, vermochte er dann die Belagerung von Brünn mit 40 Bataillonen Fußvolk und 100 Schwadronen Reitern, die Sachsen ungerechnet, zu decken ²⁾. Von dem Befehlshaber der letzteren verlangte er eine bestimmte und kategorische Erklärung, ob er darauf rechnen könne, daß, wenn er bei etwaiger Annäherung des Feindes die Truppen an einen bestimmten Ort konzentrierte, um den Gegner anzugreifen, die Sachsen auch unfehlbar pünktlich zur Stelle sein würden ³⁾. Umgehend empfängt er die gewünschte Zusage ⁴⁾.

Doch bereits quälten ihn die Sorgen um die Erhaltung seines Heeres in dem ausgezogenen Lande, um so mehr, da die Massen von leichter Reiterei, welche der Feind zur Verfügung hat, an allen Orten die Fouragierung hindern. Fast in jedem seiner Briefe aus jener Zeit kehren Klagen über diese Schwierigkeit wieder. Als der Ritter von Sachsen von ihm Abhilfe des Mangels erbittet, der im sächsischen Lager herrsche, antwortet er, daß er selbst nicht wisse, wie er für seine 60 Schwadronen Unterhalt schaffen solle. Die Sachsen sollten weit hinaus in die hinterliegenden Lande bis nach Böhmen hinein fouragieren ⁵⁾. An den Kaiser schreibt er in dieser Zeit: „Wir leiden in Mähren fast an allem Mangel, sind umringt von Husaren, welche uns hindern, Magazine anzulegen, das Land ist durch die Lieferungen für die Weipergische Armee in dem vorigen Feldzuge ruiniert, Oberschlesien ist ausgezehrt, so daß die Verlegenheit unaussprechlich ist.“ ⁶⁾

¹⁾ An den Kardinal Fleury, den 15. März; Polit. Korresp. II, 76.

²⁾ Ebd.

³⁾ Den 24. März; ebd. S. 88.

⁴⁾ Unter dem 27. März schreibt er davon; ebd. S. 93. Gegenüber diesen authentischen Zeugnissen der Briefe scheint doch des Königs Darstellung in seinen Briefen etwas zu ungünstig für die Sachsen.

⁵⁾ Den 27. März; ebd. S. 95.

⁶⁾ Den 28. März; ebd.

Der König kämpft nur noch um einen Separatfrieden, der schließlich nichts mehr als die Rückgabe Bayerns an den Kaiser für die Verbündeten ausbedingen will, aber er fürchtet, daß, wenn der Mangel ihn nach Olmütz zurückgehen zwingt, der Wiener Hof nur noch übermütiger werden und keine annehmbaren Bedingungen stellen wird. Indem er Podewils davon schreibt, rechnet er, daß die Vorräte seiner Magazine alles in allem nur noch auf vier Wochen reichten. Dann würden die Sachsen ebensowohl aus Mangel an Subsistenzmitteln wie aus Besorgnis für ihr eigenes Land abrücken und auch er zurückgehen müssen.

Als er dies schrieb, am 31. März, sind die Sachsen für ihn noch eine Macht, die bedeutsam in Betracht kommt, und deren eventueller Abzug für ihn schwer ins Gewicht fallen kann, aber vielleicht schon den Tag darauf erfährt er, daß, wie bereits angeführt wurde, die Sachsen, um endlich die Einschließung von Brünn beginnen zu können, genötigt waren, alle ihre sonstigen Postierungen, vor allem das wichtige Znaim, ebenso wie Budwitz ¹⁾ aufzugeben, da sie nur noch über 8000 streitbare Mannschaften verfügten ²⁾.

Stand es aber so mit den Sachsen, dann konnte von einem Beistande, den dieselben dem König leisteten, von einer Deckung, die sie dem Heere aus der westlichen Seite gewähren sollten, keine Rede mehr sein und ebenso wenig von einer ernstlichen Belagerung Brünn durch dieselben. Ganz im Gegenteil ward das unzufriedene, mit dem Mangel kämpfende Häuflein mit seiner außerordentlichen Menge von Kranken nur noch eine Verlegenheit, eine Last. Und bei ihren immer steigenden Klagen wegen Mangel an Lebensmitteln sah er voraus, daß er über kurz oder lang würde für sie selbst sorgen oder sie entlassen müssen, während doch auch für ihn der Mangel drohte. Dazu ein ruhm- und aussichtsloses Stillsitzen, welches die Kräfte in widervärtigen kleinen Kämpfen mit einem unsahbaren Feinde aufbrauchen ließ. Es war kein Wunder, daß er die Situation auf das peinlichste empfand und lebhaft wünschte, ihr auf gute Manier ein Ende machen zu können.

Eine solche Gelegenheit fand sich nun. Wie wir wissen, hatte Herzog Karl von Lothringen bis gegen Ende März geschwankt, ob er sich gegen die Franzosen oder gegen die Preußen, resp. Sachsen wenden sollte und in Folge dieser Unentschlossenheit auch von den 4 Regimentern, welche ihm Rheinhüller zusendete, drei von Linz nach Budweis kommen lassen, wo dieselben

¹⁾ Wenn der König an der betreffenden Stelle (Polit. Korresp. II, 114) neben Znaim und Budwitz noch Leitisch nennt, so ist zu bemerken, daß er die Räumung von Leitisch den Sachsen bereits unter dem 7. März anbefohlen hatte und dann wiederholt in seinen Briefen diesen Ort unter denen nennt, wo sich österreichische Husaren festgesetzt hätten, so an Belleisle den 26. März, und an Fleury den 27. März; Polit. Korresp. II, 90 u. 93.

²⁾ Diese Summe giebt der König in seinen Memoiren (1746, S. 253) an, in dem Briefe an Belleisle vom 12. April (Polit. Korresp. II, 114) bezeichnet er den Bestand der sächsischen Infanterie mit 5000 Mann, während er an einer anderen Stelle von der Zeit des Abzuges der Sachsen sprechend noch 12,000 Mann in Summa angiebt (Polit. Korresp. II, 106). In seiner Schätzung waren die sächsischen Strekräfte schnell genug zusammengeschmolzen. Am 15. März schätzte er ihre Reiterei n auf 36 Schwadronen, den 27. März nur noch auf 26 (Polit. Korresp. II, 78 u. 8 Anfang April sind dann nur 3000 Reiter vorhanden.

am 26. März eingetroffen waren ¹⁾. Da nun also von diesen Khevenhüller'schen Truppen nur der vierte Teil die natürliche und bequeme Wasserstraße der Donau nach dem niederösterreichischen Lager, welches sich bei Waidhofen den Sachsen und Preußen gegenüber bildete, verfolgte, der größere Teil aber nordwärts nach Budweis zog, so war es sehr erklärlich, daß sich im Lager Broglies die Meinung bildete, Herzog Karl würde, sowie er diese Verstärkung an sich gezogen, sich mit seiner Hauptmacht auf Pisek und die Franzosen werfen. Refugiosierungen des Herzogs nach dieser Seite hin, welche dem Anschläge auf Frauenberg vorausgingen, schienen diese Ansicht nur noch zu bestätigen, und es ist ja schließlich wahrscheinlich, daß der österreichische Heerführer absichtlich sich bemüht hat, die Feinde über seine eigentlichen Pläne irrezuführen.

Natürlich erfaßte niemand den Gedanken der neuen, schweren Gefahr, die den Franzosen drohte, eifriger als Graf Moriz, der seinen Plan, die Sachsen von dem Könige abzuziehen, keinen Augenblick aufgegeben hatte. Er beeilte sich, dem Grafen Brühl davon Mitteilungen zu machen, wie, falls die Österreicher gegen den Marschall anrückten, dieser bis unter die Kanonen von Prag und die französische Kavallerie vielleicht bis nach Sachsen zurückgehen würde ²⁾.

Aber auch Broglie schrieb direkt an den König, um in seiner gegenwärtigen Bedrängnis die Sachsen zurückzufordern, da er mit den 8000, die er nach der Detachierung gegen Eger noch bei sich habe, nicht den 40,000 Herzog Karls widerstehen könne ³⁾. Valori teilte dann von Prag aus die Alarmanachricht direkt dem Könige mit.

Dieser sendet darauf umgehend einen Kurier an Valori, um eine wirkliche Bestätigung der Nachricht zu erlangen: in diesem Falle werde er sofort die Sachsen nach Prag marchieren lassen, wo sie dann hinter der Veranlaßung sich mit Broglie vereinigen könnten. Schon habe er die Sachsen drei Marsche auf Böhmen zu aufgestellt, daß sie, so wie Valoris Kurier einträfe, gleich abmarchieren könnten. Er selbst scheint am 1. April noch nicht zum Abzuge entschlossen: er würde, schreibt er an Valori, gern selbst mit einem Teile seiner Truppen nach Böhmen marchieren, wenn er nur irgendwie eine Möglichkeit sähe, in dem ausgelegenen Lande den nötigen Unterhalt zu finden, und an den König von Polen an demselben Tage, die Position seiner Truppen erlaube ihm selbst nicht, dem Marschall zuhülfe zu kommen ⁴⁾. Außerdem fürchtet er immer noch, daß das Ganze eine Finte des Feindes sei, der eine bloße Demonstration gegen Broglie mache und dann es auf ihn, den König, gemünzt habe ⁵⁾.

Wie es scheint, hat der König noch am 1. April einen kühnen Streich vorgehabt, der seine Lage ändern und verbessern konnte, möglicherweise einen Anschlag auf Brünn: er schreibt an diesem Tage dem Erbprinzen von Anhalt nach einem warmen Lobspruche für seine „admirable Infanterie“ die

¹⁾ Österr. militär. Zeitdr. 1827, 4. S. 58.

²⁾ 28. März; bei Sigismund, S. 456.

³⁾ geführt bei Wintler a. a. O., S. 80.

⁴⁾ haben drei Briefe des Königs vom 1. April an Valori den König von Anhalt an den Cardinal Aleru; Polit. Correir. II, 100. 101. 102.

⁵⁾ dt. S. 100.

merkwürdigen Worte: „Ich traue mir nicht, alles von hier zu schreiben, die Briefe möchten aufgefangen werden, sonst könnte Ihnen ganz kurieuse Sachen berichten; Sie sollten Ihre Tage nicht raten, was ich jetzt und vor habe, j'espère que je serai heureux.“¹⁾

Aber bei näherer Erwägung muß er denn doch den Plan ebenso schnell fallen gelassen haben, als er ihn gefaßt hatte, und als er so weit war, ist dann auch keine Rede mehr davon, erst den Kurier Baloris und die Bestätigung der Alarmnachricht noch abzuwarten²⁾, die für wahr zu halten ihm in seinem Interesse zu liegen scheint³⁾; er faßt vielmehr jetzt am 2. April bestimmt den Entschluß, selbst ganz aus Mähren fortzugehen. Seine Vorräte hatten doch nicht so lange vorgehalten, wie er noch Ende März annahm⁴⁾, sie gingen jetzt mit entseßlicher Schnelle auf die Reize. „In Mähren ist nicht mehr zu subsistieren gewesen“, schreibt er an den Erbprinzen⁵⁾, „und wenn ich vierzehn Tage später herausmarschieret wäre, so hätte ich risquieren müssen, mit der Armee zu verhungern.“ Außerdem rieben sich seine Truppen in fortwährenden Kämpfen mit den zahlreichen leichten Truppen des Feindes auf, und während er im Rücken das stark besetzte Brünn hatte, das er nach dem Abzuge der Sachsen nicht mehr zu bezwingen hoffen konnte, verstärkten sich ihm gegenüber die Feinde in Niederösterreich, und zur Seite in Ungarn entwickelten sich Streitkräfte von unerwartet ansehnlichem Umfange. „Die Österreicher“, schreibt er an Fleury, „ziehen unglaublich viel Truppen aus Ungarn, sie haben thatsächlich ein Corps von 20,000 Ungarn zwischen Wien und Presburg, und es sind noch 30,000 Mann Reiterei und Fußvolk unterwegs⁶⁾. Der König selbst berechnet, daß er, da er auf die Sachsen nicht mehr rechnen könnte, mit seinen eigenen Truppen, die er im ganzen auf 26,000 Mann veranschlagt, sich nicht würde behaupten können, wenn dann das Hauptheer der Österreicher gegen ihn heranzöge⁷⁾.

Dieser mißlichen Situation entschloß er sich mit einemmale ein Ende zu machen, mit einem Teile seines Heeres nach Böhmen in die Gegend von Pardubitz zu ziehen und so Prag unter allen Umständen zu decken. Auf's neue fliegen seine Boten, der alte Fürst von Anhalt wird beordert, seine auf dem Marsch befindlichen Truppen nicht nach Oberschlesien, sondern nach Böhmen, nach dem Bunzlauer und Königgrätzer Kreise und in die Gegend von Chlumetz hin zu dirigieren⁸⁾, während der Erbprinz die seinigen um

¹⁾ Bei Orlich I, 421. Die letzten Worte, die offenbar an etwas besonders Kühnes und Gewagtes denken lassen, scheinen es doch nicht zu gestatten, wie es z. B. Schönning (a. a. O., S. 146) thut, unter dem Vorhabe, das der Prinz sein Lebtage nicht erraten werde, den Plan eines Rückzuges nach Böhmen zu verstehen.

²⁾ Allerdings enthält der Brief an den Ritter von Sachsen vom 2. April (Polit. Korresp. II, 102) eine Andeutung, als habe er inzwischen eine anderweitige Bestätigung der Nachricht erhalten.

³⁾ „Je fis semblant d'ajouter foi aux faux avis de Broglio“, schreibt er in seinen Memoiren (1746), S. 254, aber seine Briefe aus jener Zeit, wenigstens noch vom 1. April, lassen es doch als zweifelhaft erscheinen, ob er wirklich von dem Umstande der Broglieschen Nachricht positiv überzeugt gewesen ist.

⁴⁾ Polit. Korresp. II, 98.

⁵⁾ Den 30. April; bei Orlich I, 425.

⁶⁾ Den 1. April; Korresp. II, 102.

⁷⁾ Histoire de mon temps (1746), p. 253.

⁸⁾ Den 2. April; bei Orlich I, 421.

Glaß konzentrieren solle. Die Sachsen sollten am 5. April auf dem nächsten Wege nach Prag aufbrechen, er selbst gleichzeitig zunächst nördlich und dann erst östlich, damit die beiden Heere einander nicht kreuzten.

So verließ denn der König am 5. April das so lange behauptete Schloß von Selowitz, und seine Truppen räumten das südliche Mähren, das Land in traurigem Zustande zurücklassend. Freund und Feind hatten hier gewetteifert, es zu verwüsten. Die Dörfer dieser Gegend, so weit sie nicht die Österreicher selbst niedergebrannt hatten, waren wüst und verlassen, die Einwohner in die Wälder und Berge gestoben ¹⁾. „Hier ist es so gar“, schreibt der König, „daß nach unserem Abmarsche kein räuberischer Mord zu plündern finden.“ ²⁾

Der König gesteht in seinen Memoiren selbst zu, daß die Silbersee Brogliez ihm einen erwünschten Vorwand gegeben haben, mit guter Manier aus einer mißlichen Lage herauszukommen ³⁾. Die Schuld des Mißlingens schob er unbedenklich auf die unzulänglichen Magazinierungen Schwernins und andererseits auf die Sachsen. Er erzählt dort, der sächsische Gesandte Bülow habe ihn nach seinem Abzuge aus Mähren gefragt: „Wer wird nun meinen Herrn krönen“ (nämlich zum Könige von Mähren)? Darauf habe er erwidert, nur die Kronen des Himmels empfinde man durch die bloße göttliche Gnade, irdische Kronen aber müsse man sich mit Kanonen erobern ⁴⁾.

In der That kann ja darüber kein Zweifel sein, daß die Sachsen es an sich haben fehlen lassen, daß sie nicht im entferntesten den Grad von Eifer gezeigt haben, den ihnen eigentlich das Bewußtsein, es handle sich bei dem Feldzuge um die Eroberung des ihnen zugebachten Anteils, hätte einflößen müssen. Aber auf der anderen Seite trägt offenbar doch auch der König seinen Anteil an dem Scheitern des mährischen Feldzuges. Es ist dies eine der Gelegenheiten, wo die Unerfahrenheit des jungen Königs in militärischen Dingen, die er ja selbst, von jenen Jahren sprechend, in seinen Denkwürdigkeiten mehrfach eingesteht, sich fühlbar gemacht hat. Es scheint doch, als habe er hier ein weitausehendes Unternehmen begonnen, ohne der Möglichkeiten und Folgen in dem Maße sich bewußt geworden zu sein, wie das erforderlich gewesen wäre, und wie er auch selbst das in seinen späteren Jahren nicht unterlassen haben würde; er hat die Kräfte des Feindes unterschätzt, ebenso wie die Bedeutung von Brünn, und den ganzen Feldzug von vornherein viel zu sehr unter dem Gesichtspunkte einer Diverzion, eines Vorstoßes aufgefaßt, der eines schnellen Resultates sicher wäre, ohne sich zugleich für den Fall zu rüsten, daß unvorhergesehene Umstände dazu nötigten, den als schnell wirkende Diverzion geplanten Zug in das Gleis eines regulären methodischen Feldzuges überzuführen. Ja man wird sagen können, daß die Zuversicht, mit welcher er das schnelle Gelingen seiner Diverzion erwartet hat, um so weniger gerechtfertigt war, als er eingeständlich von vornherein die Absicht hatte, bei derselben möglichst wenig von eigenen und möglichst viel von den Truppen der Bundesgenossen zu verwenden ⁵⁾. Bei größerer Erfahrung

¹⁾ Der König an Belleisle, den 12. April; Polit. Corresp. II, 114.

²⁾ An den Erbprinzen, den 2. April; bei Trlich I, 422.

³⁾ Histoire de mon temps (1746), p. 253.

⁴⁾ Ebd.

⁵⁾ Ebd. p. 248.

würde er da in Betracht gezogen haben, daß die mancherlei Fraktionen, auf die ein Feldherr bei der Verwendung von Truppen eines fremden Souveräns unter allen Umständen gefaßt sein muß, bei einem Unternehmen, das eine besonders prompte Ausführung erfordert, doppelt schwer ins Gewicht fallen. Und schließlich scheint es doch auch, daß der Vorwurf, den der König dem Feldmarschall Schwerin macht, daß er zu Unternehmungen, bei denen es auf Phlegma und kalte Berechnung ankäme, nicht recht die Geduld habe ¹⁾, in gewisser Weise sich doch auf ihn selbst anwenden läßt.

Die Sachsen waren auf ihrem Abmarsche von österreichischen Husaren verfolgt worden, die ihnen einige Gefangene abnahmen und dann am 15. April noch eine schwerere Schlappe beibrachten, indem sie, durch 500 Kroaten verstärkt, 4 Compagnieen des Regiments Kosel unter dem Obristen Sedenz in dem Dorfe Kustup (nördlich von Czernahora zwischen Schwarzawa und Brnawa) überfielen. Die Sachsen wehrten sich eine Stunde lang sehr tapfer, wurden aber, nachdem sie schwere Verluste erlitten, zur Kapitulation genötigt, welche dann noch 247 Mann, 4 Geschütze und 4 Fahnen in die Hände der Feinde fallen ließ ²⁾.

Auch die Preußen hatten bei ihrem Rückmarsche, der östlich von Briinn vor sich ging, Anfälle der Feinde zu bestehen, die sie jedoch mit hervorragender Bravour abwießen. Hauptmann Froideville schlug mit 1 Schwadron von Nassau-Drägönern in Napagedl den Angriff eines weit überlegenen Schwarms feindlicher Husaren mit solcher Tapferkeit zurück, daß Oberst Nyau, der mit den anderen Schwadronen zur Hilfe herbeieilte, nichts mehr zu thun fand ³⁾. Ganz besonders wurden die fast zuletzt, am 9. April, von Selowitz nach Austerlitz marschierenden beiden Regimentern Sydow und Selchow unter des Generals v. Selchow Kommando auf dem ganzen Wege von feindlichen Anfällen fortwährend beunruhigt, und noch schlimmer hatte es das Drägöneregiment Wöllendorf ⁴⁾, welches noch nach ihnen kam. Als dieses etwa eine halbe Meile vor Austerlitz von den Bergen niedersteigen wollte, gewahrte es vor sich in der Ebene 800 Drägöner und 1200 Husaren zum Angriffe gerüstet. Diesen abzuwehren ließ der Generalmajor v. Wöllendorf 200 seiner Reiter abziehen und sich in den Gräben versteckt zur Deckung der Flanken postieren. Als dann die Feinde in Galopp mit furchtbarem Geschrei angestürmt kamen, brachte diese eine Karabinerjolge aus den Gräben in Unordnung, und diesen Moment benutzend, hatten dann die übrigen Drägöner sie mit blanker Waffe tapfer angegriffen und in die Flucht geschlagen, 40 getödet, an 20 gefangen genommen. Wohl machten die Feinde Miene, sich zu neuem Angriffen zu sammeln, doch eilte jetzt auch General v. Selchow aus Austerlitz zur Hilfe herbei, und einige Schüsse seiner Bataillonsgeschütze ließen die

¹⁾ Histoire de mon temps (1746), p. 248.

²⁾ Hist. militär. Zeitschr. 1827, 4. S. 64. Stille, S. 43.

³⁾ Der König an den Fürsten von Anhalt, den 19. April; I, 356.

⁴⁾ Man könnte versucht sein, zu glauben, daß das Regiment nur die Hälfte seiner 10 Schwadronen hier gehabt habe, da der König in seinem Briefe an den Fürsten von Anhalt vom 13. März (Orlich I, 352) unter den Truppen, die aus der Mark herangezogen werden sollen, ausdrücklich 5 Schwadronen von Wöllendorf aufzählt, doch werden dann bei Orlich I, 205, Anm. 2 unter den in Mähren stehenden Truppen 10 Schwadronen Wöllendorf angeführt, so daß im ganzen 15 herauskommen.

Feinde an nichts als eiligen Rückzug denken, so daß selbst die Bagage, welche mit sehr schwacher Bedeckung noch nachkam, ungefährdet die Stadt erreichte, ohne daß die Preußen mehr als einen Mann tot und 4 verwundet gehabt hätten ¹⁾.

Auch das Grenadierbataillon Kleist mußte sich seinen Rückzug aus Göding an der ungarischen Grenze durch Haufen ungarischer Milizen bahnen, welche die Stadt ganz eingeschlossen hielten, aber sich allerdings bald durch die entschlossene Haltung der preussischen Grenadiere zurückzuziehen ließen ²⁾.

Der König beschloß übrigens immer noch den größeren Teil seines Heeres in dem nördlichen Mähren zur Behauptung von Olmütz und Deckung Oberschlesiens zurückzulassen, und nahm mit sich nur 12 Bataillone Infanterie und 15 Schwadronen ³⁾, also kaum 7000 Mann Infanterie und 3200 Kavallerie, weniger als es, da er zuerst den Entschluß des Abmarsches gefaßt hatte, seine Absicht gewesen war ⁴⁾. Wahrscheinlich mit Rücksicht auf seine geringe Zahl und um die Feinde über sein eigentliches Vorhaben zu täuschen, bog er weit nach Norden aus und marschierte mit den zum Abmarsche bestimmten Truppen, Olmütz rechts lassend, bis nach Müglitz an der oberen March und erst von da in fast spitzem Winkel der böhmischen Grenze zu, die er hinter Zwitkau erreichte. Auf beschwerlichen Wegen durch das Bergland ging der Weg, doch unbelästigt vom Feinde erreichte er Mitte April Böhmen und die seiner hier wartenden Truppen des Prinzen Leopold.

Übrigens hielt der König eine Rückkehr nach Mähren keineswegs für ausgeschlossen, und wir werden sehen, wie er noch später sich die Möglichkeit offen hielt, falls etwa das feindliche Hauptheer sich gegen seine dort zurückgelassenen Truppen wende, zurückzumarschieren und auf mährischem Boden die entscheidende Schlacht zu schlagen.

¹⁾ Der eben erwähnte Brief (Stille, S. 41; Friedrichs Kriegsberichte a. a. D., S. 355) und dazu die Berichte Müllendorfs und Selchows, beide d. d. Wischau, den 10. April; im Berliner St.-A.

²⁾ Stille, S. 41.

³⁾ Histoire de mon temps (1746), p. 254. Es waren das 2 Bataillone Garde, 2 Lamotte, 2 Prinz Dietrich, 1 Bataillon von Schwerin und 5 Grenadierbataillone, und von Kavallerie 10 Schwadronen Bayreuth und 5 Rothenburg Drossen (Schlacht bei Chotusitz; Abhandlung der Berliner Academie 1872, S. 178) giebt an, daß von den Bataillonen, welche den Zug aus Mähren mitgemacht, 7 an der Schlacht teilgenommen, und führt dieselben bei dieser Gelegenheit an. Wenn da statt 5 Grenadierbataillone nur 2 angegeben werden, so erklärt sich das dadurch, daß 3 Grenadierbataillone, wie Drossen selbst bemerkt (S. 175), zur Zeit der Schlacht abkommandiert werden; dagegen scheint Drossen doch die 2 Bataillone Garde vergessen zu haben, welche nach Ausweis der Ordre de bataille an der Schlacht teilnahmen, andererseits aber auch nach dem ausdrücklichen Zeugnisse Stilles (S. 41) mit dem Könige aus Mähren nach Böhmen gekommen sind. Es verdient dies namentlich gegenüber der Anführung Drossens a. a. D., S. 129, Num. 2 hervorgehoben zu werden.

⁴⁾ Noch am 4. April schreibt der König, er wolle mit 40 Schwadronen und den Zieten'schen Husaren, sowie mit 21 Bataillonen, worunter 5 Grenadierbataillone, nach Pardubitz ziehen.

Achtes Kapitel.

Der Rückzug des Prinzen Dietrich und die letzten Kämpfe in Oberschlesien.

Wie wir bereits wissen, hatte die Alarmanmeldung Broglies sich keineswegs bestätigt; ganz im Gegenteil hatte sich am 1. April Herzog Karl von Lothringen mit dem Gros seines Heeres 13 Infanterie-, 6 Kürassier-, 6 Dragoner- und 4 Husarenregimentern, 1200 Kroaten in Summa etwa 30,000 Mann ¹⁾, nebst 36 Geschützen von Budweis gegen Znaim in Marsch gesetzt und war am 8. April dort eingetroffen. Am 15. April, also zu der Zeit, wo das preussische Heer in Böhmen anlangte, befand sich die Armee der Oesterreicher in Austerlitz auf dem Wege gegen Olmütz, während vor ihnen her die bei Waidhofen gesammelten Truppen sowie die Besatzung von Brünn unter dem unternehmenden General Roth und verstärkt durch ungarische Milizen eilig den Preußen nachrückten, hauptsächlich um, was bei dem in Mähren herrschenden Mangel von besonderer Bedeutung schien, die Reste der von den Preußen angelegten Magazine zu erbeuten ²⁾.

Ihm gegenüber stand nun nach des Königs Abmarsch an der Spitze der Preußen der durch die Erfolge seines ungarischen Streifzuges in der Schätzung des Königs schnell emporgelommene Prinz Dietrich von Anhalt. Er vereinigte unter seinem Kommando 16 Bataillone Infanterie und 30 Schwadronen Kürassiere und Dragoner, außerdem noch die beiden Husarenregimenter Bieten und Malachowski zu je 10 Schwadronen und 10 Schwadronen Ulanen ³⁾.

¹⁾ Sperr. militär. Zeitschr. 1827, 4. S. 59. Es pflegen bei solchen Berechnungen österreichischerseits irreguläre Truppen nicht mitgerechnet zu werden.

²⁾ Verschiedene Korrespondenzen darüber aus Anfang April im Wiener Kriegsministerial-A.

³⁾ Stille, S. 58. Histoire de mon temps (1746), p. 254. Orlich I, 205, Anm. 2 gibt eine Ordre de bataille für Prinz Dietrich und nennt dabei die Regimenter Truchsess, Dumoulin, Prinz Moritz, Selchow, Münchow, Hautcharnoy und 2 kombinierte Grenadierbataillone, doch ergibt das nur die 14 Bataillone, auf die nach der ursprünglichen Anordnung des Königs sich das Corps Dietrichs beschränken sollte, und von denen die beiden Bataillone Dumoulin noch zurück in Troppau

Der Prinz hatte den Auftrag, was noch von Vorräten vorhanden war, zurück nach Olmütz zu schaffen, doch sollte er „um des Husarengefindeß willen nichts präcipitieren“ ¹⁾. Daß das österreichische Hauptheer nach Mähren gezogen war, blieb dem König lange verborgen, er berechnete, daß vielleicht 6- bis 7000 Husaren und Talpatſchen und 1000 Dragoner sich bei Brünn sammeln könnten, die aber doch nimmermehr den Prinzen aus Mähren würden verjagen können ²⁾. Er zürnt deshalb über dessen Rückzug, über die Räumung von Kremsier und meint bitter genug, wenn die preußischen Garnisonen sich über etliche Husaren und Ungarn, wenn sich solche sehen ließen, „inquietieren“ wollten, würden sie bald nicht nur Mähren, sondern auch Oberschlesien räumen müssen. Er versprach dem Prinzen die zweite Kolonne in der Nähe zu lassen, so daß derselbe die Macht habe, den Feind aus Wischau zu jagen, daß derselbe „die Weine in die Höhe kehre“ ³⁾.

Der Prinz wußte natürlich besser, wie die Sachen standen; er mußte zurück, und auch die Fortführung der Vorräte gelang nur zum kleineren Teile wegen Mangel an Bespannung, denn meilenweit, schreibt der Prinz, sei weder ein Bauer noch ein Pferd mehr zu finden ⁴⁾. In Wischau mußte das Magazin zum größten Teile zerstört werden, um es nicht den Feinden zu überlassen. Major v. Bredow, der hier in der Nähe noch eine Weile zurückgeblieben war, mußte sich mit seinen 3 Schwadronen Gendarmen durch 600 Mann feindliche Reiter mit tapferem Kampfe den Weg bahnen ⁵⁾, und in die größte Gefahr kam Oberst Lamotte Fouqué, der mit 6 Grenadiercompagnien, die alles in allem 450 Mann ausmachten, das Magazin in der Bischofsstadt Kremsier (marchadwärts 4¼ Meile südlich von Olmütz) bewachte. Die wiederholten Befehle des Prinzen, das Magazin zu ruinieren und eiligst nach Olmütz zurückzugehen, wurden stets von feindlichen Reitern abgefangen, und als endlich Fouqué am 13. April in früher Morgenstunde aus eigenem Antriebe aufbrach, hatte er bereits die Feinde auf den Fersen. Er suchte sich dadurch zu sichern, daß er mit einem kleinen Umwege über die March ging und die Brücken hinter sich abbrach. Doch obwohl der Fluß gerade etwas angeschwollen war, schwammen die Husaren massenweise darüber, und unter fortwährenden Kämpfen mußte das kleine Häuflein in zwei Hälften geteilt, die

standen. Dazu dürften dann noch gekommen sein die beiden Regimenter Sydow und Vogt. Daß die 2 Bataillone Sydow bei dem Corps des Prinzen waren, bezeugen die Kriegsberichte des Königs (ed. Drouven a. a. O., S. 355) in Verbindung mit Stille, S. 41, und auch von beiden Bataillonen Vogt wird sich behaupten lassen, daß sie mit dem Könige in Mähren waren und dann nicht mit nach Böhmen marschiert sind. Ebenso wird man bei der von Orlich angeführten Kavallerie, bei 5 Schwadronen Kürassiere Prinz Friedrich, 5 Kammernberg-Drögoner und 10 Mälldorf-Drögoner, einerseits die 5 Schwadronen Kammernberg-Drögoner abziehen müssen, welche, wie wir noch näher sehen werden, in Fulnek weiter rückwärts standen, anderseits aber noch 5 Schwadronen Gendarmen (Stille, S. 46), sowie 5 Schwadronen Nassau-Drögoner, und zu den 10 Schwadronen Malachowski-Husaren noch die 10 Zieten's und die Ulanen hinzuthun müssen.

¹⁾ Instruktion vom 11. April; Zerbst'er Archiv.

²⁾ Desgl. vom 16. April; ebd.

³⁾ Desgl. vom 15. April; ebd.

⁴⁾ Bericht vom 13. April; Berliner St.-A.

⁵⁾ Stille, S. 46.

Bagage dazwischen, der Oberst bei der Nachhut, den langen Weg zurücklegen. Und als man nun endlich bis in die Nähe des Zieles zu dem Flecken Kotor etwa 1½ Meilen vor Olmütz gelangte, fand man hier wieder 1200 Husaren, unter dem tapferen Obersten Madasth vor sich, verstärkt durch Haufen bewaffneter Bauern. Aber mutig ging Fouqué vor, sein kleines Häuflein in ein längliches Viereck geordnet, die Wagen auf den Flanken. Die kühne Entschlossenheit that ihre Wirkung, das eifrige Feuer der Preußen und vor allem die Schüsse der Bataillonsgeschütze verbreiteten Schrecken unter den Feinden, der Flecken wurde erreicht, den nun durch ausgesendete Pelotons vor einem Inbraudstecken durch die Feinde zu schützen, der Oberst sich angelegen sein ließ. So kam der Zug wirklich durch, worauf dann die Pelotons sich wieder anschließend als Nachhut den Feind erfolgreich abwehrten. Die tapfere Schar erreicht glücklich in Wislernitz bei Olmütz preussische Quartiere, ohne auch nur einen Mann eingebüßt zu haben, und Madasth verschwor es, sich wieder gegen die Preußen entsenden zu lassen, wenn man ihm nicht ein paar Geschütze und etwas ordentliche Infanterie mitgeben könne ¹⁾.

Je mehr die österreichischen Truppen sich Olmütz näherten, desto lebhafter wurden die Kämpfe. Die Husaren Baranyahs rühmten sich, bei einem derselben die Preußen bis in die Vorstadt von Olmütz verfolgt und ihnen 130 Pferde abgenommen zu haben ²⁾, anderseits berichtet der Prinz Dietrich von einem Treffen am 17. April, wo er auf die Nachricht, daß sich ein feindliches Corps von 8- bis 10,000 Mann bei Proßnitz einige Meilen südwestlich von Olmütz gesammelt habe, mit einigen zusammengerafften Truppen nach der Gegend ausgerückt sei, er voran mit 2 Schwadronen Husaren und 500 kurz vorher aus Polen eingetroffenen sächsischen Männen. Zwar sei diese Vorhut zuerst von den feindlichen Husaren geworfen worden, habe sich aber von neuem gesammelt und sei dann mit besserem Erfolg wieder vorgegangen, ein allgemeiner Angriff seiner Infanterie mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen habe dann die Feinde nach Proßnitz zurückgetrieben. Er habe die Nacht auf dem Schlachtfelde zugebracht, dann aber seine Truppen in ihre Quartiere zurückgeführt ³⁾. Prinz Dietrich hatte die Weisung, Olmütz, so lange es irgend ginge, zu behaupten oder, wie der König sich ausdrückte, „es nicht legerement zu abandonnieren“; „es ist unser Boulevard von Schlesiens“, hatte der König eigenhändig geschrieben ⁴⁾. Aber der Prinz hatte seine Bedenken dabei: „Wenn erst die Husaren kommen“, schrieb er zurück ⁵⁾, „weiß man nicht, was dahinter kommt, und Kundschafter sind hier nicht zu haben.“ Er war daher dafür, lieber die Stadt früher aufzugeben, als es darauf ankommen zu lassen, daß es zu spät würde. Olmütz sei nun einmal gegen reguläre Truppen nicht zu halten, es habe an manchen Stellen nichts als eine einfache Mauer, die Thore seien häufig nicht einmal mit einer Mauer noch einem Werke gedeckt.

1) Stille, S. 49—51. Eine weitere Relation in [Raumanns] Sammlung ungedr. Nachr., S. 176—181.

2) Feldmarschall Sebergs Bericht vom 16. April; Wiener Kriegsministerial-A.

3) Bericht des Prinzen d. d. Schnobolin, den 18. April; Berliner St.-A. Stille, S. 46.

4) Den 11. April; Zerbster Archiv.

5) Den 15. April; Berliner St.-A.

Doch fand der Prinz nachmals vor Olmütz dießseits der March eine Stellung, in welcher er, wie er schreibt, sich noch acht Tage halten könne, wenn gleich 50,000 gegen ihn anrückten ¹⁾, und auf die Nachricht, daß jetzt wirklich von Proßnitz her die Armee des Prinzen Karl gegen ihn anrücke, erließ er am 21. April für die vielleicht tags darauf bevorstehende Schlacht eine Disposition, die dann ihrem innersten Wesen nach vornehmlich den Charakter der Defensivde trägt, der Abwehr einer gut geschulten Infanterie gegen überlegene Reitermassen. Die Flügelbataillone sollten zu Hafensichmenten, und ein sorgfältig abgemessenes, und zwischen den Pelotonen regelmäßig wechselndes aber anhaltendes Feuer, zu welchem der Mann ungewöhnlich reiche Munition, nämlich 60 Patronen, erhielt, sollte die Überlegenheit der preussischen Waffen bewähren ²⁾.

Aber die Oesterreicher zeigten sich am 22ten noch nicht, Herzog Karl requirierte erst noch schweres Geschütz aus Brünn zur Beschießung von Olmütz, und Prinz Dietrich ward in seinem Vorsatze, hier einen Kampf anzunehmen, doch wieder erschüttert. Nachdem er für die Eventualität eines Abmarches die nötigen Anstalten getroffen, versammelte er am 23. April in früher Morgenstunde alle Oberstwachtmister seines Corps um sich und stellte denselben vor, seit fünf Tagen sei jede Verbindung mit dem König unterbrochen und er selbst ohne jede Nachricht von diesem ³⁾; zu leben habe man nur noch auf drei Tage, und wenn erst die Armee des Herzogs Karl, die bereits von Proßnitz auf Olmütz zu marschieren, heran sei mit ihren ungeheuren Massen von Reiterci, werde ein Rückzug nach Oberschlesien, den der Mangel an Subsistenzmitteln doch in kurzer Zeit notwendig machen werde, kaum noch auszuführen sein. Einmütig stimmten darauf alle für sofortigen Rückzug. Derselbe ward noch an demselben Tage angetreten. Der Prinz nahm sein Nachquartier bereits in Sternberg; 17 eiserne und 41 metallene Geschütze und einen sechspfündigen Völler, auch eine größere Quantität Pulver hatte man in Olmütz zurücklassen müssen ⁴⁾.

Es war vielleicht gut, daß an jenem 23. April ein Brief, den der König am Tage vorher an den Prinzen geschrieben, noch nicht in des letzteren Händen war. In diesem geht Friedrich von dem Gedanken aus, was von den Oesterreichern gegen Olmütz heranziehe, sei auf 8- bis 10,000 Mann, höchstens auf 12,000 zu schätzen, das Gros stehe viel weiter zurück und es sei noch sehr zweifelhaft, ob es sich nicht nach Böhmen wenden werde. Der Prinz solle sich erklären, ob er sich nicht nach Böhmen wenden werde. Der Prinz solle sich erklären, ob er sich zu traue, auch wenn das ganze Heer Herzog Karls gegen ihn anrücke, sich hinter der March und Olmütz so lange zu halten, bis der König mit einem Corps ihm zuhülfe kommen könne, für welches er dann die nötigen Vorräte selbst mitbringen werde. Eine eigenhändige Nachschrift lautete: „Sollte sich der Feind nach Mähren verstärken, so marschiere ich mit

¹⁾ Den 20. April; Berliner St.-A.

²⁾ Ebd.

³⁾ Bericht des Prinzen vom 23. April; ebd. Der Prinz giebt an, Lieutenant Bronikowsh, den er an den König entsendet, sei selbst auf dem Umwege über Sternberg und Bägerndorf immer wieder auf Feinde gestoßen und zur Umkehr genötigt worden; doch wissen wir aus Stille, S. 48, daß derselbe dann doch am 24. April bei dem König über Neisse und Olag eingetroffen ist.

⁴⁾ Oesterr. militär. Zeitschr. 1827, 4. S. 65.

dem ganzen Braut hin.“¹⁾ Es ist ebenso wahrscheinlich, daß solch ein Brief, wäre er rechtzeitig in die Hände des Prinzen gelangt, diesen zurückgehalten haben würde, wie es ungewiß ist, ob dann die in Aussicht gestellte Hilfe des Königs nicht doch zu spät gekommen wäre.

Die Lage des Prinzen war bereits eine ungleich bedenklichere, als der König voraussetzte. Auch in seinem Rücken nördlich von Olmütz und westlich davon war alles von Bewaffneten erfüllt, und zu den ungarischen Insurgenten gesellten sich jetzt auch Haufen von mährischen Bauern, die zu den Waffen gegriffen hatten. Hatten doch lange vor des Prinzen Abmarsch von Olmütz, 18. und 19. April, in seinem Rücken die Dragoner des Obersten Stannenberg schon einen wahrhaft furchtbaren Angriff zu bestehen. Der Oberst hatte zur Wiederherstellung seiner Gesundheit den Winter auf seinen Gütern zugebracht und fand sich nun am 18. April in Grätz bei Troppau wieder ein, wo er eine Schwadron seines Regiments zu finden hoffte²⁾, aber nur 40 Dragoner fand, die Oberstlieutenant v. Schack zu seiner Abholung auf Bauerwagen von Fulnek entsendet hatte.

Das Terrain auf Fulnek zu schien so beschaffen, daß man es vorzog, den Weg zu Fuß zu machen und die Wagen hinterher fahren zu lassen. Auch kam man glücklich durch die Waldgründe hindurch, aber als man Fulnek vor sich sah, nahm man auch wahr, daß der Ort von allen Seiten durch Feinde eingeschlossen war, ein Regiment Husaren, an tausend berittene Ungarn und außerdem noch viele zu Fuß. Dieselben entdeckten bald das nahende Häuflein der Preußen, deren Führer schnell eine Art von Wagenburg herstellte, hinter der er sich auch wirklich zu schützen vermochte, bis Oberstlieutenant v. Schack in Fulnek, seine Bedrängnis gewahrend, mit einem kühnen Ausfalle ihn befreite und in die Stadt hinein holte, in der man dann allerdings den Rest des Tages und die Nacht hindurch sich immer erneuter Angriffe des Feindes zu erwehren hatte. Da man jedoch den Ort zu behaupten keinen Auftrag hatte und wegen Mangels an Lebensmitteln auch nicht vermochte, so entschloß sich der Oberst am Morgen, sich einen Weg durch die Feinde zu bahnen. Glücklicherweise erreichte man eine Höhe vor der Stadt und dadurch, daß man die Erwartungen der Feinde täuschend sich nordwestlich gegen Wigstadel wandte, auch einen gewissen Vorsprung. Aber bald waren die Österreicher wieder auf den Fersen der kleinen Schar, die, in zwei Hälften geteilt, die Bagage dazwischen, mühsam vorwärtskam, sicher überall, wo das Terrain zur Seite der Straße den Feinden irgendwie Deckung gewährte, angefallen zu werden. Den immer erneuten Angriffen der Feinde, welche der Vorhut den Weg versperren, suchte man mit Erfolg in der Weise zu begegnen, daß eine Abteilung der Dragoner, abgesehen, die Feinde mit einer Karabinerjälbe empfing, worauf dann die dadurch entstandene Unordnung der Gegner benützend 2 Schwadronen auf den Feind einbrachen und ihn zurücktrieben, so daß der Zug wieder ein Stück vorgehen konnte, bis die wieder Gesam-

¹⁾ Den 22. April; Berliner St.-A.

²⁾ Daß in Grätz eine Schwadron des Regiments stationiert war, berichtet Stille, S. 52; doch ist dann weiter immer nur von den 4 Schwadronen in Fulnek die Rede, vielleicht war die eine Schwadron zu der Garnison nach Troppau gezogen worden.

melten mit neuen Angriffen drohten. So verging der Tag unter beständigen Kämpfen; die Nacht bivouakierte man auf freiem Felde, die Wagen, jeden mit 7—8 Wachen besetzt, in Zwischenräumen um sich als Schutzwehren aufgestellt.

Der Morgen des 20. April fand die tapferen Dragoner in verzweifelter Lage. Seit 40 Stunden hatten weder Mann noch Roß Nahrung erhalten, die Munition ging auf die Meige, und noch hatte man über 2 Meilen bis Troppau und vor sich ein Dorf von ungarischer Miliz stark besetzt. Die einzige Hoffnung schien, Succurs von Oberst Dumoulin aus Troppau herbeizuholen, und Lieutenant v. Blankensee erbot sich; den gefährlichen Mitt zu wagen. Er erhielt das beste Roß, über das man verfügte, aber bei dem ersten Versuche traf er auf Feinde, die ihn zurückscheuchten. Zum zweitenmale ritt er dann ab, und der Oberst sah ihn den Blicken entschwinden mit geringer Hoffnung, daß derselbe sein Ziel erreichen würde. Kannenberg selbst war entschlossen, lieber auf alle Fälle tapfer vorzugehen, als sich hier bei langsamem Feuer braten zu lassen. Er ordnete seinen Zug so, daß 80 Mann zu Fuß, das Bajonett auf den Karabiner gepflanzt, denselben eröffneten, dann die Bagage, dahinter die 2 Schwadronen zu Pferde und als Nachhut wiederum 60 Mann zu Pferde und 30 zu Fuß. So marschierte er jetzt gegen jenes Dorf, wo in engem Thale der Feind den Weg sperrte. Die Vorhut ging sich teilend rechts und links auf dem Abhange vor, um von hinten die Häuser zu gewinnen und die Feinde zu vertreiben, was auch wirklich, wenn gleich nicht ohne Verlust, gelang. Glücklich passierte der Zug das Dorf, und nun waren es die Preußen, die mit ihrer Nachhut dann die Häuser besetzend, das Thal dem nachdrängenden Feinde sperrten und so ihren Wagen einen gewissen Vorsprung sicherten, um sich dann wieder dem Zuge anzuschließen. Wohl ward auch hinter dem Dorfe der Marsch von neuem beunruhigt, aber eine kleine Stunde weiter brachten zwei Kanonenschüsse das Signal, daß Hilfe aus Troppau herannähe, worauf die Feinde das Weite suchten.

Der letzte der drei Boten, welche Prinz Dietrich immer vergeblich nach Fulnek geschickt hatte, hat als österreichischer Gefangener dem Kampfe zusehen und mit eigenen Augen wahrgenommen, daß die Feinde 82 Mann Fußvolk und über 60 Reiter in den Kämpfen dieser Tage eingebüßt haben. Der Verlust der Dragoner belief sich auf 21 Mann und 59 Pferde ¹⁾).

Der König hatte allen Grund, sich zu freuen, daß in diesem Jahre auch seine Kavallerie sich so glänzend bewährte; die Dragoner, die hier diesen heldenmütigen Zug ausführten, waren dieselben, welche ein Jahr vorher bei Mollwitz die Schlacht so unrühmlich für die preussischen Waffen eröffnen ließen, sie hatten in diesen Tagen die alte Scharte trefflich auszuwegen vermocht.

Prinz Dietrich war inzwischen am 24. April bis Bärn, am 25ten bis Teichna gekommen, hatte am 26. April Troppau erreicht und ohne erheblichen Verlust die große Bagage, die 800 Kranken und Verwundeten nach Schlesien zurückgebracht. Nur einmal hatten in einem Defilé unweit des Dorfes Kunzendorf noch südlich von der Mora, anscheinend auf der Straße,

¹⁾ Stille, S. 52—57.

nie auch Kaanenbergs Dragoner gezogen, 2000 österreichische Husaren, die sich durch die Wälder heranschlichen, die Wagenreihe mit Erfolg angreifen binnen, etliche 30 Wagen und etwa 80 Mann meistens Kranke blieben in den Händen der Feinde, 12 Mann fielen¹⁾. Als der König nachmals dem Prinzen darüber Vorwürfe machte, schrieb dieser unerschrocken: „Ich bin versichert, daß Höchstselben gewiß die ganze Bagage hätten verbrennen lassen, wenn Sie in ähnlicher Lage sich befunden hätten. Mein Zug nahm dabei eine Distanz von zwei Meilen ein, und alle Defilees und Hölzer steckten voll Husaren, Kroaten und Bauern.“²⁾ Bei den entsetzlichen Wegen seien an 100 Bauernpferde umgefallen, er wundere sich, daß er ein Pferd habe bis Troppau bringen können. Infolge dessen sei der Zug alle Augenblicke ins Stocken geraten. An Vorsicht habe es nicht gefehlt und nicht an Bedeckung; 3 Bataillone habe er vor und 3 hinter der Wagenreihe gehabt.

Das Corps des Prinzen sollte nun Oberschlesien gegen die Österreicher schützen. Dies Land war, seitdem gegen Ende des Jahres Schwerin in Mähren eingedrückt war, ziemlich von Truppen entblößt, nur einige Punkte an der Oder, Oppeln, Kosel, Ratibor und außerdem Troppau, waren schwach besetzt geblieben. Es lag nahe, daß die Feinde von Ungarn aus hierher eine Diversion versuchten, namentlich seit das allgemeine Aufgebot in Ungarn hier Leute genug zur Verfügung stellte. Lord Hyndford selbst hatte es mit seinem Amte vereinbar gefunden, der Königin versichern zu lassen, einige tausend Ungarn in Oberschlesien würden ihrem Gegner empfindliche Verlegenheiten bereiten³⁾.

Nach dieser Seite hin wirksamen Schutz zu gewähren, hatten ja damals oben erwähnten großen Truppendislocationen des Königs aus der Mitte Mähren bezweckt. Das Corps des Prinzen sollte zwischen Troppau und Ratibor Stellung nehmen⁴⁾; falls der Feind auf dem rechten Oderufer einzubringen versuche, solle die Besatzung von Namslau um ein Bataillon verstärkt werden. Hauptsächlich solle er alle Subsistenzmittel aus Oberschlesien an sich ziehen, das sei das sicherste Mittel, den Feind abzuhalten.

Prinz Dietrich hatte, als er jetzt Ende April die ihm angewiesenen Quartiere zwischen Troppau, Ratibor und Jägerndorf bezog, große Not mit der Verpflegung der Truppen. Als er nach Troppau gekommen war, hatte ihm Oberst Dumoulin versichert, hier in der Gegend wäre nichts mehr zu verlangen, und bezüglich der Magazine in Meisse, an die ihn der König gewiesen, schrieb General Marwitz von dort, er habe den Befehl zur Anlegung von Magazinen vor vier Tagen erhalten und sei natürlich jetzt noch nicht in der Lage, etwas zu liefern⁵⁾. Am 30sten berichtet der Prinz, morgen gingen seine Magazine zu Ende, und Marwitz bliebe dabei, aus Meisse nichts liefern

1) Bericht des Prinzen vom 27. April im Berliner St.-A. übereinstimmend mit den Angaben der Notizen zu dem oft erwähnten handschriftlichen Memoire Brown's, während die österr. militär. Zeitschr. a. a. O., S. 65, die sonst jenem Memoire folgt, höhere Zahlen hat.

2) Jägerndorf, den 8. Mai; Berliner St.-A.

3) Den 19. Januar an Robinson nach Wien und den 30. Januar 1742 an Lord Harrington; Londoner Record office.

4) Die Ordre vom 12. März; bei Orlich I, 414.

5) Bericht des Prinzen vom 26. und 28. April; Berliner St.-A.

zu können ¹⁾. Es scheint in der That, daß die Truppen hier Mangel gelitten haben.

Diese Schwierigkeiten walteten noch ob, als der alte Fürst von Anhalt in Jägerndorf eintraf, um seinen Sohn im Kommando abzulösen. Derselbe war, wie wir wissen, ursprünglich mit dem brandenburgischen Heere nach Oberschlesien beordert gewesen, hatte dann jedoch die Truppen dem König nach Böhmen zuführen müssen und war nach einer Zusammenkunft mit Friedrich in Chrudim am 29. April von da über Glas und Reife, wo er die neuen Fortifikationen zu inspizieren hatte, gegangen und am 4. Mai in Jägerndorf eingetroffen. Er war wenig zufrieden mit den Verhältnissen, die er hier vorfand; so lange er kommandiere, schreibt er, habe er noch nie so viele Kranke gehabt, als jetzt, er rechnet auf den Tag fast 40 neue Erkrankungsfälle, und er werde die Befehle des Königs wegen aller ermangelnden Subsitienz zu exekutieren nicht imstande sein ²⁾. Der König sucht durch zweckdienliche Anordnungen abzuhelfen, und er hofft das Beste von des Fürsten „savoir faire und Dextérité“, schlägt ihm aber die erbetenen Verstärkungen beharrlich ab, da er alle Truppen in Böhmen, wo er des Feindes ganze Hauptmacht gegen sich habe, selbst brauche, er meint, daß „das Gebirge nach Oberschlesien hin mit nichts als Talpatschen und dergleichen Gesindel besetzt wäre, und daß daher vor der Hand in Oberschlesien nicht viel zu besorgen sei“ ³⁾. Aber der König unterschätzte doch die Streitkräfte, welche Prinz Karl, als er gegen die Preußen nach Böhmen aufbrach, zur Sicherung Mährens unter dem entschlossenen General Festetics in Sternberg zurückließ. Es waren nach österreichischen Quellen an 10- bis 12,000 Mann ⁴⁾, allerdings auf weiter Linie von Teschen bis nach der böhmischen Grenze verteilt; auch waren die verwegenen Husaren doch nicht ganz verächtliche Gegner und vermochten auch den unerprobten ungarischen Nationaltruppen einen gewissen Halt zu geben.

Es konnte doch geschehen, daß am 28. April in dem Gebirgsstädtchen Freudenthal ein Kommando vom Hautcharmonyschen Regimente, Lieutenant v. Esterwicz, Fähnrich v. Aken, 4 Unteroffiziere und 60 Mann von einem Regimente ungarischer Husaren unter Oberst Desöffy eingeschlossen wurden. Da die Aufforderung zur Übergabe zurückgewiesen ward, und nachdem die Preußen den ganzen Tag hindurch mutig Gegenwehr geleistet, unternahmen die Österreicher in der Nacht einen Sturm, sprengten die Thore mit Pulver und zwangen die preussische Abtheilung, die Waffen zu strecken ⁵⁾. „Die 60 Mann von Hautcharmony“, schrieb der König dem Fürsten, „machen mir viel Chagrin, und wollte ich einen Finger geben, daß es nicht geschehen ist.“ ⁶⁾

¹⁾ Berliner St.-A.

²⁾ Schöning, S. 169. 170.

³⁾ Chrudim, den 5. Mai; bei Orlich I, 358.

⁴⁾ Österr. militär. Zeitschr. 1827, Hft. 10, S. 148.

⁵⁾ Bericht Esterwicz's und Aken's aus der Gefangenschaft, Brünn, den 4. Mai; Archiv zu Zerbst. Man hatte ihnen ihre aufgefundenen Briefe an den Obersten gezeigt zum Beweise, daß sie auf keinen Succurs zu hoffen hätten. Bericht Hautcharmony's vom 2. Mai aus Jägerndorf; Berliner St.-A. Österr. militär. Zeitschr. 1827, S. 168.

⁶⁾ Den 5. Mai; bei Orlich I, 360.

Doch noch ungleich schlimmer war die Schlappe, welche am 20. Mai das Kürassierregiment Prinz Friedrich erlitt. Es lagen zwischen Ratibor und Troppau 15 Schwadronen Reiterei unter dem Oberbefehle des Prinzen Eugen von Anhalt, und zwar auf der großen Straße zwischen beiden Städten der Prinz mit 5 Schwadronen Karabiniers in Zauditz und nicht weit davon die 5 Schwadronen Posadowzky- Dragoner, auf der südöstlich über Kranowitz führenden kleinen Straße in dem genannten Orte jenes Kürassierregiment, und zwar wegen der Exponiertheit des Postens hinter eilig aufgeworfenen Erdwerken in gewisser Weise verschanzt. Als nun gegen Mittag an jenem 20. Mai ein nach Osten etwas vorgeschobenes Detachement die Annäherung von feindlichen Husaren meldete, ließ der Oberst der Kürassiere, v. Kochow, das Detachement anweisen, falls es angegriffen würde, sich auf Kranowitz zurückzuziehen, wo er dann den Verfolgern aus den Karabinern einer Anzahl im Hinterhalte liegender Reiter einen schlimmen Willkommen zu gemäßen gedachte.

Inzwischen war von der Annäherung des Feindes auch nach Zauditz Meldung gethan worden; der Generalmajor, Prinz Eugen, kam eiligst herübergeritten und entschied dann, man solle durch kühnes Hervorbretchen dem Feinde eine ordentliche Lektion erteilen. Auf seinen Befehl rückte der Oberst mit 3 Schwadronen nordöstlich dem Feinde entgegen, während der Prinz mit den übrigen beiden den Ort besetzt hielt. Jene hatte etwa eine halbe Meile von der Stadt bei dem Dorfe Wojanow die Zinna ¹⁾ zu überschreiten, über die hier weitaus nur die eine Brücke führt, und so schmal das Bässchen sonst ist, so machten doch die äußerst sumpfigen Ufer den Übergang schwierig genug. Noch war nun nicht die Hälfte hinüber, so brach die Brücke, und als die im Hinterhalte liegenden Feinde diese Stockung gewahrten, griffen sie von allen Seiten an, ohne durch das Manöver des Obersten, 30—40 Mann absetzen und durch Karabinersalven die Feinde zurückzujagen zu lassen, abgehalten werden zu können. Nur der Rückzug über das Wasser blieb übrig, wo dann in dem Moraste viele verunglückten, andere bei dem Versuche, über die Trümmer der Brücke zurückzujagen. Inzwischen war der Prinz, die Bedrängnis der Reiter bemerkend, mit seinen 2 Schwadronen herbeigeeilt, doch auch die Feinde hatten unterhalb eine Furt gefunden und bedrängten jetzt von rechts her in immer wachsender Zahl, die man auf 2000 veranschlagte ²⁾, die Rückzugslinie der Schwadronen eifrig, und gingen darauf aus, dieselbe von Kranowitz abzuschneiden. Und wirklich vermochten die Preußen nur noch, sich in ein einzelnes Gehöfte, noch ein Stück Weges von dem Flecken, zu retten, und auch da von allen Seiten bedrängt, suchten sie endlich ihr Heil in der Flucht mit dem Verluste zweier Standarten. Nur das Herankommen der Karabiniers und der Dragoner Posadowzky's rettete den Rest und ließ sie Kranowitz wieder gewinnen. Am 21sten hatte man bereits 40 Tote gefunden, an 20 Reiter waren schwer verwundet, 200 Mann und 50 Pferde wurden vermißt ³⁾,

¹⁾ Das Weißwasser nennt den Bach der Bericht des Prinzen.

²⁾ Außer den ungarischen Nationaltruppen war das ganze Husarenregiment Belegny bei der Aktion beteiligt; Herr. militär. Zeitschr. a. a. O., S. 168.

³⁾ Bericht des Obersten von Kochow vom 21. Mai aus Groß-Piltsch bei

während die Österreicher nur 54 an Toten oder Verwundeten gehabt zu haben behaupten ¹⁾).

Dagegen soll nicht verschwiegen werden, daß am 18. Mai die von dem Obersten Sobrinsky in Polen angeworbenen Ulanen, welche den Namen „tartarische Hofsahnen“ führten, bei Budmantel einen glücklichen Angriff auf 300 ungarische Husaren machten ²⁾. Sie hatten allerdings alle Ursache, ihr Renomme wieder etwas zu heben, denn der König hatte noch am 1. April geschrieben: „Ich bin von unsern Offizieren, Cav., Inf., Husaren wo möglich noch besser zufrieden wie vorjahr, unsre Infanterie ist niemalen so admirabel gewesen, die Hullanen allein sind das Brot nicht werth.“ ³⁾

Im übrigen blieben in dieser Zeit auf dem linken Oderufer wenigstens alle Feindseligkeiten auf die Grenzen beschränkt, und der König konnte den Bewohnern der jenseits der Meißer von ihm noch in Besitz genommenen Sifiere, die, wie wir oben sahen, die preussischen Grenzkommissare im Anjange des Jahres abzusteden sich bemüht hatten, am 5. Mai in Meißer durch den General v. d. Marwitz den Huldigungseid abnehmen lassen. Man hatte die Meise nicht allzu knapp bemessen; der Distrikt begriff in sich 150 Dörfer, 11 Burwerke und folgende 11 Städte: Löwen, Falkenberg, Friedland, Schurgast, Meißer, Steinau, Weidenau, Patschkau, Johannesberg (Zauernif), Wartha, Reichenstein, von welchen allerdings Löwen, Meißer und Reichenstein bereits früher gehuldigt hatten; auch der Piaristenkonvent zu Weißwasser wird besonders genannt ⁴⁾.

Auf dem rechten Ufer herrschte ungleich weniger Sicherheit vor den Feinden. Am 28. Mai hat der Rittmeister v. Malachowsky mit etwa 50 Ulanen vom Regimente Razmer einen Schwarm von irregulärer Miliz 3 Meilen von Dppeln attaquiert und größtentheils niedergehauen ⁵⁾, und es schien doch notwendig, daß in denselben Tagen das Regiment Perjode und die schwarzen Husaren von Ranslau nach Brieg und von da nach Oberschlesien rückten ⁶⁾, und trotzdem klagt noch am 2. Juni Podewils dem König, irreguläre Truppen streiften auf der rechten Oderseite bis nach Brieg herunter ⁷⁾. Erst der Friedensschluß hat hier vollständig Ruhe geschafft.

Für den alten Fürsten von Dessau aber galt das Kommando in Oberschlesien, welches ihn von der Teilnahme an dem eigentlichen Feldzuge ausschloß, als eine neue, schwere Kränkung, und als dann am 9. Juni auch sein

statfcher (im Berliner St.-A.), und dazu Orlich I, 267, der eine andere Quelle benützt, aber (sicher mit Unrecht) die ganze Begebenheit auf den 19. Mai, und nach der Gegend von Adberwitz in ganz entgegengesetzter Richtung von Kranowitz, fast 1 Meile südwestlich verlegt. In der Relation des alten Fürsten von Dessau vom 2. Juni (Archiv zu Zerbst) werden die Offiziere gelobt, die Gemeinen aber hätten sich lache benommen.

¹⁾ Österr. militär. Zeitschr. a. a. O., S. 168.

²⁾ Diesen Tag giebt ein Bericht des Oberstlieutenant v. Kleist aus Neufadt vom 19. Mai im Zerbst'schen Archive an; die Gef. Nachr. III, 251 haben den 14. Mai.

³⁾ Au Erbprinz Leopold; bei Orlich I, 421.

⁴⁾ Acta von der Huldigungsabnahme in Meißer 1742; Breslauer St.-A. P. A. I, 1. c.

⁵⁾ Gef. Nachr. III, 252.

⁶⁾ Berliner geb. St.-A.

⁷⁾ Dies berichtet Marwitz aus Meißer unter dem 29. Mai.

Sohn Dietrich mit einem Teile der Truppen nach Böhmen abberufen wurde, bat der alte Herr flehentlich den König, gegen ihn, als einen alten, treuen Offizier, nicht „seinen Haß so verächtlich auszulassen“. Der nahe Friede brachte ihm dann einen Besuch des Königs in Reiße, aber nicht Trost für den Schmerz, an dem Feldzuge so gar keinen thätigen Anteil haben nehmen zu können ¹⁾.

¹⁾ Schön ing, S. 193.

The first part of the book is devoted to a general history of the United States from its discovery to the present time.

The second part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The third part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The fourth part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The fifth part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The sixth part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The seventh part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The eighth part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The ninth part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The tenth part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The eleventh part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The twelfth part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The thirteenth part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The fourteenth part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The fifteenth part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The sixteenth part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The seventeenth part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The eighteenth part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The nineteenth part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The twentieth part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The twenty-first part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The twenty-second part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The twenty-third part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The twenty-fourth part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The twenty-fifth part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The twenty-sixth part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The twenty-seventh part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The twenty-eighth part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The twenty-ninth part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

The thirtieth part is devoted to a detailed history of the United States from the discovery to the present time.

die auch Rannenberg's Dragoner gezogen, 2000 österreichische Husaren, die sich durch die Wälder heranschlichen, die Wagenreihe mit Erfolg angreifen können, etliche 30 Wagen und etwa 80 Mann meistens Kranke blieben in den Händen der Feinde, 12 Mann fielen ¹⁾. Als der König nachmals dem Prinzen darüber Vorwürfe machte, schrieb dieser unerföhrt: „Ich bin versichert, daß Höchstwieselfen gewiß die ganze Bagage hätten verbrennen lassen, wenn Sie in ähnlicher Lage sich befunden hätten. Mein Zug nahm dabei eine Distanz von zwei Meilen ein, und alle Defilees und Hölzer steckten voll Husaren, Kroaten und Bauern.“ ²⁾ Bei den entsehrlichen Wegen seien an 200 Bauernpferde umgefallen, er wundere sich, daß er ein Pferd habe bis Troppau bringen können. Infolge dessen sei der Zug alle Augenblicke ins Stocken geraten. An Vorsicht habe es nicht gefehlt und nicht an Bedeckung; 3 Bataillone habe er vor und 3 hinter der Wagenreihe gehabt.

Das Corps des Prinzen sollte nun Oberschlesien gegen die Österreicher schützen. Dies Land war, seitdem gegen Ende des Jahres Schwerin in Mähren eingerückt war, ziemlich von Truppen entblößt, nur einige Punkte an der Ober, Oppeln, Kosel, Ratibor und außerdem Troppau, waren schwach besetzt geblieben. Es lag nahe, daß die Feinde von Ungarn aus hierher eine Diverfion versuchten, namentlich seit das allgemeine Aufgebot in Ungarn hier Leute genug zur Verfügung stellte. Lord Hyndford selbst hatte es mit seinem Kante vereinbar gefunden, der Königin versichern zu lassen, einige tausend Ungarn in Oberschlesien würden ihrem Gegner empfindliche Verlegenheiten bereiten ³⁾.

Nach dieser Seite hin wirksamen Schutz zu gewähren, hatten ja dann jene oben erwähnten großen Truppendislocationen des Königs aus der Mitte März bezweckt. Das Corps des Prinzen sollte zwischen Troppau und Ratibor Stellung nehmen ⁴⁾; falls der Feind auf dem rechten Oderufer einzubrechen versuche, solle die Besatzung von Namslau um ein Bataillon verstärkt werden. Hauptfächlich solle er alle Subsistenzmittel aus Oberschlesien an sich ziehen, das sei das sicherste Mittel, den Feind abzuhalten.

Prinz Dietrich hatte, als er jetzt Ende April die ihm angewiesenen Quartiere zwischen Troppau, Ratibor und Jägerndorf bezog, große Not mit der Verpflegung der Truppen. Als er nach Troppau gekommen war, hatte ihm Oberst Dumoulin versichert, hier in der Gegend wäre nichts mehr zu erlangen, und bezüglich der Magazine in Meisse, an die ihn der König gewiesen, schrieb General Marwitz von dort, er habe den Befehl zur Anlegung von Magazinen vor vier Tagen erhalten und sei natürlich jetzt noch nicht in der Lage, etwas zu liefern ⁵⁾. Am 30sten berichtet der Prinz, morgen gingen seine Magazine zu Ende, und Marwitz bliebe dabei, aus Meisse nichts liefern

1) Bericht des Prinzen vom 27. April im Berliner St.-A. übereinstimmend mit den Angaben der Notizen zu dem oft erwähnten handschriftlichen Memoire Brown's, während die österr. militär. Zeitschr. a. a. O., S. 65, die sonst jenem Memoire folgt, höhere Zahlen hat.

2) Jägerndorf, den 8. Mai; Berliner St.-A.

3) Den 19. Januar an Robinson nach Wien und den 30. Januar 1742 an Lord Harrington; Londoner Record office.

4) Die Ordre vom 12. März; bei Orlich I, 414.

5) Bericht des Prinzen vom 26. und 28. April; Berliner St.-A.

zu können ¹⁾. Es scheint in der That, daß die Truppen hier Mangel gelitten haben.

Diese Schwierigkeiten walteten noch ob, als der alte Fürst von Anhalt in Jägerndorf eintraf, um seinen Sohn im Kommando abzulösen. Derselbe war, wie wir wissen, ursprünglich mit dem brandenburgischen Heere nach Oberschlesien beordert gewesen, hatte dann jedoch die Truppen dem König nach Böhmen zuführen müssen und war nach einer Zusammenkunft mit Friedrich in Chrudim am 29. April von da über Olaz und Reisse, wo er die neuen Fortifikationen zu inspizieren hatte, gegangen und am 4. Mai in Jägerndorf eingetroffen. Er war wenig zufrieden mit den Verhältnissen, die er hier vorfand; so lange er kommandierte, schreibt er, habe er noch nie so viele Kranke gehabt, als jetzt, er rechnet auf den Tag fast 40 neue Erkrankungsfälle, und er werde die Befehle des Königs wegen aller ermangelnden Subsistenz zu exekutieren nicht imstande sein ²⁾. Der König sucht durch zweckdienliche Anordnungen abzuhelpfen, und er hofft das Beste von des Fürsten „Santefaire und Dextérité“, schlägt ihm aber die erbetenen Verstärkungen beherzlich ab, da er alle Truppen in Böhmen, wo er des Feindes ganze Hauptmacht gegen sich habe, selbst brauche, er meint, daß „das Gebirge nach Oberschlesien hin mit nichts als Talpatschen und dergleichen Gesindel besetzt wäre, und daß daher vor der Hand in Oberschlesien nicht viel zu besorgen sei“ ³⁾. Aber der König unterschätzte doch die Streitkräfte, welche Prinz Karl, als er gegen die Preußen nach Böhmen aufbrach, zur Sicherung Währens unter dem entschlossenen General Festetics in Sternberg zurückließ. Es waren nach österreichischen Quellen an 10- bis 12,000 Mann ⁴⁾, allerdings auf weiter Linie von Teschen bis nach der böhmischen Grenze verteilt; auch waren die verwegenen Husaren doch nicht ganz verächtliche Gegner und vermochten auch den unerprobten ungarischen Nationaltruppen einen gewissen Halt zu geben.

Es konnte doch geschehen, daß am 28. April in dem Gebirgsstädtchen Freudenthal ein Kommando vom Hautcharmoy'schen Regimente, Lieutenant v. Osterreich, Fähnrich v. Aden, 4 Unteroffiziere und 60 Mann von einem Regimente ungarischer Husaren unter Oberst Desöffy eingeschlossen wurde. Da die Aufforderung zur Übergabe zurückgewiesen ward, und nachdem die Preußen den ganzen Tag hindurch mutig Gegenwehr geleistet, unternahmen die Oesterreicher in der Nacht einen Sturm, sprengten die Thore mit Pulver und zwangen die preussische Abtheilung, die Waffen zu strecken ⁵⁾. „Die 60 Mann von Hautcharmoy“, schrieb der König dem Fürsten, „machen mir viel Ehre, und wollte ich einen Finger geben, daß es nicht geschehen ist.“ ⁶⁾

1) Berliner St.-A.

2) Schöning, S. 169. 170.

3) Chrudim, den 5. Mai; bei Orlich I, 358.

4) Osierr. militär. Zeitschr. 1827, Hft. 10, S. 148.

5) Bericht Osterreichs und Adens aus der Gefangenschaft, Brünn, den 4. Mai; Archiv zu Zerbst. Man hatte ihnen ihre aufgefangenen Briefe an den Obersten gezeigt zum Beweise, daß sie auf keinen Succurs zu hoffen hätten. Bericht Hautcharmoy vom 2. Mai aus Jägerndorf; Berliner St.-A. Osierr. militär. Zeitschr. 1827, S. 168.

6) Den 5. Mai; bei Orlich I, 360.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY

Sohn Dietrich mit einem Teile der Truppen nach Böhmen abberufen wurde, bat der alte Herr flehentlich den König, gegen ihn, als einen alten, treuen Offizier, nicht „seinen Haß so verächtlich auszulassen“. Der nahe Friede brachte ihm dann einen Besuch des Königs in Meiß, aber nicht Trost für den Schmerz, an dem Feldzuge so gar keinen thätigen Anteil haben nehmen zu können ¹⁾.

¹⁾ Schönning, S. 193.

Siebentes Buch.

Chotusitz und Breslau.

1

1

Erstes Kapitel.

Die Wiederaufnahme der englischen Vermittelung.

Die englische Vermittelung, deren Wieder-in-Kraft-treten wir auf den folgenden Blättern zu schildern haben, ward bald sehr wesentlich bestimmt durch die Folgen eines großen welthistorischen Ereignisses, das dann auch auf die Politik König Friedrichs seinen Einfluß üben mußte.

Es hatte nämlich der Verlauf des schlesischen resp. des österreichischen Erbfolgekrieges eine merkwürdige Wirkung in die Ferne geübt und in London im Ministerium zu Fall gebracht, welches länger als irgendein anderes das Luder geführt hatte, das Ministerium Sir Robert Walpoles. Es ist nicht leicht für einen kontinentalen Verstand, sich ein richtiges Urtheil über diesen Mann zu bilden. Wohl liegt es nahe, zu sagen, für einen Staat wie England, dessen ausgesprochenes Prinzip das Monopol des Welthandels und die Beherrschung der Meere war, müsse notwendig der Schwerpunkt in der auswärtigen Politik liegen, und ein Mann, der nach dieser Seite hin eigentlich nur eine Kette von Mißerfolgen aufzuweisen habe, vom Vertrage von Hannover 1725 an bis zu dem Momente, wo der immer gesteigerte Unwille der Nation ihn zur Abdankung zwang, könne nicht für einen großen Staatsmann angesehen werden. Aber es kann uns wohl stußig machen, wenn wir wahrnehmen, daß die Engländer selbst im großen und ganzen in diesem Urtheil nicht einstimmen mögen. Sie, die dem Minister in und vor der Westminster-Abtei Statuen errichtet haben, zählen ihn nun doch einmal zu den hervorragendsten Politikern.

Wie oft schon war die Opposition gegen ihn Sturm gelaufen, und immer hatte er seinen Platz behauptet, obwohl keine der beiden großen englischen Parteien ihn eigentlich stützte. Was ihn immer gehalten hatte, war etwas Geheimes, das doch über den Parteien stand, das Gefühl der Dankbarkeit, welche ihm das englische Volk dafür zollte, daß er nach einer Zeit langer ruhmvoller aber kostspieliger Kriege eine Ära des Friedens heraufgeführt hatte, wo Handel und Verkehr einen mächtigen Aufschwung nahmen, die Staatspapiere hoch standen, gesetzmäßige Zustände sich beseßigten. Groß genug war die Zahl derer, welche um dieser Errungenschaften willen die Ruhmlosigkeit seiner äußeren Politik nicht anwillig in den Kauf nahmen, Walpoles Abneigung, England in kontinentale Kriege verwickelt zu sehen, vollkommen teilten, und

schließlich ganz einverstanden waren, wenn man sich der Königin von Ungarn gegenüber mit einer Geldsumme abfinden konnte.

Indessen hatte das doch seine Grenzen; zu allen Zeiten hat das englische Nationalgefühl Punkte gehabt, wo es eine größere, oft sehr unerwartet kommende Empfindlichkeit zeigte. Für jene Zeit waren die Momente, welche jeder englische Staatsmann auf das ernstlichste in Betracht zu ziehen gewohnt war, einmal das Verhältnis zu Frankreich, wo eingewurzelte nationale Feindschaft und die Besorgnis vor einer Rivalität auf dem Felde des überseeischen Handels immer die Gemüther in Spannung erhielt, und ferner das zu Hannover, dessen Interessen, wie jeder Engländer glaubte, König Georg II. auf Kosten der englischen zu befördern stets geneigt war, so daß nur eine sorgsame und argwöhnische Kontrolle seitens der konstitutionellen Gewalten hier eine Ausbeutung Englands für fremde Zwecke verhüten konnte.

Und gerade diese beiden wunden Punkte hatte nun jene Neutralitätserklärung, durch welche König Georg II. sich im September 1741 Frankreich gegenüber gebunden hatte, auf das empfindlichste getroffen. Mochte auch wenigstens nachträglich die beliebte Unterscheidung zwischen König und Kurfürst angemendet und die Zusage der Neutralität als nur für den letzteren bindend erklärt werden, die Thatsache, daß derselbe König, welcher sich am 19. April seinem Parlamente gegenüber so entschieden für die Interessen des Hauses Oesterreich engagiert hatte, nun einige Monate später dem Erbfeinde gegenüber die Verpflichtung übernahm, dem französischen Kandidaten seine Kurstimme zu geben und von seinen Erbländern aus auf keine Weise Maria Theresia zu unterstützen, war belastend genug, und doppelt schlimm mußte es eben erscheinen, daß diese Demütigung Englands vor Frankreich wiederum um Hannover's willen erfolgte.

Wie es scheint, ist diese Angelegenheit allerdings dem leitenden Minister in gewisser Weise über den Kopf genommen worden. Der Unterstaatssekretär Lord Harrington, welcher als englischer Minister den König bis Hannover begleitete, hatte die Unterhandlung mit der Selbständigkeit, an welche ihn Walpole's Abneigung, sich mit kontinentalen Angelegenheiten zu beschäftigen, gewöhnt hatte, geführt, und Sir Robert hat später erklärt, erst als die Unterhandlungen im Gange gewesen, durch einen Privatbrief des Königs von der Sache erfahren zu haben ¹⁾, aber ebenso gewiß ist, daß er schließlich die Ueberkunft gebilligt hat, wenngleich unter Verwünschungen Lord Harrington's, der unter dem Scheine, immer die Entscheidung den Londoner Ministern zu überlassen, diese dann vor die unerwünschte Alternative zu stellen versuche, entweder den König zu beleidigen oder auf ein Verfahren einzugehen, welches ihnen als nachtheilig für die Interessen des Landes erscheine ²⁾.

Es war dies nur ein Punkt des langen Sündenregisters, welches die Opposition gegen Sir Robert zusammengestellt hatte, aber es war, wie selbst von englischer Seite zugegeben wird, der schlimmste von allen ³⁾. Es mochte

¹⁾ Coxe, Mémoires of Sir R. Walpole IV, 287.

²⁾ So charakterisiert Horaz Walpole die Verfahrensweise Lord Harrington's in einem Briefe an Trevor; angeführt bei Mañon, History of England, T. III. c. 23.

³⁾ Mañon a. a. O.

wach als ein großes Glück erscheinen, daß wenigstens die neuen Parlamentswahlen schon vollzogen waren, als jene Nachricht von der hannöversischen Neutralität eintraf, aber Walpole mußte sich doch sagen, daß die Stimmung des neuen Parlamentes, in welchem ohnehin die Opposition zu bedrohlicher Macht angewachsen war, infolge jenes Ereignisses gegen ihn nur noch feindlicher werden würde. Dem preussischen Gesandten sagten viele Parlamentsmitglieder, sie seien entschlossen, die Männer zu bekämpfen, welche die wahren Interessen der Nation preisgegeben und dabei diese in eine unverzeihliche Prostitution gebracht hätten ¹⁾. Man zeigte sich entrüstet darüber, daß England, statt selbst auf dem Kontinente Gesetze vorzuschreiben, sich habe von Frankreich die Neutralität erbitten müssen ²⁾.

Es war sehr natürlich, daß die englischen Minister mit großer Sorge der Eröffnung des Parlaments entgegenzogen. Ein Hoffnungsstrahl blühte für sie auf mit dem Klein-Schnellendorfer Vertrage. Man zweifelte in London keinen Augenblick daran, daß der Rücktritt des Königs von Preußen von der antipragmatischen Allianz die ganze Sachlage ändern müsse ³⁾, und wenn das englische Ministerium nachweisen konnte, daß seine Bemühungen es vermocht hätten, den siegreichen König von der französischen Partei zu trennen, so mochte dieser große Erfolg die Schlappe der hannöversischen Neutralitätskonvention aufwiegen können. Und Hyndford durfte ja hoffen, daß im Dezember, wo das Parlament zusammentreten sollte, aus der Saat des 9. Oktober bereits eine leidlich reife Frucht vorliegen würde.

Aber wie wir wissen, kam alles sehr anders. Das Werk Hyndfords, der Schnellendorfer Vertrag, blieb eine taube Frucht und ward, wenngleich nicht refudigt, durch die Handlungen des Königs täglich mehr verleugnet. Wochten die Minister dann auch, als Anfang Dezember das Parlament eröffnet war, noch eine Weile sich mit geheimnisvoll klingenden Anspielungen behelfen, der König von Preußen beabsichtige im stillen sich aus seinen bisherigen Verpflichtungen herauszuwickeln, so trat diesen Phantasmagorien doch die nackte Wirklichkeit nur allzu schroff entgegen, indem um dieselbe Zeit Anfang Dezember Frankreich und Preußen fast identische Noten an das englische Ministerium richteten, mit Klagen über die mit der Neutralitätserklärung nicht im Einklang stehende fortdauernde Begünstigung Oesterreichs.

Es schien, als gäbe jetzt auch das englische Ministerium das Spiel auf. Dieselbe Depesche, welche Hyndford von jenen Reklamationen Nachricht brachte, enthielt auch die Weisung, vorläufig von weiteren Unterhandlungen Abstand zu nehmen ⁴⁾.

Noch vor Ablauf des Jahres traf dann auch die Nachricht von der Palastrevolution in St. Petersburg ein, welche Kaiserin Elisabeth auf den Thron hob, und in welcher man allgemein einen Sieg des französischen Einflusses erblickte. — In der That der Wendepunkt des Jahres bezeichnet so ziemlich den niedrigsten Stand der Aktien des pragmatischen Programms, das England vertrat. Der König von Preußen aufs neue gegen Oesterreich in Waffen,

1) Bericht Andrieü vom 22. September; Berliner St.-A.

2) Desgl. den 10. Oktober; ebd.

3) Desgl. den 11. November.

4) Vom 10. Dezember; Londoner Record office.

das sächsische Heer mit dem französischen vereinigt, die Wahl des französischen Kandidaten für den Kaiserthron gesichert, selbst Hannover verpflichtet, für ihn zu stimmen, schließlich auch noch Rußland für französischen Einfluß gewonnen.

Solche besondere Ungunst der Verhältnisse will dann ihr Opfer haben, und so fern es der Art des englischen Parlaments gelegen hätte, sich in den heiklen Fragen der auswärtigen Politik zu leidenschaftlichen Beschlüssen hinreißen zu lassen, so vermochten doch die Redner der immer mächtiger angewachsenen Opposition auch aus den diplomatischen Mißerfolgen des Ministeriums sich wirksame Waffen zu schmieden. Es war dann umsonst, daß Robert Walpole über die Unbilligkeit klagte, die ihn für allerlei nicht vorherzusehende Ereignisse verantwortlich machen wollte, als hätte er des Kaisers plötzlichen Tod verschuldet, den Krieg mit Spanien entzündet, dem König von Preußen zu seinem Einfall in Schlesien oder dem von Polen zu dem Anschlusse an Frankreich geraten. All' seine geschickte und eifrige Verteidigung, alle Bemühungen auch, welche König Georg machte, den Minister zu halten, konnten die feindselige Stimmung, die sich gegen ihn bildete, nicht entwaffnen. Wenn er noch einige Male mit schwachen Majoritäten oppositionelle Stürme abschlug, so waren das doch, wie sein Sohn treffend bemerkte, Pyrrrhussiege, und als das Parlament seine Weihnachtsferien begann, hatte Walpole bereits parlamentarische Niederlagen zu verzeichnen, und seine Freunde drangen in ihn, sein Amt niederzulegen, ehe es ihm entwunden würde. Aber der Minister hielt bis zum letzten Augenblicke sein Portefeuille fest; erst als eine entschiedene Majorität sich gegen ihn erklärte, reichte er am 13. Februar 1742 seine Entlassung ein. Nicht das ganze Ministerium wechselte, doch die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten nahm der neue Ministerpräsident Lord Carteret selbst in die Hand, ein Mann von sehr andrem Schlage als Walpole. War dieser ein Vollblutengländer vom Wirbel bis zur Zehe, so hatte Carteret eher etwas vom Franzosen an sich, die gewandteren Formen, die schwunghafte Beredsamkeit, die dann wohl auch einmal scharf präcisierte Deduktionen durch allgemeine wohlklingende Phrasen ersetzt. Die auswärtige Politik, für den früheren Ministerpräsidenten eigentlich nur eine unerwünschte Plage, war für den neuen die erwünschte Arena für seinen Ehrgeiz. Und wenn jener nur widerwillig den Blick über den Horizont der britischen Inseln erhoben hatte, in deren Sonderinteressen sein Wesen aufging, so lockten Carteret gerade die großen Welthändel, in ihnen mit thätig zu sein zum Wohle seines Vaterlandes. „Meine Sache ist es, Könige und Kaiser zu machen, und das Gleichgewicht Europas aufrecht zu erhalten“, soll er einmal gesagt haben, als man von ihm größere Sorge für die innere Verwaltung verlangte ¹⁾.

Wohl war dafür gesorgt, daß ein englischer Minister keinen zu kühnen Flug versuche, aber, daß nach außen hin mehr geschehen sollte als bisher, war gewiß; zum Teil eben deshalb war Walpole gestürzt und Carteret berufen worden, und ebenso klar war die Richtung, in welcher man die Thätigkeit des neuen Ministeriums erwartete und wünschte. Die öffentliche Meinung war unzufrieden mit dem Preisgeben des alten Alliierten und der pragmatischen Sache, und die Nation erwartete, daß dies jetzt anders würde.

¹⁾ Coxe, Mémoires of R. Walpole I, 147.

Das alles lag sonnenklar vor den Augen der Welt, und auch König Friedrich, der auf die Nachricht von der steigenden Erregung der Gemüther in England schon seit Ende des Jahres 1741 sich die wichtigeren Londoner Blätter durch seinen Gesandten zusenden ließ, hat sicherlich erkannt, wohin die öffentliche Meinung drängte, und auch die Eröffnungen, welche Lord Carteret bald nach Übernahme des Ministeriums dem preussischen Gesandten machte, liefen doch schließlich darauf hinaus, daß alle Parteien des Parlaments sich in dem Wunsche zusammensänden, mit möglichst wirksamen Mitteln den Anmaßungen Frankreichs sich zu widersetzen, ohne dabei jedoch, wie man höflich hinzufügte, den Interessen Preußens zu nahe treten zu wollen ¹⁾. Bodewils schrieb dem Könige über die englische Ministerveränderung, vor allem werde Frankreich den Schaden zu tragen haben; wenn Walpole den Krieg gehaft habe, so seien dagegen die neuen Minister Carteret, Chesterfield, Stair zu gute Freunde der Königin von Ungarn, um dieser nicht Hilfe zu bringen. Möglich sei es allerdings, daß ihr Eifer durch den König Georg zurückgehalten werde, der aus Rücksicht auf Hannover es mit dem neuen Kaiser nicht werde ganz verderben wollen ²⁾.

König Friedrich hat schwerlich jemals für Sir Robert Walpole und dessen Kollegen Sympathieen gehabt, aber ebenso wenig sich wohl darüber getäuscht, daß, wie die Verhältnisse nun einmal lagen und die Stimmung in England war, jedes Ministerium, welches Walpole ablöste, wenn es überhaupt sich sollte halten können, seinen Interessen noch weniger Chancen in Aussicht stellte, als jenes gethan ³⁾.

Wenn Carteret jetzt für sein politisches Programm obenan stellte, er wolle vor allem den Glauben an England, den das frühere Ministerium untergraben habe, wieder herstellen, so lag es ja auf der Hand, daß die Macht, der eben vorzugsweise der verloren gegangene Glaube wiedergegeben werden sollte, Osterreich war, und gelang das irgendwie, so folgte daraus mit gleicher Notwendigkeit wie die Nacht dem Tage, daß das letztere, in seinem Vertrauen auf den Alliierten neu gestärkt, um so weniger geneigt sein würde, Konzessionen und Abtretungen zu machen. Es zeigte sich eben als gleichschwierig, Osterreich zu unterstützen ohne Preußens Interessen zu schädigen, als Preußen zu befriedigen ohne auf Osterreich eine unliebsame Pression zu üben, und die neuen Minister gestanden auch dieses Dilemma ein und bekannten ihre Verlegenheit, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß das Auskunftsmitglied, auf welches sie zunächst verfallen waren, die jülich-bergische Erbschaft zur Abfindung heranzuziehen, wenig Erfolg versprach ⁴⁾.

Da nun aber die Meinung in England vor allem eine Unterstützung Osterreichs verlangte, so konnte kaum ein Zweifel darüber obwalten, wessen Interessen bei der Lösung jenes Dilemmas hintangesezt werden würden, und daß

1) Angeführt bei Droysen a. a. O., S. 427.

2) Bericht vom 5. März; Berliner St.-A.

3) Es ist daher doch wohl nur als eine kühne Vermutung anzusehen, wenn Droysen S. 370 annimmt, der König habe seiner Zeit (Anfang Dezember 1741) jene identische Note mit Frankreich in London übergeben, in der Absicht, die Krisis zu beschleunigen, um die schlaffe Politik Frankreichs in ein rascheres Tempo zu bringen.

4) Vgl. die Ausführungen bei Droysen, S. 427, Anm. 2.

demgemäß für Preußen der Wechsel des englischen Ministeriums nichts weniger als vorteilhaft erscheinen konnte.

Sedenfalls mußte dieser Ministerwechsel den König veranlassen, der englischen Politik wiederum ein aufmerksameres Auge zuzuwenden und in die Friedensverhandlungen, welche ja, wie wir sahen, in der letzten Zeit direkt und über die Köpfe der englischen Vermittler hinweg gepflogen worden waren, nun diese letzteren wieder hineinzuziehen. Nicht als ob die Aussichten, mit diesen Unterhandlungen zu einem Resultate zu kommen, allzu groß gewesen wären, insofern das Ziel, welches der mährische Feldzug im Auge hatte, die allgemeine Pacifikation, also Befriedigung auch von Friedrichs Alliierten nicht wohl nach dem Geschmacke Englands sein konnte. Aber das schabete im Grunde nichts, denn einmal liebte es die Diplomatie jener Zeit sehr, auch ganz aussichtslose Unterhandlungen an- und fortzuspinnen bloß zum Zwecke, den anderen Teil, wie der Kunstausdruck lautete, „zu amüsieren“ d. h. hinzuhalten und durch den Anschein freundlichen Einvernehmens von energischen Entschlüssen abzuhalten; andererseits waren die kriegerischen Ereignisse ganz dazu angethan, den König von dem Programme der allgemeinen Pacifikation allmählich auf das Gebiet hinüberzuführen, auf welchem auch das neue englische Ministerium sich für das Zustandekommen einer Verständigung ernsthaft zu interessieren bereit war, nämlich dem eines Separatfriedens.

Wir sahen bereits, wie die durch Pfützner und Giannini angebahnten Versuche einer Verständigung verliefen und thatsächlich damit abschlossen, daß der König gegen Ende März 1742, ohne sich im Prinzipie einem solchen Separatfrieden zu versagen, die weiteren Unterhandlungen lieber durch Lord Hyndford führen zu lassen sich entschloß. Wir werden aber, ehe wir dort anknüpfen, mit wenigen Worten das Verhalten des englischen Unterhändlers von dem Beginne des neuen Jahres 1742 an zu schildern haben ¹⁾.

Wir mögen uns erinnern, daß gegenüber den im Dezember von Wien aus übersandten Propositionen Lord Hyndford erklärt hatte, er fürchte sich lächerlich zu machen, wenn er mit denselben herauskäme. Offenbar war ihm das ganze Geschäft verleidet.

Jedem, der die Depeschen dieses Gesandten hinter einander durchstudirt, muß auffallen, welche gewaltige Veränderung in ihm seit dem Spätherbste 1741 sich vollzogen hat. Wenn bis dahin seine Berichte einen wohlthuenden Gegensatz gegen den widerwärtigen Hofmeister von seinem Vorgänger Sir Guy Dickens, ein Verständniß der Eigentümlichkeiten des jungen Monarchen, bei dem er beglaubigt war, ein gewisses Maß von Billigkeit in der Beurteilung desselben, ja zuzeiten sogar etwas, was wie Verehrung oder Anhänglichkeit ausseh, zeigten, so schlägt das alles von dem Zeitpunkte an, wo der Rücktritt Friedrichs von den Klein-Schnellendorfer Abmachungen zur Thatsache wurde, in das gerade Gegenteil um. Ohne ein Gefühl dafür, daß er selbst durch die scharf und unbillige Fassung, die er Meipperg zuliebe dem Schnellendorfer Pro-

¹⁾ Unsere thatsächlichen Anführungen werden durch die Angabe Arnetts (II, 35), daß „man durch Robinsons und Hyndfords Vermittelung unablässig Verhandlungen mit Friedrich gepflogen habe“ zu berichtigen vermögen auch in dem Punkte, daß zu der Zeit von Pfützners Sendung von der Zurückweisung eines Ritts Januar von der Königin persönlich ausgegangenen Anerbietens nicht die Rede sein konnte.

sofort gegeben, den ersten Nagel zum Sarge der Übereinkunft geliefert, ohne eine Erinnerung daran, wie hart er selbst unmittelbar nach Klein-Schnellendorf das Verfahren der Österreicher getadelt, vielmehr nur von dem Gefühle persönlichen Verdrusses über das Scheitern jenes seines eigensten Werkes und den übeln Eindruck, den dasselbe in London machte, beherrscht, und dasselbe in das Gewand sittlicher Entrüstung über den Vertragsbruch kleidend, begann er jetzt den König aufrichtig zu hassen, und seine ersten Depeschen aus dem Jahre 1742 sind wahre Pamphlete auf Friedrich den Großen. Allen Klatsch, den die Medifance der diplomatischen Kreise umtrieb, nimmt er begierig auf, schildert als ganz unsagbar, wie sehr der König hier in Berlin bei allen Ständen verhaßt sei, namentlich wegen seiner Knauferei, wie er selbst seinen Brüdern und den übrigen Prinzen des Hauses die Hälfte der ihnen von Friedrich Wilhelm I. ausgesetzten Jahrgelder gestrichen, wie er die Kaufleute, die ihm Lieferungen gemacht, nicht bezahle und dabei überall, wo er hinkomme, in Schlesien wie in Böhmen und Mähren das Land geradezu ausfauge und ruiniere ¹⁾, wie er bei jeder Gelegenheit über Verträge und Bürgschaften spottete, als über Dinge, die einen Fürsten nur so lange binden dürften, bis er sie mit Vortheil zu brechen vermöge, und nach allen Seiten hin eine wahrhaft destruktive Politik verfolge ²⁾.

Sein Haß veranlaßt ihn zu noch bedenklicheren Schritten. Nachdem er aus gelegentlichen vertraulichen Äußerungen am Hofe gehört, wie in Oberschlesien die Stimmung der Einwohnerschaft sich den Preußen sehr feindlich zeige, trägt er kein Bedenken, nach London und auch direkt nach Presburg an Robinson ³⁾ Ratschläge zu einem Einfalle der Österreicher aus Ungarn nach Oberschlesien zu schicken, um dem König Verlegenheiten zu bereiten. Er thut das im Bewußtsein, ein Unrecht zu begehen, aber, wie er selbst sagt, fortgerissen von seinem Eifer ⁴⁾.

Damals in Berlin verkehrte er viel mit einigen hohen Offizieren aus der nächsten Umgebung des Königs, dem Grafen Rothenburg und besonders mit dem Feldmarschall von Schmettau, welcher seinerseits auch noch einen persönlichen Grund hatte, sich dem Lord freundlich zu zeigen, da er von seiner früheren Stellung in österreichischen Kriegsdiensten her noch Beziehungen nach diesem Staate hin und Interessen in Geldsachen daselbst hatte, für welche ihm eine Fürsprache wohl erwünscht sein konnte ⁵⁾. Hyndford hätte die günstige Disposition Schmettaus gern noch durch ein ansehnliches Geldgeschenk, das er bei seinem Hofe beantragte ⁶⁾, gefördert; doch, da Schmettau den König nach Dresden und dann ins Feldlager nach Mähren begleitete, wurden die persönlichen Beziehungen unterbrochen.

Dagegen erhielt Hyndford Ende Januar von Robinson unter dem 25. Januar die Nachricht, Maria Theresia sei jetzt geneigt, dem König von Preußen

¹⁾ Den 2. Januar; Londoner Record office, zum Teil bei Kaumer a. a. D., S. 156.

²⁾ Den 9. Januar; Londoner Record office. Kaumer, S. 157.

³⁾ Vom 19. und 30. Januar; Londoner Record office.

⁴⁾ An Robinson, den 10. März 1741; ebd.

⁵⁾ Schmettau nimmt eine solche Fürsprache in einem Briefe vom 7. Februar ganz bestimmt in Anspruch; ebd.

⁶⁾ Den 13. Januar; ebd.

aufser Niederschlesien auch noch die Grafschaft Glatz und ganz Oberschlesien mit Ausschluß von Teschen abzutreten, doch zeigte es sich bald, daß Robinson zu viel gesagt hatte. Ein vom 26sten datiertes Memoire brachte ihm aus Pressburg die Vollmacht, mit dem König von Preußen über eine Allianz zu unterhandeln, als deren Preis die Königin von Ungarn geneigt war, außer dem früher bereits Koncedierten auch noch einen näher zu bestimmenden Teil von Oberschlesien herzugeben, von Glatz nichts ¹⁾. Dagegen enthielt das Programm die Forderung einer wirklichen Allianz und eines bewaffneten Beistandes.

Gyндford versprach sich wenig von einem Anerbieten, das hinter dem zurück blieb, was die Alliierten dem König garantiert hatten, und hütete sich sogleich vorzugehen. Er schrieb jedoch unter dem 1. Februar an Friedrich, eine Depesche aus Wien, welche vorteilhaftere Anerbietungen als jemals enthalte, veranlasse ihn zu der Anfrage, ob er sich ihm im Lager vorstellen dürfe ²⁾.

Raum ist aber sein Brief abgesendet, so erfährt er, daß der König inzwischen strenge Ordre an alle hohen und niederen Beamten hat ergehen lassen, ihm bis auf weiteres überhaupt nicht zu schreiben wegen der Unsicherheit der Beförderungen; der Gesandte erwartet daher nur eine abweichende Antwort, da er wisse, daß der König es nicht liebe, Fremde in seinem Lager zu sehen ³⁾.

Gegen Podewils nimmt er Anstand, sich zu eröffnen, und als dieser ihm davon spricht, daß die Königin am besten thun werde, zu einer allgemeinen Pacifikation die Hand zu bieten, meint er, er sei allerdings seit langer Zeit außer direkter Verbindung mit dem österreichischen Hofe, glaube aber doch zweifeln zu müssen, ob die Königin sich werde dazu bringen lassen, außer Schlesien auch noch Böhmen und Mähren abzutreten, namentlich da eben jetzt Rhevenhüller so siegreich in Bayern vordringe. Podewils erwidert, Rhevenhüller werde vielleicht sehr bald alle seine Eroberungen aufgeben müssen, um Wien zu beschützen, die Lage Oesterreichs habe sich doch jetzt sehr verschlimmert, die Kaiserwahl sei in einem ihm feindlichen Sinne ausgefallen, in Rußland dominiere jetzt Frankreichs Einfluß, von England werde es wenig zu hoffen haben, nachdem jetzt auch Dänemark den Subsidienvertrag gekündigt habe; daß von den Generalstaaten nichts zu erwarten sei, wisse man ja.

Der Gesandte bleibt jedoch dabei, das Einzige, was Oesterreich retten könne, sei, mit einem der Alliierten ein Separatabkommen zu treffen (implizite, wenn Preußen hartnäckig bleibe, werde Oesterreich vielleicht anderswo leichteren Zugang finden), und Podewils macht sich wenig Hoffnung auf eine Verständigung, da er wisse, daß man in Wien eben um der bayerischen Eroberungen willen den Kopf sehr hoch trage ⁴⁾.

Auch diese Unterhandlungen fanden bald ihr Ende, da der preussische Minister, durch den Befehl seines Herrn nach Olmütz berufen, bald nach jener Unterredung abreiste. Dagegen erhielt Gyндford eben damals einen aus Jedowitz, den 6. Februar datierten Brief des Königs, der in den höflichsten Ausdrücken ein Eingehen auf die Propositionen mit Rücksicht auf die große

1) Bericht vom 2. Februar; Londoner Record office.

2) Ebd.

3) Bericht vom 10. Februar; ebd.

4) Podewils' Bericht vom 10. Februar; Berliner St.-A.

Entfernung vertagte, der König hoffe bald nach Berlin zurückkehren zu können, da die Operationen, welche ihn augenblicklich in Anspruch nähmen, zum Zwecke der Herbeiführung eines erwünschten Friedens in einigen Tagen zum Abschluß kommen könnten¹⁾. Gleichzeitig kam auch ein Brief Schmettaus an, der kurz die Sendung Pfütschners erwähnt und dann bemerkt, man sei hier seit den im letzten Oktober gemachten Erfahrungen vorsichtiger geworden und habe sich daher begnügt, dringend zu raten, Maria Theresia möge jetzt Frieden schließen, wo sie noch unter dem Eindrucke der Rhebenhüllerschen Erfolge eher bessere Bedingungen erlangen könnte, während später, wenn ihre Waffen vielleicht „einen notablen Chec“ erlitten hätten, dies nicht mehr gelingen dürfte. Der König werde, davon dürfte man überzeugt sein, keinen Separatfrieden machen²⁾.

Dem Gesandten giebt die Andeutung des Königs über eine mögliche baldige Rückkehr nach Berlin viel zu denken. Entweder, urteilt er, ist er in großer Besorgnis, oder er hat irgendein auf Täuschung abzielendes Projekt im Sinn, bei welchem er, ohne seine Truppen aufs Spiel zu setzen, denselben gute Winterquartiere verschafft. Gegen Wien zu marschieren oder gar diese Stadt zu belagern, sei er augenscheinlich nicht in der Lage. Auch auf Schmettaus Brief ist er geneigt einen großen Wert zu legen, da er in ihm ganz des Königs Stil und Sprache wiederfindet, obwohl diese allerdings der ganze preussische Hof sich angeeignet habe³⁾, ja der Brief, welchen er unter dem 12. Februar an den König richtet, knüpft eigentlich thatsächlich an den Schmettaus an.

Wenn Schmettau erwähnt hatte, die Ereignisse von Klein-Schnellendorf hätten den König vorsichtiger gemacht, so versucht hier der Lord eine vollständige Rechtfertigung des Wiener Hofes, dem er unbedingte Verschwiegenheit nachrühmt, wie ja derselbe noch bis zu diesem Augenblicke die Sache als strenges Geheimnis behandelte. Die preussischen Gesandten im Gegentheil hätten zuerst von der Sache gesprochen; vor allem aber habe die französische Diplomatie ihre Hand im Spiele gehabt. Diese Macht sei gerade eben damals, Anfang Oktober, im Begriff gewesen, einen Sondervertrag mit Oesterreich hinter dem Rücken Preußens abzuschließen, doch habe Maria Theresia, welche ja einer Verständigung mit Preußen unter allen Umständen den Vorzug gegeben haben würde, jene Unterhandlungen nach Klein-Schnellendorf vollständig abgebrochen, aber dadurch eben auch den Argwohn Frankreichs erregt, dessen Minister dann das eigentliche Motiv erraten und die Abkunft mit Oesterreich zu hintertreiben gewußt hätten. Wenn er einem solchen Alliirten gegenüber, der sich selbst so wenig scrupulos zeige, mit einem Separatfrieden zuvorzukommen, werde er in den Augen der ganzen Welt für gerechtfertigt gelten⁴⁾.

1) Polit. Korresp. II, 31.

2) Jedowitz, den 7. Februar; Londoner Record office.

3) Bericht vom 14. Februar; Londoner Record office.

4) Vom 12. Februar; Londoner Record office. Gynsford spricht hier immer nur von einer certaine cour und Kante, Preuß. Geschichte III, 515, Anm. 1, glaubt dies auf Sachsen beziehen zu müssen. Aber wenn dazu auch die früheren Anführungen anlocken, so scheinen doch die weiteren die Möglichkeit ganz auszuschließen. Daß jene Macht auf dem Punkt gewesen sei, zur Zeit des Klein-Schnellens-

Diese Beweisführung, die allerdings die Wahrheit so ziemlich auf den Kopf stellte, wendet sich, wie wir sehen, hauptsächlich gegen den gleichfalls nur in dem Schmettau'schen Briefe dem Könige zugeschriebenen Grundsatz, keinen Separatfrieden schließen zu wollen. Der Gedanke, hier den Hebel einzusetzen, den König, wie es hier eben versucht wird, gegen seine Alliierten, namentlich gegen Frankreich einzunehmen, ihn von deren hinterlistigen Absichten zu überzeugen, bildet von jetzt an einen Hauptfaktor der Gynsford'schen Politik. Wiederholt wendet er sich an Robinson nach Wien und an sein Ministerium um Herbeischaffung von Beweismaterial für diesen Zweck ¹⁾.

Aber jener Brief vom 12. Februar begnügte sich nicht damit, dem Könige die französische Allianz zu verleiden, er trat auch mit positiven Anerbietungen hervor. Die Königin von Ungarn sei bereit, ganz Schlesien mit Ausnahme des Herzogtums Teschen abzutreten und, fährt er fort, „ich habe Veranlassung zu glauben, daß sie sich unter gewissen kleinen Bedingungen auch zu der Abtretung von Glatz bewegen lassen wird“.

Dieses Angebot (beiläufig gesagt das erste, welches seit dem Dezember durch englische Vermittelung an den König gekommen war) ging nun allerdings in seinem Umfange über die von Wien empfangenen Vollmachten hinaus, denn er hatte, wie wir bereits wissen, Robinson unter dem 25. Januar zwar die Hoffnung ausgesprochen, daß die Königin sich wohl noch bewegen lassen würde, außer Oberschlesien auch noch Glatz abzutreten, aber gleich nachher dies wieder zurückgenommen. Doch hatte Gynsford, dem von seinem Standpunkte aus die Schwierigkeiten, welche ein Hinüberziehen König Friedrichs auf die österreichische Seite haben mußte, ganz besonders einleuchteten, nun, um die Lockungen zu verstärken, nach jener äußersten Konzeption gegriffen, auch deren hypothetische Natur dadurch bezeichnet, daß er einmal bezüglich dieser die Geneigtheit der Königin nur als seine Vermutung hinstellte und anderseits noch besondere Bedingungen dafür voraussetzte. Und insofern auf dem damaligen Punkte der Verhandlungen die Frage eines bewaffneten Bestandes seitens Preußens noch in Frage kam, und diese gerade von England aus besonders lebhaft angestrebt wurde, mochte Gynsford darauf aus sein, das Angebot möglichst zu steigern.

Eben deshalb aber ist die hier vorliegende Überschreitung seiner Vollmachten für die spätere Phase der Verhandlungen doch nicht in dem Maße präjudizial geworden, wie man wohl angenommen hat ²⁾; das zeigen die nächsten Kundäußerungen auf den Gynsford'schen Brief und vor allem die Thatsache, daß man doch preussischerseits später auf jenes angebliche Zugeständnis nicht weiter zurückgreift.

Des Königs Kabinettsrath Eichel berichtet unter dem 27. Februar an Podewils über diesen Brief, spricht aber nur von Oberschlesien ohne Teschen, welches der Gesandte angeboten habe, ohne jedoch die Gegenleistungen zu

vorher Vertrags einen Separatvertrag mit Oesterreich einzugeben, unter Ausschließung König Friedrichs, ist etwas, was sich doch eben nur auf Frankreich und in keinem Falle auf Sachsen beziehen läßt.

¹⁾ So unter dem 10. März an Robinson, unter dem 27. März an das Ministerium; Londoner Record office.

²⁾ Vgl. Arnett II, 66. 67.

practizieren, weshalb man ihm auch nur in allgemeinen Ausdrücken geantwortet und ihn aufgefordert habe, sich zunächst über das, was die Königin verlange, genauer zu erklären ¹⁾.

Es war dies in der That der Sinn des natürlich sonst in verbindlichstem Tone abgefaßten Schreibens, welches der König auch noch aus Znanm unter dem 1. März an Hyndford richtete ²⁾. Die englische Vermittelung befand sich eben noch im Stadium des „Amüsiertwerdens“, es galt preussischerseits nur hinzuhalten, und dies war natürlich genug. Noch stand das mährische Unternehmen Friedrichs im aufsteigenden Hause: Znanm bezeichnet das vorgezogenste Hauptquartier des Königs in dem ganzen Feldzuge, von hier aus konnten die Bedingungen, welche er der Königin stellte, nicht wohl günstiger lauten, als die, welche er einige Wochen früher in Olmütz dem Baron Pfüttschner mitgegeben hatte. Eben jetzt und einige Tage vorher hatte er ja hier auch die uns bereits bekannten Propositionen Gianninis erhalten und abgewiesen.

Die Frage, auf welche sich thatsächlich hier alles zuspielte, war ja doch, ob und inwieweit der König von Preußen eine Befriedigung seiner Verbündeten zur Bedingung eines Friedens machen, und ob speziell von der Königin eine Abtretung Böhmens an Bayern verlangt würde. Für die Zeit, von der wir nun hier sprechen, die letzte Woche des Februar 1742, wird man unbedenklich behaupten können, daß der König noch daran festhielt, Böhmen für den neuen Kaiser zu gewinnen, und man wird vielleicht ein sehr entscheidendes Zeugnis für diese seine Willensmeinung in seinem eben damals recht ernstlich verfolgten Plane erblicken können, von dem Kaiser den Pfandbesitz des Königsgräber Kreises zu erlangen. So gewiß die für dieses Geschäft von dem Könige entworfenen Vorschläge, welche Feldmarschall Schmettau dem Kaiser nach Prag überbringen sollte, auf eine schließliche Abtretung dieses Teils von Böhmen hinauslaufen ³⁾, ebenso gewiß ist doch auf der anderen Seite, daß der König in diesem Stadium des Krieges die Aussichten des Kaisers auf den Erwerb von Böhmen noch für hinreichend groß erachtet hat, um die Summe von einer Million Thaler an dieses Geschäft zu wagen.

So lange der König noch so gesinnt war, war die englische Vermittelung aussichtslos.

Inzwischen hatte Hyndford in Beantwortung des königlichen Schreibens darauf hingedeutet, daß er in der Lage sei, zu den übersendeten Propositionen noch einige wesentliche Erläuterungen zu geben, die er aber einem Briefe nicht anvertrauen zu dürfen glaube, bezeichnet aber dann doch wenigstens kurz als den von der Königin von Ungarn aufgestellten Preis ihrer Angebote eine enge Allianz der beiden kontrahierenden Teile zur Verteidigung ihrer beiderseitigen Befestigungen gegen jedermann ⁴⁾.

1) Znanm, den 27. Februar; Berliner St.-A.

2) Im Londoner Record office und Berliner St.-A.

3) Instruktion für Schmettau vom 26. Februar (Polit. Korresp. II, 54), § 5. Der König wird in der Pfandschaft alle Souveränitätsrechte ausüben, die Stände und Untertanen werden ihm den Eid der Treue und Unterthänigkeit leisten, von dem sie unter keinem Vorwande eher freigesprochen werden sollen, bis die Summe des geliehenen Kapitals nebst den Kosten der darin gemachten Verbesserungen bezahlt sein wird.

4) Den 10. März; Berliner St.-A. und Londoner Record office.

Es war dies jene alte in den Vermittlungsversuchen während des Sommers 1741 immer festgehaltene Forderung bewaffneten Beistandes, jenes plötzliche Überspringen vom weißen auf das schwarze Feld, wie es König Friedrich bezeichnet und immer abgelehnt hatte. Dieselbe war erst kurz vor Klein-Schnellendorf auf bloße Neutralität herabgesetzt, nun aber in aller Schärfe wieder aufgenommen worden, und zwar war es, wie Podewils ganz richtig erkannt hatte ¹⁾, wesentlich Hyndforbs Meinung, die Königin müsse an der Forderung bewaffneten Beistandes unbedingt festhalten, da das Beispiel von Klein-Schnellendorf gezeigt habe, daß eine bloße Neutralität bei einem Charakter, wie der des Königs sei, nicht genug Sicherheit böte. Zu der That findet sich diese Meinung wiederholt in Hyndforbs Berichten vertreten, und noch in einem Briefe, welchen er an demselben Tage an Robinson richtet, heißt es, man müsse diesen Monarchen, den weder göttliche noch menschliche Gesetze zu binden vermöchten, und der den früheren Vertrag vom 9. October so schamlos unbeachtet gelassen habe, durchaus dahin bringen, sich entschieden mit der Königin zu verbünden, um die Franzosen aus Deutschland zu vertreiben. Das beste Mittel, denselben herbeizuziehen, werde sein, wenn man ihn von den schlimmen Absichten Frankreichs überzeugen könne; dafür müsse Robinson Beweise zu sammeln suchen. Daß der König mit der Situation unzufrieden und in gewisser Weise ängstlich sei, glaubt er aus seinen Briefen schließen zu dürfen ²⁾.

In der That änderte sich im Laufe des März dem Verlaufe der Kriegsoperationen entsprechend doch auch die Gesinnung des Königs. Derselbe ließ in der Sache des Königgräber Kreises Schmettau nicht zum Kaiser abgehen; er trug Bedenken, eine Million auf diese Karte zu setzen, und schrieb Podewils, da er „bei denen jetzigen critiquen und scabreusen Conjunkturen die Freundschaft der englischen Nation sich zu menagieren“ wünsche, solle der Londoner Gesandte den neuen Ministern vonseiten des Königs allerlei Complimente sagen, an Carteret, daß sich Friedrich seiner früheren Bekanntschaft mit ihm noch gern erinnere, an Chesterfield, daß er einige Schriften von ihm gelesen und sehr nach seinem Geschmacke gefunden u. c. ³⁾. Lord Hyndford aber, der eine persönliche Zusammenkunft begehrt, schrieb er an demselben Tage aus seinem Hauptquartier Selowitz, er stelle ihm anheim, nach Breslau, wohin auch die übrigen fremden Gesandten kommen könnten, überzusiedeln: dort werde es ihm leichter werden, die persönliche Besprechung zu veranlassen, sobald es die Umstände gestatten würden. Inzwischen werde es ihn inrerrieren, von dem Gesandten Näheres über die Gesinnungen des neuen englischen Ministeriums zu hören ⁴⁾.

Hyndford, der, so viel wir sehen können, damals von dem neuen Ministerium eigentliche Instruktionen noch nicht erhalten hatte, antwortete unter dem 27. März, indem er seine Bereitwilligkeit zu der Übersiedelung nach Breslau aussprach, dem Könige, das neue englische Ministerium wünsche auf

¹⁾ Er schreibt dies an den König unter dem 5. Mai; Berliner St.-A.

²⁾ Den 10. März; Londoner Record office.

³⁾ Den 18. März; Polit. Korresp. II, 82.

⁴⁾ Berliner St.-A. und Londoner Record office.

das lebhafteste gute Beziehungen mit Preußen zu pflegen. Allerdings sei es dabei fest entschlossen, nicht in den Fehler zu verfallen, den man dem früheren Ministerium nachsage, nämlich es an der nötigen Energie bei der Aufrechterhaltung des Hauses Oesterreich und des Gleichgewichtes von Europa fehlen zu lassen, doch rechne es darauf, diesen Zweck eben im Bunde mit Preußen erreichen zu können. Der König werde ja wohl schon von den Rüstungen der Generalstaaten und der Erklärung des Königs von Sardinien gehört haben und nicht darüber im Zweifel sein, namentlich gegenüber den geringen militärischen Leistungen seiner jetzigen Alliierten, auf welcher Seite sich ihm größere Vorteile darböten¹⁾.

Inzwischen hatte König Friedrich selbst den Gedanken eines Separatfriedens bereits ernstlich in Erwägung gezogen, bedenklich geworden namentlich durch den Ministerwechsel in England, der ja auch Holland nun doch zu einer kriegerischen Politik hinführen zu wollen schien, wie denn in diesem Staate jetzt wirklich eine Augmentation der Truppen beschlossen wird.

In präciser Form stellt er in einer für seinen treuen Ratgeber Podewils bestimmten Denkschrift die Resultate seiner Erwägungen zusammen, nämlich zunächst die Gründe, welche ihn bestimmen könnten, an dem französischen Bündnisse festzuhalten:

„1) Es ist übel, sein Wort zu brechen ohne rechten Grund; bis jetzt habe ich keinen Grund gehabt, über Frankreich oder meine Verbündeten zu klagen. Man bringt sich in den Ruf eines leichtfertigen und veränderlichen Menschen, wenn man einen gefassten Plan nicht zur Ausführung bringt und oft die Partei wechselt.

2) Wenn dieser Feldzug glücklich zu Ende geht, werden die preußischen Waffen den ganzen Ruhm davon haben, vielleicht wird eine gewonnene Schlacht die Holländer und Engländer entwaffnen und uns den Frieden verschaffen. Träfe das ein, so würden die Preußen die Entscheidung über den Frieden in ihrer Hand haben und jede Schädigung ihrer Interessen verhüten können, das Reich würde sich dann sicherlich an den König von Preußen anschließen. Derselbe würde die Autorität eines Kaisers haben, während der Kurfürst von Bayern nur die Last des Amtes hätte. Die Winterquartiere, welche man nach einer dem Feinde beigebrachten Niederlage würde einnehmen können, vermögen reichen Ersatz der Kriegskosten zu gewähren.

3) Bleibt man bei der Partei Frankreichs, wird man den Holländern und Engländern die ansehnlichen Summen, welche diese dem verstorbenen Kaiser (auf Schlessien) geliehen haben, nicht zu zahlen brauchen.

4) Die Angelegenheiten Deutschlands sind in einer so gewaltigen Situation, daß der Cardinal sie nicht aufgeben kann, ohne allen Kredit in Europa einzubüßen und sich einen noch schlimmeren Krieg als den jetzigen auf den Hals zu ziehen.

5) England wird nie zu einem Sonderfrieden Frankreichs mit der Königin von Ungarn die Hand bieten, auf der anderen Seite gewährt mir ein Friede mit der Königin keinerlei Sicherheit; wofern dieselbe nicht Böhmen

1) Berliner St.-A. und Londoner Record office

und Mähren verliert, wird der Frieden nur eine Verkleisterung des Konfliktes sein.“

Diesen Gründen stellt er nun aber eine andere Reihe entgegen, welche für einen Frieden mit der Königin sprechen:

„1) Die schlechten Maßnahmen der Franzosen, die befürchten lassen, daß sie sich irgendwie einzeln werden schlagen lassen.

2) Die Entfernung Frankreichs, welche eine Verzögerung der erforderlichen Nachschübe, Rüstungen, Munitions- und Rekrutensendungen zur Folge hat.

3) Wenn England und Holland Frankreich in Flandern bekriegen, könnte das die Wirkung haben, daß der Kardinal sich genötigt fände, einen guten Teil der französischen Truppen aus Deutschland zu ziehen und mir die ganze Last des Krieges auf dem Halse zu lassen.

4) Mein Vertrag mit den Alliierten läuft nur auf eine einfache Garantie hinaus, ohne die Zahl der zu stellenden Truppen festzusetzen.

5) Das Ziel des gegenwärtigen Feldzuges ist nur das, den Kaiser und den König von Polen in den Besitz großer und schöner Provinzen zu setzen; indem man für Sachsen arbeitet, muß man daran denken, daß man hier einen Nachbar groß macht, der gegenwärtig dem Hause Oesterreich mit Undank dafür lohnt, daß dasselbe zwei Königreiche preisgegeben hat, um König August auf den polnischen Thron zu setzen.

6) Ein glücklicher Ausgang dieses Krieges begründet das Übergewicht Frankreichs in Europa.

7) Die Dreistigkeit des Kaisers und der Franzosen, die von mir eine Anleihe von 6 Millionen Gulden ohne Hypothek verlangen.

8) Die ansehnlichen Summen, die der Krieg kostet.

9) Die großen Hilfsquellen, welche die Königin von Ungarn aus Ungarn zu ziehen im Begriff steht, die Möglichkeit eines Umschlages des Kriegsglückes, welcher mich das bis jetzt Gewonnene könnte verlieren lassen, und die Eventualität eines allgemeinen Krieges, der sich in meinem Lande von Hannover aus entzünden könnte.“¹⁾

Das Schriftstück trägt kein Datum, wir dürfen aber sicher sein, daß es etwa den 18. oder 19. März verfaßt ist²⁾. Es war begreiflich, daß der König bei der Unsicherheit seiner Verbindungen mit Olmütz das Schriftstück keinem Kurier anvertraut, sondern lieber Podewils nach seinem Hauptquartiere Selowitz beruft, wo er ihm dann jene Denkschrift vorlegt. Der Minister beantwortet sie auf der Stelle, indem auch er seinerseits die Argumente, welche die wichtige Frage nach seiner Ansicht hervorruft, zusammenstellt. Er bewegt sich in dieser seiner Gegendenkschrift ganz selbständig mit gewohntem Freimuth, und nimmt nur an vereinzelt Stellen auf des Königs Denkschrift Bezug³⁾.

1) Polit. Korresp. II, 98—100.

2) Den terminus ad quem bezeichnet das Selowitzer Programm vom 22. März, welches dann das Endresultat der im Texte geschilderten Konferenz ist.

3) Die Stelle, welche mir für die Frage, ob dem Minister bei seiner Denkschrift das Exposé des Königs vorgelegen hat, entscheidend war, ist die, in welcher Podewils die vom Könige gehegte Besorgnis vor den Folgen einer Verzögerung Sachsen zu zerstreuen sucht.

Für einen Separatfrieden, urteilt er, könne sprechen der Wunsch, die eigenen Eroberungen in Sicherheit zu bringen und vor allen Wechselfällen des Krieges zu schützen, zugleich das Haus Oesterreich im Interesse des politischen Gleichgewichtes in Deutschland nicht ganz vernichten zu lassen, die Vergrößerung Sachsens zu hindern und ebenso eine der europäischen Freiheit gefährliche Vergrößerung des französischen Einflusses, Preußen aber freie Hand und zugleich die Entscheidung über die Schicksale des Reiches und des Nordens zu sichern.

Auf der anderen Seite jedoch würde man sagen können, es hänge in gewisser Weise der Ruhm und der Ruf des Königs davon ab, daß er das erste größere Engagement, welches er während seiner Regierung eingegangen sei, nun auch halte und keinen Grund gebe, an seiner Treue und Zuverlässigkeit Zweifel zu hegen, was sonst für die Zukunft von bedenklichen Folgen sein könnte. Ferner würde Bayern kraft der Ansprüche, welche es an die Erbschaft Karls VI. mache, das Recht der Königin zur Cession Schlesiens bestreiten und so ein Prätendent für Schlesien bleiben, ebenso wie Frankreich einen Abfall Preußens von dem Bündnisse leicht an den westlichen Provinzen rächen könnte, welche letztere doch zu einer eventuellen Verteidigung nicht gerüstet wären. Ein Partikularfrieden würde außerdem, weit entfernt, den allgemeinen Frieden herbeizuführen, die Fortsetzung des Krieges unvermeidlich machen, und gewiß sei, daß Oesterreich Preußen gegenüber das ihm Angethane nie vergessen und jede Gelegenheit ergreifen würde, um diesem das Verlorene wieder abzunehmen. Das jetzige Bündnis verspreche davor einen gewissen Schutz, indem nach der projektirten Theilung der österreichischen Erblande sich überall Barrieren aus Besitzungen anderer Fürsten zwischen Oesterreich und Preußen schieben würden. Der Zuwachs der sächsischen Macht sei wenig zu fürchten. Die Behauptung solch getrennter Landesteile wie Oberschlesien und Mähren habe sich immer mehr als eine Schwierigkeit, als ein Vortheil herausgestellt, und selbst von Frankreich sei vielleicht weniger zu fürchten, als es den Anschein habe, und wolle es wirklich ein gefährliches Spiel beginnen, so würde der Separatfriede dann immer noch geschlossen werden können und jedenfalls mit besserem Grunde als jetzt. An einen von Frankreich hinter dem Rücken des Königs und unter Ausschließung desselben zu machenden Frieden glaubt der Minister um so weniger, als dann ja auch die Abtretung der jülich-bergischen Ansprüche ungültig werden würde, was sicher nicht im Interesse Frankreichs liegt. Und was endlich die Beherrschung der Situation betreffe, so sei es zweifelhaft, ob nicht jetzt, wo der König unbestritten für die erste Macht in Deutschland angesehen werde, er eine einflußreichere Stellung habe, als er sie nach dem Abschlusse eines Separatfriedens haben würde ¹⁾.

Wenn des Königs Denkschrift das nach der Meinung ihres Verfassers aus der Abwägung der Gründe für und wider sich ergebende Resultat eigentlich nur durch die Art der Anordnung andeutet, welche die für den Separatfrieden sprechenden Momente nachdrücklich an die zweite und letzte Stelle legt, so läßt dagegen die des Ministers kaum einen Zweifel obwalten, daß er schließlich doch gegen den Separatfrieden sich entscheidet. Anders der König,

¹⁾ Berliner St.-A.

den die steigende Ungunst seiner Lage in Mähren täglich mehr dem Projekte eines Separatfriedens geneigt machte und dessen Abschluß in möglichst beschleunigter Weise herbeiführen zu können wünschen ließ, so lange er noch seine jetzige weit vorgerückte Stellung im Herzen des feindlichen Landes mit zu verwerten vermochte.

Er spricht es ganz offen in einem Brief an Podewils aus, was ihn am meisten dränge, sei der Umstand, daß er nur noch höchstens für vier Wochen Lebensmittel in seinen Magazinen habe. Länger würden die Sachsen nicht zu halten sein, auch er selbst würde sich mindestens bis Olmütz zurückziehen müssen; und geschehe das, so werde sofort wieder den Osterreichern der Raum schwellen und die Verständigung viel schwerer werden, deshalb aber sei die Zeit so kostbar ¹⁾.

Wir haben Grund, die Chronologie dieser Begebenheiten um so stärker zu betonen, als die herrschende Auffassung, wie sie auf den Forschungen unserer größten Historiker beruht, doch die Entwicklung dieser Dinge sich anders zurechtgelegt hat. Wenn Ranke ²⁾ sagt: als Friedrich mit seiner Armee nach Böhmen zurückging, fand er geraten die früher abgebrochenen Unterhandlungen wieder anzuknüpfen“, so werden wir dem gegenüber darauf hinweisen müssen, daß, was hier als der zeitliche Ausgangspunkt für das Anknüpfen der Verhandlungen angegeben wird, in Wahrheit wenigstens nach Friedrichs Intentionen den Endtermin bezeichnen sollte, bis wohin die Verhandlungen abgeschlossen sein sollten. Der Entschluß zu dem Separatfrieden ward mehrere Wochen früher gefaßt, bevor der Rückmarsch aus Mähren begann. Wir vermögen den Zeitpunkt ziemlich genau festzustellen.

Unter dem 18. März beschied, wie wir sahen, der König den englischen Gesandten nach Breslau. Unmittelbar darauf ruft der König seinen Minister von Olmütz in sein Hauptquartier Selowitz. Hier, wie es scheint, arbeitet Podewils seine bereits besprochene Denkschrift über die Frage, ob Separatfrieden, ob nicht, aus, und das Resultat der hierüber gepflogenen Beratungen ist dann, daß der Minister den Auftrag empfängt, zusammenzustellen, auf welchen Forderungen Preußen im Falle eines Separatfriedens würde bestehen müssen. Podewils überreicht diese Zusammenstellung, auf deren materiellen Inhalt wir noch zurückkommen werden, unter dem 22. März im Hauptquartier Selowitz. Der König acceptiert dieselbe unter demselben Datum, indem er unter die von Tischler verfaßte Handschrift eine reguläre mit Unterschrift und Siegel versehene Vollmacht für Podewils setzt, auf vorstehende Bedingungen hin unter Vermittelung des Lord Hyndford den Frieden mit der Königin zum Abschlusse zu bringen ³⁾. Mit dieser Vollmacht reist Podewils schleunigst nach Olmütz zurück und schreibt von da unmittelbar nach seiner Ankunft die Bitte an Hyndford, zu ihm kommen zu wollen, als geschehe dieses im Auftrage seines Hofes ⁴⁾.

Wenige Tage später eröffnet dann, wie wir wissen, der König dem Kanonikus Giannini, er habe sich entschlossen, Hyndford nach Olmütz kommen zu lassen, um dann durch diesen binnen sechs Wochen einen Frieden zum Ab-

¹⁾ Den 31. März; Polit. Korresp. II, 98.

²⁾ H. a. D., S. 517.

³⁾ Polit. Korresp. II, 84.

⁴⁾ Londoner Record office.

schluß zu bringen. Es war dies auch Oesterreich gegenüber eine officiële Erklärung der Geneigtheit zu einem Separatfrieden.

Wie ernst er es damit meine, glaubte Friedrich auch dadurch zu zeigen, daß er gleichzeitig den Vorschlag machte, thatsächlich schon jetzt eine Waffenruhe beiderseits eintreten zu lassen.

Aber das ganze Projekt des Königs erstickte in allerlei Mißverständnissen. Zunächst war es Hyndford, der es an sich fehlen ließ.

Er hatte, wie wir wissen, dem König unter dem 27. März geantwortet, daß er sich nach Breslau begeben würde, aber dann den Eintritt der Reise von einem Tage zum andern verschoben und, als er endlich aufbrach, sich zu dem Umwege über Dresden und einem Aufenthalte daselbst entschlossen, so daß er thatsächlich erst am 17. April in Breslau eingetroffen ist. An die Reise nach Olmütz, wohin ihn dann Podewils eingeladen hatte, scheint er gar nicht gedacht zu haben. Er hat auf diese Aufforderung Podewils nicht geantwortet, so daß dieser um so sicherer auf seine Ankunft in den ersten Tagen des April rechnete. Als der Gesandte dann nicht erschien, befremdete dies den König erklärlicherweise¹⁾. Der Brief war nicht verloren gegangen, er findet sich in London unter Hyndfords Correspondenz, dagegen wird auch in dessen Berichten dieser Berufung nach Olmütz mit keiner Silbe erwähnt, und wir wissen nicht, wie er sich später über diesen Punkt mündlich mit dem Minister auseinandergesetzt hat. Thatsächlich mußte bei dem späten Eintreffen des Lords in Breslau und des Königs Rückzuge nach Böhmen die Weiterreise nach Olmütz ohnehin von selbst aufgegeben werden, man konnte sich dann bequemer in Breslau sprechen.

Was den Gesandten bestimmt hat, ein so geringes Maß von Eifer an den Tag zu legen, läßt sich ungefähr aus einem Berichte abnehmen, den er unter dem 31. März 1742 abgestattet hat²⁾. Zunächst empfand er es übel, daß der König die gewünschte persönliche Unterredung immer noch hinaus-schob und ihn an seinen Minister wies, mit dem er ungern verhandelte, da er ihn für allzu sehr französisch geinnt hielt. Er glaubte daraus auch erkennen zu müssen, daß es mit der ganzen Friedensverhandlung kein rechter Ernst sei. In dieser Meinung bestärkte ihn ein kurz vorher empfangener Brief Schmettaus, welcher ihm ein Programm der Friedensbedingungen, wie sie nach seiner Ansicht der König aufstellen mußte, entwickelte und darin die Überlassung Böhmens an den neuen Kaiser als durch das preußische Interesse geboten darstellte und dagegen eventuell eine Art von bewaffneter Mediation Preußens zugunsten des Friedens in Aussicht stellte. Es waren etwa die Ansichten, die König Friedrich einst Giannini gegenüber entwickelt hatte, welche aber von dem Könige in dem Programme eines Separatfriedens nicht mehr festgehalten wurden, so daß Hyndford sich im Irrthume befand, wenn er annahm, Friedensvorschläge derselben Art würde er eben von Podewils zu hören bekommen. Er aber glaubte daran und hatte um so weniger Lust, so unannehmbar scheinende Bedingungen zu besprechen.

Dazu kam dann noch, daß er über die Bestimmungen des neuen englischen Ministeriums noch nicht unterrichtet war. In der That ist, soweit wir dies

¹⁾ Ciché an Podewils, den 8. April.

²⁾ Londoner Record office.

aus den Depeschen Hyndfords beurteilen können, die erste direkte Instruktion seiner neuen Behörde erst gegen Mitte April, also um die Zeit, wo er in Breslau eintraf, an ihn gekommen, vermutlich deshalb, weil Lord Carteret, der ja das Departement der auswärtigen Angelegenheiten mit solchem Eifer in die Hand genommen hatte, erst selbst hier durch direkte Unterhandlungen mit den Gesandten sein Heil versuchen wollte, bevor er den auswärtigen Vertretern besondere Aufträge erteilte. Es ist sehr wohl möglich, daß Hyndford in Erwartung dieser Instruktion immer noch mit seiner Abreise gezögert hat.

Endlich hat aber auch die Gefinnung des Wiener Hofes ihren Einfluß üben müssen. Hier hatte nämlich jene Mitteilung des Königs über die Berufung Hyndfords nach Olmütz den allernüchternsten Eindruck gemacht, namentlich wegen der Bestimmung einer sechs wöchentlichen Frist und der Forderung einer gewissen Einstellung der Feindseligkeiten für diese Zeit. Man witterte hierin nichts als Tücke, eine bequeme Gelegenheit, in den 6 Wochen das Zurückdrängen der französischen Verstärkungen auf der einen und des Anhaltischen Corps auf der anderen Seite abzuwarten, um dann die Königin nur desto sicherer zu verderben. Von dieser Ansicht ausgehend, war man geneigt, in dem ganzen Projekt der Friedensunterhandlungen nichts als einen Fallstrick zu sehn, wo man durchaus nicht trauen dürfe, auch in dem Falle nicht, „da sich der König von Preußen dann schon noch billiger als bisher erfinden ließe“ ¹⁾.

Es fällt sehr schwer, zu glauben, daß Hyndford nicht wenigstens unter der Hand von dieser Aufnahme des preussischen Vorschlags bei dem Wiener Hofe sollte Kunde erhalten haben, wiewohl unter den Depeschen des Gesandten kein Schriftstück hierüber sich vorfindet und der letztere noch im April gegen Podewils versichert hat, er sei seit dem mährischen Feldzuge thatsächlich ganz ohne Kenntnis von den eigentlichen Gefinnungen der Königin Preußen gegenüber.

Im Grunde war es eine eigene Verkettung von Zufälligkeiten und Mißverständnissen, welche hier des Königs friedliche Absichten vereitelt haben. Thatsächlich lag die Sache so: wenn bei den Unterhandlungen mit Giannini der schlimmste Stein des Anstoßes in der preussischen Forderung von KonzeSSIONen auch an die Verbündeten gelegen hatte, so war dieser jetzt weggeräumt, der König war bereit, einen Separatfrieden zu schließen, aber er kam zunächst gar nicht dazu, sich dem Gegner verständlich zu machen. Sein im Grunde sehr nebensächlicher Vorschlag einer vorläufigen Waffenruhe alarmierte den Wiener Hof in überraschender Weise, und Hyndford entzog sich geradezu der Berufung nach Olmütz. Wäre der letztere schnell zur Stelle gewesen und hätte der Wiener Hof nur das Maß von Entgegenkommen gezeigt wie noch kurz vorher bei der Sendung Gianninis, es hätte sich wohl schon damals eine Basis der Verständigung finden lassen und das Blutvergießen von Chotusitz beiden Theilen erspart bleiben können. Friedrich würde, um den Frieden in Mähren d. h. vor seinem Rückzuge aus diesem Lande schließen zu können, voraussichtlich manches nachgelassen haben.

¹⁾ In diesem Sinne sich in London auszusprechen, wird Wasner unter dem 31. März angewiesen; Wiener St.-A.

Es sollte nicht sein, und Friedrich ohne eine Ahnung von jenen Mißverständnissen wartete ungeduldig auf Gyndfords Eintreffen. In dieser Zeit des Wartens wird zwischen König und Minister ein lebhafter Briefwechsel geführt, der dann mancherlei Interessantes darbietet. Der König schickt an Podewils seine Briefe in Form historischer Berichte mit wechselnden Überschriften, Kopenhagen, Petersburg z., offenbar um im Falle des Auffangens nicht gleich die Bedeutung des Schriftstückes so leicht erraten zu lassen.

Wir mögen hier einzelnes hervorheben:

Der König: „Selowiß, den 25. März. Man wird sehen müssen, ob es Gyndford sehr ängstlich und dringend hat, dann wird man mehr verlangen können, wenn nicht, sich begnügen, um keinen Preis aber durch den Vertrag mich in einen neuen Krieg verwickeln.“ ¹⁾

Podewils: „Olmütz, den 29. März. Je mehr Gyndford sich dringend zeigt und je mehr er bietet, desto mehr wird er auf der andern Seite darauf aus sein, Preußen gegen Frankreich in die Waffen zu bringen. Will man sich nicht in einen neuen Krieg verwickeln lassen, wird man sich lieber in seinen Forderungen beschränken müssen und z. B. für die Alliierten nur in allgemeinen Nebenarten Vorteile verlangen können.“ ²⁾

Der König: „Selowiß, den 27. März. Die Sache mit Gyndford ist möglichst zu beeilen. Die Marnnachricht der Sachsen (vertrauliche Mitteilung des Königs August, daß Kardinal Fleury um jeden Preis Frieden machen wolle) scheint falsch, und man kann sich denken, weshalb sie so etwas erfinden, dagegen kann ein Vorstoß der Österreicher gegen Eger die Sachsen zu schleunigem Rückzuge auf Dresden veranlassen und damit alles verderben. Es ist zu fürchten, daß Gyndford Entthronung des Kaisers verlangt, davon kann nicht die Rede sein. König erwartet mit Ungeduld Nachrichten.“ ³⁾

Podewils: „Olmütz, den 31. März. Gyndford kann nicht wohl vor dem 7. oder 8. April hier sein. Den Gedanken einer Thronentsetzung des Kaisers wird man gar nicht aufs Tapet bringen dürfen. Wohl aber wird Gyndford enge Allianz mit der Königin verlangen, doch kann ihm eine solche höchstens nach der allgemeinen Pacifikation in Aussicht gestellt werden. Dagegen wenn man eine Allianz zwischen Preußen und den Seemächten verlangt, so wäre es gut, eine solche, wofern sie einen ausschließlich defensiven Charakter trüge, nicht von der Hand zu weisen, da man neue Alliierte brauchen wird gegenüber der Erbitterung, welche ein Separatfriede bei Frankreich erregen würde. Es könnte sich vielleicht auch empfehlen, sich Sachsen näher zu verpflichten, indem man versuchte, ihm doch noch Oberschlesien zu verschaffen. Es könnte dies angehen, da Österreich doch einmal ganz Schlesien verloren gegeben zu haben scheint, und jene Forderung, Oberschlesien bis zur allgemeinen Pacifikation besetzt zu halten, könnte dafür wohl verwertet werden. Wenn Gyndford antommt, möchte es gut sein, den sächsischen Gesandten Bülow ins Hauptquartier zu schicken, um einen lästigen Aufpasser los zu sein; Giannini ist von Brünn zurück, aber hat sich noch nicht sehen lassen.“ ⁴⁾

1) Polit. Korresp. II, 89.

2) Berliner St.-A.

3) Polit. Korresp. II, 94.

4) Berliner St.-A.

Der König: „Selowitz, den 31. März. Ich verlange nicht mehr als die in Selowitz formulierten Bedingungen und werde froh sein, diese schnell zugestanden zu erhalten. Bin in allem mit Ihren Ansichten einverstanden, und je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr sehe ich, daß ich einen schnellen Frieden brauche. Die in Holland beschlossene Truppenaushebung, die beabsichtigte Überführung der englischen Truppen nach den Niederlanden zum Erfolge für die österreichischen Besatzungen der Barrièreplätze, welche man auf der Wefer nach Deutschland führen will oder sie am Niederrhein anwenden, die große Lust, welche der Kardinal zeigt, sich aus seinen jetzigen Engagements herauszugiehen, sind neben anderen Dingen hinreichend starke Beweggründe, um mich für den Frieden zu entscheiden; was mich aber am meisten drängt, ist meine Verlegenheit wegen der Verpflegung der Armee in Mähren.“¹⁾

Nur wenige Tage jünger ist der nächste Brief des Königs, aber er zeigt eine totale Veränderung der Situation. Wenn er damals noch eventuell 4 Wochen sich in Mähren behaupten zu können gemeint hatte, so teilt er jetzt den Entschluß mit, unverzüglich nach Böhmen abzumarschieren; er müsse, schreibt er, sich bemühen, Prag zu decken, da, wenn die Eroberung dieser Stadt den Österreichern gelänge, ein solcher Erfolg sie ganz und gar unermüdet und untratable machen würde. Er gedenkt, den Minister in Wischau zu sprechen. Wenn der König in Böhmen sein werde, könne Podewils seinen Aufenthalt in Schweidnitz nehmen.

Er fährt dann fort: „Der beifolgende Brief Spindforbs (vom 27. März) läßt mich schließen, daß dieser bei seiner Ankunft wird in hohem Tone sprechen wollen. In diesem Falle müssen Sie aus demselben Tone reden und ihm einfach erklären, daß, wenn man mir von Garantien und Offensivtraktaten gegen irgendwen reden wollte, ich das so ansehen würde, als wünschte man die ganze Unterhandlung abzubrechen; ich meinerseits verlangte den Frieden nicht, aber ich würde mich zu einem solchen herbeilassen, wenn man mir alle Bedingungen, welche ich stellte, bewilligte; es wäre mein Ultimatum, von dem ich nicht abgehen würde, man habe nur ja oder nein zu sagen. Ich bin der Ansicht, daß diese Leute sich, wenn sie uns brauchen, zu allem bequemen werden, im entgegengesetzten Falle aber wenig Interesse dafür haben werden, uns gute Bedingungen zu verschaffen, und sie dürfen sich nicht einreden, daß wir uns fürchten.“²⁾

Wenn wir bereits oben an der Hand der authentischen Berichte ausführten, daß die Chancen eines Separatfriedens im preussischen Hauptquartier keineswegs erst von dem Rückzuge aus Mähren datieren, sondern vielmehr gerade vorher besonders groß waren, so vermag nun der oben angeführte Brief, jenes bekräftigend, noch die Wahrnehmung hinzuzufügen, daß im Gegenteil, sowie der entscheidende Entschluß zum Abmarsche nach Böhmen gefaßt ist, ein gewisser Rückschlag auch in Beziehung auf die Friedensausichten sich bemerkbar macht. Es ist dies sehr erklärlich.

¹⁾ Polit. Korresp. II, 98. Die nähere Ausführung des letzten Punktes wurde schon oben S. 173. 175 mitgeteilt, dagegen läßt unter demselben Datum der König noch eine Mahnung zur vorsichtigen Behandlung des Punktes über Königgrätz folgen, auf welche wir noch zurückkommen werden.

²⁾ Selowitz, den 3. April; Polit. Korresp. II, 103.

Die Friedensstimmung Mitte März bei dem König von Preußen war, wie wir sahen, wesentlich aus dem Wunsche entsprungen, die weit vorgeschobene Stellung in Mähren, mit der sich der ursprünglich beabsichtigte Zweck doch nun einmal nicht erreichen ließ, wenigstens für die Ziele eines Separatfriedens zu verwerten und so schließlich mit Hilfe der Diplomatie einen militärischen Mißerfolg zuzudecken. Diese Absicht war durch Gynsfords Bögerung vereitelt worden, und seitdem Friedrich, ohne es zu friedlichen Abmachungen gebracht zu haben, den Entschluß gefaßt hatte, seinen Rückzug anzutreten, war die Sache in ein anderes Stadium getreten. Die militärische Rücksicht drängte jetzt nicht mehr zum Frieden, im Gegenteile konnte dieser Gesichtspunkt jetzt zu starrerem und schrofferem Bestehen auf den gestellten Bedingungen antreiben, damit man nicht auf den Gedanken käme, etwaige Konzessionen aus einem Gefühle der verschlechterten militärischen Situation zu erklären. König Friedrich durfte sich als Diplomat gerade jetzt nicht nachgiebig zeigen, wollte er nicht diese Nachgiebigkeit auf Conto des mangelnden Erfolges seiner militärischen Operationen setzen lassen.

Offenbar hat diese Empfindung die strengen Unterweisungen herbeigeführt, welche er in dem eben angeführten Briefe seinem Minister erteilt, und ihre Bedeutung wird dadurch nicht erschüttert, daß bereits der nächste Brief wiederum den Frieden für ihn als etwas bezeichnet, was ihm die Vernunft und der Zwang der Verhältnisse dringend anrieten.

Zweites Kapitel.

Unterhandlungen zu Breslau bis zur Schlacht bei Ghotusch.

Die Instruktion, welche unter dem 22. März in Selowitz für Podewils aufgesetzt worden war, betraf folgende sechs Forderungen:

- 1) Abtretung von Niederschlesien bis zur Brinnitz und Neiße mit der Festung Neiße und einer Visière von einer deutschen Meile jenseits dieses Flusses, alles mit voller Souveränität und Unabhängigkeit aus dem Reiche.
- 2) Abtretung der Grafschaft Glatz mit Stadt und Festung, sowie des Kreisess Königgrätz mit der Herrschaft Pardubitz.
- 3) Verpflichtung der Königin in allgemeinen Ausdrücken den Alliierten des Königs „une satisfaction raisonnable“ zu gewähren.
- 4) Annahme einer Mediation von Preußen in Gemeinschaft mit den Seemächten zur Herbeiführung einer allgemeinen Pacifikation.
- 5) Obereschlesien mit Ausschluß von Teschen bleibt von den Preußen besetzt bis zum allgemeinen Frieden.
- 6) Räumung Mährens von preußischen Truppen sofort nach Unterzeichnung der Präliminarien. Die sächsischen Truppen dürfen sich, ohne angegriffen zu werden, gleichfalls zurückziehen ¹⁾.

In dem Eingange dieses Schriftstückes hatte der König dasselbe als sein Ultimatum bezeichnet und außerdem noch eigenhändig die Worte gesetzt: „Il n'y a rien à rabattre de ces conditions, c'est le quot non.“ ²⁾

Trotzdem hatte der wiederholte Briefwechsel zwischen Friedrich und seinem Minister, zu welchem Hyndsfords langes Ausbleiben Gelegenheit bot, gewisse Modifikationen als möglich herausgestellt, wie ja z. B. eine Nachgiebigkeit in bezug auf § 5 vom Könige zugestanden worden war. Hieran hatte sich dann, indem das Verhältnis zu Sachsen mit hereinspielte, Weiteres angeknüpft. Sachsen hatte in jener Zeit sich mit sichtlichem Eifer an Preußen angeschlossen, und im Zusammenhange damit auch immer aufs neue vertrau-

¹⁾ Polit. Korresp. II, 89.

²⁾ Berliner St.-A.

siche Mitteilungen kolportiert über die angebliche große Friedenssehnsucht des Cardinals und der Franzosen überhaupt. Der König hatte diesen Nachrichten nicht allzu viel Glauben beigemessen, vielmehr die Vermutung aufgestellt, die Sachsen wollten ihn nur dazu bringen, daß er mit ihnen den Plan eines Separatfriedens mit Oesterreich diskutiere und ihnen zu einem solchen selbst riete, was zu thun er sich jedoch hüten würde ¹⁾. Wenn Podewils daran dachte ²⁾, man könne vielleicht, wenn der König zu Glatz noch den Königgräzer Kreis erhalte, den Sachsen doch noch Oberschlesien verschaffen, so erklärte der König hierauf, er habe an sich nichts dagegen, doch müßte man darauf gefaßt sein, daß die Oesterreicher darauf beständen, als Äquivalent für den Königgräzer Kreis Oberschlesien abzutreten, was man schlimmsten Falles wohl auch würde acceptieren müssen. Mit Rücksicht auf diese Eventualität zögerte der König, auch die Grenzregulierung, auf welche Sachsen jetzt drängte, zum Abschluß bringen zu lassen, er beauftragte zwar Schmerin damit, fügte aber die geheime Weisung bei, derselbe solle bei dem Geschäfte eine Schwierigkeit nach der anderen erheben ³⁾.

Wir sehen aus dem allen, daß der König also gleich bei dem Beginne der Unterhandlung darauf gefaßt war, eventuell anstatt des geforderten Königgräzer Kreises sich mit Oberschlesien begnügen zu müssen.

Ursprünglich hatte Podewils sogar Befehl, den Artikel, Königgrätz betreffend, mit vieler Vorsicht anzufassen, und diesen Punkt zunächst nur unbestimmt in Wien andeuten zu lassen, und erst wenn die Königin Oberschlesien direkt anböte, als Ersatz dafür den Königgräzer Kreis vorzuschlagen ⁴⁾. Der König besorgte nämlich, daß, wenn diese Forderung des Königs ruckbar würde und zu den Ohren seiner jetzigen Alliierten käme, ihm für den Fall, daß sich die jetzigen Unterhandlungen mit Oesterreich zerschlugen, jede Möglichkeit, diesen Landstrich auf andere Weise zu erlangen ⁵⁾, abgeschnitten sein würde.

Zunächst allerdings setzte Hyndfords langes Ausbleiben den König in große Unruhe, der geringe Eifer des Gesandten ließ wenig Gutes für die ganze Unterhaltung hoffen, und allerlei Schlimmes konnte dahinter stecken; der König mußte, ehe die Sache geordnet war, Mähren räumen, und schon hatte Belleisle seinen Besuch angekündigt, um Verabredungen für den neuen Feldzug zu treffen. Jedenfalls hatte Eichel sicher guten Grund, an Podewils zu schreiben:

„Kurz des Rgs. Majest. seynd in der größesten attents bald zu wissen, woran Sie seynd, und wie Ev. Exc. die Vivacités unsres allergnädigsten Herrn kennen und daß, wenn eine Sache languissant traktiret oder trainiret wird, Sie mit gleicher Vivacités einen andern Plan nehmen könnteten, sonderlich wenn ein insinuanter Bolloisls mit seinen Cajoleries und Promessen dazu kommet, so wünschte ich selbst vor mein geringes Particulier, daß die vorseyende Sache bald reguliret würde, und daß nebst der Guarantie der See-

1) Eigenhändige Nachschrift zu dem Briefe vom 5. April; Polit. Korresp. II, 107.

2) Vgl. oben S. 211.

3) Selowitz, den 3. April; Berliner St.-A.

4) Den 31. März; Polit. Korresp. II, 97.

5) Wir wissen, daß er mit dem Kaiser wegen einer Verpfändung dieses Kreises in Unterhandlungen stand. Vgl. oben S. 203.

puissancen auch andre Avantages, welche S. Rgl. Maj. vonhero jegigen Alliierten stipulirt worden, als die Oestreichische Successions-Sache mit sancirt werden könnten.“¹⁾

Der König hatte in der Ungebuld des Wartens wohl daran gedacht, lieber direkt mit dem Wiener Hofe sich in Verbindung zu setzen. Durch Giannini hatte er bereits, wie wir wissen, melden lassen, er habe Hyndford nach Olmütz beschieden, mit welchem dann Podewils innerhalb 6 Wochen einen Frieden zustande bringen sollte²⁾; sonst aber war es Podewils unterzagt, mit dem Kanonikus in nähere Verbindung zu treten³⁾; des Königs Gedanke war, eventuell selbst einen Gesandten nach Wien zu schicken, und der Minister hielt dafür eventuell einen der Adjutanten des Königs und zwar an erster Stelle Goltz für geeignet, der dann mit einem Briefe Friedrichs an den Großherzog sich wenden sollte; prinzipiell aber wünschte er den Schritt überhaupt auf den äußersten Notfall verschoben zu sehen aus Besorgnis vor einem möglichen Mißbrauche des Schriftstückes durch den Wiener Hof⁴⁾.

Indessen traf doch endlich der langersehnte Botschafter in Breslau ein, den 17. April fast gleichzeitig mit Podewils, welcher ihn dann gleich am Morgen nach seiner Ankunft aufsuchte und eine zweistündige Besprechung mit ihm hatte.

Die Unterhandlungen begannen nicht unter den besten Auspizien. Podewils trug die preussischen Bedingungen vor und versicherte, wie viel Mühe es gekostet habe, die Ansprüche des Königs so weit herabzustimmen. Der Lord hörte sehr ruhig zu und schien nur mäßigen Eifer für die ganze Sache zu haben. Er versicherte, in neuerer Zeit sei die Korrespondenz mit Wien vielfach unterbrochen worden, und seit dem mährischen Feldzuge sei er thatächlich ganz ohne Kenntniß von den eigentlichen Gesinnungen der Königin und ihren Absichten Preußen gegenüber. Auch die Vollmacht, welche er zu produzieren vermochte, war von altem Datum und bezog sich eigentlich auf eine Weiterführung der Klein-Schnellendorfer Verhandlungen. Es komme im Grunde wenig darauf an, meinte Hyndford, und es lohne kaum, die Vollmachten zu erneuern, denn die von dem Könige gestellten Bedingungen werde man doch in Wien nimmermehr annehmen. Das wäre bedauerlich, erklärte Podewils, der König wolle nichts herunterlassen, und zeigte jenes eigenhändige „c'est le quot non“, machte auch bemerklich, daß, wenn erst Velleisle, der den 10. Mai eintreffen wolle, neue Verabredungen getroffen habe, die Sache viel schwerer werden würde. Der König gedenke in Böhmen an der Spitze von 50,000 Mann seiner Truppen zu operieren und dabei noch 29,000 Mann in Mähren zu lassen, in Bayern würden die Alliierten mehr als 40,000 Mann haben und dazu noch in Böhmen 30,000 Mann.

Allmählich wurde nun doch Hyndford wärmer; er versicherte aufs nachdrücklichste seinen Eifer und machte nun seine Einwendungen gegen die einzelnen Artitel der preussischen Propositionen. Gleich bei § 1 stieß er sich an

1) Chrubim, den 18. April; Berliner St.-A.

2) Am 23. März. Mitteilung in einem Briefe der Königin an Wasner vom 31. März; Wiener St.-A.

3) Brief vom 3. April; Polit. Korresp. II, 104.

4) Der König an Podewils, Proßnitz, den 8. April. Antwort des Ministers, den 9. April; Polit. Korresp. II, 111 und Anm. 1 dazu.

der Forderung der vollkommenen Unabhängigkeit für Schlesien, da doch die Königin nicht Schlesien seiner hergebrachten Verpflichtungen gegen das Reich entbinden könne. Podewils beruhigte ihn, wenn die Königin nur ihre Rechte abtrete, könne sie es dem neuen Landesherrn überlassen, sich etwaiger Zumutungen des Reiches, von denen bei Schlesien nie die Rede gewesen sei, zu erwehren. Die Abtretung von Glatz würde die Königin, wie Hyndford meinte, wohl zugestehen, wenngleich unter gewissen kleinen Bedingungen, die er allerdings nicht näher angeben konnte oder wollte, aber in keinem Falle Königgrätz und Pardubitz, das wäre eine Zerstückelung Böhmens, da könne der König ebenso gut ganz Böhmen verlangen.

Podewils wendete ein, das Opfer sei doch nicht allzu groß, wenn die Königin sich dadurch eine ganze Provinz, nämlich Oberschlesien, retten könne; doch Hyndford zweifelte daran, daß die Königin auf solche Kompensation eingehen würde; da könne man eher noch daran denken, Oberschlesien mit Ausschluß von Teschen zu erlangen.

Ganz besonders erhitze sich aber das Zwiegespräch bei dem dritten Punkte der geforderten „satisfaction raisonnable“ für die Alliierten. Hyndford konnte es sich nicht versagen, bei dieser Gelegenheit etwas von der moralischen Entrüstung, die er von Schnellendorf her noch auf Lager hatte, an den Mann zu bringen. Dieses Verlangen, sagte er, wird in Wien ganz besonders revolutionieren; man wird glauben, der König wolle sich einen Vorwand sichern, um jeden Augenblick den Krieg von neuem beginnen zu können, falls vielleicht die Bedingungen der satisfaction honorable nicht nach dem Geschmacke der Verbündeten oder seinem eigenen wären, und es sei schließlich der Königin nicht zu verdenken, wenn sie nach den Erfahrungen des letzten Herbstes sich davor zu sichern suchte, daß nicht der neue Vertrag dann wieder gebrochen würde. Das nahm dann doch Podewils übel, damals habe sein Herr sich zu nichts verpflichtet, und den üblen Ausgang hätten allein die Oesterreicher verschuldet; wenn sein König sich zu etwas wirklich verpflichte, dann dürfe man der Erfüllung sicher sein. Er ließ durchblicken, daß der betreffende Artikel nur eben eine Form sein sollte, sich mit seinen Verbündeten abzufinden.

Im Laufe der Debatte trat dann natürlich auch die eigentliche Hauptschwierigkeit zutage, als Hyndford erklärte, es sei die bestimmte Hoffnung der Königin, durch das Opfer der Abtretung so schöner Länder wenigstens den thätigen Beistand Preussens gegen ihre anderen Feinde zu gewinnen, und er glaube nicht, daß sie davon abgehen werde.

Darauf aber erklärte Podewils mit großer Bestimmtheit: „Mylord, wenn Sie das glauben, daß sich die Königin eine solche Idee in den Kopf gesetzt hat und daraus eine *conditio sine qua non* macht, dann ist es absolut unnötig, überhaupt in irgendeine Unterhandlung einzutreten, denn ich versichere Ihnen, daß der König eher alles aufs Spiel setzen und den Krieg bis aufs Messer mit der äußersten Energie führen wird, als sich in einen neuen Krieg stürzen im Bunde mit der Königin gegen den Kaiser, Frankreich und den König von Polen. Das hieße einen günstigen Krieg, den der König in fremdem Lande führt, vertauschen gegen einen sehr beschwerlichen, den man vielleicht in den eigenen Staaten haben würde und gegen drei Mächte. Krieg gegen Krieg, empfiehlt es sich denn doch, den gegenwärtigen lieber energisch

durchzuführen, was mit Gottes Hilfe in dem Feldzuge dieses Jahres gelingen wird.“¹⁾

Dieser Anfang versprach nicht allzu viel. Hyndsford hatte es auch gar nicht eilig, einen Kurier nach Wien zu senden, solche exorbitante Forderungen kämen immer noch früh genug, aber endlich bewog ihn Podewils doch, die einzige zuverlässige Person, die er zur Verfügung hatte, seinen mehr als 60jährigen Kammerdiener, nach Wien abzusenden. Im Grunde versprach sich auch Podewils wenig Erfolg von der Unterhandlung; Hyndsford war ihm kalt und wenig „empresstiert“ erschienen.

Eine zweite Konferenz am nächsten Tage schien dann die beiden Paciscenten doch einander etwas näher zu bringen. Als Podewils dem Gesandten zärtliche Vorwürfe über seinen geringen Eifer machte, schob dieser alle Schuld auf die Natur der preussischen Vorschläge, die, wie er mit Schrecken wahrgenommen, kaum der Hoffnung auf eine Verständigung Raum ließen. Als Podewils fragte, was ihn so besonders erschreckt habe, erklärte der Lord: „ganz besonders die Forderung von Königgrätz“. „Ich kenne“, sagte er, „die Gesinnungen des Wiener Hofes im Punkte von Böhmen; und wenn man ihnen das Messer an den Hals setzte, würden sie in diese Zerstückelung nicht willigen aus Furcht, daß dann sofort auch andere (an erster Stelle Sachsen) Stücke von Böhmen verlangen würden. Aber wenn der König sich mit Glas vorbehaltlich gewisser Bedingungen begnügen wollte und Schlesien bis an die Gebirge, nämlich in der Linie der in dem Protokoll vom 9. Oktober mit Meiperg festgesetzten ober-schlesischen Winterquartiere, könnte ich mir Hoffnung machen, den Wiener Hof dazu zu bringen, notabene wenn man Mittel fände, jene Leute von der Forderung eines Beistandes Preußens gegen ihre Feinde abzubringen; denn das ist der große Artikel.“

Von jener Linie der ober-schlesischen Winterquartiere erklärt Podewils in seinem Berichte Näheres nicht zu wissen, ein Beweis, daß er über die Einzelheiten des Schnellendorfer Vertrages doch nie im einzelnen informiert worden ist. Er schließt den Bericht mit der Beobachtung, daß die Österreicher doch eine große Meinung von ihren militärischen Erfolgen zu haben schienen und dagegen eine sehr geringe von der Leistungsfähigkeit der Alliierten, ihrer Energie und Einigkeit²⁾.

Die Auftragegeber waren diesmal im Grunde weniger difficult als die Unterhändler. An Hyndsford schrieb Lord Carteret, man möge sich immerhin mit der bloßen Neutralität des Königs von Preußen begnügen. Derselbe werde um seiner eigenen Sicherheit willen bald genug selbst ein Defensivbündnis anstreben³⁾. Der König selbst aber war eben damals friedfertiger gestimmt, als je. Am 19. April war Valori im Hauptquartier von Chrudim eingetroffen und hatte vom Könige einerseits eine Geldunterstützung für den Kaiser, zum mindesten die noch rückständigen 200,000 Thlr. (welche aber streng genommen noch nicht fällig waren, da die Glatzer Citadelle noch nicht

1) Über die Besprechung haben mir drei Berichte vorgelegen: der von Podewils vom 18. April im Berliner St.-A., und zwei Schreiben Hyndsfords an Lord Carteret und Robinson vom 18. resp. 19. April im Londoner Record office.

2) Bericht vom 19. April; Berliner St.-A.

3) Den 27. April (a. St.); Londoner Record office.

in preussischen Händen war), ferner die Entsendung eines Truppencorps ins Clevesche gefordert, „um die Holländer im Schach zu halten“ und zugleich von allerdings unzulänglichen Friedensbedingungen gesprochen, welche an den Kaiser durch den Bischof von Bamberg gekommen ¹⁾. Diese Eröffnungen hatten den König sehr beunruhigt; sie schienen ihm deutlich zu zeigen, wie sehr man in Frankreich den Krieg satt habe, und daß man dort ernstlich an einen Frieden denke. Unter diesen Umständen konnte er wohl an Podewils schreiben:

„Ein Sonderfriede scheint mir von Tag zu Tage notwendiger: 1) weil England im Begriff ist, sich offen für die Königin von Ungarn zu erklären; 2) Frankreich bereits meine Hilfe in Anspruch nimmt, um im Cleveschen ein Truppencorps den Engländern entgegenzustellen; 3) jeder allgemeine Friede für mich weniger vorteilhaft sein wird, als ein Partikularfriede; 4) Valori zu mir in einem Tone gesprochen hat, als habe Frankreich Lust, mir zuzukommen; 5) in Erwägung der Kosten des Krieges; und 6) in Betracht des Risikos eines möglichen Umschlages des Kriegsglückes, welcher uns alle bis jetzt erworbenen Vorteile verlieren lassen könnte, so wie der geringen Energie der Alliierten und aller Diverfionen, welche der Feind mit seinen Alliierten uns machen könnte. Aus allem diesem ziehe ich den Schluß, daß, wofern die Königin sich nicht auf meinen Beistand gegen ihre Feinde verlassen zeigt, man wird abschließen und sich einige Abstriche gefallen lassen müssen.“ ²⁾

In wie hohem Maße der König damals von der Friedensstimmung beherrscht war, mögen wir am besten aus der Stelle eines Briefes von Eichel erkennen, welche zugleich die Bedeutung dieses vertrautesten Ratgebers in ein helleres Licht setzt; derselbe schreibt an Podewils:

„Des Königs Majest. seynd von der vorläufigen Declaration des Wyl. Hyndford nicht ganz erbaut, aber auch nicht ganz ohne Hoffnung. Alles, was ich vor meine Wenigkeit dazu sagen können, ist, daß ich gebethen, daß des Königs Majestät kein Emprissement merken lassen möchten, den Frieden zu haben und dann, daß dieselbe alles zu einer vigoureusen Campagne veranstalten möchte um nicht auf den Fall die Negotiation sich zerschläget à sec zu sein. Beides ist mir versprochen worden, und wegen des letzteren bin ich befehliget worden darauf zu arbeiten, daß Alles zu einer recht ernsthaften Campagne angeschaffet wird, wobei kein Geld menagiret werden soll ³⁾. Des Königs Majestät werden sich soviel möglich zum Frieden finden lassen, hingegen, wenn solcher refüsirt wird, sich auch platt in die Arme derer Alliierten werfen, die Scheide wegschmeißen und alsdann auf alle Extrema gehen. Daß es also hier heißen wird: aut nunc aut nunquam. Können Sie aber den Frieden haben, werden Sie alle Hände dazu bieten.“ ⁴⁾

Wie sehr dem Könige ein schneller Friedensschluß am Herzen lag, dafür sprechen dann ganz besonders die drei eigenhändigen Briefe, welche der König an drei aufeinanderfolgenden Tagen den 20., 21 und 22. April seinem

¹⁾ Eichel an Podewils. Ehrudin, den 19. April; zum Teil abgedruckt Polit. Korresp. II, 118.

²⁾ Ehrudin, den 20. April; ebd. S. 119.

³⁾ Desgl.; ebd. S. 120.

⁴⁾ Berliner St.-A.

Minister schrieb noch neben den täglichen Weisungen, die er demselben durch Etchel zukommen ließ. Alles in der Absicht, die noch vorhandenen Schwierigkeiten zu ebnen. Selbst auf den mißtrauischen Zweifel, ob er den neu abzuschließenden Traktat auch wirklich streng halten werde, geht er ein, ohne sich erzürnt zu zeigen. Man müsse den Oesterreichern und Engländern den Unterschied zwischen einem Vertrage und einem bloßen *pourparler* klar machen. Er begriffe wohl, schreibt er, daß die Forderung bewaffneten Beistandes deshalb gestellt werde, um sicher zu sein, daß er nicht bei der ersten besten Gelegenheit seine Gesinnung ändere; jene Forderung müsse er zwar unbedingt ablehnen, doch wäre er nicht dagegen, wenn Gynsford andere Auskunftsmitel vorschläge, um den Wiener Hof in jenem Punkte zu beruhigen ¹⁾. Bezüglich des Königgräzer Kreises sollte Podewils vorstellen, daß es im Interesse der Königin liegen würde, diese kleinere Abtretung der des weit einträglicheren, umfangreicheren Oberschlesiens vorzuziehen ²⁾; „allenfalls aber, und wenn der wienerische Hof sich mit keinen Raisons bezahlen lassen wollte, so acceptierten königliche Majestät das offerierte Oberschlesien, wiewohl Sie allemal mehr vor Königgrätz und Pardubitz penchieren“ ³⁾.

Außerdem wurden dem Gesandten als Preis eines glücklich zustande gebrachten Friedens 10,000 Thlr. in Aussicht gestellt ⁴⁾.

Nun schien es, als sollten die Unterhandlungen in einen gewissen Fluß kommen. Die Frage nach dem Umfange der von der Königin zu erlangenden Abtretungen schien wenig Schwierigkeiten mehr zu machen, seit man mit Oberschlesien sich begnügen wollte, und das letzte schwere Bedenken, ob der Wiener Hof sich bei einer bloßen Neutralität des Königs für hinlänglich sicher halten würde, bemühte sich Podewils gleichfalls zu heben. Er versicherte dem Gesandten, gerade nach dieser Seite positive und energische Instruktionen erhalten zu haben. Als dann der Lord dringend die eigenen Worte des Königs über diesen Punkt kennen zu lernen wünschte, trug der Minister kein Bedenken, ihm einen Passus, den er selbst aufgesetzt, und der die bestimmten Versicherungen enthielt, daß, wenn der Vertrag unterzeichnet sei, keine Erwägung, kein Vorwand ihn würde zu einem Bruche desselben bewegen können, als Stelle eines königlichen Briefes vorzulesen ⁵⁾. Gynsford zeigte sich sehr erfreut darüber, blieb aber doch bei dem Wunsche, der König möchte ihm selbst ein eigenhändiges Billet mit einer ähnlichen Versicherung schreiben, er wolle sich verpflichten, dasselbe weder im Original, noch in Abschrift aus seiner Hand zu geben, er wollte das Depot nur deshalb, um selbst in noch positiverer Weise die Aufrichtigkeit der Gesinnung des Königs

¹⁾ Chrubim, den 21. April; Polit. Korresp. II, 121.

²⁾ Ebd. S. 122.

³⁾ Ebd. S. 123.

⁴⁾ Eigenhändig an Podewils, den 21. April; ebd. S. 121.

⁵⁾ Aus dem Berichte Podewils' vom 23. Mai; Berliner St.-A. Eben diese Stelle führt Arneth II, 66 mit folgenden Worten ein: „Der König begriff sehr wohl, daß sein bisheriges Verfahren dem Wiener Hofe ein Recht zu gegriindetem Mißtrauen gegeben hatte. Wie sehr er dies fühlte, zeigen die Beteuerungen, mit welchen er seine Mitteilungen begleitete.“ Dieser Argumentation wird nun doch wohl der wirkliche Sachverhalt, wie er im Texte dargestellt worden, den besten Teil seiner Beweiskraft entziehen. Der König hat jenen Revers weder selbst aufgesetzt, noch zu Gesicht bekommen.

dem Wiener Hofe gegenüber verbürgen zu können. Podewils riet, auf das Verlangen einzugehen, doch so, daß das Billet undatiert sei, sich in allgemeinen Ausdrücken halte, weder die Königin von Ungarn, noch den zu schließenden Vertrag näher bezeichne, vielmehr bloß die Versicherung gebe, einen einmal abgeschlossenen Vertrag dann auch unter allen Umständen gewissenhaft beobachten zu wollen ¹⁾.

Auch der Punkt des verheißenen Geldgeschenktes von 10.000 Thln. kam jetzt zur Sprache, und es verdient Hyndfords späteren Äußerungen gegenüber bemerkt zu werden, was Podewils hierbei berichtet:

„Er sagte mir: ‚Das ist viel zu viel, und der König verkennt mich. Einzig und allein die Ehre und mein Interesse an dem gemeinen Wohle und dem wahren Vorteile des Königs sind die Beweggründe meiner Handlungen.‘ — ‚Aber‘, sagte ich, ‚Mylord, ein Minister kann bei einer Unterhandlung mit gutem Gewissen den Beweis von Anerkennung annehmen, welchen ihm ein großer Fürst bestimmt.‘ Er lächelte und sagte mir: ‚Wenn wir so glücklich sind, unser Ziel zu erreichen, wird sich das Übrige finden.‘“ ²⁾

Das alles geschah am 23. April, und am Tage darauf sandte Hyndford einen zweiten Kurier nach Wien; der frühere war nach den ersten Eröffnungen von Podewils am 20sten abgegangen. Man versprach sich im Grunde guten Erfolg und vertrieb sich die Zeit des Wartens mit kleineren diplomatischen Plänkereien, wobei z. B. Hyndford verlangte, der König solle sich anheischig machen, nach geschlossenem Traktate die Franzosen zur Zurückziehung ihrer Truppen aus Deutschland aufzufordern, während natürlich Podewils jede Demonstration, welche wie eine Drohung angesehen werden könnte, ablehnte. Ferner wollte Hyndford den Ausdruck Oberschlesien mit Ausschluß von Teschen dahin modifizieren, daß die Linie der in Klein-Schnellendorf festgesetzten Winterquartiere als Norm gelten sollte. Dann kam auch die Frage der englischen auf Schlesien hypothecierten Anleihe zur Sprache. Anderseits trug Podewils dem Gesandten aus einem eigenhändigen Briefe des Königs folgende Argumentation vor: „Entweder die Oesterreicher sind nicht imstande, aus eigenen Kräften sich der verbündeten Franzosen, Bayern und Sachsen zu erwehren; in diesem Falle ist ihr Untergang doch ganz zweifellos, wenn ich auch noch auf Seiten ihrer Feinde stehe. Oder aber sie trauen sich zu, die Alliierten, mich eingeschlossen, zu bestehen; dann aber dürften sie doch um so sicherer auf Sieg rechnen, wenn ich mich von ihren Feinden trenne; dann muß ihnen doch schon meine bloße Neutralität den Sieg sichern.“ ³⁾ Hyndford zeigte sich geneigt, dieses Dilemma als ebenso richtig anzuerkennen, als irgendeinen Beweis Newtons ⁴⁾, und wünschte nur, daß man die Sache in Wien ebenso ansehe. Im Grunde blieb bei Podewils der Eindruck, Hyndford sähe die jetzt in Frage gekommenen Zugeständnisse Oesterreichs als das Höchste an, was der König überhaupt zu erringen hoffen könne, denn man dürfe es als sicher annehmen, daß er auf der Seite der Alliierten unter keinen Umständen, selbst nicht bei dem glücklichsten Fortgange der Kriegsoperationen mehr würde

1) Aus dem angeführten Berichte.

2) Bericht vom 23. April; Berliner St.-A.

3) Eigenhändig. Ehrudin, den 22. April; Polit. Korresp. II, 124.

4) Bericht Podewils' vom 23. April; Berliner St.-A.

erlangen können, da seine Verbündeten bereits schon allzu eiferfüchtig auf seinen Ländererwerb seien ¹⁾).

Während aber nun die beiden Unterhändler in Breslau wenigstens durch den zweiten Kurier aus Wien günstige Nachrichten zu empfangen hofften, erhielten die Dinge an den beiden Stellen, wo die Entscheidung lag, eine unerwartete Wendung, die wiederum alles in Frage stellte.

Was den König anbetrifft, so lag ihm die Königgräzer Landschaft doch mehr am Herzen, als es hatte scheinen mögen. Der Wunsch, dieselbe zu besitzen, war ihm, wie es scheint, seit dem Beginne des Jahres 1742 gekommen; es war ihm von großem Wert, auch die jenseitige Ausdehnung des Hochgebirges, den Ausgang der Bergpässe in seiner Hand zu haben. Die starke militärische Position, welche ihm Glaz in die Hand gab, schien erst recht fest zu werden, wenn sich dieses nördliche Stück von Böhmen bis zur Elbe daranlehnte, während ohne dieses Osterreich es jeden Augenblick in der Hand hätte, durch einen Vorstoß von Böhmen auf Schweidnitz den König von Oberschlesien so gut wie abzuschneiden ²⁾). Dabei schien ihm das Land reich und fruchtbar, es werde sichere Einkünfte abwerfen, ihm Männer und Stoffe liefern für den Krieg ³⁾).

Wer will sagen, ob, als er nach Klein-Schnellendorf den Prinzen von Anhalt in Böhmen einrückte und den Königgräzer Kreis bis zur Elbe besetzen ließ, ihn bereits der geheime Wunsch nach diesem Besitz lockte, oder ob erst die Schilderung, die er in Folge der preussischen Quartiere in diesen Gegenden erhielt, denselben entzündet; gewiß ist, daß ihn, wie ja auch mehrfach angeführt wurde, im Januar und Februar der Gedanke einer Verpfändung dieses Kreises an ihn durch den Kaiser lebhaft beschäftigt hat. Nun bei dem Beginne der Unterhandlungen mit Hyndford trat der geheime Plan offen zu Tage. In der Zeit politischer Depression unmittelbar nach dem letzten Besuche Valoris, als die Beforgnis, daß ihm Frankreich mit einem Separatfrieden zuvorkommen könnte, alle anderen Gedanken zurückdrängte, hatte er schlimmsten Falls statt Königgrätz Oberschlesien nehmen zu wollen sich gegen Podewils, wie wir sehen, bereit erklärt; aber kaum war er ruhiger geworden, als er jene Nachgiebigkeit bereute und wiederum seine Gedanken auf jenes Ziel richtete. In jedem der Briefe, deren seit etwa dem 18. April ziemlich jeder Tag einen oder mehrere seinem Minister brachte, ist von Königgrätz die Rede, und das Verlangen danach wächst von Tag zu Tage. Da hat der König eine Argumentation bereit, die der Königin vorzählt, was sie alles durch den Separatfrieden gewünne, so daß sie sehr wohl jene Abtretung machen könne, da belebt sich aufs neue die Hoffnung, die Engländer zu einer energischen Pression nach dieser Seite hin bewegen zu können, da wird ein Bericht Andriés aus London mitgesendet, der deutlich zeige, daß das Verhältnis zwischen England und Frankreich eher noch gespannter geworden, als früher, und alle Hoffnungen des englischen Ministeriums auf Preußen sich

¹⁾ Podewils, 24. April; Berliner St.-A.

²⁾ Kabinettschreiben an Podewils vom 27. April 1742; Polit. Korresp. II, 137.

³⁾ „Le Königgratz est un pays abondant dont je puis d'abord jouir, qui produit un revenu clair et qui fournit des hommes et des chevaux etc.“ Aus einem undatierten eigenhändigen Schreiben des Königs an Podewils.

richteten. Da wird die Proposition gemacht, der Königin noch eine namhafte Geldsumme zu zahlen, wenn sie sich zur Cession von Königgrätz verstände.

Podewils sah und las das alles mit wahren Entsetzen. Er hatte ja eben am 23. April infolge ausdrücklicher Autorisation seitens seines Herrn dem englischen Gesandten erklärt, man werde schlimmsten Falles, wenn auch ungern, statt Königgrätz und Pardubitz Oberschlesien annehmen. Aber was half es, daß er wiederholt an jene Bevollmächtigung erinnerte; die Bombe platzte endlich doch, und am 28. April hatte Podewils ein Schreiben Eichels in den Händen, welches ihn positiv beauftragte, Hyndford zu eröffnen, daß „des Königs Majestät die Proposition von Oberschlesien nicht aggregierten, sondern in diesem Stücke dasjenige, so gehandelt worden, desavouierten, vielmehr auf den Artikel von Königgrätz und Pardubitz beständen, welches er dem wienerischen Hofe melden könnte“¹⁾.

Als Begleitung kamen zwei eigenhändige Briefe des Königs, die wenig Zufriedenheit über Hyndfords Verhalten bezeugten. Vor zwei Monaten habe er ihm in einem Tone geschrieben, der alles habe hoffen lassen, und jetzt zeige er sich so unnachgiebig und mache überall Schwierigkeiten. Aber er solle keine Zeile von seiner (des Königs) Hand haben, bis dieser wisse, wie er mit dem Wiener Hofe daran sei.

„Sie können ihm sagen, ich ersähe aus der ganzen Einleitung der Unterhandlung, daß die Oesterreicher und Engländer zunächst das erste Ereignis abwarten wollten, ob es ihnen günstig sei oder nicht; aber sie könnten sicher sein, daß auch ich meine Ansprüche nach dem Barometer meines Glückes einrichten würde.

„Unter uns gesagt, ich glaube nicht, daß wir durch diese Unterhandlung zu etwas kommen werden, wir werden ihnen Energie zeigen und einen coup d'éclat machen müssen, um sie zu nötigen, ihre hochmütige Hartnäckigkeit vor der Notwendigkeit der Konjunkturen zu beugen.

„Ich habe daher die Idee nicht mehr so lebhaft im Sinne wie vor 3 Wochen. Übrigens ist meine Lage vom militärischen Gesichtspunkte aus jetzt viel besser, und ich kann kämpfen, belagern, mich verteidigen oder angreifen, wie ich es für nützlich finde. Das soll Sie nicht hindern, Anstrengungen zu machen für unsere Zwecke, aber ich glaube nicht, daß wir schon in der Schäferstunde sind. Versuchen Sie jedoch Hyndford zu schmeicheln und ihn uns zu konservieren. Das ist eine geheime Treppe für den Fall eines Brandes, die uns eines Tages nützlich werden kann, wenn wir keinen andere Heiligen anzurufen haben sollten.“²⁾

Podewils geriet begreiflicherweise in eine gelinde Verzweiflung über diese plötzliche Sinnesänderung seines Herrn um so mehr, als er inzwischen noch einmal Hyndford wegen Königgrätz mit Rücksicht auf des Königs Anerbieten einer Geldsumme für diesen Zweck sondiert und die entschiedene Antwort empfangen hatte, daß, wie groß auch die Summe wäre, die man dafür bieten wollte, der österreichische Hof doch nicht darauf eingehen würde, daß, wofür man wirklich den Frieden wünsche, man jenen Gedanken definitiv aufgeben mußte. Als er am 28. April den Bericht, in welchem er dies dem Könige

¹⁾ Chrudim, den 26. März; Polit. Korresp. II, 134.

²⁾ Ebd. S. 133.

mittheilte, eben beendet hatte, empfing er den unerwünschten Befehl, nun doch auf Königgrätz zu bestehen. Er verhehlte seine Meinung dem Könige nicht.

„Was kann“, schreibt er, „Gyndsford aus dieser Desavouierung schließen, als daß man ihn und den Wiener Hof zum Narren hält, und daß man nichts weniger als Lust hat, den Frieden zu unterhandeln und abzuschließen? Er wird mir künftig weder Vertrauen schenken noch überhaupt die Unterhandlung fortsetzen, wenn ich heut zurücknehme, was ich ihm gestern im Auftrage Ew. Majestät gesagt hatte, und Ew. Majestät wird von dem Augenblicke einer solchen Erklärung an die Unterhandlung als abgebrochen ansehen können.“

„Ich selbst muß gestehen, daß ich aus dieser plötzlichen Sinnesänderung nur schließen kann, daß Ew. Majestät ganz Ihre Meinung geändert haben und nicht mehr den Frieden wünschen, worin man viel leichter wird reuifizieren können als darin, daß man denselben herbeiführt.“

Er bittet, wenigstens jetzt noch nicht gleich jene Erklärung an Gyndsford thun sondern die Antwort aus Wien vorher abwarten zu dürfen, wo man ja voraussichtlich immer noch gute Gelegenheit finden würde, auf jene Forderung zurückzukommen ¹⁾. Hierauf erfolgt eine Kabinettsordre vom 30. April mit dem einigermaßen überraschenden Inhalte, der König fände Bodewils Gründe so „valabel“, daß er sich resolviert habe, die Proposition wegen Acceptionierung von Oberschlesien noch nicht zu desavouieren, sondern zunächst die Wiener Kuriere, und was dieselben bringen würden, abzuwarten ²⁾.

Giechel schließt dem einen Brief an voll Freude über diese Entscheidung, niemals auf der Welt habe er etwas mit mehr Chagrin und größerer Betrübniß geschrieben als jene Ordre, die ihm damals der König mit großem Ernst und Vivacité befohlen habe. Er versichert übrigens den Minister, der König sei noch in der besten Disposition von der Welt, das Accommodement zu treffen, „aber man reguliert seine Dispositionen nach dem nur zu sehr wechselnden Barometer der empfangenen Nachrichten, und ein einziges Krümmchen Öffnung macht oft aus Schwarz Weiß oder aus Weiß Schwarz“ ³⁾.

Giehels Freude war umsonst, die Kontreordre kam zu spät, der Minister hatte den peinlichen Auftrag, den Gesandten von der Sinnesänderung seines Herrn zu unterrichten, inzwischen bereits ausgeführt.

Wir erinnern uns, daß jene Weisung wegen Königgrätz unter dem 26. April erlassen worden war. Dem Könige aber hatte jene fast nervös zu nennende Ungebild, die ihn gerade in diesen Tagen beherrschte, keine Ruhe gelassen; bereits den folgenden Tag hatte er eigenhändig einen neuen Brief an Bodewils aufgesetzt, welcher die allgemeine Lage der Dinge, die Gefahren, welche der Königin drohten, in lebhaften Farben schildert und geltend macht, daß, wenn jene den günstigen Moment vorbeigehen und ihn zu einem neuen Kriegsplane mit den Alliierten sich verbinden ließe, er wenigstens auf mehrere Jahre hinaus in die Unmöglichkeit versetzt werden würde, sich mit England zu verbünden; die jetzt zu erwartende Antwort würde die Entscheidung

¹⁾ Postskript zu dem Berichte vom 28. April; Berliner St.-A.

²⁾ Den 30. April; Polit. Korresp. II, 144.

³⁾ Ehrubim, den 30. April; Berliner St.-A.

bringen, ob er sich für immer mit London oder Paris zu verbinden haben werde. Dieses Schreiben sollte er Hyndford zeigen.

Podewils empfing diesen Brief mit einem andern aus dem Kabinette, der die Gründe für Königgrätz noch einmal auseinandersetzte, am 29ten und machte für sich den Schluß, daß jenes eigenhändige Schreiben, resp. die Vorlegung desselben vor den Gesandten, doch nur dem Zwecke dienen könnte, die wieder- aufgenommene Forderung wegen Königgrätz noch näher zu begründen, und daß deshalb die betreffende Mitteilung davon an den Lord nun doch nach des Königs Wunsche nicht wohl länger aufgeschoben werden dürfe.

So macht er denn die betreffende Eröffnung eben noch am 29. April, und allerdings knüpfte sich daran nicht das Verlangen, daß der Gesandte diese Mitteilung nach Wien weiterbefördern solle, sondern diesmal nach London, da der König die Hoffnung zu hegen schien, das gewünschte Resultat durch eine starke Pression Englands in Wien erreichen zu können. Der Lord schien sehr erstaunt. „Wäre es denn wirklich möglich“, rief er aus, „daß der König den Frieden zurückwies, wenn derselbe ihm Oberschlesien einbrächte, und sich durchaus auf Königgrätz steifte?“ Er machte darauf aufmerksam, daß auf dem nun einzuschlagenden Wege die Sache sich notwendig in die Länge ziehen müßte, da der Umweg über London und das Hin- und Herschreiben unter allen Umständen viel Zeit kosten würde, außerdem würde seine Regierung bei dem besten Willen in Wien auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen; kurz wenn der König, wie es doch schiene, Eile hätte, darüber ins Klare zu kommen, wie er mit dem Wiener Hofe daran sei, müßte man staunen, daß er sich auf eine solche Bedingung steifte.

Podewils meinte den heißen Auftrag mit leidlich guter Manier und ohne Hyndford ganz vor den Kopf zu stoßen ausgeführt zu haben, aber daß irgendein Erfolg damit zu erreichen sein werde, hoffte er nicht im mindesten; er hatte den Eindruck gewonnen, als werde es nie, weder in den Wünschen Maria Theresias, noch auch ihres englischen Alliierten liegen, daß Preußen nun auch im Herzen Böhmens festen Fuß fasse, und auf der anderen Seite sei bestimmt vorauszusetzen, daß, sowie man den Engländern besondere Bemühungen zumute, um Preußen erhöhte Vorteile zu verschaffen, sie auch sofort mit ihren alten Forderungen des bewaffneten Beistandes gegen Frankreich kommen würden ¹⁾.

Podewils war wirklich damals in wenig beneidenswerter Lage, es verging kein Tag, ohne ihm eine Weisung zu bringen, und jede dieser Weisungen sprach so ziemlich aus einem andern Tone. So wird z. B. Podewils unter dem 28ten angewiesen, nicht zu viel Empressment zu zeigen, die Sachen drängten vor der Hand nicht so, und es schade nichts, wenn auch die Negotiation noch zwei Monate dauerte ²⁾. Tags darauf, den 29. April, schreibt dagegen der König eigenhändig, er habe Nachricht von Klinggräffen, daß Frankreich in Wien ganz direkt über den Frieden unterhandele, und nur der Stolz der Königin habe bis jetzt die Sache scheitern machen. Doch jage man, Frankreich könne sich vielleicht so weit herbeilassen, um selbst im Verein mit den Seemächten die Vermittelung zu übernehmen. „Das bringt mich“, fährt er fort, „zu dem

¹⁾ Bericht vom 29. April; Berliner St.-A.

²⁾ Aus dem Kabinett; Ghrudin, den 28. April. Post. Korresp. II, 141.

Entschlüsse, vorher eine Verständigung zu suchen um jeden Preis; aber da es unklug wäre, sich in einer so wichtigen Angelegenheit zu übereilen, muß man die Rückkehr der Kuriere aus Wien abwarten, um nach der Antwort den Umfang unserer Forderungen einzurichten; doch da ich vor allem entschlossen bin, als der erste meinen Frieden zu machen, könnte ich wohl mir abhandeln lassen bis zu dem Punkte, wo ich es für thunlich halte.“¹⁾

Unzweifelhaft hatte der König recht mit seiner Annahme, daß man eben damals am französischen Hofe einen irgend acceptablen Frieden lebhaft herbeisehnte. Wir sahen ja bereits, wie noch während des mährischen Feldzuges der Einfluß der Kriegspartei und ihres Hauptes, des Marschalls Belleisle, in Paris sehr gesunken war. Jetzt, Ende April, unter dem entmutigenden Eindrucke, den des Königs Rückzug aus Mähren gemacht, hatte der französische Minister Amelot einen sehr merkwürdigen Brief an den Marschall Belleisle geschrieben, welcher diesem wohl zu denken geben konnte. Es sei vielleicht das Beste, hieß es hierin, für die nächste Zeit bei den Kriegsoperationen von einer Mitwirkung des Königs von Preußen ganz abzugehen, der doch mehr Gelegenheiten als Hilfe bringe, und dafür die Sachsen enger an sich zu fetten. Was dann die weitere Konsequenz dieser Politik sein könnte, hatte Amelot dem Freunde und Verfechter der preussischen Allianz gegenüber nur sehr vorsichtig angedeutet. Der König von Preußen sei von der Überzeugung durchdrungen, daß sich der geplante Partagetraktat nicht ausführen lasse, so daß es sich nur noch darum handle, wer von den Verbündeten geopfert werden solle²⁾. Es stand dann bei Belleisle, diese Argumentation weiter fortzuführen und sich zu sagen, daß, wenn etwa auch Frankreich dahin kommen sollte, sich die Überzeugung Friedrichs (welche zu widerlegen der Minister sich wohl gehütet hatte) anzueignen, für dieses der Verbündete, dessen Interesse geopfert werden mußte, weder Bayern, für welches man die Waffen ergriffen, noch Sachsen, das man eben jetzt wieder noch enger an sich fetten wollte, sein würde, sondern viel eher der unbequeme Verbündete, von dessen Mitwirkung Abstand zu nehmen man für vorteilhaft ansah.

Offenbar war auf dieser Seite der böse Wille, den König von Preußen die Fede zahlen zu lassen, vorhanden, nur daß es recht schwer war, diesen bösen Willen in Thaten umzusetzen, fast gleich schwer mit den Österreichern ohne Preußen fertig zu werden, wie von der gegen Frankreich erzürnten und von England beratenen Königin von Ungarn einen acceptablen Frieden zu erhalten.

Aber wie sehr auch der König mit seiner Beobachtung recht hatte, so war es auf der anderen Seite Podewils nicht zu verdenken, wenn er in Verzweiflung geriet über solche Art von Weisungen, welche heut für die Unterhandlungen zwei Monate Zeit ließen und morgen aus der Gefahr, daß etwa Frankreich mit einem Friedensschlusse zuvorkäme, die Notwendigkeit schleunigsten Abschlusses herleiteten.

Aber noch mehr. Der König hatte auf dem Höhepunkte seiner Friedensungeduld neben Podewils und hinter dessen, ja selbst hinter Sichel's Rücken

1) Chrubim, den 29. April; Polit. Korresp. II, 142.

2) Vom 29. April. Bei Flassan, Histoire de la diplomatie française V, 149.

auch noch den bei Klein-Schnellendorf so bewährt gefundenen Goltz mit der Betreibung der Friedensunterhandlung betraut. Goltz hatte zuerst durch einen Brief vom 16. und 19. März mit Hyndford angeknüpft und dann unter dem 25ten jenen uns schon bekannten Vorschlag des Königs, der eine Geldsumme resp. Subsidien gegen Königgrätz auf die Waagschale warf, mitgeteilt und war endlich am 29. April ¹⁾ selbst in Breslau erschienen, um nach vielen Entschuldigungen wegen der Veränderlichkeit seines Herrn dessen Entschluß, auf Königgrätz zu bestehen, zu befürworten. Mochte die Ungeduld des Königs den ganzen Schritt erklärlich machen, so bleibt es doch immer sehr fraglich, ob derselbe zweckmäßig war; Hyndford wenigstens schloß daraus nur soviel, daß entweder Friedrich den Frieden sehr nötig habe, oder daß er einen neuen Streich im Schilde führe ²⁾.

Der Lord verhandelte nun mit beiden und zwar, soviel wir sehen können, ganz unabhängig von einander, zunächst über die vom Könige gewünschte Entsendung eines Kuriers an seine Regierung. Er zeigte sich dazu wenig geneigt und behauptete, keinen Kurier mehr zur Verfügung zu haben, nahm aber doch schließlich Podewils' Vorschlag an, derselbe wolle ihm eine Stafette auf seine Kosten zur Verfügung stellen, welche die Botschaft nach dem Haag an Lord Stair bringen sollte, dem man dann die weitere Beförderung überlassen wollte. Diese ging nun wirklich am 30. April ab mit einer Denkschrift, welche das englische Ministerium für die preussische Forderung stimmen sollte ³⁾.

In Breslau wartete man inzwischen sehnüchtig auf die Wiener Kuriere. In Wien aber waren die Dispositionen den preussischen Forderungen ganz besonders ungünstig. Man stand hier im wesentlichen noch auf dem Standpunkte des Klein-Schnellendorfer Vertrages. Über diesen war man dann zu der Zeit, wo der König in Mähren eindrang, etwas hinausgegangen und hatte als weitere Konzession noch Oberschlesien mit Ausschluß von Teschen dem Könige angeboten, jedoch unter der Bedingung thätlichen Beistandes. Von Oberschlesien und Glatz war offiziell nie die Rede gewesen, und wie wir bereits oben sahen, hatte es Robinson nur als eine Vermutung seinerseits ausgesprochen, daß es vielleicht gelingen könnte, unter gewissen Bedingungen auch noch die Cession von Glatz durchzusetzen. In keinem Falle aber wäre man gemeint gewesen, das, was man dem in Mähren vorgebrungenen Preussenkönig allenfalls konzedierte hätte, jetzt noch zu opfern, nachdem derselbe Mähren hatte räumen müssen.

Und doch gingen die jetzigen Forderungen noch über jene Konzessionen

¹⁾ Diesen Tag giebt Hyndford in einem Briefe an Lord Stair vom 30. April an, während er in seinem Berichte vom 2. Mai (Londoner Record office) den 23ten hat.

²⁾ Hyndford, den 28. April; Londoner Record office. Die betreffenden angeführten Briefe von Goltz sagen den Depeschen des Gesandten im Londoner Record office nicht bei, und im Berliner St.-A. finden sich nur, und zwar in der Rabbinetskorrespondenz, zwei Antworten von Hyndford an Goltz vom 21. und 28. April, beide in einem leichten und vertraulichen Tone geschrieben, dagegen in der Sichel-Podewilschen Korrespondenz keine Anspielung auf jenen Briefwechsel und ebenso wenig auf den Besuch von Goltz in Breslau.

³⁾ Den Brief an Lord Stair vom 30ten habe ich in einem Aktenstücke des St.-A. zu Hannover über den Berliner Frieden gefunden.

hinaus und zwar ohne durch irgendwelche Gegenleistungen annehmbarer gemacht zu werden. Als Robinson jenes Selowitzer Programm vortrug, mochte man gar nicht darauf antworten, weil diese Forderungen zu sehr alles Maß überschritten ¹⁾. Und als man sich dann doch zu einer Antwort entschloß (den 25. April), erklärte man kurzweg die gestellten Bedingungen als unverträglich mit der Sicherheit des Staates und begnügte sich, ohne die Proposition selbst in Betracht zu ziehen, mit allgemeinen Versicherungen, daß die Königin all das Böse, was man ihr angethan, vergessen und dem Könige von Preußen Vorteile zusichern wolle, entsprechend den Anstrengungen, die er im Bunde mit den Seemächten für das Wohl seines Vaterlandes und ganz Europas machen würde ²⁾.

Es war eine Antwort, die noch einmal den Ton anklingen ließ, welchen der österreichische Hof in den ersten Zeiten des schlesischen Krieges angeschlagen hatte, und was dem Könige hier zugesichert wurde, war im Grunde nur Verzeihung für den Schaden, den er der Königin zugefügt; die Bewilligungen, die er etwa noch erhalten konnte, sollte er sich ja erst verdienen durch eifrige Hilfe, und nach diesem seinem Eifer sollten sie abgemessen werden. Wenn diese Antwort auf dem kürzesten Wege in des Königs Hände gelangt wäre, wer will sagen, zu welchem raschen Entschlusse ihn der erbitterte Unwille hingerrissen haben würde? Aber die Sache nahm einen anderen Verlauf.

Wenn wir annehmen dürfen, daß jene so hochmütig abweisende Antwort des Wiener Hofes noch an dem Tage, von dem sie datiert ist, den 25. April ³⁾ oder spätestens tags darauf, in die Hände des englischen Gesandten Robinson gekommen ist, so hatte dagegen dieser, der sich wohl darüber nicht täuschte, daß dieselbe außerstande sei, eine gute Wirkung zu üben, sich nicht eben beeilt, sie an Hyndford abgehen zu lassen, er datiert sie resp. seine Mitteilung darüber erst vom 28. April, behält aber auch nach diesem Tage den betreffenden Kurier noch zurück, nachdem inzwischen am 27. April jener zweite Kurier aus Breslau mit der modifizierten und auf Ober- und Niederschlesien und Glatz beschränkten Forderung Preußens eingetroffen war. Diese Nachricht legt er nun noch an demselben Tage den österreichischen Ministern vor in der Hoffnung, nun einen günstigeren Bescheid zu erhalten und durch dessen gleichzeitige Mitteilung den üblen Eindruck jener ersten Antwort einigermaßen zu mildern. In der That erhält er bereits am 30. April eine Erwiderung, die nun doch wenigstens eine Gegenproposition enthielt. Sie bot außer dem bereits in Klein-Schnellendorf Zugesagten noch eine Lijière von einer deutschen Meile jenseits der Meise und außerdem entweder die Grafschaft Glatz oder Ober- und Niederschlesien in den Grenzen der am 9. Oktober stipulierten preussischen Winterquartiere, aber unter der Bedingung einer Garantie Preußens für die deutschen Staaten der Königin und Verteidigung derselben gegen die Franzosen ⁴⁾.

¹⁾ Randbemerkung von Podewils zu dem Discours de Mylord Hyndford vom 8. Mai: Berliner St.-A.

²⁾ Aus dem Briefe Robinsons von Hyndford Podewils in die Feder datirt. Vgl. den angeführten Diskurs.

³⁾ Arneth II, 480, Anm. 25.

⁴⁾ Alles aus dem bereits erwähnten Diskurs im Berliner St.-A.

Am 3. oder 4. Mai waren beide Kuriere bei Hyndsford in Breslau, obwohl sie nicht ohne Abenteuer ihren Weg zurücklegen können; der eine wenigstens war von Barasdinern aufgefangen worden ¹⁾, die ihm sein Geld und sein Kuriersabzeichen genommen hatten. Herzog Karl hatte auf seine Klage zwei der Übelthäter hängen lassen. Der englische Gesandte hatte nun wohl keinen Zweifel, daß die Zwecke der Unterhandlung durch die Wiener Kuriere nicht eben gefördert werden könnten; aber was ihm am meisten am Herzen lag, war nicht sowohl die Gewinnung des Königs, dem er doch nun einmal nicht mehr traute, als vielmehr zu hindern, daß nicht der letztere an jeder Möglichkeit einer Verständigung verzweifelnd mit voller Energie wieder die Gegenpartei ergreife. Ein Zeitgewinn schien ihm nur der Königin zugute kommen zu können, und von diesem Gesichtspunkte aus trachtete er darnach, die Wiener Botschaften so lange als möglich dem preussischen Minister vorenthalten zu können ²⁾.

Für diesen selben Zweck verwertete er nun auch einen ihn persönlich berührenden Vorfall. Er hatte während seines Aufenthaltes in Berlin in sein Haus die Frau eines bankrotten Restaurateurs, Namens Abbé, eines englischen Unterhans, als Wirtschafterin aufgenommen, und war dieser, wenn man Anspielungen in der Berliner Korrespondenz trauen darf, allmählich persönlich näher getreten. Dieselbe war in die finanziellen Verlegenheiten ihres Gatten anfänglich mit verflochten gewesen, hatte aber ein Dekret des Berliner Kammergerichtes ausgewirkt, welches sie von der Haftpflicht für ihren Gemahl frei sprach, und erst daraufhin war ihr Engagement im Hause des Gesandten erfolgt. Die Gläubiger Abbés hatten sich jedoch dabei nicht beruhigt, sondern sich direkt an den König mit einer Beschwerde gewandt, freilich ohne zu erwähnen, an welchem Orte die Beklagte inzwischen Zuflucht gefunden hatte, und aus dem Cabinette einen Verhaftsbefehl gegen Frau Abbé erlangt, vermöge dessen dann die Fremdin Lord Hyndsfords auf Befehl des Gouverneurs durch Soldaten aus der Wohnung des Gesandten ins Gefängnis fortgeschleppt worden war. Die Nachricht von diesem Vorfalle traf nun gleichzeitig mit den Wiener Antworten in Breslau ein. Der sonst eher phlegmatisch zu nennende Gesandte erschien ganz außer sich und blieb dabei, seine diplomatische Thätigkeit einstellen zu müssen, bis ihm für die eklatante Verletzung der internationalen Privilegien eines Gesandten volle Genugthuung geworden sei, und daher auch über den Inhalt der aus Wien gekommenen Depeschen für jetzt keine Auskunft erteilen zu können. Die Berechntheit des Ministers zeigte sich diesem Vorsatze gegenüber vollkommen machtlos. Podewils war sehr mißvergnügt darüber, und es kam ihm wohl auch der Gedanke, daß, wenn die Nachrichten aus Wien wirklich zufriedenstellend wären, der Gesandte wohl nicht so hartherzig sie vorenthalten würde; aber er wendete selbst dagegen ein, daß, als der Lord seinen Entschluß zuerst kundgab, er schwerlich bereits Zeit gefunden hätte, die Depeschen zu dechiffrieren.

Der König war begreiflicherweise von dem Verhalten des Gesandten,

1) Bei Hof (also in der Nähe von Dänitz), schreibt Podewils.

2) Bericht Hyndsfords vom 5. Mai; Londoner Record office.

der, wie er gegen Cichel äußerte ¹⁾, die Angelegenheiten seiner Köchin mit denen der Königin von Ungarn verknüpfte, wenig erbaut, verlagte es sich auch nicht, dem französischen Gesandten Valori die Anekdote in drastischer Weise ²⁾ zu erzählen. An Podewils schrieb er darüber: „Ich bin sicher, daß, wenn die Aufführung unseres Engländers in London bekannt würde, seine Carriere sehr in Gefahr kommen könnte; denn dieser Querstrich ist nicht zeitgemäß, und die verliebte Leidenschaft geht zu weit, man sieht eben, daß auch der vernünftigste Mensch seine Narrheit hat.“ ³⁾

Des Königs Vertrautem, Cichel, schien es, als finge er (der König) an, die ganze Unterhandlung satt zu bekommen. „Wenn der Lord in solchen Tracasserien fortfährt, wenn dann Belleisle eintrifft und die Oesterreicher irgendeinen militärischen Unfall erleiden, könnte es mit dem ganzen Friedenswerke zu Ende sein“ ⁴⁾. Doch ging diese Stimmung schnell wieder vorüber; es kam dem Könige ein neuer Gedanke, man könne, wenn es vielleicht bedenklich scheinen sollte, daß die preussische Grenze sich so nahe der böhmischen Hauptstadt vorjübe, dieselbe wohl etwas zurückrücken und den Königgräzer Kreis bloß bis zur Linie der Gzidlina (Gitschin — Neu-Biczow) verlangen und daher noch ein Stück Oberschlesien, etwa den Rest des Fürstentums Neisse und das Fürstentum Oppeln ⁵⁾. Er meinte damals: „das Wohl des Staates verlangt, daß wir Frieden machen, also verschlucken wir Schlangen, wenn wir nur zu unserem Zwecke kommen“ ⁶⁾.

Aber auch an dem neuen Vorschlage will er nicht unter allen Umständen festgehalten wissen, er ist offenbar bereit, sich mit Oberschlesien zu begnügen, und daß er darauf rechnet, unter dieser Bedingung den Frieden zu haben, mögen wir daraus entnehmen, daß er unter dem 9. Mai seinem Minister eine Reihe von Gründen vorträgt, wie man, falls man mit Wien einig wäre, den Sonderfrieden den Alliierten gegenüber rechtfertigen könne. „Mein lieber Podewils“, schließt er, „besänftigen Sie Ihren wilden Engländer, täuschen Sie den abgefeimten Sachsen und schläfern Sie den argwöhnischen Franzosen ein und bringen unsere Angelegenheiten zum Schluße.“ ⁷⁾

Natürlich hatte inzwischen der „wilde Engländer“ die vollste Genugthuung erhalten.

Aus dem an Podewils eingesendeten Originale der Vorstellung der Gläubiger durfte sich der Gesandte selbst überzeugen, daß man sich wohl gehütet hatte, dem Könige zu sagen, wo sich die Beklagte befände; diese letztere wurde natürlich in Freiheit gesetzt, der Gouverneur erhielt einen Verweis, der Offizier, der die Arrestation vorgenommen, den Befehl, den Gesandten um Verzeihung zu bitten, der Generalfiskal aber den Auftrag, die Gläubiger in Strafe zu nehmen, weil sie bei ihrer Klage die wahren Umstände verschwiegen hätten, und das alles ward verfügt auf den ersten Bericht von

1) Cichel an Podewils, den 6. Mai; Berliner St.-A.

2) „— avec tous les enjolivements“, schreibt er selbst den 6. Mai; Polit. Korresp. II, 151.

3) Eigenhändig, den 6. Mai; ebd.

4) An Podewils, den 6. Mai; Berliner St.-A.

5) Den 9. Mai; Polit. Korresp. II, 154 und dazu Anm. 1.

6) „— devorons des coulevres, den 7. Mai; Polit. Korresp. II, 153.

7) Den 9. Mai; ebd. S. 155.

Podewils hin, und ehe noch Hyndfords Beschwerde an den König gekommen war ¹⁾).

Daneben jedoch mochte es der König sich nicht versagen, dem Engländer seine Ansicht von der ganzen Sache in einer Weise auszusprechen, welche dieselbe thatsächlich ganz einfach als eine scharfe Zurechtweisung erscheinen lassen mußte; der Eingang dieses Briefes lautet:

„Milord, ich habe Ihren Brief in Sachen dessen, was sich in Berlin mit der Frau des Schenkwrirths Abbé zugetragen hat, erhalten. Sie werden überzeugt sein, Milord, daß ich hinreichend das Völkerrecht kenne und weiß, was die bei mir residierenden Gesandten fremder Höfe zu beanspruchen haben, und daß, wenn hiergegen verstoßen wird, dies immer ohne meinen Befehl und gegen meinen Willen erfolgt. Aber Sie sollen auch wissen, daß es nicht passend ist ²⁾, wenn die Häuser der fremden Minister das Asyl von Bankrutirern und Lekteln von schlechtem Lebenswandel werden, daß ähnliche Mißbräuche in Rom die Licenz eingeführt haben, deren Folgen Diebstahl und Mord und die vollständige Zerrüttung politischer Ordnung und guter Sitte geworden sind. Ich schulde meinen Unterthanen Gerechtigkeit, und wenn ich dieselben in fremden Landen schützen soll, wo man dieselben ungestraft unterdrücken könnte, habe ich eine solche Verpflichtung doch in noch stärkerem Maße in meiner Hauptstadt und in dem Herzen meines Landes. Es scheint mir, Milord, daß Sie in einer nicht ganz geeigneten Weise ³⁾ die Ehre einer Bankrutirerin mit der Ehre des Königs, Ihres Herrn, in Verbindung bringen und den Namen einer prostituirten Person mit dem erlauchten Namen eines Souverains. Sie werden sehen, daß durch diese Auseinandersetzung diese Sache ein anderes Gesicht bekommt.“ ⁴⁾

Wir wissen nicht, ob und was der Lord dem König auf solche Auseinandersetzung geantwortet hat; aber gewiß ist, daß sich nun das Siegel von des Gesandten Munde löste, und Podewils hörte mit arger Enttäuschung die Wiener Bescheide. Er wollte es nicht glauben, daß Hyndford nicht noch etwas auf dem Grunde des Sackes hätte, bis dieser ihm sein Ehrenwort gab, auch nicht das Mindeste verschwiegen zu haben. „Dann“, sagte er, „sind wir beide zu beklagen, denn wir haben ganz umsonst uns Mühe gegeben.“ ⁵⁾

Lord Hyndford verdiente dies Bedauern kaum, er hatte die Unterhandlungen in der That nicht mit besonderem Eifer betrieben, einmal aus Groll gegen den König noch von Klein-Schnellendorf her, und dann, weil er nicht glauben mochte, daß für die Königin im Augenblicke wirklich Gefahr im Verzuge sei. Seinem Hofe gegenüber faßte er seine Meinung über die für jetzt als gescheitert anzusehende Unterhandlung so zusammen, daß er dafür hielt, mit etwas mehr Konzessionen werde man die Neutralität des Königs von Preußen immer noch erkaufen können, von der man aller-

1) Eichel an Podewils, den 6. Mai; Berliner St.-A.

2) „indécent“.

3) „un peu mal à propos“.

4) Den 6. Mai; Polit. Korresp. II, 152. Unter den Papieren Hyndfords im Londoner Record office habe ich den Brief nicht gefunden.

5) Bericht vom 8. Mai; Berliner St.-A.

ding's nie wissen könne, wie weit er sie beobachten werde. Zum bewaffneten Beistande dagegen werde man denselben nie bringen können, derselbe müsse besorgen, daß ihn der Kaiser dann in die Acht thäte. Das Beste wäre eigentlich, wenn man zugleich den Kaiser und Preußen von Frankreich abzuziehen könnte.

Bei diesem schlechten Stande der Friedensunterhandlungen und noch unter dem Eindrucke der Verstimmung über die seiner Freundin angethane Schmach fand Hyndfords Tugend auch den Mut zu einer entschiedenen Zurückweisung des eventuell in Aussicht gestellten Geldgeschenktes von 100,000 Thlrn., das, wie wir sahen, anfänglich von ihm mit keineswegs ungünstigen Augen angesehen worden war. Am 8. Mai, dem Tage der entscheidenden Besprechung mit Podewils, schreibt er an Goltz, er sei erstaunt über die am Schlusse von dessen letztem Briefe enthaltene Proposition, die er ihm freilich nicht übel nehmen dürfe, da derselbe ja nur auf Befehl seines Herrn so geschrieben habe. „Aber Sie mögen wissen, mein Herr, daß ich mich als unwürdig ansehen würde des Ranges, den ich einnehme, meiner Geburt und des Auftrages, mit welchem ich vonseiten meines Herrn, so wie der Königin von Ungarn beehrt bin, wenn ich fähig wäre, mich durch irgendwelche Anerbietungen, wie ausserordentlich dieselben auch seien, gewinnen zu lassen. Wenn ich Verdienste habe, wird mein Herr mich belohnen.“¹⁾ Auch nach London meldete er jetzt von dem Anerbieten. Das Verfahren sei den Preußen bei dem Urtreuer Frieden so gut bekommen, daß sie jetzt Lust hätten, es wieder zu versuchen; er aber habe ihnen gezeigt, daß er kein Preuße, sondern ein Peer von England sei²⁾.

Der Eindruck aber, welchen die Wiener Antwort auf den König machte, spiegelt sich sehr deutlich in dem Schreiben ab, welches derselbe nach Empfang der Depesche seines Ministers an diesen richtete.

„Ghrudim, den 11. Mai 1742.

„Mein lieber Podewils!

„Ich habe geglaubt in Ohnmacht zu fallen, als ich Ihren Brief empfing. Jetzt sehe ich klar, daß wir von der Hyndfordschen Unterhandlung nichts zu hoffen haben, und daß man auf jeden Separatfrieden verzichten muß. Zeigen Sie den Brief, welchen ich für Hyndford geschrieben, diesem versiegelt, und dann zerreißen Sie ihn in seiner Gegenwart, ohne ihn denselben lesen zu lassen, und das auf meine Ordre.

„Sie sollen Hyndford erklären, daß die englische Nation zufriedengestellt werden sollte durch die guten Dispositionen, welche ich für sie hatte, daß aber, da nach den Hyndfordschen Kurieren der Wiener Hof eine so unerträgliche Anmaßung an den Tag gelegt, ich nichts Besseres thun könnte, als die Hände, welche mich gegen dieses Haus und seine Alliierten mit Frankreich verknüpfen, noch enger zu schürzen.

„Ich habe heut Velleisle hierher berufen, und da die Österreicher verblendet sind, muß man ihren Untergang beschleunigen; es scheint, daß dies

¹⁾ Breslau, den 8. Mai; Berliner St.-A. in Beantwortung eines dritten Briefes an Goltz vom 6. Mai, der sich in London vorfindet.

²⁾ Bericht vom 9. Mai; Londoner Record office.

ein Urteilspruch der Vorsehung ist, dem man sich nicht widersetzen kann.

„Mit einem Worte, mein Entschluß ist gefaßt, die Operationen mit aller möglichen Energie zu betreiben, um den Wiener Hof zu dem Punkte der Erniedrigung zu bringen, auf den er kommen muß ¹⁾).

„Adieu, ich habe viel Kummer von dieser Angelegenheit, aber ich sehe da kein Mittel.

Friedrich.

„Wir rücken am 13ten ins Feld ²⁾. Wirkung der Unterhandlung.“

Und zwei Tage später, am 13. Mai, erläßt der König ein höchst denkwürdiges Reskript an seinen Gesandten in London. „England glaubt“, heißt es hier, „daß das europäische Gleichgewicht die Erhaltung der ungetheilten Macht Oesterreichs fordere; das ist ein Vorurteil, ein schimärischer Gedanke; nur zu lange hat das Haus Oesterreich mit seinem Streben nach der Universalmonarchie Europa in Atem gehalten, es hat nie aufgehört den Protestantismus zu verabscheuen, und noch jetzt bedrückt und verfolgt es die Protestanten in seinen Landen. Wie schlaff hat Oesterreich fast immer in den schwereren Kämpfen gegen Ludwig XIV. sich gezeigt, wie hat es immer in den Friedensschlüssen nur für sich zu sorgen gesucht, um dann nach geschlossenem Frieden ohne Voraussicht künftiger Gefahren in tiefere, innere Zerrüttung zu verfallen und das Gleichgewicht Europas zu schädigen, damit die Katholizität ihre Rechnung dabei finde. Wenn das Wohl Europas fordert, daß eine Macht da sei, die der Frankreichs das Gegengewicht halten könne, so ist die österreichische Monarchie, unter einem Haupte vereinigt, nichts weniger als dazu geeignet, und man muß eine ganz andere Macht suchen, das Gleichgewicht Europas zu basieren.“ ³⁾

Es ist ein merkwürdiger Versuch, England ganz von Oesterreich abzu ziehen, vornehmlich unter Appell an die protestantischen Interessen, und dasselbe zu veranlassen, künftig in Preußen die Macht zu erblicken, welche ein Gegengewicht gegen Frankreich halten könnte. Ein Erfolg war freilich nicht leicht davon zu erwarten; es hätte doch in der That England bei dem besten Willen in Preußen nicht einen Ersatz für Oesterreich finden können, welches an den mitteleuropäischen Angelegenheiten, die für England vorzugsweise in Frage kamen, an dem Schicksale der Niederlande und ebenso Italiens doch ganz anders und unmittelbar beteiligt war.

So standen die Sachen, es bedurfte eben eines nochmaligen Appells an die Waffen, um die streitenden Parteien zur Verständigung zu bringen. Und die Entscheidung stand nahe bevor; in dem Begleitschreiben jenes mitgetheilten Briefes von Sighels Hand ward schon berichtet, man wisse jetzt genau, daß Herzog Karl von Lothringen gegen die Preußen heranrückte, des-

¹⁾ Eigenhändig; Polit. Korresp. II, 157.

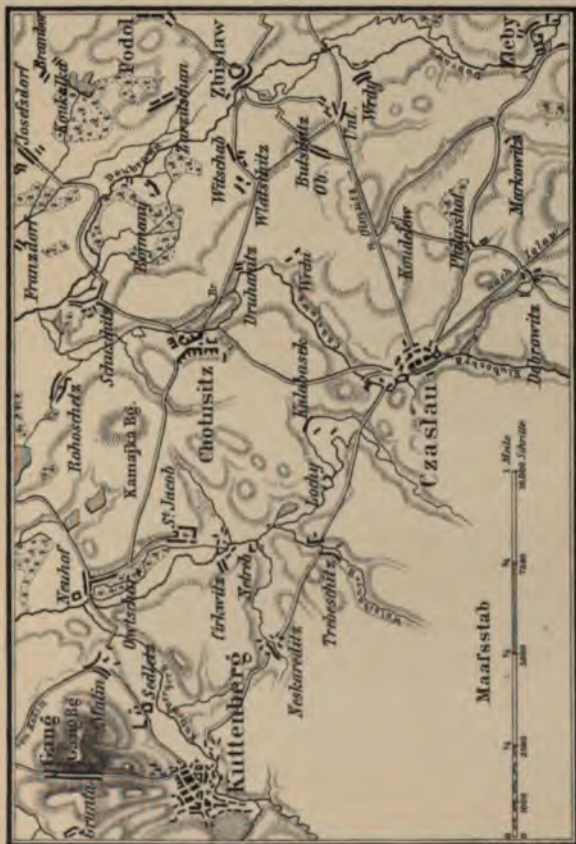
²⁾ Am 13. Mai werden, wie wir noch näher sehen werden, die bisher in Kantonments auseinandergelegten Truppen in das Lager von Chrudim zusammengezogen, in welcher Maßregel sich allerdings der Entschluß, es auf einen Kampf ankommen zu lassen, aussprach.

³⁾ Angeführt bei Droyßen V, 1. S. 439.

halb eben sollte das in Quartiere auseinandergelgte preußische Heer am 13ten zusammengezogen werden, um dann die Schlacht anzunehmen, welche der Gegner zu suchen schien. In der That beruhte Maria Theresias Hoffnung jetzt darauf, daß ihr Schwager, dem sie das Verdienst zuschrieb, den Feind aus Mähren hinausmanövert zu haben, nun den kriegstüchtigsten der Allirten in offener Feldschlacht besiege ¹⁾.

1) Arnetz II, 46.

UMGEGEND
DES
SCHLACHTFELDES VON CHOTUSITZ
 Maafsstab 1:100.000.



Lith. Anst.-d. Karl Gotha.

F. R. ANDR. PERTHES
 G O T H A .

1

1

1

Drittes Kapitel.

Schlacht bei Chotusitz.

König Friedrich war, nachdem er sein Corps glücklich nach Böhmen geführt hatte, am 17. April in Chrudim, südlich von dem Knie der Elbe bei Pardubitz, mit dem Erbprinzen Leopold von Anhalt, der aus seinem Hauptquartier Königgrätz herübergekommen, zusammengetroffen und hatte dessen Bericht über die demselben anvertrauten Truppen entgegengenommen ¹⁾. Aber auch nach der Vereinigung mit diesen ²⁾ glaubte der König, der ja, wie wir wissen, nur eine verhältnismäßig kleine Abteilung von Truppen aus Mähren mit sich genommen hatte, dem österreichischen Heere, welches, wie er voraussetzte, ihm auf dem Fuße folgen würde, nicht gewachsen und wartete deshalb ungeduldig auf das Herankommen des Reservecorps, das den Mitte März erlassenen Ordres entsprechend der alte Fürst von Anhalt aus den märkischen Quartieren heranzuführen sollte.

Der Fürst hatte in der That seine 15 Infanteriebataillone ³⁾ bereits am 27. März den Marsch aus Berlin nach Schlesien antreten lassen, während die zum Teil aus dem Magdeburgischen kommenden Kavallerieregimenter erst am 8. und 9. April von Potsdam resp. Berlin aufzubrechen vermochten. Am 15. April war der Fürst, nachdem er von Sachsen die Erlaubnis zum Durchmarsche erlangt, mit seinen ersten Truppen in Bittau angelangt, fand aber bei dem Weitermarsche große Schwierigkeiten. Denn während ihm der König durch den Obersten von Schmettau eine vom 17. April datierte allerdings etwas summarisch gehaltene Marschrouten, welche seine Truppen auf

¹⁾ Stille, S. 44.

²⁾ Prinz Leopold führte ins Lager von Chrudim an Infanterie 2 Bataillone Bayern, 1 Bataillon Schwerin, 1 Bataillon Grenadiere (diese waren mit in Oberschlesien gewesen), 2 Bataillone Prinz Leopold, 2 Bataillone Jeeze, 4 Grenadierbataillone, in Summa 12 Bataillone. (Anführung bei Droysen, Schlacht bei Chotusitz; Abhandlungen der Berliner Akademie 1872, S. 179, Anm. 3.) Dazu kamen dann noch an Kavallerie 15 Schwadronen Kürassiere (Buddenbrock, Gehler und Prinz Wilhelm), 15 Schwadronen Dragoner (Rothenburg und Vaireuth), und 10 Schwadronen Husaren. Die tatsächliche Stärke einer Schwadron glaubt Droysen (a. a. O., S. 180) nur auf 100 Mann durchschnittlich annehmen zu dürfen.

³⁾ Je 2 Bataillone Gröben, Köder, Borde, Lehwald, Holstein, Flans, Prinz Ferdinand und 1 Grenadierbataillon. Nach Droysen a. a. O., Anm. 1.

die drei Elbübergangspunkte Kolin, Przelautsch und Pardubitz dirigierte, übersendet hatte, erklärten die sächsischen Marschkommissare die betreffenden Wege über das Gebirge für unpraktisch, und auch sein Sohn, der Erbprinz, dem vornehmlich die Sorge für die Verpflegung zufiel, suchte im Interesse bequemerer Subsistenz den Weitermarsch etwas „zu trainieren“; der Fürst trug seine Bedenken dem König schriftlich vor und entschloß sich dann ohne die Antwort abzuwarten, auf eigene Verantwortung abweichend von der königlichen Ordre den Hauptteil seiner Truppen auf bequemerem, aber längerem Wege über Reichenberg und Strazau zu dirigieren ¹⁾.

Aber der König, der die Möglichkeit, daß sich die feindliche Hauptmacht eilig auf ihn stürzen könnte, im Auge hatte ²⁾ und deshalb ungeduldig die Truppen erwartete, nahm die Änderung äußerst ungnädig auf. „Ich wundere mich sehr“, schrieb er unter dem 21. April dem Fürsten, „daß Ihre Durchlaucht als ein alter Offizier nicht accurater meine Ordre folgen, die ich Ihnen gebe, und wenn Sie noch habiliter als Cäsar wären und meine Ordre nicht strikt nachleben, so hilft mir das Übrige nichts; ich verhoffe, daß es bei diesem Abertissement bleiben wird, und daß Sie mir ins Künftige keine weitere Ursachen zu beschwerden geben werden.“ ³⁾

Der alte Feldherr empfand den harten Tadel äußerst schwer, und es half wenig, daß ihn der König, als er dann am 26. April bei ihm in Chrudim eintraf, freundlich empfing, als sei nichts vorgefallen ⁴⁾. Die von dem Fürsten herangeführten Truppen, die Ende April eintrafen, behielt der König bei sich; ihn selbst entsandte er Ende April, wie wir bereits wissen, zu dem wenig erwünschten Kommando nach Oberschlesien.

Der König vereinigte nun unter seinem Befehl an 30 Bataillone und einige 60 Schwadronen Reiterei, also im ganzen etwas über 30,000 Mann, und seine Truppen durften einige Wochen in Kantonnements eines noch weniger ausgezogenen Landes sich von den Beschwerden des langen Marsches erholen.

Seine Quartiere erstreckten sich von Leutomischl im Osten nahe der mährischen Grenze über Chrudim, wo des Königs Hauptquartier war, bis Pardubitz an der Elbe, also in einer Ausdehnung von etwa acht Meilen, gestattet aber doch eine schnelle Konzentration. Den Sachsen gegenüber hielt er streng daran fest, daß seine alten Winterquartiere in Böhmen ihm blieben und nicht von jenen besetzt würden. Er hatte ihnen zwar zuerst gestattet, bei

¹⁾ Orlich I, 219 und Schöning a. a. D., S. 163.

²⁾ Diesen Grund seiner großen Erregung führt der König selbst in dem Briefe an den Erbprinzen vom 28. Juli an; Orlich I, 427.

³⁾ Ebd. S. 357.

⁴⁾ Auch der Fürst hat damals keine Verteidigung versucht und erst nach dem Frieden sich über die ihm widerfahrenen Kränkungen beschwert, da er wisse, daß ein Offizier erst nach niedergelegtem Kommando sich verteidigen dürfe. Er legte nun alle seine Ämter nieder, indem er schreibt: „Auch hat mir diese harte Reproche dergestalt affligieret, daß ich gewiß seit dem, daß ich dieses sehr sensible Schreiben ungeschuldigerweise von Ew. K. Maj. erhalten, keine vergnügte Minute mehr gehabt.“ (Schreiben vom 15. Juli im Archive zu Zerbst.) Es ist nicht leicht gewesen, den alten Herrn zu begütigen; von dem Erbprinzen liegt ein undatiertes Billet an den König in dem Archive zu Zerbst, in welchem derselbe es ablehnt, in dieser Sache eine Vermittelung zu versuchen.

ihrer Marsche nach Leitmeritz, wohin sie von Dresden aus beordert worden waren, bei Kolín auf das rechte Elbufer zu gehen, doch nur unter der Bedingung, daß sie eiligst durchmarschieren. Als diese Bedingung nicht streng innegehalten ward, wehrte man ihnen den Übergang über den Fluß sowie das Betreten des Bunzlauer und Königgräzer Kreises ¹⁾.

Von den Feinden war in den jetzigen Quartieren nichts zu spüren, nur im Rücken des Heeres in dem Gläzer Gebirge machten feindliche Banden die Gegend unsicher. Gegen sie ward am 23. April der Oberst Winterfeld mit einem Bataillon von Markgraf Karl ausgesendet, der dann in der Gegend von Mittelwalde, Habelschwert und Keinerz unter großen Beschwerden in fußhohem Schnee und ohne besonderen Erfolg die Spuren der Banden verfolgte. Man brannte einige Hütten nieder, deren Bewohner im Verdacht standen, es mit den Feinden zu halten, und drohte den Ortschaften jener Gegend das gleiche Schicksal, wenn die Unordnungen nicht aufhörten. Am 2. Mai war seine Abtheilung wieder zurück ²⁾. In der Zwischenzeit war dann auch, wie wir oben ³⁾ bereits berichtet, die Citadelle von Olaz am 26. April durch Kapitulation in die Hände der Preußen übergegangen und damit der letzte Stützpunkt der Oesterreicher in der Grafschaft verloren gegangen.

Was die Verwendung der ansehnlichen Macht anbetrifft, welche der König jetzt wieder unter seinen Fahnen hatte, so war sein erster Gedanke gewesen, dieselben abermals nach Mähren zu führen, um die Scharte des mißglückten Feldzuges auszuweihen. Wir kennen bereits jenen Brief, den er am 22. April an den Prinzen Dietrich schrieb, und der demselben mittheilte, der König wolle ihm zur Hilfe „mit dem ganzen Braut“ hinaruschieren ⁴⁾.

Was hier nur unter bestimmten Voraussetzungen angekündigt wurde, schreibt der König tags darauf dem Kaiser als sein bestimmtes Vorhaben, nämlich nach dem Eintreffen der Regimente des Fürsten von Anhalt und nachdem für die Subsistenz der Truppen die nötige Fürsorge getroffen sei, in Mähren einzurücken und den Prinzen Karl schleunigst daraus zu deslogieren ⁵⁾.

Natürlich entzog die Kunde von der gänzlichen Räumung Mährens durch Prinz Dietrich diesen Vorsätzen allen Boden, und als er diese Nachricht empfängt, ändert er dann auch seinen Plan und denkt an einen Zug gegen Deutschbrod, Zglau, Niederösterreich „als das einzige, was er thun könne“ ⁶⁾, allerdings im Zusammenhange mit den Operationen der Verbündeten. In diesem Sinne schreibt er dem Kaiser, seine Truppen bedürften einer gewissen Ruhe nach den furchtbaren Strapazen, die sie ausgehalten; wenn aber dann erst wieder wenigstens etwas Gras auf den Feldern sein würde und inzwischen die neuen französischen Hilfsheere sowie die Truppen des Reichs beisammen

¹⁾ An den Ritter von Sachsen, den 27. April, zwei Schreiben; Polit. Korresp. II, 138. An den Erbprinzen von Anhalt, den 29. April; Berliner St.-A., und den 30ten bei Orlich I, 426.

²⁾ Stille, S. 63.

³⁾ S. 109.

⁴⁾ Vgl. oben S. 182.

⁵⁾ Polit. Korresp. II, 130.

⁶⁾ An Podewils, den 25. April; ebd. S. 131.

wären, würde man die Campagne mit Energie eröffnen, nach dem Kriegsplane, über den er sich mit Belleisle verständigen würde ¹⁾.

Offenbar hatte der König wieder etwas mehr Vertrauen zu den Kriegsoperationen der Verbündeten gewonnen. Graf Moriz von Sachsen hatte am 19. April mit im Grunde unzulänglichen Mitteln das feste Eger zur Übergabe zu nötigen vermocht, der lange angekündigte französische Nachschub war jetzt wirklich in Bayern angelangt, und Rhevenhüller, der früher wiederholt erklärt hatte, er würde, so wie sich diese Truppen zeigten, denselben entgegengehen und sie schlagen, war jetzt vor ihnen bis Landschut zurückgewichen, so daß der König bemerkte, es zeige sich jetzt doch, „seine mehreste Force“ bestände mit aus dem „zusammengelassenen ungarischen Volke, so zu wenig anders als zum Rauben zu gebrauchen“ ²⁾. „Die bayerische Armee der Franzosen, um welche wir in tausend Ängsten waren, ist angekommen und hat sich heut gesammelt“, schreibt er an Podewils den 27. April ³⁾, „meine Unruhe wegen Bayern hat aufgehört.“ Schon empfiehlt er von neuem seinen Plan vom vorigen Spätsommer, ein energisches Vorgehen der Allierten donauabwärts direkt auf Wien los, wo man alle die Schwierigkeiten mit dem beschwerlichen Fuhrwesen, die sich in Böhmen so geltend machten, nicht haben würde ⁴⁾. Für diesen Plan sucht er dann auch den Marschall Broglie zu gewinnen ⁵⁾. In diesem Falle will er es übernehmen, Prag zu schützen ⁶⁾ und jener bereits früher in Aussicht gestellte Zug über Deutschbrod, Jglau nach Niederösterreich werde dann auch zur Ausführung kommen können.

Dagegen verfährt er sich einer Aufforderung Belleisles vom 22. April, allein jetzt gegen Lobkowitz auf Budweis vorzugehen, er erinnert denselben daran, daß die neuen französischen Streitkräfte noch nicht herankämen, daß die Sachsen in Leitmeritz fest säßen und nicht leicht wieder zum Vorgehen zu bringen sein würden, und rechnet ihm vor, welche ungeheuren Schwierigkeiten es haben würde, in dem ganz ausgezogenen Lande vorzugehen, wo man alle Lebensmittel und Fourage mit sich führen müßte. Er brauche 300 Wagen, um Mehl für 14 Tage oder 3 Wochen mit sich zu führen, seine Kavallerie habe 14.000 Pferde, dazu kämen dann noch 3000 für die Artillerie und den Train, für alle diese müßte er den Unterhalt auf Wagen mit sich führen, wenn er sich von seinen Magazinen entferne ⁷⁾.

Anfang Mai erschien darauf Graf Mortaigne in seinem Hauptquartier, der Vorläufer Belleisles, wie der König schreibt ⁸⁾. „Er speit Feuer und Flammen. Die Franzosen wollen sich unserer bedienen, um die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Sie werden es sehr geschickt anfangen müssen, wenn sie Erfolg haben wollen.“ Derselbe nahm nur den Bescheid mit, man

1) Den 28. April; ebd. S. 139.

2) An Podewils, den 22. April; ebd. S. 125.

3) Ebd. S. 135.

4) Zuerst in einem Schreiben an Belleisle vom 28. April; ebd. S. 140. Dann in dem Memoire für Kardinal Fleury vom 2. Mai; ebd. S. 145.

5) Schreiben an diesen, Ehrudin, den 5. Mai; ebd. S. 149.

6) Ebd. S. 150.

7) Den 28. April; ebd. S. 140. Vgl. dazu den Brief Belleisles an Breteuil, Campagne des Maréchaux etc. V, 23.

8) An Podewils, den 1. Mai; ebd. S. 145.

müsse den Beginn der Operationen noch aufschieben, Broglie müsse seine Rekruten, der König die Herstellung seiner Fouragevorräte abwarten ¹⁾. Als man ihm hierin beistehen zu wollen erklärte, hatte er dann Hoffnung gemacht, die Linie der Szawa (also wiederum in der Richtung auf Deutschbrod) halten zu wollen, wenn man seiner Armee die Subsistenzmittel liefern wollte ²⁾.

In allen diesen militärischen Verhandlungen spielt das Heer des Herzogs von Lothringen eigentlich gar keine Rolle, außer daß unter den Argumenten, welche der König jener eben erwähnten Forderung Belleisle's entgegenstellt, auch das vorkommt, seine jetzige Stellung bei Chrudim diene dazu, das in Mähren stehende österreichische Heer an einem Eindringen in Oberschlesien zu hindern. Der König hielt dieses Heer für ungleich geringer, als es wirklich war, und schätzte es auf etwa 10,000 höchstens 12,000 Mann ³⁾.

Anfang Mai erfuhr man dann allerdings durch Überläufer, daß dies Heer 34,000 Mann stark sei und auf dem Marsche von Briinn nach der böhmischen Grenze, von wo es direkt auf Prag marschieren wolle; aber der König sah in diesen Nachrichten nur eine grobe auf Täuschung abzielende Kriegslist, da der Gedanke, daß das österreichische Heer zwischen den preussischen und französischen Streitkräften gegen Prag vorzudringen unternehmen könne, nicht ernsthaft in Betracht kommen könne. Natürlich glaubte man da auch den Angaben über die Stärke des Heeres nicht und setzte bestimmt voraus, dieses Heer werde ganz einfach wieder in sein altes Lager Budweis-Neuhaus zurückgehen, um in dieser sehr festen Stellung mit den Truppen von Lobkowitz vereinigt abzuwarten, was die Alliierten mit ihren neuerstärkten Heeren beginnen würden ⁴⁾.

Nicht weniger aber als der König täuschte sich der gegnerische Feldherr über die Stärke seines Feindes. Er suchte das preussische Hauptheer in Olmütz, und beschloß sich wenig um das kleine Corps ⁵⁾ zu kümmern, das Friedrich über die Berge nach Böhmen geführt, von dessen erwarteten Verstärkungen er offenbar keine Kenntnis hatte. Er ging daher selbst gegen Olmütz vor und drängte ja auch bekanntlich in der letzten Woche des April den Prinzen Dietrich aus Mähren nach Oberschlesien zurück. Wir wissen nicht, ob es ursprünglich seine Absicht war, demselben dahin zu folgen. Jedenfalls erhielt er bald nach seinem Eintreffen zu Olmütz von Wien aus die Weisung, auf dem kürzesten Wege über Leutomischl und Hohenmauth gegen Königgrätz zu marschieren und den König von Preußen in das Glätzische zurückzutreiben. In Wien hatten nämlich die Nachrichten von den Anstrengungen der Preußen in Böhmen Magazine zu füllen nicht geringe Aufregung verursacht. Einmal wollte man nicht nun auch diesen Teil Böhmens in gleicher Weise, wie dies bei Mähren geschehen war, vom Feinde

¹⁾ Den 5. Mai; ebd. S. 150.

²⁾ Broglie an Breteuil, den 17. Mai; Campagne des Maréchaux etc. V, 45. 47.

³⁾ So schreibt er den 22. April an Prinz Dietrich; Berliner St.-A.

⁴⁾ Stille, S. 65, und ganz übereinstimmend des Königs Schreiben an Broglie vom 5. Mai; Polit. Korresp. II, 149.

⁵⁾ Als solches wird es dann auch in seinem noch näher anzuführenden Berichte bezeichnet.

vollständig auslaugen lassen, anderseits aber schloß man auch aus diesen Maßregeln, daß die Preußen sich hier zu behaupten gedächten, und da man ihre Macht in dieser Gegend bei weitem unterschätzte, erwartete man bestimmt, daß das stattliche Heer Herzog Karls, wenn es jetzt schleunigst jenen entgegenrückte, entweder die preussischen Magazine den Feinden entreißen, oder, wenn diese einen Kampf zu deren Verteidigung annähmen, sie schlagen und dann vielleicht auch noch Glatz entsetzen könnte ¹⁾.

Nach Beratung mit dem Grafen Königsegg sei er zu der Überzeugung gekommen, daß, wenngleich der ihm anbefohlene Weg über Leitomischl und Hohenmauth der kürzeste sei, es doch nicht rätlich sei, diese Route, die fortwährend über die Berge führe, einzuschlagen; man müsse fürchten, die Kavallerie ganz zu ruinieren, und man würde für das Heer um so weniger Subsistenz dort finden, da die Preußen erst kurz vorher denselben Weg gezogen wären und alles aufgezehrt hätten; die Vorräte aber nachzufahren auf Gebirgswegen, wo jeder Wagen statt zweier Pferde 6 bis 8 verlangen würde, sei unthunlich, und wenn man dann mit einer abgematteten und übel zugerichteten Armee aus den Gebirgen herauskomme, müsse man darauf gefaßt sein, von den Preußen angegriffen zu werden. Solchen Weg könne wohl ein kleines Corps wie das preussische machen, aber nicht sein großes Heer. Er sei daher entschlossen, nach Brünn zurückzugehen und erst von da nach Böhmen zu rücken. Drei oder vier Marchtage mehr dürften nicht in Betracht kommen, wenn es sich um die Konserverierung des Heeres handelte ²⁾.

So marchierte dann das österreichische Heer am 28. April aus dem Lager von Utschan bei Olmütz ab und erreichte, nur 2 Reiterregimenter unter Nadasdy am 30. April von Wischau aus gegen die Preußen auf dem direkten Wege nach Böhmen voraussendend, auf dem großen Bogen nach Süden und nach einem Marche von 184 Meilen in elf Tagen die böhmische Grenze.

Der König, dem die oben erzählten Umstände eine so lange Ruhe gemehrt hatten, ward der Nahe des Feindes erst wieder Anfang Mai inne, als die vorausgeschickten Reiter Nadasdys die mährische Grenze erreicht hatten. Dieselben besetzten am 2ten die Grenzstadt Zwittau und den nahegelegenen böhmischen Ort Belsky ³⁾. Gegen sie ward am 3. Mai wiederum der Oberst Winterfeld mit 6 Compagnieen Grenadiere und 300 Husaren ausgesendet, der dann auch die feindlichen Reiter durch einige Schüsse aus den Bataillonsgeschützen zum Weichen brachte ⁴⁾ und am 5ten auch Zwittau aufs neue besetzte, um es aber wenige Tage später wieder zu räumen.

Am 7. Mai traf man dann auch einige Meilen südlich von Chrudim in Haber feindliche Reiter, denen es gelang, eine preussische Parrouille, bestehend aus 1 Offizier und 12 Husaren, gefangen zu nehmen ⁵⁾. Noch jetzt wollten

¹⁾ Öherr. militär. Zeitschr. 1827, IV, 146.

²⁾ Öherr. militär. Zeitschr. a. a. O., S. 147, und deren Quelle, das handschriftl. Memoire Brewns.

³⁾ Dögl. S. 151. Tagebuch des Kaisers v. Feris, Sammlung ungedruckter Nachr., S. 146.

⁴⁾ Öherr. S. 64. Der König an Broglie, den 3. Mai: Polit. Korresp. II, 140.

⁵⁾ Öherr. S. 66. Öherr. militär. Zeitschr. a. a. O., S. 151.

viele im Hauptquartier nicht glauben, daß wirklich die feindliche Armee herannahen, und behaupteten, diese Truppen sollten nur den Marsch des feindlichen Heeres nach Neuhaus maskieren und einige Lebensmittel aus diesem Teile des Landes an sich ziehen ¹⁾).

Das Gros des österreichischen Heeres war am 8. Mai in Kloster Saar an der Grenze Böhmens und Mährens eingetroffen, rastete jedoch dort noch zwei Tage, den Oberfeldherrn erwartend, der inzwischen nach Wien gegangen war, um sich der Zustimmung des Hofes zu dem kühnen Plane, den er vorhatte, zu versichern. Er war nämlich in der That im Einverständnisse mit dem als besonders kriegserfahren geltenden Feldmarschalle Königsbegg ²⁾ entschlossen, direkt auf Prag loszugehen, ohne sich in diesem Vorhaben durch die Nähe der Preußen, deren Stärke er weit unterschätzte, und von denen er deshalb bestimmt voraussetzte, daß sie bei seiner Annäherung sich über die Elbe zurückziehen würden, stören zu lassen.

Allerdings hatte dieser Plan in Wien keineswegs allgemeine Billigung erfahren, und namentlich hatte Karls Bruder, der Großherzog Franz, daran festgehalten, daß, so lange die Preußen an der Elbe ständen, ein Marsch auf Prag höchst gefährlich sei, da diese dann jeden Augenblick die Verbindungen des vorrückenden österreichischen Heeres bedrohen könnten; man müsse durchaus dieselben zunächst bekämpfen und ins Glazer Land zurückwerfen. Er empfahl einen Zug gegen Königgrätz ³⁾.

Der Prinz wählte einen mittleren Weg. Er richtete seinen Marsch gegen Kolin, also einen der südlichsten Punkte des Elbflusses; hier und dann weiter stromabwärts in Bodiebrad und Nimburg hatten die Preußen Magazine; gelang es, dieselben wegzunehmen, so entzog man ihrem Heere die Substanzmittel für ihren eventuellen Zug gegen Prag. Und er durfte hoffen, einen Vorsprung zu erlangen, namentlich, wenn das preußische Heer, wie er voraussetzen geneigt war, um größere Sicherheit für seinen Marsch zu erlangen, auf das andere Elbufer ging.

So wie daher Herzog Karl am 10. Mai in Kloster Saar eintraf, befahl er den Weitermarsch des Heeres in nordwestlicher Richtung für den 12ten

¹⁾ Österr. militär. Zeitschr. 1827 IV, 151.

²⁾ Wenn die Darstellung der Österr. militär. Zeitschr. 1827 IV, 149 den österreichischen Plan aus Beratungen mit Königsbegg und Lobkowitz hervorgehen läßt, welcher letztere mit Herzog Karl gleichzeitig am 11. Mai in Saar eingetroffen sei, so scheint das nicht ganz genau. Zunächst berichtet das bereits mehrfach erwähnte handschriftliche Memoire des Generals Browne (I, f. 151 der Breslauer Abschrift) ganz bestimmt die Ankunft Herzog Karls bereits am 10ten, die von Lobkowitz dagegen am 11ten, und es zeigt sich auch, daß, wenngleich das Gros des österreichischen Heeres erst am 12ten Saar verließ, doch schon am 10ten eine größere Anzahl von Truppen im Marsche begriffen von den Preußen beobachtet worden ist (Stille, S. 67), und daß am 12. Mai die vorausgeschickten Truppen vor dem Gros des Heeres einen Vorsprung von 6 Meilen hatten (die Entfernung zwischen Borowa und Ljadlau). Es ist also höchst wahrscheinlich, daß Fürst Lobkowitz bei seiner Ankunft in Saar über das, was das Heer des Herzogs Karl vorhatte, bereits einen gefaßten Beschluß vorgefunden hat, und daß mit Lobkowitz nur über die Rolle, welche dessen Corps bei dem geplanten Unternehmen auf Prag spielen sollte, resp. über die Art, wie derselbe inzwischen Drozgie beschäftigen sollte, verhandelt worden ist.

³⁾ Österr. militär. Zeitschr. 1827 IV, 149.

und sandte noch am 10ten eine Truppenabteilung von über 1000 Mann ¹⁾, aus Kavallerie und Kroaten bestehend, voraus.

Wie täuschte er sich über die Gesinnungen seines Gegners, der in Wahrheit einen Kampf lebhaft herbeisehnte. Bereits am 22. April schrieb der König an Podewils, wenn er erst, was ja unfehlbar geschehen würde, die Österreicher geschlagen hätte, würde es zu einer Verständigung zu spät sein ²⁾, und Anfang Mai dann nicht minder zuversichtlich: „Alle meine Truppen sind eingetroffen, so daß ich mich vor dem Teufel nicht fürchte, und hätte er zehnmal schlimmere Hörner als die Priester ihn abmalen.“ ³⁾ Wie wenig er daran dachte, einem Kampfe auszuweichen, meinte er ja schon durch seine Stellung bei Chrudim, südlich der Elbe, gezeigt zu haben, während ihm sonst dieser Fluß für eine bloße Defensive die beste Deckung gewährt haben würde ⁴⁾.

Nur eben mochte er nicht daran glauben, daß die Feinde gegen ihn zum Kampfe heranzuziehen wagen würden. In dem angeführten Briefe vom 5. Mai bleibt er bei seiner früheren Überzeugung, daß die Österreicher wieder ihre alte feste Stellung von Neuhaus-Budweis auffuchen würden ⁵⁾; und noch am 9. Mai schreibt er: „Nachdem die Feinde Mähren geräumt haben, machen sie Wiene, sich zu Deutschbrod und längs der Sazawa zu sammeln. Man schreibt ihnen einen Anschlag gegen uns und Prag zu, doch sind sie keinesweges imstande, als Armeecorps vor Ende dieses Monats oder Anfang des nächsten zu agieren.“ ⁶⁾

Aber am 10ten erhielt auch er die Nachricht, daß sich größere Truppenteile des Feindes auf ihn zu bewegten, und erteilte nun sofort den Befehl, daß sein Heer am 13. Mai sich bei Chrudim, wenig südlich von der Stadt, konzentrieren solle, die linke Flanke an die Chrudimka gelehnt ⁷⁾. Ziemlich um dieselbe Zeit, wo er diesen Befehl gab, empfing er ja den Bericht seines Ministers, welcher ihm keinen Zweifel darüber ließ, daß auch der von ihm ersuchte Separatfriede unter Bedingungen, wie er sie verlangte, nicht ohne einen neuen Kampf zu erlangen sein würde ⁸⁾.

1) Vgl. Anm. 2 der vorigen Seite.

2) Polit. Korresp. II, 124.

3) Den 6. Mai; ebd. S. 157.

4) Er selbst betont das, Histoire de mon temps (1746), p. 258.

5) Ebd.; in den Worten: „Qu'ils se retirent en Bohême et Autriche“, ist das sonst nicht näher bezeichnete Ziel angedeutet, über das aber nach den bereits früher erwähnten Äußerungen des Königs kaum ein Zweifel obwalten kann.

6) Polit. Korresp. II, 154. Sehr mit Recht weist Droysen V, 1. S. 441, Anm. 1, die z. B. auch in die Darstellung der Österr. militär. Zeitschr. a. a. O., S. 151, übergegangene Nachricht, daß der König damals Broglie aufgefordert habe, sich mit ihm zu vereinigen, als unbegründet zurück. Wir mögen dazu noch bemerken, daß diese Fabel nach dem Breslauer Frieden von französischer Seite in Kurs gesetzt worden ist, mit dem Hinzufügen, daß aus Zorn über Broglies Weigerung, sich jenem Verlangen zu fügen, der König dann Frieden geschlossen habe. Schon A. de Mauvillon, in seiner Histoire de la dernière guerre de Bohême (Amsterdam 1756) II, 103, bezeichnet die Nachricht als die Erfindung eines Zeitungsschreibers und unwürdig des Königs von Preußen, der weder Lust gehabt haben würde, seine Lorbeeren mit den Franzosen zu teilen, noch deren Hilfe bedurft hätte.

7) Stille, S. 67. 68; Histoire de mon temps (1746), p. 258.

8) „Nous campons le 13: effet de la négociation.“ An Podewils, den 13. Mai;

Am 13. Mai, morgens 8 Uhr, rückte der König mit seinen 2 Bataillonen Garde aus Chrudim auf die südlich davon für das Hauptquartier ausersehene Höhe, und ein Berichterfatter aus seiner Umgebung schildert uns, welch einen herrlichen Anblick es abgegeben habe, als an dem schönen Frühlingmorgen von allen Seiten her die langen Linien der Reiter und des Fußvolks herangekommen seien, häufig in dem coupirten Terrain ganz plötzlich erst sichtbar werdend, als kämen sie aus dem Schoße der Erde ¹⁾.

Am demselben Tage erreichte das österreichische Heer, das immer in nordwestlicher Richtung auf dem linken Ufer der Doubrava marschierte, Chotieborz, etwa 3½ Meilen fast direkt südlich von Chrudim; schon am 12ten aber hatten jene vorausgeschickten Truppen, nämlich 700 Reiter und 500 Kroaten, Czaslau noch 4 Meilen weiter nordwestlich auf die Elbe zu besetzt. Daß dieselben den Ort bereits von den Preußen geräumt fanden, bekräftigte den österreichischen Oberbefehlshaber noch in seiner Meinung, daß dieselben über die Elbe zurückgehen würden, und damit zugleich auch in dem von ihm gefaßten Plane eines Marsches gegen Prag.

Der König von Preußen hat, wie es scheint, von dieser Besetzung Czaslau durch den Feind keine rechtzeitige Kunde erhalten, und wenn die Österreicher rüstig weiter marschiert wären, hätten sie ihm wohl auf dem Wege nach Kolin und der Elbe ansehnlichen Vorsprung abgewinnen können; aber Herzog Karl gewährte seinen Truppen am 14. Mai in Chotieborz einen Rasttag, und am Abende dieses Tages erfuhr nun auch der König durch Überläufer von der Stellung des Feindes und dessen Absicht, am nächsten Morgen weiter gegen Kuttenberg und Kolin zu marschieren. Zugleich hörte man auch, daß jene Husaren, welche am 12ten in Czaslau waren, schon bis an die Elbe vorgegangen wären, dieselbe bei Neu-Kolin überschritten hätten und im Königsgräber Kreise herumstreifen ²⁾.

Noch immer fehlte es im preussischen Hauptquartiere nicht an Stimmen, welche den Österreichern die Kühnheit, an den Stellungen der Preußen vorbei auf Prag loszugehen, nicht zutrauen mochten, und der Heerführer, dessen Stimme bei dem Könige wohl am meisten galt, der Erbprinz von Anhalt, blieb dabei, man solle sich durch die Manöver des Feindes nicht aus der festen Stellung von Chrudim herauslocken lassen ³⁾, um so weniger, da man in wenig Tagen (am 19. Mai), wo die Truppen, welche die Generale Derschau, Truchseß und Nassau herbeiführen sollten (8 Bataillone, 10 Schwadronen Kavallerie und 20 Schwadronen Husaren) eintreffen mußten, dem Feinde unter allen Umständen überlegen sein würde ⁴⁾.

Aber der König entschloß sich, zum Schutze seiner Magazine an der Elbe unverzüglich vorzugehen und ergriff sofort nach Empfang jener Nachrichten am 14. Mai die geeigneten Maßregeln.

Polit. Korresp. II, 158. Allerdings wäre diese Zusammenziehung der Truppen wohl auch bei einem andern Verlaufe der Unterhandlungen notwendig geworden.

¹⁾ Stille, S. 68.

²⁾ Ebb. S. 71.

³⁾ Der König erinnert hieran in einem Briefe vom 16. Mai bei Orlich I, 426.

⁴⁾ Stille, S. 70. Des Königs Relation de la bataille de Chotusitz; im Militärwochenbl. 1875, Beilage S. 359.

Die schwere Bagage ward jetzt nach Pardubitz gesandt, um auf dem rechten Elbufer abwärts fortgeschafft zu werden. Am Morgen des 15. Mai aber brach der König selbst mit der Avantgarde (10 Bataillone Infanterie, 10 Schwadronen Dragoner und 10 Schwadronen Husaren) über Podhorzan gegen Kuttenberg auf; der Erbprinz sollte mit dem Gros des Heeres am nächsten Tage, wenn die erwarteten Brotwagen aus Königgrätz eingetroffen wären, ihm schleunigst folgen.

Was der König hier unternahm, war kühner und gefährlicher, als er es selbst ahnte. Die Marschlinien der beiden feindlichen Heere strebten in ziemlich spitzem Winkel konvergierend Kuttenberg zu. Es liegt nun auf der Hand, daß des Königs Plan zur notwendigen Voraussetzung hatte, die Österreicher seien auf ihrer Marschlinie noch so weit zurück, daß auch der später aufgebrochene Hauptteil des preussischen Heeres noch rechtzeitig nach Kuttenberg würde gelangen können, um dort mit der Avantgarde wieder vereinigt, dem Feinde den Weg sperrend, den Kampf mit demselben aufnehmen zu können. Traf diese Voraussetzung nicht zu und befand sich der Feind in nahezu gleicher Entfernung von dem Kreuzungspunkte, so lief, da die beiden Marschlinien wenige Meilen vor ihrem Konvergenzorte notwendig sich einander bedenklich nähern mußten, das preussische Heer, welches vereint schwächer war als der Gegner, nun, wo es in zwei um einen Tagemarsch von einander getrennten Abteilungen marschierte, die schwerste Gefahr, daß die Österreicher sich zwischen sie warfen und eine nach der anderen durch die Übermacht erdrückten.

Thatsächlich nun hat jene Voraussetzung des Königs nicht zugetroffen, und es ist doch wohl als ein Glück zu preisen, daß kein Laudon das österreichische Heercommando hatte.

Die Situation, unter der es dann zur Schlacht kam, knüpft sich an einige Orte, deren Lage der diesem Werke beigegebene Situationsplan veranschaulicht.

Die vier Punkte, welche in erster Linie in Betracht kommen, Podhorzan, Chotusitz, Kuttenberg, Czaslau, bilden ein ziemlich gleichseitiges, aber rhombisch verschobenes Viereck, dessen Seiten durchschnittlich $1\frac{1}{2}$ Meilen lang sind. Von Podhorzan über Chotusitz nach Kuttenberg ging die Marschlinie der Preußen, welche die Brücke über die Doubrava zu einer Wendung nach Norden nötigte, in der Verlängerung der Linie Kuttenberg-Czaslau lag die der Österreicher.

Als der König am Nachmittage des 15. Mai in dem hochgelegenen Podhorzan ¹⁾ eintraf, erblickte er etwa 2 Meilen von sich südsüdöstlich bei Wil-

¹⁾ „Podhorzan auprès de Chotieborz“, schreibt der König in der *Histoire de mon temps* (1746), p. 169, und in seiner Relation de la bataille de Chotusitz (die neuerdings wiederholt abgedruckt ist, nämlich in den Kriegsbereichten des Königs ed. Droyßen, Beilage zum Militärwochenbl. 1875, S. 360, und in der *Polit. Korresp.* II, 169), sogar wiederholt, er sei von Hermannstet auf die Höhe von Chotieborz marschiert und habe von da reognoscirt. Keiner der Herausgeber hat dazu bemerkt, daß hier ein arger Irrtum darin steckt, daß der Ort Chotieborz mehrere Meilen zurück auf dem anderen Ufer der Doubrava und auf der Marschlinie der Österreicher liegt und hier entschieden nicht in Frage kommen könne. Es ist schwer zu sagen, womit der König den Namen verwechselt hat. Bei der „hauteur de Chotieborz“ scheint er einfach Chotieborz mit Podhorzan verwechselt zu haben, aber an der

limow ein feindliches Corps lagernd, das er auf 6- bis 7000 Mann schätzte. Wer will sagen, welches seine Entschlüsse gewesen wären, wenn er erkannt hätte, daß dies die österreichische Hauptarmee sei? Aber auf eine Nachricht von Überläufern vertrauend, daß Prinz Karl erst am 16ten von Setfch und Bojanow aufbrechen wolle, sah er in jenem Heerhaufen eine von Lobkowitz aus dem südlichen Böhmen entsendete Verstärkung ¹⁾. Allerdings hielt er an, sandte an den Erbprinzen Ordre, auch wenn das Brot nicht einträfe, am 16ten früh ihm das Gros der Armee zuzuführen, und er selbst blieb in Podhorzan die Nacht, auf einen möglichen Angriff gefaßt, die Truppen schliefen unter dem Gewehr, die Pferde blieben gesattelt. Aber am Morgen war von dem Feinde in Willimow nichts mehr zu sehen, derselbe schien sich zurückgezogen zu haben.

Den König aber trieb die Sorge um seine Magazine vorwärts. Am 15ten war ein Bataillon Grenadiere zur Verstärkung der Garnison nach Podiebrad entsendet worden, am 16ten schickte er ein zweites gegen Kolín mit dem Befehle, wenn man Feinde dort fände, dieselben, koste es, was es wolle, herauszutreiben ²⁾.

Während er selbst dann am Morgen des 16ten nach Kuttenberg aufbrach, nur 5 Schwadronen Husaren unter Major Wechmar in Podhorzan zurücklassend ³⁾, benachrichtigte er den Erbprinzen davon und befahl demselben, von Podhorzan auf Czaslau zu marschieren, dieses zu besetzen und dort gegen Kuttenberg hin Stellung zu nehmen.

Diese Anordnung bedeutete thatsächlich eine gewisse Veränderung des ursprünglichen Planes. Die Marschlinie des Feindes sollte jetzt schon auf einem früheren Punkte coupiert werden, und die Aufstellung des Hauptheeres bei Czaslau brachte die bisherige Avantgarde unter dem Könige bei Kuttenberg ins Hintertreffen. Es kam nun darauf an, ob diese Maßregel noch ausführbar war.

In der That war es die österreichische Hauptmacht gewesen, von welcher der König am 15. Mai einen Teil bei Willimow erblickt hatte. Prinz Karl war wohlunterrichtet von der Trennung des preußischen Heeres und hatte auch seinerseits die Preußen von Willimow aus erblickt, und wenn dem König am Morgen des 16ten die Truppen von Willimow wieder aus dem Gesichte entschwunden waren, so kam das daher, daß der Prinz vor Tage noch aufgebrochen war und ihm noch näher rückend zwischen Zleb und Ronow nur etwa 1½ Meilen direkt südlich von Podhorzan Stellung genommen hatte, wo dann in der größeren Nähe die Hügel seine Aufstellung vor den Blicken der Feinde leichter deckten.

anderen Stelle: „Podhorzan auprès de Chotieborz“, ist das doch auch wiederum unmöglich. Sollte hier Chotieborz infolge eines error calami einfach für Chotusitz verrieben sein?

¹⁾ So giebt der König selbst an, *Histoire de mon temps* (1746), p. 259. Schmettau in seiner Relation bei Droyßen, *Schlacht von Chotusitz* (Abhandlungen der Berliner Akademie 1872), Beilage VII, S. 265 giebt an, der König habe jene Truppen für die Avantgarde des Heeres gehalten.

²⁾ Brief Schmettaus aus Nürnberg. Beilage VII zu Droyßen, *Schlacht bei Chotusitz*, S. 266.

³⁾ Tagebuch des Generalmajors von Dewitz in [Raumanns] Sammlung ungebr. Nachr., S. 150.

Es bleibt für den österreichischen Oberfeldherrn ein schwerer Vorwurf, daß er auch am 16. Mai, nachdem der König so in nächster Nähe der feindlichen Hauptmacht den kühnen Vormarsch auf Kuttenberg wagte, sich nicht zwischen die beiden preußischen Heeresteile geworfen hat; und man wird kaum die Entschuldigung, die er selbst dafür anführt, die morastige Beschaffenheit des Terrains ¹⁾, gelten lassen können; das Terrain ist kaum schlimmer, als das, durch welches er am folgenden Tage den Angriff machte, und da er selbst bei einer gleich von Konow aus vorgenommenen Refognoscierung die Lage der preußischen Truppen überschauen hatte, mußte er wissen, daß er alle Aussicht hatte, jene Terrainschwierigkeiten zu überwinden, bevor der Feind heran wäre. Er war aber trotz der Wolke von leichten Truppen, die dem Heere vorausschwärmte, nicht gut unterrichtet, sonst hätte er nicht noch am 17ten des Morgens die Hauptmacht des Feindes bei Kuttenberg quartiert vermuten können ²⁾.

So waren denn auch die Abteilungen Husaren, welche er an der Doubrava hinaufstreifen ließ, so wenig instruiert, daß sie nicht einmal die einzige Brücke ³⁾ über diesen Fluß bei Sbislaw, welche sie mehrere Stunden ungestört in ihrer Hand hatten, abzuwerfen sich die Mühe nahmen. Das österreichische Hauptheer aber ging noch am 16ten weiter bis nach Czaslau, entschlossen am nächsten Tage den Feind anzugreifen.

Bei der Armee des Erbprinzen war man indessen in großer Sorge um den so kühn vorangeeilten König. Abends 10 Uhr, am 15. Mai, war hier der erste Bote des Königs eingetroffen, und man hatte sich zum Abmarsch am nächsten Tage gerüstet; an die Truppen war, da die Brotwagen aus Königgrätz noch immer ausblieben, Mehl verteilt worden. Kaum war das Heer ein Stück marschirt, so langte der zweite Bote des Königs, Oberstlieutenant v. Schmettau, an, der die Nachricht von dem Weitermarsche der Avantgarde und den Befehl zur Besetzung Czaslaus brachte. Aber als das Heer etwas weiter auf dem gegen Podhorzan ansteigenden Wege vorgerückt war, sah man nach Südwest hin das ganze feindliche Heer auf den Höhen von Konow in drei Linien aufgestellt in einer Stärke, die man auf 28- bis 30,000 Mann veranschlagte, und nur etwa 1½ Meilen entfernt ⁴⁾. Der Erbprinz und Feldmarschall Schmettau, welche zu refognoscieren vorausgeritten waren, konnten dem königlichen Adjutanten, des Feldmarschalls Bruder, das Lager selbst zeigen, in welchem man die Infanteristen und Reiter deutlich zu unterscheiden vermochte ⁵⁾. Es war klar, daß die österreichische Hauptmacht einen überraschenden Vorsprung hatte, daß sie der preußischen Avantgarde näher stand, als das Gros der preußischen Armee. Gestützt auf diese Wahrnehmung sollte Schmettau schleunigst zu dem König zurückkehren, ihn zur Rückkehr, zur Wiedervereinigung mit dem Erbprinzen bewegen.

Aber der Oberst, dem zu größerer Sicherheit 50 Husaren als Begleitung

1) Relation des Prinzen Karl; Beilage I zu Drossen, Schlacht bei Chotusitz, S. 242.

2) Wie er dies in der angeführten Relation sagt.

3) Als die einzige bezeichnet bei Stille, S. 74.

4) Stille, S. 73.

5) Schmettaus Brief aus Nürnberg, den 22. Mai; Beilage VII, zu Drossen's Schlacht bei Chotusitz, S. 266.

beigegeben waren, vermochte schon nicht mehr durchzukommen. Die Niederung an der Doubrawa war von feindlichen Husaren erfüllt ¹⁾, es mußten erst zwei Kolonnen Infanterie vorgeschickt werden, welche den Flußübergang bei Sbislaw frei machten.

Gilg suchte jetzt auch der Erbprinz das Heer von der Höhe von Bodhorzan herabzuführen, immer in der Richtung auf Czaslau; es ging nicht so schnell, wie er gewünscht hätte, an der Doubrawabrücke stopfte sich der Zug, und namentlich die Artillerie hatte große Mühe durchzukommen. Hinter der Doubrawa auf Czaslau zu hatte man unausgesetzt die Angriffe der Feinde abzuwehren und erfuhr bald, daß der Feind die Stadt bereits besetzt habe, wes halb dann auch der Erbprinz bei dem kaum $\frac{3}{4}$ Meile nördlich von Czaslau gelegenen Flecken Chotusitz seine Stellung nahm, von dem Czirkwitzer Teiche zur rechten links nach der Doubrawa hin.

Als der Erbprinz seinen Truppen, die seit zwanzig Stunden auf den Weiden waren, und in dieser Zeit sich mit einer kärglichen Mehlsuppe hatten begnügen müssen, ihre Stellungen anwies, war es bereits Nacht ²⁾; vom König wußte er nichts, fürchtete vielmehr lebhaft, daß Oberst Schmettau den österreichischen Husaren in die Hände gefallen sein könnte. So entsandte er seinen Adjutanten von Bülow ³⁾ nach Kuttenberg, der dann auch um 2 Uhr zurückkehrte mit der mündlichen Nachricht, der König werde am nächsten Morgen um 7 Uhr mit Brotvorrat, den er in den Dörfern aufgetrieben, bei dem Heere eintreffen. Bald nachher aber erschien, gleichfalls vom Könige gesendet, Oberstlieutenant Nechtländer; er brachte ein Bataillon Grenadiere, 800 Brote und einen Brief des Königs, datiert vom 16ten abends, aus dem Dorfe Gang hinter Kuttenberg. Derselbe teilte mit, er könne heute seine durch den langen Marsch ermüdeten Truppen ihm nicht mehr zuführen, er werde morgen kommen und 6- bis 8000 Brote mitbringen. Dann müsse man den Feind angreifen, wo immer sich derselbe befinde. Die Bagage wolle er am 18ten über Kolin hinter die Elbe schaffen lassen, woher man sie leicht würde haben können. Der Brief schloß:

„Ich verspreche mir, wosfern die Vorsehung nicht gegen uns ist, daß wir mit dem Feinde bequem werden fertig werden. Sie sehen indessen, daß wir recht hatten, zu marschieren, und daß eine Gelegenheit wie diese sich vielleicht nie wieder finden wird.“ ⁴⁾

Es ist erklärlich, wenn nachmals aus den Kreisen des Erbprinzen mit Beziehung auf diesen Brief die Nachricht hervorgegangen ist, der König habe gemeint, seinen Truppen am 17ten einen Ruhetag gönnen und erst am 18ten die Schlacht liefern zu können ⁵⁾; man kann diese Absicht allenfalls zwischen den Zeilen des Briefes lesen, in jedem Falle wenigstens die Überzeugung, daß

¹⁾ Mehr als 1000, sagt Schmettau a. a. D.

²⁾ Die Arrièregarde, das Regiment Schwerin und die Dragoner Rothenburgs haben um 2 Uhr des Nachts Chotusitz besetzt; Tagebuch des Regiments Schwerin in der Sammlung ungedr. Nachr. (ed. Naumann), S. 173.

³⁾ Derselben, der einst die Siegesnachricht von Mollwitz dem Könige überbracht hatte.

⁴⁾ Der Brief bei Orlich I, 426.

⁵⁾ So die Relation des Erbprinzen a. a. D., S. 85, und noch bestimmter die Relation Schmettaus bei Droyßen a. a. D., S. 262.

der Feind noch ungleich weiter zurück sei, als dies wirklich der Fall war, wie denn die Möglichkeit einer Offensive seitens der Oesterreicher gar nicht in Betracht gezogen ist.

Offenbar haben des Erbprinzen Botschaften des Königs Täuschung in diesem Punkte nicht zu heben vermocht; erst am Morgen des 17ten hat er auf den Höhen von Neuhof (nordöstlich von Kuttenberg) sich durch den Augenschein von der Sachlage überzeugt, die er dann jedenfalls nicht eben seinen Wünschen entsprechend gefunden hat.

Der König tadelt sich selbst darum, daß er nicht bei dem Gros des Heeres geblieben und einem anderen Offizier die Führung der Avantgarde überlassen hatte ¹⁾. In jedem Falle hat er sich infolge dessen darum gebracht, selbst den Schlachtplan entwerfen zu können. Er fand, als er am Morgen des 17. Mai mit den Truppen der Avantgarde eintraf, schon gegebene Verhältnisse vor, mit denen gerechnet werden mußte.

Der Erbprinz seinerseits mochte, als er jenen Brief des Königs in der Nacht zum 17. Mai erhielt, sehr weit davon entfernt sein, die Kampfesfreude und Siegeszuversicht, die jene Zeilen atmeten, zu teilen. Er hatte bereits im Dunkeln seinen ermüdeten Truppen ihre Stellungen anweisen müssen; und es mochte ihm wohl zweifelhaft sein, ob der Feind, den er sich so ungleich näher mußte, als der König annahm, ihm Zeit lassen würde, eine muster-gültige Aufstellung vorzunehmen.

Von Schlaf konnte für ihn in dieser Nacht nicht die Rede sein; als der Tag graute, war er bereits unterwegs, um die Stellungen zu revidieren, hatte auf einer Anhöhe am rechten Flügel an dem Czirkwitzer Teiche, welcher eine gewisse Umschau gewährte, einen Offizier zur Beobachtung aufgestellt und war, von da zurückreitend, erst bis Chotusitz gekommen (4 Uhr des Morgens), als ihn schon eine Botschaft von dem Anrücken feindlicher Kolonnen erreichte; jetzt wurden schnell alle Anstalten getroffen und von dem Czirkwitzer See an bis in die Nähe der Doubrawa in der Richtung des Kirchturms von Chotusitz eine Schlachtordnung formiert, in der mitteninne allerdings etwas auf links zu der Flecken Chotusitz lag.

Der feindliche Oberbefehlshaber war über die Stellung der Feinde nicht gut unterrichtet, obwohl seine Husaren am 16. Mai fortwährend die Preußen umschwärmt hatten, und als er am 16ten, abends 8 Uhr, von Konow gegen Czaslau aufbrach, erwartete er, gerade vor sich den Feind zu finden, der, wie er voraussetzte, am 17ten seinen Marsch weiter fortsetzen würde. Er wollte demselben nachziehen, dessen Nachhut angreifen und festhalten und so den auch von ihm ersehnten Kampf herbeiführen, von welchem er sich einen glücklichen Erfolg um so mehr versprach, als er die Truppenzahl der Preußen einigermaßen unterschätzte ²⁾. Daß er darauf rechnete, den Kampf bereits am 17ten zu bestehen, dafür spricht auch der Umstand, daß die Bagage in Konow zurückblieb.

¹⁾ Allerdings nur in der späteren Bearbeitung der *Histoire de mon temps*, p. 125, in der älteren Bearbeitung a. a. O., p. 262, begnügt er sich damit, die Verantwortung für die getroffenen Dispositionen zur Schlacht abzulehnen.

²⁾ Der König versichert (*Histoire de mon temps* [1746], p. 258), der Marschall Königsegg, in dem er den eigentlichen Leiter des österreichischen Heeres erblickt, habe die Stärke der Preußen auf nur 15000 veranschlagt.

Erst nach Mitternacht langten die Spitzen des Heeres in Czaslau an, und einzelne Kommandos, welche nun, jener vorgefaßten Meinung entsprechend, vorzugsweise in der Richtung auf Kuttenberg vorgeführt wurden, gewahrten dort die Truppen der preußischen Avantgarde und brachten die Kunde zurück, daß die feindlichen Truppen in der Nähe von Kuttenberg in Quartieren zerstreut lägen, Nachrichten, welche natürlich den Prinzen in seiner Meinung noch bekräftigten. Auch mit dem Anbruche des Morgens schwand die Täuschung noch nicht, da der nördlich von Czaslau sich hinziehende Höhenrücken die Stellung der preußischen Armee deckte; erst eine stärkere Rekognoszierung, welche am Morgen in der Richtung auf Czirkwitz ausgeführt wurde, brachte ins österreichische Hauptquartier Aufklärung über die Stellung des Feindes¹⁾. Es war dies jedenfalls die Kolonne, welche, wie wir anführten, um 4 Uhr des Morgens vom rechten Flügel der Preußen beobachtet wurde und hier das Signal gab, sich in Schlachtordnung zu setzen.

Jetzt also erst konnte man im österreichischen Lager darangehen, die Schlachtordnung zu formieren, und erst gegen 6 Uhr sah man die Kolonnen derselben herankommen. Ihr linker Flügel war natürlich, weil er den kürzeren Weg zurückzulegen hatte, schnell heran; der rechte, der sich wegen der Sümpfe an der Czaslama ganz östlich auf Wlaczitz, unfern der Doubrawa, dirigierte, brauchte wohl eine halbe Stunde länger.

Das österreichische Heer war dem preußischen an Zahl überlegen, es zählte einschließlich 1300 Kroaten (Warasdinern) etwa 17,800 Mann Infanterie und 10,200 Kavallerie, während die Preußen nur etwa 16,800 Mann Infanterie und 6,900 Kavallerie hatten²⁾.

Die Schlacht, die nun in den Morgenstunden des 17. Mai sich entspann, und welche von dem in dem preußischen Zentrum liegenden Chotusitz ihren Namen erhalten hat, gliedert sich naturgemäß in drei Akte, deren ersten der Reiterkampf auf dem linken österreichischen Flügel bildet. Dieser Kampf entbrannte eine halbe Stunde vor dem auf der anderen Seite, weil eben hier die Österreicher früher in den Bereich der preußischen Waffen kamen; der König, welcher mit seinen Truppen nach 7 Uhr eingetroffen war und die letzteren im zweiten Treffen eingeordnet hatte, billigte die Dispositionen des Erbprinzen durchweg. Dieser hatte die Günst, welche das Terrain auf dieser Seite den Preußen darbot, möglichst auszubenten gesucht. Hier nämlich, wo der ausgedehnte [heut nicht mehr vorhandene] Czirkwitzer Teich eine treffliche Deckung gewährte, wurden nicht nur auf einem an dem Teiche sich erhebenden Hügel 4 schwere Geschütze postiert, sondern man ließ auch 6 Schwadronen der Kavallerie dieses Flügels halbrechts umschwenken, um, von einer Anhöhe gedeckt, dem Feinde die Flanke abzugewinnen.

Es war dies ein glücklicher Schachzug, der in seinen Konsequenzen fast unvermeidlich der linken Flanke der heranrückenden Österreicher gefährlich werden mußte. Kurz vor acht Uhr begannen jene vier Geschütze auf dem Hügel ihr Feuer, und die fern wirkenden Geschosse dieser 12 resp. 24 Pfünder beunruhigten die auf der äußersten linken Flanke haltenden Husarenschwärme der

¹⁾ Österr. militär. Zeitschr. a. a. D., S. 160.

²⁾ Nach den motivierten Berechnungen bei Drossen a. a. D., S. 164—169 und 178—181.

Österreicher. „Ghe und bevor noch beide Armeen auf 2000 Schritt sich gegen einander näherten, wurde sich feindlicherseits schon bemühet, uns mit heftigen Kanonieren einzuheizen“, sagt der Bericht des Prinzen Karl darüber ¹⁾; und als nun die Kavallerie des ersten Treffens unter General v. Buddenbrock sich auf die feindliche Kavallerie warf und diese zugleich von jenen sechs hinter der Anhöhe hervorbrechenden Schwadronen in die Flanke genommen wurde, ward das erste österreichische Reitertreffen vollständig über den Haufen geworfen, und wenn gleich die Reiter des zweiten Treffens die aufgelösten Scharen Buddenbrocks zurückzutreiben vermochten, so traf dann auch sie wiederum ein heftiger Anprall des zweiten preußischen Reitertreffens unter dem kühnen Grafen Rothenburg, dem sie vollständig erlagen, so daß jetzt, wie ein Augenzeuge sagt, die österreichische Kavallerie nur noch einen verworrenen, ungeordneten Haufen bildete, in welchem man an 30 Standarten sah ²⁾, und aus dem viele über die zwei Steinbrücken der Gzaslawa ihr Heil in der Flucht suchten. Auch fünf Bataillone der Infanterie wurden hiermit aufgerollt, schon wankte die Ordnung der Infanterie; wäre es gelungen, die aufgelösten Reiter Scharen zu einem neuen Choc zu sammeln, oder wären hier noch einige frische Schwadronen zur Hand gewesen, man hätte hier wohl noch andere Resultate erzielen können. Aber der unsägliche durch diese Reiterkämpfe aufgewirbelte Staub verhinderte alle Übersicht, und den österreichischen Heerführern gelang es, einige Tausend Husaren aus der Reserve zusammenzubringen, welche vereint mit Bestandteilen der geschlagenen österreichischen Reiterei die preußische Kavallerie in Flanke und Rücken anfielen und sie in Unordnung und in ansehnlichen Verlust brachten ³⁾. Bis über Kuttenberg hinaus, rühmen die österreichischen Berichte, hätte man die preußische Kavallerie verfolgt; und jedenfalls büßte die preußische Kavallerie die errungenen Vorteile wieder ein. Allerdings wagten sich die österreichischen Husaren nirgends an die preußische Infanterie, ja sie stürmten selbst über das Schlachtfeld hinaus, so daß, als die Wolken auch des Staubes sich verzogen hatten, von der österreichischen Reiterei dieses Flügels nur wenige Schwadronen noch zu sehen waren, allerdings ebenso wenig von der preußischen, und die preußische Infanterie dieses Flügels fand freies Terrain vor sich um so mehr, da der Feind sich im ganzen nach rechts geschoben hatte. Denn die österreichischen Feldherren suchten indessen mit Ausbietung aller Kräfte die Entscheidung auf einem anderen Punkte, nämlich in dem Kampfe um Chotusitz.

Auf dieser Seite erfolgte der Zusammenstoß wegen der größeren Entfernung der kämpfenden Truppen eine halbe Stunde später als auf der anderen.

Die Österreicher waren, wie wir hören, in vier Kolonnen anmarschirt, und drei derselben waren, da gerade nördlich von Gzaslau der etwas sumpfige Grund der Gzaslawa das Vorrücken erschwerte, erheblich rechts gekommen, so daß sie den preußischen Beobachtern aus Butschitz nicht weit von der Doubrawa hervorzukommen schienen ⁴⁾. Hierin stimmen die Berichte ganz

¹⁾ Bei Droyßen a. a. O., Beil. I, S. 243.

²⁾ Bericht Schmettaus ebd., Beil. VII, S. 267.

³⁾ Dies bemerkt der König in Histoire de mon temps (1746), p. 260.

⁴⁾ „On vit la tête des 3 de leurs colonnes sortir de Butschitz.“ Bericht des Feldmarschalls Schmettau; bei Droyßen a. a. O., Beil. VI, S. 262.

über ein: Stille bezeichnet, um die Richtung anzugeben, die etwas nördlich aber gleichfalls nahe der Doubrawa gelegenen Dorfer Watschitz und Wojmany ¹⁾; in Schmettaus Berichte an den Kaiser heißt es, man habe preussischerseits erst am Morgen wahrgenommen, daß der Feind seine größte Stärke rechts von Chotusitz habe ²⁾, und des Erbprinzen Relation läßt eine Kolonne geradezu von der Doubrawa herkommen ³⁾. Bei dieser Marschrichtung der Österreicher mußten dieselben den preussischen linken Flügel, der noch recht weit von der Linie der Doubrawa endigte, sehr überflügeln. Andererseits aber wurde es auch für die Österreicher, als dieselben aus den Marschkolonnen sich in Schlachtordnung zu setzen versuchten, notwendig, sich enger aneinanderzuschließen, die von der Czaslawa östlich vorgegangenen Truppen mußten sich links, die westlich rechts schieben, und es ist doch anzunehmen, daß von den drei Kolonnen, welche ursprünglich von Czaslau aus nordöstlich marschiert waren, wenigstens zwei nachmals, nachdem sie aus der sumpfigen Niederung heraus waren, wieder über die dort südlich von Chotusitz weit nach Osten ausbiegende Czaslawa gegangen und auf deren linkem Ufer Aufstellung genommen haben. Von der östlich am weitesten bis an die Doubrawa gerückten Kolonne heißt es, dieselbe sei beim Beginn des Treffens noch nicht in die Schlachtlinie eingerückt gewesen und habe dann später die Preußen links überflügelt und in der Flanke angegriffen ⁴⁾.

Wir müssen also annehmen, daß sich die österreichische Schlachtordnung formiert hat, ohne jene östliche Kolonne, die von der Doubrawa herkam, abzuwarten, und daß diese letztere gleichsam ein detachiertes Corps darstellt, aus Infanterie und Kavallerie zusammengesetzt, welches zur Umgehung des Feindes bestimmt war. Hiernach scheint es also nicht richtig, wenn die Schlachtpläne uns die beiden Heere einander gegenüberstehend zeigen, so daß nach traditioneller Weise das Fußvolk in der Mitte in zwei Treffen postiert war, die Reiterei auf beiden Flügeln verteilt; vielmehr war von dem rechten österreichischen Flügel ein Teil noch im Anmarsche, als die Schlacht begann, und dieser letztere, Infanterie wie Kavallerie, ließ bei seinem Vorgehen das Gros der österreichischen Aufstellung einschließlich der die Flanke bedeckenden Kavallerie links von sich ⁵⁾.

1) Bei Drossen a. a. D., Weil. VIII, S. 274.

2) Ebd. Weil. VI, S. 263.

3) Bei [Seyffert], Lebensgeschichte Friedrichs des Andern, Weil. I, S. 86.

4) Des Erbprinzen Relation a. a. D., S. 88.

5) An der Stelle in des Erbprinzen Relation a. a. D., S. 88, welche die im Texte angegebene Auffassung stützt, fährt derselbe, nachdem er hier den Beginn des Kampfes und speziell auch den Reiterangriff der preussischen Regimenter Prinz Wilhelm und Alt-Waldau (der weiter unten im Text darzustellen sein wird) geschildert hat, fort: „Die feindliche Kolonne Infanterie, wovon oben Erwähnung gethan, daß sie noch so weit zurück und an der Doubrawa gewesen, hatte inzwischen den Marsch fortgesetzt und war über das gute Terrain, wo unser linker Flügel hätte stehen sollen, marschieret; weil nun selbige keine Resistenz gesunden, so war es ihr sehr leicht geworden, von rückwärts in den Fleden [Chotusitz] zu kommen. Während die mit dieser Kolonne kommende Kavallerie sich amüsierte, unser Lager zu plündern, drang die feindliche Infanterie durch den Fleden zwischen unsere Linien“ etc. Aus diesem Berichte geht mit Notwendigkeit hervor, daß, als der Reiterangriff der preussischen Regimenter Prinz Wilhelm und Alt-Waldau auf dem preussischen linken Flügel stattfand, ein Teil der österreichischen Infanterie und Kavallerie noch nicht heran

Dagegen war die westlichste Kolonne der Österreicher, vermutlich gleichfalls durch das sumpfige Terrain veranlaßt, zu weit nach links gekommen, noch im Anmarsche hat sie schon das Feuer jener schweren Geschütze auf dem Hügel am Czirkwitzer Teiche erreicht und sie bewogen, sich mehr rechts zu halten. Noch mehr rechts hat sie dann, wie wir sahen, jener Angriff der Kavallerie des rechten österreichischen Flügels gedrückt. Aber, wie wir wissen, hielt hier ein neuer Angriff einer großen Masse von österreichischen Husaren und Dragonern die Fortschritte der preussischen Kavallerie auf und erfüllte den ganzen Raum vor dem preussischen rechten Flügel mit wildem Tumulte und undurchdringlichen Staubwolken. Als der Staub sich gelegt, findet, wie Stille berichtet, die Infanterie des rechten preussischen Flügels keinen Feind mehr vor sich; dessen linker Flügel verlagert sich absolut, um alle Energie gegen die preussische Linke zu wenden ¹⁾. In der That hatte die österreichische Infanterie eine halbe Rechtschwenkung ausgeführt ²⁾, ein Manöver, welches dem Könige, wie es scheint, anfänglich nur als eine unruhige Bewegung, als ein Symptom der erschütterten Ordnung erschienen ist ³⁾.

Die Österreicher hatten hier, wenn auch nicht nach einem vorgefaßten künstlichen Plane, sondern unter dem Drange der Umstände und der Terrain-schwierigkeiten, mit dem Versagen ihres linken Flügels und der Halbrechtswendung etwas Ähnliches ausgeführt, wie Friedrich nachmals in größerem Stile mit seiner schrägen Schlachtordnung bei Leuthen, und zunächst in der That nicht ohne ein wenigstens vergleichbares Resultat; es war ihnen gelungen, eine gewaltige Übermacht auf einen Punkt der preussischen Schlachtreihe zu führen, wo dann thatsächlich ein Drittel der preussischen Armee gegen zwei Dritteile der österreichischen mit Aufbietung der letzten Kräfte zu ringen gehabt hat ⁴⁾, und zwar unter einer ganz besonderen Ungunst der örtlichen Verhältnisse.

Als der Erbprinz am 16. April seine Stellung nahm, war es bereits dunkel. Aber auch da sprang ihm jene schöne Deckung, welche der große (heut nicht mehr vorhandene) Czirkwitzer Teich seinem rechten Flügel gewährte, in die Augen, und offenbar hat ihn diese Rücksicht in erster Linie geleitet, und an dieser festhaltend hat er dann, so gut es eben gehen wollte, auch für den linken Flügel gesorgt. Es war dies nicht leicht; da die Doubrawa zu

war, und daß dieser letztere dann auf dem Terrain zwischen der Gaslawa und der Parkmauer von Schuschik, also mit Umgehung der preussischen linken Flanke, vorgegangen ist. Wir dürfen außerdem auch konstatieren, daß in keinem der verschiedenen Schlachtberichte sich Anführungen finden, welche den Angaben des kompetenten Berichterstatters, auf den wir uns hier berufen haben, widersprechen.

¹⁾ Bei Drossen, Beil. VIII, S. 278.

²⁾ „Toute l'infanterie de l'ennemi fit un demi tour à droite et vint attaquer le village de Chotusitz“, sagt der König in seiner Relation (Beifeß zum Militärwochenblatt 1875, Hft. X, S. 371), natürlich nicht ganz genau, da nur eben die Infanterie des linken Flügels der Österreicher diese Wendung zu machen hatte.

³⁾ Darauf glaube ich die Worte der Histoire de mon temps (1746), p. 260 beziehen zu müssen: „Pendant ce combat de cavallerie on apercevait un certain flottement et une incertitude dans la contenance de l'infanterie ennemie.“

⁴⁾ 12 der 33 preussischen Bataillone haben hier gekämpft; für die Schätzung der auf österreichischer Seite in den Kampf geführten Truppen giebt die graphische Darstellung in Beil. XII bei Drossen aus den österreichischen Verlustlisten eine gute Grundlage.

fern war, hatte der Erbprinz die Parkmauer des etwas zurückliegenden Schlosses Sehuschitz in Aussicht genommen, welche von dem Schlosse noch mehrere hundert Schritte nach Süden hin sich erstreckte, doch scheint es unzweifelhaft, daß er die Ausdehnung der Fläche zwischen dem östlichen Arme der Czaslawa und der Parkmauer, auf welcher er die Kavallerie des linken Flügels aufzustellen gedachte, zu gering angeschlagen hat ¹⁾.

Es würde somit, auch wenn des Erbprinzen Plan ganz strikt zur Ausführung gekommen wäre, hier eine Lücke geblieben sein ²⁾. Aber dieser Plan ward auch sonst insoweit modificiert, daß eine noch weitere Verkürzung der preussischen Schlachtlinie eintreten mußte.

Die Linie vom Czirkwitzer Teiche bis zu dem südlichsten Ende der Sehuschitzer Parkmauer, wie sie sich der Prinz für die preussische Schlachtordnung dachte, wurde fast rechtwinklig durchschnitten von der nord-südlich gerichteten Häuserreihe des Fleckens Chotusitz und dann von dem Wasserlaufe der Czaslawa, welche parallel den Häusern fließend gerade östlich von Chotusitz in zwei Arme gespalten eine langgestreckte Insel bildet, deren Anfang ein Stück südlich von Chotusitz, das Ende nordöstlich davon sich findet.

Es durfte nun wohl bedenklich erscheinen, daß hier die Lage von Chotusitz dazu nötigte, wenn man den Ort ganz in die Schlachtlinie hineinziehen wollte, ohne dabei der Deckung durch die Parkmauer von Sehuschitz verlustig zu gehen, in gewisser Weise hier einen ausspringenden Winkel zu bilden, der dann sich wie ein Schlüssel der preussischen Stellung nach außen darstellen und die Feinde zu einem Angriffe einladen konnte, während anderseits zu einem Schutze desselben weder die Örtlichkeit noch die strohgedeckten Hütten von Chotusitz etwas beitragen konnten, und zu irgendwelcher Befestigung sich doch keine Zeit finden lassen.

Die Deckung von Chotusitz hatte der Erbprinz so angeordnet, daß die beiden Bataillone Schwerin die beiden Seiten der über die Schlachtlinie südlich herausragenden Häuserreihen von Chotusitz besetzen sollten, und wie es scheint auch die beiden Bataillone Lamotte zu beiden Seiten des Fleckens postiert ³⁾, während sein Regiment auf der Czaslawa-Insel östlich des Fleckens vorgehen sollte. An diese sollte sich dann die Kavallerie des linken Flügels, die 20 Schwadronen Bayreuth-Drägoner, Dredow, Alt-Waldau und Prinz Wilhelm anschließen. In diesem Sinne, versichert Prinz Leopold, den hier kommandierenden General v. Zeeke wiederholt instruiert zu haben.

Anderseits müssen wir uns nun aber erinnern, daß der Erbprinz am 18. Mai, früh um 4 Uhr, als er auf dem Wege, die definitiven Aufstellungen

¹⁾ Nach Droysen (Schlacht bei Chotusitz) a. a. O., S. 202, der die Entfernung selbst abgemessen hat.

²⁾ Der König meint (Histoire de mon temps [1746], p. 262), der Erbprinz hätte die linke Flanke am besten dadurch geschützt, daß er ein Bataillon Infanterie in den Park von Sehuschitz gelegt hätte, welches durch die Mauer gedeckt, durch sein Feuer recht wohl jede Überflügelung hätte verhüten können. Doch bemerkt hiergegen der Militärschriftsteller Berenhorst, seinen Halbbruder verteidigend (B. war ein natürlicher Sohn des alten Dessauers), da die Mauer doch über Mannshöhe gewesen, hätte man erst dieselbe halb abtragen oder Gerüste bauen müssen, wozu doch unter allen Umständen die Zeit mangelte. Aus dem Nachlasse Berenhorsts *Ō. 1746* I, 90.

³⁾ Droysen (Schlacht bei Chotusitz), S. 200.

zu veranlassen, vom rechten Flügel bis nach Chotusitz gekommen war, durch die Kunde, es rüde eine feindliche Kolonne gegen den rechten Flügel vor, auf diesen zurückgerufen worden war, wo er dann selbst jene Beobachtung bestätigt fand. Wie wir wissen, täuschte er sich hierin, es war noch nicht die feindliche Armee, die anrückte, sondern nur eine zur Rekognoscierung gegen Czirkwitz vorgeschickte Abtheilung; aber jedenfalls hat der Erbprinz noch unter dem Eindrucke dieser Täuschung gestanden, als er, nachdem er den rechten Flügel geordnet, nach Chotusitz zurückkehrte, und eben deshalb erscheinen hier auf dem linken Flügel seine Anordnungen als etwas in Eile und sehr summarisch gegeben; und der Befehlshaber des linken Flügels, General v. Zetse, hat auf das bestimmteste in Abrede gestellt, den Befehl, vier ganze Bataillone östlich von Chotusitz aufzustellen, erhalten zu haben ¹⁾. Jedenfalls hat der General weder jenen Instruktionen entsprechend gehandelt, noch auch ins Hauptquartier gemeldet, daß und weshalb er anders handeln mußte. Er hat möglicherweise schon auf Grund der erkennbaren Absichten des Feindes für die Verteidigung von Chotusitz besser sorgen zu müssen geglaubt und außer dem Regimente Schwerin, welches bereits vom Prinzen zur Verteidigung dieses Ortes bestimmt war, nun noch drei jener erwähnten vier Bataillone 30 Schritt vor dem Flecken aufgestellt ²⁾, so daß statt vier nur noch ein Bataillon links von Chotusitz zu stehen kam und die Front so sehr erheblich verkürzt wurde. Da nun ohnehin die Entfernung von Chotusitz bis zur Schuschißer Parkmauer vom Erbprinzen unterschätzt worden war, so blieb jetzt, nachdem die Kavallerie dieses linken Flügels um so viel hatte rechtshin anschließen müssen, eine große Lücke zwischen der Flanke und der Parkmauer von Schuschiß offen, welche die Gefahr einer Ueberflügelung sehr ernst erscheinen ließ, um so mehr, da ohnehin die sumpfige Region an den Ufern des kleinen Flusses der Czaslava, die zwischen Czaslau und Chotusitz fließt, die Österreicher weiter nach rechts drängte.

Aber noch ein anderer wesentlicher Mangelstand entsprang aus jener Anordnung Zetse's. Die preussische Kavallerie des linken Flügels, die nun erheblich näher an Chotusitz zu rücken hatte, brachte hier die Beschaffenheit des Terrains in eine ganz ausnehmend ungünstige Lage. Dieselbe kam nämlich jetzt in die Gegend, wo die beiden Wasserarme der Czaslava jede Bewegung hemmten, und wo es allerdings fast hoffnungslos scheinen mochte, 20 Schwadronen Reiterei zu postieren. Mit den Versuchen, hier eine Aufstellung zu finden, verging eine kostbare Zeit, und die feindliche Kavallerie kam früher heran.

Es muß hier etwas tumultuarisch zugegangen sein, wenigstens haben die beiden Reiterregimenter Prinz Wilhelm und Alt-Waldau, welche nach der Ordre de bataille ihren Platz auf dem äußersten linken Flügel haben sollten, an einer Stelle, wo man es nicht vermuten würde, vorzukommen gesucht, nämlich durch und dicht neben Chotusitz. Als dieselben dann hier nach links auf den

¹⁾ Droysen a. a. O., S. 200, erhebt sehr begründete Zweifel, ob der Prinz seine Anordnungen ganz so, wie er es später angegeben, getroffen habe.

²⁾ Diese Distanz wird bestimmt in dem Schreiben des noch weiter zu erwähnenden Feldpredigers Segebart von einem der hier in Frage kommenden Regimenter Prinz Leopold vom 24. Mai 1742 angeführt. Der Brief ist angeschlossen an sein Tagebuch ed. Fickert (Breslau 1849), S. 61.

zwei vorhandenen Brücken die beiden Arme der Czaslawa passiert hatten ¹⁾, fanden sie auch bereits feindliche Kavallerie vor sich.

Ihnen stand nicht die ganze österreichische Kavallerie des rechten Flügels gegenüber, da, wie wir wissen, ein Teil derselben bei der östlichsten von der Doubrawa herkommenden und noch etwas zurückgebliebenen Angriffskolonne sich befand. Offenbar trennte hier die Czaslawa die österreichische Infanterie des rechten Flügels von ihrer Reiterei, welche letztere auf dem rechten Ufer vorging.

Ohne Zaudern warfen sich nun die preussischen Kürassiere in heftigem Angriff auf das nächste dieser Regimenter, die Kürassiere von Lubomirsky durchbrachen diese und ebenso das am östlichsten stehende Regiment Palsy, vom zweiten Treffen ²⁾, und so immer am rechten Ufer der Czaslawa fort-

¹⁾ Die Frage, ob die beiden Kürassierregimenter, die, wie der König selbst an giebt (*Histoire de mon temps* [1746], p. 261), auf zwei Brücken über die Czaslawa gegangen sind, hierbei vom rechten auf das linke Ufer gekommen sind, oder umgekehrt, und ob dann auch der im Texte zu schildernde Ritt dieser beiden Regimenter auf dem rechten oder linken Ufer stattgefunden hat, ist doch von gewisser Bedeutung für die ganze Beurteilung der Schlacht. Die beiden Brücken liegen auch nach Droyfens Pläne so, daß aus der Mitte der Häuserreihe von Chotusitz eine Seitengasse nach Osten an die Czaslawa führt und diese dann durch eine Brücke überseht. Quer durch die Insel führt dann die Straße nach Druhanitz, Blaczitz und Sbislaw zur Doubrawa und überschreitet den östlichen Arm der Czaslawa südöstlich von der ersten Brücke. Bei solcher Beschaffenheit der Ortschaft ist es schwer, aber zu denken, als daß die Reiter, die doch gegen den Feind vorwolteten, von Chotusitz aus südöstlich über die Insel und die beiden Brücken auf der Straße vorgegangen sind. Das Entgegengesetzte, wenn die Regimenter erst an dem östlichen Arme der Czaslawa hinauf, dann über die Brücke und nordwestlich über die zweite Brücke nach Chotusitz und dann wiederum südöstlich an dem anderen Arme des Flusses herab ihren Weg genommen hätten, wäre in der That um so wunderlicher, da ihnen ja für diesen Zweck am Nordende von Chotusitz an einer Stelle, wo die zwei Arme des Flusses schon wieder zusammengekommen sind, eine Brücke zur Verfügung stand. Aber auch abgesehen davon, können wir uns kaum vorstellen, daß die Kavallerieregimenter, welche nach der *Ordre de bataille* auf dem äußersten linken Flügel der Preußen ihren Platz haben und entlang der Parkmauer von Sebuschitz vorgehen sollten, nun so ein gewaltiges Stück weiter rechts davon gar auf dem linken westlichen Ufer der Czaslawa sich ihren Weg hätten suchen wollen. Und fanden diese Regimenter wirklich auf dem linken Ufer der Czaslawa die Kavallerie des österreichischen rechten Flügels, dann ward deren Schlachtreihe auf dieser Seite von der preussischen überragt, während, wie wir sehen, verschiedene Berichte umgekehrt von einer Überrückung der Preußen auf dieser Seite sprechen. — Wenn Droyfen (a. a. D., S. 205 u. 206) zu seiner abweichenden Annahme so gekommen ist, daß er „von der Stelle, wo die Spitze des linken österreichischen Flügels angegriffen wurde“ (ob sich derselbe dann wohl so genau fixieren läßt?), nach rechts zu die Distanzen berechnet und gefunden hat, daß von da bis zur Czaslawa noch etwa 4000 Schritte wären, eine Distanz, die 15–16 Bataillone nicht ausgefüllt hätten, so läßt sich dagegen geltend machen, einmal, daß, wie wir bereits anführten, die österreichische linke Kolonne nur mißverständlich so weit links gekommen sein kann und notwendigerweise, um die Halbrechtswendung ausführen zu können, ohne in das preussische Feuer zu kommen, weiter rechts und rückwärts sich gezogen haben muß, und ferner, daß die ganze Berechnung doch wohl erschüttert wird durch die Wahrnehmung, wie die preussische Schlachtordnung, die notorisch an dem Czirkowitzer Teiche anfing, also erheblich westlich von jener Stelle, von der Droyfen aus rechnet, mit weniger Bataillonen als die Österreicher und der traditionellen engeren Aufstellungsweise doch den ganzen Raum bis ein Stück über die Czaslawa hinaus hat ausfüllen können.

²⁾ Droyfen a. a. D., S. 206.

stürmend, fanden sie dann einige Bataillone Kroaten vor sich, die zur Reserve gehört hatten, und da das Terrain jenseits der Gzaslawa durch den konzentrierten Angriff auf Chotusitz eng geworden war, die Gzaslawa noch nicht hatten überschreiten können und jetzt auf deren rechter Seite vorgingen. Unter diesen richteten die preußischen Reiter ein großes Blutbad an ¹⁾. Sie befanden sich jetzt im Rücken der feindlichen Stellung; aber es ward für sie nun in hohem Maße schwierig, wieder zu ihrem Heere zu kommen. Schon hatte der kühne Ritt große Opfer gekostet; hinter ihnen tobte der Kampf um Chotusitz, und sich nach dieser Seite hin den Rückweg zu bahnen, mußte um so gefährlicher erscheinen, als sie dann hätten fürchten müssen, von der inzwischen von der Dubrawa her vorrückenden östlichsten Angriffskolonne der österreichischen Infanterie in der Flanke angegriffen zu werden. So wandten sich die Reiter dann lieber nach der anderen Seite, überschritten die Gzaslawa wahrscheinlich auf der vielleicht 2000 Schritt nördlich von Gzaslau sich vorfindenden Brücke, ordneten sich zu einem neuen Angriffe und unternahmen es, in der Richtung des linken preußischen Flügels die österreichische Front in ihren beiden Treffen von hinten zu durchbrechen; der Choc trug zunächst das Regiment Wettes, das zweite von der linken Flanke des zweiten Treffens ²⁾, und sein großer Verlust, Tote und Verwundete in Summa 292, zeigt, wie furchtbar der Ansturm gewesen. Von da erreichen diese allerdings arg decimierten Schwadronen den rechten preußischen Flügel, hinter welchem sie sich aufs neue ordnen. Daß sie von der zurückgebogenen linken Flanke der Österreicher bis zum rechten preußischen Flügel gelangen, ohne daß wir von weiteren Kämpfen, die sie hier noch zu bestehen gehabt hätten, etwas erfahren, drängt uns zu dem Schlusse, daß dies zu der Zeit erfolgt sei, wo schließlich fast die gesamte Kavallerie beider Teile auf dieser Seite sich zerstreut hatte und faktisch vom Kampfplatze verschwunden war ³⁾. Die beiden Regimenter hatten, Alt-Waldau 316, Prinz Wilhelm 421 von je 500 Mann bei dem furchtbaren Ritte eingebüßt, und das Schlimmste war, daß dieser Heldennut im Grunde vergebens angewendet worden war, insofern das Endresultat doch schließlich das war, daß auf dem Punkte, gegen den sich die Hauptmacht des Feindes wendete, dem preußischen linken Flügel, zwei Reiter-

¹⁾ Stille bei Drossen, S. 278.

²⁾ Stille, S. 279 versichert, hier selbst Augenzeuge gewesen zu sein: das Regiment Wettes nennt der König in seinen Memoiren (1746), S. 261.

³⁾ Wollte man annehmen, es sei dies doch früher erfolgt, also etwa nach der Niederlage der österreichischen Kavallerie des linken Flügels, so könnte nicht wohl bei Gelegenheit des großen Husarenangriffs, zu welchem man sich dann österreichischerseits auf diesem Flügel aufrüstete, preußischerseits nur eine Schwadron Kavallerie noch auf dem rechten preußischen Flügel gehalten haben (Schmettau, S. 263), denn wie reduziert auch jene 10 Schwadronen waren, sie hätten doch bei solchem Anlaß einem neuen Kampfe sich nicht entzogen. Trifft aber unsere Zeitbestimmung zu, so muß dann auch die Drossensche Kombination (S. 207), wonach die schwere preußische Reiterei, welche nach dem Berichte des Husarenmajors Lewitz (Neumanns, Sammlung ungedr. Nachr. I, 150. 151) zurückjagend die preußischen Bronitowskischen Husaren, gerade als dieselben in das Regiment Thübingen (dem letzten der linken Flanke des österreichischen Treffens), dessen Quarrée sie gesprengt, einzubauen dabei waren, mit ihren größeren Pferden mit fortgerissen hätten, jene Kürassierschwadronen gewesen wären, notwendig aufgegeben werden. Denn dies Begebnis muß vor dem großen Husarenangriffe der Österreicher erfolgt sein.

regimenter fehlten. Hier wendete sich denn in der That der Kampf sehr zu Ungunsten der Preußen: die hier noch übrigen 10 Schwadronen des ersten Treffens wurden von der feindlichen Kavallerie „durch und um den Flecken Chotusitz zurückgetrieben“¹⁾ und auch von der des zweiten Treffens, welche noch nicht vollständig rangiert war, ein Teil in Unordnung gebracht und geworfen. Zugleich aber wurden nun die vor Chotusitz vorgeschobenen Regimenter Schwerin und Lamotte in der Front von 8 Bataillonen angegriffen, welche sich auch ihrer Regimentsgeschütze mit großem Erfolge bedienten. Die Situation ward um so kritischer, als inzwischen auch das mit einem Bataillon Lamotte links von Chotusitz stehende Regiment Prinz Leopold, von seiner Kavallerie verlassen, sich in schwerster Not befand, so daß der Erbprinz das zweite Bataillon vom Regimente Schwerin diesem zur Unterstützung sandte²⁾ und dafür aus dem zweiten Treffen ein Bataillon Vord einrücken ließ. Aber auch dies genügte noch nicht, da die steigende Bedrängnis der linken Flanke auch das zweite Bataillon Schwerin etwas nach links drängte, und zwischen dieses und das Bataillon Vord schob sich aus dem zweiten Treffen das erste Bataillon Holstein ein³⁾. Die 4 Bataillone Lamotte, Vord, Holstein, Schwerin haben nun ihren Posten vor Chotusitz⁴⁾ mit größter Bravour verteidigt, wemgleich der Befehlshaber jenes ersten Bataillons Holstein eingesteht, das furchtbare Feuer der feindlichen Grenadiere habe zweimal seine Leute zum Wanken gebracht, so daß er zweimal die Fahne ergreifen und durch Zusprechen sie wieder habe „zustande bringen müssen.“⁵⁾

Ungleich schlimmer aber erging es nun den vier Bataillonen, welche vom südlichen Ende von Chotusitz an die Flanke bildeten (nach links zu gerechnet 1 Bataillon Schwerin, 1 Lamotte, 2 Prinz Leopold); das letztere derselben (Prinz Leopold) von seiner Kavallerie verlassen, konnte jetzt von den feindlichen Reitern in der Flanke gefaßt werden⁶⁾, während zugleich von der Front ein übermächtiger Infanterieangriff erfolgte.

Nun wich das Regiment Prinz Leopold und bald auch die danebenstehenden beiden Bataillone von Schwerin und Lamotte durch den Flecken Chotusitz zurück, in welchem es zwischen ihnen und den unmittelbar nachdrängenden Feinden⁷⁾ zu einem wütenden Handgemenge kam. Dasselbe endigte um so mehr zu Ungunsten der Preußen, da diese auch aus den Häusern des Dorfes Feuer empfangen, in welches sich einerseits Kroaten von jener durch die preussischen Kürassiere so übel zugerichteten Schar am rechten Ufer der Czaslawa abwärts eingeschlichen hatten und anderseits auch reguläre Infan-

1) So des Erbprinzen Relation a. a. D., S. 88, an die man sich, was die Vorgänge auf dem preussischen linken Flügel anbetrifft, vornehmlich zu halten hat.

2) Schmettaus Relation an den Kaiser; bei Droysen a. a. D., Beil. VI, S. 261.

3) Rapport des Majors v. Kalnein vom Regiment Holstein in den archivalischen Beilagen am Schluß dieses Werkes.

4) „so kurz hinter mich lag“, schreibt Kalnein.

5) Kalnein a. a. D.

6) „Quelques escadrons de l'ennemi trouvèrent moyen de prendre en flanc notre infanterie de l'aile gauche“; Schlachtbericht des Königs (Militärwochenblatt 1875, Beiheft S. 362, auch Histoire de mon temps (1746), p. 261.

7) Seegebart a. a. D., S. 65: „Als unser Regiment sich retririerte und zum Teil mit feindlicher Artillerie und Grenadiers vermischt war“ zc.

terie von jener östlichsten österreichischen Kolonne, die jetzt hier in Aktion trat ¹⁾ und hinter der siegreichen Kavallerie her über die Insel von Osten her einbrang ²⁾).

Bald war der Flecken Chotusitz für die Preußen verloren, nur in den letzten nach Westen gelegenen Häusern hielten sich noch Mannschaften des zweiten Bataillons Schwerins tapfer feuernd ³⁾. Ihnen zur Hilfe machte jetzt das zweite Treffen eine neue Anstrengung, und Generalmajor v. Wedell führte das zweite Bataillon Holstein nach Chotusitz hinein ⁴⁾, und zu seiner Linken ging die letzte Reserve von Kavallerie, die auf dem linken Flügel disponibel war, vor, nämlich die Dragoner von Werdeck ⁵⁾. Aber diese wurden von einem lebhaften Feuer aus den Häusern von Chotusitz und durch österreichische Infanterie, die in Gräbenrändern Deckung gefunden hatte, empfangen und zur Umkehr gezwungen; ihr tapferer Führer fand den Tod. Und auch das zweite Bataillon Holstein konnte in dem Flecken um so weniger etwas ausrichten, als der Feind schon um jene, wie bereits erwähnt, in den letzten Häusern sich noch haltenden Preußen zu vertreiben, dieselben angepackt hatte, wo dann die Blut an den Strohdächern bequeme Nahrung findend, sich schnell weiter verbreitete und bald beide Häuserreihen des Fleckens ergriffen hatte.

Wohl wichen die Preußen jetzt, um sich erst hinter dem Flecken wieder zu setzen, aber auch dem Vordringen der Österreicher stellten die Flammen auf der für die Preußen gefährlichsten Stelle unüberwindliche Schranken entgegen. Das aus dem brennenden Flecken gleichfalls zurückgedrängte zweite Bataillon Holstein setzte draußen, die rechte Flanke an jenen gelehnt, den Kampf fort, furchtbar ringend mit der Übermacht der Feinde, welche, anderwärts durch die Flammen von Chotusitz gehemmt, nun an dieser Stelle mit äußerster Anstrengung vorzukommen und sich zwischen die beiden Treffen der Preußen hineinzuschieben suchten, und denen hier dies kleine Häuflein, zum Hafen zurückgebogen, den Weg versperrte. Wohl war es ein Glück, daß die Kavallerie jener östlichsten österreichischen Kolonne sich durch kein Zureden der Offiziere abhalten ließ ⁶⁾, sich auf die Bagage der Preußen zu werfen und diese zu plündern, aber auch die Infanterie dieser Kolonne reichte hin, das Bataillon auf das schwerste zu bedrängen.

Dasfelbe ist in diesem Kampfe so decimiert worden, daß es der König

¹⁾ Relation des Erbprinzen a. a. D., S. 79.

²⁾ Daß sich Kroaten in Chotusitz festgesetzt, berichtet Stille bei Droysen Beil. VIII, S. 282; daß österreichische Infanterie hinter ihrer Kavallerie her nach Chotusitz vorgebrungen sei, erzählt auch der König in seinem Schlachtberichte, Militärwochenblatt 1875, S. 362.

³⁾ Tagebuch des Regimentes in der Sammlung ungedr. Nachr., S. 174.

⁴⁾ Daß das zweite Bataillon Holstein direkt nach Chotusitz hineingeschickt wurde, sagt Kalnein in seinem mehrfach angeführten Berichte ausdrücklich.

⁵⁾ Ob noch alle 10 Schwadronen disponibel waren, ist zweifelhaft.

⁶⁾ Wie der Herzog Karl in seiner Relation klagt; bei Droysen a. a. D., Beil. I, S. 243. Über die merkwürdigen Widersprüche bezüglich der Angaben über die Deckung der Bagage, wo der Cabinettsrat Eichel klagt, er wäre beinahe gefangen worden, „da anfangs bei der Bagage keine Bedeckung gewesen“, während der König tadelt, daß in dieser Schlacht die besten Soldaten bei der Bagage gewesen, vgl. Droysen a. a. D., S. 232.

nach der Schlacht zunächst ganz aus dem Feldetat gesetzt hat; seine Fahne ging, nachdem die Stange zweimal entzweigeschossen und der Korporal, dem ihre Bewachung anvertraut, getötet war, verloren ¹⁾. Endlich wich es zurück, ihm nach drangen österreichische Grenadiere wirklich in den Raum zwischen beiden preussischen Treffen ²⁾. Da rafft General Schwab noch einmal das, was von den schwer mitgenommenen Regimentern Prinz Leopold und Lamotte übrig war, zusammen und treibt den Feind mit dem Bajonette zurück ³⁾. Bei dieser Gelegenheit war es, wo der Feldprediger des Regiments Prinz Leopold, Seegebart, sich um die Sammlung der Truppen und ihre Anfeuerung große, auch vom Könige und dem Erbprinzen anerkannte Verdienste erworben hat. Auf einem kleinen Fuchse reitend, hatte der tapfere Mann das furchtbare Dampfgeschwühl in und bei dem Flecken Chotusitz, „wo die Kugeln ihm so dicht um den Kopf flogen, als wenn man in einem Schwarme tausender Mücken stehet“, durchgemacht, und seiner bekannten Stimme folgten die Soldaten willig zu neuen Anstrengungen und neuen Gefahren ⁴⁾.

Da jetzt auch das, was von dem linken Flügel des zweiten Treffens noch disponibel war, tapfer eingriff, und anderseits doch auch der Zusammenhalt und die gegenseitige Unterstützung auf Seiten der Oesterreicher durch den Brand von Chotusitz gestört und beeinträchtigt wurde, so kam hier das Gefecht zum Stehen, und noch eine Zeit lang ⁵⁾ ward hier ohne durchgreifendes Resultat ein Feuergefecht durchgeführt, bis die Entscheidung von einem anderen Punkte herkam.

Noch stand, während der linke preussische Flügel stundenlang furchtbar gegen die Übermacht zu ringen hatte, das preussische Centrum und der rechte Flügel ganz müthig: man war, wie es heißt, vorgegangen, hatte aber den

1) Kalnein a. a. D.

2) Relation des Erbprinzen a. a. D., S. 89.

3) Erbprinz Leopold a. a. D., S. 84.

4) Seegebarts Schreiben vom 24. Mai in seinem Tagebuche ed. Fickert, S. 63 ff. Die Verdienste des tapfern Geistlichen sind auch anderweitig beglaubigt; sonst könnte man vielleicht stutzig werden, wenn man in seinem Berichte, S. 66: liest: „Die Kavallerie so ich gesammelt, und die sogleich auf meine Vorstellung zu agieren anfang, ist über 20 Esquadrons gewesen.“ Ob übrigens bei jenem unbekanntem jungen Mann, der, wie man sich im Publikum erzählte, sich an die Spitze einiger Schwadronen gesetzt und dort mit großer Bravour getämpft habe, und nach welchem sich Jordan bei dem Könige selbst erkundigt (Oeuvres de Fr. XVII, 212), an Seegebart gedacht werden muß, wie der Herausgeber jener Briefe in seiner Note dazu annimmt, scheint doch noch zweifelhaft. Mitgetämpft hat Seegebart doch nicht, auch nicht die Reiter gegen den Feind geführt, sondern die Soldaten nur angefeuert. Warum sollte da der König nicht recht haben, wenn er in seiner Antwort auf jenen Brief Jordans bemerkt, zu jener Sage habe wahrscheinlich das Verhalten eines Postmeisters Veranlassung gegeben, dem es sicherer erschienen sei, mitzutämpfen, als allein bei den Equipagen zu bleiben? (Oeuvres l. c., p. 218.) Der König hat aller Wahrscheinlichkeit nach bei jener Frage Jordans gar nicht an den Feldprediger gedacht, und es geschieht ihm sicherlich großes Unrecht, wenn man, wie dies neuerdings in einer vielgelesenen Zeitschrift geschehen ist, die Sache so darstellt, als habe er Seegebart seine bei dieser Gelegenheit erworbenen Lorbeeren nicht gönnen mögen.

5) Seegebart, S. 63 giebt an, daß nach dem erneuten Angriffe seines Regiments (Prinz Leopold), den er allerdings ungenauweise mit dem In-Brand-schaden von Chotusitz gleichzeitig anzunehmen scheint, das Feuer von beiden Seiten wohl noch 1½ Stunde gedauert habe.

Feind nicht erreichen können, der sich auf dieser Seite absolut versagte ¹⁾. Als nun jetzt die Österreicher auf eine kleine Anhöhe vor dem Flecken einige Geschütze auffahren ließen, deren Kugeln einen Teil der preussischen Schlachordnung erreichten ²⁾, führte der König die 8 Bataillone seines rechten Flügels mit einer Halblinkschwenkung direkt gegen jene Kanonen vor, ihre 16 Bataillonsgeschütze voran. Es erfolgte dies um die Mittagsstunde ³⁾.

Diese Bewegung führte die Entscheidung herbei. Eine Terrainwelle entzieht das Vorgehen zunächst den Blicken der Feinde. Um so größer ist deren Schrecken, als die Linien der Preußen nun auf der Anhöhe erscheinen und die ersten Kanonenkugeln von links her in die Reihen der noch immer gegen Chotusitz andrängenden Österreicher einschlagen. Deren Reihen weichen nach Osten hin, und ihre Heerführer müssen erwägen, daß zu ihrer Rechten die Sümpfe der Gzaslawa ⁴⁾ liegen, in welche sie der neue Flankenangriff zu drängen droht.

„So entübrigte dann“, wie des Prinzen von Lothringen Relation es ausdrückt, „kein anderes Mittel, als den Wahlplatz zu verlassen und bis über den Bach hinter Gzaslau zurückzuziehen“; und bald auch noch weiter, in guter Ordnung, wie man österreichischerseits versichert, während die preussischen Berichte von Auflösung und Flucht sprechen. Letzteres doch wohl kaum ganz mit Recht, da sonst die Siegestrophäen der Preußen weniger spärlich hätten ausfallen müssen. In der That beschränkten sich dieselben auf 18 Kanonen und eine Haubitze; von Fahnen und Standarten scheinen die Österreicher in der That wenig oder gar keine verloren zu haben ⁵⁾, und wenn der König dies dadurch erklärt ⁶⁾, daß die Österreicher ihre Standarten vorsichtig vor der Schlacht an einen sichereren Ort zurückgeschickt hätten, so fügt bereits Stille, indem er dasselbe als Gerücht noch anführt, hinzu, er könne das kaum

¹⁾ Stille bei Drossen, Weil. VIII, S. 278.

²⁾ Stille a. a. O., S. 283. Der Verlust, den diese Kanonen dem preussischen Zentrum beigebracht haben, war nicht groß. Das Regiment Bayern, welches zunächst an den linken Flügel stieß, hat in Summa 42 Tote oder Verwundete.

³⁾ Der Herzog von Lothringen gibt als den Zeitpunkt, wo er den Kampf abgebrochen habe, die Mittagsstunde an (Weil. I bei Drossen, S. 244), und auch Seegebart (S. 63) berichtet, daß die Schlacht um halb 1 Uhr vorbei gewesen sei. Ich möchte das der Angabe Stilles (bei Drossen, Weil. VIII, S. 283), welcher um 11 Uhr annimmt, vorziehen, wengleich auch der König in der *Histoire de mon temps* (1746), p. 262 den Kampf nur drei Stunden dauern läßt. In derartigen Einzelheiten ist die letztere doch lange nach den Ereignissen abgefaßten Darstellung nicht ganz genau, und wenn derselbe (S. 261) erzählt, er habe zu dem entscheidenden Vorgehen seines rechten Flügels den Moment erfaßt, wo die Österreicher Chotusitz in Brand gesteckt, so steht dem die auf S. 259, Anm. 5 angeführte Angabe Seegebarts entgegen, daß nach diesem Momente das Feuergefecht noch 1½ Stunde gedauert habe, aber auch der oft citierte Bericht des Majors Kalnein zeigt in seinen Einzelheiten deutlich, daß der verlustvolle Kampf des zweiten Bataillons Hospitars erst nach dem Brande von Chotusitz erfolgt ist. Auf der anderen Seite wird man daran festhalten dürfen, daß, nachdem der König den rechten preussischen Flügel vorführt, der Kampf auch schnell mit dem Rückzuge der Österreicher sein Ende gefunden hat.

⁴⁾ „se trouvant acculés à la Dobrawa“, schreibt der König a. a. O., man aber offenbar die Gzaslawa.

⁵⁾ Stille bei Drossen a. a. O., Weil. VIII, S. 284.

⁶⁾ *Histoire de mon temps* (1746), p. 261.

glauben ¹⁾, und Schmettau versichert bei dem ersten Angriffe des preußischen rechten Flügels an 30 österreichische Standarten auf einem Haufen zusammen gesehen zu haben ²⁾. Die Anzahl der österreichischen Kriegsgefangenen beziffert der König auf 1200 ³⁾, und schon die ungewöhnlich große Anzahl der in den österreichischen Verlustlisten als „vermißt“ Bezeichneten (über 3000) läßt sie nicht allzu niedrig veranschlagen ⁴⁾, nachher bei dem Rückzuge der Österreicher ist deren Heer namentlich durch Desertion arg zusammengeschnitten. Dagegen erscheint gewiß, daß die Österreicher zwei preußische Fahnen und namentlich mehrere Standarten (ihre Berichte geben 14 an) aus der Schlacht gerettet haben, und gewiß ist, daß sie bei der Auswechslung der Gefangenen 650 Mann ausgeliefert haben ⁵⁾.

Was den Gesamtverlust beider Heere an Toten, Verwundeten und Vermißten anbetrifft, so ergibt sich für die Österreicher die Zahl 6212, für die Preußen 4757; dagegen stehen, wenn wir, von den Vermißten absehend, nur die Toten und Verwundeten in Betracht ziehen, die Preußen mit 4033 Mann den Österreichern mit 2919 gegenüber. Von diesen Verlusten trägt auf österreichischer Seite die Infanterie fast $\frac{5}{6}$, auf preußischer nur die Hälfte; bei jenen fällt auch die große Anzahl von Offizieren auf (131 auf 2472), bei diesen zeigt es sich recht deutlich, wie sehr die 12 Bataillone des linken Flügels die Wucht des Kampfes fast allein zu tragen gehabt haben. Von den 1926 Mann an Toten und Verwundeten, welche die preußische Infanterie zählt, entfallen auf diese 12 Bataillone an 1800 Mann also 93 % ⁶⁾.

Von höheren Offizieren waren gefallen der Generalmajor v. Werdeck, die Obersten v. Malzahn, Bismarck, Korzleisch und Major v. Schönning und nahe an 50 Offiziere verwundet, unter ihnen auch General v. Wedell, der in

1) A. a. O.

2) Bei Droyßen, Beil. VII, S. 267.

3) A. a. O.

4) Die Verlustberechnung bei Droyßen, S. 229 ff.

5) Wie Eichel unter dem 9. Juni „auf Ehre und Gewissen“ versichert, meist Blessirte.

6) Die Angaben des Feldpredigers Seegebart (S. 64) über die Verluste seines Regiments (Prinz Leopold) bekämpft Droyßen a. a. O., S. 179 mit gewichtigen Gründen, nämlich mit Hinweisung auf die amtlichen Verlustlisten. Doch bleibt hier einiges auffallend: Seegebart giebt an, die Rekruten, welche man für sein Regiment aus Böhmen eingestellt habe, seien während der Aktion fast alle fortgelaufen, während die Verlustlisten versichern, daß dieses Regiment durch Desertion oder Gefangennehmung nicht einen Mann verloren habe. Nun war gerade das Regiment Prinz Leopold vom Oktober 1741 an in Böhmen, und es ist notorisch, daß die zwangsweise Rekrutierung ganz besonders eben von dem Erbprinzen in ausgedehntem Maße zur Anwendung gebracht worden ist. Daß dieses Regiment also böhmische Rekruten gehabt hat, ist ebenso wahrscheinlich, wie daß diese während der Schlacht fortzulaufen versucht haben. Über ein deraartiges Vorkommnis konnte der Feldprediger des Regiments recht wohl unterrichtet sein, und es ist im Grunde schwer, anzunehmen, daß sich der patriotische Berichterstatter solchen Umstand sollte direkt erfunden haben oder darüber getäuscht werden konnte. Da es nun auf der anderen Seite befremdlich erscheinen muß, daß ein Regiment, welches notorisch schwere Verluste erlitten und unter den ungünstigsten Umständen von dem Feinde zurückgedrängt worden ist, nicht einen einzigen Mann von seinen zahlreichen Blessirten sollte haben in den Händen der Feinde lassen müssen, so scheint doch die Möglichkeit, daß hier ein Fehler der Verlustlisten vorliegt, nicht ausgeschlossen.

rung von Chotusitz in der That einen sehr großen Schritt auf der Bahn des Sieges gethan hatten. Selbst der König giebt die Möglichkeit zu, daß der Feind bei energischem Fortschreiten auf dem eingeschlagenen Wege hätte den Sieg erringen können ¹⁾.

Daß dies nicht gelang, hat in erster Linie die unübertreffliche Tapferkeit der hier kämpfenden preussischen Truppen bewirkt, dann aber auch die mangelhafte Leitung der Schlacht auf österreichischer Seite. Scharf und treffend hat der König selbst diese Fehler gekennzeichnet und z. B. hervorgehoben, wie die Österreicher mit dem In-Brand-Stecken von Chotusitz etwas thum, was ganz im Gegenteile nur im Interesse ihrer Gegner hätte liegen können, und was daher unvermeidlich ihre eigenen Fortschritte arg hemmen mußte. Ebenso haben sie dann durch Vernachlässigung ihres linken Flügels das meiste dazu beigetragen, daß jene letzte Wendung, die der König ausführt, einen so durchgreifenden Erfolg erzielte. Es ist in der That schwer erklärlich, wie für die österreichischen Feldherren das schließliche Erscheinen des preussischen rechten Flügels in ihrer linken Flanke so überraschend und konfusenierend hat wirken können, da sie doch alle Ursache hatten, etwas Derartiges mit Bestimmtheit ja eigentlich schon früher zu erwarten und sich darauf zu rüsten. Denn wenn sie selbst jener Täuschung über die Streitkräfte des Gegners, welche der König andeutet, anfänglich unterlagen, so mußte doch der erste Angriff auf ihren linken Flügel ihnen die ansehnliche Ausdehnung der preussischen Schlachtordnung zeigen, und daß die große Anzahl von Truppen, welche den Raum von Chotusitz bis an die Czirkwitzer Teiche füllten, nicht fort und fort ruhige Zuschauer bleiben würden bei dem übermächtigen Angriff, welcher gegen Chotusitz gemacht wurde, mußten sie süglich erwarten, und daß hiergegen nicht Vorkehrungen getroffen waren, ist wohl der schwerste Vorwurf, der die Österreicher trifft.

Daß dann der König auch die auf seiner Seite gemachten Fehler strenger Kritik unterwirft, ward bereits oben erwähnt; es handelt sich dabei wesentlich um die Mängel in der Aufstellung, namentlich des preussischen linken Flügels, wobei allerdings, wie auch bereits hervorgehoben wurde, manches zur Entschuldigung des Erbprinzen mitspricht. Aber des Königs wie Stilles Bemerkungen über den Verlauf der Schlacht lassen einen Punkt unaufgeklärt, der jeden, der sich näher mit den Ereignissen jenes Tages beschäftigt, lebhaft interessieren muß, nämlich das Verhalten der fast nicht zur Aktion gekommenen zwei Dritteltheile der preussischen Armee.

Es will uns doch schon als eine Anklage gegen die preussische Heeresleitung erscheinen, daß die Österreicher eine entschiedene Übermacht auf einem Punkt der preussischen Schlachtlinie zu führen in der Lage waren; mag dies nun durch die ersten Dispositionen des Erbprinzen verschuldet sein, so drängt sich doch die Frage auf, weshalb auch der König, der ja eben um 8 Uhr den Oberbefehl selbst übernahm, von 8½ Uhr, wo der Kampf um Chotusitz begann, bis nach 11 Uhr nichts gethan hat, um seinem bedrängten linken Flügel zuhülfe zu kommen. Haben hier besondere militärische Gründe hemmend eingewirkt, so beklagen wir es, über sie nichts zu hören. Der Verfasser der oft genannten trefflichen Monographie über diese Schlacht, Droyßen, läßt

¹⁾ Histoire de mon temps in der Bearbeitung von 1746, p. 262.

die Hände der Oesterreicher gefallen, bald seinen Wunden erlag, während unter den Kriegsgefangenen, welche die letzteren verloren, sich auch die Generale Palland ¹⁾ und Liebingstein ²⁾ befanden.

Den tapferen Verteidigern von Chotusitz erteilt der König selbst das Lob unübertrefflicher Tapferkeit und Unererschrockenheit, aber rühmt auch die ausgezeichnete Bravour der österreichischen Grenadiere, welche Chotusitz angegriffen, an denen es nicht gelegen habe, wenn die Schlacht verloren gegangen ³⁾. Noch auf dem Schlachtfelde ernannte der König den Prinzen Leopold zum Feldmarschall und erteilte den Kavalleriegeneralen Graf Rothenburg und Bredow den Schwarzen Adlerorden, den dann auch General Gessler erhielt, so daß die Kavallerie aus diesem gerade ihren Führern erteilten Auszeichnungen erkennen konnte, wie glänzend sie sich seit dem Tage von Mollwitz in der Schätzung ihres Kriegsherrn rehabilitiert hatte. Auch in einem Briefe an dem Fürsten von Anhalt rühmt der König seine Reiter, die zum Teil wie Helden gekochten hätten. Von der Infanterie, fügt er hinzu, verstehe sich das von selbst ⁴⁾.

Zu Mittag war Friedrich bereits in Czaslau. Die beiden Steinbrüden über die Czaslawwa nördlich von der Stadt waren nur schwach von österreichischer Reiterei zu halten versucht worden, einige Kanonenschüsse hatten sie zerstreut. In Czaslau fanden die Preußen alle österreichischen Verwundeten der Schlacht, Brot für 4 Tage, die ganze Bagage der feindlichen Infanterie. Der Feind war in sein altes Lager von Jleb und Konow gerückt, von wo ihn aber bald das Vorrücken der zur Verfolgung kommandierten Generale Zeche mit einigen Bataillonen und Buddenbrock mit 30 Schwadronen und den Husaren vertrieb, so daß er am Abend des Schlachttages wieder in das Lager von Willimow zurückgekehrt erscheint, das er am 15. Mai in der zuverlässigen Hoffnung auf einen Sieg verlassen hatte. Die Preußen kampierten die Nacht nordöstlich von Czaslau auf Maschitz zu.

Die Schlacht bei Chotusitz hat ihr Charakteristisches darin, daß bei beiden Armeen die linken Flügel infolge des Zusammentreffens verschiedener Umstände, Ungunst der örtlichen Verhältnisse, mangelhafte Aufstellung zc. dem angreifenden Feinde gegenüber in Nachteil gekommen sind. In solchen Fällen wird als natürliche Folge zunächst bei dem ungleichmäßigen aber im Grunde nach gleicher Richtung hin geübten Drucke eine gewisse Achsendrehung der gesamten Schlachtlinie eintreten, wie sie ja auch bei Chotusitz sich wahrnehmen läßt; der Sieg aber wird *ceteris paribus* auf der Seite sein, wo der Angriff jene Gunst der Verhältnisse am durchgreifendsten auszubenten vermag. Und hier waren nun die Chancen ganz unzweifelhaft weit größer auf der österreichischen Seite; die Vorteile, welche die Preußen gegen den linken feindlichen Flügel erfochten, waren an sich nicht so bedeutend, konnten nicht verfolgt werden und zerrannen dann eigentlich ganz und gar bei dem letzten großen Reiterangriff der Oesterreicher, während diese letzteren mit der Erober-

¹⁾ Auch dieser ist infolge seiner Verwundung gestorben.

²⁾ Welcher nach Droysens scharfsinniger Vermutung (a. a. O., S. 208, Anm. 2) das Regiment Königsegg befehligte.

³⁾ Kriegsberichte Friedrichs d. Gr., Beih. zum Militärwochenblatt 1875, S. 363.

⁴⁾ Den 19. Mai; Polst. Korresp. II, 168.

zung von Chotusitz in der That einen sehr großen Schritt auf der Bahn des Sieges gethan hatten. Selbst der König giebt die Möglichkeit zu, daß der Feind bei energischem Fortschreiten auf dem eingeschlagenen Wege hätte den Sieg erringen können ¹⁾).

Daß dies nicht gelang, hat in erster Linie die unübertreffliche Tapferkeit der hier kämpfenden preussischen Truppen bewirkt, dann aber auch die mangelhafte Leitung der Schlacht auf österreichischer Seite. Scharf und treffend hat der König selbst diese Fehler gekennzeichnet und z. B. hervorgehoben, wie die Österreicher mit dem In-Brand-stecken von Chotusitz etwas thun, was ganz im Gegenteile nur im Interesse ihrer Gegner hätte liegen können, und was daher unvermeidlich ihre eigenen Fortschritte arg hemmen mußte. Ebenso haben sie dann durch Vernachlässigung ihres linken Flügels das meiste dazu beigetragen, daß jene letzte Wendung, die der König ausführt, einen so durchgreifenden Erfolg erzielte. Es ist in der That schwer erklärlich, wie für die österreichischen Feldherren das schließliche Erscheinen des preussischen rechten Flügels in ihrer linken Flanke so überraschend und konsternierend hat wirken können, da sie doch alle Ursache hatten, etwas Derartiges mit Bestimmtheit ja eigentlich schon früher zu erwarten und sich darauf zu rüsten. Denn wenn sie selbst jener Täuschung über die Streitkräfte des Gegners, welche der König andeutet, anfänglich unterlagen, so mußte doch der erste Angriff auf ihren linken Flügel ihnen die ansehnliche Ausdehnung der preussischen Schlachtordnung zeigen, und daß die große Anzahl von Truppen, welche den Raum von Chotusitz bis an die Gizekwißer Teiche füllten, nicht fort und fort ruhige Zuschauer bleiben würden bei dem übermächtigen Angriff, welcher gegen Chotusitz gemacht wurde, mußten sie füglig erwarten, und daß hiergegen nicht Vorkehrungen getroffen waren, ist wohl der schwerste Vorwurf, der die Österreicher trifft.

Daß dann der König auch die auf seiner Seite gemachten Fehler strenger Kritik unterwirft, ward bereits oben erwähnt; es handelt sich dabei wesentlich um die Mängel in der Aufstellung, namentlich des preussischen linken Flügels, wobei allerdings, wie auch bereits hervorgehoben wurde, manches zur Entschuldigung des Erbprinzen mitspricht. Aber des Königs wie Stilles Bemerkungen über den Verlauf der Schlacht lassen einen Punkt unaufgeklärt, der jeden, der sich näher mit den Ereignissen jenes Tages beschäftigt, lebhaft interessieren muß, nämlich das Verhalten der fast nicht zur Aktion gekommenen zwei Dritteltheile der preussischen Armee.

Es will uns doch schon als eine Anklage gegen die preussische Heeresleitung erscheinen, daß die Österreicher eine entschiedene Übermacht auf einen Punkt der preussischen Schlachtlinie zu führen in der Lage waren; mag dies nun durch die ersten Dispositionen des Erbprinzen verschuldet sein, so drängt sich doch die Frage auf, weshalb auch der König, der ja eben um 8 Uhr den Oberbefehl selbst übernahm, von 8½ Uhr, wo der Kampf um Chotusitz begann, bis nach 11 Uhr nichts gethan hat, um seinem bedrängten linken Flügel zulilfe zu kommen. Haben hier besondere militärische Gründe hemmend eingewirkt, so betlagen wir es, über sie nichts zu hören. Der Verfasser der oft genannten trefflichen Monographie über diese Schlacht, Droysen, läßt

¹⁾ Histoire de mon temps in der Bearbeitung von 1746, p. 262.

uns hier auch im Stiche. Wenn er kurz andeutet ¹⁾, der König habe den Moment abgewartet, wo der größte Teil der feindlichen Armee im Kampfe um Chotusitz engagiert war, um dann in ihrer Flanke zu erscheinen, so genügt uns das doch nicht ganz, es will uns nicht recht in den Kopf, daß das, was um Mittag mit solchem Erfolge ausgeführt wurde, nicht hätte sollen bereits eine Stunde früher geschehen können, und wenn selbst eine Ausführung jenes Manövers in früherer Stunde nicht so glatt, so schnell, so verlustlos für die beteiligten Truppen hätte ausgeführt werden können, so hätte dies, scheint es, kaum schwer in die Waagschale fallen können gegenüber der Aussicht, die peinvolle und gefährliche Lage des preussischen linken Flügels eine Stunde früher zu wenden. Es mußte doch gerechter erscheinen, daß das ganze Heer einen Anteil an den Anstrengungen und Verlusten des Tages sich nahm, als daß dieselben allein von einem Drittel getragen wurden.

Wohl mögen wir dabei eingedenk bleiben, daß es Fälle geben kann, wo ein Feldherr das Recht, ja die Pflicht hat, von einem Teile des Heeres Aufopferung bis auf den letzten Blutstropfen zu verlangen, wo eben dieser Teil sich für die Rettung und Erhaltung des Ganzen opfert; ja auch selbst zur Gewinnung eines großen, taktischen Resultates, welches dann künftiges Blutvergießen zu ersparen vermag, wird solches Opfer gerechtfertigt erscheinen; und wenn z. B. das späte Vorgehen des rechten preussischen Flügels dann die Wirkung gehabt hätte, dem ganzen feindlichen Heere den Rückzug abzuschneiden und es zu vernichten oder zur Kapitulation zu zwingen, dann würden wir jenes verspätete Eingreifen sehr wohl verstehen und würdigen können. Hat der König eine derartige Hoffnung gehegt? Wir vermöchten nichts anzuführen, was darauf hinwiese; aber es bleibt immerhin die Vermutung bestehen, daß irgendeine schließlich doch nicht zugetroffene Voraussetzung, Erwartung, Hoffnung oder Befürchtung den König 2½ Stunden festgebannt hatte, während sein linker Flügel sich zu verbluten drohte.

Wenigstens muß es uns sehr schwer fallen, zuzugeben, daß der schließliche Erfolg, die einfache Zurückdrängung des Feindes, nur dadurch erzielt werden konnte, daß, während ein Drittel der preussischen Infanterie gegen zwei Drittel der feindlichen in ungleichem Kampfe rang, die dicht daranstoßenden Bataillone des preussischen Zentrums, wie die Verlustlisten zeigen, 2½ Stunden lang am Kampfe so gut wie gar nicht teilnahmen. Wohl hören wir, daß der rechte preussische Flügel auch seinerseits vorgegangen sei, doch den sich ihm auf diese Seite hartnäckig versagenden Feind nicht habe erreichen können ²⁾; indes muß dies Vorgehen in bescheidenen Grenzen geblieben sein, da sonst der König bei seinem letzten entscheidenden Angriffe mit diesem Flügel nicht eben nur eine Viertelschwenkung links auszuführen gehabt hätte ³⁾. Gewiß ist, daß, wenn diese Truppen, wie Droysen angiebt ⁴⁾, nicht aufgehört hätten, avancierend Terrain zu gewinnen, sie in den 2 Stunden hätten bis über Czaslau hinauskommen müssen.

¹⁾ Preuß. Politit V, 1. S. 450.

²⁾ Stille bei Droyfen, Schlacht bei Chotusitz, Beil. VIII, S. 278.

³⁾ Stille a. a. O., S. 283. Des Prinzen Relation (a. a. O., S. 89) läßt allerdings den rechten Flügel einfach links schwenken.

⁴⁾ Droyfen a. a. O., S. 215.

Hier scheint doch noch ein gewisser Schleier zu liegen, den auch der Kritiker der Schlacht, General Stille, schon eben weil der König so unmittelbar beteiligt ist, nicht zu lüften unternimmt; gewiß ist, daß seine Darstellung nicht die kleinste Andeutung enthält, welche auf einen tiefer liegenden Plan bei der langen Zurückhaltung des preussischen Hauptheeres hindeutete, und daß, wenn er das schließliche Heraustreten aus dieser langen Reserve so erklärt, als habe der König sich der von den Österreichern aufgefahrenen Kanonen, welche einen Teil seines Corps de Bataille bedrohten, habe bemächtigen wollen, dies auch weniger auf einen lange vorbereiteten Plan hinzudeuten scheint.

Mag aber nun auch in der That dieses Vorgehen des Königs später erfolgt sein, als es vielleicht hätte geschehen können, über die glänzende Ausführung des Manövers, sowie seinen durchschlagenden Erfolg sind alle Stimmen einig, und die Brust des jungen, königlichen Feldherrn mag sich in stolzer Freude gehoben haben, als es ihm vergönnt war, hier selbst an der Spitze seiner tapferen Krieger durch einen kühnen Vormarsch die Entscheidung des blutigen Tages zu bringen und doch in ganz anderer Weise, als es bei Mollwitz ihm beschieden gewesen war, für sich selbst Lorbeeren zu pflücken.

Der König erhielt am 20. Mai die Nachricht, der Feind, der Verstärkungen an sich gezogen, zeige Neigung noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen, woraufhin er dann am 21^{ten} den General Lehwald mit 6 Grenadierbataillonen, 5 Schwadronen Dragoner und 28 Schwadronen Husaren zu einer größeren Refognoſcierung gegen Haber (etwa 2½ Meilen südlich von Gzaslau auf der Straße nach Deutschbrod), wo der Herzog Karl sein Lager hatte, vorfandte. Er konnte dazu schon einen Teil der frischen Truppen verwenden, welche ihm eben am 21. Mai General Derschau in der Stärke von 7 Bataillonen und 28 Schwadronen Reiter zuführte. Lehwald brachte die Nachricht zurück, der Feind denke offenbar an keinen Angriff; er verschanze sich in seinem Lager, es herrsche nach der übereinstimmenden Aussage der Überläufer eine große Entmutigung in seinen Reihen, und dieselben schmolzen durch Krankheiten und Desertion bedenklich zusammen, während die ihm zugegangenen Verstärkungen sich auf 2 Kavallerieregimenter und ein Bataillon Infanterie beschränkten ¹⁾.

Übrigens hatte das Erscheinen dieser preussischen Abteilung im österreichischen Lager Schrecken hervorgerufen, da sie, als die Avantgarde des gesamten Heeres erschien, und am Tage darauf (den 22. Mai) hielt Herzog Karl einen Kriegsrat und setzte den versammelten Heerführern auseinander, daß er nur noch über 15,000 Mann streitbarer regulärer Truppen gebiete, mit denen er dem Heere des Gegners, das mit den neuen Verstärkungen jetzt wohl 40,000 Mann zähle, nicht die Spitze bieten könne. Einstimmig ward darauf der Rückzug in die Gegend von Deutschbrod, wo man sich eventuell mit dem Lobkowitzischen Corps vereinigen könnte, beschlossen und schleunig ins Werk gesetzt.

Großherzog Franz mißbilligte den Entschluß seines Bruders schon wegen der ungünstigen Wirkung, die solche Rückzugsbewegungen auf den Geist des Heeres ausüben müßten. Sei man auch zu einer Schlacht zu schwach, so könne man doch immer durch Streifcorps dem Feinde Abbruch thun ²⁾. Daß

¹⁾ Stille, S. 87—89.

²⁾ Oesterr. militär. Zeitschr. 1827 IV, 165.

dies auch nach Chotusitz noch recht wohl möglich war, zeigte sich allerdings eben in jenen Tagen. Weit im Rücken der Preußen griffen am 24. Mai Husaren und Panduren unvermutet Pardubitz an, wo ein Bataillon des Regimentses Kalkstein das dortige Strohmagazin bewachte. Zwar schlugen die wachsamern Krieger den Angriff zurück, doch gelang es den Feinden nachmals, an einer Stelle, wo man es nicht erwartete, über die Chrudimka in die Stadt einzubringen, das Magazin in Brand zu stecken und einen Fähnrich mit 20 Mann nach tapferer Gegenwehr gefangen zu nehmen. Gegen diese Haufen ward nun General Schwalb mit 4 Bataillonen und den 10 Schwadronen der Ziethen-Husaren ausgesandt, welcher dann auch eine große Anzahl leichter Truppen vor sich fand, deren Stärke man ihm auf 7000 angab, dieselben jedoch nicht vor die Klinge bekommen konnte, da sie bei seiner Annäherung in die Wälder und Berge sich zerstreuten. Nur einige 30 Panduren mit ihren Offizieren wurden von den Husaren samt ihrem Führer zusammengehauen. Schwalb postierte sich dann bei Chrudim, um diese Gegend zu überwachen ¹⁾, aus der sich nun wirklich die feindlichen Streifcorps ganz fortzogen.

Um so schlimmer hausten sie dann aber in den schlesischen Grenzgebirgen und der Grafschaft Glatz, trotzdem, wie wir wissen, bereits Anfang Mai General Wintersfeld hierher einen Zug unternommen hatte. Wohl waren die Städte meistens besetzt, und wenn die Feinde hier einen Angriff versuchten, wie sie es am 25. und 26. Mai mit Wartha versuchten, wurden sie mit blutigen Köpfen heimgeschickt, aber die Wege durch die Berge waren ganz unsicher, österreichische Husaren streiften hier überall umher, bis nach Silberberg hin, fingen alle Transporte ab und unterbrachen vollständig den Verkehr, so daß Major Buntsch, der mit einem Bataillon von Markgraf Karl in Glatz garnisonierte, nach der schlesischen, wie nach der böhmischen Seite hin ganz abgeschnitten war ²⁾.

Es gingen diese Beunruhigungen vornehmlich von einem ungarischen Streifcorps aus, welches in der Stärke von 800 Mann der Graf Joseph von Cziraky Mitte Mai hierhergeführt hatte, an welches sich dann allerlei zusammengelaufenes, notdürftig bewaffnetes Volk angeschlossen. Derselbe hatte sich am 16. Mai der südlich von Glatz gelegenen Stadt Habelschwerdt bemächtigt und machte seitdem das ganze Gebiet der Grafschaft unsicher. Am 23ten wagten sich seine Husaren bis in die Vorstadt von Glatz und plünderten in der Quergasse dort liegende verwundete preussische Husaren ³⁾, erst durch Kanonenschüsse aus der Festung verscheucht. Einen größeren Anschlag versuchte derselbe am 28. Mai, wo er mit einem Detachement in der Stärke von 350 Mann über Abenddorf vor Brauman rückte, um das dortige preussische Magazin zu plündern oder zu zerstören. Zu dessen Schutz lag dort ein Kommando vom Regimente Markgraf Karl unter dem Kapitän von Willerbeck.

Derselbe hatte seine beiden Offiziere mit einigen Mannschaften zur Hereinbringung und Eskortierung von zwei Transporten weggesendet und nur noch

¹⁾ Stille, S. 90. 91.

²⁾ Bericht desselben vom 26ten und Bericht des Generals Marwitz aus Neßitz vom 29. Mai im Berliner St.-A.

³⁾ Webekind, Geschichte der Grafschaft Glatz, S. 464. 465.

5 Unteroffiziere, 2 Tambours und 104 Gemeine um sich. Die Feinde verlangten sofortige Übergabe des Ortes unter der Drohung, sonst keinen Pardon zu geben, und griffen, als dies zurückgewiesen wurde, mit vieler Heftigkeit und immer aufs neue an, so daß der Kampf 7 Stunden dauerte. Einmal war es den Belagern gelungen, unterstützt von Bauern aus der Umgegend, die sich zu ihnen gesellt, mit Hacken und Brechstangen in die alte Stadtmauer, welche die einzige Schutzwehr der Verteidiger bildete, eine Bresche zu machen, doch der Kapitän warf sich mit 10 der Seinigen auf die Eindringenden und trieb dieselben wieder hinaus. Mit schwerem Verluste (an 50 Tote und Blessirte) zogen die Oesterreicher endlich ab. Die Preußen zählten 5 Tote und 8 Verwundete. Wie der tapfere Führer versichert, habe ihm fast noch mehr Noth, als der Feind, die Bürgerschaft gemacht, welche aus Besorgniß, es könne bei dem Kampfe die Stadt in Brand gesteckt werden, in eine Aufregung geriet, die jeden Augenblick in Revolution auszuarten drohte¹⁾. Eins der beiden ausgeschickten Kommandos, unter dem Führer von Kottulinsky, ward zwischen Politz und Nachod, bei dem Dorfe Konow, von zahlreichen Feinden angegriffen und nach 2½stündigem Kampfe, und nachdem der Führer vier Wunden empfangen hatte, zur Ergebung genötigt (mit 1 Unteroffizier, 1 Tambour und 20 Gemeinen²⁾).

Der König befahl zur Bekämpfung dieser Scharen aus Neustadt in Oberschlesien und Königgrätz je 2 Schwadronen Husaren heranzuziehen; und an der Spitze der ersteren hat dann in der Gegend von Wartha der Kapitän Malatowsky im Anfang Juni einem Haufen von 300 Reitern, den er erreichte, eine schwere Schlappe beigebracht, 56 niedergehauen und den Rest zu Gefangenen gemacht³⁾. Von den aus Böhmen gesandten Reitern ritt am 4. Juni Oberstlieutenant v. Dewitz von Bronikowski-Husaren mit 240 Pferden von Glatz aus, um die Feinde in Habelschwerdt zu rekonoscieren, fand dieselben aber bereits eine Meile von Glatz in Ullersdorf, und doch in so ansehnlicher Zahl, daß er, namentlich da der Vorteil des Terrains auf ihrer Seite war, sie nicht anzugreifen wagte, sondern nach Glatz zurückging.

Als jedoch die Feinde, die seiner inzwischen auch gewahr geworden, ihm dorthin nachfolgten bis eine Viertelmeile vor Glatz, und er sie dort, wie er schreibt, „nunmehr auf der Kämme hatte“, griff er sie mutig an, schlug sie in die Flucht und jagte sie von Nieder-Hannsdorf bis nach Eifersdorf, brachte auch Gefangene und einige Beutepferde zurück mit sehr geringem, eigenem Verluste⁴⁾.

So sehr der König nun auch mit Dewitz' „Conduite“ zufrieden sich zeigt, so hat doch thatsächlich das Cziralysche Corps nicht aus der Grafschaft ver-

¹⁾ Bericht Billerbeds im Berliner St.-A. Der König schreibt an den Rand des Berichtes: „Ich war sehr zufrieden von ihm und hatte er wie ein ehrlicher, vernünftiger und braver Mann gethan.“ Billerbed hatte schon wegen seiner bei der Erstürmung Blogaus bewiesenen Tapferkeit den Orden Pour le mérite erhalten. Jetzt sandte ihm der König 400 Thlr. Gratifikation; Sammlung ungedr. Nachr., S. 129 Anm.

²⁾ Stille, S. 105.

³⁾ Bericht darüber in der Sammlung ungedr. Nachr., S. 136 ff.

⁴⁾ 1 Pferd tot, 1 Husar leicht blessirt, während die Feinde 2 Offiziere und 1 Husaren an Toten hatten. Bericht Dewitz' vom 5. Juni im Berliner St.-A. Vgl. auch Dewitz' Tagebuch in der Sammlung ungedr. Nachr., S. 155.

trieben werden können und hat vielmehr erst nach dem Friedensschlusse das Land geräumt, und auch die allgemeine Unsicherheit hat noch fortgedauert, so daß noch am 8. Juni Freibeuter, die am Hummelschlosse auf vorübermarschierende Preußen geschossen hatten, zum warnenden Beispiele anderer an den Bäumen der dortigen Landstraße aufgeknüpft worden sind, immer einer 300 Schritte von dem andern ¹⁾).

So hat hier, und, wie wir bereits sahen, in Oberschlesien der Krieg noch nach der Schlacht von Chotusitz Opfer gefordert, während auf dem Hauptkriegstheater in Böhmen thatsächlich die Waffen schon ruhten. Denn der König blieb seit dem 30. Mai unbeweglich in seinem Lager bei Kuttenberg; er gedachte unter allen Umständen seinen Soldaten eine gewisse Erholung zu gönnen. Auch lagen ihm die Opfer, welche der Tag von Chotusitz gekostet, schwer im Sinne, und ihm graute vor weiterem Blutvergießen; mit einem gewissen Grimme bezeichnet er Balor und den französischen Militärbevollmächtigten Mortaigne, die ihn zu energischem Weiterführen des Krieges drängten, als unerfättlich nach preußischem Blute ²⁾. Aufrichtig ersehnte er den Frieden und wünschte den neuen Sieg nur in dessen Interesse verwerten zu können.

¹⁾ Hebelind a. a. O., S. 465.

²⁾ An Pobewitz, den 13. Juni; Polit. Korresp. II, 197.

Viertes Kapitel.

Die Friedensverhandlungen bis zum Abschlusse der Präliminarien.

Jene hochmütig abweisende Antwort des Wiener Hofes, welche, wie wir oben sahen, kurz vor der Schlacht bei Chotusitz die Friedensunterhandlungen zeitweilig ganz zum Stillstande gebracht hatte, war der König doch geneigt bis zu gewissem Grade auch Lord Hyndford und dem geringen Eifer, den derselbe in der ganzen Sache gezeigt habe, zur Last zu legen. Wir erinnern uns, daß im Sommer 1741 der englische Gesandte bei dem österreichischen Hofe, Robinson, bei der Königin in den Geruch gekommen war, als begünstige derselbe im Widerspruche mit seinen Instruktionen und den Absichten seines Hofes unbillig die Interessen des Königs von Preußen; ein Gleiches widerfuhr jetzt *mutatis mutandis* Lord Hyndford.

Dem Könige lagen gerade zu dieser Zeit zwei Äußerungen des neuen englischen Ministeriums vor. Die eine enthielt ein Brief des Kardinals Fleury vom 27. April, welcher sich über die allgemeine politische Lage und insbesondere auch über die Stellung des neuen englischen Ministeriums aussprach, indem er Abschrift eines Berichtes des französischen Gesandten in London, Bussy (vom 23. März) beilegte. Lord Carteret hatte diesem einige Tage vorher auseinandergesetzt, die Verpflichtungen des neuen Ministeriums dem Parlamente gegenüber verlangten eine ungesäumte Entscheidung über Krieg und Frieden. Ehe er diese treffe, wolle er Näheres über die eigentlichen Intentionen Frankreichs wissen. Er gedenke nicht die kleinen Kunstgriffe des vorigen Ministeriums anzuwenden; zwischen zwei Mächten, wie England und Frankreich, müsse man nobel entweder Krieg oder Frieden machen. Er wünsche nichts weniger, als Krieg mit Frankreich zu beginnen; für eine handeltreibende Nation, wie die englische, sei ein solcher sehr wenig erwünscht, aber auch Frankreich müsse er zur Last werden; England wolle ebenso wenig Gesetze vorschreiben, als sich vorschreiben lassen. Aber der Partagetraktat, der das Haus Österreich vollständig niederwerfen würde, sei nicht ausführbar, — jeder müsse um des lieben Friedens willen etwas nachlassen. Frankreich habe die Wahl eines Kaisers durchgesetzt, und England habe denselben gutwillig anerkannt, jetzt käme es darauf an, wie weit Frankreich in der Erniedrigung des Hauses Österreich gehen wolle. Bei Engla

und Frankreich läge jetzt die Entscheidung über Krieg und Frieden; er beabsichtigte nicht, Frankreich seine Alliierten zu entfremden; wenn es nötig wäre, wolle er mit der ganzen Allianz in Unterhandlung treten und wenigstens die Beruhigung haben, seine Gefinnungen ehrlich dem französischen Gesandten ausgesprochen zu haben ¹⁾.

Obwohl nun der König ebenso wie Podewils in diesen Äußerungen eine arge Duplicität des leitenden englischen Ministers erblickte, der zu derselben Zeit, wo er Preußen auf jede Weise gegen Frankreich aufzureizen suche, sich als noblen Römer geriere, der mit Frankreich in die Welt Herrschaft sich teile und alle anderen Mächte als kleine Jungen behandle ²⁾, so schien doch aus derartigen Gesprächen eine Sehnsucht des Ministers nach Herstellung des Friedens hervorzuleuchten, welche Gutes versprechen konnte.

Noch bedeutsamer war eine andere Äußerung, die aus dem Haag kam. Seitdem sich die Generalstaaten zu der Truppenaugmentation aufgeschwungen hatten, richteten sich die Blicke wieder mehr nach diesem Punkte; der König hatte den jüngeren Podewils hierher geschickt, und als englischer Gesandter wirkte hier der hochangesehene, dem neuen englischen Ministerium sehr nahe stehende Lord Stair. Dieser äußerte sich nun recht im Gegensatz zu seinem Vorgänger Trevor, über dessen so sehr feindliche Haltung Friedrich, wie wir wissen, so viel zu klagen gehabt hatte, in entgegenkommener Weise; seine Gedanken gingen dahin, dem Könige außer dem Teile von Schlesien, welchen derselbe inne habe oder beanspruche, noch weitere Vorteile in Aussicht zu stellen, und zwar brachte er dabei das polnische Preußen in Vorschlag, ein Punkt, auf den er immer wieder zurückkam, und dem König schien die ganze Eröffnung sehr „der Attention wert“. Wenn er gleich meinte, daß bei der Entfernung Englands von Polen ihm die bloße Versicherung, daß England nichts dagegen haben würde, falls er Pläne nach dieser Seite hin verfolge, nicht allzu viel helfen könne, so schien es ihm doch anderenteils, daß England manche Gelegenheit finden könnte, ihm seine Freundschaft durch Unterstützung rechtmäßiger Ansprüche wie z. B. auf Ostfriesland und Mecklenburg zu zeigen ³⁾.

Solche günstige Dispositionen zu pflegen, dächte ihm aber Hyndford bei seinem geringen Eifer und großem Hochmute nicht die geeignete Persönlichkeit, und er gab deshalb seinem Ratgeber zu erwägen, ob man nicht durch den preußischen Gesandten in London anregen lassen wolle, Hyndford, der doch noch ein Geschöpf des vorigen Ministeriums her, durch eine andere wohlinstruierte Persönlichkeit zu ersetzen ⁴⁾.

Es ist nicht ohne Interesse, die Verteidigung zu lesen, welche Podewils in Erwiderung hierauf für Hyndford schrieb ⁵⁾:

„Er hat seine Fehler, man merkt ihm seine Nation an, insofern er etwas grob ist, wie alle Schotten, dabei indolent und doch äußerst empfindlich bei dem geringsten Anlasse. — Aber bei alledem halte ich ihn für durchaus

1) Berliner St.-A. und Polit. Korresp. II, 160, Anm. 1.

2) Podewils' Bericht vom 14. Mai; Polit. Korresp. a. a. O.

3) Kabinettsbrief vom 10. Mai; Polit. Korresp. II, 155 und dazu die Anmerkungen des Herausgebers, S. 156, Anm. 1.

4) Kabinettschreiben, den 12. Mai; Polit. Korresp. II, 159.

5) Den 14. Mai; Berliner St.-A.

anständig, discret und sehr den Interessen Ew. Majestät ergeben. Mir scheint, er hat durch die Mühe, die er sich voriges Jahr in Reise gegeben, hinreichend seinen Eifer, seine Anhänglichkeit für Ew. Majestät Interessen bewiesen. — Wir kennen Gynsford und er uns. Bei einem neuen Minister, der aus Furcht anzustoßen anfangs auf den Zehen geht, muß das Einanderkennenlernen auf beiden Seiten unvermeidlich Dinge verzögern, die eine rasche Erledigung verlangen. Man weiß nicht, was für einen starkköpfigen und arroganten Menschen man uns an die Stelle von Gynsford setzen würde, einen, mit dem man noch weniger machen würde. Dessen Art ist doch meines Erachtens manchen anderen wie Guy Dickens, Gotham oder Finch vorzuziehen. Übrigens ist Gynsford wie alle Schotten arm und genötigt, in Posten zu dienen wie der seinige, die in England lukrativ sind. Infolge dessen fragt er wenig nach dem alten Ministerium, sondern wer sein Amphitryon ist, der ihm sein Brot verschafft. Er ist sonst ehrgeizig und pikirt sich auf die Ehre, das Werkzeug einer so großen Sache zu sein, wie die Versöhnung zwischen Ew. Majestät und der Königin von Ungarn ist. Aber wenn er nicht die hinreichende Nachgiebigkeit in Wien findet, oder wenn ihm durch geheime Instruktionen die Hände gebunden sind, so kann dafür, wenn ich es auszusprechen wage, der arme Teufel nichts.“

Ehe der König diese Verteidigung in den Händen hatte, schrieb er mit Beziehung auf einen früheren Bericht des Ministers, er wäre sehr einverstanden, daß Rodewils sich jetzt etwas zurückhaltender gegen Gynsford zeige. Andrie in London müge man auftragen, Lord Carteret bestimmt zu erklären, daß, wenn man dem Könige eine Offensivallianz gegen Frankreich zumute, aus der ganzen Sache nichts werden könne, da er darauf nun und in Ewigkeit nicht eingehen werde. Sollte man aber in London den Wiener Hof zur Nachgiebigkeit zu bringen versuchen, so würde es dem Könige lieb sein, wenn man sich zur Unterhandlung einer anderen Persönlichkeit bedienen wolle als Gynsford, der über die Gesinnungen des jetzigen Ministeriums nicht hinreichend unterrichtet scheine und dabei für den Wiener Hof zu sehr „penchiere“ ¹⁾).

So unwillkommen diese letzte Weisung Rodewils sein mußte, so entzog er sich derselben doch nicht, weil ihm dieselbe andererseits Gelegenheit bot, durch die aufgetragene Depesche dem englischen Ministerium den Beweis zu liefern, daß der König die für den Augenblick zum Stillstand gekommene Unterhandlung nicht für immer abzubrechen willens sei.

Hierauf kam ihm viel an; denn obwohl er jene Wiener Abweisung keineswegs leicht genommen hatte, wie er denn seinem Herrn versichert, er sei vor Ärger und Kummer krank geworden und vermöge nur schwer sich wieder zu erholen ²⁾, so hielt er es doch für seine Aufgabe, zu verhüten, daß den König der Ärger zu extremen Schritten hinreißt. Er schreibt demselben:

„Wenn Ew. Majestät es nur über sich gewinnen wollte, weder Ärger noch Eifer zu zeigen, sondern zuzuwarten und die anderen an sich kommen zu lassen und immer der Unterhandlung eine Thür offen zu lassen, ohne neue Eröffnungen und Injurationen zu machen, wie solche ja auch nach dem

1) Den 15. Mai; Polit. Korresp. II, 163.

2) Den 14. Mai.

Rechte des Spiels vielmehr uns gemacht werden müssen, bin ich sicher, daß man uns bald von neuem kommen wird und vielleicht mit stärkerer Ladung als vorher. Inzwischen wird, je mehr man von unserer Seite Festigkeit und Energie auch in den Kriegsoperationen zeigt, das Bedürfnis, uns um jeden Preis zu gewinnen, sich mehr und mehr fühlbar machen.“¹⁾ Um sich nun nicht für alle Eventualitäten jene Thür zu weiteren Unterhandlungen zu versperren, wagte es nun auch Bodewils, jenen Befehl des Königs bezüglich des in Gynsforbs Gegenwart zu zerreißen den königlichen Schreibens unausgeführt zu lassen, damit man nicht in London dies als vollständigen Bruch für immer ansähe, was doch schwerlich in des Königs Intentionen liegen würde²⁾. Es mochte in der That not thun, bei dem Könige beruhigend zu wirken, denn Eichel schrieb sehr erregt über dessen Stimmung³⁾: „Wider den Strom kann ich nicht schwimmen, und muß ich gestehen, daß ich des Kgs. Maj. nicht leicht animierter gesehen, als Dieselben jezo über die *Adro Reso- lution* des Wienerischen Hofes seynd, welche Dieselben als die größte Verachtung annehmen. *Il ne respire que vengeance.*“ Mit großer Bekümmernis hat Eichel eine Depesche an den preußischen Gesandten in Paris, welche dieser dem Cardinal vorlesen sollte, nach dem Diktate Friedrichs niedergeschrieben. Dieselbe machte Mitteilung von den österreichischen Anerbietungen und deren Zurückweisung und engagierte den König von neuem für die französische Allianz. „Ich sehe nicht ein“, schreibt der König darin, „weßhalb Frankreich genötigt sein sollte, sich vor dem Stolze Englands zu beugen, und ich glaube, daß der allerchristlichste König mit einem so treuen Bundesgenossen wie der König von Preußen keine Ursache hat gegen irgendwen etwas nachzugeben, um so weniger, da die Macht der Alliierten der der Königin so überlegen ist, daß diese Fürstin sich unmöglich gegen so viele vereinigte Kräfte halten kann.“⁴⁾ „*Miscimus ima profundis*“, schreibt Eichel darüber, „Gott bewahre uns nur, *ne perreamus in undis* nach dem jogen. *Vaticinio* Lehninensi.“

Unter diesen Umständen war es für Bodewils geradezu erwünscht, im eigenen Auftrage des Königs nach England in einem Sinne schreiben zu dürfen, der über die Bereitwilligkeit des Königs, die Friedensunterhandlungen weiter fortzuführen, keinen Zweifel ließ. Er verfaßte diese Depesche am 19. Mai, und eben dieses Datum hat dann dem Schriftstücke eine Wichtigkeit verliehen⁵⁾, die er ebenso wenig geahnt, als er bei ihrer Koncipierung gewußt hat, daß inzwischen und zwar bereits zwei Tage früher die große Entscheidung, welche beide Teile suchten, gefallen war.

Am 17. Mai war die Schlacht bei Chotusitz erfolgt. Friedrich hatte einen unbefrrittenen Sieg erfochten, den Mißerfolg des mährischen Zuges glänzend gutgemacht, seinen Fahnen einen neuen Ruhm erworben, den die geringen Erfolge seiner Verbündeten nur in um so helleres Licht stellten.

1) Den 15. Mai; Berliner St.-A.

2) Den 14. Mai; ebd.

3) Den 16. Mai; Polit. Korresp. II, 163, Anm. 1.

4) Den 14. Mai; ebd. S. 162.

5) Vgl. demnächst unten.

Auch in Breslau fand die Siegesnachricht einen mächtigen Wiederhall nicht nur bei der Einwohnerschaft, die, als die Kanonen von den Wällen Viktoria schossen, lebhaft empfand, daß jetzt erst die preussische Herrschaft gesichert sei, sondern auch bei den Diplomaten, die hier über Krieg oder Frieden unterhandelten.

Podewils war voll Freude über den errungenen Sieg, es fehlten ihm, schreibt er dem König, die Worte, um das ganze Maß derselben zum Ausdruck zu bringen ¹⁾. Die Tragweite, die notwendigen Folgen der Schlacht schienen ihm nicht gering, ja er ging darin eigentlich weiter als sein königlicher Herr, so daß beide thatsächlich die Rollen vertauscht zu haben schienen.

Der Minister kommt jetzt zu folgendem Schlusse:

„Es wäre in der That zu wünschen, daß man den Wiener Hof zu einem allgemeinen Frieden zwingen könnte, um ihm wenigstens das Königreich Böhmen entreißen zu können, damit Ew. Majestät auf dieser Seite sie nicht zu Nachbarn hätte. Ich gestehe, nach den gewaltigen Anstrengungen, welche das Haus Oesterreich gegen große Mächte zu machen vermag, es mir furchtbarer erscheint als jemals und seine Niederhaltung notwendiger als je im Interesse unserer Sicherheit und der Eroberungen Ew. Majestät.

„Denn wenn der Wiener Hof nach einer Reihe von Unglücksfällen am Ende der Regierung Karls VI. in stande gewesen ist, gegen vier große Mächte, von denen zwei, nämlich Frankreich und Ew. Majestät, zu den furchtbarsten Europas gehören, einen so hartnäckigen Widerstand zu leisten, was wird er nicht thun können, wenn er einmal nach dem Plane Englands wiederum in den ruhigen Besitz aller seiner Staaten gelangt ist, mit alleiniger Ausnahme dessen, was er Ew. Majestät abtreten wird? Wohl sind damit schöne Federn aus seinen Flügeln gerissen, doch das wird ihn nicht hindern, noch recht hoch zu fliegen, so wie er nur irgend sich von so vielen Kriegen erholt und von einem fähigen Haupte regiert seiner Hilfsquellen und Kräfte sich bewußt wird.

„Ich glaube auch, daß Frankreich sich gern damit begnügen würde, dem Kaiser Böhmen allein und Sachsen Oberschlesien zu verschaffen, ohne weder für den ersteren Oesterreich und Tirol, noch Währen für das letztere zu verlangen, welches ja ohnedem niemals zu behaupten sein würde, und bereits auch von Sachsen selbst aufgegeben zu sein scheint.“

Nur wenn es nicht gelingen sollte, den Wiener Hof noch diesen Sommer, wie die Franzosen sich schmeicheln, zum Frieden zu zwingen, und wenn England wirklich Ernst machte und im Bunde mit Holland die Franzosen von den Niederlanden aus angriffe, dann würde man, meint er, wohlthun, an sich selbst zu denken und Oesterreich zu lassen, was man ihm nicht zu nehmen vermag ²⁾.

Wenn unter dem Eindrucke der Siegesbotschaft von Chotusitz Podewils es für möglich hielt, die Königin auch zur Abtretung von Böhmen zu zwingen, und deshalb prinzipiell für ein Ausharren bei dem großen Bündnisse bis zur allgemeinen Pacifikation plaidierte, so flogen dagegen des Königs

¹⁾ Den 20. Mai.

²⁾ Bericht vom 22. Mai; Berliner St.-A.

Erwartungen weniger hoch. Anders stellt sich häufig die Bedeutung einer Schlacht dem Entfernten dar, als sie dem siegreichen Feldherrn selbst erscheint, der neben dem großen Resultate doch auch die Wechselfälle des Kampfes und die Opfer, mit denen der Sieg erkauft wurde, in Erwägung zieht.

Allerdings beruhte es auf einem Mißverständnisse, wenn Lord Carteret dem österreichischen Gesandten in London auf Grund einer Mitteilung des preußischen Botschafters eine Stelle aus einer Instruktion des letzteren zeigte, welche, ohne des errungenen Sieges zu gedenken, einfach die Bereitwilligkeit des Königs, auf die an Hyndford gestellten Bedingungen hin Frieden zu schließen, kundgab, eine Äußerung, der ihr Datum — der 19. Mai, also zwei Tage nach der Schlacht — eine besondere Bedeutung zu verleihen schien, während wir jetzt wissen, daß diese Depesche in Breslau von Podewils verfaßt und abgesendet worden war, noch ehe er die Siegesbotschaft empfangen hatte ¹⁾; wohl schreibt auch der König zwei Tage nach der Schlacht unter die von Eichel aufgesetzte Siegesbotschaft eigenhändig an Podewils: „Nun sie haben es gewollt und ihr Wille ist geschehen, was bleibt uns zu wünschen? Sagen Sie Hyndford: „Mein Herr, Sie haben den König gezwungen, das Haus Oestreich, welches Sie retten wollten, zu Grunde zu richten“ ²⁾, und privatim zeigt Eichel an, der König sei zur Stunde noch ungewiß, ob er bei der Negotiation eines Partikularfriedens bleiben oder in der bisherigen Allianz bis auf das letzte kontinuierieren sollte ³⁾. Aber schon unter dem 22ten meldet Eichel in des Königs Auftrage und als dessen eigene Worte, Podewils dürfe Hyndford sagen: daß, obwohl der König es verstände, sich zu wehren und den Hochmut des Feindes niederzuschlagen, er doch Gesinnungen der Mäßigung hegte. Freilich werde er sich nicht von dem Wiener Hofe an der Nase herumführen lassen, und wenn man etwas thun wolle, müsse es innerhalb vierzehn Tagen geschehen. Trotz des errungenen Vorteils wolle der König eine Verständigung nicht refusieren, nur dürfe man nicht impertinente Garantien verlangen und müsse in die Abtretung von Königgrätz und Pardubitz willigen. Das möge der Minister dem Gesandten bei guter Gelegenheit mitteilen, ohne jedoch ein „empressement“ zu zeigen. Auf der Abberufung von Hyndford wolle der König jetzt nicht bestehen, da eine solche Maßregel die ganze Verhandlung in die Länge ziehen könnte ⁴⁾.

Und diese Gesinnung dauert an; als er Podewils den am 24. Mai von den Franzosen über Lobkowitz errungenen Vorteil berichten läßt, schreibt er zwar eigenhändig darunter: „Jetzt wird unser Engländer wohl wenig Seide spinnen; du hast's gewollt, George Dandin, du hast's gewollt“ ⁵⁾, — aber er bleibt im Grunde doch dabei, daß er bei einem Partikularfrieden mehr zu gewinnen Aussicht habe, als bei einer allgemeinen Pacifikation, daß der Friede ihm nützlich und notwendig sei. Nur dürfe von Garantien nicht die Rede sein, und Königgrätz mit Pardubitz müsse als *conditio sine qua non* angesehen

1) Nicht nur Arnetz II, 69 und 481, Anm. 30 hat sich dadurch täuschen lassen, sondern auch Droysen, S. 456. Vgl. oben S. 272.

2) Polit. Korresp. II, 173.

3) Den 18. Mai; ebb. S. 167.

4) Ebb. S. 174.

5) Den 26. Mai; ebb. S. 180.

werden. Auch gedenkt er in aller Stille auch auf dem rechten Oderufer unter den jetzigen Konjunkturen die Grenze eine Meile vorzuschieben, etwa bis an die Wolniża, wie der König schreibt (er meint offenbar das Himmelwitzer Wasser, auch Blotniża genannt). Man müsse die Zeit benutzen; im Trüben sei gut fischen. Marwitz soll dort dem König huldigen lassen, und wäre es selbst unter Protest ¹⁾).

Friedrich hofft, Podewils werde den Abschluß schnell herbeiführen können. Der Gedanke beschäftigt ihn offenbar sehr, Gichel muß fast täglich schreiben, und auch er tarzt nicht mit eigenhändigen Willets, die sämtlich von gehobener Stimmung und freundlichem Vertrauen auf Podewils' Zeugnis ablegen, ganz in der Art, wie dies etwa einen Monat früher der Fall war.

Als nun Podewils dem englischen Gesandten nach der Schlacht die ersten Eröffnungen machte, war es natürlich, daß darin etwas von jenem Hochgefühl zum Ausdruck kam, mit welchem ihn die Siegesbotschaft erfüllt hatte, und daß er keinen Zweifel darüber ließ, Preußen wäre vollkommen in der Lage, den anderen Teil sich kommen zu lassen. „Es ist nicht zu sagen“, schreibt Hyndford damals ²⁾), „zu welchem Grade von Eitelkeit und Stolz die Preußen durch diesen Sieg aufgeblasen sind.“ In der That hatte der Lord von jener moralischen Entrüstung, die er seit dem letzten Herbst als sein gutes Recht ansah, noch nichts eingebüßt. Vielleicht hätte, wenn er in des Königs Nähe gewesen wäre, der Zauber dieser Persönlichkeit ihn umgestimmt. In der Entfernung aber wuchs mißgünstiger Groll immer mehr in ihm, und seine Berichte fließen von Schmähungen des Königs über. Noch am 17. Mai hatte er nachhause geschrieben: „Welcher Verlaß ist auf einen Fürsten, der weder Treue, noch Ehre, noch Religion besitzt, der Verträge auf gleiche Linie stellt mit den Versicherungen ehelicher Treue, als Dinge, durch die sich nur Thoren binden lassen, der das Heiligste verspottet, der keinen Plan, keinen Entschluß hat, keinen Rat verlangt, sondern alle Dinge nach seinem Kopfe einrichten will und den kleinsten augenblicklichen Vorteil den wichtigsten und dauerndsten Vorteilen der Zukunft vorzieht?“ Von einem solchen Manne die bloße Neutralität mit so schweren Opfern zu erkaufen, vermöge er selbst nicht anzuraten ³⁾).

Anders freilich rät er nach dem Chotusitzer Siege, weungleich sein Ärger durch die Mißgunst über den unerwünschten Erfolg des gehaßten Monarchen noch gewachsen war. Jetzt schreibt er an Robinson, derselbe möge, da der König seine Forderungen nicht steigere, den Wiener Hof drängen, darauf einzugehen. Er selbst rate dazu, und wahrlich nicht aus Parteilichkeit für den König ⁴⁾).

Und nachhause berichtet er: „Die Königin von Ungarn thut unrecht, des Königs Forderungen nicht zu erfüllen. Ich meine, sie sollte um so weniger abgeneigt sein, diese zeitweiligen Abtretungen zu bewilligen, als dieselben durch Gewalt erzwungen und durch einen doppelten Treubruch von seiner Seite herbeigeführt sind. Denn keine Macht im Himmel und auf Erden

1) Kabinettsbrief vom 26. Mai; Berliner St.-A.

2) Den 23. Mai an Robinson; Londoner Record office.

3) Ebd. Der Hauptsache nach mitgeteilt bei Raumer, S. 158.

4) Den 23. Mai; Londoner Record office.

kann das Haus Oesterreich tabeln, wenn es das Wiedervergeltungsrecht übt, um bei geeigneter Gelegenheit diese Landschaften wieder zu erobern. — Der König wird noch auf die alten Bedingungen zu haben sein, denn wenn er nicht auf Wien marschirt, findet er keine Provinz mehr, die er ausplündern könnte. — „Freilich“, fügt er hinzu, „kann dieser negative Freund von sehr gefährlicher Konsequenz sein, denn ein Fürst seines Temperamentes, mit so viel Ehrgeiz und Habgucht, wird nicht ein müßiger Zuschauer bleiben an der Spitze von 100,000 Mann; er wird es in seiner Hand haben, die Wage nach der Seite hin sinken zu machen, wohin er will, und Deutschland dann die Gesetze vorschreiben“ ¹⁾).

Wenn Hyndford etwa ein Jahr später ausgesprochen hat, er spiele jetzt den Komödianten, da man an einem Hofe, der bekanntlich nur mit Täuschen und Täuschungen umgehe, durchaus mit gleicher Münze zahlen müsse, so haben wir dem gegenüber nur zu konstatieren, daß er in Wahrheit jene schätzenswerte diplomatische Eigenschaft schon in der Zeit, von welcher wir hier sprechen, trefflich auszuüben verstanden hat. Denn die Art, wie er jene eben erwähnten giftgeschwollenen Schreiben vom 23. Mai Podewils gegenüber als Beweise seiner unbegrenzten Ergebenheit für den König von Preußen erfolgreich zu verwerten versteht, ist in der That eine hervorragende diplomatische Leistung.

Als ihm nämlich Podewils auf gute Manier zu verstehen giebt, daß der König trotz des nunmehr errungenen Sieges noch immer auf die alten Bedingungen hin Frieden zu schließen geneigt sei, antwortet Hyndford, er habe bereits vor drei Tagen in diesem Sinne aus eigenem Antriebe nach Wien geschrieben und Robinson beschworen, alles aufzubieten, um die Königin zur Concedierung jener Bedingungen, an denen allerdings nichts fehlen dürfe, zu bewegen; geschähe dies schnell, so hoffe er, der König von Preußen werde trotz seines neuen Sieges sich zu einem Separatfrieden bereit finden lassen. In gleichem Sinne habe er dann auch nach London berichtet. So dürfe der König seine Absicht als vollkommen erfüllt ansehen, während derselbe doch selbst die Sache nicht angeregt und sich dadurch etwas vergeben habe, was doch auch ein großer Vorteil sei. In fünf oder sechs Tagen könne sein Kurier von Wien zurück sein. „Ich weiß“, sagte Hyndford zu Podewils, „Ihr Herr ist unzufrieden mit mir, und Sie sind es auch; aber ich glaube nicht, daß ein rechtchaffener Mann, und wäre es selbst ein preussischer Minister, mehr hätte thun können. Freilich kann ich nie für den Wiener Hof einstehen, er kann sich retten, wenn er Vernunft annimmt. Wenn er aber ins Verderben rennen will, werden weder ich noch irgendetwas anderer ihn auf den rechten Weg bringen können.“ ²⁾

Podewils war wahrhaft entzückt; und der König befahl auf die Nachricht davon seinem Minister, den Gesandten seiner vollkommenen Achtung und seiner Dankbarkeit zu versichern, man habe nach seiner Überzeugung nicht ehrenhafter handeln können ³⁾.

¹⁾ Bericht vom 23. Mai; Londoner Record office. Das erste Stück auch bei Raumer, S. 159.

²⁾ Nach Podewils' Bericht vom 27. Mai; Berliner St.-A.

³⁾ Den 30. Mai; Polit. Korresp. II, 183.

Übrigens war Hyndford perfid genug, vertraulich im Gespräche mit Podewils und unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Hartnäckigkeit der Königin von Ungarn zum Teil Robinson schuldzugeben, welcher zu sehr für den Wiener Hof eingenommen sei, wo er allerdings einen großen Einfluß zu üben vermöge und wie ein Drakel beräuchert werde; ein anderer an seiner Stelle würde doch wohl mehr ausrichten können. Podewils stimmte dem eifrig zu und meinte, Lord Stair im Haag würde vielleicht eine geeignete Persönlichkeit sein in Erinnerung daran, daß dieser noch vor der Schlacht bei Chotusitz gegen den preussischen Gesandten es als seine Überzeugung ausgesprochen hatte, die Königin dürfe in der Lage, in welcher sie sich befinde, nicht mehr um ein Mehr oder Minder von KonzeSSIONen feilschen, sondern müsse den König von Preußen um jeden Preis von der Allianz losmachen. Hyndford meinte darauf, nachdem Frankreich mit dem Beispiele vorgegangen, einen Marschall an den verschiedenen Höfen als Unterhändler umhertrotten zu lassen, könne es ja England mit Lord Stair, der denselben militärischen Rang wie Belleisle innehatte, nachmachen, und er wünsche selbst, daß man Stair nach Wien schicke, um mit dem dortigen Hofe einmal ein ernstes Wort zu sprechen; dann würde er in einigen Tagen mehr ausrichten, als Robinson in ebenso viel Wochen vermocht hätte ¹⁾. Auf dieses Gespräch hin erging wirklich Weisung an Andrieu in London, die Sendung von Stair in Vorschlag zu bringen.

Gegen die Ausdehnung der Grenze über die Brinnitz macht Podewils seinem Könige gegenüber Einwendungen. Der Name Bolniza, bis zu welcher die Grenzen vorgeschoben werden sollen, fände sich auf keiner Karte. Nach der Brinnitz komme die Malapane, an ihrer Mündung etwa 1½ Meile von der Brinnitz entfernt, darauf folge dann ein kleinerer Bach, genannt Himmelwitzer Wasser oder auch wohl Blotnitz, mehr als 2 geographische Meilen von der Brinnitz entfernt. Sei diese gemeint und wolle man bis zu ihr das Land sich aneignen, so würden die Sachsen einen schrecklichen Lärm schlagen, sowohl in Paris als beim Kaiser Beschwerde führen; der Name Brinnitz stehe ausdrücklich in den Verträgen. Auch sei es für den Augenblick wenigstens schwer thunlich, in jener Gegend eine Huldigung vorzunehmen; auf dem rechten Oderufer streiften feindliche Abteilungen bis in die Nähe von Brieg herab ²⁾.

Der König bestand nicht auf seinem Willen, er antwortete, man solle die Sache in suspenso lassen, bis man nur erst wisse, mit wem man dabei zu thun haben werde, ob mit den Österreichern oder den Sachsen. Das Ganze müsse man von den Konjunkturen abhängig machen ³⁾.

Inzwischen war nun in Wien angesichts der neuen Lage, welche die Schlacht von Chotusitz geschaffen hatte, die Botschaft Hyndfords und die Frage, ob man die Neutralität des Königs von Preußen mit wie großen Opfern immer erkaufen solle, der ernstesten Erwägung unterzogen worden.

¹⁾ Podewils, den 1. Juni; Berliner St.-A. Der entsprechende Bericht vom 3. Juni im Londoner Record officie verschweigt natürlich die Infimation wegen Robinson, stellt die Sendung von Stair als einen Einfall von Podewils hin und setzt die ganze Unterhaltung erst auf den 2. Juni.

²⁾ Podewils, den 2. Juni.

³⁾ Den 5. Juni; Postscriptum Posit. Korresp. II, 186.

Maria Theresia war am 13. Mai von einer Tochter entbunden worden; noch im Wochenbette ereilte sie die Hiobspost von Chotusitz und stellte sie wiederum vor die schwere Entscheidung, ob man nun mit gesteigerten Opfern den Rücktritt des Königs von Preußen von der großen Allianz erkaufen solle. Von ihren Ministern war es eigentlich nur Bartenstein, der mit Entschiedenheit und Nachdruck für standhaftes Aussharren eintrat. Wenn die Königin noch ein Jahr den Kampf fortzuführen vermöge, urtheilte er, werde sie alles gewonnen haben. Es siche nicht schlimmer um die Königin, als vor einigen Monaten; weshalb solle sie also jetzt so schwere Opfer bringen, wie ihr damals niemand zugemutet habe? Die bayerischen Streitkräfte seien fast ganz vernichtet, die französischen im übelsten Zustande, die sächsischen merklich zusammengeschmolzen, und auch der Kern des preußischen Heeres habe empfindlich gelitten. Dagegen würden die neuerrichteten ungarischen Regimenter erst im künftigen Jahre ihre guten Dienste thun, und auch von den Kroaten seien solche zu hoffen. Geldmittel werde man finden, wenn man sich nur entschliesse, mit der Rücksichtslosigkeit, welche die Nothlage zur Pflicht mache, vorzugehen, und in die höheren Verwaltungsämtter, wie es einst Prinz Eugen gethan, ohne nach Rang und Geburt zu fragen, die tüchtigsten Männer berufe. Dann sei mit Sicherheit auf einen günstigen Ausgang des Kampfes zu hoffen und kein Grund vorhanden, zu allzu empfindlichen Opfern sich herbeizulassen ¹⁾.

Auf der anderen Seite aber empfahl England mit immer wachsendem Eifer die Verständigung mit Preußen, die Kuriere jagten einander, aus dem Haag, aus London, aus Breslau von Hyndford; von überallher klangen die Mahnungen zur Verständigung mit dem Könige. „Auf das unanständige“, klagt die Königin selbst, „ist von England in uns gedrungen worden“ ²⁾; der Verlust dieses einzigen Bundesgenossen, den man noch hatte, schien zu drohen, wenn man sich allzu unnachgiebig zeigte, und der eigene Gemahl der Königin, Großherzog Franz, befürwortete unermüdet eine Verständigung.

Die Königin ihrerseits stand mit ihrer innersten Herzensüberzeugung ganz offenbar auf Bartensteins Seite, und der Entschluß, den sie endlich faßte, war dessen Intentionen nicht so sehr zuwiderlaufend, als es auf den ersten Blick scheinen mochte. Dieser Entschluß ging dahin, sich mit Preußens Neutralität zu begnügen und die in Klein-Schnellendorf bewilligten Abtretungen noch um ein Stück von Obereschlesien zu vermehren, dagegen aber die Forderung von Königgrätz unter allen Umständen abzulehnen. Keine Gewalt der Erde werde sie hierzu vermögen; sie wolle eher das Schreckliche erdulden und mit dem Schwerte in der Hand unter den Ruinen von Wien untergehen ³⁾.

Auch Bartenstein durfte bei diesem Entschlusse noch eine gewisse Beruhigung finden in dem Gedanken, daß, wenn der König von Preußen wirklich gegen alles Erwarten nach dem Siege von Chotusitz seine Forderungen nicht höher spannte, er doch dann wenigstens um so fester an den alten For-

¹⁾ Aus Bartensteins Memoire vom 1. Juni; angeführt bei Arnetb II, 71.

²⁾ Angeführt aus einem Briefe an Kannegießer vom 30. Juni; bei Arnetb, S. 481.

³⁾ Angeführt bei Arnetb II, 71.

derungen festhalten werde, so daß die hartnäckige Weigerung im Punkte von Königgrätz thatsächlich dieselbe Wirkung haben müsse wie eine Ablehnung. Und die Königin, die im Herzen wohl dachte, wie einst im September vorigen Jahres, sie hoffe, daß der König von Preußen ablehne, durfte dabei doch dem Drängen Englands gegenüber ihre Friedensliebe sattfam gezeigt zu haben glauben.

Kurz, es gingen Anfang Juni neue Vollmachten und Instruktionen in dem angedeuteten Sinne an Lord Hyndford nach Breslau ab, und am 4. Juni fand nun auf Grund derselben die erste Zusammenkunft zwischen den beiden Diplomaten statt. Hyndford erklärte den empfangenen Weisungen entsprechend, bevor er über den Inhalt seiner Instruktionen sich äußere, auf den Austausch der beiderseitigen Vollmachten dringen zu müssen; aber Podewils wandte ein, dazu sei er nicht autorisiert, bevor er eine Garantie habe, daß die gewährten Konzessionen wirklich Aussichten eröffneten, zu einem Frieden zu gelangen. Ohne besondere Autorisation von seinem Könige dürfe er seine Vollmacht nicht aus der Hand geben, welche ja sonst die Königin benutzen könne, um seinen Herrn mit seinen Verbündeten „zu brouillieren“. Hyndford aber blieb dabei, daß ihm hier die Hände gebunden seien, und daß er über den Inhalt seiner Instruktionen nicht mehr sagen könne, als daß die Königin einerseits mit der Neutralität Preußens sich begnügen, andererseits Abtretungen machen wolle, die ungleich beträchtlicher seien, als das, was dem Könige seine Alliierten zugejagt hätten, und diese Erwartungen würde der König in Ruhe genießen können, ohne nur einen Mann marschieren zu lassen. Zu näheren Erklärungen war der Gesandte nicht zu bewegen, wie sehr sich auch der andere bemühte, ihm, wie er sich ausdrückt, „die Würmer aus der Nase zu ziehen“¹⁾.

Podewils war nun also genötigt, über die Frage des Austausches der Vollmachten die Entscheidung des Königs einzuholen. Er thut dies mit dem Bemerken, daß selbst in dem Falle, daß von der Vollmacht ein übler Gebrauch gemacht würde, der König immer noch in der Lage sein würde, sich durch die Erklärung zu rechtfertigen: wenn er in Friedensunterhandlungen eingetreten sei, habe er natürlich nur einen solchen Frieden im Sinne gehabt, der auch seine Alliierten zufriedenstelle. Im übrigen erkennt der Minister sehr wohl, daß alles sich auf die Frageuspitzt, ob der König unter allen Umständen an der Forderung von Königgrätz und Pardubitz festzuhalten entschlossen sei, und welcher Entscheidung Podewils selbst zuneigen würde, zeigt deutlich die von ihm in seinem Berichte gemachte Betrachtung: „Es ist eine wahre Krise: Ew. Majestät hat es in Ihrer Hand, entweder innerhalb der nächsten vier Wochen Frieden zu schließen und in Ruhe und Stille Ihre Eroberungen zu genießen, oder abzulehnen und von neuem Wind und Wellen preisgegeben hinaus ins offene Meer zu treiben, an dessen zahlreichen Klippen Schiffbruch zu leiden nur zu leicht ist.“

Zwei Dinge aber will sich Hyndford unter allen Umständen von vornherein ausbedingen, nämlich einmal, daß die von der Königin angetragenen Bedingungen, falls sie nicht angenommen werden, geheim bleiben, und dann,

1) Podewils' Bericht vom 5. Juni; Berliner St.-A.

daß der König von dem Teile Schlesiens, den er eventuell sich abtreten läßt, eine entsprechende Quote der englischen Anleihe auf sich nimmt ¹⁾.

Fast genau zu der Zeit, wo jene Konferenz in Breslau stattfand, spielte im preußischen Hauptquartier zu Maleschau, unweit Kuttenberg, eine andere zwischen dem Könige und dem inzwischen eingetroffenen Marschall Belleisle, die sich allerdings in ganz entgegengesetzter Richtung bewegte, und deren Hauptpunkte der erste selbst für Podewils aufgesetzt hat ²⁾. Der Marschall hatte den Wechsel der Zeit auch an sich verspüren müssen; er schien den Ton, den er das vorige Jahr, als er in Frankfurt gleichsam den Diktator Deutschlands spielte, so gern anschlug, jetzt ganz verlernt zu haben, und obwohl er die frischgepflückten Lorbeeren von Frauenberg mitbrachte, schien er fast kleinlaut. Er verlangte schließlich, im Vertrauen die Meinung des Königs zu hören über die kritische Situation dieses Krieges und die Mittel, zu einem Frieden zu kommen.

Die Antwort des Königs war, ob zwar in üblem Latein, doch recht verständlich: „*beatus est possidendi*“. Der Sieger von Chotusitz mochte wohl daran erinnern, daß er das, was er beim Friedensschluß begehre, auch zu erobert verstanden habe. „Übrigens“, setzte er hinzu, „glaube ich, daß nach einer zweiten gewonnenen Schlacht der Kaiser Böhmen und den Breisgau erlangen könnte, vielleicht noch Sachsen Oberschlesien, aber mehr würde man schwerlich in diesem Jahre der Königin abzunehmen imstande sein.“ Es war dies dem Marschall ganz aus der Seele gesprochen, und was Frankreichs eigene Forderungen anbetrifft, so scheint dasselbe nur Mömpelgard, einige Dörfer vom Amte Germerzheim und die Schleiung von Luxemburg in Aussicht genommen zu haben.

Dies Programm einer allgemeinen Pacifikation war, wie wir sehen, in seinen Grundzügen im wesentlichen dasselbe, welches auch Podewils unmittelbar nach Chotusitz aufgestellt hatte, und dasselbe hatte noch immer eine gewisse Bedeutung, um so mehr, da der König schließlich doch nicht sehr auf den Erfolg der neuen Friedensunterhandlungen rechnete. „Ich glaube“, schreibt er ³⁾, „es ist verlorene Mühe mit dem Wiener Hofe, sie werden sagen, ihre Sachen ständen gar nicht so schlecht, wie die Engländer meinten, trotz der verlorenen Schlacht seien sie imstande, allen ihren Feinden die Spitze zu bieten, vielleicht werden sie mir aus Rücksicht auf England Niederschlesien mit Olitz anbieten und Oberschlesien bis zu dem Gordon, aber sonst nicht. Inzwischen melden Sie mir Lord Hyndford, daß ich gern wissen möchte, woran ich bin, da ich entschlossen bin, dieses Jahr den Krieg zu Ende zu bringen, entweder durch eine schnelle Verständigung oder durch eine energische Kriegführung.“

Der König durfte seine Prophezeiungen über die aus Wien zu kommende Antwort bestätigt finden in dem Berichte seines Ministers vom 5. Juni. Nichtsdestoweniger war eine umgehend gefandte Entscheidung weit entfernt davon, eine Fortführung der Verhandlungen abzuschneiden. Er fand, es sei doch schon viel dadurch gewonnen, daß die Königin mit der Neutralität

¹⁾ Podewils, den 5. Juni; Berliner St.-A.

²⁾ Eigenhändig vom 4. Juni; Politt. Korresp. II, 185.

³⁾ Den 5. Juni; ebd. S. 186.

Preußens zufrieden sein wolle. Im Punkte des Austausch der Vollmachten willigte er darein, Hyndford das Original der Vollmacht auszuhändigen unter der Verpflichtung, dasselbe zurückzugeben, falls die Unterhandlungen sich zerklüften, während dagegen der König auch seinerseits versprechen wollte, von den Anerbietungen keinen üblen Gebrauch zu machen. Die englische, auf Schlesien hypothekizierte Schuld wolle der König pro rata übernehmen, nur nicht das, was auf Oberschlesien komme, da er von diesem nichts begehre. Zu dessen sei er bereit, falls ihm England Königgrätz und Pardubitz verschaffe, auch das auf sich zu nehmen; Podewils solle es sich aufs höchste angelegen sein lassen, das Ultimatum der Königin von Ungarn herauszubekommen, um zu sehen, wie weit er mit seinen Hoffnungen gehen dürfe, um die Segel aufspannen oder einziehen zu können, je nachdem es notwendig scheine.

Prinzipiell ziehe er Königgrätz sehr vor, Oberschlesien sei ein ruiniertes Land, dabei unhaltbar und von Leuten bewohnt, von denen er nie rechte Anhänglichkeit werde erwarten dürfen. Dagegen sei der Königgräzer Kreis ein fruchtbares Land, das sichere Einnahmen verspreche, Soldaten und Pferde zu liefern vermöge. Es sei zu verteidigen, kurz eine solide Erwerbung. Podewils dürfe immerhin betonen, daß die von seinen bisherigen Alliierten garantierte Anwartschaft auf Mecklenburg und Ostfriesland doch auch in Betracht kommen müsse, und daß, wenn die Königin diesen einzigen Kreis Böhmens abtrete, sie hoffen dürfe, alles übrige retten zu können. Eine Gefahr, daß die Königin in der Verzweiflung sich mit Frankreich oder dem Kaiser vertrage, könne er nicht anerkennen; sie würde dabei unzweifelhaft viel schlechter fahren. Kurz, die einzige Rettung für die Österreicher läge in dem Separatfrieden mit Preußen. Ein nochmaliger Kurierwechsel könne vielleicht eine volle Verständigung herbeiführen. Eine solche müsse es sein, denn darüber möge man sich nicht täuschen, ein fauler Friede sei nur ein still fortglimmender Krieg, der aufs neue sich entfache, wenn der andere Teil darauf nicht gefaßt sei. Mit Ungebuld erwarte er den neuen Bericht ¹⁾.

Die Zeit bis zum Eintreffen dieser Entscheidung hatten die beiden Diplomaten sorgfältig benutzt, um über einige Nebenpunkte ins reine zu kommen. Wenn der König gleich im Friedensvertrage Begünstigungen für den schlesischen Handel festgesetzt wissen wollte, so hielt dagegen Hyndford es für unthunlich, diesen Punkt, bei welchem alle möglichen Einzelheiten sorgsam abgewogen werden müßten, jetzt vorzunehmen, wofern man nicht den Abschluß ungebührlich verzögern wolle. Man müsse das einem besonderen Vertrage überlassen, zu dessen Abschlusse unmittelbar nach dem Frieden eine Kommission zusammentreten möge. Podewils stimmte ihm bei.

Einen noch schwierigeren Punkt schien die Frage der Religion bilden zu sollen. Friedrich hatte erklärt, das sei eine innere Sache, und eine Stipulation nach dieser Seite hin würde der Königin Anlaß geben, sich in seine Angelegenheiten zu mischen; bei jeder Maßregel, die er in seiner neuen Provinz träge, würden die Katholiken sich für verletzt halten und die Königin um Intervention anrufen. Hyndford bemerkte dagegen, derartige liege auch nicht im entferntesten in der Absicht der Königin, aber sie sähe es andererseits als eine ernste Gewissenspflicht an, irgendwie ihre Glaubensgenossen in Schlesien

¹⁾ Den 8. Juni; Post. Korresp. II, 187.

zu sichern, und zu verhüten, daß diese z. B. insgesamt aus dem Lande vertrieben und alle Güter des Klerus konfisziert würden. Auf einer solchen Versicherung würde sie unter allen Umständen bestehen, und sie würde glauben, ihre Seligkeit zu gefährden, wenn sie davon abginge. Aber es ließe sich ja wohl eine Fassung finden, welche den Katholiken den *status quo* garantierte, ohne den König irgendwie zu hindern, allen Protestanten volle Glaubensfreiheit zu gewähren. Auch dies befürwortet Podewils mit dem Bemerkten, daß derartige Stipulationen in allen Verträgen üblich seien und kaum besonders präjudiziell für den König sein würden.

Zu sehr lebhaften Erörterungen kam es dann hinsichtlich des Geldpunktes, nämlich die auf Schlesien hypothekierten Schulden betreffend, wobei es sich doch immer um etwa 8½ Millionen Thaler handelte. Die Auffassung, daß es eine unbillige Forderung sei, wenn man dem König zumute, ein Land, welches er mit dem Schwerte erobert habe, dann noch in klingender Münze zu bezahlen, stand schroff der anderen gegenüber, es sei doch die äußerste Härte, die Königin mit den Hypothekenschulden einer Provinz zu belasten, welche sie abzutreten genötigt werde. Man einigte sich endlich über einen Vermittlungsvorschlag, den nun Podewils dem König empfiehlt. Der letztere solle nur die englische Schuld (etwa 1,600,000 Thlr.), und daneben die Anleihen, welche verschiedene Privatpersonen, zum Teil selbst Schlesier, dem österreichischen Hofe gemacht, letztere im Gesamtbetrage von 800,000 Thlr., wovon aber bei näherer Prüfung, resp. gütlicher Übereinkunft wohl noch ein Drittel abgehen könne, übernehmen, und ferner die der schlesischen Steuerkasse gemachten Vorstüsse in der Höhe von 1¼ Millionen; kurz, alles in allem etwa 3½ Millionen, dagegen die holländische und die Brabanter Anleihe im Gesamtbetrage von 4½ Millionen ablehnen ¹⁾.

Diese Konferenz fand am 9. Juni statt; am nächsten Morgen trat der Kurier mit den neuen Instruktionen für Podewils ein, und dieser suchte sogleich Hyndford auf, mit dem er nun die Vollmachten nach den uns bekannnten Bedingungen austauschte. Als Hyndford Anstoß daran nahm, daß in der preussischen Vollmacht Maria Theresia nur als Königin von Ungarn bezeichnet werde und nicht zugleich als Königin von Böhmen, gab Podewils nach, insofern er versprach, ein zweites Exemplar mit dem gewünschten Zusätze zu beschaffen. Gefahr, urteilte er, sei dabei nicht, da er ja im Falle eines Scheiterns der Verhandlungen das Schriftstück zurückerkalten solle.

Hierauf nun drängte Podewils, die Bedingungen des Wiener Hofes zu hören, da er diese vor allem dem Könige mitteilen müsse. Der Gesandte wandte ein, es sei dies doch eine ungewöhnliche Art zu verhandeln, wozu habe man sich erst da Vollmachten erteilen lassen? Doch als Podewils darauf beharrte, diktirte er ihm den von Wien zugesandten Vertragsentwurf, zu dessen einzelnen Punkten jener dann seine Ausstellungen an den Rand notierte. Als jedoch Art. 5 an die Reihe kam, der die von der Königin zu machenden Abtretungen auf Niedererschlesien, die Grafschaft Glatz und die Liffere jenseits der Neiße beschränkte, erhob sich Podewils erzürnt: wenn der Minister nichts anderes anzubieten habe, dann sei es ganz überflüssig, irgendwie weiter zu verhandeln, da sein König bei aller Neigung zum Frieden

1) Podewils, den 9. Juni; Berliner St.-A.

doch nun und nimmermehr auf solche Propositionen irgendwie eingehen werde. Er könne dem Gesandten den Vorwurf nicht ersparen, daß er ihn veranlaßt habe, seinem Könige eine Unwahrheit zu schreiben, daß demselben nämlich die Königin ungleich beträchtlichere Erwerbungen gewähren wolle, als ihm seine Alliierten in Aussicht gestellt hätten.

Er hatte in großer Leidenschaft gesprochen ¹⁾ und machte Miene, fortzugehen, als seien eben die Verhandlungen vollständig abgebrochen, da hielt ihn Hyndford zurück: „Wenn die Königin sich nun zu noch größeren Opfern entschließt, wollen Sie es dann auf sich nehmen, ohne weiteren Zeitverlust abzuschließen?“ Etwas befänftigter erwiderte Podewils, ohne eine nochmalige Rückfrage bei dem Könige dürfe er das nicht, aber er wolle alles, was irgend in seinen Kräften stehe, thun. Und nach mancherlei Hin- und Herreden blieb er dabei stehen: wenn Hyndford ihm im Vertrauen die äußerste Ausdehnung seiner Vollmachten wissen lassen wollte, würde er dies dazu benutzen, um den König zum schleunigen Abschluß zu bewegen, und wiederholte sein Verlangen in immer dringender Form. Hyndford war nicht so leicht dazu zu bewegen; länger als eine Stunde dauerte, wie Podewils versichert ²⁾, die Debatte über diesen Punkt.

Aber der Gesandte erwog endlich, daß, wenn er den Minister mit diesem Bescheide, der ihn so in Harnisch gebracht habe, fortgehen ließe und derselbe nun unter diesem Eindrucke seinen Bericht machte, es sehr zu fürchten sei, daß der König ohnehin schon unzufrieden darüber, daß ihm Königgrätz und Pardubitz entgehen solle, nach seiner Art kurz entschlossen alles abbräche und, da dem Vernehmen nach Belleisle im Lager sei, mit diesem gleich sich in neue Engagements einlasse, die dann kaum mehr zu redressieren sein würden ³⁾.

So holte er denn jenen geheimen Artikel vor, welcher ihm noch eingebunden war, mit der Weisung, ihn erst im äußersten Notfalle vorzubringen, und unter der Bedingung, daß die Königin, falls er einmal abgelehnt würde, für die Zukunft nicht mehr daran gebunden sein solle.

Dieser Artikel nun enthielt die Ermächtigung, neben Niederschlesien und Glatz auch noch Oberschlesien abzutreten und zwar genau in den Grenzen, welche seiner Zeit der Klein-Schnellendorfer Vertrag für die Winterquartiere der preussischen Armee festgesetzt hatte, d. h. denen, welche dann bis auf den heutigen Tag Österreich und Preußen scheiden.

Hyndford ließ den Artikel dem Minister selbst sehen, indem er die Versicherung beifügte, daß das das Alleräußerste sei, wozu die Königin hätte vermocht werden können, zeigte ihm auch einen Brief Robinsons, Maria Theresia habe gesagt, und wenn sich die Hölle gegen sie eröffnete und der König von England mit seinem ganzen Parlamente ihr Verderben drohte, würde sie doch niemals Königgrätz abtreten. Er habe alles gethan, diesen Entschluß zu erschüttern, aber sich überzeugt, daß das unmöglich sei, und wenn sein König noch 10 Kuriere schickte; falls in diesem Punkte Preußen nicht nachgäbe, sei

¹⁾ „— in a very passionate manner for a great while“, schreibt Hyndford an Robinson den 10. Juni; Londoner Record office, und Podewils selbst gesteht: „Je ne pouvais m'empêcher d'éclater contre Mylord Hyndford d'une terrible manière“. Bericht vom 10. Juni; Berliner St.-A.

²⁾ a. a. O.

³⁾ Nach dem oben angeführten Briefe.

das so viel, als die Verhandlungen abbrechen; und dem Wiener Ministerium würde solch ein Resultat gar nicht unerwünscht sein, da man dadurch einen Vorwand erhielt, die Seemächte zu drängen, nun ihre Verpflichtungen zu erfüllen, nachdem der König von Preußen das größte Opfer, welches man der Gegenpartei vernünftigerweise hätte zumuten können, abgelehnt habe ¹⁾.

Podewils war nicht unempfindlich für die vertrauensvolle Offenheit, die sich in Gynsfords Verhalten auszusprechen schien, er verließ dafür eine warme Empfehlung des österreichischen Ultimatus ²⁾, und in der That blüht seine Herzenzmeinung deutlich hervor aus den Worten, mit welchen er nun seinem Herrn die große Entscheidung auf die Knie legt. Er verkenne nicht im entferntesten den Vorzug, den Königgrätz vor Oberschlesien habe, und er wünsche mit seinem Blute diese wichtige Erwerbung verschaffen zu können, aber in Wahrheit habe es den Anschein, als würde sich dieselbe im Wege eines Separatfriedens mit der Königin niemals erzielen lassen. Und daß dies noch weniger bei einer allgemeinen Pacifikation gelingen könne, wisse der König selbst am besten, besonders wenn der Grundsat zur Anwendung komme, den ihm Balor wiederholt ausgesprochen habe, daß, im Falle einer der Alliierten von den ihm zugesicherten Erwerbungen etwas aufgeben müsse, auch die anderen sich Abstriche gefallen lassen müßten.

Die Hauptfrage sei eben, ob der König überhaupt einen Sonderfrieden nötig zu haben glaube. Sei dies der Fall, so empfehle es sich, zuzugreifen, da schwerlich jemals bessere, ja kaum ebenso gute Bedingungen für einen solchen geboten werden dürften. Dagegen sei anderseits, wenn der König, wie aus seinem letzten Briefe hervorzugehen scheine, große Scheu habe vor einem faulen Frieden, aus dem bald wieder ein neuer Krieg werden könne, und dagegen beim Verharren in der großen Allianz sein Interesse besser zu wahren glaube, überhaupt jeder Separatfriede mit der Königin mißlich. Derselbe führe notwendig ein Zerwürfniß mit dem Kaiser, mit Frankreich und Sachsen im Gefolge und nötige Preußen, um nicht ganz isoliert zu bleiben, sich ganz in die Arme Englands zu werfen.

So lag die Sache: in zwei Tagen ward die entscheidende Antwort des Königs erwartet, von der übrigens auch Podewils hoffte, sie werde dem Frieden günstig sein ³⁾.

1) Podewils' Bericht vom 10. Juni; Berliner St.-A.

2) Gynsford an Robinson, den 10. Juni; Londoner Record office.

3) So schließt wenigstens Gynsford a. a. O.

Fünftes Kapitel.

Die Breslauer Präliminarien.

Die Entscheidung kam in der That früher, als irgendwie erwartet werden konnte. Wie wir bereits an verschiedenen Beispielen kennen lernten, spielte das Kreuzen der Briefe gerade bei den Breslauer Unterhandlungen eine sehr bedeutende Rolle; die Entfernung zwischen dem Könige und seinem Minister und die jugendliche Ungeduld des ersteren erklärt dies hinreichend. Und so hat denn ein solcher Zufall auch jetzt noch bei dem letzten Abschlusse eigentümlich eingreifen können.

Der König hatte bereits unter dem 7. Juni an Podewils geschrieben: „Mit großer Bekümmerniß theile ich Ihnen mit, daß die schlechten Dispositionen der Franzosen und die Langsamkeit, mit welcher sie sich zu einer ernstlichen Aktion angeschickt, es dem Grafen Khevenhüller möglich gemacht haben, mit seinem Heere die Donau zu überschreiten. Ich erfahre das durch Valori selbst, der heut angekommen ist, und besorge, daß in Folge davon die drei österreichischen Heere sich zu gemeinsamem Handeln vereinen, und ich habe Angst, daß durch den Marsch des Herzogs Karl gegen Sobieslaw zum Zusammentreffen mit Lobkowitz der Marschall Broglie eine Niederlage erleide. Ich gestehe Ihnen, daß ich herzlich gern meine Figuren aus diesem Spiel zöge, dem ich keinen guten Ausgang prophezeie.“¹⁾

Seine Befürchtungen wurden sehr schnell zur Wahrheit. Broglie mußte erst durch Belleisle aus dem preussischen Lager erfahren, daß Herzog Karl mit Lobkowitz vereinigt gegen ihn anrückte und ihm bereits auf drei Meilen nahe gekommen sei. Nun retirierte er in schmachvoller Eile unter ansehnlichen Verlusten, gab die Molbau Linie Preis, um sich hinter die Wottama zu retten (5. Juni). Rasch drängte der Feind nach, gewann und überschritt den Fluß und hatte nun den Weg gegen Prag offen.

Der preussische Oberst v. Willich, der im französischen Hauptquartier als militärischer Bevollmächtigter verweilte, beilte sich, hiervon ins Hauptquartier Meldung zu thun; sein Bericht traf daselbst am 9. Juni ein und machte den allergrößten Eindruck. Erst wenige Tage vorher hatte der König gegen Belleisle auf die Frage, ob er in die Aktion treten würde, erklärt: ja,

¹⁾ Lager von Malechau, den 7. Juni; Polit. Korresp. II, 187.

wenn man Prag ernstlich bedrohte, und dies war auch seine Meinung, er mußte ja doch voraussehen, daß, wenn die Königin Prag wiedergewönne, sie von neuer Hoffnung erfüllt, überhaupt von großen Konzessionen nicht mehr würde viel hören wollen. So zeigt er sich denn entschlossen, zur Sicherung Prag's den Österreichern entgegenzumarschieren, auf die Gefahr hin, für diesen Zweck noch eine Schlacht liefern zu müssen. Freilich war ihm der Gedanke schrecklich, wieder um der Unfähigkeit der französischen Führung willen seine tapfere Armee aufs Spiel zu setzen, in dem Momente, wo er den Frieden schließen wollte, noch eine Schlacht zu liefern und so viel brave Leute auf die Schlachtbank führen zu sollen ¹⁾. Um dies abzuwenden, gab es nur ein Mittel, nämlich schleunigen Abschluß des Separatfriedens; und so schreibt denn der König am 9. Juni unmittelbar nach Empfang der Nachricht von dem Moldau-Übergange des österreichischen Heeres an Podewils die folgende ewig denkwürdige Ordre:

„Im Lager von Maleschau, den 9. Juni 1742.

„Mein lieber Podewils!

„Unvorhergesehene Umstände, welche sich mit den französischen Truppen in Böhmen ereignet haben, nötigen mich, Ihnen in der positivsten Form aufzutragen, sofort nach Empfang Dieses zunächst Ihre Vollmachten mit Hyndford auszuwechseln und Hyndfords Vollmacht zu prüfen, demnächst aber zu versuchen, Einsicht in dessen Instruktion von der Königin zu erlangen, um sich davor sicher zu stellen, daß man demselben später einmal eine Überschreitung seiner Befugnisse schuldbgeben könne. Darauf sollen Sie unverzüglich mit dem genannten Lord über die Friedensbedingungen verhandeln, welche die Königin mir anbietet. Da Hyndford Ihnen bereits erklärt hat, die Königin biete mir zu friedlichem und ruhigem Besitze mehr, als meine Alliierten mir versprochen haben, so setze ich als unbestritten voraus, daß die Königin mir ganz Niederschlesien und die festgesetzte Lisière jenseits der Neiße mit der Stadt und Grafschaft Glatz abtrete als in voller Souveränität zu besitzen. Dies als Grundlage angenommen, sollen Sie dann bezüglich der sonstigen Bedingungen sich bemühen, möglichst gute zu erzielen, sei es nach der Seite von Böhmen hin, sei es, falls nach der Seite hin nichts zu machen wäre, auf der Seite von Oberschlesien. Aber nachdem Sie in dieser Richtung einen halben Tag lang das Mögliche gethan haben, ist es mein ausdrücklicher Wille, daß Sie dann ohne weiteren Bericht an mich und ohne eine Entschliebung von mir zu verlangen oder abzuwarten, die Punkte, über welche Sie mit Lord Hyndford ins reine werden kommen können, festsetzen, niederschreiben und mit Lord Hyndford als Friedenspräliminarien ungesäumt unterzeichnen.

„Gegenwärtiger Brief soll Ihnen als Vollmacht dienen, um den Abschluß und die Unterzeichnung mit Hyndford ohne meine besondere Zustimmung vollziehen zu können, und ich will absolut, daß binnen 24 Stunden nach Ankunft des Überbringers dieses, des Hauptmanns Sydow, alles geschehen sei, d. h. der Austausch der Vollmachten, die Verhandlungen mit Lord Hyndford über die mir zu machenden Abtretungen und die Unterzeich-

1) Beizettel zu der Instruktion vom 9. Juni; Berliner St.-A.

nung der Friedenspräliminarien. Sobald deren Unterzeichnung von beiden Seiten erfolgt ist, sollen Sie mir sie durch den Hauptmann Sydow zur Ratifikation senden und außerdem Lord Hyndford vermögen, durch einen expressen Kurier, der über Olaz, Königgrätz und Kolin gehen kann, den Prinzen Karl von Lothringen davon in Kenntnis zu setzen, damit dieser unter der Hand von dem Abschlusse einer Verständigung zwischen mir und der Königin von Ungarn unterrichtet sei.“

Diesem von Eichel nach des Königs Diktat niedergeschriebenen Briefe fügt dann der König noch eigenhändig zu:

„Es kommt darauf an, in 12 Stunden zum Abschlusse zu kommen, soweit die Sache thunlich ist. Schlesien (offenbar ist Niederschlesien gemeint) und Olaz — sine qua non und von dem übrigen alles, was Sie ihnen werden abpressen können. Ich schlafe ruhig, überzeugt, daß Sydow mir die Präliminarien unterzeichnet zurückbringen wird. Die Ratifikationen müssen auf acht Tage limitiert werden.

Friedrich.“¹⁾

Nachdem der Hauptmann und Flügeladjutant v. Sydow bereits abgegangen war, wurde ihm noch selbigen Tages ein Kurier nachgesandt mit einigen weiteren Aufträgen: einmal, daß Hyndford die Notifikation an Herzog Karl lieber Sydow mitgeben möge, ferner was Podewils Hyndford auf die Frage nach der Ursache dieses plötzlichen eifrigen Drängens zum Abschlusse sagen sollte, daß nämlich der König durchaus wissen wollte, woran er wäre, um entweder sich beruhigt zu sehen oder andernfalls kriegerische Maßregeln zu ergreifen. Ein Beizettel unterrichtete dann den Minister selbst über die bereits bekannten eigentlichen Ursachen des schnellen Entschlusses²⁾.

Es ist sehr erklärlich, wenn Podewils schreibt, er sei bei dem Empfange dieser Aufträge am Morgen des 11. Juni zunächst heftig erschrocken, im Gefühle der furchtbaren Verantwortlichkeit, die ihm damit zufalle³⁾. Aber auch eine andere Erwägung, der er nicht Worte giebt, hat sich ihm sicherlich aufgedrängt. Welches Glück, daß diese Ordre nicht einen Tag früher angekommen, sondern erst nach der entscheidenden Konferenz vom 10. Juni. In dieser letzteren hatte Podewils, wie wir aus Hyndfords Berichte erfahren haben, als dieser Niederschlesien mit Olaz und der Reisse-Lisière anbot, eine solche ungeheurchelte Enttäuschung gezeigt, so ernstlich Miene gemacht, die ganzen Unterhandlungen abzubrechen, daß der Gesandte, um Schlimmeres abzuwenden, sich am Ende dazu verstanden hatte, gleich seine ganze Tasche umzuwenden. Der Minister hatte optima fide gehandelt, aber nun tags darauf erhielt er eine Weisung, welche ihn bedeutete, jenes halbe Angebot, welches ihn gestern so enttäuscht hatte, schlimmstenfalls zu acceptieren, und nur eben zu versuchen, noch darüber hinaus möglichst viel herauszuschlagen. Nimmermehr hätte ein Minister, wie eben Podewils war, dem selbst der so argwöhnisch und gehässig urteilende Hyndford nachsagt, seine Ehrlichkeit machte es ihm sehr schwer, sich zu verstellen⁴⁾, mit einer Enttäuschung, die

1) Polit. Korresp. II, 190.

2) Ebd. S. 191.

3) Podewils' Bericht vom 11. Juni; Berliner St.-A.

4) Bericht vom 15. Juni; Londoner Record office.

ihm nach der neuen Instruktion nicht mehr vom Herzen kommen konnte, die er vielmehr im Interesse des Geschäfts nur zu spielen gehabt hätte, einem scharf beobachtenden Gegner gegenüber solchen großen Erfolg erringen können, wie er ihn am 10. Juni erzielt hatte, und nimmermehr Hündford bis an die äußerste Grenze seiner Konzeffionen getrieben. Er würde nach menschlichem Ermessen höchstens ein Stück von Oberschlesien, nicht aber den größten Teil erhalten haben.

Zu der That hat, so weit wir die Sachen noch zu übersehen vermögen, jener zufällige Umstand, die Differenz eines Tages, die noch unversehrte bona fides von Podewils, für Preußen mindestens den östlichen Teil Oberschlesiens gerettet, d. h. gerade die Region der schwarzen Diamanten, das oberschlesische Kohlenbecken. Wahrlich dem treuen patriotischen Minister gebührte hier in einer der aufblühenden oberschlesischen Städte ein Denkmal.

Des Morgens um 6 Uhr hatte Podewils jene Ordre vom König erhalten und um 7 Uhr Hündford die Einladung, baldmöglichst den Minister aufzusuchen. Den schnell Herbeieilenden empfing die Erklärung, ein heut ankommener Kurier habe ihm hinsichtlich Königgrätz und Pardubitz die Hände freier gemacht. Podewils habe bereits die vorige Woche seinem Herrn mitgeteilt, welche Abtretungen wohl von der Königin von Ungarn zu erwarten sein dürften. Inzwischen hätten Belleisle und Balot auf das heftigste dem König angelegen, seine Truppen zu den französischen stoßen zu lassen. Er vermöge sich ihres Drängens kaum länger zu erwehren, noch länger Entschuldigungen vorzubringen, ohne Verdacht zu erregen, um so mehr verlange er danach, zu wissen, wie er mit der Königin daran sei, und habe ihm, dem Minister, Vollmacht erteilt, abzuschließen.

Wie vorsichtig nun aber auch der Minister den empfangenen Auftrag zu umkleiden sich bemühte, so entging doch dem anderen nicht, daß man preussischerseits einen schnellen Abschluß wünschte und brauchte: und wenn es ihm leid genug sein mochte, in der Hauptsache der Frage der Abtretungen bereits sich gebunden zu haben, so mochte er nur um so weniger noch in anderen Punkten Konzeffionen machen und hielt bezüglich derer um so starrer an den Paragraphen des ihm von Wien zugesandten Entwurfes fest, der nun in der That dem Ganzen zugrunde gelegt wurde. Es entspann sich darüber eine äußerst lebhafteste Diskussion, die fast den ganzen Tag fortgesetzt wurde. Hündford versichert, sie wären beide häufig so arg an einander geraten, als wäre ein Bruch unvermeidlich, zu welchem aber denn doch beide ernstlich wenig Lust hatten: er selbst habe nie in seinem Leben so viel Lärm gemacht und hoffe auch, niemals mehr dazu Veranlassung zu haben.

Große Schwierigkeiten machte gleich im Anfange die Frage der Räumung Böhmens durch die preussischen Truppen. Der österreichische Entwurf, welcher als Frist hierfür vierzehn Tage angenommen hatte, ward auf das lebhafteste von Podewils bekämpft, der dies für unmöglich erklärte: aber Hündford blieb hier eifern fest, es sei dies eigentlich der einzig reelle Vorteil, den die Königin von der Ubergewinnung habe. Umsonst wandte der Minister seine ganze Beredbarkeit an, wenigstens als terminus a quo nicht die Unterzeichnung der Präliminarien, sondern die Ratifikation gelten zu lassen, selbst dieien Reizen Aufschub von höchstens zehn Tagen lehnte der andere ab, so daß Podewils

am nicht den ganzen Abschluß zu gefährden, schließlich wirklich mit sechzehn Tagen sich begnügen mußte.

Die Schuldenfrage war glücklicherweise, wie wir sahen, bereits in den Vorkonferenzen ins reine gebracht, und obwohl hierbei Hyndford seine Instruktionen überschritten hatte, so rechnete er doch auf nachträgliche Indemnität, wenn er eben nur die englische Anleihe und die Schulden an Private übernehmen ließ.

Wenn Sachsen der Beitritt zu dem Frieden offen gehalten wurde, so behauptet Hyndford, dies auf eigene Hand gethan zu haben, denn, sagte er, es ist mehr Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, als über 10,000 Gerechte¹⁾. Dagegen ließ sich, wie Podewils bedauernd berichtet, für den Kaiser absolut nichts erreichen, nicht einmal die preußische Vermittlung oder gute Dienste wurden angenommen, Hyndford blieb fest dabei, daß die strenge Neutralität, welche der König in Anspruch genommen habe, dies ausschließe. Daß Festsetzungen bezüglich des Handels späteren Vereinbarungen vorbehalten bleiben müßten, erkannte auch Podewils an, der überhaupt in seinem Berichte wiederholt klagend darauf zurückkommt, wie ungünstig die hier gebotene Eile auf das ganze Friedenswert habe einwirken müssen. Die schwersten Bedenken erregte bei Podewils die österreichische Forderung der Erhaltung des status quo im Punkte der Religion, weil er damit späterer Einmischung eine Handhabe zu geben fürchtete, doch der Gesandte zeigte das Original seiner Instruktion, und daß ihm hier absolut die Hände gebunden seien. Nach langen Debatten fügte sich Podewils mit schwerstem Herzen, aber als beide schon auseinandergegangen waren, um die Ausfertigungen zu besorgen, erhielt der Gesandte noch ein Billet seines Partners, erd ermöge doch diesen Artikel nicht zu unterzeichnen, ohne die Rechte seines Königs durch einen Vorbehalt zu sichern²⁾. Nun, in der zwölften Stunde wich endlich Hyndford und gab einem Zusatz Raum: „unbeschadet der Gewissensfreiheit für die Protestanten und der Rechte des Souveräns“.

So war es wirklich Mitternacht geworden³⁾, als Hauptmann v. Sydow mit den unterzeichneten Präliminarien des vorteilhaftesten Friedens, den je ein Hohenzoller bis dahin geschlossen, sich auf den Weg machen konnte.

Nur mit wenigen Worten wollen wir die zwölf Artikel dieser Präliminarien zu charakterisieren versuchen. § 1. Ewiger Friede zwischen beiden Parteien. § 2. Keine Hilfeleistung an die beiderseitigen Feinde, sondern vielmehr gegenseitige Förderung und Abwendung von Schaden, soweit dies ohne Anwendung von Waffengewalt möglich ist. § 3. Allgemeine Amnestie. § 4. Einstellen der Feindseligkeiten vom Tage der Präliminarien-Unterschrift an, Zurückziehen der preußischen Truppen innerhalb von sechzehn Tagen; die Bewohner der an Preußen abgetretenen Landesteile haben das Recht, innerhalb fünf Jahren ihre Güter zu verkaufen und auszuwandern, ohne dafür etwas entrichten zu müssen. § 5. Abtretung von ganz Schlessien und der Grafschaft Glatz mit Ausnahme des Fürstentums

1) An Robinson, den 20. Juni; Londoner Record office.

2) Ebd.

3) Bericht von Podewils, den 13. Juni.

Teſchen, der Stadt Troppau und des Theiles jenseits der Oppa und der hohen Gebirge, sowie der zu Mähren gerechneten, aber in Schlefien liegenden Bezirke an Preußen mit voller Souveränität und Unabhängigkeit. Dagegen Verzicht Preußens auf alle Ansprüche an die Königin von Ungarn und Böhmen. § 6. Die katholische Religion in statu quo, jedoch vorbehaltenlich der den Protestanten zu gewährenden unumschränkten Gewissensfreiheit und der Rechte des Souveräns. § 7. Übernahme der englischen Anleihe von 1734/35 durch Preußen. § 8. Sofortige Freiegebung aller Gefangenen ohne Lösegeld und Aufhören aller Kontributionen. § 9. Wegen des Handels Verweisung auf den künftigen Frieden, resp. auf Vereinbarungen einer von beiden Parteien zu bestellenden Kommission. § 10. Auf Grund der Präliminarien spätestens in vier Wochen ein förmlicher Friedenstraktat. § 11. Aufnahme von England-Hannover, Rußland, Dänemark, der Generalstaaten, des Hauses Wolfenbüttel und des Kurfürsten von Sachsen in den Traktat, des letzteren jedoch nur unter der Bedingung, daß derselbe binnen sechzehn Tagen nach erfolgter Eröffnung seine Truppen aus Böhmen zurückziehe. § 12. Auswechslung der Ratifikationen zu Breslau nach Ablauf von acht oder zehn Tagen.

Für die Fassung ist der österreichische Entwurf, bei welchem eigentlich nur die Paragrapheneinteilung geändert worden, maßgebend gewesen, einige von Podewils noch hineingebrachte Zusätze sind hier durch gesperrten Druck hervorgehoben. Bei dem wichtigsten Artikel (§ 5), dem der Abtretungen, hat die für den äußersten Notfall an Hyndford erteilte Befugnis zugrunde gelegen, und es ist von Interesse, wahrzunehmen, daß hiermit noch einmal die Schnellendorfer Übereinkunft wieder zu Ehren gebracht worden ist. Der Artikel wiederholt eigentlich die dortigen Festsetzungen bezüglich der Abtretungen mit der allerdings sehr wesentlichen Modifikation, daß der Teil Oberschlesiens, der damals nur zeitweise für die Winterquartiere den Preußen überlassen ward, nun den definitiven Abtretungen sich anschloß. Die Grenzen aber waren dieselben wie damals.

Während Hauptmann v. Sydow noch mit den Präliminarien unterwegs war, schrieb der König am 12. Juni umgehend auf den eben ihm zugegangenen Bericht über jene Vorkonferenz vom 10. Juni im ganzen zustimmend, nur mag der Minister nicht wenig erschrocken sein, als er hier die Erklärung fand, der König müsse für die Räumung Böhmens sechs Wochen Zeit haben und zwar vom Datum der Ratifikation an. So viel brauche er absolut, um die Magazine zu leeren, welche er zum Teil aus eigener Tasche gefüllt habe, um die Anhäufungen von Kriegsmunition und Geschützen, sowie seine Kranken fortzuschaffen und endlich auch für die nötigen Vorbereitungen, um seinen Truppen in seinen Landen Quartiere zu schaffen¹⁾. Niedergeschlagen genug bringt Podewils diese Sache an Hyndford, der aber darüber in größte Aufregung geriet. Er rechnet es sich selbst hoch an, daß er den Minister habe ausreden lassen. Dann aber habe er geantwortet, man dürfe jetzt um keinen Preis Mißtrauen erregen, als sinne der König auf einen neuen Bruch und eine zweite Auflage von Klein-Schnellendorf; wenn der König wirklich daran denke, noch sechs Wochen in Böhmen zu bleiben und, was von der Erne-

¹⁾ Lager von Maleškau, den 12. Juni; Polit. Korresp. II, 194.

noch übrig sei, und etwa noch den Truppen der Königin hätte zur Subsistenz dienen können, auf den Grund wegzuziehen, so möge er sich an Herzog Karl wenden, der als Militär diese Sache besser verstehe und eher etwas in Wien ausrichten könne; er (der Gesandte) werde sich nie dazu gebrauchen lassen, einen solchen Antrag in Wien zu stellen, und, wenn der König auf seinem Ansinnen beharre, überhaupt jede weitere Mitwirkung an den Unterhandlungen ablehnen. Falls der König hier nicht nachgäbe, könne noch die ganze Sache scheitern; er bitte das möglichst buchstäblich zu berichten ¹⁾.

Allerdings schien sich die Sache dadurch zu erledigen, daß Podewils am 15. Juni die einfache Zustimmung des Königs zu den Friedenspräliminarien empfing, doch blieb man im preussischen Lager dabei, daß die verlangte Räumung binnen sechzehn Tagen eine einfache Unmöglichkeit sei und hat sich schließlich mit einer Interpretation geholfen, welche die sechzehn Tage nur für die nötigen Vorbereitungen gelten ließ, so daß am Tage nach Ablauf jener Zeit der eigentliche Rückmarsch zu beginnen habe ²⁾.

König Friedrich hatte auf die Übersendung der Präliminarien mit einem eigenhändigen Briefe geantwortet: „Ich bin mit der pünktlichen Ausführung meiner Weisungen und den von Ihnen unterzeichneten Präliminarien sehr zufrieden. Wir hätten vielleicht mit der Zeit einen vorteilhafteren Frieden haben können, aber auch ebensowohl einen sehr viel schlechteren. Kurz, wenn ich Sie wiedersehe, werde ich Ihnen meine Gründe ganz im einzelnen entwickeln, und Sie werden mir zugeben, daß ich (was immer man auch davon sagen möge) als Politiker und im Interesse des von mir regierten Landes nicht anders handeln können. Im Grunde ist es doch auch ein großes und glückliches Ereignis, welches mein Haus in den Besitz einer der blühendsten Provinzen Deutschlands setzt, am Schlusse eines höchst ruhmvollen Krieges. Man muß es verstehen, zur rechten Zeit anzuhalten; das Glück zwingen wollen, heißt es verlieren, und immer mehr haben wollen führt nur dazu, niemals glücklich zu sein. Adieu, ich gehe daran, meinen dicken Valori und Mortague abzufertigen, die unersättlich darin sind, preussisches Blut vergießen zu lassen.“ ³⁾

Podewils war in einer gewissen Besorgnis gewesen, der Wiener Hof könne doch am Ende auf die Nachricht von dem immer fortgesetzten Zurückweichen der Franzosen mit der Ratifikation Schwierigkeiten machen; aber in der entscheidenden Konferenz am 11ten hatte Gynsford, der allerdings von jenen militärischen Vorkommnissen noch nichts wußte, die Ehre seines Königs und seinen eigenen Kopf zum Pfande gesetzt, daß man ratifizieren würde. Ein eigentümlicher Zufall hatte dann die Sache noch ein paar Tage verzögert. Der König hatte auf die erste Nachricht von dem Rückzuge der Franzosen, um zu verhüten, daß nicht Gynsford zu früh davon Kunde erhalte und daraufhin weniger traitable werde, den Feldpostmeister und die Postämter an der Grenze anweisen lassen, Kuriere oder Briefe, welche aus Oberschlesien,

¹⁾ Bericht von Gynsford, den 15. Juni; Londoner Record office. Der entsprechende Bericht von Podewils vom 13. Juni (Berliner St.-A.) stellt die Äußerungen Gynsfords weniger scharf dar.

²⁾ Kabinettschreiben vom 16. Juni.

³⁾ Im Lager von Suttendorf, den 13. Juni; Polit. Korresp. II, 197.

Böhmen oder der Lausitz nach Breslau wollten, bis zum 14. Juni zurückzuhalten. Diese Ordre war aber nicht recht verstanden und so gefaßt worden, daß der Postmeister in Meißne sich für verpflichtet halten konnte, den Kurier Gyndfords, der die Präliminarien nach Wien zu tragen hatte, dort einige Zeit warten zu lassen, ehe derselbe frische Pferde erhielt ¹⁾.

Den König machte das Warten ungeduldig und unruhig, und als ihm dann noch Goltz, der Vertraute von Klein-Schnellendorf ²⁾, Angst machte, der Wiener Hof könne bei dieser Gelegenheit seine Revanche zu nehmen suchen, schrieb er einen recht mißmutigen Brief an Podewils, er fürchte zwei Dinge: einmal, daß der Wiener Hof dem Vertrage noch irgendein Hinderniß bereite, und dann, daß, wenn derselbe Böhmen behalte, man in vier oder fünf Jahren einen neuen Krieg habe, Gyndford möge ihn darüber beruhigen. Anderseits meint er, es sei im Grunde besser, wenn die Sachsen mit den Franzosen den Krieg fortsetzten, das würde die Österreicher mehr mühe machen, und er ist deshalb unzufrieden, daß er den Engländern dazu helfen solle, die Sachsen von der französischen Allianz loszumachen, auch sei der Wunsch Gyndfords, preussische Truppen nach Westfalen geschickt zu sehen, verdächtig; seine Minister sollten überhaupt nicht ganz gleiche Wege mit den Engländern gehen, dazu stehe man denselben noch nicht nahe genug. Kurz, bevor er nicht den Frieden von der Hand der Königin ratifiziert habe, traue er nicht und ließe seine Truppen so marschieren, daß er im Falle der Not sie sogleich wieder zusammenziehen könne, seine Alliierten würden ihn in jedem Falle wieder aufnehmen ³⁾. Die Stimmung war so, daß der den Frieden aufrichtig herbeisehnende Cichel für den Fall, daß die Ratifikation in Wien Schwierigkeiten finde, schlimme Folgen fürchtet ⁴⁾.

Aber gegen alles Erwarten schnell verfuhr man diesmal in Wien. Am 19ten war die Ratifikation bereits in Breslau, am 21ten hatte sie der König in Händen, und Cichel durfte nun Podewils schreiben, der König sei sehr vergnügt, er habe nicht geglaubt, daß der Wiener Hof so prompt und mit solcher Facilität zuwerke gehen werde ⁵⁾.

¹⁾ Cichel an Podewils, den 16. Juni (Berliner St.-A.) mit der Bitte, die Sache nicht dem König zu melden, der den Feldpostmeister, einen sonst tüchtigen Menschen, unfehlbar kassieren würde.

²⁾ Ohne Zweifel ist dieser wohl gemeint, wenn Cichel an Podewils schreibt „einer oder der andere, welche sich im vorigen Jahre von der Schnellendorfer Affaire meliert“, hätten dem König solchen Soupeçon beigebracht, den 19. Juni; Berliner St.-A.

³⁾ Den 19. Juni; Polit. Korresp. II, 210.

⁴⁾ Cichel an Podewils, den 19. Juni; Berliner St.-A.

⁵⁾ Den 22. Juni; ebd.

Sechstes Kapitel.

Die Schuldenfrage und der Grenzzug.

Die Königin hatte nicht nur auf das prompteste die Ratifikation der Präliminarien vollzogen, sondern auch einige nachträgliche Wünsche des Königs bereitwilligst erfüllt, die Herausgabe der schlesischen Archive zugesagt, sich erboten, von den böhmischen Ständen eine Anerkennung der gemachten Abtretungen zu erlangen, etwas, was, wie Podewils nicht mit Unrecht hervorhebt, seine Wichtigkeit insofern hatte, als die böhmischen Stände auf Grund ihrer alten Privilegien das Recht zu haben behaupteten, das, was ihre Souveräne ohne ihre Zustimmung der böhmischen Krone entfremdet hätten, jeden Augenblick zurückverlangen zu können. Ebenso war sie bereit, auf die Oberlehnsherrlichkeit, welche die Krone Böhmens seit dem 15. Jahrhundert über einige altbrandenburgische (niederlausitzische) Landesteile besaß, fortan zu verzichten. Auch hierzu bemerkt der Minister, es sei das eine um so erfreulichere Errungenschaft, als des Königs Vorfahren von diesem Lehnsnegus bereits sehr vielen Verdruß gehabt und deshalb seit den Zeiten des großen Kurfürsten wiederholt, aber immer vergeblich versucht hätten, denselben abzulösen ¹⁾. Wenn die Königin dagegen in Erinnerung daran, daß die früheren Verzichtleistungen preußischer Herrscher von deren Nachfolgern nicht immer anerkannt worden wären, eine Klausel verlangte, welche dann auch in künftigen Zeiten als bindend angesehen werden mußte, und deshalb auch die Accession der jezt am Leben seienden Erben und Nachfolger der preußischen Krone begehrte, so war kaum etwas dagegen einzuwenden; ebenso konnte ein Zusatz, welcher bei Grundbesitzern, die in den Landen beider Paciscenten Güter besaßen, es in deren Belieben gestellt wissen wollte, welchem von beiden Herrschern sie dienen wollten, ohne Bedenken zugestanden werden, und selbst bezüglich des Religionsparagraphen, bei welchem die Königin ängstlich verhütet wissen wollte, daß nicht der von Podewils eingeschobene Vorbehalt der königlichen Souveränitätsrechte Anlaß und Vorwand gäbe, den *status quo* der katholischen Kirche anzutasten, durfte man ohne besondere Schwierigkeiten auf eine Verständigung hoffen.

¹⁾ Bemerkungen zu dem Wiener Friedensprojekt vom 25. Juni; Berliner St.-A.

Dagegen schien die Frage der Übernahme der schlesischen Schulden ernsthafte Schwierigkeiten darbieten zu sollen.

Es hatte damit eine besondere Verwandtnis. Gewiß ist, daß in diesem Punkte Hyndford ganz bestimmt instruiert war, einfach die Übernahme der schlesischen Schulden durch Preußen zu verlangen, so daß der Königin nur so viel bliebe, als auf den von ihr in Oberschlesien zurückbehaltenen Rest von Land als Quote gerechnet werden konnte. Auf der anderen Seite mögen wir daran denken, daß bei dem Beginne der Verhandlungen die Hauptentscheidung in der preußischen Forderung von Pardubitz und Königgrätz zu liegen schien. Daß in diesem Punkte der König nachgeben müsse, wenn aus der ganzen Verhandlung etwas werden solle, darüber täuschte sich der Gesandte nicht, hielt aber eben deshalb, um den siegreichen Gegner nicht allzu sehr aufzubringen, in anderen Punkten die größtmögliche Nachgiebigkeit für geboten. Und nun gerade in diesem Punkte sogar über seine Instruktionen hinauszugehen, trieb ihn dann noch ein gewisser nationaler Egoismus. Es kam ja da auch eine von seinen Landsleuten kontrahierte Anleihe in Betracht, die bei dem betrüblichen Zustande der österreichischen Finanzen natürlich besser in preußischen Händen aufgehoben schien. Wenn nun der König wirklich von der Forderung des Königgräzer Kreises Abstand nahm und die Schuldenfrage das einzige Hindernis blieb, war kaum vorzusehen, welche Entscheidung in Wien getroffen werden, und ob da nicht auch die englische Anleihe, ihrer eigentlichen schlesischen Hypothek verlustig, in irgendwelcher Form auf Oesterreich sitzen blieb, was sicher den englischen Creditoren sehr unerwünscht gewesen wäre. So hatte er denn, um wenigstens diese englische Forderung unter allen Umständen in Sicherheit zu bringen, das Auskunfts-mittel vorgeschlagen, der König solle zum mindesten die englische Anleihe übernehmen. Es war dies geschehen am 9. Juni in jener Konferenz, wo die beiden Diplomaten ohne den eigentlich brennenden Punkt, den der Landabtretungen, zu berühren, nur über die sonstigen Fragen verhandelt hatten. Und jener Vorschlag hatte Hyndford durchaus keine Skrupel zu machen brauchen, denn damals war ja immer noch eine Rückfrage bei den betreffenden Höfen in Aussicht genommen worden. Aber inzwischen hatte Podewils, wie wir wissen, am 11. Juni die Weisung, ohne weitere Rückfrage an demselben Tage abzuschließen, und Hyndford war nun gedrängt worden, den Artikel wegen der Schulden eben im Sinne der Besprechungen vom 9. Juni jetzt definitiv den Präliminarien einzureihen. Jetzt erst stand der Gesandte vor einer wirklichen Überschreitung seiner Instruktionen; auf der anderen Seite schien eine solche in einem Punkte, wo es sich um einige Millionen Thaler handelte, doch nicht so schwer zu wiegen, daß man um ihretwillen den so lange ersehnten Abschluß, den man jetzt in der Hand hatte, hätte ins Unge-wisse hinausschieben sollen, noch dazu, da ja doch Hyndford immerhin an seinen eigenen Vorschlag in gewisser Weise gebunden schien. So war denn § 7 der Präliminarien entstanden, welcher des Königs Verpflichtungen auf die englische Anleihe (ohne Erwähnung einer Quote für Oesterreichisch-Schlesien) beschränkte; mündlich hatte daran noch Podewils die Zusage geknüpft, daß sein König auch die Vorschüsse von Privaten übernehmen würde. Der Minister hatte sich alle Mühe gegeben, in jenen Artikel als Korrelat der preußischen Schuldenübernahme auch noch die Bestimmung hereinzubringen,

daß die Brabanter und holländische Anleihe von der Königin getragen werden würden; aber Hyndford war auf keine Weise zu bewegen gewesen, der Königin eine positive Verpflichtung zuzuschreiben im Widerspruch mit seinen Instruktionen.

Die Sache hatte gewisse Bedenken: Art. 7 sagte positiv, der König würde nur die englische Anleihe bezahlen, der Königin solle keine weitere Verpflichtung aufgewälzt werden; die Brabanter und holländische Schuld schwebten also zunächst in der Luft. Sollte es wirklich dahin kommen, daß dieselben, wie Friedrich einmal gesprächsweise hingeworfen hatte, überhaupt von niemand bezahlt würden? Dem Minister ahnte wohl, daß aus diesem Punkte noch weitere Schwierigkeiten erwachsen könnten; aber was sollte er thun? Hyndford war auf keine Weise einen Schritt weiter zu bringen, und er hatte gemessene Ordre, noch am selbigen Tage abzuschließen ¹⁾.

Als die Präliminarien in Wien anlangten, geriet man dort in die größte Aufregung wegen der Eigenmächtigkeit Hyndfords. Man ratifizierte zwar, erklärte jedoch, den eigentlichen Frieden nur unter der Bedingung abschließen zu können, daß der bei allen Friedensschlüssen, wie z. B. in Utrecht, Stockholm, Rystadt, Wien zur Anwendung gekommene Grundsatz, daß der Besitzer eines Landes dessen Schulden zu übernehmen habe, auch hier zur Anwendung komme. So habe der Kaiser die Schulden der Niederlande, der König von Preußen die von Geldern und Vorpommern, der Zar Peter die von Livland, Ludwig XV. die von Lothringen übernommen, und indem so die Königin durchaus den festen und unveränderlichen usus der europäischen Verträge für sich habe, rechne sie um so sicherer hierin auf ein Nachgeben des Königs, je mehr sie sich in allen anderen Punkten entgegenkommend gezeigt habe. Nachdem diese Erklärung in Breslau eingetroffen, war nun hier am 20. Juni über diesen Punkt weiter verhandelt worden, und Podewils hatte durch verschiedene briefliche Erklärungen seines Königs bewogen, an dem Wortlaute des Artikel 7 festgehalten und schließlich auf Hyndfords Wunsch in einem ostentibeln Briefe (vom 20. Juni) behauptet, nach den Befehlen seines Königs würde er es bei den Friedensunterhandlungen eher haben auf einen Bruch ankommen lassen, als in diesem Punkte nachzugeben, und der Abschluß des Traktates sei nur dadurch ermöglicht worden, daß eben Hyndford Hoffnung gemacht habe, die Königin werde in diesem Punkte nachträglich noch nachgeben. Die letztere werde ja gewiß ohne Schwierigkeiten den Gläubigern in Holland und Brabant andere Hypotheken anweisen können ²⁾.

Hyndford hatte nun zwar auch seinerseits nach Wien berichtet, daß ihm schon die Übernahme der englischen Schuld durch Preußen große Schwierigkeiten gemacht habe und ein weiteres kaum durchzusetzen sein würde ³⁾, aber doch gleichzeitig Podewils erklärt, er sehe voraus, daß die ganze Sache noch viele Schwierigkeiten machen und den Friedensschluß sehr aufhalten würde.

¹⁾ Die ganze Darstellung folgt hauptsächlich einer Denkschrift von Podewils im Berliner St.-A.: „Detail fidèle de ce qui s'est passé au sujet du payement des dettes hypothéquées sur la Silésie dès le commencement de la négociation de la paix“, geschrieben etwa am 21. Juni.

²⁾ Berliner St.-A.

³⁾ An Robinson, den 20. Juni; Londoner Record office.

„Um Himmels willen“, sagte er, „wäre es denn nicht möglich, daß der König wenigstens noch die holländische Schuld übernehme unter der Bedingung, seine alten Forderungen wegen der Maaszölle in Abrechnung bringen zu dürfen? Dann werde ich suchen, die Königin zur Befriedigung der Brabanter Stände zu bewegen. Man muß auch bedenken, daß Holland niemals die gewünschte Garantie übernehmen, noch mit dem König eine Defensivallianz eingehen wird, wenn nicht dieser Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt und ihnen Zahlung zugesichert ist.“

Von Wien aus antwortete man höflich aber sehr fest, man habe auf diese Weigerung des Königs gerade bezüglich der holländischen Schuld nach den Erklärungen, welche derselbe bei dem Einmarsche seiner Truppen in Schlesien den Holländern gegeben habe, in keiner Weise gefaßt sein können, und müsse diese Sache im Grunde als entschieden ansehen, um so mehr, da Lord Gynsford bezeugen würde, daß der Wiener Hof zu der Scheidung zwischen den schlesischen Schulden, die der Art. 7 der Präliminarien zu insinuieren schiene, keine Veranlassung gegeben habe. Derselbe wäre entschlossen, seine Quote überreichlich zu zahlen, und würde sogar weiter gehen, wenn die (von Podewils ausgesprochene) Voraussetzung, als könne derselbe Mittel finden, die Holländer und Brabanter durch anderweitige Hypotheken zu befriedigen, gegründet wäre. Leider fehlten die Mittel absolut, und es sei nicht menschenmöglich, sie irgendwie zu beschaffen und zu gleicher Zeit die sehr lästigen Verpflichtungen zu erfüllen, welche der Barrière-Traktat auferlege ¹⁾.

Auf neue Vorstellungen Gynsforths (vom 25. Juni) über eine eben eingelaufene energische Weigerung des Königs hatte man dann nur kurz erklärt, der König von Preußen habe früher keine Schwierigkeiten gemacht, den schlesischen Ständen, welche als die wahren Schuldner anzusehen seien, die Sorge und die Mittel zu überlassen zur Bezahlung dieser Schulden. Da die Gläubiger ein volles Recht auf Befriedigung hätten, vermöge die Königin keinen Paragraph zuzulassen, der dieses Recht in Frage stellen könnte ²⁾.

Inzwischen hatte Podewils die Sachlage in der oben erwähnten Denkschrift dem Könige auseinandergesetzt und am Schlusse derselben anbeimgestellt, entweder mit Rücksicht darauf, daß die Königin in der That das Herkommen bei anderen Friedensschlüssen für sich habe, nachzugeben oder, wenn er sich auf den Wortlaut der Präliminarien stützen wollte, doch wenigstens die Frage der holländischen Schuld einer besonderen Kommission vorzubehalten.

Aber der König zeigte sich allen Vorstellungen unzugänglich. Trotzdem er über das Eintreffen der Ratifikation sehr erfreut war, blieb er doch dabei, daß er sich die Schulden der Holländer niemals aufbürden lassen würde, und möchten diese letzteren auch in Folge davon ihre Garantie verweigern und mit ihm nicht in Allianz treten wollen. Nun und nimmermehr würde er das thun, möchte daraus entstehen, was da wolle ³⁾, und als in jenen Tagen auf

¹⁾ Undatierte Denkschrift etwa vom 25. Juni; Abschrift im Berliner St.-A.

²⁾ Abschrift im Berliner St.-A. Undatiert, als Antwort auf einen Brief Gynsforths vom 25. Juni bezeichnet.

³⁾ Kabinettschreiben vom 22ten und eigenhändiger Brief vom 23. Juni, beide aus dem Lager von Kuttenberg; letzterer in der Polit. Korresp. II, 213.

die Bitten der Esterreicher Hundsford sich dafür verwandte, daß der König beim Abmarsche aus Böhmen seine dortigen Magazine, die ja doch durch Requisitionen aus Böhmen gefüllt worden seien, der Königin unentgeltlich überließe, was die Königin als ein Zeichen wirklich freundlicher Gesinnung sehr hoch aufnehmen würde, entschied Friedrich mit stolzer Schärfe, er habe nicht nötig, sich um die günstigen Gesinnungen der Königin von Ungarn zu bemühen, und außerdem seien Heu und Stroh kein Geschenk für eine Königin¹⁾, hat aber bald nachher doch die Magazine angeboten, wenn der Wiener Hof in der Frage der Schulden nachgeben wollte.

Infolge dieser Entscheidungen nahm nun Podewils noch einen Anlauf, um von Hundsford eine weitere Konzession zu erlangen, aber ganz erfolglos. Der Gesandte erklärte, er sei in Verzweiflung, denn er vermöge nicht abzusehen, wie der Friede zustande kommen solle; ihm seien die Hände absolut gebunden, er dürfe nicht unterzeichnen, bis diese Frage geregelt sei. Die Königin beklage sich bitter, daß man zum Dank für ihre Nachgiebigkeit mit einer Härte und Unmenschlichkeit ohnegleichen sie behandle und sie nötigen wolle, für Länder, die ihr nicht mehr gehörten, Schulden zu bezahlen. Friedrichs Vater habe, als er das Stettiner Land erworben, das kaum so groß sei, wie das Fürstentum Glogau, nicht nur die Schulden übernommen, sondern noch 2 Millionen Thaler gezahlt, und sie solle für weite Landstriche, die sie habe abtreten müssen, nicht nur keinen Pfennig empfangen, sondern noch die Schulden des abgetretenen Landes auf dem Halse behalten. So etwas sei unerhört, so lange die Welt stehe; sie glaube nicht, daß jemand ihr einen zweiten derartigen Fall nachweisen könne, und kurz, sie könne jene Schulden nicht zahlen, namentlich die holländische nicht. Als die Anleihe kontrahiert worden, hätten die vornehmsten der schlesischen Stände darüber selbst mit den Holländern verhandelt, der Wiener Hof sei gar nicht beteiligt gewesen. Die Holländer, gewöhnt die Abzahlungen und Interessen jener Schuld in schlesischen Waren aus jenem Lande zu empfangen, würden, wenn das aufhörte, nicht nur ihren Handel dahin abbrechen, sie wären auch imstande, schlesische Waren, wo sie solche träfen, mit Beschlagnahme zu belegen, da sie fest daran hielten, daß nicht der Wiener Hof, sondern die Schlesier selbst ihre Schuldner seien.

Das alles trägt nun Podewils dem König schriftlich vor²⁾, erinnert daran, daß die Hälfte der für den Friedensschluß vorgesehenen Zeit abgelaufen sei, und beschwört ihn, die Sache reiflich zu überlegen: seine Armee sei auf dem Rückmarsche und nicht mehr beisammen; die bisherigen Alliierten, über den ihnen gespielten Streich unwillig, wünschten nichts, als Rache zu nehmen; neue Alliierte habe man noch nicht; welche Verlegenheit, wenn nun der Friede nicht zustande käme und auf die Kunde davon die früheren Verbündeten am Ende noch früher sich mit dem Wiener Hofe verständigten.

Der König hatte inzwischen seinen Rückmarsch angetreten und war bis Königgrätz gekommen; die Frage der holländischen Schuld regte ihn ganz ungemein auf, und als damals (genauer auf dem Marsche von Kolin nach

¹⁾ Marginale zu einem Schreiben Podewils vom 23. Juni; Polit. Korresp. II, 214.

²⁾ Bericht vom 25. Juni; Berliner St.-A.

Königgrätz) ein Bericht Podewils' an ihn einlief vom 23. Juni ¹⁾, der unter Berufung auf die allgemeine politische Lage eine Beschleunigung des Friedensschlusses dringend empfahl, ohne auf die Schuldenfrage einzugehen, schloß Friedrich daraus, daß Hündsford in dieser letzteren Angelegenheit die Übernahme der holländischen Schuld durch Preußen gleichsam als *conditio sine qua non* ansehe und also einfach auf ein Nachgeben des Königs rechne, und daß auch Podewils stillschweigend diese Forderung unterstütze, und geriet in den größten Zorn ²⁾. Er ließ Podewils schreiben, die holländische Schuld könnte und wollte er nicht übernehmen, möchte daraus entstehen, was da wolle, und wünschte davon nicht weiter gesprochen zu haben. Wenn der Wiener Hof von den Präliminarien abgehe und mehr, als darin enthalten, präntieren wolle, so könne der König dies nicht anders ansehen, als ob man den Frieden überhaupt nicht wolle und deshalb eine Gelegenheit vom Zaune zu brechen beabsichtige. Podewils solle von Hündsford eine kategorische Antwort verlangen, ob der Punkt der holländischen Schuld den Frieden ungültig machen sollte oder nicht, und diese Antwort verlangte der König bis übermorgen Abend in Olaz zu haben. Denn er würde im ersteren Falle keine auf den Marsch befindlichen Truppen Halt machen und die bereits vorwärtsmarschierten Truppen zurückkommen lassen; im anderen Falle könnte es dabei sein Bewenden haben, daß der König eben diese Schulden nicht bezahle. Nach so viel Opfern an Gut und Blut ganz anders, als sie z. B. sein Vater bezüglich Stettins zu bringen nötig gehabt habe, müsse er auf seiner Forderung bestehen, wolle aber sonst sich gern gefällig zeigen, die Grenzkommission ernennen und die Königin dabei nicht schikanieren, wolle auch, wenn die Königin in jenem Punkte nachgebe, ihr alle seine böhmischen Magazine unentgeltlich überlassen ³⁾.

Aber noch ungleich schroffer lautete die Marginalverfügung, welche der König auf Podewils' Brief ⁴⁾ eigenhändig schrieb. Hier heißt es wörtlich: „Ich bin so entschlossen in meinen Ansichten, daß Sie nur Hündsford zu erklären haben: wenn die Königin von Ungarn die Holländer nicht bezahlte, würden dieselben niemals bezahlt werden, möchte auch geschehen, was da wolle. Ich befehle Ihnen, ihm zu sagen, daß ich eher noch eine Schlacht liefern würde, und wenn es mein Leben kosten sollte. — Diese Menschen wollen uns Gehehe vorschreiben: aber ich werde ihnen lehren, ehrlich zuwerke zu gehen. Mit einem Worte, ich will nicht mehr von den Holländern sprechen hören und verbiete Ihnen, davon zu reden. Sie können selbst Hündsford sagen, daß ich zunächst meine Truppen zurückkommen lassen und nicht eher aus Böhmen gehen werde, bis man in diesem Punkte nachgegeben hat.“

Und wenn Podewils den König bittet, bis zum vollständigen Austrage aller Schwierigkeiten seine Rückreise nach Berlin zu verschieben, so bemerkt dazu der junge Herrscher in seinem Unmute: „Bekümmern Sie Sich, mein

¹⁾ Also nicht der eben erwähnte vom 25. Juni.

²⁾ Tiefen Zusammenhang setzt dann ein Brief Eichels an Podewils vom 27. Juni auseinander.

³⁾ Kabinettschreiben vom 26. Juni; Polit. Korresp. II, 215.

⁴⁾ Nämlich den erwähnten vom 25. Juni; ebd. S. 214.

Herr, um Ihre Angelegenheiten, ohne mir vorzuschreiben zu wollen, welche Reisen ich machen oder nicht machen soll. Verhandeln Sie, wie ich es Ihnen befehle, und tragen Sie nicht auf zwei Achseln ¹⁾, indem Sie Sich zum schwachen und complaisanten Vermittler der englischen Capricen und der österreichischen Unverschämtheiten hergeben. Das erlaube ich mir Ihnen zu raten und zugleich in Erinnerung zu bringen, daß Sie nicht eine Sprache führen, wie sie für den Minister eines Königs paßt, der vor vierzehn Tagen eine Schlacht gewonnen hat.“ ²⁾

Der König war damals in Königgrätz so erregt, daß er unter anderem auch Gichel befahl, durch Podewils Hynsford sagen zu lassen: wenn er, der König, nach Breslau käme, wolle er zwar ihm in Gesellschaft und vor den Leuten ein freundliches Gesicht zeigen, doch möge derselbe sich hüten, zu ihm von Geschäften zu reden, da er nicht dafür stehen könne, daß er dann sich erhebe und ihm etwas hart begegne. Es ist für die Stellung Gichels zu dem König recht charakteristisch, daß jener den Mut hatte, zu diesem Auftrage nicht die Zeit zu finden, und erst mehrere Tage später, als die Aufwallung sich gelegt hatte, nachträglich davon berichtet ³⁾.

Auf jene Vorwürfe antwortet Podewils nicht ohne Würde, er sei in Verzweiflung, den König durch die offene Aussprache seiner Ansichten erzürnt zu haben. Er habe eine solche bisher für seine Pflicht gehalten; wenn jedoch der König fortfahre, ihn dafür durch unverdiente Vorwürfe einzuschüchtern, werde er mit seiner Meinung zurückhalten, aber dafür dem Könige auch weniger nützen können. „Es hängt von Ev. Majestät ab, nach Ihrer Entscheidung Krieg oder Frieden zu haben; ich meinerseits habe kein anderes Ziel vor Augen, als Ihren Ruhm und Ihr Interesse, und ich kann sehr ruhig sein, wenn ich mein Gewissen entlastet und als ehrlicher Mann und treuer Diener, der sich keine Vorwürfe zu machen hat, gehandelt habe.“

Hynsford, dem er des Königs Verlangen einer schnellen Entscheidung mitgeteilt, erwidert, er könne dieselbe nicht geben, ehe er Antwort aus Wien zurück habe, er habe dort nach Kräften ein Nachgeben befürwortet; aber als ehrlicher Mann müsse er bekennen, daß er keine große Hoffnung habe, die Königin in diesem Punkte nachgeben zu sehen. Der König möge doch erwägen, daß es sich um etwa 2½ Millionen handele, und sich überlegen, ob er um solches Objectes willen von neuem Erwerbungen aufs Spiel setzen wolle, die ihm jährlich 3 Millionen einbrächten. „Einige Monate Fortsetzung des Krieges verschlingen mehr als jene Summe; und wenn der Krieg sich in die Länge zieht, darf der König nie hoffen, so viel davon zu tragen, als ihm jetzt der Frieden zusichert.“ ⁴⁾

Aber in der That hatte bereits der ausführliche Bericht von Podewils vom 25. Juni den König diese Sache in milderem Lichte ansehen lassen, insofern er sich überzeugte, daß es wenigstens auf die Erpressung eines Zugeständnisses von seiner Seite als Bedingung des Friedens nicht abgesehen war. Bereits am 27ten vermag Gichel von Olaz aus zu melden, der König

1) „ne faites pas la mie qui a des couilles“.

2) Ebb.

3) Gichel an Podewils, den 1. Juli; Polit. Korresp. II, 217.

4) Bericht Podewils' vom 28. Juni; Berliner St.-A.

sei bereits „ziemlich radoucirt, ob Sie gleich noch von keiner Bezahlung der Schulden hören wollen“. Der Rückmarsch aus Böhmen wird von den preußischen Truppen fortgesetzt, eine kleine Schwierigkeit, die daraus entspringt, daß ein österreichisches Kommando, das Habelschwert befehlt hat, noch keine Instruktion zur Räumung erhalten hat, wird gütlich beseitigt, das Friedensinstrument in seinem Entwurfe gebilligt, und am 29ten schreibt dann Sichel endlich, der König wolle in dem formellen Friedenstraktate sich zur Bezahlung der holländischen Schuld nicht engagieren, diese Sache möge allenfalls einer besonderen nachträglichen Negotiation vorbehalten bleiben. Das war das, was Podewils längst vorgeschlagen, und kam einem Zugeständnisse gleich; als Hyndford es erfuhr, berichtete er nachhause, der König werde jetzt damit die Holländer zu der Garantie des Friedens zwingen, sie ihre Freundschaft mit ihrem eigenen Gelde erkaufen lassen, da der König aber etwa 1 Million als alte Schuld von den Maaszöllen dagegen aufzurechnen gewillt sei, werde am Ende mehr Feindschaft als Freundschaft daraus entstehen ¹⁾.

König Friedrich hatte jene oben erwähnte fulminante Königgräßer Marginalie angeknüpft an eine Mahnung seines Ministers, den „Grenzzug“ in Oberschlesien durch eine Kommission feststellen zu lassen. Ungebuldig beginnt er, er wolle zehn Kommissäre ernennen, wenn es nötig sei, und wendet sich dann gleich zu der brennenden Frage der holländischen Schuld. Im Interesse des Friedens war es vielleicht ein Glück zu nennen, daß diese Frage des Grenzzuges damals nicht auch bereits brennend geworden war. Wenn er in jenem Augenblicke geahnt hätte, daß diese Sache, die er eben jetzt als geringfügiger ungeduldig beiseite schob, noch schlimmere Verwickelungen bringen würde, als die Angelegenheit der Schulden; er hätte in der damaligen leidenschaftlichen Erregung es möglicherweise noch zum Bruche kommen lassen.

Diese Frage des Grenzzuges hatte wohl schon früher seine Aufmerksamkeit erregt.

Auf die erste Mitteilung der Friedenspräliminarien hin hatte der König geschrieben, er finde die Ausdrücke bezüglich der Grenzbestimmung in Oberschlesien, es solle von der Abtretung ausgenommen werden einmal, was jenseits der Oppa und der hohen Gebirge liege, und dann die zu Mähren gehörenden Distrikte, etwas zu allgemein und wünsche, daß sich Hyndford darüber beizeiten näher äußere ²⁾. Mit der ihm eigenen Ungebuld hatte er dann nicht erst die Antwort darauf abwarten mögen, sondern einige Tage später von neuem in der Sache erklärt, er sei gesonnen, sich streng an die Präliminarien zu halten und nichts mehr zu verlangen, als darin enthalten sei; hoffe aber nun dagegen, daß man auch österreichischerseits nicht etwa jene erwähnten unbestimmten Ausdrücke mißbrauchen und mehr dazu ziehen würde, als in der That dazu gehöre, und namentlich nicht die Gebirge um Ziegenhals und Zuckmantel, und was sonst im Fürstentum Neisse jenseits der Neisse und gegen die Grenzen der Grafschaft Glatz liege, einzurechnen versuchen, sondern eben nur die Grenzgebirge gegen Mähren im Auge behalten

¹⁾ Den 30. Juni; Londoner Record office.

²⁾ Den 13. Juni; Polit. Korresp. II, 199.

würde ¹⁾. Und zu dieser Äußerung mußte dann Eichel noch nachträglich einen besonderen Kommentar abfassen, der dahin lautete:

„Es ist nicht die Ursache, *acquisitiones* zu machen, warum Sr. Kgl. Maj. von Ziegenhals und Zuckmantel Erwähnung gethan haben, denn letzterer Ort in dem Kriege vom vorigen Jahre meist in die Asche geleeget worden, der erstere aber der schlechteste Ort ist, den man finden kann, Beides aber feind auch in Friedenszeiten zwei veritable Raubnester. So ist auch der Strich Landes zwischen dem Glatzischen und vorgedachtem Ziegenhals und Zuckmantel der ingratitude von der Welt, dessen Einwohner in der größten Armuth und von nichts Andrem als Haferbrot und Wasser leben; was aber diese beiden Nester in *égard* Sr. Maj. *considerabel* machet, ist, daß solche die *entrées* in Oberschlesien machen und gleichsam die Thorpforten von Meiß, mithin des Königs Majestät unumgänglich nöthig sein, dahingegen die Oesterreicher nicht in gleichem *cas* stehen, und durch Engelsthäl, Freudenthal und die herum liegenden großen Gebirge *en* *égard* Mährens genugsam gedeckt sind. Jedoch sorgire ich vielleicht mir selber Chimären, die ich bestreite, da es sein kann, daß die Oesterreicher nicht daran denken und unter die *hauts montagnes* als Freudenthal und Wurmthäl (Würbenthal?) und die daherum liegenden hohen Berge verstehen.“ ²⁾

Die mährischen Enklaven scheinen von geringerer Bedeutung, und der König vermutet, man hätte dieselben gar nicht erst ausgenommen, wenn sich nicht darunter Bartensteins Herrschaft Hennersdorf bei Hopsenplog befände, welcher vermutlich nicht gern ein preussischer Lehnsman wäre sein wollen.

Bevor nun aber diese Äußerungen in den Händen des Ministers waren, hatte derselbe auf jene frühere Weisung hin bereits Erklärungen über diesen Punkt von Hyndford erbeten. Dieser aber antwortete, es liege ihm hierüber durchaus nichts vor als der Wortlaut des österreichischen Entwurfes, dessen natürlicher Sinn ihm kein anderer zu sein schiene, als daß alles, was die Königin sich von Oberschlesien nicht ausdrücklich ausgenommen hätte, an Preußen fallen müßte. Es würde eine sehr genaue Ortskenntnis erfordern, wenn man hier in den Traktaten im einzelnen die Grenzen bestimmen wolle, deren Regulierung man vielmehr, wie das ja bei den meisten Verträgen üblich sei, einer besonderen Kommission überlassen könne. Es lohne wirklich nicht die Mühe, von irgendeiner Seite um jener traurigen Berge willen besondere Schwierigkeiten zu machen. Der König von Preußen werde unter allen Umständen das größte und fetteste Stück von Oberschlesien haben, und die Königin von Ungarn pikire sich, wie ihm auch Robinson schreibe, förmlich darauf, die Stipulationen mit strengster Gewissenhaftigkeit auszuführen, um wirklich mit Preußen in ein gutes Verhältnis zu kommen ³⁾.

Podewils konnte sich bei diesen Versicherungen nicht wohl beruhigen, nachdem ihm inzwischen jenes wiederholte Zurückkommen des Königs auf diesen Punkt gezeigt hatte, wie sehr denselben diese Angelegenheit beschäftige,

¹⁾ Den 16. Juni; Polit. Korresp. II, 203.

²⁾ Ebd.

³⁾ Podewils' Bericht vom 15. Juni; Berliner St.-A.

und als dann am 19. Juni die Ratifikation in Breslau eintraf, regte er die Sache von neuem an, ließ sich aber von Gyndford durch die Wiederholung der Interpretation, die dieser letztere als die einzig naheliegende bezeichnet, beruhigen, schrieb auch dem Könige in diesem Sinne ¹⁾, und wirklich erklärte Friedrich unter dem günstigen Eindrucke der prompten Ratifikation der Präliminarien durch den Wiener Hof, er zweifle auch nicht: „daß die Sache wegen der hohen Gebirge in Oberschlesien auf eine gute Art werde reguliert werden können“, da er voraussetze, der Traktat könne nur so verstanden werden, daß die Grenze gebildet werden sollte, 1) durch die Landesgrenze des Teschenschen, 2) den Oppafluß, 3) die hohen Gebirge, welche Schlesien von Mähren schieben ²⁾.

Aber so einfach war die Sache doch nicht. Gyndford hatte am 20. Juni wirklich in Wien angefragt, aber sich freilich gehütet, zu jener Interpretation, durch die er Bodewils bisher getröstet, sich zu bekennen, sondern dieselbe vielmehr zwar vorgetragen, aber ausschließlich dem preußischen Minister in den Mund gelegt ³⁾. Darauf erhielt nun Robinson als Antwort eine Art Denkschrift des österreichischen Ministeriums, welche eine Reihe von Forderungen, die in dem eigentlichen Friedensinstrumente Aufnahme finden sollten, formuliert. Diese Antwort nun erklärt bezüglich der Grenzfrage, man acceptiere ohne Schwierigkeit das Prinzip, daß alles, was von Oberschlesien nicht ausdrücklich in den Präliminarien ausgenommen worden sei, Preußen zufallen solle, aber man hoffe auch, daß man preußischerseits nicht versuchen werde, jenes von Österreich zurückbehaltene Gebiet gegen den natürlichen und wörtlichen Sinn der vereinbarten Paragraphen zu beschränken. So könne man doch unmöglich den Ausdruck „*hautes montagnes ailleurs dans la haute Silésie*“ auf die mährischen Grenzgebirge beziehen, da diese, als in Mähren gelegen, so wenig wie Mähren überhaupt bei dem Vertrage in Frage kämen, es handele sich um hohe Gebirge in Oberschlesien, und hiernach sei nun auch die Grenze bereits auf einer Karte, die sich schon in Lord Gyndfords Händen befinde, bezeichnet, welche Karte dann auch den Lauf des Oppaflusses feststellt. Eine genaue Grenzbestimmung der mährischen Enklaven werde dann nur an der Hand einer Spezialkarte und durch Personen, welche das Land genau kannten, vorgenommen werden können, und die Königin werde in wenigen Tagen einen Vertrauensmann abjenden, der mit seiner Ortskunde Lord Gyndford unterstützen solle ⁴⁾.

Es war nun ohne Zweifel eine sehr gewalttame Interpretation, die hier versucht wurde. Der Art. 5 der Breslauer Friedenspräliminarien sprach Preußen auch Oberschlesien zu: „à l'exception de la principauté de Teschen, de la ville de Troppau et de ce qui est au delà de la rivière d'Oppau et des hautes montagnes ailleurs dans la haute Silésie, aussi bien que de la seigneurie de Hennersdorf“ etc.

Es hat nun mit dieser Stelle eine eigene Bewandtnis. Es wird nicht

1) Den 20. Juni; Berliner St.-N.

2) Kabinettschreiben vom 22. Juni; ebd.

3) An Robinson, den 30. Juni; Londoner Record office.

4) Abschriftlich in Berliner St.-N.

leicht jemand, dem sie vorgelegt wird, dieselbe anders verstehen, als daß damit ausgedrückt werden soll, die Königin von Ungarn nähme bei der Abtretung von Schlesien aus: 1) das Fürstentum Teschen, 2) die Stadt Troppau, 3) was sonst in Oberschlesien über der Oppa und den hohen Bergen läge *ic.* Es ist durchaus wahrscheinlich, daß bei der Abfassung der Präliminarien wenigstens Podewils diese Auffassung vorgeschwebt hat, und dieselbe ist allem dem, was später erfolgte, zum Troß die herrschende geblieben; unsere gesamte Historie, ja sogar die offiziellen deutschen Übersetzungen des Friedensinstrumentes nehmen als die entscheidende Formel dieses Friedens das „diesseits der Oppa und der hohen Gebirge“ an. Aber die damalige österreichische Diplomatie hat in der That jene Worte sehr anders gedeutet; sie hat die Worte des *hauts montaignes* abhängig gemacht, nicht von *au delà*, sondern von *à l'exception*, wie sehr auch der ganze Bau des *Sapés* und das unter solcher Annahme höchst befremdliche doppelte *et* einer solchen Auslegung zu widerstreben schien.

Verwickelter wird die Sache dann noch dadurch, daß, obwohl man österreichischerseits von dieser eben erwähnten gewaltsamen Interpretation ausging und auf sie den verlangten Grenzzug begründete, man es doch vermieden hat, diese abweichende Erklärung des Wortlautes von § 5 der Präliminarien bestimmt auszusprechen, sondern vielmehr immer gleich mit den Konsequenzen davon hervorgetreten ist. In der That findet sich in den Berichten von Podewils, in den Briefen des Königs und ebenso wenig in den Depeschen Gynsforde's auch nicht die leiseste Anspielung auf jenen interpretatorischen Gegensatz, und wir werden dazu gebrängt, daß der König und seine Minister des Glaubens gewesen sind, aus dem Wortlaut der Präliminarien und zwar nach der naheliegenden und sonst festgehaltenen Erklärung, welche der Königin zusprach: „was von Oberschlesien jenseits der Oppa und der hohen Berge läge“, die österreichischen Forderungen abzuleiten, sei wenigstens möglich, was allerdings ohne eine befremdende Unkenntnis der lokalen Verhältnisse nicht anzunehmen war.

Denn in der That hätte unter Festhaltung an dieser preussischen Interpretation kaum jemand den Mut finden können, darauf einen Grenzzug, wie ihn dann Österreich durchgesetzt hat, zu begründen, und auch der Wiener Hof würde das nicht unternommen haben: derselbe hat ja schließlich, nachdem er seinen Willen durchgesetzt hatte, in dem eigentlichen Friedensinstrumente den Text der Präliminarien in einer seiner Auffassung günstigen Weise geändert ¹⁾.

Allerdings erfordert es die Pflicht strenger objektiver Geschichtsschreibung, zuzugestehen, daß es auch schon bei den Präliminarien nicht die Meinung des Wiener Hofes gewesen sein dürfte, sich neben Teschen und Troppau nur das vorzubehalten, was (von Österreich aus betrachtet) diesseits der Oppa und der hohen Berge läge. Dies zeigt uns ein Blick auf die Genesis der ganzen Bestimmung.

Wie wir wissen, schwebte bei den Präliminarien der Königin als Grenz-

¹⁾ Wir werden auf die auffallende Thatsache, daß diese wesentliche Änderung der Präliminarien in dem Friedensinstrumente so ganz unbeachtet geblieben ist, noch zurückzukommen Veranlassung haben.

Linie ihrer Abtretungen der Kordon vor, welcher einft bei dem Klein-Schnellendorfer Vertrage die Ausdehnung der preußischen Winterquartiere bezeichnet hatte. Bei dessen Festsetzung war einft, wie wir aus den vorhergehenden Verhandlungen erfahren, der Gedanke maßgebend, wenn man sich im Besitze des Hochgebirges und der Pässe über dasselbe befände, werde man auch nach Reippergs Abzuge mit einer kleinen Truppenzahl imstande sein, einen Einmarsch der Preußen in Mähren wirksam zu verhindern, wie sich dies angeblich im Winter 1740/41 gezeigt habe. Von diesem Gedanken ausgehend, hatte man im Klein-Schnellendorfer Vertrage sich das Hochgebirge vorbehalten, so daß dieses nicht von den preußischen Truppen besetzt werden dürfte. In dem betreffenden Paragraphen (§ 13) des gedachten Vertrages wird ganz deutlich ausgesprochen, daß von den Preußen nicht besetzt werden dürfte: das Fürstentum Teschen, die Stadt Troppau und das, was jenseits der Oppa läge, noch auch die sonst in Oberschlesien befindlichen hohen Berge. Von einem „jenseits der hohen Berge“ ist da nicht die Rede, und da unverkennbar der Wortlaut des Art. 5 der Präliminarien diesem Satze nachgebildet worden ist ¹⁾, so hatten die Österreicher in gewisser Weise wohl ein Recht zu ihrer Interpretation.

Trotzdem aber haben sich die Österreicher niemals bei den Verhandlungen auf dieses zu ihren Gunsten sprechende Moment berufen und zwar auch wieder aus sehr erklärlichen Gründen. Denn wäre man auf jene Schnellendorfer Kordonlinie zurückgegangen, so würde sich gezeigt haben, daß doch in der That damals nur das eigentliche Hochgebirge, nämlich der Teil der Sudenten, welcher den Namen des mährischen Gesentes führt, mit seinen Pässen von Österreich beansprucht und die Zone der Vorberge damals ohne Widerspruch mit von den Preußen besetzt wurde. Jetzt dagegen beanspruchte man ungleich mehr.

In Beantwortung eines in der Schuldfrage von Hyndford unter dem 25. Juni nach Wien gerichteten Schreibens erklärte man, die Grenzlinie werde auf der Karte da gezogen werden müssen, wo die hohen Berge und zwar nicht die mährischen, sondern die ober-schlesischen aufhörten, so daß die in der Ebene liegenden Ortshafte an Preußen, die der Berge der Königin gehörten. Eine Kommission könnte diese Linie vorbereiten und die festgestellte Grenzkarte dann von den bevollmächtigten Ministern unterzeichnet werden.

Gleichzeitig hatte die Königin den Hofrat Hermann Lorenz v. Kannegießer, einen ihrer hervorragendsten Verwaltungsbeamten, der auch redigiert und als Publizist vielfach bewährt war, außersehen, bei den letzten Unterhandlungen Lord Hyndfords, von dessen „übereilem und parteiischem

1) Klein-Schnellendorfer Vertrag, § 13: „Que la principauté de Teschen, la ville de Troppau et ce qui est au delà de la rivière d'Oppau ni les hautes montagnes ailleurs dans la haute Silésie aussi bien que la Seigneurie de Hennersdorf ne seront point comprises dans ces quartiers.“

Präliminarien, § 5: [„La Reine cède tant la basse que la haute Silésie] à l'exception de la principauté de Teschen, de la ville de Troppau et de ce qui est au delà de la rivière d'Oppau et des hautes montagnes ailleurs dans la haute Silésie aussi bien que de la Seigneurie de Hennersdorf.“

Verfahren“¹⁾ man weitere Nachteile fürchtete, zur Seite zu stehen. Er reiste Anfang Juli von Wien ab²⁾).

Die Österreicher beanspruchten also von dem Punkte an, wo die Oppa aufhört die Grenze zu bilden, bis an die Grafschaft Glas hin die ganze Zone des Berglandes, so daß eben da nur die Ebene Preußen zukommen sollte. Die „hauts montaignes“ wurden in einem solchen Umfange genommen, daß ja Kannegießer die Anhöhe, auf der Schloß Johannesberg liegt, für einen der höchsten Berge Oberschlesiens erklären konnte.

Es bleibt nun immerhin auffallend, daß dem gegenüber der König und sein Minister, die, so viel wir sehen können, beide nicht anders wußten, als daß eben nur, was „jenseits der hohen Gebirge“ läge, ausgeschlossen sein sollte, sich solche Forderung gefallen ließen, die doch mit dieser Interpretation schlechterdings in keiner Weise zu vereinigen war, daß man nicht wenigstens diesen schreienden Widerspruch betonte und den Nachweis bekehrte, wie sich diese Forderungen aus dem Wortlaute der Präliminarien herleiten ließen. Doch von dem allen geschah eigentlich nichts, und man kann sich schwer der Vermutung entschlagen, daß denn doch die lokalen Verhältnisse bei dieser Gelegenheit dem Könige nicht ganz gegenwärtig gewesen sein mögen. Allerdings kam noch ein anderer Umstand hinzu. Bei Podewils war augenscheinlich der lebhafteste Wunsch vorhanden, die Verhandlungen zum Abschlusse zu bringen, und er beschränkte gern seine Opposition auf die Punkte, die ihm der Wille seines königlichen Herrn bezeichnete, ohne dieselben auf Grund eigener Überzeugungen vermehren zu wollen, und für den König wiederum konzentrierte sich, seitdem nun auch die Jägerndorfer Frage aufgetaucht war, das Hauptinteresse auf diese, und um in dieser seinen Willen durchzusetzen, war er geneigt, in anderen Punkten nachzugeben. Nun war aber in demselben bereits erwähnten Wiener Schreiben, wo die weitgehende Forderung der „hauts montaignes“ zuerst formuliert erschien, auch die Erwartung ausgesprochen worden, daß ebenjowohl wie Troppau auch Jägerndorf von den preußischen Truppen geräumt werde, da dasselbe gleichfalls diesseits der Oppa läge.

Was diese letztere Forderung anbetrifft, so kann kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß hier der Wiener Hof nicht ganz im guten Glauben handelte, und daß derselbe, als er die Grenzlinie in den Präliminarien festsetzte, an die Zurückbehaltung dieses Ortes nicht gedacht hat. Kannegießer hat es selbst Spindford eingestanden³⁾ und es ist preußischerseits nicht unbemerkt geblieben, daß man nach der Ratifikation wohl die Räumung von Troppau verlangt hat, nicht aber gleichzeitig auch die von Jägerndorf⁴⁾. Vermutlich ist die Anregung zu der Forderung, die eben hier zum erstenmale in einer Form uns entgegentritt, welche dann auch diese Sache als etwas Neues bezeichnet,

1) Worte der Instruktion für Kannegießer vom 30. Juni; angeführt bei Arnetz II, 80.

2) Vom 1ten ist sein Beglaubigungsschreiben an Spindford datiert (Londoner Record office); am 3ten ist er in Sternberg.

3) „Mr. K. owned to me, that his Court was not aware of the disputable situation of Jaegerndorf with regard to the river Oppau.“ Bericht an Spindford vom 7. Juli; Londoner Record office.

4) Eichel, den 7. Juli; Polit. Korresp. II, 223.

ordem sie der in den Preliminarien genannten Stadt Troppau nun nach-
 den auch nach die Stadt Jägerndorf hinzuzufügen¹⁾, von dem Besizer von Jäger-
 ndorf dem bei Hofe so einflußreichen Fürsten Nichtenstein, ausgegangen ist,
 um nicht preussischer Unterthan zu werden, jene Interpretation auch im
 Besitze²⁾.

Begreiflicherweise hatte Kannegießer nicht geringe Mühe, Beweise dafür
 zu beschaffen, daß entgegen dem allgemeinen Sprachgebrauche der südlich
 dort vor Jägerndorf fließende Bach, gewöhnlich das Tropplomizer oder so
 meiser Wasser genannt, die wahre Lypa sei, und daß deshalb Jägerndorf
 als diesseits der Lypa gelegen, bei Österreich bleiben müsse; noch unter
 verächtlichen ihm die in jener Gegend bekannten Generale Festetics und Kom-
 Comeis. Kannegießer aber hatte erfahren, auf einer von einem gewis-
 Strbenstky in Umriss herausgegebenen Karte sei der letztere Flußlauf als
 Comeis-Lypa bezeichnet, und bereits Anstalten getroffen, diese sich zu
 schaffen. Doch war er noch nicht im Besitze einer solchen, als er am 5. Juli
 in Breslau eintraf, wo dann noch am selbigen Nachmittag die Verhandlungen
 mit Podewils begannen.

Im Verlaufe derselben bot Podewils die Übernahme der holländischen
 Schuld gegen Jägerndorf, mußte aber hören, daß die von Kannegießer
 gebachten Instruktionen auf das positivste beides verlangten.

Podewils bezeichnet die österreichischen Forderungen als exorbitant, der
 zu gleicher Zeit die Unterhändler als unerschütterlich, und meint, daß die
 Königin die Vorteile ihrer Situation auszunutzen nicht unterlassen werde,
 die Allianz sei gezwungen, Sachsen gleichfalls zurückgetreten, die Angelegen-
 heiten der Franzosen und Bayern in Böhmen ständen verzweifelt, bei den
 hartnäckigen Schweigen des bayerischen Gesandten über den Frieden ver-
 er, daß da auch eine geheime Unterhandlung im Werke sei: unter solchen
 Umständen halte er dafür, daß man entweder den Frieden um jeden Preis
 abschließen oder einfach den Krieg wieder beginnen müsse, jedes Ver-
 schießen schliesse die Gefahr in sich, daß inzwischen neue Anzeichen zu-
 tauchten, bis am Ende die rechte Zeit ganz vorübergegangen sei³⁾.

Der König, der seit dem 3ten selbst in Breslau verweilte, entschloß sich
 hierauf noch selbst einen Versuch zu machen, die Schwierigkeiten durch persön-
 liches Eingreifen zu überwinden.

Als nämlich am 6. Juli Kannegießer in Gesellschaft seines Adlants
 v. Dorst mit Hundford das Projekt des Friedenstraktates im einzelnen
 durchging, ward der letztere zum König in dessen Quartier, das Gartenhaus
 des Kaufmanns Ruffer vor dem Ohlauer Thore⁴⁾, beschieden (gegen 11 Uhr.
 Der Lord hatte hier einen schweren Stand. Friedrich machte ihm schnel-

1) „On se contente donc de remarquer préalablement outre ce qui est
 dit que — la ville de Jaegerndorf doit être évacuée aussi bien que celle
 de Troppau.“

2) Diesen Eindruck hatte Hundford aus den ersten Unterhandlungen mit Kanne-
 gießer gewonnen. Bericht vom 9. Juli; Londoner Record office.

3) Bericht vom 5. Juni; Berliner St.-A.

4) Nicht am Garten des Kardinals, also etwa gegenüber dem Krankenhanse
 Petbauern.

Sorwürfe; auf seine Veranlassung und Bürgschaft hin habe er seine Truppen zurückgezogen, noch ehe der Vertrag perfekt geworden, wofür er nun büßen müsse, und während er mit der größten Gewissenhaftigkeit seinen Verpflichtungen nachkomme, erhebe die Königin nachträglich neue Forderungen, die den Charakter einer puren Schikane trügen. So ging es, wie Hyndford berichtet, weiter in höchst heftigen Ausdrücken, aber man sollte, ließ es weiter, sich verrechnen haben, wenn man auf die vollzogene Räumung Böhmens Pläne gegründet hätte; noch sei es Zeit, alles wieder rückgängig zu machen, die Franzosen würden ihn mit offenen Armen aufnehmen, und wenn heut bis 5 Uhr der Vertrag nicht unterzeichnet sei, werde er dem Prinzen von Dessau den Befehl senden, so viel Truppen er vermöge zu sammeln und gegen Königgrätz vorzugehen. Hyndford erschraf und suchte den König zu beschwichtigen, was ihm auch insoweit gelang, daß Friedrich die Antwort aus Wien abwarten zu wollen sich bereit finden ließ. Als der Gesandte zu Wort kam, sprach er zuerst für die holländische Schuld, worauf der König nach einer Pause erklärte, wenn man ihm Jägerndorf lasse, wolle er jene Schuld übernehmen. Hiergegen mußte allerdings der Gesandte wiederum den bestimmten Wortlaut seiner Instruktion geltend machen, erreichte aber doch so viel, daß der König gegen den sonstigen Grenzzug, wie derselbe österreichischerseits festgesetzt worden war, keine Einwendungen erheben wollte, wofern die Königin nur bezüglich Jägerndorfs nachgäbe oder als Entschädigung die große mährische Enklave (Hohenploh, Maydelberg, Kofswaldau) gewährte, worauf man ja dann Hennemersdorf dem Herrn v. Bartenstein abkaufen könne.

Es war eine sehr ansehnliche Konzession, die hier der König machte. Er verzichtete auf den vierten Teil des Fürstentums Neiße, auf 17½ □ Meilen Landes, von welchem doch der bei weitem größere Teil fruchtbarer Ackerboden hatte; er ließ sich eine Gestaltung der Grenze gefallen, welche auf der einen Seite die österreichischen Grenzpfähle bis nahe an die schlesische Hauptfestung Neiße verschob, auf der anderen keilartig in das preussische Schlesien eindrang und die neue Erwerbung der Grafschaft Glatz nahezu isolierte. Er machte dieses große Zugeständnis auf Grund einer Forderung des Gegners, welche dieser auf keine Weise aus dem Wortlaute der Präliminarien zu begründen vermochte. Denn selbst wenn man von der nächstliegenden Erklärung jener Stelle mit „diesseits der Oppa und der hohen Berge“ hätte abgesehen, auf den Art. 13 des Schnellendorfer Vertrages als das Prototyp der betreffenden Stelle zurückgehen und demgemäß Österreich den Besitz der hohen Gebirge zusprechen wollen, ja wenn man selbst die ober-schlesischen Besatzungsverhältnisse, wie sie sich eben in Konsequenz der Schnellendorfer Übereinkunft faktisch gestaltet hatten, ignoriert und die österreichische Interpretation, welche den Besitz der Gebirge mit allen ihren Pertinenzien beanspruchte, in liberalster Weise gedeutet hätte, würde immer noch nicht jener Grenzzug, den die österreichische Karte darstellte, sich als Resultat ergeben haben. Wenigstens hätte Österreich das gesamte Berg- und Hügelland im Neiße-Grottkauer Kreise bis an die Grenzen der Fürstentümer Brieg und Münsterberg als Pertinenzien der hohen Berge in Oberschlesien genau mit demselben Rechte beanspruchen können, wie jetzt die kaum merkbaren Bodenanschwellungen, welche z. B. südlich von Patzschau Österreich zugesprochen worden sind.

man zieht nun hauptsächlich die von dem Könige angebotenen drei Vorschläge in Betracht, nämlich, daß entweder die Königin Jägerndorf hergeben und Friedrich die holländische Schuld übernehmen oder umgekehrt jene gegen den Besitz von Jägerndorf auf das letzte verzichten, oder aber endlich als Entschädigung die erwähnte große mährische Enklave abtreten solle. Bezüglich des letzten Vorschlags, der ja eigentlich allein recht ernsthaft in Betracht kommen konnte, erklärte Kannegießer, jene genannten 3 Herrschaften lägen mit Sennersdorf und anderen so vermischt, daß allda eine Landesgrenze ausfindig zu machen eine pure Unmöglichkeit sei und man sich nur neue Verdrießlichkeiten zuziehen würde, man werde da lieber an ein anderes Äquivalent denken müssen ¹⁾.

Trotz dieses Widerspruches aber empfahl Gyndford in einem Schreiben an Robinson mit Wärme eine Nachgiebigkeit der Königin in dem Punkte wegen Jägerndorf, und wie ernst er es meinte, zeigt der kleine Kunstgriff, den er anwendet, indem er Robinson reizt, durch besondere Anstrengungen in dieser Angelegenheit die Gunst des Königs von Preußen wieder zu erlangen. Er habe, schreibt er, das dem Könige offen gesagt, daß er bei dieser Gelegenheit neben dem allgemeinen Frieden auch den zwischen ihm und Robinson wieder herstellen wolle, was mit freundlichem Lächeln acceptiert worden sei ²⁾.

Da der König in der Nacht vom 8. zum 9. Juli nach Berlin weiterreisen wollte, also die Rückkunft des von Gyndford nach Wien gesandten Kuriers nicht abwarten konnte, so wünscht sich Bodewils wenigstens zu vergewissern, daß wirklich eben nur der Punkt wegen Jägerndorf dem Abschlusse des Friedensstraktates im Wege stehe, und legt nur noch unter dem 7. Juli die bisher noch streitigen Punkte insgesamt dem Könige vor. Dieser entscheidet, daß er also neben der englischen auch die holländische Schuld nach Maßgabe seines Landanteils übernehmen wolle, und ebenso die Vorschüsse, welche schlesische Privatleute der schlesischen Domänen- und Steuerklasse oder der Bankalität geleistet hatten, daß er ferner einverstanden sei, wenn in dem Friedensvertrage nur stünde, zu welchen Schulden er allein verpflichtet sei, er will sich ferner den von Osterreich gewünschten Vorbehalt in der Frage der Konfession gefallen lassen und ebenso die Publizierung des Friedensvertrages durch den Druck und erklärt gegenüber der Weigerung der Königin, mehr als den Titel eines Herzogs von Niederschlesien zuzugestehen, da er Oberschlesien doch eben nicht ganz habe, also da nur Herzog in Oberschlesien heißen könne, es komme ihm nichts auf die Titel an, wenn er nur das Land habe.

Dagegen äußert sich der König hinsichtlich des Grenzzuges in folgenden Worten: „Ich behalte Weidenau und alles bis Zuckmantel ungefähr in der Linie des Cordons (von Klein-Schnellendorf); suchen Sie ihnen soviel, als Sie können, abzugewinnen.“ Mit einer Wendung, wie sie nur großer Ingrimm

¹⁾ Kannegießers Bericht vom 7. Juli; bei Arnetb II, 483. Nach diesem Berichte hätte Kannegießer bereits die Enklave Katscher als Äquivalent vorgeschlagen; doch wird dies unwahrscheinlich, da weder von Gyndford, noch von dem König in den darauffolgenden Äußerungen Katscher erwähnt wird.

²⁾ Den 7. Juli; Londoner Record office.

eingeben konnte, befiehlt er dann am Schlusse, die Jägerndorfer Karte (wir kommen auf sie noch zurück) nach Wien zu schicken, um jene Leute recht ins Unrecht zu setzen ¹⁾.

Diese Verfügung brachte Podewils wiederum in schwere Bedrängnis. Ganz abgesehen von Jägerndorf schienen hier doch noch zwei andere Differenzpunkte zu liegen. Denn wenn der König bezüglich der holländischen Schuld geltend machte, daß die Königin ja früher selbst angeboten habe, die Quote, die auf den ihr bleibenden Teil von Schlesiens falle, zu übernehmen, so wußte er doch anderseits, daß dieselbe jetzt daran festhalte: da sie die Brabanter Schuld ganz tragen solle, sei es billig, daß auch der König die holländische allein bezahle.

Ebenso bedenklich schien dem Minister die Forderung des Grenzzuges; der König meinte, Weidenau wenigstens könne er um so bestimmter beanspruchen, als diese Stadt schon in der alten Lisière jenseits der Neiße, welche sogar seine Verbündeten ihm bewilligt hätten, mit inbegriffen gewesen sei; aber nachdem Hyndford aus der Audienz bei dem Könige die Genehmigung des österreichischen Grenzzuges einmal mitgebracht und in diesem Sinne auch nach Wien berichtet hatte, sah Podewils voraus, daß hier nichts zu erlangen sein würde, und stellte vor, daß unter solchen Umständen sein Verweilen in Breslau keinen Zweck habe, da er selbst in dem günstigsten Falle, daß der Wiener Kurier ein Nachgeben in der Jägerndorfer Frage zurückbrächte, eben um jener anderen Incidenzpunkte willen nicht abschließen dürfe. Er bat unter solchen Umständen, dem Könige gleich nach Berlin folgen zu dürfen.

Podewils erhielt die Entscheidungen am 8ten; am Abend wollte der König abreisen. Hyndford war nicht mehr zu erlangen, er war zu einem Besuche nach Lissa zu Baron Mladrach gefahren und wurde erst am Abend zurück erwartet. Der König, dem sein Minister noch weitere Vorstellungen machte, entschied nur noch in Eile, derselbe möge nur den Kurier abwarten, und wenn der wegen Jägerndorfs Günstiges bringe, noch einmal berichten, anderenfalls selbst nach Berlin kommen.

Aber Podewils wartete doch schließlich die Rückkunft des Kuriers nicht ab, sondern berichtete bereits zwei Tage später, Kanngießers wäre für jede weitere Vorstellung wegen des Grenzzuges unzugänglich; derselbe meine, daß, seitdem die Grenze über ganz Obereschlesien ausgedehnt worden sei, man von der Lisière nicht mehr sprechen könne, daß Johannisberg jedenfalls eine Pertinenz der hohen Berge sei ²⁾, und daß, nachdem der König Hyndford gegenüber mündlich dem von Wien aus festgesetzten Grenzzuge zugestimmt habe, man doch dies nicht wieder in Frage ziehen dürfe, da man in der That nie fertig werden würde, wenn man heute das zurücknehmen wolle, was man gestern versprochen habe ³⁾.

Darauf erhält dann der Minister die Weisung, nachzugeben, die holländische Schuld zu übernehmen und, wenn Weidenau und Johannesberg nicht zu retten seien, auch diese preiszugeben und nur eben auf Jägerndorf zu be-

¹⁾ Polit. Korresp. II, 224.

²⁾ In den Bereich der Lisière, die sich eine deutsche Meile jenseits der Neiße erstreckte, konnte Johannesberg allerdings nicht wohl gezogen werden.
Bericht vom 10. Juli; Berliner St.-A., Postst.

siehen. Gebe die Königin in diesem Punkte nach, so solle Podewils mit Hynsford unterzeichnen, anderenfalls solle er nach Berlin nachkommen und den englischen Gesandten ebenso wie Kannegießer mitbringen ¹⁾.

Dem von Eichel aufgesetzten Schreiben fügt der König eigenhändig bei: „man muß die Segel einziehen, wenn man den Wind nicht mehr im Rücken hat“.

Noch einmal drohen sich Schwierigkeiten nach dieser Seite hin zu erheben; preußische Jufaren vom Regimente Goditz besetzen die Orte Johannisthal, Roswaldau, Jauernitz, Friedewalde, Johannisberg, Weidenau, Reichenstein und Ziegenhals, der österreichische General Rheyll erhebt Protest dagegen, und Podewils erinnert den König daran, daß man übereingekommen sei, die Orte in den Bergen bis zur vollständigen Regulierung unbefest zu lassen ²⁾. Der König zeigt sich in der That schnell bereit, Abhilfe zu schaffen, nur wegen Reichenstein und Ziegenhals bemerkt er, daß diese doch zu Preußen gehörten ³⁾; allerdings findet er, daß, wenn das so fortgehe, man endlich auch Meiß und Glas zu den „hauts montaignes“ rechnen werde. Doch er wird auch von Podewils beruhigt, Reichenstein, das im Fürstentum Münsterberg liege ⁴⁾, sei nie in Frage gekommen, und auch wegen Ziegenhals sei die Zugehörigkeit zu Preußen zweifellos ⁵⁾.

Nach dieser Seite hin mochte man die Schwierigkeiten als gelöst ansehen; es blieb nur eben der eine Streitpunkt noch übrig — nämlich Jägerndorf.

In jenen Tagen schreibt Eichel an Podewils, der König sei „in der besten und aimabelsten Intention von der Welt gegen den Wiener Hof, nur wegen Jägerndorf noch etwas sensibel“, ja er vermag diesem Briefe noch die wichtige Nachschrift beizufügen, der König habe ihm im tiefsten Vertrauen gesagt, auch der Punkt wegen Jägerndorfs werde ihn schließlich nicht hindern, Frieden zu schließen, dabei aber trotz Eichels Bitte sich nicht dazu verstehen wollen, dies Podewils mitzuteilen, er wolle doch eventuell Hynsford und Kannegießer nach Berlin kommen lassen. Um so dringender bittet Eichel den Minister, die Nachricht streng geheimzuhalten und den Brief sogleich zu verbrennen ⁶⁾.

Inzwischen ward nun von beiden Seiten eifrig versucht, die rechtlichen Ansprüche auf den Besitz von Jägerndorf, so gut es gehen wollte, nachzuweisen.

Unter dem 5. Juli hatte der österreichische General Rheyll den Befehlshaber der preußischen Garnison in Jägerndorf aufgefordert, entsprechend den Friedenspräliminarien den Ort, als jenseits der Dypa gelegen, zu räumen; der letztere, Oberstlieutenant v. Rettelhorst, hatte jedoch das Verlangen zurückgewiesen, da Jägerndorf diesseits der Dypa läge und zum Beweise dessen einen authentischen Plan der Stadt, welchen er bereits früher zum Zwecke der Orientierung von dem dortigen Magistrate entliehen, eingeschendet ⁷⁾, und

1) Den 14. Juli; Polit. Korresp. II, 226.

2) Den 12. Juli; Berliner St.-A.

3) Charlottenburg, den 15. Juli; Polit. Korresp. II, 228.

4) Thatsächlich hat es immer zum Fürstentum Breg gehört.

5) Bericht vom 18. Juli.

6) Den 14. Juli; Polit. Korresp. II, 226.

7) Beide Briefe im Berliner St.-A.

dieser Plan bildete nun im Verein mit der alten Homannschen Fürstentums-karte, welche allerdings als im Auftrage der schlesischen Stände erschienen für offiziell gelten konnte, das Hauptbeweismaterial für die preussische Interpretation.

Bis zur Abreise des Königs vermochte man österreichischerseits dem nichts entgegenzusetzen, als eine Berufung auf die Aussage der Jägerndorfer, welche jenes Comte'ser Wasser als die wahre alte Oypa ansähen. Die Olmüzer Karte wurde noch am 8ten erst erwartet. Ganz von selbst war bei der Unterhandlung allmählich Hyndford gegenüber dem kundigen Kanne-gießer ins Hintertreffen gekommen; da aber jener immer noch die einmal zur Sprache gekommene Möglichkeit, daß an den König von England als Schiedsrichter in der Jägerndorfer Frage appelliert würde, im Auge behielt, so beschloß er, sich selbst zu informieren und in dieser Zeit des Wartens auf die Antwort aus Wien an einen Besuch in Krappitz bei einer alten Freundin, einer Gräfin Röber, einen Abstecher nach Jägerndorf anzuschließen. Bodewils gab ihm eine Kopie der Jägerndorfer Karte mit der Bitte, dieselbe dann an Robinson zu schicken, und setzte auch durch eine Stafette die Befehlshaber der preussischen Truppen in Jägerndorf, Generalmajor v. Dohna und Oberstlieutenant Nettelhorst, in Kenntnis, damit nicht der Gesandte in Jägerndorf ausschließlich auf die Gesellschaft österreichisch Gesinnter angewiesen sei.

Hyndford hatte dann in Gesellschaft des Grafen Dohna und einiger anderer Offiziere der Garnison in Jägerndorf mit großer Aufmerksamkeit das Terrain in Augenschein genommen, den Kirchturm bestiegen und auch sonst sich überall herumführen lassen, aber gleich an Ort und Stelle sich für die österreichische Auffassung erklärt, aus Gründen, die er dann am 17. Juli, nach Breslau zurückgekehrt, auch Bodewils vorzutragen nicht säumte.

Er sagte, die Frage nach der wahren Oypa sei zum mindestens höchst zweifelhaft, die beiden Flußläufe, die weiße und die schwarze Oypa, umgaben die Stadt ¹⁾, und die einen hielten die weiße, die anderen die schwarze für den Hauptfluß, aber selbst die preussischen Offiziere wären geneigt, zuzugestehen, daß die Mehrzahl der Einwohner der nördlichen den Vorzug gäbe. Jedoch würde, selbst wenn der König recht hätte, die Vorstadt bei Östreich bleiben müssen und daraus eine ewige Quelle von Streitigkeiten sich ergeben ²⁾.

In dem Berichte, den Hyndford an seine Regierung ³⁾ sendet, findet sich dann noch ein Argument, das ihm besonders wichtig erscheint, dessen aber Bodewils gar nicht gedenkt. Er meint nämlich, daß, wenn selbst die preussische Auffassung die richtige und das südlich von der Stadt fließende Wasser die wahre Oypa wäre, die Königin doch Jägerndorf würde beanspruchen können, da daselbe ganz unbestreitbar eine Enklave zwischen den Bergen sei, eine Be-

1) Beiläufig möge bemerkt werden, daß Hiermann in der seiner Geschichte von Troppau vorausgeschickten Landesbeschreibung, S. 3, unter der weißen und schwarzen Oypa zwei Quellflüsse des von preussischer Seite als Oypa genannten Flußlaufes bezeichnet, welche aber schon erheblich oberhalb Jägerndorfs sich vereinigen; die österreichische Oypa nennt Hiermann Goltoppa.

2) Aus dem Berichte von Bodewils vom 18. Juli; Berliner St.-A.

3) Vom 18. Juli; Londoner Record office.

weisführung, bei der ganz und gar übersehen ist, daß nach den Präliminarien die Grenzbestimmung „der hohen Berge“ die der Oppa ablösen, nicht aber mit dieser zugleich in Kraft sein sollte, was in der That bis dahin auch von keiner Seite behauptet worden war.

Dagegen versuchte eine Denkschrift, welche inzwischen von der österreichischen Regierung ausgearbeitet worden war, neue Argumente ins Feld zu führen. Es handelt sich darin, wenn wir die Ausführungen zusammenfassen, wesentlich um zwei Punkte.

Wie die Denkschrift behauptet, bezeichneten die „bewährtesten Skribenten von dem Lande Schlesien“ übereinstimmend mit der österreichischen Behauptung den bei Tropplowitz vorbeifließenden Wasserlauf als die Oppa. Als solche Skribenten werden bezeichnet: 1) die sogen. „Schlesische Kernchronik“, ferner 2) die „Silesiographia des Henelius“, 3) der sogen. „gründlich und genau durchsuchte Oberstrom“.

Es lohnt sich nun vielleicht, diese Ausführungen etwas näher ins Auge zu fassen. Um zunächst der in der österreichischen Denkschrift ganz außer acht gelassenen Chronologie etwas zu ihrem Rechte zu verhelfen, wollen wir bemerken, daß, abgesehen von der kürzeren Descriptio Silesias des Brieger Kreuzherrn Sthenus aus dem Beginne des 16. Jahrhunderts, welche über die hier vorliegende Frage nichts beibringt, die erste größere Beschreibung Schlesiens durch den bekannten Mik. Henelius v. Hennenfeld in seiner 1613 erschienenen „Silesiographia“ geboten wurde. Diese nun berührt, wie wir in einem gewissen Gegensatz zu der Anführung der österreichischen Denkschrift behaupten müssen, die vorliegende Frage gar nicht, insofern sie (S. 24) von der Oppa nur angiebt, dieselbe entspränge auf den mährischen Bergen „aufm Gesemck“ und flösse an Jägerndorf und Troppau vorbei. Dagegen bezeichnet das 1689 in Nürnberg erschienene Büchlein des Dommissischer Schulrektors Kaspar Schneider: „gründlich und genau untersuchter Oberstrom“ (S. 10 ff.) ganz im Sinne der österreichischen Auffassung als Oppa den von Hermannstadt herab und bei Tropplowitz vorbeikommenden Flußlauf und dagegen das, was man sonst Oppa zu nennen pflegt, als „ein Wässerlein, das nahend Werbenthal im Gesemk seinen Anfang nimmt und sich flugs bei Jägerndorf in die Oppa senket“. Ganz klar müssen ihm aber die lokalen Verhältnisse nicht gewesen sein, da er bei Jägerndorf anführt, daß der von ihm als Oppa bezeichnete Fluß „zum Teil hindurchrinnet“, was dieser Fluß, der in einem ziemlichen Bogen nördlich von Jägerndorf herumfließt, unmöglich thun konnte. Ueberhaupt ist es in der That kaum thunlich, den sächsischen Schulrektor unbeschadet all seines Sammelleibes als Autorität für lokale Einzelheiten anzuführen; speziell in den hydrographischen Verhältnissen, wo es ihm eben an Hilfsmitteln fehlen mochte, ist er keineswegs taktfest, er läßt die Blotnitz hinter Lublinitz entspringen und stromabwärts von der Malapanca in die Oder münden.

Kurze Zeit nach Kaspar Schneider im Jahre 1704 gab nun der gelehrte Meister des Breslauer Matthiastiftes M. J. Fibiger jene erwähnte Landesbeschreibung Henels neu bearbeitet als Silesiographia renovata heraus und zwar vermehrt nicht nur durch zahlreiche Scholien, sondern noch durch eine Erweiterung des Textes. Und hier nun gewinnt auch (pars I, p. 584) jener Passus Henels über die Oppa eine andere Gestalt; hier tritt jetzt zu der

Orten, welche dieselbe durchfließt, Tropplowitz hinzu und wird so zum Zeugnis für den nördlichen Quellfluß. Aber bei näherem Zusehen kann man sich nicht darüber täuschen, daß der gelehrte Herr gerade für die hydrographische Partie den „gründlich durchforschten Oberstrom“ wohl benützt hat, man erkennt das an dieser Stelle und ganz besonders auch (S. 367) bei dem Blotnißus, den er auch infra Lubnicium entspringen und stromabwärts hinter der Mapalane münden läßt. Die dritte der in der österreichischen Denkschrift angeführten Quellen: [Köhlers] Kernchronik, gedruckt 1741 (S. 16), übersezt dann an der betreffenden Stelle einfach den Fibiger-Henelius mit einigen Kürzungen. So schrumpft denn der Quellenbeweis der österreichischen Denkschrift thatsächlich auf das alleinige Zeugnis des sächsischen Schulrektors Schneider zusammen, der dabei dann doch den von ihm Oppa genannten Fluß durch die Stadt Jägerndorf fließen läßt, was in Wahrheit nur von dem sonst Oppa genannten Wasserlaufe gesagt werden kann.

Die zweite Reihe von Argumenten ist darauf begründet, daß das Städtchen Tropplowitz auf Böhmisches Oppawice heiße und zwar nach dem quästionierten Flußlaufe, der eben diesen Namen führe, daß z. B. in den Pfarrbüchern jenes Ortes immer nur von der parochia Oppawicensis die Rede sei, und daß bereits im Jahre 1731 die kaiserliche Wegekommission jenen Flußlauf als Oppawica festgestellt habe, was dann auch die Einwohner jener Gegend ganz ausnahmslos bestätigten. Es liegt nun auf der Hand, daß, um in dem hier Angeführten irgendwelche Beweisraft zu finden, zunächst Oppa und Oppawica als identisch vorausgesetzt werden muß, — eine Annahme, die keineswegs als zutreffend vorausgesetzt werden kann. Ganz im Gegenteile wird man behaupten können, daß, wo neben slavischen Flußnamen noch eine Form mit der Endsilbe „ica“ vorkommt, in dieser letzteren eine diminutive Bedeutung vermutet werden darf, die etwa einen kleineren Fluß in der Nähe des größeren oder auch einen Zufluß oder Flußarm bezeichnet. So stehen neben einander Nida und Nidica, Orla und Orlica, Dbra und Dbrzyca, Desna und Desnica ¹⁾, sogar von der Oder kannte das 13. Jahrhundert einen Flußarm mit der Bezeichnung Odriza. Läßt sich also nachweisen, daß neben der Oppa auch ein Flußname Oppawica vorkommt, so spricht die Präsumtion durchaus dafür, daß dieser letztere Name etwas wie einen kleineren Zufluß des größeren Flusses, also hier der Oppa, bedeute, keineswegs aber diese letztere selbst, so daß also hier jene Argumente thatsächlich das Gegenteile von dem beweisen, was sie beweisen wollen, und thatsächlich viel eher für die preußische Auffassung ins Feld geführt werden könnten.

In der Sache selbst hatte ohne allen Zweifel Preußen recht. Trotzdem daß die entgegengesetzte Meinung gleichsam völkerrechtlich sanktioniert worden ist, hat dieselbe doch nicht durchzudringen vermocht, und noch heutzutage gilt der Flußlauf, der von Würbenthal herabkommt, für die Oppa schlechthin und jener andere nördlichere Zufluß für die Oppawica oder Goldoppa ²⁾.

Aber schließlich war ja die Rechtsfrage nicht das Entscheidende. Genug, die Königin zeigte sich entschlossen, hierin nicht nachzugeben, das war die

¹⁾ Ich verdanke diese Analogie der Güte des Herrn Professors Nebring in Breslau.

²⁾ Vgl. Biermann a. a. O., S. 3.

Nachricht, welche der Kurier aus Wien mitgebracht hatte; nur die Frage nach einem Äquivalent war noch in Erwägung gezogen worden. Der König hatte hier von den mährischen Enklaven die drei Bezirke von Hohenploth, Maydelberg und Noßwalde gefordert, doch blieb man in Wien dabei, daß diese so mit der Herrschaft Hannersdorf vermischt lägen, daß sich hier eine ordentliche Grenze nicht finden ließe; dagegen bietet die Königin statt dessen die mährische Enklave Ratscher, einen Distrikt, welcher, wie durch ein beifolgendes Hufenregister gezeigt wird, an Umfang jene von dem Könige begehrten Herrschaften übertreffe und auch hinsichtlich der Einkünfte doppelt so viel ausmache als Jägerndorf. Was die Schuldenfrage anbetrifft, so besteht die Königin darauf, daß der König das holländische Anlehen ganz übernehme ohne Abzug einer Rate für den österreichischen Anteil, da ja auch sie die Brabanter Schuld ungeteilt behalte. Im übrigen ist die Königin bereit, die Forderungen von Schlesiern an Oesterreich zu befriedigen, wenn Preußen dagegen die Geldansprüche von ihren Untertanen an Schlesien auf sich nehmen wollte, wogegen aber Podewils sofort einwendet, sein Herr habe immer nur von einer Befriedigung der von Schlesiern an die öffentlichen Kassen gemachten Vorwürfe gesprochen ¹⁾.

Seiner Instruktion entsprechend war Podewils gehalten, wie die Sachen lagen, Hynsford und Kannegießer nach Berlin mitzubringen, was er nun auch am 20sten auszuführen gedachte; doch weigerte sich der letztere, da er bei der böhmischen Kanzlei Geschäfte habe, auch sähe er den Zweck seiner Sendung, nämlich Hynsford die nötigen Informationen zu geben, als abgethan an. Doch gab er dem Drängen des Ministers schließlich nach, und nachdem ein nochmaliger Kurierwechsel mit Wien ihnen bestätigt hatte, daß die Königin durchaus nichts weiter nachzugeben gewillt war ²⁾, reisten sie ab und trafen am 24. Juli in Berlin ein. Podewils war hier schon früher angelangt und zum König nach Potsdam gegangen. Bei seiner Rückkehr am 25sten oder 26sten versuchte er noch einmal alle Mittel ³⁾, um eine weitere Konzession, etwa Weidenau oder Jauernitz zu erlangen, aber alles umsonst. Ja Hynsford erklärte ihm unter vier Augen, Lord Carteret ließe den König beschwören, so schnell als irgend möglich die Sache zum Abschlusse zu bringen; Robinson hätte ihm in diesem Sinne geschrieben, und wenn der König einen Gesandten in Wien hätte, würde der als treuer Diener gewiß daselbe raten mit Rücksicht auf die günstigen Erfolge der österreichischen Waffen. So wie sich Schwierigkeiten erhüben, würden sächsische und französische Emisäre schnell bei der Hand sein, Öl ins Feuer zu gießen. Podewils bemerkt hierzu, England scheine in der That nicht geneigt zu sein, die Königin irgendwie zu weiteren Opfern zu drängen, und etwaige Vorstellungen in London oder eine Appellation an den Schiedspruch des Königs von England in der Jägerndorfer Sache würden daher schwerlich einen günstigen Erfolg haben ⁴⁾.

1) Podewils' Bericht vom 18. Juli.

2) Diese nochmalige Anfrage in Wien, für die es schwer hält die nötige Zeit herauszufinden, berichtet Podewils ganz ausdrücklich unter dem 26. Juli.

3) „J'ai employé le verd et le sec“; aus dem angeführten Berichte.

4) Ebb.

Als Rodewils dies schrieb, durfte er, wie wir wissen, bereits als sicher annehmen, daß der König auch in dem letzten Punkte wegen Jägerndors nachgeben werde, und es ward nun der Friedensvertrag, wie er nach den letzten Beratungen sich hatte gestalten lassen, dem Könige unter dem 26. Juli 1742 übersendet.

Siebentes Kapitel.

Das Kundwerden des Friedens.

Am 26. Juli hatte in Berlin die letzte große Konferenz zwischen den Ensvermittlern stattgefunden, dessen Resultat der Entwurf des Friedensvertrages war, der dann sofort nach Potsdam dem Könige übersendet ward, schon am 27ten zurückfolgen konnte. Fichel schreibt dazu an Podewils, be gewünscht, daß der König jeden einzelnen Artikel besonders konfirmit hätte; aber der Minister werde ja wissen, daß Se. Majestät sich die obede nicht vorschreiben lasse. Er könne seine Freude gar nicht genug ausdrücken darüber, daß der Hauptartikel bewilligt sei; der Rest könne jetzt eine halbe Stunde mehr aufhalten.

Der König hatte im großen und ganzen den Vertrag mit folgenden Worten bestätigt: „Sehr gut. Ich approbiere alles, außer was ich bei einem andern Artikel selbst beigelegt.“¹⁾

Diese Bemerkungen oder Ausstellungen zeigen sich dann im wesentlichen als Ausflüsse eines Prinzips, welches er bei den ganzen Friedensverhandlungen wiederholt in seinen Briefen an Podewils ausspricht, nämlich des sches, einmal unter keinen Umständen in einen neuen Krieg verwickelt werden, und dann jede Handhabe zu einer etwaigen Einmischung der Königin von Ungarn in die Angelegenheiten der abgetretenen schlesischen Provinz zu entfernen. Wir werden Gelegenheit finden, bei einer kurzen Besprechung der Bestimmungen des Breslauer Friedens auch dieser Ausstellungen zu gedenken.

Der Friedensvertrag vom 28. Juli 1742 besteht aus 16 Paragraphen und 11 Artikeln. Im Eingange desselben wünschte der König seinen Namen nicht genannt zu sehen, wie dies in den Präliminarien wirklich geschehen ist, doch hat er hier dann doch der Königin galanterweise den Vorrang gegeben. § 1 konstatiert die Thatsache des abgeschlossenen Friedens, demzufolge beide Mächte aufrichtige Freundschaft halten wollen und nach Möglichkeit die andern Schaden verhüten. Schon bei den Präliminarien war auf Podewils' Verlangen die Klausel, welche die Forderung bewaffneter Ausgeschlossen²⁾, eingefügt worden. Trotzdem schreibt der König hier bei:

¹⁾ Polit. Korresp. II, 237.

²⁾ „La seule voie des armes exceptée.“

Als Podewils dies schrieb, durfte er, wie wir wissen, bereits als sicher annehmen, daß der König auch in dem letzten Punkte wegen Jägerndorfs nachgeben werde, und es ward nun der Friedensvertrag, wie er nach den letzten Beratungen sich hatte gestalten lassen, dem Könige unter dem 26. Juli 1742 übersendet.

Siebentes Kapitel.

Das Kundwerden des Friedens.

Am 26. Juli hatte in Berlin die letzte große Konferenz zwischen den Friedensvermittlern stattgefunden, dessen Resultat der Entwurf des Friedensvertrages war, der dann sofort nach Potsdam dem Könige übersendet ward, und schon am 27ten zurückfolgen konnte. Eichel schreibt dazu an Bodewils, er habe gewünscht, daß der König jeden einzelnen Artikel besonders konfirmiert hätte; aber der Minister werde ja wissen, daß Se. Majestät sich die Methode nicht vorschreiben lasse. Er könne seine Freude gar nicht genug ausdrücken darüber, daß der Hauptartikel bewilligt sei; der Rest könne jetzt nicht eine halbe Stunde mehr aufhalten.

Der König hatte im großen und ganzen den Vertrag mit folgenden Worten bestätigt: „Sehr gut. Ich approbiere alles, außer was ich bei einem und anderen Artikel selbst beigeseht.“¹⁾

Diese Bemerkungen oder Ausstellungen zeigen sich dann im wesentlichen als Ausflüsse eines Prinzips, welches er bei den ganzen Friedensverhandlungen wiederholt in seinen Briefen an Bodewils ausspricht, nämlich des Wunsches, einmal unter keinen Umständen in einen neuen Krieg verwickelt zu werden, und dann jede Handhabe zu einer etwaigen Einmischung der Königin von Ungarn in die Angelegenheiten der abgetretenen schlesischen Provinz zu entfernen. Wir werden Gelegenheit finden, bei einer kurzen Analyse der Bestimmungen des Dreslauer Friedens auch dieser Ausstellungen zu gedenken.

Der Friedensvertrag vom 28. Juli 1742 besteht aus 16 Paragraphen oder Artikeln. Im Eingange desselben wünschte der König seinen Namen zuerst genannt zu sehen, wie dies in den Präliminarien wirklich geschehen war, doch hat er hier dann doch der Königin galanterweise den Vorrang gelassen. § 1 konstatirt die Thatsache des abgeschlossenen Friedens, demzufolge nun beide Mächte aufrichtige Freundschaft halten wollen und nach Möglichkeit eine der anderen Schaden verhüten. Schon bei den Präliminarien war hier auf Bodewils' Verlangen die Klausel, welche die Forderung bewaffneter Hilfe ausschloß²⁾, eingefügt worden. Trotzdem schreibt der König hier bei:

¹⁾ Polit. Korresp. II, 237.

²⁾ „La seule voie des armes exceptée.“

„Gut, nur daß keine Defensiv-Alliance daraus erzwungen werden kann“, ohne jedoch eine Änderung zu verlangen. Die allgemeine Amnestie (§ 2), das Abzugsrecht der Schlesier, welche nach Osterreich übersiedeln wollten, binnen 5 Jahren sowie das Optionsrecht für solche, die in beiden Reichern Güter besaßen (§ 3), die Publikation des Traktates mit Einstellung aller Feindseligkeiten (§ 4) geben keinen Anlaß zu Ausstellungen, § 5 (der wichtige Artikel der Abtretungen) setzte fest: die Abtretung von Nieder- und Oberschlesien an Preußen samt dem zu Mähren gehörigen Distrikte von Ratscher, ausgenommen soll dagegen sein das Fürstentum Teschen, die Stadt Troppau, das, was jenseits des Flusses Oppa liegt, und sonst die hohen Berge in Oberschlesien.

So muß diese Stelle des Friedensvertrages wiedergegeben werden, nicht aber, wie es in der offiziellen, vielfach verbreiteten und gedruckten deutschen Übersetzung heißt und in alle Geschichtsdarstellungen eingedrungen ist: „was jenseits der Oppa und der hohen Berge liegt“. Der zuletzt vorgelegte österreichische Vertragsentwurf hatte diese Stelle entsprechend der von dieser Seite festgehaltenen Interpretation geändert, insofern er durch anderweitige Formulierung des betreffenden Satzes die „hohen Berge“ aus ihrer bedeutlichen Verbindung mit dem „jenseits der Oppa“ fortnahm und sie in ihrer Totalität als ausgenommen neben das Fürstentum Teschen und die Stadt Troppau hinstellte ¹⁾. Freilich ist die Veränderung eine doch so wenig merkbare gewesen, daß die deutsche Übersetzung des Friedensstraktates, welche das preußische Ministerium anfertigen und den öffentlichen Blättern, wie den königlichen Behörden zugehen ließ, die fragliche Stelle nach der eingebürgerten früheren Auffassung mit „was über dem Oppafluß und dem hohen Gebirge in Oberschlesien“ u. übersetzte ²⁾.

Im weiteren Verlaufe des Art. 5 wird dann die Grenzlinie der beiderseitigen Territorien noch genauer fixiert und der Vorbehalt der mährischen Enklaven mit Ausnahme der von Ratscher, welche als an Preußen abgetreten bezeichnet wird, festgesetzt. Ganz gesondert folgt nun noch die Abtretung von Stadt, Festung und Grafschaft Olav unabhängig von dem königreiche Böhmen. Dagegen erklärt dann der König von Preußen alle seine Ansprüche, die er der Königin von Ungarn gegenüber haben könnte, als abgethan.

Der 6. Artikel stipuliert für die katholische Kirche in Schlesien die Aufrechthaltung des status quo. Hier hatte bekanntlich der König bereits in den Präliminarien die beschränkende Klausel zufügen lassen: „unbeschadet der Gewissensfreiheit der Protestanten und den Rechten des Souverains“; jezt

1) Präliminarien, § 5: „à l'exception de la principauté de Teschen, de la ville de Troppau et de qui est au delà de la rivière d'Oppau et des hautes montagnes ailleurs dans la haute Silésie aussi bien que de la seigneurie de Hennersdorf“.

Friedensvertrag, § 5: „bien entendu que la Majesté la Reine excepte la principauté de Teschen, la ville de Troppau et ce qui est au delà de la rivière d'Oppa et les hautes montagnes ailleurs dans la haute Silésie aussi bien que la seigneurie de Hennersdorf“.

2) Obwohl Nüßler Bodemilß auf den Unterschied aufmerksam gemacht hatte. Nüßler (Wüßhings Magazin X), S. 506.

war im Friedensvertrage wiederum vonseiten der Königin zu den letzten Worten eine neue Klausel gesetzt worden, welche aussprach, daß die Rechte des Souveräns nicht zum Präjudiz des status quo der katholischen Religion in Schlesien ausgeübt werden sollte.

Der folgende Artikel (7)¹⁾ setzt die Entlassung der Gefangenen, das Aufhören der Kontributionen zc. fest.

Art. 8²⁾ nimmt die Bestellung einer neuen Kommission zur neuen Gestaltung der beiderseitigen Handelsbeziehungen in Aussicht. Bis dahin sollen die vor dem Kriege in Geltung gewesenen Verträge in Kraft bleiben.

Art. 9³⁾. Während die Königin die Bezahlung der auf Schlesien hypothekierten Brabanter Anleihe übernimmt, wird der König von Preußen die entsprechenden Darlehen an die Engländer und Holländer bezahlen, darf aber den letzteren gegenüber das in Anrechnung bringen, was ihm die Republik Holland schuldet.

Art. 10 bestimmt die Auslieferung der zu den beiderseitigen Territorien gehörigen Archive.

Art. 11 enthält die Aufhebung der böhmischen Lehnsheer über einzelne zu Brandenburg gehörige Territorien (in der Niederlausitz).

Art. 12 stellt eine Verzichtserklärung der böhmischen Stände bezüglich der in diesem Frieden an Preußen abgetretenen, früher zur Krone Böhmen gehörigen Landschaften in Aussicht.

Art. 13. Der König und seine Nachfolger sollen den Titel eines souveränen Herzogs von Schlesien und Grafen von Glatz führen. Doch soll der erstere ebenso auch der Königin von Ungarn bleiben.

Art. 14. In dem Friedensvertrage sollen mit eingeschlossen sein der König von England zugleich auch als Kurfürst von Hannover, Rußland, Dänemark, der König von Polen — wofern er entsprechend Art. 11 der Präliminarien seine Truppen zu festgesetzter Zeit aus Böhmen zurückzieht —, die Generalstaaten und das Haus Wolfenbüttel.

Art. 15. Unmittelbar nach Austausch der Ratifikationen wird man eine Kommission zur Grenzregulierung in Oberschlesien entsprechend dem Art. 5 ernennen.

Art. 16. Der Austausch der Ratifikationen wird in Berlin vierzehn Tage nach der Unterzeichnung erfolgen oder noch früher, wenn es möglich ist.

Unterschrieben Hyndford und Podewils.

In einem getrennten Artikel verpflichtet sich dann noch der König zur Zahlung der von schlesischen Privatleuten dem Steueramte, der Bankalität und auf die schlesischen Domänen vorgestreckten Summen, während über die Forderungen, welche österreichische Unterthanen an das Steueramt, die Bankalität und die schlesischen Domänen haben, sowie über die, welche preussische Unterthanen an die Wiener Bankalität und Bank haben, noch besondere Verabredungen getroffen werden sollen.

Die Ratifikationen erfolgten innerhalb der festgesetzten Zeit. Kannegießer

1) § 8 der Präliminarien.

2) § 9 dgl.

3) § 7 dgl. bekanntlich in sehr abweichender Fassung.

war selbst am 29. Juli mit Extrapoſt nach Wien gereiſt, um ſie zu beſchleunigen; am 11. Auguſt war das von der Königin vollzogene Inſtrument in den Händen Hynſford's und ward am 12. Auguſt gegen das preußiſche ausgetauſcht ¹⁾. Die Räumung der in Frage kommenden Landeſteile war noch einige Tage verzögert worden; der König ſelbſt hatte gewünscht, wegen Jägerndorf's nicht zu ſehr gedrängt zu werden, um erſt für anderweitige Untertbringung des Dohnaſchen Regiments ſorgen zu können ²⁾. Am 27. Auguſt erfolgte dann die Räumung von Jägerndorf durch die Preußen und gleichzeitig auch die des Diſtriktes von Katſcher durch die öſterreichiſchen Truppen, worauf dann in dieſem letzteren auch die Hulbigung an Preußen geleiſtet wurde.

Noch beſondere Mühen verurſachte dann begreiflicherweiſe die definitive Grenzregulierung, zu welcher preußiſcherſeits der uns bereits bekannte Geh.-Rat v. Rühlſer mit dem Ingenieurmajor v. Schubert ernannt wurde, letzterer ein Mann, der früher in öſterreichiſchen Dienſten ſchon 1736, die alten Wielandſchen Karten der ſchleiſiſchen Fürſtentümer neu bearbeitet und verbessert hatte und bei Mollwitz verwundet dann in preußiſche Dienſte getreten war. Die Kommiſſare empfangen ihre Inſtruktion unter den 18. Auguſt. Nach einigem Warten auf den öſterreichiſchen Kommiſſar, den Oberamtsrat v. Dorſch aus Troppau, begann am 22. September im Pleſſchen da, wo die Viala in die Weiſchel mündet, das mühsame Werk, welches am 20. Oktober an den Grenzen der Graſſchaft Glaß mit dem Sezen der 138ſten Grenzsäule endete. Noch einmal rief die unſichere Bezeichnung der „hauts montaignes“ lebhafte Debatten hervor, und an Ort und Stelle zeigte ſich der Gegenſatz zwiſchen den öſterreichiſchen Forderungen und den realen Verhältniſſen doch ſo in die Augen ſpringend, und die zu Protokoll genommenen Ausſagen der Ortsangehörigen lauteten für die preußiſchen Reklamationen ſo günſtig, daß es Rühlſer gelang, noch 15 Ortſchaften, die urſprünglich von Öſterreich reklamiert worden waren, für Preußen zu gewinnen, wie denn überhaupt die Rührigkeit Rühlſers dem ſchwerfälligen Dorſch gegenüber, der nur ſehr ungern zu Pferde ſtieg, ein leichtes Spiel hatte. Am 6. Dezember wurde der Grenzrezeß zu Ratibor abgeſchloſſen. In Wien war man zwar über die Konzeſſionen, zu welchen ſich Dorſch herbeigelaffen hatte, einigermaßen unwillig und ſchien geneigt, die Ratifikation zu verweigern, ſand ſich aber doch, um die Sache zum Abſchluffe zu bringen, endlich darein, und am 20. Januar 1743 konnten zu Leobſchütz die beiderſeitigen Ratifikationen ausgetauſcht werden ³⁾.

Inzwiſchen hatte Podewils ſich beeilt, ſchon nach Abſchluffe der Präliminarien von des Königs Dankbarkeit für die engliſche Vermittelung den gebührenden Lohn einzufordern. Der König möge nicht unterlaſſen, ſeinem Oheim von England ein eigenhändiges Danſchreiben zu ſenden und ſeine Neigung zu einem engeren Bündniſſe ausſprechen, da man auf dieſe Nachſicht ſehr werde angewieſen ſein, nachdem man Frankreich auf eine Weiſe verwundet habe, die daſſelbe nie verzeihen werde. Auf Lord Hynſford werde vermutlich ein gnädiges Handſchreiben erwarten und habe wohl auch eine

1) Bericht Podewils' vom 12. Auguſt.

2) Eichel, den 29. Juli.

3) Geſchichte der ſchleiſiſchen Grenzſcheidung in Büſching's Magazin X.

reelle Belohnung verdient für alle die Mühe, die er sich bei dieser großen Angelegenheit gegeben, man müsse doch wohl der Reinheit und Gradheit seiner Absichten Gerechtigkeit widerfahren lassen, er habe in der That gethan, was ihm menschenmöglich gewesen, um den König in den Besitz dessen zu bringen, was derselbe vernünftigerweise habe verlangen können. Wenn er nicht noch mehr zugestanden, so habe das nur daran gelegen, daß ihm so arg die Hände gebunden gewesen seien, er habe im übrigen eine Offenheit und einen Freimuth gezeigt, wie es kaum ein anderer an seiner Stelle würde gethan haben ¹⁾.

Ehe des Königs Antwort, die in der Sache ganz zustimmend doch den Brief an König Georg bis nach der Ratifikation und die Angelegenheit Hyndfords auf des Königs Ankunft in Breslau (Anfang Juli) verschieben wollte ²⁾, eingetroffen war, hatte Lord Hyndford nachhause berichtet, er vermute, daß der König von Preußen ihm einen Orden verleihen werde; da er nun aber gern vorher einen Orden von seinem königlichen Herrn haben möchte, so bitte er um das dem Vernehmen nach gerade vakant gewordene grüne Band des schottischen Distelordens ³⁾. Noch vor Ende des Monats empfing er die Zusage und Anfang Juli den Orden, und der König in seiner damaligen gnädigen Stimmung erklärte sich bereit, die Investitur selbst vorzunehmen, „um den Engländern eine Freude zu machen“, wenn man ihn genau unterrichte, was er dabei zu thun habe ⁴⁾; und mit großer Feierlichkeit in Gegenwart des ganzen Hofes erfolgte dann am 2. August die Zeremonie. Nach dem Austausch der Ratifikationen beantragte Podewils für den englischen Botschafter ein Geschenk von 10,000 Thlr. unter Berufung auf die reichen Geschenke, welche der verstorbene König nach dem schwedischen Kriege an die unterhandelnden Minister gemacht habe. Es wurden nach der Höhe derselben im Archive Nachforschungen angestellt, und der König ließ dem Lord sagen, er werde nach seiner Rückkehr aus den Bädern von Aachen an „die reelle Recompense“ denken, was Hyndford, der, wie er sagte, schon gefürchtet hatte, daß der König ihn ganz vergessen habe, sehr freute ⁵⁾.

Er erhielt, wie es Podewils vorgeschlagen, 10,000 Thlr. in vollwichtigen Dukaten ausgezahlt ⁶⁾. Hyndford bat dann noch darum, zur Erinnerung an diese Zeit dann den schlesischen Adler in sein Wappen aufnehmen zu dürfen mit dem Motto: „ex bene merito“. Auch dies gewährte der König durch besondere Ordre ⁷⁾. Auf einem stattlichen Silbergefäße, welches Hyndford in Breslau durch den Juwelier Lieberkühn fertigen ließ, prangte zum erstenmale das neue Wappen.

Nicht die Gesinnung des Gesandten, dessen Aufrichtigkeit ja, wie wir wissen, Podewils in hohem Maße überschätzte, hätte, obwohl in der letzten

1) Bericht vom 13. Juni, Poststr. 1.

2) Kabinettschreiben vom 16. Juni.

3) Bericht vom 15. Juni; Londoner Record office.

4) Den 17. Juli; Polit. Korresp. II, 232.

5) Kabinettschreiben vom 17. August und Antwort Podewils' vom 18. August; Berliner St.-A.

6) Kabinettschreiben vom 14. September.

7) Bericht von Podewils vom 29. September und Ordre des Königs vom 30. September.

Zeit angefihts des gelingenden Friedenswerkes seine Berichte freundlicher werden, große Belohnung verdient; thatsächlich aber mochte wohl die Bedeutung des Dienstes, den er im entscheidenden Augenblicke des Abschlusses durch sein Verfahren dem Könige leistete, von diesem recht hoch angeschlagen worden sein, und es ist in der That nicht vor auszusetzen, daß ein Schwichelst oder Guy Dickens in gleicher Lage das Maß von entgegenkommendem Eifer gezeigt haben würde, wie eben Hyndford. Allerdings hatte dessen königlicher Herr einst gehofft, die Dankbarkeit Preußens für die englische Vermittelung in anderer Weise ausgedrückt zu sehen, aber, wie wir sahen, hatte den Unterhandlungen über die für Hannover geforderten Konvenienzen das Auftreten des Maillebois'schen Corps am Niederrhein einst ein jähes Ende bereitet, und man hatte damals froh sein müssen, für Hannover die Neutralität zu erlangen. Seitdem nun über dieser hannöberischen Neutralität das Ministerium Walpole zu Falle gekommen war, mochte es bedenklich erscheinen, von den englischen Diplomaten die Berücksichtigung jener hannöberischen Interessen ernstlich zu verlangen, und in der That hatte Hyndford bei den Friedensverhandlungen den Punkt der hannöberischen Konvenienzen niemals in Anregung gebracht. Als aber dann die Präliminarien geschlossen waren, verlangte König Georg von dem Ministerium zu Hannover die Sicherung „gewisser Advantagen“, allerdings mit dem Bemerken, man werde sich mit der allgemeinen Klausel begnügen müssen, daß Preußen, wenn für Hannover diese oder jene Advantagen zu erhalten ständen, nicht dawider sein wolle ¹⁾. Die Räte meinten nun wohl, Preußen werde keine Verpflichtung übernehmen wollen ohne genauere Bezeichnung der in Frage kommenden Advantagen, hofften jedoch, daß, wenn Georg geneigt sei, eine Garantie der preußischen Erwerbungen auch als Kurfürst zu übernehmen, man von Preußen einige Zusagen, wie z. B. eine Garantie der mecklenburgischen Pfandschaften und gute Dienste für die definitive Erwerbung von Osnabrück werde erlangen können ²⁾. Zwar erklärte sich Georg damit einverstanden ³⁾, aber es scheint nicht praktische Folgen gehabt zu haben, vermutlich weil König Friedrich mit der englischen Garantie sich begnügen zu können glaubte.

Die Garantie Englands, der dann die Rußlands folgen sollte, war gleich bei den Friedensunterhandlungen in Aussicht genommen worden, und das englische Ministerium hatte großen Eifer in dieser Sache gezeigt. Noch ehe den Präliminarien der wirkliche Friedensschluß gefolgt war, schrieb Lord Carteret an Hyndford, König Georg sei nicht nur bereit, in eine Defensivallianz mit Preußen zu treten, sondern wolle auch, falls Frankreich das Mindeste gegen Westfalen oder Kleve zu unternehmen Mene mache, jede Art von Beistand leisten, so wie Preußen einen solchen beanspruche; und um keine Zeit zu verlieren, habe er bereits ein Lager von 20 Schwadronen und 10 Bataillonen gebildet aus seinen hannöberischen Truppen, und wenn das nicht hinreiche, könnten noch ebenso viel von den in Flandern stehenden englischen Truppen dazu kommen, auch sollte Lord Stair im Haag die Holländer zu gleichem Vorgehen bewegen ⁴⁾.

¹⁾ Verfügung vom 29. Juni 1742; St.-A. zu Hannover.

²⁾ Bericht vom 13. August; ebd.

³⁾ Den 31. August; ebd.

⁴⁾ Bericht von Podewils vom 10. Juli; Berliner St.-A.

Der König entschied, man müsse die Anerbieten höchst verbindlich und dankbar annehmen, obwohl Frankreich schwerlich etwas unternehmen werde. Die Defensivallianz müsse man so geschwind als möglich zum Abschlusse zu bringen suchen; den Holländern könne vielleicht der Beitritt offen gehalten werden ¹⁾.

Er war um so entgegenkommender gegen England, als er von dieser Macht damals noch einen letzten Druck auf den Wiener Hof in der Jägerndorfer Angelegenheit und den sonstigen den definitiven Frieden noch aufhaltenden Angelegenheiten erwartete. Instillen aber vermutete er (wie auch Podewils) hinter dem großen Eifer Englands die Absicht, ihn in einen Krieg mit Frankreich zu verwickeln, was er entschieden nicht geschehen lassen wollte, und es war ihm daher nicht wenig erwünscht, als Lord Carteret neuerdings, um dem Londoner auswärtigen Amte, welches die letzte Zeit so sehr in Mißkredit gebracht hatte, den Glanz einer erwünschten diplomatischen Aktion nicht entgehen zu lassen, darauf bestand, die Unterhandlungen wegen der Defensivallianz in Whitehall zu führen. Er fürchtete, sein dortiger Gesandter Andrié könnte am Ende nicht fest und vorsichtig genug sein, um eine kaptiöse Fassung des Vertrages, welche ihn in neuen Krieg verwickeln könnte, abzuwenden. Wenigstens meinte er, würde Andrié nun eine neue ausführliche Instruktion erhalten müssen ²⁾.

Inzwischen war zunächst die Garantie der schlesischen Erwerbungen Preußens bereits unter dem 27. Juni (alten Stils) unter dem großen Siegel Englands ausgefertigt worden, dieselbe ward an jenem feierlichen Tage in Charlottenburg, wo der König den Gesandten mit den Insignien des schottischen Ordens bekleidete (den 2. August), durch den letzteren persönlich überreicht. Vonseiten Rußlands erfolgte im November dieses Jahres zwar nicht eine eigentliche Garantieerklärung aber wenigstens eine Accession zu dem Friedensvertrage, mit England aber ist in Westminster unter dem 18. November (alten Stils also 29. November neuen) eine förmliche Defensivallianz abgeschlossen worden, welche unter gegenseitiger Garantie aller Länder (Hannover ist augenscheinlich als nicht zu England gehörig ausgeschlossen, ebenso ausdrücklich der außereuropäische Besitz) eine eventuelle Hilfe von 10,000 Mann festsetzt und schließlich die Generalstaaten zum Beitritte einladen zu wollen erklärt ³⁾.

Wir sahen, wie Gynsford von preussischer Seite Dank erntete und auch solchen verdient zu haben glaubte, trotz aller der Gehässigkeit gegen den König, von welcher seine Berichte überfließen; doch auch Maria Theresia, meinte er, sei ihm zu Dank verpflichtet. Dieselbe könne mit dem Friedensvertrage wohl zufrieden sein, der ja namentlich in seinem letzten Stadium doch noch recht günstig für sie ausgefallen sei ⁴⁾. In Wien aber dachte man weniger gut von dem Unterhändler ebenso wie von seinem Werke. Was den

¹⁾ Marginale vom 14. Juli; Polit. Korresp. II, 227.

²⁾ Kabinettschreiben an Podewils vom 17. Juli; Polit. Korresp. II, 232. Ein sehr ungünstiges Urteil über Andrié, den der König als „une bête“ bezeichnet, führt Koser aus dem Jahre 1747 an; Zeitschr. für preuß. Geschichte 1880, S. 542 Anm.

³⁾ Beide Verträge abgedruckt bei Rousset, Recueil historique etc. 18, S. 44. 45.

⁴⁾ Bericht Gynsforbs vom 30. Juli; Londoner Record office.

ersteren anbetrifft, so wissen wir ja bereits, daß man ihm hier zu schwerem Vorwurfe machte, so schnell mit seiner letzten Reserve herausgerückt zu sein und schließlich in der Schuldenfrage seine Vollmachten sogar überschritten zu haben ¹⁾. Wir wissen auch, daß recht eigentlich zu seiner Kontrolle und Beaufsichtigung Kannegießer ihm nachgesendet worden war.

Was nun den Vertrag selbst anbetraf, so empfand die Königin zunächst nur die Schwere des ihr auferlegten Opfers. Robinson hatte in der Zeit, wo in Wien die letzten Entschlüsse gefaßt worden, geschrieben, Hyndford möge wohl aus der Entfernung leicht hin von der Amputation sprechen, er sei in anderer Lage, und wenn er als Zeuge der großen Operation auch nicht so viel auszustehen habe, wie der Patient selbst, zu leiden habe er doch auch mit diesem und oft auch von ihm ²⁾; und als dann die Präliminarien abgeschlossen sind, berichtet derselbe, der Schmerz der Königin sei sehr groß, alle Übel erschienen ihr gering im Verhältnis zu der Abtretung Schlesiens, der schönste Edelstein ihrer Krone sei ausgebrochen. Sie vergift die Königin, schließt Robinson, und bricht, wenn sie einen Schlesier sieht, in Thränen aus ³⁾. Bartenstein aber bezeichnete den Breslauer Traktat als die zweite Auflage jenes unheilvollen Belgrader Friedens ⁴⁾.

Vonseiten Englands war man eifrig bemüht, den Wiener Hof zu trösten und seitens der englischen Nation der wärmsten Sympathieen zu versichern, man fühle sich hier der Königin gegenüber um so mehr verpflichtet, da diese das große Opfer, wie man wohl wisse, nur eben auf das Drängen der englischen Diplomaten gebracht habe.

Daß sich unter den Tröstungen, die man in London dem österreichischen Gesandten gesendet hat, auch eine mehr oder weniger verblühte Anspielung auf eine mögliche Zurückgewinnung des jetzt Abgetretenen befunden habe, vermag ich aus dem mir zugebote stehenden Materiale nicht nachzuweisen. Wahrscheinlich ist es unter allen Umständen ⁵⁾. Der englische Diplomat, der noch für am meisten preußenfreundlich galt, Lord Hyndford, hatte ja, wie wir bereits andeuteten, angesichts der letzten Friedensunterhandlungen nachhause zu schreiben nicht Bedenken getragen, keine Macht im Himmel und auf Erden könne Maria Theresia tadeln, wenn sie diese durch Gewalt und doppelten Treubruch erzwungenen Abtretungen nur als zeitweilige ansähe, die sie bei geeigneter Gelegenheit zurückzuerobern versuchen würde ⁶⁾. Und derartige Äußerungen waren zu sehr nach dem Geschmacke König Georgs und seiner Umgebung, als daß sie dort nicht hätten einen Wiederhall finden sollen.

Aber wie fest auch die Königin an der Hoffnung einer einstigen Zurückeroberung Schlesiens hielt, für den Augenblick meinte sie es mit dem Frieden ehrlich, und ihre Gedanken richteten sich jetzt an erster Stelle gegen Frank-

¹⁾ Arneth II, 77 unter Berufung auf ein Schreiben der Königin an Wasner vom 19. Juni 1742.

²⁾ Bericht vom 31. Mai; die Worte angeführt bei Ranke II, 540, Anm. 1.

³⁾ Bei Raumer a. a. O. II, 160.

⁴⁾ Angeführt bei Arneth II, 482, Anm. 42.

⁵⁾ Über den in Friedrichs Memoiren angeführten Passus eines Briefes vom König Georg II: „ce qui est bon à prendre est bon à rendre“, vgl. die Ausführungen bei Droysen V, 2. S. 224.

⁶⁾ Angeführt bei Raumer II, 159.

reich. Empfiand sie doch die Kaiserwahl vom 24. Januar als einen kaum minder harten Schlag als den Verlust von Schlesien, und schwer trug ihre stolze Seele an dem ihr hinterbrachten Worte des Kardinals, es gäbe kein Hans Österreich mehr ¹⁾. Sie brannte darauf, hier im Kampfe mit dem Erbfeinde Frankreichs Entschädigung für die Mißerfolge gegen Preußen zu suchen, dadurch daß man die schon errungenen Vorteile eifrig weiter verfolgte. Fast verachtend wies sie, wie wir noch sehen werden, die Friedensanträge des Kardinals von der Hand. Wohl aber sollte nach Preußen auch Sachsen und vielleicht auch Bayern von dem französischen Bündnis abgezogen und letzteres für Abtretungen an Österreich auf Kosten Frankreichs entschädigt werden.

Der französische Gesandte hatte die verhängnisvolle Nachricht von dem preussischen Separatfrieden aus dem eigenen Munde des Königs gehört wenige Tage, nachdem der Abschluß der Präliminarien im Hauptquartier gemeldet worden war ²⁾. Es schien unvermeidlich, da Valori seit dem 7. Juni im Lager des Königs verweilte und die Vorbereitungen zum Abzuge aus Böhmen unter seinen Augen getroffen werden mußten, ihm zu sagen, wie die Sachen ständen.

So rief ihn denn der König am 18. Juni in sein Zelt, um ihn, wie er sich ausdrückte, den Kelch leeren zu lassen, eröffnete ihm seinen Entschluß, seinen Frieden mit der Königin von Ungarn zu unterschreiben, und riet ihm, schleunigst den Marschall Belleisle aufzusuchen, um auch diesem Meldung zu machen. Der Marquis erschöpfte sich in Vorstellungen gegen einen solchen Schritt, doch Friedrich erklärte ihm, alle seine Beredsamkeit sei vergebens, es handle sich um eine vollendete Thatsache. Ganz furchtbar war der Eindruck, den diese Eröffnung machte, und der König schildert ihn mit einem unbarmherzigen Hohne, der recht deutlich zeigt, daß er den einst geschätzten Diplomaten nicht mehr mit allzu freundlichen Augen ansah. „Kein Polichinell kann die Verdrehungen Valoris nachahmen. Die Augenbrauen beschriebem Bickzacks, der Mund wurde weit, er zitterte in seltsamer Weise.“ Ängstlich fragte er nach den weiteren Konsequenzen des abgeschlossenen Vertrages, und ob derselbe nun auch zu Feindseligkeiten gegen Frankreich verpflichte. Der König beruhigte ihn, er dürfe darauf rechnen, daß sich seine Waffen niemals gegen Frankreich kehren würden, und daß er, so weit es irgend möglich sei, alle Punkte seiner Allianz erfüllen werde, wie z. B. die Verabredung wegen der jülich-bergischen Erbfolge; nur habe er nicht sich allein alle Anstrengungen und Risiken aufhalsen lassen können, und nachdem Marschall Broglie darauf auszugehen scheine, die Armeen des Königs von Frankreich ebenso wie die Sache des Kaisers Karl zugrunde zu richten, habe er sich, so gut es habe gehen wollen, aus der Affaire zu ziehen gesucht ³⁾. Valori versichert, gesagt zu haben, er sei überzeugt, es werde die Zeit kommen, wo der König um seiner eigenen Sicherheit willen sich genötigt sehen werde, die Allianz wieder zu suchen, der er jetzt den Rücken lehre, und wenn er dann die gegen-

¹⁾ Arnetz II, 79.

²⁾ Am 13. Juni war die Nachricht in Kuttenberg, und am 19ten König von der erfolgten Eröffnung an Valori.

³⁾ An Podewils, den 19. Juni; Polit. Korresp. II, 210.

wärtigen günstigen Umstände nicht mehr finde, werde er vielleicht seine jetzige Handlungsweise bedauern, aber Friedrich hatte darauf nur ein Scherzwort über den prophetischen Nostradamus gehabt. Er versprach dem Gesandten den Text des Friedensvertrages mitzuteilen und zeigte ihm schließlich auch einen Brief an Kardinal Fleury, den er aufgesetzt hatte ¹⁾.

Der König hatte bereits an demselben Tage, an welchem er die Nachricht von dem Abschlusse der Präliminarien empfing, dem 13. Juni, dem Kardinal den schlechten Stand der französischen Waffen mitgeteilt, Broglies fluchtähnliches Zurückweichen hinter die Veraunka, während die Sachsen keine Luft zeigten, ihm zuhülfe zu kommen, und dem gegenüber die Vereinigung von Karl von Lothringen und Lobkowitz, sowie den Donauübergang der Oesterreicher in Bayern. Er schloß: „Da das Übel geschehen und die Mittel zur Abhilfe in weitem Felde und sehr unsicher sind, glaube ich, daß, um herauszukommen, nur der Friede übrig bleibt, den man wird unter Bedingungen schließen müssen, so gut es eben die Umstände gestatten.“ Er stelle das der Weisheit Fleurys anheim ²⁾. Der Kardinal erwiderte mit leisem Vorwurfe, es wäre wohl nicht so weit gekommen, wenn der König Mittel gefunden hätte, Broglie zuhülfe zu kommen, und man könne jetzt in der That nur an den Frieden denken, den der König von Frankreich nicht minder lebhaft ersehne. Denselben zustande zu bringen, müsse Frankreich der Einsicht und Klugheit des Königs von Preußen überlassen; das, was dieser vereinbaren werde, zu unterschreiben, werde Belleisle Instruktionen erhalten, und nach den authentischen Beweisen, welche Frankreich dem Könige von seiner Vertragstreue und seinem Eifer für die preussischen Interessen gegeben, hege er nicht den mindesten Verdacht, daß König Friedrich seine Bundesgenossen im Stich lassen werde, sondern sei überzeugt, daß er bei dem Friedensschlusse seine Verbündeten und das Interesse des Kaisers nicht schädigen lassen werde. In seiner Hand liege die ruhmvollste Aufgabe des Schiedsrichteramtes über Europa ³⁾.

Aber ehe dieser Brief in des Königs Händen war, entschloß er sich, wie wir wissen, obwohl noch nicht im Besitze der österreichischen Ratifikation, Valori von der Thatfache des abgeschlossenen Friedens in Kenntnis zu setzen und gleichzeitig auch den Kardinal. Der Brief an diesen letzteren, etwa vom 18. Juni datiert, ist nun eben der, welchen er dem Gesandten zeigte. Derselbe stellt zusammen, was er für die gemeinsame Sache gethan, wie er dazu geholfen, die Sachsen von der österreichischen Partei loszumachen, wie er dem Kurfürsten von Bayern seine Stimme gegeben, dessen Krönung beschleunigt habe, wie er viel dazu beigetragen, den König von England zurückzuhalten und Dänemark auf die Seite der französischen Interessen zu führen, und wie er dann, anstatt seinen durch den langen Feldzug ermüdeten Truppen Ruhe zu gönnen, auf Belleisles Bitten in Böhmen eingerückt sei, dann Schmerin nach Mähren entsendet habe, endlich selbst mit den Sachsen in Mähren eingedrungen sei. Nachdem die Fehler der französischen Heerführer und der mangelnde gute Wille der sächsischen Generale diese Unternehmung habe

¹⁾ Valori, Mémoires I, 163.

²⁾ Polit. Korresp. II, 198.

³⁾ Abgedruckt in der Hist. de mon temps, p. 134.

scheitern machen, habe er noch eine Schlacht gewagt, um Prag zu retten. Jetzt aber sei infolge der gegen seine Ratschläge von der französischen Heeresleitung genommenen Maßregeln Bayern von Böhmen abgeschnitten, die französische Armee unter dem Grafen d'Harcourt entspreche wenig den Erwartungen, die man von ihr gehegt habe, die Sachsen hätten keine Lust, mitzuwirken, ihre Haltung sei mehr als verdächtig, man werde drei Schlachten gewinnen müssen, um die Österreicher aus Böhmen zu vertreiben. Er sähe nur einen langen und unbeendbaren Krieg vor sich, dessen Hauptlast auf ihn fallen würde. Andererseits bringe jetzt englisches Geld ganz Ungarn unter Waffen, und Einfälle von daher bedrohten Oberschlesien, und während die Anstrengungen der Königin immer mehr Soldaten auf die Beine zu bringen vermöchten, müsse er jeden Augenblick auf eine Diversion der Sachsen in seine alten Provinzen gefaßt sein. Unter solchen Umständen und in so kritischer Situation habe er mit schwerem Herzen sich in der Notwendigkeit gesehen, sich aus dem unvermeidlichen Schiffbruche zu retten und, so gut er gekonnt habe, den Hafen zu erreichen. Niemand könne dafür verurteilt werden, daß er nicht das Unmögliche gethan; in allem aber, was in seinen Kräften liege, werde er treu die übernommenen Verpflichtungen erfüllen, den Verzicht auf Züllich-Berg nicht zurücknehmen, weder direkt noch indirekt die dort aufgerichtete Ordnung stören und seine Waffen eher gegen sich selbst kehren als gegen Verbündete, die ihm so wert seien wie die Franzosen. Man würde ihn immer bereit finden, so viel in seinen Kräften liege, für das Interesse des Königs von Frankreich mit thätig zu sein u. ¹⁾

Der Eindruck der Nachricht war in Paris ein sehr großer; wie der englische Gesandte berichtet, sei Belleisle (der Bruder des Marschalls) in Ohnmacht gefallen, der Cardinal sei in Thränen ausgebrochen, und auch der König habe trotz aller seiner Beherrschung seine Besorgnisse nicht verhehlen können, der ganze Hof sei wie vom Donner gerührt gewesen, und man habe Mühe gehabt, nach außen sich nicht allzubiel merken zu lassen ²⁾. Von der Aufregung der Pariser, welche die französischen Truppen für sehr gefährdet halten, schreibt Voltaire dem König ³⁾, noch schärfer berichtet der preussische Gesandte: „Die Wut gegen Ew. Majestät ist hier maßlos, man ergießt sich in Äußerungen, die ich ohne ausdrücklichen Befehl nicht mitzuteilen wage.“ ⁴⁾

König Friedrich hat ihm diesen ausdrücklichen Befehl nicht geschickt; diese Meinungen hatten zu wenig Wert für ihn. Er antwortete an Voltaire: „Ich kümmere mich sehr wenig um das Geschrei der Pariser, das sind Hornissen, die immer etwas zu summen haben, ihre Ausfälle sind wie Schimpfsworte von Papageien und ihre Urteile so ernsthaft wie die Äußerungen eines Wilden über Philosophie.“ ⁵⁾

Wenn Valori noch bei jener erwähnten Unterredung vom 18. Juni dem Könige versichert hatte, Frankreich werde trotz Preußens Rücktritt vom Bunde den

¹⁾ Polit. Korresp. II, 207.

²⁾ Bericht vom 1. August; bei Raumer II, 160.

³⁾ Oeuvres XXII, 100.

⁴⁾ Angeführt bei Droysen, S. 475, und Ähnliches führt Arnetts an (II, 105) nach einem Berichte des österreichischen Agenten in Paris, uli 1741.

⁵⁾ Oeuvres XXII, 105.

Krieg „mit aller vigueur pouffieren“ ¹⁾, so war das doch nicht die Meinung des Kardinals, der auf das eifrigste einen schnellen Frieden herbeiführte, schon weil er fürchtete, daß nun England einen allgemeinen Krieg gegen Frankreich entfesseln könne, wenn man sich nicht entschlösse, Spanien zu opfern ²⁾.

So erhielt denn Belleisle den Auftrag, mit dem österreichischen Feldmarschall Königsegg, der einst als Gesandter Karls VI. in Paris gewesen war, sich in Verbindung zu setzen, und der Cardinal schrieb eigenhändig unter Belleisles Instruktion: „Den Frieden, mein Herr, um jeden Preis!“ ³⁾

Darauf bat Belleisle brieflich den Prinzen Karl von Lothringen um eine Unterredung mit ihm oder eventuell mit Königsegg, und wie es scheint, war es der kurz vorher (den 27. Juni) beim Heere eingetroffene Großherzog Franz, welcher Königsegg gestattete, die gewünschte Zusammenkunft zu gewähren, welche dann am 2. Juli auf dem Schlosse Komorzan, unweit Königsaal, stattfand. Der österreichische Marschall fand einige Worte freundlicher Erinnerung an den Cardinal, wenn er gleich bedauerte, daß derselbe es zu diesem Kriege habe kommen lassen. Belleisle, der bei dieser Gelegenheit ebenso niedergeschlagen und fast demüthig erschien, als er sonst hochfahrend und großsprecherisch sich zu zeigen pflegte, antwortete darauf mit Beteuerungen der Bereitwilligkeit Frankreichs zur Beendigung des Krieges und seiner eigenen Friedenssehnsucht, und als Königsegg den ersten Schritt von Frankreich erwarten zu müssen erklärte, ließ er merken, daß er eventuell Vollmacht habe, die Räumung Böhmens unter gewissen Bedingungen zuzugestehen, ohne jedoch diese Bedingungen näher präcisieren zu wollen oder zu können ⁴⁾.

Inzwischen hatte auch der französische Minister des Auswärtigen Amelot dem österreichischen Geschäftsträger Marquis de Stainville erklärt, Frankreich habe die Beendigung des Krieges zwischen Oesterreich und Preußen mit wahrer Freude begrüßt, insofern dies die Herbeiführung des allgemeinen Friedens erleichtere. Man sei bereit, Vorschläge zu machen, so wie man gewiß sei, daß dieselben eine günstige Aufnahme finden würden. Die gleichzeitigen Eröffnungen des Kardinals Fleury an Stainville kehrten dann noch schärfer die Spitze gegen Preußen heraus, dessen Bestreben, sich auf Kosten anderer zu vergrößern, eine längere Feindschaft zwischen Oesterreich und Frankreich nur vorzuschub leistete ⁵⁾.

Als dann der Bericht Belleisles über jene Zusammenkunft in Komorzan eintraf, entwarf der Cardinal unter dem 11. Juli einen Brief an Königsegg, der noch näher auf das gewünschte Ziel lossteuerte und dann auch an die Solidarität der katholischen Interessen bei Oesterreich appellirte: er betrübe sich über den Vorwurf, der Urheber dieses Krieges zu sein, zu welchem er vielmehr gegen seinen Willen durch den Einfluß einer Persönlichkeit, welche der General erraten werde, gezwungen worden sei. Er habe immer eine Verbindung

1) Cichel an Bobewils, den 19. Juni; Berliner St.-A.

2) Nach einem Berichte des preussischen Gesandten, angeführt bei Droysen, S. 475.

3) Mémoires de Valori I, 169.

4) Arneth II, 106, und dazu die Beziehungen auf diese Zusammenkunft in späteren, noch anzuführenden Schriftstücken.

5) Arneth II, 105, nach einem Bericht Rainvilles vom 27. Juni.

zwischen Oesterreich und Frankreich als die beste Stütze der öffentlichen Ruhe und vornehmlich der Religion angesehen, habe seiner Zeit unter Karl VI. für eine solche gewirkt und in diesem Sinne auch die Vorschläge aufgenommen, welche vor 6 Monaten Herr v. Wasner in Paris gemacht habe. Wenn damals diese Vorschläge nicht hätten angenommen werden können, so habe das daran gelegen, daß er damals leider die Hände nicht frei gehabt habe. Er sähe wohl ein, daß jetzt die Friedensbedingungen nach den Umständen, in denen sich die betreffenden Mächte jetzt befänden, eingerichtet werden müßten; doch meine er, daß, wenn der Wiener Hof sich in seinen Forderungen mäßigen wolle, man zu einem Frieden werde kommen können, der die Sicherheit Europas und der katholischen Religion wiederherzustellen vermöchte. ¹⁾

Aber alle Bemühungen des Cardinals blieben fruchtlos der erzürnten Königin gegenüber; diese mißbilligte es, daß Königsegg sich überhaupt zu einer Konferenz mit Belleisle herbeigelassen, und indem sie nach London von den französischen Anerbietungen berichtete, verhielt sie, sie werde sich sicherlich nicht weich finden lassen. Ihr Gesandter mußte (am 16. Juli) dem Cardinal eine Erklärung vorlesen, sie erinnere sich daran, daß in Frankreich, so lange man dort geglaubt habe, sie ganz zugrunde richten zu können, auf ihre jederzeit an den Tag gelegten friedlichen Gesinnungen kein Wert gelegt worden sei. Man habe ihre Staaten erobert und verheert, die Grundlagen der Verfassung des Deutschen Reiches umgestoßen, dessen Freiheiten untergraben, und nicht an Frankreich habe es gelegen, wenn das Haus Oesterreich, dessen Existenz man bereits zu bestritten gewagt habe, nicht wirklich aufgehört habe zu existieren. In Wien habe man den Frieden diktieren, ganz Deutschland, ja ganz Europa unter das Joch Frankreichs beugen wollen. Die Sache der Königin sei nicht nur die aller vaterlandsliebenden deutschen Fürsten, sondern auch die aller Mächte, denen ihre Ruhe, ihre Unabhängigkeit am Herzen liege. Nur mit deren Teilnahme könne an dem Friedenswerke gearbeitet werden, von welchem sie auch angemessenen Ersatz für den erlittenen schweren Schaden erwarten müsse. ²⁾

Der Cardinal schrieb förmlich auf bei den Stellen, welche ihn besonders schwer trafen; das Gesamtergebnat war sehr wenig tröstlich: kein Friede ohne England und ohne Landgewinn für Oesterreich.

Natürlich konnte nun auch der Brief an Königsegg keinen Erfolg haben. Der letztere lehnte Belleisle gegenüber weitere Zusammenkünfte ab, so lange der Marschall keine näheren Anerbietungen zu machen vermöge, und als darauf Belleisle die Räumung Böhmens anbot, wurde ihm geantwortet, die Königin müsse auch auf Territorialabtretungen zur Entschädigung ihrer Verluste bestehen. ³⁾

Schlimmer als alles aber war es, daß es Fleury erleben mußte, jenen Brief an Königsegg vom 11. Juli vielfach in Abschriften zirkulieren, ja den-

¹⁾ Adlung, Staatsbriefe II, 203.

²⁾ Arneth II, 207.

³⁾ Königsegg an Belleisle, den 20. Juli; Belleisle an Königsegg, den 21. Juli; derselbe an denselben den 30. Juli und Antwort Königseggs den 31. Juli; Wiener Kriegsministerial-N., Fasc. 7, 32. 34. 46. 47.

selben schließlich in einer Londoner Zeitung abgedruckt zu sehen. Mit erklärlicher Empfindlichkeit beschwerte er sich darüber brieflich bei Königsegg, der allerdings schwerlich selbst eine Schuld trug: „Es ist eine Lektion, für die ich Ihnen danke, und von welcher ich Nutzen zu ziehen versuchen werde, die ich aber lieber empfangen habe, als daß ich sie hätte mögen gegeben haben.“¹⁾

Unter solchen Umständen hielt man es in Paris für zweckmäßig, Preußen gegenüber gute Miene zum bösen Spiel zu machen. „Wir müssen“, sagte Valori zu Bodewils, „einen Schleier über das Vergangene ziehen und für die Zukunft gute Freunde bleiben“²⁾, und der König schrieb dem Gesandten, als dieser aus dem belagerten Prag nach Berlin zurückzukehren sich anschickte: „Ich bin sehr froh, daß Sie nach Berlin zurückkommen und nicht den Werwolf spielen gegen ihre alten Freunde, welche Sie immer in gleichem Maße schätzen.“³⁾

Es konnte für Preußen nur erwünscht sein, daß Frankreich das Bundesverhältnis durch jenen Sonderfrieden nicht für gelöst erachtete, sondern daß ihm der Kardinal bestimmt erklären ließ, man sehe sich ihm gegenüber gebunden durch einen feierlichen Vertrag und erwarte auch von ihm, daß er in kein Frankreich feindliches Engagement eintrete⁴⁾. Nach dieser Seite hin war für Friedrich zunächst nichts zu besorgen.

Von der ungünstigen Wendung, welche die Angelegenheiten der Alliierten im Sommer 1742 genommen, konnte kaum jemand schwerer getroffen werden, als der neue Kaiser Karl VII., dem, während er in Frankfurt Anordnungen für seinen Hofstaat traf, sein Erbland Bayern zum großen Teil von den Österreichern entzogen worden war. Es hätte seine Kräfte überstiegen, ernstlich dahin zu streben, wie Friedrich ihm immer geraten, sich auf eigene Füße zu stellen, von dem französischen Gängelbände frei zu machen; wie hätte er es möglich machen sollen, sich eine selbständige militärische Stellung zu verschaffen, die auch von den französischen Heerführern irgend wie respektiert worden wäre? Wohl hatte er die Anerbietungen verschiedener deutscher Duodezfürsten, ihm gegen Gewährung eines kleinen Reichslehens eine kleine Schar Soldaten zu stellen, angenommen, aber das Meiste davon war unausgeführt geblieben, geschweige denn, daß so ein achtungsgebietendes Truppencorps hätte zusammenkommen sollen, um so mehr, da er inbetreff des Soldes doch wieder auf Frankreich angewiesen war. Darin hatte auch die Sendung des ihm vertrauten Marschalls Schmettau (nach der Schlacht bei Chotusitz) und dessen Mahnungen nichts ändern können, und so entschied denn der unrühmliche Rückgang der französischen Waffen auch sein Schicksal.

Auch an ihn wie an Fleury schrieb der König am jenem 13. Juni, wo er den Abschluß der Präliminarien erfuhr; zeigte ihm das Traurige der Lage und wies auf ein Accommodement hin als das einzige Mittel, aus dieser Verlegenheit herauszukommen, allerdings nicht ohne schließlich die Entscheidung darüber der Weisheit Sr. Kaiserlichen Majestät anheimzugeben. Und gerade

1) Unter dem 13. August 1741; *Aufklärung*, Staatsbriefe II, 224.

2) Angeführt bei Droysen, S. 475.

3) Den 27. Juli; *Mémoires de Valori* II, 266.

4) Fleury an Valori, den 6. August; *Mémoires de Valori* II, 266.

wie Fleury antwortete der Kaiser mit einem Zurückschieben der Entscheidung. Zu Schmettau sagte derselbe, er werde alles gut finden, was der König thun werde, dieser habe ihm die Kaiserkrone verschafft; „daß er sie stützt, genügt mir, sie mit Würde zu tragen, er wird sein eigenes Werk nicht zerstören wollen“¹⁾.

Aber wie schlimm seine Sache stand, ahnte er damals noch nicht, obwohl ihm Schmettau (den 25. Juni) eröffnete, der König rufe ihn zur Armee zurück; derselbe halte die militärische Lage in Böhmen für unrettbar — ja als ihm Schmettau andeutete, es werde wohl nicht möglich sein, ihm Böhmen zu erhalten, doch könnten vielleicht die vorderösterreichischen Lande im Tausche gegen Sulzbach und Neuburg erlangt werden, verlangte der Kaiser wenigstens Tirol, dies und ein Stück Oberösterreich brauche er, um gegen den Wiener Hof geschützt zu sein.

Es traf ihn wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, als drei Tage später die Nachricht von dem wirklich geschlossenen Frieden an ihn gelangte; in seinem Kummer tröstete ihn nur der Gedanke, der König werde es noch vermögen, im Vereine mit England ihm einen Frieden, so gut er jetzt noch sein könne, zu verschaffen.

Wie wir wissen, hat der König sich bei dem Friedensschlusse in der That Mühe gegeben, den Kaiser einzuschließen, aber Maria Theresia hatte das entschieden zurückgewiesen, und auch England hatte dafür nicht eintreten mögen. Wenn Podewils damals vermutet hatte, König Georg wollte eine Vermittelung für den Kaiser sich selbst vorbehalten, um damit noch irgend eine Vergünstigung für Hannover zu erlangen, so konnte das wohl für den König Georg persönlich gelten, kaum aber für die englischen Minister; von dieser Seite ward vielmehr und namentlich von Lord Stair ein Projekt betrieben, welches dann lange Jahre später noch einmal Deutschland in gewaltige Aufregung versetzen sollte, nämlich die Annectierung Bayerns durch Oesterreich und die Entschädigung des Kaiser-Kurfürsten durch die österreichischen Niederlande, vergrößert durch ein möglichst ansehnliches, Frankreich abzunehmendes Stück Land²⁾. Auch bezüglich der Kaiserkrone glaubte man ein Auskunfts-mittel gefunden zu haben in dem Vorschlage, Oesterreich solle Karl VII. als Kaiser anerkennen, die Nachfolge aber und die Rückkehr der Kaiserkrone zu dem Hause Oesterreich durch die Wahl des Großherzogs von Toscana zum römischen König sicher gestellt werden³⁾.

Aber das waren doch eben nur Projekte; fürs erste mußte der Rücktritt Preußens von der pragmatischen Allianz den Kaiser ganz in die Arme Frankreichs treiben, und die Kriegsergebnisse mußten über sein Schicksal entscheiden. Soviel ist gewiß, daß Friedrich unter den Verbündeten, denen er jetzt den Rücken kehrte, allein eben der Kaiser ein näheres persönliches wie politisches Interesse einflößte, und daß der König aufrichtig wünschte, Karl VII. auf irgendwelche Weise die Rückgabe Bayerns und allseitige Anerkennung seiner kaiserlichen Würde verschaffen zu können.

Eine besondere Schwierigkeit hatte es dann noch, die Sachsen in ihre

¹⁾ Angeführt bei Droysen, S. 483.

²⁾ Arneth II, 115.

³⁾ Ebd. S. 79.

Entsagungsrolle sich mit guter Manier finden zu lassen. Ihrem Gesandten Bülow in Breslau waren die Konferenzen des Ministers mit Gyndford, die wiederholten Kuriersendungen u. nicht entgangen, und seine ängstlichen Erfindungen bei Podewils boten diesem Gelegenheit, ihn auf die Sache vorzubereiten. Er setzte ihm auseinander, daß die Sachen der Verbündeten in Bayern wie in Böhmen schlecht ständen und sein König, der bisher fast allein die ganze Wucht des Krieges habe tragen, große Armeen erhalten und blutige Schlachten liefern müssen, wohl endlich die Sache satt bekommen könne, und daß es dann wie bei einem Schiffbruche gehen werde, wo im Interesse der Selbsterhaltung jeder nur an sich denken könne. Bülow versicherte, er glaube gern, daß die Sachen schlecht ständen, sein König habe auch niemals sich große Hoffnungen gemacht, und man habe ihn geradezu zwingen müssen, diese Partei zu ergreifen. Jener suchte zu beruhigen: „Wir werden Ihnen schon helfen, daß Sie wenigstens mit heiler Haut davontommen, wenn Sie nur selbst wollen. Mein König hat sich alle Mühe gegeben, um Mähren und Oberschlesien für Sie zu erwerben, aber er ist durch die schlechten Wänder der Anderen übel unterstützt worden, und schließlich kann man von niemandem das Unmögliche verlangen.“

Mit trübseligem Humor meinte Bülow darauf: „Ja ja, ich habe wohl allzeit geglaubt, daß Sie den fettesten Braten davontragen und wir anderen uns nur den Mund würden wischen können. Am Ende werden Sie noch gegen Ihre Alliierten und vor allen gegen Frankreich die Waffen ergreifen.“ — „Nein“, rief Podewils, „das wird nicht geschehen, davon dürfen Sie überzeugt sein.“ — Der Gesandte meinte weiter: „Könnten nicht wenigstens Preußen, Sachsen und Hannover als die drei mächtigsten in ihrem eignen Interesse fest zusammenhalten allen Eventualitäten gegenüber?“ — „Warum nicht?“ erwiderte der Minister, „mein Herr wird es nicht besser verlangen.“ — „Aber“, fährt Bülow fort, „erst müssen wir die Franzosen aus Deutschland heraus haben.“ — „Das steht auf einem anderen Blatte“, hatte Podewils geantwortet, „aber ich glaube, mit der Zeit wird sich das von selbst machen.“¹⁾

Das ganze Gespräch schien ihm Vorbereitung genug, damit man in Dresden den bitteren Kelch mit geringerem Widerstreben leere. Bezüglich der Art, wie der letztere kredenzt werden sollte, hatte Gyndford vorgeschlagen, von dem Vorgefallenen gleichzeitig an den englischen und preußischen Gesandten in Dresden Meldungen zu senden²⁾, und der König hatte sich damit einverstanden erklärt, aber noch bis zur Ratifikation warten wollen. Zudem hatte Gyndfords „droiture“ schon einen sehr anderen Weg eingeschlagen. Noch am 13. Juni, also an demselben Tage, wo er die erste Eröffnung seines Vorhabens an Podewils macht, schreibt er an den englischen Gesandten Williers in Dresden die große Nachricht, und daß Sachsen, wenn es binnen 16 Tagen seine Truppen aus Böhmen zurückzöge, an dem Frieden teilnehmen dürfe. Nicht ganz wahrheitsgetreu fügt er hinzu, Podewils habe gewünscht, daß diese Ratifikation erst nach der Ratifikation abginge, und zwar gleichzeitig von englischer und preußischer Seite: doch er habe dem König von Polen mehr Zeit gönnen wollen, und andererseits habe man preußischerseits kein Recht,

1) Bericht vom 13. Juni.

2) Gyndford an Podewils, den 13. Juni; Berliner St.-N.

sich den Anschein zu geben, als habe man bei dem ganzen Friedensschlusse irgendwie an Sachsen gedacht, vielmehr habe er (Hyndford) allein sich darum bemüht, es mit in den Vertrag zu bringen ¹⁾.

Da mußte dann freilich Bodewils' Vorbereitung zu spät kommen und die große Nachricht wie ein Donnerschlag treffen. In Sachsen hatte man sich in letzter Zeit schon nicht mehr großen Hoffnungen auf Mähren und Oberschlesien hingegeben, wohl aber noch das Auge auf zwei böhmische Kreise, den Saazer und Leitmeritzer, gerichtet, sich in diesen militärisch festgesetzt; ja der Anführer der Sachsen, der Herzog von Weiszenfels, hatte noch vor dem Breslauer Frieden erklärt, er könne den Saazer Kreis, den Sachsen als seine Eroberung anzusehen geneigt sei, nicht wohl verlassen ²⁾ und zeigte auch wenig Lust, über deren Grenzen weiter vorzugehen. Die Chotusitzer Siegesnachricht hatte man in Dresden mit gemischten Empfindungen empfangen und nur widerwillig auf das Andrängen des preußischen Gesandten gefeiert. Auf der anderen Seite war man aber auch wenig davon erbaut, als Belleisle (Mai und Juni) seinen Besuch anmeldete, man sah neue militärische Anforderungen voraus, denen zu entsprechen man weder den Willen noch auch die Mittel besaß. Am 8. Juni war dann Belleisle wirklich eingetroffen und hatte nun eifrig mit Brühl, Saul und Guarini verhandelt ohne Zuziehung des preußischen Gesandten, doch mit geringem Erfolge, da man sächsischerseits die gewünschte Erhöhung des sächsischen Truppencorps von 15,000 auf 30,000 nur unter der Bedingung einer Abtretung in Böhmen zugestehen mochte, zu deren Bewilligung sich dann Belleisle für nicht kompetent erachtete. Der hannöberische Gesandte von dem Busche, der über diese Verhältnisse berichtete, erklärte, er sei bereit, sein ganzes Vermögen zum Pfande zu setzen, daß, wenn man englischerseits 100,000 Pfd. Sterling daran wagen wolle, man Sachsen ohne weiteres von dem französischen Bündnis würde abziehen können, vielleicht würde das Rezept auch selbst in geringerer Dosis sich wirksam erweisen ³⁾.

Inzwischen kamen die Nachrichten von dem fluchtähnlichen Rückzuge der Franzosen gegen Prag hin und endlich durch Villiers die Nachricht von dem preußischen Separatfrieden. Der sächsische Diplomat Saul, der um Mitte Juni im Hauptquartier König Friedrichs eintraf, fand bereits Waffenruhe zwischen den beiden Heeren.

König Friedrich hatte auch nach Dresden an jenem 13. Juni, wo er die Nachricht von dem Abschlusse der Präliminarien empfangen hatte, wie an Henry und den Kaiser auch an König August einen Brief abgefaßt, der auf das Kommende vorbereiten sollte. Zur Vorbereitung kam derselbe nun zu spät, aber die Konsequenz war dieselbe wie bei den zwei anderen Briefen desselben Datums, daß nämlich auch der Dresdener Adressat sich beeilte, seine Interessen auf die Kniee König Friedrichs zu legen und dessen Rat begehrte. Die Antwort war, es ständen Sachsen zwei Wege offen, entweder im Bunde mit Frankreich einen energischen Krieg gegen Oesterreich zu führen, um sich dadurch einen Ländererwerb zu sichern, oder aber mit Frieden zu schließen, in

¹⁾ Londoner Record office.

²⁾ Angeführt in einem Kabinettschreiben an den preußischen Gesandten in Paris, Chambrier, vom 16. Juni; Polit. Korresp. II, 202.

³⁾ An Münchhausen, den 17. Juni; St.-A. zu Hannover.

welchem letzteren Falle man allerdings auf nichts Derartiges rechnen dürfe. Zwischen beiden Möglichkeiten müsse der König von Polen selbst die Wahl treffen. Wähle er den letztgenannten Weg, so könne Preußen seine Mediation anbieten ¹⁾.

Der Zorn des Grafen Brühl witterte in dieser doch so ganz sachgemäßen Alternative, die man sich ganz ebenso gut in Dresden selbst stellen mußte, einen unwürdigen Fallstrick ²⁾. Man hielt einen Mittelweg für möglich, nämlich scheinbar den Frieden zu acceptieren und die Truppen zurückzuziehen, aber dabei in Wien auf kleine Zugeständnisse zu dringen im Hinblick auf die immer noch gegebene Möglichkeit, weiter bei dem Bunde mit Frankreich zu bleiben.

Zunächst aber klagte man in ausgiebigster Weise. „So lange noch ein Haar vom Hauße Sachsen übrig ist,“ meinte Brühl, „wird es Preußen den Affront und die Gewalt, die ihm angethan ist, nicht vergessen, sondern früher oder später sich rächen.“ ³⁾

Ganz vergebens setzte ihm der hannöversische Gesandte auseinander, daß, wenn der Partagetraktat zur Ausführung gekommen und Oesterreich ganz gedemüthigt worden wäre, Preußens Macht Sachsen trotz dessen Vergrößerungen bedroht haben würde, während so Oesterreich immer noch überlegen bleibe und ein gutes Gegengewicht gegen die Macht Preußens bilden könne ⁴⁾. Brühl wollte nun einmal so viel Anstrengungen nicht ganz vergebens gemacht haben, irgendein wenn auch kleiner Landwerb sollte noch in letzter Stunde gelingen. Die ganze diplomatische Maschinerie, die er zur Verfügung hatte, arbeitete mit Hochdruck. An allen Höfen verhandelte und intrigierte man mit größtem Eifer, um die Wahrheit noch weniger bekümmert als sonst. In Paris behauptete man, Preußen zwingt Sachsen, dem Separatfrieden beizutreten unter der Drohung, sonst die bereits an der Grenze der Lausitz versammelten Truppen einrücken zu lassen, suchte aber daneben irgendwelche Auerbietungen zu erlangen. In Hannover bemühte man sich, Sympathieen dadurch zu erzielen, daß man sich als von Frankreich bedroht darstellte und requirierte die im Falle eines Angriffs vertragsmäßig zugesicherte Hilfe, während man anderseits vor einem geheimen Artikel in dem Breslauer Vertrage, der die Mecklenburger Unter Preußen zuspreche, Angst zu machen suchte. England gegenüber versstieg man sich bis zu der Drohung, die ganze Korrespondenz, durch welche einst Sachsen zum Kriege gegen Preußen hatte bewogen werden sollen, drucken zu lassen ⁵⁾. In Rußland appellierte man an die alte Freundschaft, erregte Hoffnungen wegen Kurlands, hegte gegen Preußen. In Berlin wünschte man nichts lebhafter, als Hand in Hand mit Preußen gehen zu können, appellierte patriotisch an das gemeinsame Interesse der Kurfürsten und dachte daran, Schmettaus Geldverlegenheiten zu benutzen, um sich einen warmen Fürsprecher in ihm zu gewinnen; in Wien aber bemühte sich Saul aufs eifrigste, wenn nichts von Böhmen zu gewinnen sei, vielleicht ein

¹⁾ Des Königs Mitteilung an Podewils vom 23. Juni; Polit. Korresp. II, 213.

²⁾ Vgl. die Anführung bei Droysen, S. 479, Anm. 3.

³⁾ Aus einem Berichte des österreichischen Unterhändlers de Launay vom 15. Juli, angeführt bei Arnetz II, 485, Anm. 63.

⁴⁾ Von dem Busche, Bericht vom 27. Juni; St.-A. zu Hannover.

⁵⁾ Bericht des von dem Busche, den 7. und 8. Juli; St.-A. zu Hannover.

Stück Vorderösterreich zu erlangen, das man dann an Mainz gegen Erfurt umtauschen könne ¹⁾). Aber am österreichischen Hofe war auch nicht die kleinste Konzession zu erlangen, und vergebens verzögerte König August den ganzen Juli und August hindurch den Austausch der Friedensdokumente mit Österreich, immer in der Hoffnung, daß eine günstigere Konstellation der Verhältnisse den sächsischen Wünschen Nachdruck verleihen könnte. Er mußte schließlich sich mit dem anscheinend nur mündlich gegebenen Versprechen der Königin begnügen, dem Hause Sachsen zur Erwerbung von Erfurt verhelfen zu wollen, wenn dies unter angemessener Entschädigung und mit Zustimmung des Kurfürsten von Mainz sich bewerkstelligen ließe ²⁾). Da aber auch hier die ausdrückliche Klausel hinzugefügt war, daß diese Entschädigung in keinem Falle von Österreich beansprucht werden dürfe, so war Sachsen sehr wenig damit geholfen, und der endlich am 11. September perfekt werdende Friede ließ dem sächsischen Hofe in der That nur das schmerzliche Bewußtsein, die Kräfte des Landes an Gut und Blut vergebens aufgewendet zu haben.

Auf dem Hauptkriegsschauplatz in Böhmen hatte bereits die Unterzeichnung der Präliminarien das Signal zur Waffenruhe gegeben. Ehe dem König noch die österreichische Ratifikation derselben zugekommen war, hatte er bereits (am 14. Juni) die Ordre gegeben, nicht mehr feindlich gegen die Österreicher vorzugehen und, selbst wenn diese angriffen, sich lediglich defensiv zu verhalten ³⁾). Herzog Karl hatte unter dem 15. Juni auf eine Anzeige des Borgesfallenen erklärt, er freue sich aufrichtig über den geschlossenen Frieden und habe, obwohl er von der Königin keinen Befehl dazu habe, doch bereits die Einstellung der Feindseligkeiten angeordnet ⁴⁾).

König Friedrich ließ dann im Lager von Kuttenberg an demselben Tage, an welchem die Bestätigung derselben durch die Königin von Ungarn in seine Hand kam, den 21. Juni ⁵⁾), eine Proklamation, welche an die Verkündung des geschlossenen Friedens den Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten anschloß, unter Panken- und Trompetenschall dem Heere bekannt machen. Die Proklamation schloß: „Der große Gott aber segne Se. Königl. Majestät und Dero ganzes Königliches Haus, und gebe, daß dieser Friede auf ewige Zeiten unverrückt fort dauern möge! Vivat der König!“ Zugleich wurden Ordres zur Proklamierung an alle ober-schlesischen Garnisonen geschickt, sowie auch an die Kommandanten in Olaf, Brieg, Breslau, Glogau, Berlin, Königsberg, Magdeburg, Wesel, Minden, worauf dann auch und zwar am Donnerstag, den 27. Juni (in Berlin erst den Sonntag darauf), die Kundmachung erfolgt ist, besonders feierlich in Breslau, wo die zahlreichen fremden Gesandten durch den Kommandanten, Grafen Dohna, zur Teilnahme in die Kommandantur, das damalige Ernert'sche Haus am Ringe (Goldene Sonne auf der Siebenturfürstenseite) eingeladen wurden und dann mit den Spitzen der preussischen Behörden und einigen katholischen

¹⁾ Bericht des von dem Busche zum 25. Juli, und Droyßen, S. 480.

²⁾ Arnetz II, 88.

³⁾ An Prinz Dietrich von Anhalt; Berliner St.-A.

⁴⁾ Ebb.

⁵⁾ In den Gesammelten Nachrichten III, 502 u. 563 und ebenso auch bei ¹⁶⁾ *Rechenbeck*, Geschichtskalender I, 71 ist der 22. Juni angegeben, doch ein ¹⁶⁾ *Kab* vom 22. Juli im Berliner St.-A. bezeichnet das Faktum als gestern erfol

Prälaten von dem Balkon des Hauses dem Actus zusahen, der, nachdem feierliche Musik von den Türmen der Stadt das Fest eingeleitet, in der Verlesung der erwähnten Proklamation und einer solennen Parade der aus der Campagne zurückkehrenden Truppen bestand. Unter demselben Datum, dem 27. Juni, ward auch seitens der Zivilbehörden eine Proklamation des Friedens an die einzelnen Landratsämter verfügt, welche dann für weitere Mitteilung in den einzelnen Ortschaften im Wege von Kurrenden sorgten ¹⁾.

In Breslau hatte man übrigens noch weitere Ovationen für den Tag in Aussicht genommen, an welchem der siegreiche König nach dem geschlossenen Frieden zuerst wieder die Stadt betreten würde. Die Jesuitenpatres gedachten an dem Tage von ihren Schülern „eine Operette“ aufführen zu lassen, doch deprezierte der König, nicht ohne hinzuzufügen zu lassen, daß „die bezeugte Attention zu besonders gnädigem Gefallen gereiche“ ²⁾. Bei dem Kardinal Singendorf, dem Fürstbischof von Breslau, hatte der König selbst für diesen Tag unter der Hand sich eine Predigt bestellt ³⁾, allerdings aber mit Rücksicht auf den voraussichtlichen Mangel an Zeit während des Breslauer Aufenthaltes die Sache bis auf den Herbst verschieben wollen ⁴⁾. Aber es ist dann doch dazu gekommen, während der Tage vom 3. bis 9. Juli, wo der König hier in Breslau vor dem Ohlauer Thore in dem Klufferschen Garten residierte ⁵⁾. Wie wir hören, erschien in diesen Tagen der König täglich zur Parade auf dem Ringe und besuchte dann abends Gesellschaften oder die Komödie, einmal auch einen feierlichen Ball, den der Kardinal ihm zu Ehren in der bischöflichen Residenz veranstaltet hatte, und am letzten Tage seines Aufenthaltes in Breslau auch den Gottesdienst in der Sandkirche, wo dann der Kardinal predigen sollte. Es hatte diese Kirche gewählt werden müssen, da das Domkapitel gegen die Benutzung der Kathedraalkirche Einspruch erhoben hatte, wenn der verhasste Graf Schaffgotich die Messe celebrieren sollte. In Gesellschaft seiner Brüder und eines ansehnlichen Gefolges erschien der König gegen 11 Uhr vor der Kirche, dort von dem Prälaten des Sandstiftes und der Geistlichkeit empfangen und nach dem Chore geleitet, wo unweit des Hochaltars ein langes Kanapee bereit stand, auf welchem er dann mit seinen Brüdern Platz nahm. Dem König war ursprünglich ein auf zwei Stufen erhöhter Thron zugedacht gewesen, doch hatte er dies bestimmt abgelehnt mit den Worten: „Ich bin ein Mensch wie ein anderer und will also nur eine gewöhnliche Bank haben.“ ⁶⁾ Ihm gegenüber saß auf einer Art von Katheder der Kardinal und hielt hier, gleichfalls sitzend, da ihm körperliches Leiden das Stehen nicht gestattete, eine halbstündige Predigt über die letzten Verse des 122. Psalms: „Es müsse Friede sein inwendig in deinen Mauern und Glück in deinen Palästen. Um meiner Brüder und Freunde

1) Akten des Breslauer St.-A. über die Notifikation des Friedens.

2) Der König an Podewils, den 23. Juni; Berliner St.-A.

3) Eichel an Podewils, den 20. Juni; ebd.

4) Der König an Podewils, den 23. Juni.

5) Kardinal Singendorf berichtet dem Papste, der König habe in einer Villa gewohnt, die zu den bischöflichen Gütern gehöre. Theiner, Zustände der katholischen Kirche in Schlesien I, 28.

6) Ars et Mars bei Stenzel, Ss. rer. Siles., p. 465.

willen will ich dir Frieden wünschen. Um des Hauses willen des Herrn will ich dein Bestes suchen.“¹⁾ Nach der Predigt celebrierte der bei dem König in besonderer Gunst stehende Domherr Graf Schaffgotsch das Hochamt, und es wurde bemerkt, daß der König und die Prinzen bei dem Höhepunkt des gottesdienstlichen Aktes aufstanden und sich nicht eher niederlegten, als bis die Zeremonie „der Wandlung“ vorüber war. Es war erklärlich, daß in den Kreisen des katholischen Klerus die ganze Sache ihre besonderen strengen Kritiker fand. Dem Papste wurde ein an die Kardinalen gerichteter Brief in die Hände gespielt, in welchem sehr höhniſch von dem Eifer des Kardinals dem Könige gegenüber, von dem Valle im Bischofshofe, von dem Kanapee am Hochaltare, von der durch den als frivol beschriebenen Grafen Schaffgotsch geleſenen Messe u. gesprochen wurde²⁾, und es blieb dem Kardinal Sinzendorf die Meinung nicht erspart, daß man in Rom von seinem patriotischen Eifer wenig erbaut war.

Übrigens ward das eigentliche solenne Friedensfest, das der König unmittelbar nach den Präliminarien angeordnet hatte, im ganzen preußischen Staate am 15. Juli begangen, nur in Berlin 8 Tage früher.

Der vollständigen Abschluß hat dann die preußische Besitzergreifung Schlesiens gefunden durch die feierliche Erblandesuhuldigung vonseiten Oberschlesiens, welche sich noch bis ins Jahr 1743 hinauschoß, hauptsächlich weil es an authentischen Verzeichnissen der zu berufenden Vasallen in den einzelnen hier in Frage kommenden Landesteilen fehlte, so daß die Huldigung erst am 18. März 1743 in Reiße abgehalten werden konnte³⁾.

¹⁾ Es fällt schwer, der bestimmten Angabe unserer sonst gut unterrichteten Quelle in Gesammelten Nachrichten III, 521 über den bei dieser Gelegenheit gebrauchten Text den Glauben zu versagen, um so mehr, da der Text doch ganz wohl der Situation angemessen erscheint, doch darf nicht verschwiegen werden, daß das bei Stenzel, Ss. V abgedruckte Breslauer Kloster-Tagebuch *Ars et Mars* (S. 465) ebenso positiv einen anderen Text anführt, nämlich Joh. 4, 23: „Venit hora et nunc est, quando veri adoratores adorabunt in spiritu et veritate“, und in Übereinstimmung damit der Kardinal dem Papste berichtet, er habe bei dieser Gelegenheit von der Anbetung im Geiste und in der Wahrheit gesprochen (Theiner, Katholische Kirche in Schlesien unter Friedrich II. I, 29). Doch ist es wohl möglich, daß zwei Texte waren, aber von katholischer Seite nur der eine genannt wurde, weil eine Verherrlichung des Friedens, das Schlesien dem kaiserlichen König ließ, anstößig erscheinen konnte.

²⁾ Theiner, Zustände der katholischen Kirche in Schlesien I, 28 ff.

³⁾ Die Huldigung Schlesiens an den neuen Landesherren ist also eigentlich in vier Absätzen erfolgt. Am 6. November 1741 huldigte in Breslau Niederschlesien bis zur Neiße, am 20. Februar 1742 die Grafschaft Glatz in der genannten Stadt, den 6. Mai 1742 die Bewohner der in der einmündigen Pforte jenseits der Neiße wohnenden Einwohner und endlich am 18. März 1743 Oberschlesien gleichfalls zu Neiße.

Achstes Kapitel. Die Berechtigung des Friedens.

Es ist nicht zu verwundern, daß die bisherigen Verbündeten des Königs dessen Rücktritt von dem Bündnisse und den Friedensschluß, der ihn besiegelte, hart beurteilt und als Bruch feierlich abgeschlossener Verträge bezeichnet haben, und dem Geschichtschreiber dieser Zeit wird es zur Pflicht, sich ein Urtheil in dieser Frage zu bilden.

Friedrich selbst hat an verschiedenen Orten sein Verfahren bei diesem Friedensschlusse verteidigt und sogar zu diesem Zweck eine eigene Schrift verfaßt, welche, ursprünglich für die Öffentlichkeit bestimmt, dann doch auf Bodewil's' Anraten nicht abgedruckt worden ist.

Die Schrift, welche wir im Auge haben, und welche erst neuerdings veröffentlicht worden ist¹⁾, führt den Titel: „Lettre de Mr. le Comte de *** à un ami“ und scheint im Anfang August 1742 geschrieben worden zu sein. Die Veranlassung zur Abfassung dieses Schriftstückes gab ein in holländischen Zeitungen abgedruckter Brief des Kardinals Fleury vom 10. Juli, welcher gegen die mehrfach verbreitete Ansicht protestiert, es habe Frankreich in geheimen Unterhandlungen mit dem Wiener Hofe selbst auf einen Sonderfrieden hingearbeitet, dem also eigentlich der König von Preußen nur zugekommen sei²⁾. Insofern der Fleury'sche Brief darauf hinauslief, nachzuweisen, daß Frankreichs Verhalten dem Könige keinen Grund gegeben habe, sich durch den Separatfrieden seinen bundesmäßigen Verpflichtungen zu entziehen, provocierte es allerdings den letzteren zu einer Entgegnung, bei der es sich dann nicht sowohl um Rechtsfragen, als um die Anführungen bestimmter Thatfachen handeln mußte.

Das Schriftstück des Königs beginnt mit dem unumwundenen Geständnisse, daß der Schein gegen ihn spreche. Der Graf, aus dessen Seele heraus der König schreibt, erklärt, eine gewisse Entrüstung empfunden zu haben gegen einen Fürsten, der so frivol seinen Verpflichtungen den Rücken gewandt habe, und er müsse zugleich das Verhalten eines Politikers tadeln, der seine eigenen Interessen dadurch schädige, daß er mit denen Frieden mache, die er am

1) Preuß. Staatschriften, herausgegeben von Dr. Roser I, 335.

2) Der Brief abgedruckt ebb., S. 329.

schwersten beleidigt, und sich eben dadurch die Zuneigung derer verscherte, denen er die meisten Dienste geleistet. Von dieser Meinung nun, versichert der Briefsteller, sei er durch eine in die Sachen eingeweihte Persönlichkeit belehrt worden, und reproduziert nun deren Ausführungen.

Dieselben bemühen sich vor allem, nachzuweisen, daß der König für die allgemeine Sache der Verbündeten mit einem Eifer thätig gewesen sei, der um so uneigennütziger erscheinen müsse, da einerseits des Königs eigene Erwerbungen bereits gemacht gewesen seien, als die Operationen der Verbündeten begannen, anderseits der Allianzvertrag nur ganz unbestimmt eine gegenseitige Hilfe in Aussicht genommen habe, ohne daß eine bestimmte Truppenzahl zu stellen ihm obgelegen hätte.

In der That hat der König, noch bevor der Separatfriede in Frage kam, seinen Verbündeten gegenüber die Auffassung geltend gemacht ¹⁾, es habe nach den bestehenden Verträgen ganz in seiner Hand gestanden, im Winter 1741/42 ruhig in den Winterquartieren zu bleiben und abzuwarten, daß die Verbündeten, wie er es selbst gethan, sich in den Besitz der von ihnen beanspruchten Territorien setzten, um für diese dann die vertragmäßige Garantie zu übernehmen.

Aber er habe das nicht gethan, sondern sei weit über seine Verpflichtungen hinaus mit Eifer und Energie für die gemeinsame Sache eingetreten, und habe die größten Opfer dafür gebracht. Nur um der Verbündeten willen, läßt er den Grafen von *** berichten, habe er mit 20,000 Mann jenen Feldzug nach Mähren unternommen.

„Die Sachsen“, fährt er fort, „agierten zu dieser Zeit wie Hilfstruppen, die Preußen wie die, welche Eroberungen machen wollten, was den letzteren eine Expedition verleidete, zu der sie sich aus bloßem Edelmut verstanden hatten. Aber dieser Edelmut wurde noch weiter auf die Probe gestellt, und nachdem gegen Ende April die Sachsen sich in ihr Land zurückgeflüchtet hatten, unterhielt der König von Preußen ein Heer von 60,000 Mann in Schlesien und Böhmen. Die Franzosen hatten versprochen, daß zu dieser Zeit ihr ganzer Nachschub eingetroffen und sie selbst Anfang Mai imstande sein würden, energisch vorzugehen, während statt dessen die neuen Truppen und ihre Rekruten Ende Mai kaum den Rhein überschritten hatten. Die Schwachheit der Franzosen, die in Böhmen nur etwa 12,000 Mann stark waren, und der Rückzug der Sachsen nötigte den König, die ganze Wucht des Krieges allein zu tragen. Er erfüllte diese Aufgabe mit solchem Eifer, daß er den Prinzen Karl von Lothringen aufs Haupt schlug, als dieser zum Angriff auf Prag heranmarschierte; aber endlich müde, diese Last allein zu tragen, drängte er die anderen, zu handeln.“ Aber auch damit versichert er nicht mehr erzielt zu haben als einen allgemeinen Operationsplan, der ihm zugemutet habe, eine uncinnehmbare Stellung zu stürmen, sechs Wochen durch ein ausgezogenes Land, welches keine Lebensmittel mehr darzubieten vermochte, zu marschieren und alle Lebensmittel dem Heere nachfahren zu lassen, während die Franzosen, ohne einen Streich zu thun, nur längs der Moldau bis Passau marschieren sollten. Und während so die Alliierten nichts zu thun und ihn selbst allein handeln zu lassen gedachten, verlangte man auch

1) So in einem Briefe vom 15. März an Kaiser Karl VII.; Polit. Korresp. II, 80.

noch von ihm ein energisches Vorgehen gegen den Kurfürsten von Hannover und die Holländer.

So erscheint denn nach der Ansicht des Königs sein Rücktritt von dem Vertrage bereits motiviert durch den Defekt der vertragsmäßigen Gegenleistungen seitens seiner Verbündeten, die ihm fort und fort die ganze Last des Krieges allein aufzubürden versuchten.

Aber noch schwerer wiegende Gründe vermag jene apologetische Schrift des Königs geltend zu machen. „Trotz jener Lässigkeit der Verbündeten“, fährt dieselbe fort, „hätte der König noch nicht die Geduld verloren, hätte er nicht gleichzeitig erfahren, daß inzwischen ein gewisser de Fargis für Frankreich in Wien unterhandle, daß Wussy in England sondiere, und daß endlich, um der Böswilligkeit die Krone aufzusetzen, man ihn in Rußland verrate, während er sich in Böhmen für den Ruhm Frankreichs opfere.“ „In der That hatte der König erfahren, daß Mr. [de la Chetardie] angewiesen war, den Frieden zwischen Schweden und Rußland zu unterhandeln unter der Bedingung, daß dies letztere Schweden die Eroberung von Stettin und seinem Gebiete garantiere. Eine solche offenbare Treulosigkeit brachte endlich den König von Preußen auf, und er entschloß sich, um jeden Preis sich von dem Bündnisse loszumachen.“

Wie bereits erwähnt wurde, ist die anfänglich in Aussicht genommene Veröffentlichung des betreffenden Schriftstückes dann doch unterblieben, aber die darin erhobene Anklage gegen Frankreich wegen arglistiger, ja verräterischer Absichten seiner Verbündeten hat der König in seinen Memoiren auch bereits in der ersten Bearbeitung von 1746 aufrecht erhalten, ja noch vermehrt durch eine zweite Auführung, die kaum minder gravierend sein würde, als jene Intrigue Chetardies: daß nämlich der Cardinal Tencin im Namen seines Hofes dem Papste erklärt habe, er möge sich wegen der Vergrößerung Preußens nicht bekümmern lassen; zu geeigneter Zeit werde Frankreich hier einzuschreiten wissen und diese Neber demütigen, wie es dieselben jetzt erhoben habe ¹⁾.

Es wird nun kaum jemand darüber im Zweifel sein, daß, die Wahrheit dieser Angaben vorausgesetzt, Äußerungen solcher Art, einer so ausgesprochen verräterischen Gesinnung, Friedrich das Recht gegeben hätten, sich ohne weiteres als von jeder Rücksicht auf einen solchen Alliierten entbunden anzusehen. Doch eine strenge Prüfung dieser Nachrichten und der Zeitfolge der Ereignisse zwingt uns doch einzugestehen, daß der Entschluß des Königs zu einem Separatfrieden viel früher gefaßt wurde, bevor jene Verrätereien, die wir dabei als erwiesen annehmen mögen, zu seiner Kenntnis kamen; ja es wird sich kaum nachweisen lassen, daß jene besonders gravierenden Äußerungen des Cardinals Tencin und des Marquis de la Chetardie vor der Zeit geschehen seien, wo die immerhin doch erklärliche Erbitterung über den preussischen Separatfrieden feindliche Schritte in milderem Lichte ansehen läßt ²⁾.

¹⁾ Histoire de mon temps, p. 148.

²⁾ Ich urteile nach den datirten Zeugnissen, welche Drouven, der in diesen Punkte den Franzosen mehr Schuld beizumessen geneigt ist, selbst anführt (S. 471 ff.). Die chronologische Einfügung der Begebenheiten in die „Histoire de mon temps“ glaube ich nicht als beweisend ansehen zu dürfen; so streng darf man doch in der That den erlauchten Memoirenschreiber nicht bei dem Worte nehmen. Und auch de

Aber mit wie streng kritischem Auge wir auch jene Angaben betrachten mögen, eins bleibt immer bestehen: so gewiß es ist, daß Friedrich, wie wir aus vielfältigen brieflichen Äußerungen gegen Podewils erfahren, von der Zeit an, wo die französischen Waffen schlechte Fortschritte machten, unter dem Eindruck der Besorgnis gestanden hat, der Leiter der französischen Politik könnte durch einen plötzlichen Separatfrieden ihn um die Früchte seiner Kriegführung ganz oder zum großen Teile bringen, und von dieser Besorgnis in seinem Thun bestimmt worden ist, ebenso gewiß ist es, daß Kardinal Fleury zu solcher Besorgnis Grund gegeben hat. Alle Welt wußte, daß derselbe nur widerwillig sich zu dem ganzen Kriege herbeigelassen habe, was er selbst ja in dem oben erwähnten Briefe an Königsberg offen eingestehet; und daß, wenn sich ihm eine Gelegenheit geboten hätte, aus diesem Kriege, namentlich seitdem derselbe eine ungünstige Wendung genommen, mit guter Manier herauszukommen, ihn eine peinliche Rücksicht auf die geschlossenen Verträge und auf seine Bundesgenossen hätte abhalten sollen, das eben konnte niemand von einem Manne wie Fleury, der erst wenige Jahre vorher durch die Art, wie er den sogen. polnischen Erbfolgekrieg zu Ende gebracht, seine Freiheit von moralischen Skrupeln deutlich bekundet hatte, erwarten; und diese Besorgnisse mußten sich steigern, wenn Friedrich aus Rußland von einem Plane Fleurys hörte, eine Verständigung seines Hofes mit der Königin von Ungarn ins Werk zu setzen, welche dann den Alliierten aufgezwungen werden sollte¹⁾. Daß eine solche die Erwerbungen Preußens in Schlesien ganz ungemein verkürzt haben würde, lag auf der Hand. Wir berichteten bereits oben, daß Belleisle Podewils einmal erklärt hatte, bei einer für die Sache der Alliierten ungünstigen Wendung des Krieges werde jeder derselben sich gleichmäßig Abstriche der ursprünglich in Aussicht genommenen Landwerbungen gefallen lassen müssen. Und wer wollte leugnen, daß König Friedrich alle Ursache hatte, vorzubeugen, daß nicht jenes Prinzip, welches den höheren oder geringeren Grad des gezeigten Eifers, der gemachten Anstrengungen, der gebrachten Opfer, der erlangten Erfolge bei der Abmessung des Lohnes nicht in Betracht zog, zur Grundlage eines von Frankreich seinen Verbündeten aufzundigenden Friedens gemacht und so Preußen um die Früchte so großer Anstrengungen, so vielen Blutvergießens gebracht werde? Daß Friedrich hier arglistigen Verbündeten zuvorkam, mochte er wohl als eine Handlung der Nothwehr, der Selbsterhaltung bezeichnen²⁾.

Der König hat über diese Dinge dem Kardinal Fleury selbst sehr klaren Wein eingeschänkt. Als dieser ihm etwa einen Monat nach Abschluß des Friedens noch einmal Vorwürfe macht, eingekleidet in Mittheilungen darüber, wie man in Frankreich den Separatfrieden beurtheile, erwidert der

zöglich der Instruktion Fleurys an Belleisle: „den Frieden um jeden Preis“, die, wie Droyßen (S. 475, Anm. 1) anführt, von Fleury etwa um den 20. Juni erlassen sein muß, glaube ich den Kardinal in Schutz nehmen zu müssen. Wie Droyßen selbst anführt (ebd. Anm. 2), darf vorausgesetzt werden, daß Fleury, als er jene Instruktion schrieb, bereits den Brief des Königs vom 13. Juni in den Händen hatte, und war das der Fall, so wußte er genug von des letzteren Gesinnung, um den Frieden „à tout prix“ wünschen zu müssen.

¹⁾ Angeführt bei Droyßen, S. 472, Anm. 3.

²⁾ Wie er dies in dem erwähnten Briefe des Grafen *** thut.

König, er könne in das Detail der Gründe, die ihn zu dem Separatfrieden bewogen, nicht eingehen, ohne Dinge zu berühren, die dem Kardinal unangenehm sein müßten; er wolle ja versuchen, sich zu überzeugen, daß er sich über manches getäuscht habe, doch glaube er, daß es besser sei, über das Vergangene zu schweigen. Dann fährt er fort: „Alles, was gedankenlose, unwissende und schlecht unterrichtete Leute gegen mich sagen können, bekümmert mich nicht. Nur die Nachwelt richtet über die Könige. Kann man mich dafür verantwortlich machen, daß der Marschall Broglie kein Turenne ist? Ich kann aus einer Fledermaus keinen Adler machen. Kann man mich anklagen, daß ich nicht zwanzig Schlachten für die Franzosen liefern mag? Es wäre das Werk der Penelope gewesen, denn es war Herrn v. Broglie vorbehalten, zu zerstören, was die anderen gebaut hatten. Kann man mir es verdenken, wenn ich im Interesse meiner Sicherheit einen Frieden schließe, wenn man man hinten im Norden wegen eines solchen unterhandelt, der auf meinen Schaden ausgeht, und kurz, kann man es mir als ein großes Unrecht anrechnen, wenn ich mich von einer Allianz losmache, welche der Veiter Frankreichs nur widerwillig abgeschlossen zu haben bekennt?“¹⁾

Einen anderen Grund für sein Verhalten führt der König in einem Brief an Jordan an.

Er schreibt diesem, nachdem er eben die Nachricht von der Unterzeichnung der Breslauer Präliminarien empfangen, ausführlich über die Gründe, die ihn zum Abschlusse eines Separatfriedens bewogen, mit der ausgesprochenen Absicht, daß der letztere davon in den Berliner Kreisen Gebrauch machen solle, allerdings ohne dabei bereits den wirklich erfolgten Friedensschluß als feststehende Thatsache einzuräumen. „Ich bin gefaßt“, sagt er hier, „auf einige satirische Bemerkungen und auf jene gewöhnlichen Reden, jene Gemeinplätze, welche die Dummen und Unkundigen, kurz die Leute, welche nicht nachdenken, immer einer dem anderen nachsprechen. Aber ich kümmere mich wenig um das unverständige Gerede des Publikums und appelliere davon an alle Professoren der Rechtsgelehrsamkeit und der politischen Moral, ob, nachdem ich das Menschenmögliche gethan habe, um meine Verpflichtungen zu erfüllen, ich gehalten bin, nicht von denselben zurückzutreten, wenn ich von meinen Alliierten den einen gar nicht, den anderen nur übel handeln sehe und zum Ueberflusse noch fürchten muß, bei dem ersten Mißgriffe von dem stärksten und mächtigsten meiner Alliierten durch einen arglistigen Separatfrieden im Stiche gelassen zu werden.

„Ich frage, ob in einem Falle, wo ich den Ruin meines Heeres, die Erschöpfung meines Schazes, den Verlust meiner Eroberungen, die Entvölkerung des Staates, das Unglück meines Volkes, kurz all das Mißgeschick voraussehe, dem uns die Unbeständigkeit des Waffenglücks und die Doppeltzungigkeit der Politiker aussetzen, ich frage, ob in solchem Falle ein Souverän nicht das Recht hat, sich durch einen weisen Rückzug vor einem sicheren Schiffbruche oder einer evidenten Gefahr zu sichern.“

¹⁾ An Fleury, den 12. September 1742; Polit. Korresp. II, 270. Der König spielt auf den bereits angeführten Brief Fleurys an Königsegg vom 11. Juli 1742 an, worin derselbe das Bündnis mit Preußen als „une ligue qui était si contraire à mon goût et à mes principes“ bezeichnet hatte.

Den in ihr System verrannten Stoikern, die ihn tadeln, würde er sagen — schließt der König —, daß für ihre strenge Praxis das Habeland der Dichter mehr gemacht sei als die Erde, die wir bewohnen, und daß schließlich ein Privatmann ganz andere Gründe zur Ehrlichkeit habe als ein Herrscher. „Bei einem Privatmann handelt es sich nur um seinen individuellen Vortheil, den er unter allen Umständen dem allgemeinen Wohle nachzusetzen hat; demgemäß wird die strenge Beobachtung der Moral ihm Pflicht nach der Regel: es ist besser, daß ein Mensch leide, als daß das ganze Volk zugrunde gehe. Bei einem Herrscher ist das Wohl einer großen Nation das Ziel, dem nachzustreben seine Pflicht ist; für diesen Endzweck soll er sich selbst opfern, um wieviel mehr also seine übernommenen Verpflichtungen, wenn diese anfangen, mit dem Wohle seines Volkes im Widerspruche zu stehen.“¹⁾

Es kann vielleicht bedenklich erscheinen, den hier ausgesprochenen Grundsatz, welcher zugleich das lebhafteste Bewußtsein des Königs von seiner Verantwortung dem Lande gegenüber zum Ausdruck bringt, in seinem ganzen Umfange und mit allen Konsequenzen anzuerkennen. Es würde mit allen Verträgen übel aussehen, wenn ein Fürst solche in jedem Augenblicke unter Berufung auf die *salus publica*, auf das Interesse seines Volkes lösen könnte, da es an einem Vorwande zu solcher Berufung nicht leicht fehlen würde.

Auf der anderen Seite bestätigt aber jedes Blatt der Geschichte die Erfahrung, daß Bündnisse, die doch nur das Interesse hat schließen lassen, hinfällig werden, sobald die Gemeinsamkeit der Interessen nicht mehr vorhanden ist, und es wird schwer werden, ein Beispiel in der Geschichte aufzufinden, wo die bindende Kraft eines Vertrages groß genug gewesen wäre, um ohne das Hinzutreten zwingender Verhältnisse einen Staat auf die Dauer in einem Bündnisse festzuhalten, in welchem er nicht mehr sein Interesse findet.

Wir dürfen auch nicht mit den staatsrechtlichen Anschauungen unserer Zeit an die Beurteilung der Politik des 18. Jahrhunderts herantreten. Unzweifelhaft ist die hohe Politik im Laufe der Zeit moralischer, ehrlicher geworden, und wie jetzt in den meisten Fällen der Wille des Volkes, der in der Repräsentation und Presse sich einen deutlichen Ausdruck schafft, bei der Abschließung von Bündnissen bedeutsam mitspricht, so erscheint dann die ganze Reputation einer Nation für das treue Festhalten an einmal geschlossenen Verträgen eine gewisse Gewähr zu leisten. Sehr anders stand es mit den politischen Anschauungen der Zeit Friedrichs des Großen. Ganz bewußt galten da Verstellung und Täuschung als die Haupthebel der Politik. Wer diese virtuos anzuwenden und vermittelst ihrer Erfolge zu erzielen verstand, durfte sicher sein, sich dadurch Ruhm und Ansehen zu erlangen. Als Friedrich auftrat, galt unzweifelhaft für den gewiegtesten, verschlagensten Politiker seiner Zeit Kardinal Fleury, und niemandem aus den Kreisen der damaligen Diplomaten würde es in den Sinn gekommen sein, etwas der Art wie Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Vertragstreue unter den Ingrezienzen der damaligen französischen Politik oder den Impulsen, von denen der Kardinal sich leiten ließ, voranzusetzen. Derartige Dinge wurden überhaupt in den politischen Kalkülen der Diplomaten jener Zeit gar nicht mit in Ansatz gebracht, und wir mögen sämtliche leitende Persönlichkeiten jener Zeit

1) Oeuvres de Fr. XVII, 226.

der Reihe nach vor uns Revue passieren lassen, ohne einen einzigen zu finden, dem wir ein Recht hätten zuzutrauen, er hätte in einer Lage, wie die Friedrichs war, sich durch moralische Skrupel, Rücksichten auf wenig eifrige und vom Glück nicht begünstigte Bundesgenossen abhalten lassen, die schwer erzwungenen eigenen Vorteile einzuheimsen und die anderen ihrem Schicksale zu überlassen. Und so steht die Sache doch einmal.

Der Herrscher eines kleinen Staates von verhältnismäßig geringen Hülfquellen ringt mit Ausbietung aller Energie danach, unter Benutzung günstiger Umstände inmitten feindlich gesinnter Großmächte so weit emporzukommen, um seinem Staate die Möglichkeit einer selbständigen Politik, einer freien Selbstbestimmung zu sichern. Alle Kräfte seines Landes setzt er an das große Unternehmen, und das Glück lächelt ihm, er wird militärisch Herr des gewünschten Landtervetes; nur als es sich darum handelt, auch den Bundesgenossen den in Aussicht genommenen Anteil zu sichern, haben alle seine Anstrengungen, welche diese nicht hinreichend unterstützen, keinen Erfolg, und er sieht sich vor die Alternative gestellt, das bereits Erworbene um der Bundesgenossen willen wieder aufs Spiel zu setzen und seinen erschöpften Ländern neue Opfer zuzumuten, oder aber die Bundesgenossen im Stiche lassend sich mit seinem Gewinn aus dem Spiele zurückzuziehen und einen Sonderfrieden zu schließen. Wenn nun der prüfende Geschichtsforscher die Überzeugung gewinnt, daß die herrschende Anschauungsweise jener Zeit für derartige Zwangslagen unbedenklich die laageste Praxis statuierte, daß ferner keiner der Verbündeten an Preußens Stelle sich durch Gewissensskrupel hätte abhalten lassen, ja, wenn gegründete Besorgnisse vorhanden waren, daß eben die Bundesgenossen über kurz oder lang, wenn die Gelegenheit sich böte, zu seinem Schaden den Schritt thäten, den er zu thun Bedenken getragen, — hat der Historiker dann ein Recht, den Fürsten zu tadeln, wenn er, für den bei dem ganzen Unternehmen eigentlich alles auf dem Spiele stand, seinen Vorteil wahrgenommen und um des Wohles seines Landes willen auf den Ruhm verzichtet hat, die, welche er an Geist und Energie überragt, auch an Gewissenhaftigkeit und Edelmut zu übertreffen, und mit anderer Münze zu zahlen, als die in jener Zeit nun einmal gäng und gäbe war?

Selbst ein französischer Diplomat in jener Zeit hat zugegeben, daß Friedrich nur das Beispiel befolgt habe, welches England 1711 und Frankreich 1735 bezüglich des Haltens von Verträgen gegeben hätten ¹⁾.

Wenn trotz aller der Erwägungen, die zu Friedrichs Gunsten sprachen, sein Verfahren vielfach mit unbilliger Härte beurteilt worden ist, so müssen wir dabei auch immer daran denken, daß daran vor allem der doch ganz kolossale Gewinn, den er und er allein aus dem ganzen Kampfe davongetragen, die Hauptschuld trägt. Daß er den schlauen Kardinal überlistet, daß er Brühls Erwartungen aufs grausamste getäuscht hatte, wäre ihm vielleicht verziehen worden, daß er aber eine so große Provinz wie Schlesien bei dieser Gelegenheit gewonnen hatte, war etwas, über das man nicht so leicht wegkommen vermochte. Nicht die Größe seiner Verschuldung, sondern die seines Gewinnes hielt die Gemüter der Diplomaten in Aufregung. Die moralische

¹⁾ Journal et mémoires du marquis d'Argenson éd. Rathery, Paris 1855 sqq. Journal IV, zum 30. Juni 1742.

Entrüstung zu beschwichtigen, hätte denselben wenig Anstrengung gekostet; das Gefühl des Neides und der Mißgunst niederzukämpfen, wäre über ihre Kräfte gegangen.

Und doch, wer wollte leugnen, daß diese große Erwerbung teuer genug erkaufte worden ist? Wohl mag es wahr sein, daß es wenig Beispiele giebt, wo eine Eroberung von solchem Umfange, solcher Bedeutung einem Herrscher als die Frucht eines kurzen Feldzuges zugefallen ist; aber ebenso gewiß ist, daß nicht leicht eine Erwerbung mit so furchtbaren Anstrengungen und Opfern hat verteidigt und gesichert werden müssen, als eben Schlesien. Der beste Teil dieser unvergleichlichen Helvekraft hat sich aufgezehrt in dem Kampfe gegen halb Europa, das Preußen den Landgewinn von 1742 wieder abzunehmen sich verbunden hatte, und keiner der Neider des großen Königs hätte wohl den Preis zahlen mögen, den dieser darangesetzt hat, oder mit ihm tauschen mögen in den furchtbaren Drangsalen des Siebenjährigen Krieges.

Neuntes Kapitel.

Die neue Provinz.

Es kann wohl geboten erscheinen, am Schlusse dieser Darstellung noch einen Blick zu werfen auf die Lage, in welche die durch den ersten schlesischen Krieg für Preußen gewonnene Provinz unter der neuen Regierung gekommen ist. Das Schicksal der Einwohnerschaft, die, ohne selbst gefragt worden zu sein, bloß durch das Los der Waffen aus ihrem bisherigen Staatsverbande gerissen und einem anderen eingefügt wurde, verdient doch unsere Beachtung, und so wie auch der ungerechteste Eroberungskrieg nachträglich eine gewisse Sühne erhalten kann durch die Wahrnehmung, daß infolge desselben ein Land in einen naturgemäheren, seinen Interessen mehr zusagenden Staatsverband gekommen ist, so kann umgekehrt von einem höheren Standpunkte der Beurteilung aus auch die Berechtigung einer auf bessere Gründe gestützten Landeserwerbung fraglich werden, wenn sie die Einwohnerschaft eines Landes der Bestimmung, auf welche dieselbe die natürlichen Bedingungen oder die historische Entwicklung hinweisen, entfremdet und so in einen Zustand dauernder Unbefriedigung versetzt.

Wenn man vielleicht im allgemeinen sagen kann, daß die Assimilation einer erworbenen Provinz um so leichter und bequemer vonstatten geht, je weniger der neue Herrscher von der Einwohnerschaft Opfer fordert, und besonders auch in dem Punkte einer Änderung des Bestehenden, in Recht und Verfassung, Sitte und Lebensgewohnheiten, so hatte der König von Preußen Schlesien gegenüber keine ganz leichte Aufgabe. Für einen Staat, der wie der preussische mit kleinem Landgebiete und geringen Hilfskräften den Rang einer Großmacht behaupten wollte, war es eine unerläßliche Nothwendigkeit, daß dieses kleine Reich einen fest in sich geschlossenen Organismus darstellte, der die Kräfte des Ganzen zur Verfügung der Regierung stellte, ungehemmt durch landschaftliche oder municipale Sonderrechte, und andererseits verlangte eben jene Machtstellung doch auch mannigfache Opfer von der gesamten Bevölkerung.

Und es hätte nicht in König Friedrichs Art gelegen, seine neuen Unterthanen nur nach und nach mit den Nothwendigkeiten des preussischen Staatslebens vertraut zu machen; diese Nothwendigkeiten schienen ihm so wichtig, so unerläßlich, daß er kaum daran dachte, wie ihre Einführung in der neuen Provinz deren Einwohnern Opfer auferlegen, Schmerzen bereiten könnte.

Lange ehe der Krieg beendigt, ehe das Land ihm abgetreten, ehe das bisherige Unterthanenverhältnis der Schlesier rechtlich gelöst war, ward die Provinz bereits ganz auf preussischen Fuß eingerichtet, nachdem alles, was sich von altem Rechte dem entgegenstellte, schonungslos beseitigt worden war. Wir erzählten bereits, wie zu der Zeit, wo König Friedrich noch mitten im Kriege, am 7. November 1741, die Huldigung von Niederschlesien entgegengenommen hatte, die Verfassungsrechte des Landes schon vor dem Willen des jungen Königs dahingefunken waren, wie die alte schlesische Ständeversammlung aufgehoben und die Selbständigkeit Breslaus gebrochen war, und am Tage nach der Huldigung eröffnete der König einer Versammlung von Angeesehenen des Landes, daß er die eigentliche Verwaltung der Provinz, da dieselbe auf märktischen Fuß eingerichtet werden sollte, für jetzt nur nicht-schlesischen Beamten anvertrauen könnte, bis die Landeseinwohner durch Dienste in den brandenburgischen Landen sich mit den neuen Einrichtungen vertraut gemacht haben würden. Daß die märktische Kantonverfassung mit ihrer den Schlesiern bisher unbekanntem Blutsteuer eingeführt werden sollte, wurde nur kurz angedeutet, verstand sich aber von selbst.

So ward eine in hohem Maße durchgreifende Umgestaltung der Verhältnisse dem neu erworbenen Lande gleich von vornherein auferlegt, die dann neben der Veränderung der gesamten Verkehrsverhältnisse, welche man von dem Wechsel der Herrschaft erwarten mußte, nebenherging. Auf der anderen Seite stellte jenes wie erwähnt von dem Könige selbst den schlesischen Notabeln am 8. November 1741 ¹⁾ mündlich entwickelte Programm dem Lande wesentliche Verbesserungen in Aussicht, vor allem eine strenge Durchführung der Toleranz, so daß das Bekenntnis künftig vor dem Gesetze keinen Unterschied mehr machen sollte, ferner Einrichtung zweier mit Ausnahme je eines Mitgliedes ausschließlich mit Schlesiern zu besetzenden Kollegien in Breslau und Glogau ²⁾ zur Handhabung der Justiz, weiter eine Reform der Steuerverhältnisse insoweit, daß auf Grund einer binnen Jahr und Tag herzustellenden neuen Verzeichnung aller Zutraden die Steuerpflichtungen jedes Einzelnen definitiv und auf die Dauer normiert werden sollten, so daß jeder wisse, was er zu zahlen habe, ohne außerordentliche Auflagen fürchten zu dürfen. Dabei sollte die verhaßte Accise ganz abgeschafft und nur eine (auf die Städte zu beschränkende) Konsumtionssteuer eingeführt werden.

Endlich ward gesetzliche Regelung der Werbungen, durch welche das Heer ergänzt werden mußte, in Aussicht gestellt.

Der König forderte am Schlusse dieser Rede die Schlesier auf, Vertrauen zu ihm und seiner Gesinnung zu haben und überzeugt zu sein, daß die neuen Einrichtungen, wenngleich der Anfang wohl zuweilen schwer fallen könnte, doch zum Vortheile des Landes gereichen würden.

Einen besonderen Vorzug gewährte dann der König der neuen Provinz dadurch, daß er bereits 1742 ihr einen besonderen Provinzialminister in der Person des Geheimenrates v. Münchow gab, der, unabhängig von dem Berliner Ministerium, direkt dem Könige zu berichten hatte. Unter ihm standen dann die beiden Kriegs- und Domänenkammern zu Breslau und Glogau.

¹⁾ Stenzel, Ss. rer. Silos. V, 182.

²⁾ Für Oberschlesien trat dann nach dem Frieden ein dritter zu Oppeln hinzu.

Es konnte als ein Beweis des Vertrauens gelten, das die Einwohner in die neuen Zustände setzten, daß, als es sich zu Ende des Jahres 1741 um die Ernennung der zur Verwaltung der 35 Kreise zu berufenden Landräthe handelte, von den dazu ausersehenen Edelteuten ein einziger die Annahme des Amtes verweigerte, wie wenig auch die Höhe des Gehaltes (300 Thaler) dazu anlocken konnte.

Was der König bezüglich der Steuerreform dem Lande versprochen, die binnen Jahr und Tag anzufertigende genaue Verzeichnung aller Intraden des Landes als unerläßliche Voraussetzung einer rationellen Besteuerung, während eine solche bisher durch das Festhalten an dem in keiner Weise mehr zupassenden Kataster von 1527 so gut wie unmöglich gewesen war, ward nun wirklich treulich erfüllt; nachdem man schon im Februar 1742 mit je einem niederschlesischen und je einem mittelschlesischen Kreise (Schwiebus und Frankenstein) den Anfang gemacht, ward man Anfang Juni 1743 mit Niederschlesien außer Glatz fertig, im Oktober desselben Jahres auch mit Oberschlesien, und Anfang November trat auch die Grafschaft Glatz hinzu ¹⁾.

Wohl wird man nicht verschweigen dürfen, daß hier in gewisser Weise dem neuen Herrscher die Frucht der größten That, deren sich die vorige Regierung seit Jahrhunderten rühmen konnte, zugefallen ist, insofern man in Schlesien seit dem Jahre 1721 an der Herstellung eines neuen Katasters gearbeitet und sehr umfangreiche Vorarbeiten zustande gebracht hatte; indessen gebührt doch den preussischen Beamten, welche auf den gegebenen Grundlagen, die übrigens noch vielfach der Kontrolle und Ergänzung bedurften, das große Werk nun in solcher Schnelle zum Abschlusse brachten, und unter denen die Räte v. Thiele und Ziegler wohl an erster Stelle genannt zu werden verdienen, die vollste Anerkennung.

Der neue Kataster stellte nun die übrigens durchschnittlich sehr niedrig veranschlagten Ertragswerte heraus ²⁾, welche dann die konstante Norm der davon als Steuer zu entrichtenden Prozente abgaben, so daß bei einer Melioration der Besitzungen, wie sie der König wünschte, die Steuer thatsächlich gemindert wurde. Was die Festsetzung dieser Prozente anbetrifft, so ist es interessant zu erfahren, daß der König gewünscht hätte, die bäuerlichen Besitzungen den adeligen Gütern im Punkte der Steuer ganz gleichzustellen und nur zwischen geistlichem und weltlichem Grundbesitze zu unterscheiden und diesen durchschnittlich mit 28½ Prozent zu belegen, während jener wegen seiner sonstigen Unproduktivität dem hohen Satze von 65 Prozent unterliegen sollte. Doch mit Rücksicht auf die große Ungleichmäßigkeit, die dann den anderen preussischen Provinzen gegenüber sich herausgestellt haben würde, gab er nach, und nach manchen Verhandlungen wurden diese Verhältnisse so geordnet, daß die königlichen Domänen, die fürstlichen und adeligen Güter, die Pfarr- und Schullehreräcker 28½ Prozent, der Fürstbischof von Breslau 33½, der bäuerliche Grundbesitz 34, die Güter der geistlichen Ritterorden 40, die

¹⁾ A. von Einrichtung des Kontributionswesens in Schlesien (Schlef. Nimb.-Registratur).

²⁾ Ein recht schlagendes Beispiel dafür führt Klöber (Schlesien vor und nach 1740) II, 211 an: „Der schlesische Scheffel Weizen war mit 24 Egr. angez. während er selten unter 2 Thlr. herunterging.“

Stiftsgüter 50 Prozent zu zahlen hatten. Die nicht grundbesitzenden Bewohner des platten Landes fanden sich mit einer ziemlich niedrigen Nachrungs-, resp. Gewerbesteuer ab, während die Städte ihren Anteil durch eine auf die notwendigen Lebensmittel gelegte Konsumtionssteuer, also eine Art Accise aufbrachten, die jedoch mit der alten österreichischen das ganze Land umfassenden sehr unzuweckmäßig eingerichteten und überaus verhaßten Accise ¹⁾ wenig gemein hatte. Auf diesem Wege wurde dann aufgebracht etwa $\frac{1}{3}$ der ganzen Steuersumme, während der Bauernstand $\frac{2}{6}$ kontribuierte und ebenso viel etwa die geistlichen und adeligen Güter zusammen.

Bei der Festsetzung des überhaupt von dem Lande aufzubringenden Quantum hatte man einen Durchschnittssatz dessen, was Schlesien unter österreichischer Herrschaft dem Landesherren gezahlt hatte, zugrunde gelegt, in der Höhe von etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen. Es war genauer gesehen mehr als man früher bezahlt hatte, insofern es in der alten Zeit unter mancherlei Formen mit Gegenrechnungen u. möglich gewesen war, um manche Zahlungen heruntzukommen, andererseits auch die Steuerreste immer eine große Ziffer betragen hatten, während jetzt — abgesehen von Kalamitäten, für die Steuernachlässe ausdrücklich gesetzlich vorgeesehen waren — die Abgaben mit einer Strenge eingetrieben wurden, von der früher gar keine Rede gewesen war.

Dagegen ward die Steuerlast infolge der unergleichlich rationelleren Verteilung viel weniger drückend empfunden als früher, und so war nach dieser Seite hin die Lage der Schlesier eine viel bessere geworden. In der That, obwohl hier das Land eine verhältnismäßige große Anzahl von Soldaten zu erhalten hatte, so daß $\frac{3}{4}$ aller Einkünfte von dem Militärbudget verschlungen wurden, so war doch dank eben den musterhaften Steuereinrichtungen die Last der Abgaben nicht allzu drückend und geringer als in den meisten anderen Großstaaten ²⁾.

Und auch nach anderer Seite hin gestaltete sich die materielle Lage der Schlesier nicht ungünstig. Die Lösung der Provinz aus dem bisherigen Staatsverbande hatte für Handel und Verkehr doch nicht so nachteilige Folgen, wie man wohl hätte voraussetzen können. Einmal war Schlesien thatsächlich keineswegs so ausschließlich auf den Verkehr mit den anderen österreichischen Provinzen angewiesen. Zollschranken mannigfacher Art hatten dem lange entgegengestanden und waren erst in letzter Zeit zum Teil wenigstens gefallen. Auch hatte die österreichische Regierung doch im Interesse ihrer Untertanen selbst Bedenken getragen, hier gleich von vornherein unübersteigbare Zollschranken zu errichten, und man rechnet, daß bis 1748 der Handel Schlesiens

¹⁾ Vgl. darüber die Ausführungen in Grünhagen, Friedrich d. Gr. und die Preßlauer, S. 5. Die preussische Proposition an die neuen Kriegs- und Domänenkammern vom 19. Dezember 1741 sagt von dieser alten „Dorfaccise“ wohl nicht mit Unrecht, dieselbe habe viele falsche Eide und Unterschleife, ganz besonders aber fortwährende unverantwortliche landkundige Placereien im Gefolge gehabt.

²⁾ Während z. B. in Frankreich der Bauer mehr als 50 % seines Ertrages an Steuern zu zahlen hatte, stellte sich bei dem schlesischen Bauer infolge der niedrigen Veranschlagung aller Werte die Steuer thatsächlich nur auf 25 %, und man behauptet, daß er eben infolge der Veranschlagung im Verhältnisse nicht mehr zu zahlen hatte, als der Edelmann, bei dem manche veranschlagte Nutzungen vieler Zufälligkeiten unterworfen waren, und welchem auch der Betrieb der Landwirtschaft im großen und ganzen teurer zu stehen kam, als dem Bauer; Klöber II, 213.

mit den österreichischen Erblanden noch ein ansehnlicher gewesen und erst von da ab ins Stocken gekommen ist ¹⁾, und zwar stand in dieser Zeit die Bilanz der Ausfuhr und Einfuhr günstiger für Oesterreich als für Schlesien, wenn gleich thatsächlich die importierten Artikel (an erster Stelle Flachß und Garn) vielfach Rohmaterialien waren, von denen Schlesien den Gewinn der Verarbeitung zog, anderes weiter nach anderen Ländern verführt wurde. Die Hauptsache dabei war, daß sich auch nach dieser Seite hin die Übergangszeit weniger verlustvoll gestaltete, als man wohl hatte fürchten können.

Ganz ohne Verluste ging es natürlich nicht ab, und namentlich in Oberschlesien, wo überdies der bei Oesterreich zurückbehaltene Streif am Gebirge die besten Bleichen enthielt, ging namentlich die Industrie etwas zurück; aber im großen und ganzen dürfen wir doch von einem bemerkenswerten Aufschwunge des Landes seit dem Beginne der preussischen Herrschaft sprechen. So ward z. B. die schlesische Leinwand damals ziemlich nach ganz Europa versendet, und der Betrag ihrer Ausfuhr, den man 1740 auf etwa drei Millionen Thaler veranschlagt hatte, war bereits 1748 um eine halbe Million gestiegen und bezifferte sich 1752 bereits auf 4,625,000 Thaler ²⁾; ein kundiger Berichterstatter sieht sogar diese Periode vor dem Siebenjährigen Kriege als die eigentliche Blütezeit des schlesischen Leinwandhandels an ³⁾. Aber auch auf dem Gebiete der Tuch- und Wollenwaarenindustrie steigt der Export in der Zeit vor dem Siebenjährigen Kriege bis zu der Höhe von 1½ Millionen jährlich, eine Ziffer, die er dann 14 Jahre nach dem Friedensschlusse noch nicht wieder erreicht hat ⁴⁾. Und ebenso auf dem Gebiete der lange vernachlässigten Montanindustrie fing es sich jetzt an zu regen, und zwar war es die Regierung, welche um die Mitte des Jahrhunderts durch die Gründung der großen Eisenwerke von Malapane und Kreuzburgerhütte die Initiative ergriff zur Ausbeutung der mineralischen Schätze Oberschlesiens, unter denen freilich damals die schwarzen Diamanten noch nicht mitzählten. In der Zeit von 1752—1770 stieg dann auch bei den Montanprodukten bereits der Export um ein Drittel. Im großen und ganzen erscheint für Schlesien im Jahre 1752 die Ausfuhr auf nahezu 10 Millionen Thaler gestiegen, die, einer Einfuhr von etwa 7½ Million gegenüberstehend, immer noch ein Plus fast 2½ Millionen ergab ⁵⁾.

Wenn sich so die Erwerbsverhältnisse in Schlesien nicht ungünstig gestalteten, so hatte die Regierung ein wesentliches Verdienst dabei; denn es war wirklich bewundernswürdig, welchen Eifer dieselbe nach dieser Seite hin an den Tag legte. Der König selbst nahm das lebhafteste Interesse an den hier in Schlesien zu treffenden Verbesserungen, und die Anlage einer neuen Fabrik, namentlich aber die Einbürgerung eines neuen Industriezweiges wurde von ihm mit Freude begrüßt und nach Kräften begünstigt. Gewerbfließige Ausländer bemühte man sich durch allerlei lockende Versprechungen ins Land zu

¹⁾ Zöllner, Briefe über Schlesien II, 419.

²⁾ Vgl. die dem 31. Bande der „Schles. Provinzialbl.“, S. 512 beigegebene Tabelle.

³⁾ [Klöber], Von Schlesien vor und nach dem Jahre 1740 (Freiburg 1785) II, 310 u. 319.

⁴⁾ Ebd. S. 327.

⁵⁾ Angeführt bei Rante a. a. O., S. 261.

ziehen, eine sehr sorgfältig abgewogene Zollpolitik suchte durch Schutzzölle und Ausführverbote den Gewinn der Verarbeitung des rohen Materials dem Lande zu sichern, während anderseits auch, wie dies namentlich bei der Textilindustrie geschah, die gewerbliche Produktion unter beständiger Aufsicht gehalten wurde, um zu verhüten, daß nicht ein Mangel an Solidität den Kredit der schlesischen Industrie gefährde.

Wohl wurde durch diese überall sich geltend machende Bevormundung von oben die freie Bewegung der Einwohner vielfach gehemmt, und nicht immer trafen die Anordnungen das Richtige, aber der ganz unverkennbare Eifer für das Beste des Landes, den die Regierung zeigte, gewann ihr doch auch viele Herzen, um so mehr, da sich dieselbe doch den Vorstellungen und Bitten der Schlesier sehr zugänglich zeigte, und es entspann sich so ein näheres, auf gegenseitiges Vertrauen gegründetes Verhältnis zwischen Regierung und Volk, welches die österreichische Zeit nicht gekannt hatte.

Ein solches Vertrauen hatte früher schon deshalb nicht entstehen können, weil damals und nicht ohne Schuld der Regierung doch die Meinung allgemein verbreitet war, gegen einen Staatsangehörigen der durch Geburt, Ansehen oder Reichthum begünstigten Minderheit sei nicht wohl Recht zu erlangen. Dem gegenüber verhieß jetzt des Königs oft ausgesprochene und schnell allgemein bekannt gewordene Grundsätze jedem einen sicheren Rechtsschutz, und die ganze Art der preussischen Verwaltung und Rechtspflege war, wie unbequem ihre Schroffheit und Härte wohl auch dem Einzelnen werden konnte, doch im großen und ganzen dazu angethan, den Schlesiern die Überzeugung zu geben, daß jetzt das Gesetz nicht bloß dem gemeinen Manne, sondern auch dem Reichen und Vornehmen feste Schranken ziehe, die derselbe nicht ungestraft überschreiten dürfe.

Und diesem schnell angebahnten freundlicheren Verhältnis zwischen der Einwohnerschaft und der neuen Regierung vermochte dann die Erinnerung an die gewalthätige Art, mit welcher König Friedrich den Resten von Selbstverwaltung in der Ständeverfassung und den municipalen Einrichtungen zuleibe gegangen war, nicht besonders großen Eintrag zu thun.

Es waren doch im wesentlichen aristokratische Privilegien, welche dabei getroffen worden waren, an denen weder der gemeine Mann, noch auch der gebildete Teil der Bürgerschaft ein näheres Interesse nahm. Die schlesischen Stände hatten sich selbst diskreditirt durch ihre klägliche Finanz- und Steuerverwaltung; niemand hatte Grund zu klagen, als ihnen dieselbe abgenommen ward. Und was die kommunale Verwaltung der schlesischen Städte anbetraf, so hatte diese die österreichische Regierung den Schlesiern verleidet, dadurch daß sie auch in überwiegend protestantischen Orten das katholische Bekenntnis zur Bedingung der Wählbarkeit gemacht hatte. Wenn jetzt die neue Regierung hier einen Wechsel der Personen eintreten ließ und die municipale Verwaltung einer Kontrolle unterwarf, fand das bei der Mehrzahl der Einwohner Billigung. In der Hauptstadt war dies allerdings anders. Hier war umgekehrt das protestantische Bekenntnis in der Stadtverwaltung allein herrschend, aber die oligarchische Verfassung hatte in der Bürgerschaft wenig Sympathien, und bei der zweideutigen Haltung des Rates während des Krieges, wo immerfort der Argwohn geheimer Einverständnisse mit den Österreichern und Besorgnis vor Plänen, die Stadt denselben in die Hände zu spielen, die

Gemüther beunruhigte, hatte man es sehr in der Ordnung gefunden, ja geradezu gewünscht, daß der König hier selbst die Zügel des städtischen Regiments in die Hand nahm und der Stadt ein Oberhaupt setzte in der Person des Direktors v. Blochmann, der dann übrigens sich schnell hier Sympathieen zu erwerben verstanden hat.

Überhaupt hatten auch die durchgreifenden Maßregeln der neuen Regierung immer ja eine Rechtfertigung in dem noch fortdauernden Kriegszustande, und selbst in den nächstbetroffenen Kreisen hielt man dabei an der Hoffnung fest, manches werde sich nach wiederhergestelltem Frieden in die alten Gleise zurückführen lassen.

Kurz nach allen diesen Seiten hin glückte es der preussischen Regierung mit der Mehrzahl ihrer neuen Unterthanen in ein gutes und freundliches Verhältnis zu kommen, so daß diese von ihrem neuen Herrscher Gutes hofften und erwarteten, sobald der wiederhergestellte Friede das gestatten würde ¹⁾. Nur in einem Punkte schnitt die neue Ordnung der Dinge den Schlesiern einigermaßen ins Fleisch, nämlich in Sachen des Militärs.

In der ersten Zeit des Krieges hat einmal ein Breslauer Patrizier (also wahrscheinlich ein Protestant) an den böhmischen Kanzler Grafen Kinsky geschrieben, es gäbe hier niemanden, der nicht den himmelweiten Unterschied zwischen dem bisher empfundenen glimpflichen *regimon togatum* und einem zu besorgenden *regimon sagatum* handgreiflich einsehe ²⁾.

Und nicht bloß in den Breslauer Patrizierkreisen war eine Abneigung gegen das preussische *regimon sagatum* verbreitet. Die Schlesier waren sehr wenig in Verührungen mit dem Militär ihres Landesherrn gekommen. In der ganzen Provinz hatten nur wenig tausend Mann und diese in den Festungen gelegen; jeder Durchmarsch einer Truppe hatte erst lange Verhandlungen mit den Ständen gekostet, und wenn ein solcher nicht abzuwenden war, hatte man ihn wie eine große Kalamität angesehen. In Breslau waren ja sogar auf Grund eines immer respektierten Gewohnheitsrechtes kaiserliche Truppen ein für allemal ausgeschlossen, sie durften nicht einmal auf Durchmärschen hier zeitweilig Quartier nehmen, sondern wurden von einer Abteilung städtischer Miliz möglichst schnell zu einem Thore herein, zum anderen hinausgeleitet. Das Militär stand im allgemeinen im schlechten Rufe, als zügellos und gewaltthätig. Die Einwohnerschaft wich jeder Verührung mit ihm soviel als möglich aus, denn die Furcht, die man vor ihm empfand, war doch nicht frei von Geringschätzung; wenn ja die Stände einmal Soldaten zu stellen hatten, konnten dieselben nur aus der alleruntersten Schicht des Volkes geworben werden. Wohl hatte man hier, als dann die Preußen einrückten, diese Soldaten besser gefunden, als man vorausgesetzt, hatte ihre Ordnung und Manneszucht bewundert, aber als nun die militärischen Einrichtungen auch auf Schlesien ausgelehnt wurden, erschraf man doch.

Schon das gewaltthätige Verfahren der Werbeoffiziere, denen, obwohl es an Edikten gegen ihre Ausschreitungen nicht fehlte ³⁾, doch um des Zweckes

¹⁾ Sehr entschieden kommt diese Stimmung auch in dem unter Beil. 7 mitgetheilten Gedichte zum Ausdruck.

²⁾ Grünhagen, Friedrich d. Gr. und die Breslauer, S. 115.

³⁾ Solche sind schon vom 20. November und 25. Dezember 1741 erhalten, und

willen mancherlei nachgesehen werden mußte, erregte viel böses Blut. Andererseits erschien doch, wie sehr man auch die strenge Mannszucht billigte, die Art der Behandlung des gemeinen Mannes und die Härte der Strafen, denen dieselben unterlagen, den unkriegertischen Einwohnern barbarisch; die ihnen wiederholt auf das ernsteste eingeschärft Verpflichtung, zur Ergreifung eines flüchtig gewordenen Soldaten selbst eifrig thätig zu sein, wollte ihnen nur schwer in den Kopf, und noch schwerer natürlich, daß eine mitleidige Seele, die solch einem armen Teufel bei seiner Flucht Vorschub geleistet hatte, dadurch das Leben verwirkt haben sollte, wie das die preussischen Behörden alles Ernstes annahmen und in einzelnen Fällen auch durch ein statuiertes Exempel bestätigten ¹⁾.

Diese Verhältnisse fielen natürlich besonders schwer ins Gewicht, als 1742 die preussische Kantonsverfassung auch in Schlesien eingeführt wurde und nun regelmäßige Aushebungen Tausende von Landeskindern ihrem Berufe entriß, in das Heer einfügten und auf längere Jahre hin unter jenes gefürchtete eiserne Regiment stellten. Wohl war diese Kantonsverpflichtung nicht mit der allgemeinen Dienstpflicht zu vergleichen, die Zahl der Exemtionen war sehr groß und deshalb die Ziffer der wirklich Enrollierten verhältnismäßig niedrig (etwa 1420 pro Jahr aus ganz Schlesien ²⁾); und nachdem die Mannschaften einexerziert waren, wurden sie in Friedenszeiten gewöhnlich nur drei Monate des Jahres bei der Fahne behalten und für die übrige Zeit beurlaubt ³⁾. Aber der Schrecken vor der Enrollierung war doch sehr groß; er trieb in Oberschlesien die Jugend scharenweise zur Flucht über die Landesgrenze ⁴⁾, und an die weitverbreitete Abneigung gegen die Kantonspflicht appelliert noch im zweiten schlesischen Kriege das Patent Maria Theresias (vom 1. Dezember 1744), welches den Schlesiern verheißt, sie bei der Zurückführung unter das österreichische Scepter von „der ewigen Slaverei“ zu befreien, in welche dieselben die preussische Enrollierungskantons verlegt hätten, die es keinem Vater mehr gestatteten, über seine Kinder zu verfügen.

Auch sonst legten die Militärverhältnisse Lasten auf. Schwer empfand z. B. der Bauer die allerdings auch für Zivilbeamte geltende, aber doch vor-

daß der König selbst in jener Rede vom 8. November 1741 in diesem Punkte Abhilfe zusagt, läßt darauf schließen, daß er von Klagen der Einwohner gehört hatte.

¹⁾ Allerdings mischten sich da auch andere Momente herein, und wiederholt sind Fälle zur Untersuchung und Bestrafung gekommen, wo katholische Geistliche Glaubensgenossen in der preussischen Armee zur Flucht verholfen haben sollten. Die in Bd. V der Ss. rer. Siles. gedruckten Breslauer Klosterzeitungsblätter weisen verschiedene solche Fälle nach, wo dann allerdings nur Geld- oder Gefängnisstrafen zur Anwendung gekommen sind. Dagegen ward einmal (1757) in Glatz ein fürchtbares Exempel an einem katholischen Geistlichen statuiert, der wirklich gehängt worden ist. (Wedekind, Geschichte der Grafschaft Glatz, S. 483 ff.) Der Breslauer Kontroversprediger zu St. Matthias hat einst in seiner kapuzinerhaften Weise gepredigt, die Schlesier hätten jetzt zu den zehn Geboten noch drei neue dazu erhalten; du sollst nicht räsonnieren, du sollst die Steuer zahlen und du sollst die Ausreißer von der Armee anhalten (Schles. Volkszeitung 1872, Nr. 248).

²⁾ General-Nachweisung zc. im Breslauer St.-A. P. A. VIII, 1^b (1752).

³⁾ Driß's Verwaltungsbestimmungen und Einrichtungen in Schlesien im vorigen Jahrhundert; Schles. Zeitschr. XIV, 293.

⁴⁾ Aus der noch näher anzuführenden Stöckelschen Denkschrift von 1756; P. A. VIII, 171^a im Breslauer St.-A.

Es konnte als ein Beweis des Vertrauens gelten, daß die Einwohner in die neuen Zustände setzten, daß, als es sich zu Ende des Jahres 1741 um die Ernennung der zur Verwaltung der 35 Kreise zu berufenden Landräthe handelte, von den dazu ausersehenen Edelleuten ein einziger die Annahme des Amtes verweigerte, wie wenig auch die Höhe des Gehaltes (300 Thaler) dazu anlocken konnte.

Was der König bezüglich der Steuerreform dem Lande versprochen, die binnen Jahr und Tag anzufertigende genaue Verzeichnung aller Intraden des Landes als unerläßliche Voraussetzung einer rationellen Besteuerung, während eine solche bisher durch das Festhalten an dem in keiner Weise mehr zupassenden Kataster von 1527 so gut wie unmöglich gewesen war, ward nun wirklich treulich erfüllt; nachdem man schon im Februar 1742 mit je einem niederschlesischen und je einem mittelschlesischen Kreise (Schwiebus und Frankenstein) den Anfang gemacht, ward man Anfang Juni 1743 mit Niederschlesien außer Glas fertig, im Oktober desselben Jahres auch mit Oberschlesien, und Anfang November trat auch die Grafschaft Glas hinzu ¹⁾.

Wohl wird man nicht verschweigen dürfen, daß hier in gewisser Weise dem neuen Herrscher die Frucht der größten That, deren sich die vorige Regierung seit Jahrhunderten rühmen konnte, zugefallen ist, insofern man in Schlesien seit dem Jahre 1721 an der Herstellung eines neuen Katasters gearbeitet und sehr umfangreiche Vorarbeiten zustande gebracht hatte; indessen gebührt doch den preussischen Beamten, welche auf den gegebenen Grundlagen, die übrigens noch vielfach der Kontrolle und Ergänzung bedurften, das große Werk nun in solcher Schnelle zum Abschlusse brachten, und unter denen die Räte v. Thiele und Ziegler wohl an erster Stelle genannt zu werden verdienen, die vollste Anerkennung.

Der neue Kataster stellte nun die übrigens durchschnittlich sehr niedrig veranschlagten Ertragswerte heraus ²⁾, welche dann die konstante Norm der davon als Steuer zu entrichtenden Prozente abgaben, so daß bei einer Melioration der Besitzungen, wie sie der König wünschte, die Steuer thatsächlich gemindert wurde. Was die Festsetzung dieser Prozente anbetrifft, so ist es interessant zu erfahren, daß der König gewünscht hätte, die bäuerlichen Besitzungen den adeligen Gütern im Punkte der Steuer ganz gleichzustellen und nur zwischen geistlichem und weltlichem Grundbesitze zu unterscheiden und diesen durchschnittlich mit 28½ Prozent zu belegen, während jener wegen seiner sonstigen Unproduktivität dem hohen Satze von 65 Prozent unterliegen sollte. Doch mit Rücksicht auf die große Ungleichmäßigkeit, die dann den anderen preussischen Provinzen gegenüber sich herausgestellt haben würde, gab er nach, und nach manchen Verhandlungen wurden diese Verhältnisse so geordnet, daß die königlichen Domänen, die fürstlichen und adeligen Güter, die Pfarr- und Schullehreräcker 28½ Prozent, der Fürstbischof von Breslau 33½, der bäuerliche Grundbesitz 34, die Güter der geistlichen Ritterorden 40, die

¹⁾ A. von Einrichtung des Kontributionswesens in Schlesien (Schles. Minist.-Registatur).

²⁾ Ein recht schlagendes Beispiel dafür führt Klöber (Schlesien vor und nach 1740) II, 211 an: „Der schlesische Scheffel Weizen war mit 24 Sgr. angesetzt, während er selten unter 2 Thlr. herunterging.“

Stiftsgüter 50 Prozent zu zahlen hatten. Die nicht grundbesitzenden Bewohner des platten Landes fanden sich mit einer ziemlich niedrigen Nahrungs-, resp. Gewerbesteuer ab, während die Städte ihren Anteil durch eine auf die notwendigsten Lebensmittel gelegte Konsumtionssteuer, also eine Art Accise aufbrachten, die jedoch mit der alten österreichischen das ganze Land umfassenden sehr unzuwehmäßig eingerichteten und überaus verhassten Accise ¹⁾ wenig gemein hatte. Auf diesem Wege wurde dann aufgebracht etwa $\frac{1}{3}$ der ganzen Steuersumme, während der Bauernstand $\frac{2}{3}$ kontribuierte und ebenso viel etwa die geistlichen und adeligen Güter zusammen.

Bei der Festsetzung des überhaupt von dem Lande aufzubringenden Quantum hatte man einen Durchschnittssatz dessen, was Schlesien unter österreichischer Herrschaft dem Landesherren gezahlt hatte, zugrunde gelegt, in der Höhe von etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen. Es war genauer gesehen mehr als man früher bezahlt hatte, insofern es in der alten Zeit unter mancherlei Formen mit Gegenrechnungen u. möglich gewesen war, um manche Zahlungen herumzukommen, andererseits auch die Steuerreste immer eine große Ziffer betragen hatten, während jetzt — abgesehen von Kalamitäten, für die Steuernachlässe ausdrücklich gesetzlich vorgesehen waren — die Abgaben mit einer Strenge eingetrieben wurden, von der früher gar keine Rede gewesen war.

Dagegen ward die Steuerlast infolge der unvergleichlich rationelleren Verteilung viel weniger drückend empfunden als früher, und so war nach dieser Seite hin die Lage der Schlesier eine viel bessere geworden. In der That, obwohl hier das Land eine verhältnismäßige große Anzahl von Soldaten zu erhalten hatte, so daß $\frac{3}{4}$ aller Einkünfte von dem Militärbudget verschlungen wurden, so war doch dank eben den musterhaften Steuereinrichtungen die Last der Abgaben nicht allzu drückend und geringer als in den meisten anderen Großstaaten ²⁾.

Und auch nach anderer Seite hin gestaltete sich die materielle Lage der Schlesier nicht ungünstig. Die Lösung der Provinz aus dem bisherigen Staatsverbande hatte für Handel und Verkehr doch nicht so nachteilige Folgen, wie man wohl hätte voraussetzen können. Einmal war Schlesien thatsächlich keineswegs so ausschließlich auf den Verkehr mit den anderen österreichischen Provinzen angewiesen. Zollschranken mannigfacher Art hatten dem lange entgegengestanden und waren erst in letzter Zeit zum Teil wenigstens gefallen. Auch hatte die österreichische Regierung doch im Interesse ihrer Unterthanen selbst Bedenken getragen, hier gleich von vornherein unübersteigbare Zollschranken zu errichten, und man rechnet, daß bis 1748 der Handel Schlesiens

¹⁾ Vgl. darüber die Anführungen in Grünhagen, Friedrich d. Gr. und die Breßlauer, S. 5. Die preussische Proposition an die neuen Kriegs- und Domänenkammern vom 19. Dezember 1741 sagt von dieser alten „Dorfaccise“ wohl nicht mit Unrecht, dieselbe habe viele falsche Eide und Unterschleife, ganz besonders aber fortwährende unverantwortliche landkundige Plackereien im Gefolge gehabt.

²⁾ Während z. B. in Frankreich der Bauer mehr als 50 % seines Ertrages an Steuern zu zahlen hatte, stellte sich bei dem schlesischen Bauer infolge der niedrigen Veranschlagung aller Werte die Steuer thatsächlich nur auf 25 %, und man behauptet, daß er eben infolge der Veranschlagung im Verhältnisse nicht mehr zu zahlen hatte, als der Edelmann, bei dem manche veranschlagte Nutzungen vielen Zufälligkeiten unterworfen waren, und welchem auch der Betrieb der Landwirthschaft im großen und ganzen teurer zu stehen kam, als dem Bauer; Köber II, 2

die Thatfache hinwegzuhelfen, daß es mit der Rolle der herrschenden Kirche nun für sie vorbei war, und schon dies genügte, um sie den Wechsel der Dinge beklagen und die alte Zeit zurückwünschen zu lassen, und es hat sich das doch geltend gemacht, als der Breslauer Friede dann einen ganzen Landesteil mit fast ausschließlich katholischer Bevölkerung zu Preußen brachte. Wie es nach dem Frieden in Oberschlesien zugegangen ist, schildert die Denkschrift eines patriotischen Mannes vom Jahre 1756 mit folgenden Worten: „Gewisse Vorurteile des gemeinen Mannes, so theils durch den Unterschied der Religion, theils durch fürchterliche Ideen, theils durch frühe und scharfe Applikation der sonst nützlichen Kantonsverfassung verursacht worden, entzogen dem preussischen Oberschlesien den größten Teil seiner jungen Fabrikanten und Mannschaft und verstärkten den gegenseitigen Anteil.“¹⁾

Indessen war dies nur die Wirkung des ersten Schreckens; man hat sich doch auch in Oberschlesien allmählich in die neue Ordnung der Dinge gefunden, wenigstens haben ernsthaftere Äußerungen von Unzufriedenheit sich nicht bemerkbar gemacht, und selbst als im zweiten schlesischen Kriege die Oesterreicher wiederum die Grenze überschritten und in Schlesien eindrangten, haben sie nicht eben viel Sympathieen gefunden. In den protestantischen Grenzkreisen des Gebirges war das kaum anders zu erwarten, aber auch in der Grafschaft Glatz und in Oberschlesien, wo allerdings die hier eingedrungenen räuberischen Scharen von Ungarn wenig dazu angethan waren, sich als Befreier begrüßen zu lassen, ist jenes Manifest Maria Theresias, welches die Schlesier unter die milde österreichische Herrschaft zurückführen sollte, fast wirkungslos verhallt. Einige katholische Edelleute haben sich kompromittiert und sind an ihren Gütern gebüßt worden, sonst aber hat sich „das österreichische Geblüte“ wenig geregt, und der Eifer, mit welchem es sich dann König Friedrich angelegen sein ließ, die Wunden, welche der Krieg dem Lande geschlagen, wieder zu heilen, befestigte nur noch das Band zwischen dem Herrscher und seinen neuen Unterthanen.

In der That dürfen wir uns nicht damit begnügen, zu berichten, daß Schlesien sich in die preussische Herrschaft gefunden habe; wir müssen darüber weit hinausgehend konstatieren, daß, während die fast zweihundertjährige österreichische Herrschaft nicht vermocht hatte, die Schlesier mit den übrigen Erblanden verwachsen zu lassen, dies in wenigen Jahrzehnten den Preußen gelungen ist. Die Zeit vor 1740 kannte das, was wir Patriotismus nennen, kaum. Es wäre den Schlesiern nicht eingefallen, sich als Oesterreicher zu fühlen, innerlich verbunden mit den anderen Bewohnern, die mit ihnen unter gleichem Scepter standen; selbst das landschaftliche Band, das die Schlesier unter einander verknüpfte, war nur ein sehr loses, wirkliche Anhänglichkeit fühlte höchstens der Bürger für seine Vaterstadt; vor deren Thoren aber fing eigentlich, wie dies im Mittelalter der Fall war, schon die Fremde an. Dies wird anders unter der Regierung Friedrichs des Großen, und als derselbe die Augen schloß, waren die Schlesier Preußen geworden, sie fühlten sich als Angehörige dieses Staates. Man kann sich darüber nicht täuschen, man darf nur eine der provinzialen Zeitschriften jener Zeit aufschlagen, und man findet unzählige Bestätigungen dieser Gesinnung.

1) Von Stödel; Breslauer St.-A. in P. A. VIII, 171.

Es ist in der That kaum zu bezweifeln: 1786 waren die Schlesier bereits von jenem Patriotismus erfüllt, der sich dann in der harten, schweren Prüfung von 1806 an oft so rührend geltend gemacht, und der 1813 hier mit einer Gewalt austrat, die König Friedrich Wilhelm III. selbst übertrifft hat.

Fragen wir, wie das gekommen ist, so werden wir eingestehen müssen, daß zu dem Maße, der die Schlesier den übrigen Provinzen so eng verbunden hatte, Blut und Eisen das Ihrige gethan haben, daß ganz besonders in den furchtbaren Jahren des Krieges das Gefühl groß geworden ist, welches diejenigen einander näher verknüpfte, die jene schwere Zeit vereint durchgemacht hatten. Mit ihnen theilten die Schlesier die Erinnerung an die Drangsale jener Kriegsjahre, aber auch den Ruhm derselben, mit ihnen den Stolz auf den König, der halb Europa siegreich zu widerstehen vermocht hatte, und auf den jetzt die ganze Welt mit Bewunderung blickte.

In der That hat die Persönlichkeit des großen Königs an dem Preussischwerden von Schlesien ihren bedeutsamen Anteil und hat in diesem Sinne von Anfang an gewirkt. Wenn es ein Segen der Monarchie ist, daß sie die Idee des Staates, gleichsam verkörpert in der Person des Monarchen, auch dem schlichten Verstande des gemeinen Mannes entgegenbringt und auf denselben wirken läßt, so hatten die Schlesier diesen Segen lange entbehren müssen.

Von den Schlesiern, die 1740 lebten, hatte kaum einer einen ihrer östereichischen Herrscher erblickt. Seit König Ferdinand 1617 hatte keiner derselben die schlesischen Grenzen überschritten, all der Zauber, den auszuüben einem gekrönten Haupte damals noch viel leichter wurde als jetzt, hatte nie seine Wirkung gethan, bis nun König Friedrich kam an der Spitze eines stattlichen Heeres, im vollen Schmuck der Jugend, mit den blitzenden Augen und dem herzugewinnenden Lächeln, mit Glanz und Hoheit angethan und doch leutselig gegen jedermann¹⁾. Durch ganz Schlesien zog er an der Spitze seiner Truppen; von weit her strömten die Menschen, um ihn vorüberreiten zu sehen; die höchste Gewalt war keine leere Abstraktion mehr, sie war verkörpert unter die Augen des Volkes getreten, man hatte wieder einen König und trug sein Bild im Herzen. Von da an woben sich still aber stetig Fäden von Liebe und Anhänglichkeit zwischen dem Könige und seinen neuen Unterthanen. „Euer Abgott hat gesiegt“, rief am Abend von Mollwitz ein österreichischer Offizier den Bauern eines Dorfes um Brieg zu.

Und als dann in immer steigendem Maße Friedrichs Kriegsrühm die Welt erfüllte, da begegnete die Kunde davon bei den Schlesiern schon dem stolzen Bewußtsein, daß das ihr König sei, den die Welt so feiere, und der Anteil daran trug viel dazu bei, die Menschen aufrecht zu halten in den trüben Tagen des langen Krieges. Der geplagte Bauer, der schwergeschädigte Bürger, der mit entwertetem Gelde überfänglich bezahlte Beamte, der in Schulden gestürzte Gutsbesitzer, sie alle haben in der Not der Zeit mehr, als wir es uns jetzt vorzustellen vermögen, von dem Ruhme des Königs gezehrt und die durch Überlieferung bald ins Wunderbare gefärbten Nachrichten von seinen Siegen als die einzigen Lichtblicke erkannt in dem grausen Dunkel jener Tage. Und

1) Vgl. den Bericht von Podewitz in Beil. 5.

als dann der Friede kam, da weihte gerade in Schlesien, dem Schauplatze so vieler Schlachten, so herrlicher Siege ein rührender Kultus rings das Land mit Erinnerungen an den großen König. Wer will all die Stätten zählen, die hier in Schlesien an den alten Fritz erinnern, die Bäume, unter denen er gerastet, die Hügel, von denen er Umschau gehalten, die Häuser, in denen er gewohnt haben soll? Vor allem aber war die Sage geschäftig, neben dem, was die wirkliche Geschichte bot, noch zahlreiche romantische Erzählungen zu erfinden von merkwürdigen Gefahren, die der König bestanden, und von wunderbaren Rettungen aus solchen Gefahren, oft durch die Hand eines sehr unscheinbaren Mannes oder gar eines Weibes.

Wie unwahrscheinlich auch diese Geschichten der Mehrzahl nach waren, das Volk glaubte sie und pflanzte sie eifrig fort. Wohl liebt der Volksgeist derartige Erzählungen, er findet eine Art ausgleichender Gerechtigkeit in dem Gedanken, das Leben eines Helden, der die Welt mit seinem Ruhme erfüllt, einen Augenblick in der Hand eines niedriggeborenen Mannes zu sehen; aber was hier allen jenen altfranzösischen Erinnerungen zugrunde lag, war doch an erster Stelle der Wunsch, sich ein Andenken zu gewinnen an den großen König und die engen Kreise des eigenen Daseins, die Umgebungen des täglichen Lebens zu weihen durch die Erinnerung an den Augenblick, wo ein Strahl jenes funkelnden Gestirns sie flüchtig streifte.

Und mit diesem Kultus des alten Fritz ist die Idee des Staates, der Zusammengehörigkeit zu einem großen Ganzen, kurz das, was wir Patriotismus nennen, erst recht eigentlich in die Herzen der Schlesier eingezogen. In der Anhänglichkeit an den König haben sie das Band gefunden, das sie zu größerer Gemeinschaft verknüpfte, in der Erinnerung an den alten Fritz sind sie Preußen geworden. Den Begriff des Vaterlandes, den Schlesien vor 1740 gar nicht gekannt hatte, des Vaterlandes, für welches dann 1813 unsere Jugend begeistert die Waffen ergriff, hat erst Friedrich den Schlesiern geschenkt, und diesem Geschenke gegenüber fällt das, was er ihnen genommen, und was er ihnen auferlegt, federleicht in die Waagschale.

So darf es denn gesagt werden: dem Könige, der den kühnen Gedanken der Gewinnung Schlesiens allein gefaßt und gleich bewundernswürdig mit dem Schwerte wie mit der Feder durchgeführt hat, und der dann das Land in furchtbaren Kämpfen, man kann wohl sagen, mit seinem Herzblute behauptet, gebührt auch der beste Teil an der kaum minder schwierigen Arbeit, das Land innerlich seiner Monarchie zu verknüpfen. Wie die Festungen des Landes, hat er die Herzen seiner Bewohner zu erobern verstanden, ohne doch je einem Haßchen nach Popularität die Grundsätze seiner Politik zu opfern, und als er die Klugen schloß, hatten die vier Jahrzehnte seiner Herrschaft hingereicht, die neue Provinz so fest an Preußen zu kitten, daß die schwersten Prüfungen, welche der Monarchie Friedrichs vorbehalten waren, die Treue der Schlesier nicht einen Augenblick zu erschüttern vermocht haben.

Schlusskapitel. Resultate.

Für Preußen war das Resultat des ersten schlesischen Krieges die Vergrößerung der Monarchie um ein volles Drittel an Landgebiet, an Einwohnern, an Einkünften, — ein Zuwachs, wie ihn in solcher Ausdehnung nicht leicht einmal ein Staat aufzuweisen hatte, die großartigste Erwerbung, die bis dahin je einem Hohenzollern gelungen war. Mit ihm konnte es möglich werden, allerdings auch noch mit Anspannung aller Kräfte des Staates, diesen letzteren den Mächten einzureihen, welche daran denken mochten, ohne Anlehnung an andere für ihre Politik ein freies Selbstbestimmungsrecht in Anspruch zu nehmen, ihre Impulse nur von den eigenen Interessen zu empfangen.

Friedrich hat sich schwerlich einen Augenblick darüber getäuscht, daß solche gewaltige Abtretung, wie die war, zu welcher hier der Zwang der Umstände seine Gegnerin gedrängt hatte, sich kaum vollzieht, ohne daß die Hoffnung zurückbleibt, günstigere Umstände könnten eines Tages das Verlorene zurückerwerben lassen. „So lange das Haus Oesterreich besteht, wird es Schlesien nicht vergessen“, schreibt er damals ¹⁾; „ich kann kein Zutrauen haben zu einem Hofe, dem die mir gemachten Abtretungen immer zu Herzen gehen, und der bei der ersten Gelegenheit versuchen würde, sie wiederzunehmen.“ ²⁾ — Der Schluß, den er daraus zog, war: „Es ist immer gut, auf dem *qui vivo* zu stehen und nicht durch Saumseligkeit das zu verlieren, was man durch Thätigkeit gewonnen hat.“ ³⁾ Er gedenkt mit Schnelligkeit und Energie Festungen zu gründen, das Heer zu vermehren, die Finanzen in Ordnung zu bringen und Allianzen zu schließen, deren Garantien den Nachbarn gegenüber ein gewisses Relief geben. Dann hofft er sich auf der hohen Stufe erhalten zu können, welche ihm zu erklimmen beschieden gewesen ⁴⁾.

Wir sahen bereits, wie er in Verfolg dieses Programms eiligst daran ging, die Kräfte der neuen Provinz durch eine Steuerreform sich zu er-

1) Den 28. Juli; Polit. Korresp. II, 239.

2) Ebd. S. 260.

3) An Podewills, den 27. September 1742; ebd. S. 275.

4) Dgl. den 20. Juni; ebd. S. 211.

schließen und zu freier Verfügung zu haben. Das Heer wurde um 18,000 Mann vermehrt, und in Schlefien arbeiteten unablässig Tausende an der Verstärkung der dortigen Festungen; noch vor Abschluß des Friedens (am 29. Mai 1742) ward zu dem starken und großen Fort Preußen, das er bei Neiße errichten ließ, der Grundstein gelegt, 1743 ward zur Sicherung Oberschlesiens eine neue Festung Kosel errichtet, nach dem zweiten schlesischen Kriege trat dann auch Schweidnitz in die Reihe der befestigten Städte. Auch ein Bündnis schloß er, ganz geeignet, ihm bei seinen Nachbarn, wie er es wünschte, ein Relief zu geben. Am 29. November 1742 kam eine feierliche Defensivallianz mit dem Hauptverbündeten seiner Gegnerin, mit England, zustande; ein Avis an die Königin von Ungarn, daß derselben bei einem Angriffe auf Preußen die schwer entbehrlichen Subsidien Englands fehlen würden. Und am 27. März folgte ein zweites Bündnis, mit Rußland.

Der König hatte die englische Allianz erst geschlossen, nachdem er durch die unumwundensten und unzweideutigsten Erklärungen den Engländern jede Hoffnung benommen hatte, ihn vermitteltst dieses Bündnisses in einen Krieg mit Frankreich zu verwickeln ¹⁾, er wollte davon auf keine Weise hören. Unmittelbar nach dem Abschlusse der Präliminarien zeichnet Friedrich seinem Minister sein Programm sehr bestimmt vor: „Ein glücklicher Quietismus soll für einige Jahre die Basis unserer Politik bilden. Um den Staat zu konsolidieren, brauchen wir einige Jahre des Friedens, Ihr müßt deshalb alle Eure Aufmerksamkeit darauf richten, Euch in keine Allianz einzulassen, die uns, unter welchem Vorwande es immer sei, gegen meinen Willen in einen Krieg hineinziehen könnte.“ ²⁾

Wie geschäftig auch eine mißgünstige Diplomatie, die vorzugsweise aus Dresden ihre Inspirationen empfing, darin war, Gerüchte von neuen preussischen Anschlägen auszusprengen, bald auf Mecklenburg ³⁾, bald auf das polnische Preußen ⁴⁾, sie vermochten keinen Glauben zu finden gegenüber den offen ausgesprochenen friedfertigen Ansichten des Königs. Dessen Nichtsnur ist in den Worten ausgesprochen: „Es handelt sich gegenwärtig nur darum, die europäischen Kabinette daran zu gewöhnen, uns in der Situation zu sehen, in die uns dieser Krieg gebracht hat, und ich glaube, daß ein großes Maß von Mäßigung und Sanftmut gegen alle unsere Nachbarn uns werde dazu führen können.“ ⁵⁾

Und wirklich schien das gelingen zu können. Es war anzunehmen, daß die Königin von Ungarn ohne eine mächtige Allianz nicht wieder Krieg anfängen würde, und eine solche war doch nicht so leicht zu haben; denn neben dem nun so energisch ins Leben getretenen Gegensatz zwischen Osterreich und Preußen wirkte doch auch jener andere, auf den einst Friedrich 1740 seine Rechnung gestellt hatte, der Gegensatz der beiden europäischen Großmächte England und Frankreich, mächtig weiter und schien deren Kräfte in bestimmten Bahnen festzuhalten, denen eine andere Richtung zu geben nicht

1) Vgl. 3. B. Polit. Korresp. II, 253 (Mitte August 1742).

2) Den 20. Juni; ebd. S. 211.

3) Ebd. S. 262.

4) Ebd. S. 289.

5) Den 23. Juni 1742; ebd. S. 213.

so leicht sein würde. In der That erblickte der König in dem Gegengewichte, das diese beiden Mächte einander zu halten vermochten, daß keine derselben übermächtig genug würde, ihm Gesetze vorzuschreiben ¹⁾, zugleich ein gewisses Unterpfand der eigenen Sicherheit. Er durfte hoffen, daß für die nächste Zeit der Antagonismus zwischen Frankreich und England zu sehr die Situation beherrschen werde, um der Feindschaft, dem Grolle, der Mißgunst, die sich gegen ihn vielfach angesammelt hatten, Waffen genug übrig zu lassen, und daß jede der beiden Großmächte sich hüten würde, einen so kriegerig-waltigen Fürsten durch Feindseligkeit aus seiner Neutralität heraus und in das Lager der anderen zu treiben.

Aber bei allen diesen friedlichen Perspektiven gab es doch einen sehr dunklen Punkt, geeignet, Besorgnisse vor der Notwendigkeit neuer Kämpfe zu begründen. Er betraf die deutschen Angelegenheiten.

Der erste schlesische Krieg hatte ja auch die Lage Deutschlands zu einer anderen gemacht, und wenn bisher in der Meinung der europäischen Mächte die verschiedenen großen und kleinen Staaten, welche das heilige römische Reich deutscher Nation ausmachten, im großen und ganzen doch als Dependenz Österreichs angesehen worden waren, so konnte davon nicht mehr die Rede sein, seit ein deutscher Fürst Österreich in zwei Schlachten aufs Haupt geschlagen und dasselbe zur Abtretung einer großen Provinz genötigt hatte. Der Breslauer Frieden enthielt doch zugleich die Anerkennung einer zweiten deutschen Großmacht, mit der jetzt in allen Reichsangelegenheiten gerechnet werden mußte. Die Verfassung des Reiches wurde thatsächlich eine dualistische.

Aber indem Preußen zum Range einer anerkannten deutschen Großmacht sich empor schwang, wuchsen ihm mit dem vermehrten Einflusse auch neue Pflichten zu. Es mußte um seine Machtsphäre in Deutschland mit dem österreichischen Rivalen den Kampf aufzunehmen bereit sein. Wir dürfen sagen, daß selbst, wenn Preußen auf dem Wege, den es anfänglich eingeschlagen, fortschreitend seine Absichten auf Schlefien ganz auf sich gestellt, ohne jedes Engagement mit einer anderen Macht durchzuführen vermocht hätte, ihm dieses Ringen mit dem österreichischen Nebenbuhler um die Suprematie in Deutschland nicht erspart geblieben wäre, um so weniger also jetzt, wo sein Kampf mit Österreich die Wendung genommen hatte, daß für dieses auch Preußen gegenüber außer dem Besitze Schlesiens noch die höchste Gewalt in Deutschland, die Klientel über die Reichsfürsten auf dem Spiele stand, auf welche letztere man in Wien ein kaum minder begründetes altes Recht zu haben meinte, als auf den Besitz der Erblände. Wesentlich unter Friedrichs Einfluß war die Kaiserwahl Karls VII. erfolgt, welche die Pläne Maria Theresias, ihren Gemahl auf den Kaiserthron zu setzen, so empfindlich durchkreuzte. Schon mit Rücksicht auf den dabei erfolgten Ausschluß der böhmischen Kurstimme versagte die Königin von Ungarn dem neugewählten Kaiser ihre Anerkennung, und dieses doch von Friedrich gleichfalls ins Auge gefaßte Ziel, die Königin zur Anerkennung der durch die Wahl Karls VII. geschaffenen Situation zu zwingen, es war nicht erreicht, als Friedrich seinen Separatfrieden schloß.

¹⁾ An Podewils, den 17. August 1742; Polit. Korresp. II, 255.

Allerdings hatte der König damals sich in gewisser Weise von den Zielen seiner im Juni 1741 mit Frankreich geschlossenen Allianz und des späteren Partagetraktates losgesagt, und es konnte ihm im Grunde ganz erwünscht sein, daß nicht unter Frankreichs Ägide das Haus Oesterreich des größten Theils seiner Provinzen beraubt wurde und jene Macht dadurch zu einer dominierenden Stellung in Europa gekommen war. Ebenso mochte es ihn wenig bekümmern, daß der mißgünstige Nachbar Sachsen nicht seinen Anteil davontrug, hier hatte ja der Breslauer Friede sogar ein Präjudiz geschaffen, insofern er das ursprünglich für Sachsen bestimmte Oberschlesien Preußen zuschlug. Wenn dann weiter eine Vergrößerung Bayerns durch Böhmen in Aussicht genommen gewesen war, so hätte dies unzweifelhaft auch in Friedrichs Wünschen gelegen, doch hatte er gegenüber der militärischen Lage auf diesen Wunsch verzichtet. Aber die Erfolge der österreichischen Waffen ließen hier bald noch Weiteres fürchten, nämlich den Verlust seines Stammlandes Bayern für Karl VII. oder die Zumutung, dessen Rückgabe durch einen Verzicht auf die kaiserliche Würde zugunsten des Großherzogs Franz zu erkaufen. Auf dieser Linie lagen doch Grenzen, deren Überschreitung durch die siegreichen Oesterreicher die zweite deutsche Großmacht, wofern sie nicht auf den neu gewonnenen Rang verzichten wollte, zum Einschreiten, selbst auf das Risiko eines neuen Krieges hin, zwingen mußten.

Wohl war, als Friedrich seinen Frieden schloß, die Gefahr nach dieser Seite hin nicht allzu groß. Schien doch die militärische Ehre Frankreichs dabei engagiert, den Fürsten, den es ausdrücklich in seinen Schutz genommen, nicht ganz niederzutreten zu lassen, und der König von Preußen konnte die Verteidigung Karls VII. den französischen Waffen in erster Linie um so eher überlassen, als er denselben ja jeden Augenblick daran erinnern konnte, daß sein Unstern von dem Tage datiere, wo er den dringenden Ratschlägen und Mahnungen des preussischen Militärbevollmächtigten das offene Geständnis entgegengesetzt hatte: „Sie mögen ganz recht haben, aber ich bin in den Händen der Franzosen und muß mich deren Willen fügen ¹⁾“.

Aber wenn nun doch Frankreich nicht die Kraft oder nicht den Willen hatte, den Kaiser vor vollständiger Unterdrückung zu schützen, dann mußte der König von Preußen zum Schutze dessen eintreten, den er einmal zum Kaiser von Deutschland gemacht hatte. Karl VII. wußte das ganz wohl und hat es ausgesprochen, Friedrich könne sein eigenes Werk nicht zerstören lassen, und der letztere leugnete das nicht. Noch war das Jahr 1742 nicht zur Reife gegangen, so hatte der König von Preußen bereits die bestimmte Erklärung abgegeben, daß er in seiner Eigenschaft als Reichsfürst eine Unterdrückung des Reichsoberhauptes nicht dulden werde, und daß man ihn leicht dazu drängen könnte, für denselben contra quoscunq. einzutreten ²⁾, und seinem Minister gegenüber fügt er hinzu — derselbe ist doch alles in allem mein Werk.

So gespannt waren bereits damals die Verhältnisse, und wie lange das allgemein empfundene Friedensbedürfnis, sowie die vorichtige Mäßigung

¹⁾ Vgl. oben S. 6.

²⁾ Eigenhändig auf einen Bericht von Podewils vom 10. Dezember 1742; Polit. Korresp. II, 300.

der preußischen Politik noch die Schwerter in der Scheide würde halten können, stand dahin; offenbar aber lag nach dieser Seite hin der Punkt, wo trotz aller Friedfertigkeit des Königs ein neuer Krieg sich entzünden konnte.

Der König hat, wie bereits angeführt wurde ¹⁾, noch während der Friedensverhandlungen die Aukerung gethan, wenn Österreich Böhmen behalte, werde man voraussichtlich in vier oder fünf Jahren einen neuen Krieg haben. Und wie bestimmt es auch vorauszu sehen war, daß jeder fernere Krieg, in den, gleichviel aus welchen Ursachen, Preußen verwickelt wurde, auch zugleich den Besitz Schlesiens in Frage stellen und erst von neuen Siegen abhängig machen würde, so muß dagegen doch auch konstatiert werden, daß alle die Kriege, welche Friedrich der Große nach 1742 zu führen hatte, ihren eigentlichen Ausgangspunkt in der deutschen Frage haben. Wie 1744 das Eintreten Friedrichs zum Schutze des deutschen Kaisers den Krieg hervorrief, so hat doch 1755 sein Bemühen, die Integrität Deutschlands in dem Kampfe zwischen England und Frankreich durch den Vertrag von Westminster zu sichern, erst die große Liga, die ihm dann so gefährlich wurde, zustande kommen lassen, und im Kampfe von 1778 wehrte Friedrich einfach eine Vergrößerung des Rivalen im Reiche ab.

Dem wie entschieden auch der große Realpolitiker, der 1740 den Thron bestieg, seine Politik nur von den Interessen des preußischen Staates abhängig sehen wollte, so war doch mit der Schöpfung der zweiten deutschen Großmacht, dem großen Resultate des ersten schlesischen Krieges, dieser auch eine Machtspähre in Deutschland gegeben, deren Grenzen dieselbe kaum weniger zu verteidigen hatte als die Preußens, und damit war eben schon die deutsche Frage in Fluß gebracht. Die Lösung derselben war dann allerdings ein Werk noch größer und schwerer als die Erwerbung Schlesiens, und erst im nächsten Jahrhundert ist sie gelungen; aber man wird vielleicht sagen können, die Frage, welche auf dem Blachfelde von Königgrätz entschieden ward, ist gestellt worden durch den ersten schlesischen Krieg.

Aber noch nach einer anderen Seite hin hat der Breslauer Friede seine Bedeutung, nämlich in dem Gewichte, das er in die Waagschale der Entscheidung warf für jenen anderen dem ersten schlesischen parallel gehenden Kampf, den österreichischen Erbfolgekrieg, welchen thatsächlich Frankreich mit Bayern und Sachsen verbündet gegen Maria Theresia führte, und dessen Ziele der uns bekannte Partagetraktat, soweit sie die Verbündeten Frankreichs betrafen, offen ausgesprochen hatte. König Friedrichs ursprünglich auf eigene Hand in Scene gesetztes Unternehmen auf Schlesien war dann doch durch sein Bündnis mit Frankreich und mehr noch durch seinen Beitritt zu jenem Teilungsvertrage mit dem österreichischen Erbfolgekriege in eine Verbindung gebracht worden, die ihn immerhin auch für dessen Ziele engagierte.

Allerdings haben wir an verschiedenen Stellen anzuführen gehabt, wie wenig der König im Grund mit diesen Zielen einverstanden war, und die Episode der Kleinschnellendorfer Waffenruhe ward ja wesentlich durch Friedrichs Mißtrauen gegen die Absichten Frankreichs hervorgerufen. Aber dieser Versuch scheiterte, und wir sehen dann den König von neuem wirksam im Interesse seiner Bundesgenossen und für die Zwecke des Teilungsvertrages.

¹⁾ Oben S. 205.

Und hätten die Franzosen und ihre Bundesgenossen dasselbe Maß von Thatkraft und militärischer Tüchtigkeit entwickelt wie der König von Preußen, sie hätten der Bedrängnis Oesterreichs wohl die Gewährung ihrer Forderungen abzurufen vermocht, und ob dann Friedrich imstande gewesen wäre, die Geister, die er gerufen, wieder loszuwerden, ist eine schwer zu entscheidende Frage.

Vom deutsch-nationalen Standpunkte aus haben wir jedenfalls das vollste Recht, den ganzen französischen Plan von 1741 mit größtem Mißtrauen zu betrachten. Alle die Fälle, in welchen Frankreich daran ging, angeblich die Rechte deutscher Reichsfürsten gegen die Tyrannei des Hauses Habsburg zu verteidigen, von der Zeit an, wo Heinrich II. Moritz von Sachsen gegen Karl V. beistand, haben ihre sehr bedenklichen Seiten, und ein Blick auf die Reihe von Reichsländern, die bei solchen Gelegenheiten an Frankreich verloren gegangen sind, zeigt die französische Hilfe zugunsten der deutschen Fürstenlibertät in recht abschreckendem Lichte. Das, was ein volles Gelingen der französischen Pläne im Gefolge gehabt hätte, eine Wiederaufrichtung der französischen Suprematie in schlimmerer Gestalt, als sie unter Ludwig XIV. gewesen war, würde in ganz Europa als eine Kalamität empfunden worden sein.

Jene Pläne sind nun gescheitert an erster Stelle in Folge der Schläffheit der französischen Kriegführung, der Unfähigkeit ihrer Feldherren, sowie der Standhaftigkeit Maria Theresias und doch auch in Folge der Anstrengungen Englands. In der That wie widerspruchsvoll und schwankend und charakterlos auch die englische Politik, wie wir ja des näheren gezeigt zu haben glauben, während des ersten schlesischen Krieges gewesen ist, so hat sie doch ihre unbestreitbaren Verdienste bei der Herbeiführung des großen Resultates, daß der ganze Gewinn des Kampfes nur eben nach einer Seite hin fiel, wo die geringste Gefahr für die Sicherheit und das Gleichgewicht Europas war. Die englischen Subsidien sind thatsächlich an erster Stelle dem Kampfe gegen Frankreich zugute gekommen, und das unablässige Drängen der englischen Diplomaten zur Verständigung gerade mit Preußen hat doch schließlich in Wien trotz aller entgegenstehenden Einflüsse den Sieg behalten, um so eher, da man am österreichischen Hofe dem einzigen Bundesgenossen, den man in der großen Bedrängnis hatte, Rücksicht zu schulden sich bewußt war.

Allerdings hat die letzte Entscheidung unzweifelhaft bei Friedrich gelegen. Dieser hätte nach dem Siege bei Chotusitz als Preis eines energischen Vorgehens von den Franzosen sehr wohl neue Anstrengungen fordern und erzielen können, und wer will sagen, ob ein neuer allgemeiner Angriff auf die seit Chotusitz doch auf's neue erschütterten österreichischen Streitkräfte nicht schließlich hätte Erfolg haben können? Friedrich selbst hat am Morgen nach Chotusitz geschrieben, dieser Sieg sichere dem Kaiser die Erwerbung Böhmens ¹⁾, und sein treuer Kabinettsrat urtheilt damals, sein königlicher Herr sei bei sich „noch ungewiß, was vor eine Partie Sie nach dieser Aktion nehmen sollen, ob Sie bei der Negotiation eines Partikularfriedens bleiben, oder in der bisherigen Allianz bis auf das letzte continuieren sollen.“ ²⁾

¹⁾ An Valori; Polit. Korresp. II, 166.

²⁾ Ebd. S. 167.

Und doch glauben wir sagen zu dürfen, daß durchschlagende Erfolge der französischen Waffen unter Beihilfe Preußens, eine Niederwerfung Osterreichs, wenn auch nur so weit, um eine Abtretung Böhmens an Bayern, bei der es natürlich ohne eine Abtretung einiger Kreise zugunsten Sachsens nicht abgegangen wäre, herbeizuführen, in keiner Weise hätten zum Segen reichen können, wenngleich damals Friedrich wenigstens die Gewinnung Böhmens für Bayern im Interesse der Sicherung seiner schlesischen Eroberung gewünscht hat.

Jeder Triumph der französischen Politik nach dieser Seite hin hätte Frankreich ein für das Gleichgewicht Europas bedrohliches Übergewicht verschafft, und speziell für Deutschland hätte eine solche Ausdehnung der französischen Machtosphäre ins Reich hinein so unerfreuliche und widerspruchsvolle Zustände geschaffen, daß dem gegenüber der einfache Dualismus zwischen Osterreich und Preußen, wie ihn thatsächlich der erste schlesische Krieg hergestell't hat, unbedingt den Vorzug verdient.

Mit dem Rücktritte Preußens von der antipragmatischen Allianz fielen die französischen Eroberungspläne zu Boden. Darüber hat man sich auch in Paris keinen Augenblick getäuscht¹⁾, eine Niederlage der französischen Politik war damit besiegelt. Und eben deshalb hat sich Friedrich durch den Entschluß des Separatfriedens, gleichviel von welchen Motiven er dabei geleitet ward, thatsächlich ein großes Verdienst erworben. Und wenn es ein Glück für ganz Europa war, daß das mächtige Reich, welches hier im Osten eine große Anzahl vielsprachiger Lande unter deutschem Scepter zu staatlicher Ordnung und höherer Gesittung zusammenzufassen die Aufgabe gehabt hat und noch hat, nicht zertrümmert worden ist zugunsten der Pläne eines bereits sehr mächtigen, ehrgeizigen, die abendländische Welt mit unerträglichem Übergewichte bedrohenden Nachbarn, so ist es nicht minder als ein Glück zu preisen, daß Preußen den Landgewinn, welchen es zur Geltendmachung für alte Ansprüche und als Entschädigung für frühere Benachteiligungen suchte, und dessen es zur Erlangung seiner staatlichen Selbständigkeit bedurfte, zu erreichen vermocht hat, ohne daß bei Erreichung dieses Zieles, trotz des kühnen Spieles, welches sein junger König begonnen hatte, nach anderen Seiten hin die Interessen der Nation, zu deren Wahrung dieser junge Staat von der Vorsehung berufen war, geschädigt worden wären.

¹⁾ Fleury schreibt unter dem 19. August 1742 an den König, es könne nicht in seinem Interesse liegen, wenn Frankreich so weit heruntergebracht würde, daß Europa fürchten müßte, Osterreich könne mit dem Beistande Englands eine Superiorität erlangen, die dasselbe unzweifelhaft mißbrauchen werde; angeführt bei Droysen V, 2. S. 9, Anm. 2.

Archivalische Beilagen.

1. Antwort des Wiener Hofes auf die preußischen Anerbietungen, übergeben Wien, den 5. Januar 1741.

Autant qu'on a pu retenir de la lecture de ce que Mrs. les ministres de S. M. Prussienne ont refusé de dicter, Sa dite M. prétend fonder l'entrée de ses troupes en Silésie dans la nécessité de garantir la maison d'Autriche contre les vues de quelques autres puissances prêtes à l'abimer et dans l'utilité de sacrifier une partie de ce qu'on possède pour sauver le reste. Il est cependant toujours constant, que les états de la Reine jouissoient d'un repos heureux, lorsque S. M. Prussienne y est entrée à main armée. Si c'est là comme on dit le moyen le plus propre ou plutôt l'unique d'assurer le système de l'empire, le repos et le bien de toute l'Europe, on a de la peine à concevoir, quel pourroit être celui pour l'anéantir.

On passe maintenant aux offres et demandes qu'on a bien voulu dicter. Bien loin de ne pas faire tout le cas possible de l'amitié de S. M. Prussienne on en connoit tout le prix, et on n'a certainement pas sujet de se reprocher d'avoir négligé aucune attention possible pour la cultiver.

Sans donner la moindre atteinte à ce principe on ne sauroit se dispenser de remarquer, primo que le bien qui unit tous les membres du corps Germanique et la disposition la plus précise de la bulle d'or oblige un chacun d'entre eux à assister celui qui seroit attaqué dans les états qui en font partie. Et c'est à quoy se réduit à peu près la première offre de S. M. Pr., offre qui d'ailleurs ne va pas aussi loin que l'engagement qui résulte de la garantie de la pragmatique sanction, dont tout l'empire s'est chargé. Or si de pareils liens ne sont pas valables, de quelle sûreté la maison d'Autriche pourra-t-elle se flatter ?

Secundo les alliances avec la Russie et les puissances maritimes connues à toute l'Europe ont subsisté avant l'entrée des troupes Prussiennes en Silésie et subsistent encore. Et on est très assuré, que l'intention de ces alliés n'est pas, que pour les affermir la Reine doit perdre une partie de ses états, les dites alliances aiant pour objet principal de les conserver en entier.

Tertio la Reine ne peut qu'être infiniment redevable à S. M. Pr. de sa bonne intention à l'égard de l'élection Impériale. Mais outre que cette élection doit être libre et se faire de la manière prescrite par la bulle d'or, la Reine est du sentiment, que rien n'est plus propre pour la traverser que les troubles excités au milieu de l'empire.

Quarto on n'a jamais fait la guerre pour forcer un prince à accepter l'argent qu'on luy offre. Et ce que S. M. Pr. a déjà tiré de la Silésie sous prétexte d'y faire subsister ses troupes joint au dommage immense qui résulte de la ruine du pays, surpasse d'avance les deux millions qu'on offre.

La Reine n'est pas intentionnée de commencer son règne par le démembrement de ses états. Elle se croit obligée en honneur et en conscience à maintenir la sanction pragmatique contre toute infraction directe ou indirecte. D'où il s'ensuit qu'Elle ne saurait consentir à la cession ny de toute la Silésie ny d'une partie d'icelle. Mais elle est encore prête de renouveler l'amitié la plus sincère avec S. M. le Roy de Prusse, pourvû que cela se puisse sans une telle infraction directe ou indirecte et sans blesser le droit d'un tiers, et pourvû que les troupes Prussiennes sortent sans délai de ses états.

C'est à son avis l'unique voye combinable avec l'équité et la justice, les constitutions fondamentales de l'empire, le maintien de son système, le bien et l'équilibre de toute l'Europe et par conséquent l'unique voye conforme à la vraye gloire de S. M. Pr. Et S. M. la Reine ne balance pas de l'en requérir très instamment et même de l'en conjurer par toutes les considérations qui peuvent faire impression sur le cœur d'un grand prince. Aussi ne balance-t-on pas de remettre aux ministres des S. M. Pr. la présente réponse par écrit pour plus forte preuve de la surabondance de bonne foy avec la quelle on procedé icy, quoiqu'ils n'aient pû être portés à en agir de même.

Filippe Louis comte de Sinzendorff. Gundacker comes a Starhemberg.

[Aus dem Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.]

2. Ein Brief des Erbprinzen von Dessau, den Sturm auf Glogau betreffend.

Rauschwitz, den 6. März 1741.

Durchlauchtigster großmächtigster König
Gnädigster Herr.

Ich habe Ew. Rgl. Maj. recht wohl verstanden und verstehe es auch noch nicht anders, denn Ew. K. M. sprechen mich immer von Belagerungen, also Belagerung kann nicht eher anfangen, bis ich Canons, Bulffer und Zubehör habe, und solche kommen noch lange nicht, denn ich noch nicht einmahl die Nachricht habe, daß es von Berlin abgegangen. Befehlen Ew. K. M. aber, daß es soll mit der stürmenden Hand angegriffen werden, so kann solcher Sturm den andern Tag darauf des Morgens vor Tage, sobald ich von E. M. positiffе Ordre erhalten haben, angefangen werden, welche ich mir dann hierdurch ganz unterthänigst außbitte. An mir und meinem Fleiß auch die Leute anzuführen soll es gewiß nicht fehlen. Ich will mir recht expliciren, ich sage den andern Tag, nemlich wann ich heute Morgen E. K. M. Befehl erhalten, so brauche solchen Tag einem jechlichen Stapsofficier und Hauptmann, welchem ich was auftrage, zu zeigen, wie jechlicher Mann marschiren soll und was er zu thun hat, und worzu ich solchen Tag genug ge-

brauche, den andern Tag drauff kann dann der Sturm nach E. K. M. Befehl angefangen werden. Ich bitte mir E. K. M. gnädigsten Befehl noch einmal positiff ganz unterthenigst auß, weßwegen dem Lieut. Zieten gesagt, daß er selbst bis zu E. K. M. gehen soll, damit der Brieff nicht aufgehalten wird und ich gewissen schleunigten Befehl bekomme, und soll selbiger wie oben gesagt mit allem Fleiß nachgelebet werden. Der ich mir allemahl zu E. K. M. Gnade empfehle und mit ganz unterthenigstem Respekt verbleibe

E. K. M.

ganz unterthenigster treuer und gehorsamer
Diener Leopold von Anhalt.

Rauschwitz d. 6. März 1741.

Nachmittag umb 1 Uhr.

[Aus dem Original im Geheimen Staatsarchive zu Berlin.]

3. Osterreichischer Paß für das Bischoffsche Freicorps.

Reiße 1741 d. 30. April.

Nachdem den H. Anton Bischoffen der Zeit angeführten Capitaine der jenseits der Oder aufgestellten Frey-Parthey, gleichwie seiner unterhabenden sämtl. Mannschafft, das Plündern und gewaltsame Ausrauben bey harter, ja allenfalls bey Lebens-Strafe untersaget worden, hingegen aber es nicht allemahl sich eignet, daß selbige durch einige, denen Feinden abnehmende Beuthe ihren nothwendigen Lebens-Unterhalt verschaffen könnit, der Allerhöchste Dienst es aber dennoch erfordert, womit diese ersagte Frey-Compagnie zu Observirung derer feindl. Bewegungen annoch ferneres unterhalten werde; als ist auch um so weniger zu zweifeln, da mehr ermeldte Frey-Compagnie, zu der dortigen Gegend ihrer selbst eigenen Bedeckung und Beschützung provitable und ersprißlich, es werde ihnen aller Orten, wo sie sich in ihren schuldigen Verrichtungen werden finden lassen, und deßhalb gebührend anmeldet, der erforderliche und unentbährlche Unterhalt unweigerlich gereicht werden. Welches auch andurch jedermänniglich zur Nachricht hiemit bedeutet, auch anbefohlen wird. Reiße den 30. April. 1741.

L. S.

Baron v. Roth
Oberster.

[Aus dem Staatsarchive zu Breslau.]

4. Der König an den Fürsten von Anhalt, die Auflösung von dessen Corps betreffend.

Durchlauchtigster Fürst, freundlich geliebter Vetter,

Nachdem Ich bewegender Ursachen halber vor nöthig finde und resolviret habe, daß das unter Ew. Liebden Commando stehende Corps d'armée gegen den 12ten dieses ohngefähr auseinander gehen und die Regimenter in ihre Winter-Quartiere marschiren sollen; So habe Ew. Liebden solches hierdurch bekannt machen, Deroselben auch zugleich anliegende Liste zusenden wollen, welchergestalt die Regimenter ihre Winter-Quartiere bekommen sollen. Und

da Ich ein besonderes Verlangen trage, Ew. Liebden vor Meiner abreyße auß der Schlesie und ehe die hiesige Armee noch auseinander geht, noch selbst zu sehen und zu sprechen; So würde es Mir ein wahres Vergnügen seyn, wenn Deroselben sich anhero bemühen, Dero abreyße und überkunft aber auf das allermöglichste beschleunigen wolten, indem Ich selbst nicht wissen kan, wie lange die Umstände nebst der Saison Mir annoch Lager zu halten vergönnen wollen. Zu Glogau und Breslau werden Ew. Liebden wegen Sicherheit der Wege anhero die nöthigen Nachrichten bekommen, und wird es zu Dero Gefalle stehen, was Dieselbe wegen der Escortes vor mesures zu nehmen alsdann belieben wollen.

Bevor Ew. Liebden die dortigen Regimenten nach ihren Winter-Quartieren auseinander gehen lassen, haben Dieselben allen Regimentern daselbst bey der Parole beandt zu machen, das solche in abwesenheit Ew. Liebden, alle Dero Rapportz vor Mich an den General-Major Einsiedel adressiren, und ihm zugleich was bey den Regimentern passirt melden solten, dahergegen ich durch ihm Meine Ordres an die Regimenten adressiren würde; Wie denn Ew. Liebden vor Dero abreyße auch die ganze correspondance deshalb an gedachten General-Major v. Einsiedel zu übergeben haben. Ich gewärtige Mich, sobald als es möglich ist, das Vergnügen zu haben Ew. Liebden hier zu embrassiren und bleibe

Ew. Liebden

Im Lager bey Kaltced

freundwilliger Vetter,

d. 2. October 1741.

(gez.) Fr.

Au des Feldt Marschall Fürsten v. Anhalt
Durchlaucht.

[Aus dem Originale im Herzoglichen Archive zu Zerbst.]

5. Ein Bericht Podewils' über die Stimmung in Breslau

1741, den 4. October.

Le départ de Votre Majesté a laissé bien des regrets dans les cœurs de ses nouveaux sujets.

Je puis lui protester sans flatterie, et je tiens des gens non suspects et peu intéressés à ce qui nous regarde, puisqu'ils doivent tomber sous la domination d'un autre, qu'on est généralement enchanté icy des manières gracieuses dont Votre Majesté a reçu et traité tout le monde icy et des marques de bonté qu'Elle a donné à un chacun. Au moins, dit-on, avon-nous à present un souverain d'abord facile qui daigne nous parler, qui nous distingue et qui paroît nous estimer, au lieu qu'autrefois nous n'étions bons qu'à donner de l'argent, à servir d'hypothèques à toute l'Europe pour les folies des autres et à être en proye à tant de sangsues qui tiroient la moelle de nos os, tandisque la porte de graces et de faveurs étoit fermée aux trois quarts d'entre nous.

Enfin on souhaite mille benedictions à Votre Majesté, et on fait de ben cœour les vœux les plus sincères pour l'affermissement de la domination de Votre Majesté dans ce pays icy.

Il y a plusieurs qui se proposent déjà de passer une bonne partie de l'hiver à Berlin, et je les encourage tant que je puis à cela en leur faisant

entendre, qu'ils y seront les bienvenus, et qu'ils feront beaucoup leur cour par là à Votre Majesté. J'ai dit aussi au comte de Roeder, que Votre Majesté lui destinoit le poste de président de Ober-Ambt de Glogau. Il en étoit pénétré de reconnaissance, et il m'a remis la lettre ci jointe pour Votre Majesté. Il se tiendra prêt aussi bien que le prince de Schönauich pour se rendre à Berlin aux premiers ordres de Votre Majesté, afin d'y attendre les arrangements et les instructions nécessaires pour les deux nouveaux collègues.

Mais comme ces deux Messieurs tant braves et dignes gens qu'ils sont et même très propres par leur naissance distinguée à faire honneur dans les premiers postes de ce pays cy, n'entendent rien, de leur propre aveu, des affaires de justice de ce pays auxquelles ils ne se sont jamais appliqués, il sera nécessaire, si j'ose le dire, qu'en les faisant venir à Berlin, ils mènent quelqu'un qui soit entendu et rompu dans ces sortes de matières avec eux, qui peut donner les éclaircissements nécessaires aux ministres du département de justice de Votre Majesté, pour tout ce qui regarde les coutumes, constitutions et manières observées jusqu'icy en Silésie dans les affaires de cette nation. Je crois que le prince de Schönauich en proposera lui-même des sujets pour cela à Votre Majesté.

Berlin ce 11 d'Octobre 1741.

H. de Podewils.

[Aus dem Original im Berliner Staatsarchive.]

6. Ein Bericht über die Schlacht von Chotusch.

1742 Mai 30.

Durchlauchtigster Fürst, gnädigster Fürst und Herr,

Ew. hochfürstl. Durchlauchtigkeit habe ich die Ehre die monatliche Liste pro Majo von dem löblichen Holsteinschen Regimente in Unterthänigkeit zuzufenden und zu gleicher Zeit von dessen Zustande nach der Bataille von Kottoschitz pflichtmäßigen Rapport abzustatten.

Ich ward sogleich, ehe noch vollkommen das zweite Treffen in Ordre de bataille stand, von Ihrer Durchlaucht dem Erbprinzen von Anhalt kommandirt mit dem ersteren Bataillon von Holstein in die erstere Linie zu rücken umb in die Lücke zwischen dem ersteren Bataillon von Bork, so gleichfalls in das erste Treffen einrücken muß, und dem Regimente v. Schwerin, welches ich schon in vollem Feuern fand, einzurücken und zugleich das Dorf Kottoschitz, so kurz hinter mich lag, zu appuiren. Das 2te Bataillon v. Holstein wurde durch den General-Wachtmeister v. Wedel in das Dorf Kottoschitz eingeführt benebst dem Dragoner-Regimente v. Werdeck, welche leider sich gar nicht lange haben souteniren können. Die zwei erste Divisions vom rechten Flügel des zweiten Holsteinschen Bataillons durch die Retirade der Dragoner in großer Confusion ist gebracht worden, so daß die beiden Divisions benebst deren Fahnen commandirt vom Capitän von Knobloch sehr wohl im Dorffe sich gehalten haben, je dennoch eine Fahne, so zweymal die Stange entzwey geschossen gewesen und der Gefreyt Corporal todt, ist verlohren gegangen, vermuthlich verbrandt und zertreten; dann unterschiedene vom rechten Flügel des Bataillons von dem gewaltigen Feuer der umliegenden Häuser, so der

Feind angesteckt gehabt, feindt verbrannt worden, wovon viele Munitirungsstücke nachgehends aus dem Feuer feindt gezogen worden; sicher ist es, daß der Feind die Fahne nicht gekriegt hat.

Das erstere Bataillon von Holstein hatt sich von Anfang bis zum Ende der Bataille seinen Posten auf der Plaine maintenirt; ich kann auch nicht leugnen, daß nicht zu 2 mahlen selbiges durch das gewaltige Feuer durch die feindlichen Grenadierbataillons in etwas in Unordnung gekommen ist, so daß ich zu zweyen Mahlen die Fahne ergreifen müssen und durch Zusprechen sie beidesmal wieder zustande gebracht und ins Feuer geführt, wobey selbiges ich auch soutenirt und den Feind repoussiret, so wie es ehrliche und brave Leute jemals haben thun können. Ew. Hochfürstl. Durchlaucht werden gnädigt zu ersehen geruhen den Abgang von diesen beyden Bataillons, das 2te Bataillon haben Ihre Maj. beliebet nacher Röniggrätz in die Quartiere zu schicken und ganz aus dem Feldebet gesetzt. Der Röniggräzer Kreis soll an selbiges 120 Recruten liefern. Staabs Capitän von Schorfée, so die Leib-Compagnie commandirt gehabt, liegt ohne Hoffnung, möchte wohl den heutigen Tag kaum erleben. Capitän Graf v. Hsenburg ist so blessirt, daß er zum Felddienst nimmermehr wird tüchtig sein, wenn schon curiret würde. Die übrigen blessirten Officier ist gute Hoffnung zur Besserung; von den blessirten Gemeinen nach Regiments Feldscher Pröbisch seinem Rapport könnte der 3te Theil wohl noch darauf gehen, er auch an 6 Mann schon die Operation hat thun müssen und ihnen Arm oder Beine abgenommen. Secund-Neutenant und Adjutant v. Gr. . . . vom zweyten Bataillon, ein Sohn des Gener.-Major v. Gr., so benehft unterschiedenen andern von differenten Regimentern zu zeitig die Flucht genommen hat und den Verlust der Bataille einmüthig delictirt habe, ist auf S. Kgl. Maj. speziellen Befehl ganz stille vom Regimente verjagt worden. Empfehle mich zu Ew. Hochf. Durchlauchtigkeit stets höchsten Gnaden und Protection, ersterbe mit unterthänigster Submission

Ew. hochfürstlichen Durchlaucht

Im Lager bei Caslau
den 30. May 1742.

unterthänigst treu gehorjamster Knecht
C. v. Kalnein.

[Aus dem Herzoglichen Archive zu Zerbst.]

7. Ein Gedicht auf den Breslauer Frieden.

Nöthige Erinnerung an diejenigen, so den im Monath Junio 1742 geschlossenen Frieden nicht gerne sehen.

Numero ist das Spiel vorbei,
Die Würfel weg, der Fried erköhren!
Ihr von der widrigen Parthey,
Schaut, Eure Hoffnung ist verlohren
Was habt ihr nicht vor Lügen bracht?
Vor Wind und Weesen nicht gemacht,
Vor Murren, Knirschen, Drohen, Drummen?
Ihr bautet Schlösser in die Luft,
Habt alle Heiligen angerufft,
Jetzt steht ihr da und müßt verstummen.

Ihr habt Correspondenz gehegt,
Ungezählge Botthen ausgeschiedet,

Ihr hättet auch die Höl erregt,
Hätt euch die Absicht nur geglücket,
Die Kloster wurben manchen Mann,
Man zog Husaren-Kleider an
Und achtete nicht seines Lebens
Man hätte gar die Seel gewagt,
Wan nur der Preuße fortgejagt,
Alein es war und bleibt vergebens.

Ihr wußtet allemahl die Zeit,
In vierzehn Tagen, in drey Wochen,
Da wolt uns eure Christlichkeit
Curantzen, steben, braten, tochen.
Da hieß es, wirds ganz anders stehn
Und Ihr auf unsern Hälsen gehn,
Da singt ihr schrecklich an zu hoffen,
Da würd euch Nepomuc befreyn,
Kein Preuße mehr im Lande seyn.
Das hat vortrefflich eingetroffen.

Ja ja die Preußen musten naus,
Zu Fuß, auf Wagen, Schiffen, Pferden,
Kein Schwein-Stall, Kraut-Beth, Hunde-Haus
Sollt Ihnen hier zu theile werden,
Da solte Talspatsch, Warasbein,
Paudur, Hanal und wer sie seyn,
Der Sieger Glücke machen wanken,
Da liefen sie, da jagt ihr sie,
Da halft ihr mit der größten Müß
Im Traum, im Willen, in Gedanken.

Manch toll Zelote drohte laut
Gar liebreich, christlich und bescheiden,
Er wolte sich aus unsrer Haut,
Schuch-Sohl und Riemen lassen schneiden
Und denkt man der besondern That,
Die Breslau offenbaret hat,
Was wahr ist mit den Hergens Meßern ¹⁾,
So habt Ihr euer Christentum
Zu eurer Lehrer ewigem Ruhm,
Mit nichts sonst wißen zu verbeßern.

Wo aber habt ihr das gelernt
In welcher Schul, in welcher Lehre?
Dem Heiland, der davon entfernt,
Bereicht sie zur schlechten Ehre.
Der schreibt den Seinen Liebe für,
Und ihr hegt Blut- und Mord-Begier;
Er predigte nur Sanftmuths Lehren,
Weil ihr mit eurer Grausamkeit
Davon das Gegenbild nur seyh,
So könnt ihr ihm nicht angehören.

Ihr schienet vor'ger Herrschaft treu,
Das war ganz gutt, doch Gottes Führen,
Der Regiment und Policey
Verändert, muß man mehr pariren,

¹⁾ Vgl. darüber Grünhagen, Friedrich der Große und die Breslauer, S. 186.

Archivalische Beilagen.

Der stellet jeglichem sein Ziel,
Giebt Königreiche, wenn Er will,
Berstet, erniedriget, erhöhet
Und kehrt die höchsten Mächten um.
Wie seyd ihr denn so blind und dumm,
Daß ihr Ihm also wiedersehet?

Könnt ihr, weil ihr so zornig seyd,
Denn seines Schicksals Lauf verwehren
Und durch die Unzufriedenheit,
Was Er bestimt, zurücke kehren?
Nehmt hier das Zeugniß wohl in acht,
Von seiner unumschränkten Macht,
Laßt an des Landes Pfeiler schreiben:
Es soll und muß durch seine Hand
Der Held, den Er uns zugesandt,
Nun unser König seyn und bleiben.

Er ist der beste dieser Zeit,
Viel neiden Ihr deßhalb auf Erden,
Von seiner weisen Gütigkeit
Soll alles überzeuget werden.
Dißher ließ es der Krieg nicht zu,
Sonst wär das Land in süßrer Ruh.
Er wird noch manche Lasten heben,
Drum laßt den Groll sein abgethan
Und ruft mit uns den Himmel an
Vor sein glücklichlanges Leben.

[Aus einer Abschrift im Staatsarchive zu Breslau.]

Register über beide Bände des Werkes.

Es wird hoffentlich Billigung finden, daß ich bei Anfertigung des Registers **nicht** sowohl eine äußerliche Vollständigkeit als vielmehr den eigentlichen **Zwed**, für den ein solches vernünftigerweise benützt werden kann, ins Auge **gefaßt** und deshalb z. B. Namen, bei denen sich die Citate ungebührlich **häuft** haben würden, lieber ganz weggelassen habe. Wer sich über **Persönlichkeiten**, von denen besonders häufig die Rede ist, wie z. B. Podewils, Gynsford, Maria Theresia u. s. w. näher unterrichten will, würde sich doch nicht mit dem Register begnügen können. Ebenso haben Materien, welche durch die **Inhaltsangabe und die Kapitelüberschriften hinreichend bezeichnet sind**, keine Aufnahme gefunden.

- Abbe**, Frau **2**, 229 ff.
Accise in Schlesien 113, Gedicht auf sie 227.
Aden, Fährhich **2**, 186.
Adel, der schlesische, alte Verbindung mit Brandenburg 117.
Albrecht von Brandenburg, Hochmeister 120.
Algarotti 60, 323.
Alzenau 178 ff.
Amalie, verw. Kaiserin **2**, 11, 58, 140.
Amalie, Prinzessin von England 20.
André, österr. Oberst 218; **2**, 41.
Andrie, preuß. Gesandter in England **2**, 323.
Anhalt, Fürst Leopold von 165, 254 ff. 315, 461; **2**, 133, 171 ff. 178 ff. 186 ff. 188, 189, 235 ff.
 — Erbprinz Leopold von 158, 167 ff. 187 ff. 198, 237, 252; **2**, 39 ff. 49, 62 ff. 105 ff. 116 ff. 130, 171 ff. 175 ff. 235 ff. 244 ff. 262, 307, 369; dessen Regiment **2**, 253 ff.
 — Dietrich, Prinz von 212, 213; **2**, 9, 40, 146 ff. 160 ff. 179 ff.
 — Eugen, Prinz von **2**, 187, 188.
Anna, Kaiserin von Rußland, deren Tod 61.
Anna Maria, bayerische Prinzessin **2**, 95.
Ansprüche Preußens auf Schlesien 119.
Antimachiavell 13 ff.
Anton Ulrich von Braunschweig 290 ff. 331.
Arco, Graf Wilhelm 163.
Armee, Vermehrung derselben 17.
Artillerie, preussische 151, österreichische 191.
Affenburg, Rittmeister 187.
Augsbürg **2**, 134.
August Wilhelm, Prinz von Preußen, Verlobung 33.
Austerlitz **2**, 177.
Austup **2**, 177.
Ball in Berlin vor dem Ausrücken 153, in Breslau 160.
Bandemer, Oberst 207.
Baranyai 192, 201, 202; **2**, 158, 181.
Bartenstein, österr. Minister 74, 91, 97 ff. 356, 360, 406, 418 ff. 435; **2**, 278, 301, 307.
Bärzdorf (Kreis Brieg) 177.
Bassecour, Pensionär von Holland 279 ff.
Bataillon, Stärke eines solchen 152, bei Oesterreich und Preußen 180.
Baumgarten bei Frankenstein, Gefecht daselbst 166, österr. Lager 218.
Bayern, Vertrag mit Frankreich 401 ff. — Tauschpläne für **2**, 331.
Bayreuth, Dragoner 203.
Beaufort, Oberst 37.
Beauveau, franzöf. Militärbevollmächtigter 60, 61; **2**, 6.
Bees, Graf 52.
Bekesnay, österr. General **2**, 146.
Belleisle, Marschall 251, 319, 358, 390 ff.; **2**, 74 ff. 113 ff. 116 ff. 120, 132 ff. 280, 326 ff.
Bentheim, Oberst 189.
Berkschingen, österr. General 176, 182, 188.
Bernstadt 224.
Bevern, Regiment **2**, 171.
Billerbeck, Hauptmann **2**, 266.
Biegen, Herrschaft 287.
Birkholz, Oberstlieutenant **2**, 169.
Biron, Herzog von Rußland 61, 284.
Bischof, Freicorpsführer 211; **2**, 371.
Bismard, Major 202; **2**, 261.
Blankenburg, Lieutenant 173.
Blankensee, Oberst **2**, 161; Lieutenant **2**, 184.
Blei, gehacktes, Schiefen damit 203.
Blochmann, Ratsdirector von Breslau **2**, 44, 49 ff.
Blotnik, Grenzfluß **2**, 275, 277, 313, 314.
Blumerode 208.
Bolsfern, Grenadierbataillon 185.
Borde, preuß. Gesandter in Wien 76 ff., Minister 137, Oberst 159, 200; **2**, 41, 125, 141, hannövr. Offizier 411.
Botta d'Adorno, österr. Gesandter in Berlin 78 ff., in Petersburg 287 ff.

Brabanter Schuld 2, 315.
Bradel, russ. Gesandter 60.
Brandau, Diplomat 2, 59.
Braunau 2, 266.
Braunschweig-Wolfenbüttel 363.
Bredow, General 201; 2, 180.
Breslau, verweigert Aufnahme d. Herr. Besatzung 145 ff.; schließt Neutralitätsvertrag 158 ff.; Besorgnisse des Rates 195; d. Herr. Anschlag auf 218. 219; **Stimmungen** 226; **Barthisches Kaffeehaus** 232; **Besetzung** 236 ff.; **Stadtsohnaten** 238; **Artillerie** 236; **goldene Sonne** 2, 4; **Privilegien** 2, 43 ff.; **Frieden** daselbst 2, 289 ff.; **dessen Proclamation** 2, 335; **Oberamts-Regierung** 2, 317; **Stimmung** 2, 371; **Straßenbeleuchtung** 2, 49; **Straßennamen** 2, 50; **Gnädigung** 2, 49 ff.; **Illumination** 2, 52.
Brieg, **Festung** 146. 160; **Belagerung** 197; **Brand des Schlosses** 199.
Brinnitz, **Orenzfließ** 443; 2, 77, 97. 98. 277.
Brosie, **Herzog** 2, 117 120. 129 ff. 149 ff. 158. 163. 242. 285. 326.
Broich, preuß. **Wahlbeschwörer** 2, 90 ff. 95.
Bronikowetz, **Suzaren** 208; 2, 114, **Lieutenant** 2, 182.
Brown, General 144. 145. 219. 443; 2, 167 ff.; in **Dresden** 413.
Brühl, **Graf** 298 ff. 358 ff. 361; 2, 57. 58. 125 ff. 134. 148 ff.
Brünn 2, 102. 103. 146 ff. 168 ff.
Budisch, **Freicorpsführer** 163.
Buddenbrock, **Regiment** 177. 181. 190, **General** 2, 250. 262.
Bülow, sächs. **Gesandter** bei **Preußen** 455. 457; 2, 97. 176. 211. 332.
 — **Adjutant** 193; 2, 247.
Bünau, sächs. **Gesandter** in **Wien** 360; 2, 58.
Bündnis, ewiges, mit **Hannover** 20. 266. 372. 449 ff.
Bulle, goldene, **Verufung** auf sie 99; 2, 369.
Buntsch, **Oberst** 2, 266.
Bunzlau, **Jung-** 2, 124.
Burg, **Kircheninspektor** 2, 50.
Burmannia, holländ. **Gesandter** in **Wien** 388. 389.
Bussin, **Diplomat** 458. 460; 2, 340.

Camas, **Oberst**, **Sendung** nach **Paris** 27. 62, gegen **Clay** 161.
Carteret, **Lord** 65. 273. 353. 354, **Minister** 2, 196 ff. 218. 269. 315, 322.
Chamarre 164.

Chesterfeld, engl. **Minister** 2, 204.
Chetardie 2, 340.
Chotieborg 2, 243 ff.
Chroscyna 249.
Chrubim, **Lager** von 2, 233. 235. 242 ff.
Cutterbund 352.
Cocceji 140.
Collorede, **Graf** 443.
Comes-Doppa 2, 306.
Considerations etc., **Flugschrift** **Friedrichs** 7.
Crossen, **Sturmläden** der **Preußen** 153, **große Glode** 153.
Czirak, **Oberst** 2, 266.
Czirwitz 2, 248 ff.

Dambrißch 208.
Dehortatorium, russisches 286.
Demeneb, d. Herr. **Gesandter** 59.
Derſchau, **General** 164; 2, 106. 107. 265.
Desalleurs 2, 125. 128. 150.
Deuich, **Suzarenmajor** 2, 41. 267.
Didens **Guy**, engl. **Gesandter** in **Berlin** 32; **Kudienz** bei **Friedrich** (**November** 1740) 66 ff. 326.
Diesford 166. 246.
Disseldorf, **schottischer** 2, 321.
Döblin, **Schäufmacher** 145.
Dobruscha 2, 110.
Dohna, **General** 2, 312. 335; **Jung-D.**, **Regiment** 236.
Domkapitel zu **Breslau** 243.
Dona gratuita in **Schlesien** 113.
Dorſch, österr. **Oberamtsrat** 2, 320.
Dossow, **General** 37.
Dresden, **Stimmung** nach der **Schlacht** bei **Mollwitz** 195; **Friedrich** daselbst 2, 124.
Dumoulin, **Oberst** 246; 2, 184. 185.

Eger 2, 147. 238.
Eichel, **Kabinettsrat** 178, 192; 2, 142 ff.
Eichsfeld, **Lager** daselbst 214.
Eidesleistungen in **Breslau** 240 ff.
Elisabeth, **Großfürstin**, **Kaiserin** 2, 81. 195.
Ellgut bei **Ottmachau** 161.
Elz, **Graf**, **mainzischer Gesandter** 2, 90.
England und **Frankreich** nach **Friedrichs** **Darstellung** 28; **Subsidien** an **Österreich** 408 ff.; **Allianz** mit **Preußen** 2, 360.
Erbverbrüderung, **brandenb.-schles.**, vom **Jahre** 1537: 120 ff.
Erbedyn, **Graf** 2, 160.
Erfurt 2, 334. 335.
Esterhazy, **Regiment** 2, 158.

- Falkenberg** 249.
Fargis 2, 340.
Ferdinand I., Regierung über Schlesien 106 ff.
Ferdinand, preuß. Prinz 261.
Ferdinand, Herzog von Braunschweig 2, 11.
Festetics 202. 207. 245; 2, 186. 306.
Fibiger 2, 313.
Fisch, engl. Gesandter in Petersburg 286 ff. 331. 382.
Fleury, Kardinal, projektierte Zusammenkunft mit Friedrich 87; Gespräch mit Camas 62; Haltung bei dem Frieden 2, 326 ff.
Fontanella, österr. General 2, 107.
Formentini, Kommandant von Oßlau 160.
Franckenstein 224.
 — Kreis 2, 348.
Franz, Großherzog von Toscana 75; Kandidatur für die Kaiserwahl 2, 35, 88 ff.; Unterredung mit Yorck 83, mit Gotter 92; Oberbefehl 2, 115.
Franz Georg, Kurfürst von Trier 2, 91 ff.
Frauen, Verschwörung derselben in Breslau 234.
Fredersdorf, des Königs Kammerdiener 178. 192.
Freilitsch, Familie 220.
Freisting 2, 134.
Freinwalbau 164.
Freudenthal 2, 100.
Friedag, österr. Gesandter 134 ff.
Friederike Dorothee, Königin von Preußen 369.
Friederike Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth 59; 2, 11.
Friedewalde (St. Grottau), 204. 208.
 — in Österreich 2, 311.
Friedland bei Neisse 249. 252.
 — in Niederschlesien 224.
Friedrich I., König 134 ff.
Friedrich II. von Preußen 120 ff.
Friedrich, Prinz, Regiment 2, 187.
Friedrich von Schwedt, Markgraf 190.
Friedrich Wilhelm I. 3 ff. 194.
Friedrich Wilhelm der große Kurfürst, Verhalten zu Schlesien 128 ff.; Testament 133.
Fritsch, sächs. Diplomat 299.
Frobenius, Hauptmann 2, 177.
Fulnea 2, 183.
Fürstenstein, Diede zum, hannövr. Diplomat 19.
Garde, preussische 2, 178.
Gassion, französ. General 2, 111. 112. 114.
Gegenreformation in Schlesien 109 ff.
Gelbäuswerfen in Berlin und Breslau 241.
Geldern 417 ff. 430.
Generalstaaten, Stimmung gegen Preußen 31; Eröffnungen an dieselben 64. 65.
Georg der Fromme, Markgraf 107. 119 ff.
Georg Friedrich von Jägerndorf 124 ff.
Georg II. von England, Thronrede 1741 65; Charakter und Stellung zu Friedrich 274 ff.; österr. Subsidien 407 ff.
Gernain St., Graf 205.
Geschütz, ledernes 199.
Gesente, das 2, 313.
Gesler, General 2, 262.
 — Regiment 177. 181. 190.
Giannini, Kanonikus 2, 139 ff. 203. 208.
Gillert, österr. Diplomat 2, 61.
Gindel, holländ. Gesandter in Berlin 69. 385. 431.
Glag, Grafschaft und Festung 147. 161. 251; 2, 77. 105 ff. 202 ff. 214. 227. 266.
Glogau, Herzogtum, von Brandenburg beansprucht 128. 129. 419. 433.
 — Stadt und Festung 144. 156 ff. 167 ff.; 2, 370; Friedenskirche 157.
 — Oberamtsregierung 2, 347; Kriegs- und Domänenkammer 2, 347.
Göbding 2, 160. 178.
Goldschmid, russ. Bigattler 290.
Goly, Graf 167; 2, 4 ff. 81. 110. 216. 227. 228. 232. 292.
Gorallen 210.
Goschütz, Standesherrschaft 2, 51.
Gotter, preuß. Gesandter in Wien 79. 88; Audienz beim Großherzog Franz 92 ff.
Göttin, Lager von 258 ff.
Græve, preuß. Agent in Wien 102.
Greisau 2, 22. 31. 36.
Grenzlinie durch Schlesien 437; zwischen Ober- und Niederschlesien 2, 97; des Friedens 2, 300 ff.
Gresset 46.
Grosburg, Kirche 129.
Groschlag, Turmainz, Gesandter 60.
Grottau 177. 201. 212.
Grünberg, Thorschlüssel 155.
Grübel, kais. Ingenieur 146.
Grüningen bei Brandenburg, Lager dafelbst 265.
Grünne, österr. General 2, 107. 108.
Grüssau, Prälat von 223.
Guarini, Beichtvater der Königin von Polen 77. 298 ff.; 2, 127 ff. 333.
Gundel 2, 327.

- Gutzmar, Syndikus von Breslau 145.
229 ff. 235.
- G**
Gaag, Verhandlungen daselbst 1841
278 ff.
Gabelschwert 2, 106. 300.
Gaber 2, 240.
Gade, Graf 178.
Galenbataillone bei Mollwitz 181.
Gandel, schlesischer 113.
Gannover, militärische Maßregeln 263 ff.;
Vertrag vom 24. Juni 1741 467.
Garcourt d', französ. General 2, 327.
Garrington, engl. Minister 337 ff. 355;
2, 194.
Gaxfeld, Graf 2, 51.
Gaujionville 164.
Gautscharmoy 249; Regiment 2, 171.
186.
Gannau 161.
Geinrich, Prinz von Preußen 261; 2, 50.
125.
Geinrichau 247.
Gendel, Graf 164; 2, 52.
Genelius v. Gennensfeld 2, 313.
Gennersdorf (bei Ohlau) 181; (öfterr.
Schlesien) 2, 301. 307. 315.
Gennide, sächf. Diplomat 303. 358. 449.
455.
Germannsstadt 2, 313.
Germndorf bei Brieg 183 ff.
Gerrendorf, Hauptquartier 155.
Gerstler Angelegenheit 36.
Gessen, von England angeworben 33.
Gildesheim 362 ff. 451.
Girschberg 209. 224.
Gochberg, Graf 2, 52.
Gochhalster 286.
Göckstet, Schlacht bei 2, 130.
Gödig, Regiment 2, 311.
Gof bei Olmütz 2, 229.
Holländisch-schlesische Anleihe, s. Ge-
neralstaaten 64. 279. 82; 2, 315.
319.
Hofstein, Herzog von 157. 158. 181.
187.
— Regiment 2, 257 ff.
Homannsche Karten 2, 312.
Horion, Gesandter des Bischofs von Lüt-
tich 48.
Hohenplog 2, 307. 315.
Hrabisch 2, 102.
Huldigungen in den verschiedenen Teilen
Schlesiens 2, 337.
Husarenregimenter, neue 265; 2, 105.
- J**
Jablunkapaf 164. 172.
Jägerndorf, preuß. Ansprüche 125 ff.
174 ff.; 2, 305. 309 ff. 311 ff. 320 ff. —
Galtung der Stadt 225.
Jasmund 2, 169.
Jauernitz 2, 311. 315.
Jaygen 203.
Jeeke, General 160. 164. 172. 198; 2,
254 ff. 262.
Jenko, Auditeur 212.
Jglau 2, 130 ff. 146. 158. 159.
Jgnon, St., Oberst 2, 159.
Jlgen, Denkschrift über Schlesien 137.
Jlten, hannöb. General 263. 264; Sen-
dung nach Dresden 411.
Joachim II. von Brandenburg, Verhalten
zu Schlesien 120 ff.
Johannesthal 172. 225; 2, 311.
Johann Georg von Anhalt 134.
Johann Georg von Jägerndorf 108. 125.
Johannisberg 2, 305. 310. 311.
Jordan 178; 2, 69.
Jfenburg, Kapitän 2, 373.
Jüllich-Bergsche Erbschaft 21 ff. 36 ff.
56 ff. 100.
Jus de non appellando für die preuß.
Lande 2, 77.
- K**
Kaiserwahl, Gedanke an König Friedrich
59; Bestrebungen des Großherzogs
Franz 2, 25.
— Karl Alberts 2, 87 ff. 94.
Kalkreuth, Hauptmann 2, 162.
Kalkstein, General 170. 198. 200. 247.
— Regiment 2, 266.
Kallenberg, Gräfin 225.
Kalnein, Oberst 2, 257. 373.
Kaltete 249; 2, 16.
Kannegießer, Lorenz v. 140; 2, 301 ff.
306 ff. 315. 319. 320.
Kannenberg, Oberst 2, 183.
Karl VI., Kaiser, dessen Tod 38 ff.
Karl, Prinz von Lothringen 2, 129. 166 ff.
339 ff.
— Markgraf von Brandenburg 2, 49.
Karl Albert, Kurfürst von Bayern, An-
sprüche auf Österreich 77; beginnt Krieg
gegen Österreich 214 ff.; Marsch gegen
Wien 2, 6; Verhalten zu Frankreich
2, 6 ff.; Kaiserwahl 2, 87 ff.; Haltung
beim Frieden 2, 330 ff.; dessen Ver-
hältnisse 2, 361 ff.
Karl Leopold von Mecklenburg 292. 324.
369.
Karlau bei Reife 162.
Kartell wegen Auslösung der Gefangenen
212.
Kataster, neuer 2, 348.
Kattcher 2, 309 ff. 315. 318. 320.
Kavallerie, preussische, reorganisiert 202.
Kaysersling, russ. Gesandter in Dresden
294. 303. 305. 312.
Keiserling (Cäsarion) 12. 178.
Keller, württemb. Geheimrat 321.

Rheinhüller, Graf, Gesandter 303; **2**, 57.
 — Österr. General **2**, 118. 137. 153 ff.
 167. 238.
 Rheyf, Österr. General **2**, 306. 311.
 Rinsky, Österr. Minister 98. 228. 360.
 404. 418 ff.; **2**, 352.
 Rirchseisen, Kriegsrat 89 ff.
 Rleist, General 160. 198; Grenadier-
 bataillon **2**, 178.
 Klemens August, Kurfürst von Köln **2**,
 89 ff. 94.
 Klemens, Prinz von Bayern **2**, 95.
 Klenz, Gräfin **2**, 125.
 Knorr, Hofrat 140; **2**, 58.
 Koch, Österr. Diplomat **2**, 70. 71.
 Kotor, Fleder **2**, 181.
 Kommerzienkolleg in Breslau 114.
 Komorzan, Schloß **2**, 328.
 Kongreß, Gedanke eines solchen in Nürn-
 berg und Braunschweig 89. 90.
 Königgrätz **2**, 115. 134. 203. 204. 212.
 214. 215 ff. 230. 274. 275. 278. 281 ff.
 Königsegg, Österr. General **2**, 240 ff. 328 ff.
 Konzert, Dresdener 309.
 Koppitz 248; **2**, 15.
 Korff **2**, 155.
 Korzstisch, Oberst **2**, 261; sächs. Regi-
 ment **2**, 177.
 Kosel 249; Festung **2**, 360.
 Kottulinsky, Fähnrich **2**, 267.
 Kranowitz **2**, 187.
 Krappitz 249; **2**, 312.
 Krause, v. 224.
 Kremser **2**, 180.
 Kreuzburger Hütte **2**, 350.
 Kroaten 203.
 Krotendorf, Österr. Oberst **2**, 41.
 Kumanen 203.
 Kurland, Herzogtum 292. 324; **2**, 334.
 Kuttenberg **2**, 245 ff. 325.

Ladestock, eiserner 189.
 Lamotte, Oberst 164. 171. 173; **2**, 180.
 — Regiment 186; **2**, 160. 253 ff. 257.
 Landesbuldigung **2**, 49.
 Landgüter in Schlesien, deren Lage 115.
 Landshut 243.
 Landstron **2**, 128.
 Lassoth a. Reife 176. 177. 205.
 Lausitzer Lehne Preußens 311. 314; **2**,
 80. 293. 319.
 Ledivari, Rittmeister 204.
 Lehwald, General **2**, 259. 265.
 Leibnitz 362.
 Leinwandindustrie in Schlesien 114.
 Leipzig 258.
 Leitmeritz **2**, 124.
 Lenthe, händv. Gesandter in Wien 80.
 101. 337.

Pentulus, Österr. General 147. 212; **2**, 9.
 14 ff. 33. 60 ff. 64.
 Leobschütz **2**, 320.
 Leopold, Prinz, Regiment 168. 185; **2**,
 257. 259. 261.
 — Prinz, vgl. Anhalt.
 Lepß, General 37.
 Leubus, Kloster 207. 223.
 Leuville, französ. General **2**, 112.
 Levrier, Oberlieutenant **2**, 36. 100.
 Lichtenstein, Fürst 443; **2**, 306; erhält
 Jägerndorf 126. 129.
 — Dragoner 161.
 Lichtensteinsche Schuld 133. 136.
 Lieberkühn, Zumeister **2**, 321.
 Liegnitz 161. 243.
 Lievingstein, General **2**, 262.
 Limburg 425 ff. 30.
 Linden, preuß. Gesandter in Schweden
 393.
 Linger, Generallieutenant der Artillerie
 152.
 Linz 249.
 Lisière a. d. Reife **2**, 188.
 Lobkowitz, Österr. General 251. 252; **2**,
 241.
 Loen, sein Urteil über Friedrichs Persön-
 lichkeit 11.
 Logau, Graf 157.
 Longueil 252.
 Lorenz, der krumme 238.
 Lösch in Mähren **2**, 161.
 Löwe, Syndikus in Breslau 235.
 Löwen, Reife-Übergang 177.
 Ludewig, Kanzler zu Halle 137 ff. 140.
 Ludwig, Herzog von Braunschweig **2**, 11.
 Lüttich, Bischof von, Verfahren gegen den-
 selben 36.
 Luxemburg **2**, 134.
 Lynar, Graf 290; **2**, 124.

Mähren, Schädigung des Landes **2**, 156.
 Maillebois, französ. General 449 ff.
 Malasowsky, Rittmeister **2**, 188.
 Malavane, Hüttenwert **2**, 350.
 Maltsch, Gefecht bei 207.
 Malzahn, Oberst **2**, 261.
 Manifest, preussisches, beim Einmarsch in
 Schlesien 153.
 Mämming, Pastor 211.
 Mantuffel 59. 60.
 Maria Josepha, Königin von Polen 297.
 300.
 Marwitz, General 189. 243; **2**, 4 ff. 49.
 60. 80. 98. 185. 188.
 Massani, Oberst **2**, 58.
 Mauvertuis, gefangen 192.
 Maydelberg **2**, 307. 315.
 Mecklenburg 369 ff. 459. 460; **2**, 77.
 322. 334. 360.

- Medaille zur Guldigung 2, 53.
 Meerfay, Artilleriemajor 151.
 Mengden, Fräul. v. 285. 292.
 Menzel, Freicorpsführer 209. 223.
 Neurs, Fürstentum 2, 77.
 Michelau, Reife-Übergang 177.
 Militärmacht der verschiedenen größeren europäischen Staaten 4.
 Militärverhältnisse in Schlesien 2, 352 ff.
 Millau, Preußen daselbst 155.
 Milowit, Lieutenant 161.
 Minuzzi 2, 130.
 Müllendorf, General 2, 177.
 Mümpelgard 2, 134.
 Morgenstern 232; 2, 45. 46. 56.
 Moriz, Prinz von Anhalt 208. 230.
 — Graf von Sachsen 2, 75. 102. 115 ff. 124. 126 ff. 130 ff. 148 ff. 158. 238.
 Mortagne, französ. Offizier 2, 6.
 Mubrach, Baron 2, 52. 311.
 München 2, 154.
 Münchhausen, hannöb. Minister 357; dessen Sendung nach Berlin 1740: 19. — der jüngere, Gesandter in Dresden 265. 454.
 Münchow, Regiment 2, 171.
 — preuß. Minister 2, 317.
 Münnich, russ. Feldmarschall 284 ff.; Entlassung 294.
 Münster, Stift 411.
 Münsterberg, Fürstentum 2, 124.
 Mütschefahl, Lieutenant 177.

N
 Nadasty, österr. General 2, 181. 240.
 Namslan, erobert 160; von Kroaten besetzt 208; preuß. Besatzung 2, 185.
 Napagedl 2, 177.
 Nazmer, Oberst 203.
 Neipperg 173 ff. und sonst oft.
 Neisse, Festung 147. 434; 2, 12 ff. 25 ff.; erste Beschießung 162 ff.; projektierte Belagerung 170; weitere Befestigung 201; Kaninchenberg 201; Kapuzinerkloster 2, 9; Einnahme durch die Preußen 2, 39 ff. 56; neue Befestigung 2, 96. 97. 99; Fort Preußen 2, 97. 360.
 Nettelhorst, Oberstl. 2, 311. 312.
 Neundorf, Groß-, Lager 248; 2, 9. 13.
 Neunz 248.
 Neustadt, Oberschlesien 174. 176.
 Neutralität Hannovers 448 ff.; 2, 83.
 Niebelschütz, Familie 220.
 Niederlande, österreichische 421. 428. 430. 441; 2, 331.
 Niedersächsischer Bund 363. 364.
 Nimpfisch 224.
 Nostitz, Graf 2, 52.
 Nüßler, Geh. Rat 2, 97. 318. 320.
 Nymphenburger Vertrag 401. 437.

O
 Obermannhardsberg 2, 121. 123. 1 Obererschlesien, Stimmung der Bevölke 2, 99. 356; österr. Einfall 2, 1 Obendorf 208.
 Oberberg 173.
 Offenbach, Versammlung der altfürstl Häuser daselbst 2, 92 ff.
 Ogilov 2, 114.
 Oblau, Einnahme 160.
 Ohlen und Ableskron v., Ratsher Breslau 239.
 Osendorf, Gefecht bei 204.
 Osmütz 2, 100 ff. 124. 163. 181 ff. d'Olonne, österr. Oberst 205.
 Otschan 2, 240.
 Oppa, Fluß 2, 305 ff. 308 ff. 3 314 ff.
 Oppawica 2, 314.
 Oppeln, Ritt des Königs dahin 19 Haltung der Stadt 225; Befehl durch die Preußen 249; Oberregierung 2, 347.
 Oppersdorf bei Reife 249.
 Oranien, Prinz von 261.
 Osnabrück 370 ff. 451. 459; 2, 3 Ostein, österr. Gesandter in London 3 348 ff. 417—419.
 Ostermann, russ. Minister 285. 286. 359. 360.
 Österreich, Rang unter den Großmächten nach Friedrichs Meinung 27.
 Osterreich, Lieutenant 2, 186.
 Ostfriesland 133. 370. 371. 451. 2, 77.
 Ottmachau 161.

P
 Paderborn 371 ff. 411.
 Palsy, Graf 249. 2, 156.
 Palland, General 2, 262.
 Pappenberg, Amt 371.
 Pardubitz 2, 116. 266.
 Parlament, Anrede an dasselbe und Schlüsse 351. 357.
 Passagellnie, polnische 438. 444.
 Passau, Eroberung durch die Bayern 441; 2, 132. 134.
 Paulau 197.
 Peina, Amt 371.
 Peterwitz, österr. Lager von 245. 3 Pfalz, Kurfürst von, Vertrag mit 2, 78.
 Pflug, sächs. Oberstlieutenant 2, 1 Pfütschner, Baron 2, 136 ff.
 Philipp Karl, Kurfürst von Baiern 87 ff.
 Piasen in Schlesien 105 ff.; Auszug 130.
 Piccolomini, Kommandant von 146. 147. 160. 197 ff.

Platen, Regiment 173.
 Platho, preuß. Gesandter in Hannover
 368 ff. 378. 459.
 Podhorzan 2, 244 ff.
 Pöblnitz, Familie 220.
 Pogorell 178 ff.
 Polastron 2, 116. 121. 130. 148 ff.
 Polen, Aufregung daselbst beim Einrücken
 der Preußen in Schlessien 254.
 Politzka 2, 240.
 Poniatowski, Fürst 299. 308. 454; 2,
 124.
 Porträt Friedrichs 10.
 Posadowsky, General 159; 2, 157.
 Poser, Familie 220.
 Prag, Eroberung durch die Alliierten 2,
 114.
 Prätorius, dänischer Gesandter 257.
 Prager, Kaiser Kanonikus, dessen Tagebuch
 163 ff.; 2, 13.
 Pressburg 417 ff.
 Preußen, seine Stellung unter den Mächten
 nach Friedrichs Urteil 9.
 — West= 2, 270.
 Brittwitz, Oßer Landeshauptmann 2, 50.
 Proßnitz 2, 181. 182.
 Püdler, Graf 164.
 — Kriegszahlmeister in Brien 199.
 Putteney 352.
 Puttkamer, Oberst 209.

R
 Rampusch, Breslauer Stadtkommandant
 145. 233.
 Ratibor 173; 2, 320.
 Ratsherren in Breslau 115.
 Raufe 208.
 Nebenac, französ. Gesandter 134.
 Rechenberg, sächs. Regiment 2, 162.
 Rede des Königs an die ausziehenden
 Truppen 153.
 Redern, Graf; f. Rödern.
 Reformation in Schlessien 107 ff.
 Regimenter, die in Schlessien 152.
 Reichenbach, Graf 2, 51. 52; Heinrich
 Leopold 2, 51; Christoph Heinrich 2, 52.
 Reichenstein 2, 311.
 Reichsverfassung, Friedrichs Urteil über
 dieselbe 14.
 Reimann, Bürgermeister in Bernstadt 224.
 Reinhard, Geh. Rat 2, 45.
 Reiserwitz, Baron 163. 213.
 Reiski, Oberst 168.
 Reist, Freiherr v. 156.
 Renard, sächs. General 259. 412. 413.
 Rex, sächs. Diplomat 449.
 Rbediger, Nikolaus v. 156.
 Rheinsberg, Aufenthalt Friedrichs daselbst
 38.
 Röby, Dr. jur. 130. 131.
 Rietesel, Generalmajor 206.

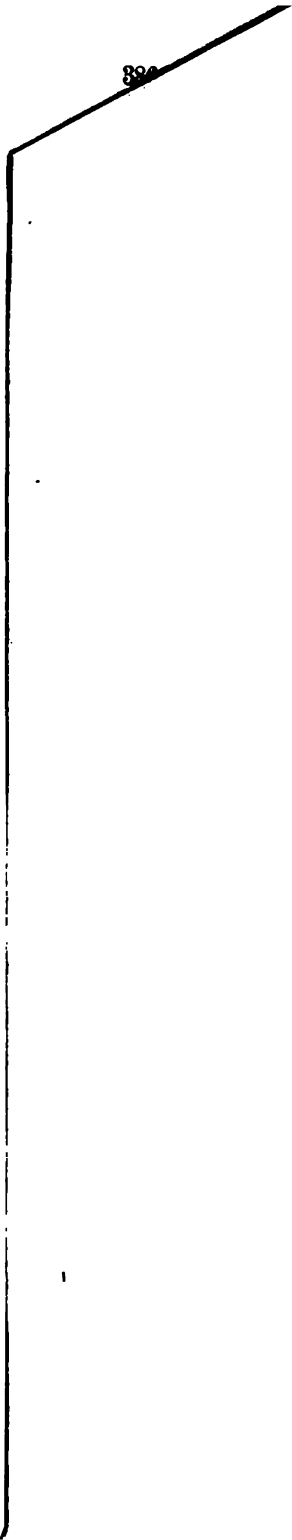
Riegliß 213; 2, 9.
 Riemer v. Riemberg 158.
 Riemertsheide 2, 13.
 Robinson, engl. Gesandter in Wien 80.
 92. 336—338 ff. 360. 416 ff.
 Rodow, sächs. General 2, 162.
 — preuß. Oberst 2, 187.
 Röder, Graf 2, 315.
 Rödern, Graf 164; 2, 52. 373.
 Römer, österr. General 176. 182 ff.
 Roßdorf 248.
 Roßwalbau 2, 311. 315.
 Roth, Ratspräsident in Breslau 239; 2, 45.
 Roth, Friedrich v., Kanzler 131.
 — österr. General 145. 147. 161 ff. 211.
 218; 2, 104. 170.
 Rothenburg, General 2, 125. 250. 262.
 Rothschild, Gesandt daselbst 202.
 Röy 2, 157.
 Rubicon, Anspielung Friedrichs auf ihn
 156.
 Rubenskiöld, schwed. Gesandter 398.
 Ruffer, Breslauer Kaufmann 2, 506.
 Rußland 432; Allianz mit Preußen 37.
 285 ff.; 2, 360; Intriguen am dasigen
 Hofe 2, 284 ff.
 Rutowski, sächs. General 2, 114. 126.
 149.

S
 Saazer Kreis 2, 333.
 Sachsen, Bündnis mit Hannover 25;
 Beteiligung am Bunde gegen Öster-
 reich 250. 390; Maßregeln Friedrichs
 gegen 256 ff.; Kaiserlandibatur 300;
 Vertrag mit Österreich 310 ff.; Annähe-
 rung an Österreich 358; Verhalten
 Friedrichs zu Sachsen 2, 34 ff.; dessen
 beabsichtigte Vergrößerung 2, 206. 207.
 211. 214. 215; Beitritt zum Frieden
 2, 289; Haltung beim Frieden 2, 333.
 — Ritter von 2, 133. 172. 175.
 Säkularisationen vorgeschlagen 2, 134.
 Sanktion, pragmatische, in Schlessien
 112.
 Salzbadlum, Besuch des Königs daselbst
 33.
 Saul, sächs. Diplomat 454; 2, 74. 124.
 125. 333.
 Schaarschmidt, Leibarzt 192.
 Schack, Oberst 2, 183.
 Schärding 2, 132.
 Schaffgotisch, Oberamtspräsident 143.
 — Domherr 2, 336. 337.
 Schellenberg, Georg und Johann 119.
 125 ff.
 Schimmel, der Mollwitzer 193.
 Schmettau, Generalmajor 172; 2, 96.
 99. 246 ff.; Feldmarschall 214; 2, 6.
 112. 113. 199 ff. 209. 244 ff. 330 ff.
 334.

- Schmiedeberg 212. 243.
 Schneider, Kaspar 2, 313.
 Schnellendorf, Klein- 2, 22 ff. 54 ff. 81. 82.
 Schnellenwalde 252.
 Schöber, Aufzeichnungen desselben 142.
 Schönaich, Graf 2, 51. 372.
 Schönning, Major 2, 261.
 Schreger, Wittmeister 207.
 Schreibendorf (Brieg) 211.
 Schubarth, Ingenieur 160; 2, 320.
 Schubarz v. 2, 201.
 Schulden, schlesische 383; 2, 280 ff. 294 ff.
 Schulenburg, General 186; Dragoner-
 regiment 166. 83.
 Schumacher 192.
 Schurgast 2, 97.
 Schülz, Feldkriegskommissar 212.
 Schützendorf 208.
 Schweden, Krieg gegen Rußland 217. 390. 392. 393. 441; Niederlage bei Will-
 mansbrand 251.
 Schweidnitz 161. 209. 211. 223 ff. 243. 244; Festung 2, 360.
 Schwerin, Feldmarschall 47; 2, 51. 52. 79; Berufung nach Rheinsberg 47 ff.;
 Ernennung zum Oberbefehlshaber 153;
 Verhalten zum König 171 ff.; besetzt
 Breslau 236 ff.; in Oberschlesien 2, 96;
 in Mähren 2, 100 ff. 163.
 — Oberstallmeister, Wahlbotschafter 2,
 93. 95.
 — Regiment 2, 252. 287.
 Schwibelt, Urteil über Friedrichs Per-
 sönlichkeit 11; in Breslau 238; Sen-
 dung Schwibelts 334. 347. 368 ff.
 420 ff. 448 ff.; 2, 3.
 Schwiebus 425.
 Schwiebuser Kreis 2, 51. 348; Retra-
 dition 134; Abtretung etc. 132.
 Sebisch, Ratspräsident in Breslau 2, 45.
 Schelles, Intendant 2, 126 ff.
 Sedendorf, österr. Gesandter 137.
 Sedenz, Oberst 2, 177.
 Sedlmicki 2, 155.
 Seegebart, Festprediger 2, 259.
 Seeligmacher, die 109.
 Seemächte, Note derselben an Preußen
 281 ff. 377. 384. 403 ff.
 Segur, französ. General 2, 112. 118. 129 ff.
 Seherr-Thob, österr. General 2, 102. 103. 155.
 Sehuschütz, Park von 2, 253 ff.
 Sechow, Oberst 2, 177.
 — Regiment 2, 177.
 Selowitz 2, 160. 170.
 — Programm von Selowitz 2, 208. 214.
 Sinzendorf, Hofkanzler 94. 97 ff. 419 ff.
 2, 58.
 Sinzendorf, Kardinal Fürstbischof von
 Breslau 164; 2, 336.
 — österr. General 2, 102.
 Strbenzky 2, 306.
 Stronsko, Gutbesitzer 154.
 Sodrinsky, Oberst 2, 188.
 Solms, Graf 294. 312.
 Sommersberg, v. 2, 45. 46.
 Staatschatz, preussischer 4.
 Staatschriften in der schles. Sache 140.
 Stainville 2, 16. 70. 328.
 Stair, engl. Minister 2, 270. 277. 322. 331.
 Stände, schlesische 111 ff.; 2, 47 ff.
 Starhemberg, österr. Minister 92. 418 ff.
 Stechow, Oberst 176.
 Steinau in Oberschlesien 176. 225.
 Steinberg, Graf 2, 83.
 Sternberg, Graf 218. 228.
 Steuerverfassung, schlesische; Steuer-
 verhältnisse 233; Reform 2, 348.
 Stille, General 2, 125. 265.
 Stockerau 2, 157.
 Stolberg, Graf 363. 364.
 Stofsch, Familie 220.
 Strehlen, Lager daselbst 206 ff. 410 ff.;
 Eidesleistung 243.
 Sweeny, G. M. v. 156. 166.
 Sydow, Hauptmann 2, 286. 287; Re-
 giment 2, 177.
 Talspatschen 203. 204; 2, 186.
 Teisung Preußens, Plan einer solchen
 304. 332 ff.
 Tencin, Kardinal 2, 340.
 Terzv, österr. General 2, 101.
 Teschen 225.
 Thiele, Regierungsrat 2, 348.
 Thulmeyer, Minister 24.
 Töpliwoda 247.
 Töring, Graf 215; 2, 112. 132.
 Traum des Königs, auf Schlesien hin-
 deutend 155.
 Trend, Freicorpsführer 210. 211.
 Trenenbrieten 262.
 Trevor, engl. Gesandter im Haag 279 ff.
 382.
 Trips, Oberst 201. 205. 206.
 Troja 2, 114.
 Troppau 252; 2, 23. 100. 305.
 Troppowitz 2, 313.
 Troppowitzer Wasser 2, 306.
 Truchseß, Graf v. Waldburg, Sendung
 nach England 27. 324. 327; Briefe
 an ihn 35; im Kriegsdienste 2, 99.
 155. 161.
 Truppen, schles., Stärke derselben 152. 157.
 Tscherbatoeff, russ. Gesandter in London 66.
 Tyrnau 2, 171.

Register über beide Bände des Werkes.

- Überschwemmungen in Schlesien** 428.
 Ulfefeld, Graf 443.
 Manen 203; **2**, 188.
 Ungarn für Maria Theresia 442; Insurrektion **2**, 155.
 Utterodt, sächs. Gesandter in Hannover 275 ff. 346 ff.
- Valori**, franzöf. Gesandter 63. 251. 322. 333. 390 ff. 446; **2**, 130 ff. 150 ff. 218. 325.
 Varenne, Marquis **2**, 36.
 Villiers, engl. Gesandter in Dresden 306 ff. 317.
 Viner 351.
 Wippach, Familie 220.
 Vodel, Geheimrat **2**, 97.
 Voigt, Oberst 247.
 Volkmann, Stephan, Provisor in Leubus 207.
 Voltaire 38; **2**, 327.
- Walban**, Alts, Regiment **2**, 254 ff.
 Waldenburg 209. 224.
 Wallis, General 143. 157 ff.; gefangen 169.
 Wallrave, Ingenieur 199. 200; **2**, 41. 96.
 Walpole, Robert, Minister 30. 271 ff. 328 ff. 349; sein Sturz **2**, 194 ff.; im Haag 29. 328.
 Wanzen 201.
 Wartenberg, (Polnisch-), Herrschaft 287.
 Wartenleben, Graf 178. 187. 193; **2**, 125. 136. 150.
 Wartha **2**, 266.
 Wasner, österr. Gesandter **2**, 16. 59. 70. 210. 329.
 Wechmar, Major **2**, 245.
 Wedell, General **2**, 258.
 Wegnahme schles. protestant. Kirchen 109.
 Weidenau 170. 171; **2**, 308. 309. 310. 315.
- Weisenfels, Herzog von, sächs. **2**, 333.
 Weiswasser **2**, 308.
 Werdeck, General **2**, 261; Dragonerregiment **2**; 258.
 Wesel, Zusammenkunft Friedrichs mit Camas daselbst 28. 34.
 Wesenbeck, Rittmeister 208.
 Wiedenband für den österr. Prinzen 230.
 Wilhelm, Prinz von Preußen **2**, 49; dessen Regiment **2**, 254 ff.
 Wilhelm, Markgraf 190.
 Willich, Oberst **2**, 285.
 Winterfeld, Oberst 202. 287; **2**, 237. 240.
 Wischau **2**, 145. 180. 212.
 Wisneritz **2**, 181.
 Wittenberg 258.
 Wittiber 243.
 Woitz 247. 248.
 Wratislaw, Graf 303; **2**, 57.
 Würbenthal **2**, 313.
 Wurm, Oberst 202.
 Wutgenau 233. 237.
- Zastrow**, Hauptmann 164.
 Zeitungen in Breslau 232.
 Ziegenhals 170 ff.; **2**, 301. 311.
 Ziegler, Regierungsrat **2**, 348.
 Zietzen, Lieutenant 167. 202; **2**, 157.
 Znaym **2**, 143 ff. 157 ff. 161.
 Zobten, Gefecht 209. 210.
 Zöhrer, österr. Agent 414.
 Zuckmantel 167. 170. 171. 172. 225; **2**, 301. 309.
 Züllig 225.
 Zweibrücken, Herzog von, projektirte Heirat 34.
 Zwitterau **2**, 240.
 Zwitterau **2**, 102.



890



Druck von Friedr. Waber, Verleger in Moskau.





